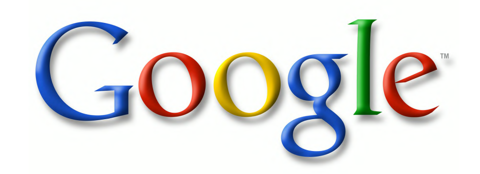
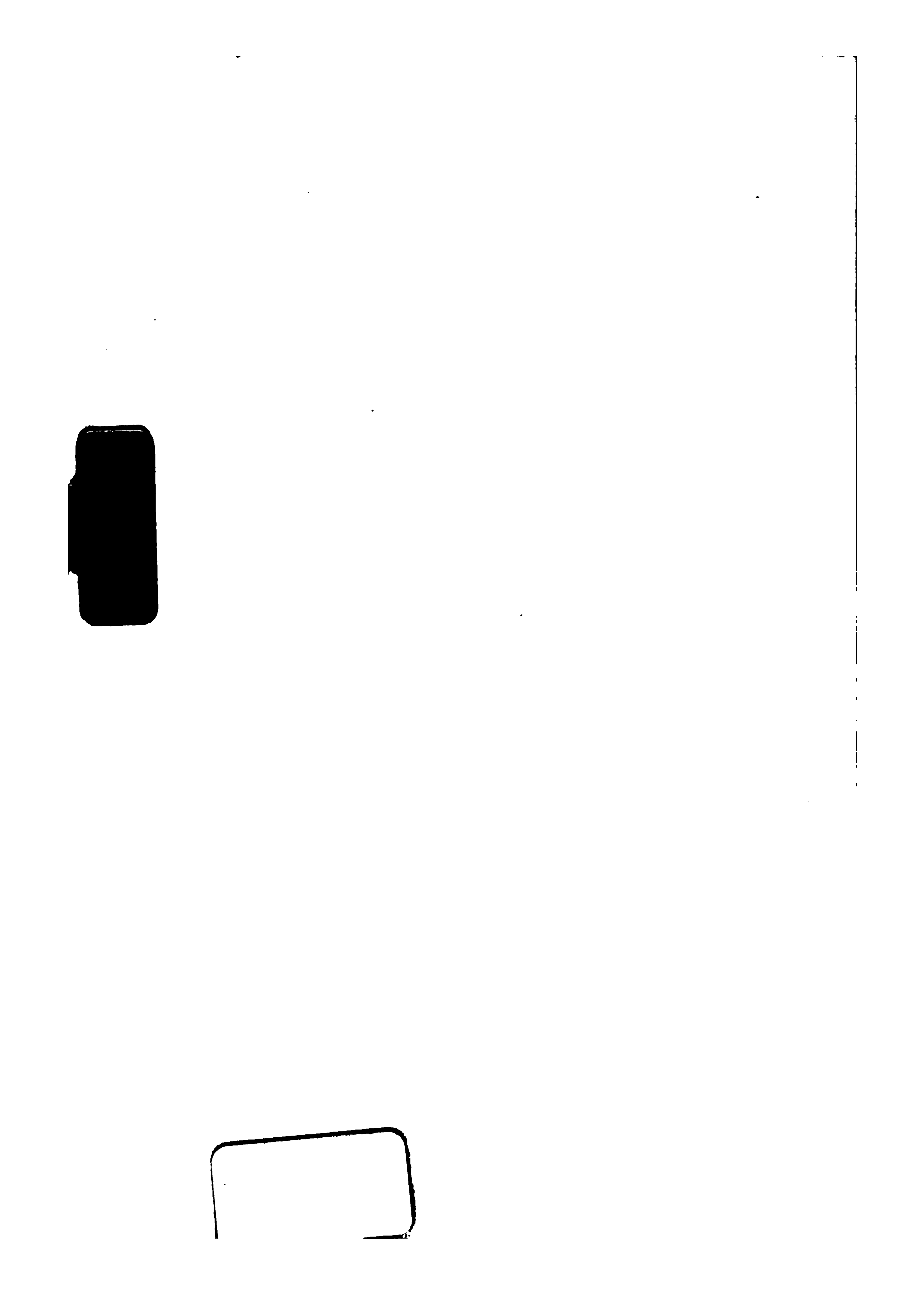



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07493450 0



NFC

Deutsche Dichter und Denker.

Geschichte der deutschen Literatur
mit
Probensammlung zu derselben.

Für
Schule und Haus
bearbeitet von
Dr. Friedrich Sehrwald.

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage.

Erster Band.

Altenburg.
Druck und Verlag von Oskar Bonde.
1880.



Prof. Mossdorf gez.

Deutsches Dichten, Deutsches Denken — von dem Belt zur Adria,
[illegible]sche Sitte, Deutsches Leben — schirme sie Germania!

Geschichte

der

deutschen Literatur.

Für

Schule und Haus

bearbeitet

von

Dr. Friedrich Sehrwald.

Altenburg.

Druck und Verlag von Oskar Bonde.

1880.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche der ersten in 5000 Exemplaren verbreiteten Auflage unseres Werkes zu Theil wurde, legte dem Verfasser und Verleger die Pflicht auf, alles, was in ihren Kräften stand, zur weiteren Vervollkommnung des Buches beizutragen.

In Folge dessen hat dasselbe verschiedene, nicht unbedeutende Aenderungen erfahren. Zunächst erschien es uns geboten, eine für den Schul- und Hausgebrauch ausreichende geschichtliche Uebersicht über den Gang unserer Literatur von ihren ersten Anfängen bis in unsere Tage hinzuzufügen. Sollten unnöthige Wiederholungen in derselben verhütet werden, so mußte das Material der früher in alphabetischer Ordnung auftretenden Biographien in die Geschichte der Literatur verarbeitet werden. Hatten wir in der ersten Auflage nur die letzten 150 Jahre unserer Literatur berücksichtigt, so erstreckt sich die gegenwärtige zweite Auflage über den ganzen Zeitraum der deutschen Literaturgeschichte. Neben den Dichtern haben wir auch jetzt die hervorragenderen Denker in unsere Darstellung hereingezogen, so daß unsere Literaturgeschichte nicht nur eine Geschichte der deutschen Dichtung, sondern bis zu einem gewissen Grade auch eine solche der deutschen Wissenschaft und Philosophie geworden ist. Da wir mit den einzelnen Biographien früher eine Sammlung ausgewählter Proben aus den besprochenen Schriftstellern verbunden hatten, so haben wir, jedoch in einer vorsichtigen, dem Zweck des Buches entsprechenden Weise, auch jetzt die größten deutschen Dichter und Denker, aber nun aus allen Zeiten und in eine besondere zweite Abtheilung vereinigt, in ausgewählten Stellen ihrer Werke unmittelbar redend eingeführt.

Noch erübrigt es, ein Wort über unsere Geschichte der deutschen Literatur hinzuzufügen. Wir haben dieselbe in acht Perioden geschieden, deren Bezeichnung neu ist und sich, wie wir hoffen, als zweckmäßig erweisen soll. Jeder Periode schicken wir eine culturhistorische Uebersicht voraus, welche in den Geist der betreffenden Zeiten einzuführen bestimmt ist. Da unsere Literatur in stetem Wechselbezug zu denen des Alterthums und der modernen Nachbarvölker gestanden hat, so glaubten wir auf dieses Abhängigkeitsverhältniß, das für die Entwicklung unseres Geisteslebens vom größten Einfluß gewesen ist, gebührend hinweisen zu müssen. Innerhalb der einzelnen Perioden haben wir den Stoff nach dem jeweiligen Bedürfniß, nach verschiedenen Eintheilungs-

gründen, aber nie ausschließlich nur nach den Hauptdichtungsgattungen gruppirt. Der zusammenhängenden geschichtlichen Darstellung sind eine Reihe Vorbemerkungen vorausgeschickt, in denen Begriffe und Gesichtspunkte entwickelt werden, die sich uns für das Studium unserer Literatur förderlich erwiesen haben. Dieselben geben auch über den Geist Rechenschaft, in welchem das ganze Unternehmen durchgeführt ist.

Mit vorstehenden Worten ließ der Verfasser die erste Abtheilung des der Geschichte unserer Literatur gewidmeten Bandes vor die Oeffentlichkeit treten. Zu seinem großen Bedauern war es ihm aber nicht vergönnt, das begonnene Werk selbst zum Abschluß zu bringen. Er hatte die Darstellung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe soeben bis zum ersten Absatz auf Seite 481 geführt, als ihn ein schweres Augenleiden nöthigte, die Feder aus der Hand zu legen. Dem Herrn Verleger weiß er sich zu großem Danke verpflichtet, daß derselbe alsbald nach einer frischen und geeigneten Kraft suchte, der die Vollendung der rückständigen Theile anvertraut werden konnte. Herr Dr. Julius Riffert in Leipzig ließ sich bereit finden, unter möglichster Einhaltung der vom Verfasser getroffenen Einrichtung und Eintheilung die Geschichte unserer Literatur wie die bereits ebenfalls weit vorgeschrittene Probensammlung zu Ende zu führen. Sollte nun aber eine gewisse Ungleichheit der Bearbeitung entstanden sein, so bittet der Verfasser, dieselbe unter Berücksichtigung der mitgetheilten Umstände gütigst entschuldigen zu wollen. Was die kürzere Behandlung der älteren Zeiten betrifft, so ist dieselbe dadurch einigermaßen wieder ausgeglichen worden, daß in die Probensammlung gleichsam zur Ergänzung der entsprechenden Partien der Literaturgeschichte von fast allen größeren mittelalterlichen Epen eine ausreichende Inhaltsübersicht aufgenommen worden ist. Ueberhaupt bietet die Probensammlung durch ihre Mottos, Selbstbekenntnisse und Urtheile ein so reiches literarhistorisches Material, daß der gebildete Leser nach den verschiedensten Seiten erwünschten Aufschluß nicht vermissen wird.

Möge dem Buch auch in seiner neuen Gestalt der Beifall des Publikums nicht fehlen.

Eisenach, den 24. März 1884.

Dr. Friedrich Sehrwald.

Inhaltsübersicht.

Fünfte Periode.

Sechste Periode.

Siebente Periode.

Achte Periode.

Die Zeit des national-politischen und wissenschaftlichen Aufschwungs
(1813 bis zur Gegenwart).

Seite

II. Fortwirken des Romanticismus.

1. Jüngere Romantiker und Nachzügler derselben.

2. Der Orientalismus.

3. Satire und Humor.

4. Religiöse Dichtung.

5. Germanistische Richtung.

6. Der wissenschaftliche Aufschwung.

III. Der national-politische Aufschwung.

1. Dichter der Freiheitskriege.

2. Die liberale Agitation in der Dichtung.

3. Local-patriotische Dichtung.

4. Dialekt-Dichtung.

Seite

5. Reichspatriotismus.

6. Sittlich-historische Dichtung.

Erste Abtheilung.

I. Vorbemerkungen.

II. Systematische Darstellung der Geschichte der deutschen Literatur.

I. Vorbemerkungen.

1. Kaum ein Zweig der historischen Wissenschaften erfreut sich gegenwärtig einer solchen allgemeinen Pflege und Theilnahme als die Geschichte unserer National-literatur. Sie ist wesentlich eine Schöpfung unseres Jahrhunderts. Doch reichen ihre ersten Anfänge auch in jenes bedeutungsvolle Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts hinein das Goethe nicht mit Unrecht als einen „geistigen Frühling“ bezeichnet hat. Damals ist der vaterländische Sinn bei uns in einer Stärke erwacht, daß er seitdem sich nicht wieder hat zurückdrängen und eindämmen lassen. Die Zeit der Freiheitskriege hat ihn dann zu einem Strom mächtiger Begeisterung anschwellen sehen. Während der französischen Fremdherrschaft hat unser Volk Trost und Aufrichtung in der Anschauung seiner großen Vergangenheit gesucht und gefunden. Mochte zeitweilig auch das Mittelalter von katholisirenden Romantikern überschätzt werden, heute kann es nicht wieder kommen, daß es unterschätzt werde, und an die Stelle tendenziöser Lobpreisung ist wahres geschichtliches Verständniß getreten. Mit Stolz und Freude darf der Deutsche auf seine Literatur blicken, denn er weiß, daß die endlich errungene politische Einheit und unseres Volkes neu erstandene politische Macht nur die Folge des Bandes geistiger Einheit ist, welches unsere Literatur bereits im vorigen Jahrhundert um alle Völker deutscher Zunge geschlungen hatte, und daß die Machtstellung, die im Reiche des Geistes auch fremde Nationen uns zuerkennen, unsere Literatur begründet und gesichert hat. So kann auch heute über Werth und Bedeutung der Geschichte derselben kein Zweifel mehr walten. Sie gilt zudem als das wichtigste Glied der Culturgeschichte unseres Volkes, denn nirgends sehen wir, wie hier, den Gang, den die Entwicklung deutschen Geistes und Lebens genommen hat.

2. Es ist vorzugsweise ein Verdienst der Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm, daß eine ganz neue Wissenschaft, das deutsche Sprach- und Alterthumsstudium, auf unseren Universitäten Sitz und Ehren gewonnen hat und wir bereits eine stolze Reihe von Namen zählen, die das Werk jenes nicht genug zu preisenden Bruderpaares weiter geführt haben. Wer heute Zeit, Fleiß und Kraft der Erforschung unserer Sprache und der Vergangenheit unseres Volkes überhaupt zuwendet, hat nicht mehr zu befürchten, übersehen oder bespöttelt zu werden. Wir wissen unsere „Germanisten“ zu schätzen und die deutsche Philologie ist eine ebenbürtige und gleichberechtigte Schwester der altklassischen geworden. Freuen dürfen wir uns aber auch, daß unsere deutschen Sprachgelehrten und Alterthumsforscher das Studium unserer Literaturgeschichte, und nicht etwa blos der mittelalterlichen Zeiten, mit Eifer und Liebe in die Hand genommen haben und daß sich wohl kaum eine Universität deutschen Landes jetzt noch findet, auf der nicht alljährig wenigstens ein Collegium über deutsche Literatur-

geschichte zu hören wäre. Ja, was ganz besonders mit Genugthuung erfüllt, die Forscher in griechischer und römischer Literatur haben sehr oft ihr Studium nicht minder eifrig unserer Literatur zugewendet; von Theologen und selbst Juristen sind schätzenswerthe Beiträge zur Aufklärung der Geschichte unseres Geisteslebens gekommen und Philosophen ersten Ranges schreiben oder lesen über Goethe's Faust und Lessings Nathan, über Lessings, Goethe's oder Schillers Leben und ihre Werke und Alles, was Kraft und Kenntnisse genug besitzt, ist seiner Seits bestrebt, unsere großen Schriftsteller und ihre unsterblichen Werke unserem Verständnisse und unserer Theilnahme näher zu rücken.

3. Insofern unsere Literatur in ihrem letzten Grunde der Ausfluß unseres individuellen Volkscharakters ist, gehört es nothwendig in eine Darstellung derselben, ein Bild dieses eigenthümlichen Volkscharakters aufzustellen. Es gilt, sich genau bewußt zu werden, was da im besten Sinn des Wortes Deutsch ist. Denn „es rührt und stimmt heiter, wenn wir in der Urzeit genau denselben Herzschlag erkennen, der noch uns die wechselnden Gedanken der Stunde regelt“, wie Gust. Freytag so schön sagt. Unser Volkscharakter aber wird ein Erbtheil sein, das wir aus unserer asiatischen Heimat, dem ursprünglichen Wohnsitz des indogermanischen Sprachstammes, mitgebracht haben. Nachdem unsere Urahnen in der Mitte Europas zwischen Kelten und Slaven sich niedergelassen hatten — vielleicht von den skandinavischen Küsten herunter an die der Ost- und Nordsee ziehend, von da landeinwärts sich ausbreitend und jene beiden verwandten Stämme westlich und östlich wie ein Keil auseinander treibend —, mögen sie lange Zeiten hindurch ein Leben geführt haben, das den großen Culturvölkern des europäischen Alterthums unbekannt blieb. Den Griechen Pytheas von Massilia nennt man als den Ersten, der Deutsches Land gesehen und so für das Alterthum gewisser Maßen entdeckt hat. Dann haben Cimbern und Teutonen auf ihren Wanderzügen den Römern den ersten Schrecken vor Germanischen Waffen eingejagt. Cäsar ist mit Deutschen Stämmen in nähere Berührung getreten und wir freuen uns noch heute der stolzen Abfertigung, die ihm der Suevenfürst Ariovist hat zukommen lassen. Seitdem aber lichtet sich allmählich immer mehr der Schleier, der über der Vergangenheit unseres Volkes liegt, aber noch sind es nur Römer, denen wir Nachrichten über dieselbe verdanken. Ja der große, heute noch bewunderte römische Geschichtschreiber Tacitus hat den Charakter und die Sitten unserer Vorfahren seinen entarteten Landsleuten als einen Spiegel vorgehalten. Indem er ihnen zeigen wollte, wie sie werden und sein müßten, entrollte er ihnen das Bild der einfach und der Natur treu gebliebenen, tapferen Germanen. Darum ist seine „Germania“ ein Buch, das uns mit gerechtem Stolz erfüllen kann. Auch danken wir es diesem Römer, daß er uns eine Charakteristik Armins, des ersten Befreiers Deutschlands von römischer Herrschaft, hinterlassen hat, in dem Freiheitssinn und Vaterlandsliebe, Heldenmuth und Frauenliebe in schönster Weise vereinigt sind. Im Siegfried der Sage und des Nibelungenliedes erscheint dann das Idealbild des deutschen Jünglings ausgeführter wieder, die heldenmäßigste Tapferkeit und treugläubigste Arglosigkeit im Bunde mit der reinsten und zartesten Liebe. Von unseren großen Sängern des Mittelalters ist aber namentlich Walther von der Vogelweide nicht müde geworden, deutsches Land und deutsche Art zum Theil in Hinblick auf wälschen Trug und römisches Pfaffentreiben zu preisen. In Luther erstand dann ein Mann, der wie in einem Brennpunkt alle edlen Eigenschaften unseres Volkscharakters, zumal die sittlichen, vereinigte und uns auf kirchlichem Gebiete uns selber wiedergab. Er gilt uns als der echte deutsche Mann, wie kein Anderer und ist nach Arminius der zweite große Befreier von Rom. Aber es kamen Zeiten, da deutsches Wesen den Spott der Nachbarvölker erfuhr und Deutsche sich

selbst der deutschen Sprache, Art und Sitte schämten. Aus dieser tiefen Erniedrigung haben uns erst unsere großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts erhoben. Sie haben nicht weniger die Herrschaft des Ausländischen gestürzt und uns mit vaterländischem Sinn neu erfüllt, als der französisch redende und schreibende große Preußenkönig es auf dem Schlachtfelde gethan hat. Zumal Lessing und Schiller sind Deutsche im besten Sinne des Wortes gewesen, auf die wir mit besonderem Stolz und Hochachtung blicken und um derentwillen wir uns in alle Zeiten freuen dürfen, „Deutsche mit Deutschen zu sein". Wie am Beginn unserer christlichen Zeitrechnung der Römer Tacitus seinen Landsleuten ein Bild unseres Volkscharakters in seiner Germania entworfen hat, so hat am Beginn dieses Jahrhunderts, als Deutschland unter dem Drucke der Napoleonischen Herrschaft seufzte, ein Weib von seltener Art, aber auch wieder eine Fremde, die Frau von Stael, unseren Charakter und unser Geistesleben in ihrem Buche über Deutschland (de l'Allemagne) gezeichnet, das viel eifriger bei uns gelesen werden sollte, als es leider zu geschehen scheint. Diese Frau hat um unserer Literatur willen, die sie mit größter Bewunderung erfüllt hatte, zu einer Zeit, wo viele deutsche Männer an aller Rettung verzweifelten, mit prophetischer Bestimmtheit es ausgesprochen, daß wir das Joch der Fremdherrschaft abschütteln und bald wieder ein freies Volk sein würden. Als dann endlich die Stunde der Befreiung wirklich schlug, da hat unser Volk Armins und Siegfrieds und Luthers sich erinnert und Männer sind aufgetreten, die den Besten aller früheren Jahrhunderte nicht nachstanden. Wenn wir etwa an Arndt und Fichte erinnern, so soll dies nicht heißen, daß sie die Einzigen gewesen wären, die wir nennen könnten, da umgekehrt eine große Anzahl Anderer auf gleichen Ruhm Anspruch hat. Ist aber unsere Literatur zu irgend einer Zeit sich des deutschen Wesens treu bewußt gewesen, so in unserem Jahrhundert seit den Freiheitskriegen und vor und nach der glorreichen Zurückweisung der letzten französischen Herausforderung und der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Denn unsere Geschichtschreibung hat in dieser Zeit einen Aufschwung genommen, der alle früheren Erwartungen weit übertrifft. Sie ist das Palladium vaterländischen Sinnes geworden. Sie hat uns nicht nur das Verständniß unserer Vergangenheit und damit das unseres Volkscharakters in seiner geschichtlichen Entwicklung vermittelt, sie allein ist auch die rechte Prophetenstimme auf unsere politische Neugeburt gewesen. Und wenn auch früher nach allen großen Erhebungen gar bedauernswerthe Rückschläge erfolgten und wenn heute selbst ein nicht unbeträchtlicher Theil des Volkes in ultramontanen und socialdemokratischen Anschauungen befangen auf Nichts Geringeres sinnt, als auf den Umsturz dieses neuen Reiches selbst, wir hoffen das Beste, und zumeist um unserer Geschichtsforschung und um unserer Wissenschaft willen, die einsichtsvolle deutsche Regierungen nicht mehr fürchten, sondern als die besten Rathgeberinnen zu befragen nun schon sich gewöhnt haben.

4. Es zeigt sich aber unser Volkscharakter, wo er, wie in den genannten großen Männern, in seiner schönsten Entwicklung auftritt, als eine Vereinigung von tiefem Gemüth mit tiefem Geist. Mit tiefem Gemüth erfassen wir Gott und Menschenleben, stellen wir uns in den Dienst der höchsten Ideen und unserer Mitmenschen, üben wir Treue an Fürst und an Freund und Angehörigen, zollen wir dem Weibe eine Verehrung, die kaum ein anderes Volk kennt, hangen wir am heimatlichen Boden und den Spielstätten unserer Kindheit, kämpfen wir für Vaterland und Freiheit, lassen wir Leben, Künste und Natur auf uns wirken. Unser Geist aber strebt die tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust nicht minder, als die des Weltalls zu ergründen; in Allem und Jedem suchen wir die ewigen Formen, nach denen das Einzelwesen ins Dasein getreten ist, und verknüpfen das Besondere so mit dem Allgemeinen und legen

an alles Endliche den Maßstab des Ewigen, Göttlichen und Idealen; für die Wahrheit und ihre Erkenntniß opfern wir Leben und Kraft und üben eine Entsagung oft bis zur Verleugnung aller irdischen Triebe und Ansprüche; in unser Denken ziehen wir nicht nur herein, was von unserem Volk ausgeht, sondern, als ob wir auf der Warte aller Zeiten und aller Völker ständen, was nur irgend Großes und Wissenswerthes von Menschen ausgegangen ist und ausgeht, und indem wir so Eigenes und Fremdes mit gleicher Liebe und Hingabe erfassen, arbeiten wir den Begriff und das Bild des wahren Menschen heraus, wie es erst der allseitigsten historischen und anthropologischen Betrachtung möglich ist. Das Wort, das wir bei einem römischen Dichter finden: „Nichts Menschliches liegt mir fern (nihil humani a me alienum est)", es ist das rechte Wort, mit dem wir unser wissenschaftliches Denken bezeichnen dürfen. Erfüllt uns aber eine solche Innigkeit und Tiefe des Gemüthslebens, üben wir in steter Sinnigkeit eine solche Energie des Gedankens, beseelt uns ein solches Interesse für alle Formen und Gestalten des Menschendaseins und Lebens, dann begreifen wir wohl auch, warum unsere Literatur die höchste Schöpfung unseres Volksgeistes und in derselben wieder unser Volk nicht minder groß durch seine Dichtung als seine Philosophie hat werden können. Ja unser Volk ist nicht blos groß durch seine Dichter, es ist auch, wie man oft gesagt hat, ein Volk von Denkern, und es hieße unsere Geschichte und unser Leben, aber auch das eigentliche Wesen unserer Geistesentwicklung gänzlich verkennen, wenn wir der Gedankenarbeit unseres Volkes in seiner Philosophie minderes Interesse schenken wollten, als seinen dichterischen Schöpfungen. Ist es aber von diesem Standpunkte aus nicht wohlbegreiflich, warum wir Schiller gerade, und zwar fast einstimmig, zu unserem Liebling erhoben haben, der nicht weniger groß als Dichter wie als Philosoph war? Am Platze mag es daher sein, hier eine Stelle aus W. v. Humboldts Abhandlung über den Gang von Schillers Geistesentwicklung anzufügen: „Die tiefere und wahrere Richtung im Deutschen liegt in seiner Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkte aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in alles Einzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und funkenweckenden Brennpunkt bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt und wird die Rückwirkung auf die Veredelung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider sein kann. Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen flieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht

zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objecte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellectuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen".

5. Es scheint uns aber geboten, an dieser Stelle einige allgemeine Bemerkungen über unsere Dichtung hinzuzufügen. Alle Dichtung ist an die Sprache gebunden, die das ganze Volk in einer gewissen Zeit spricht; sie bewegt sich in gewissen äußeren Formen, die wir als specifisch dichterische Merkmale anzusehen pflegen; sie arbeitet allmählich als Spiegel verschiedener Arten der Weltauffassung und der dichterischen Stimmung besondere Dichtungsgattungen heraus, deren Auftreten und Blühen mit den Entwicklungsstadien der Literatur gleichen Schritt zu halten scheint; diese Entwicklung selbst hängt von einer Reihe fördernder Momente ab, erscheint zeitweilig an gewisse Stände und Orte gebunden und bedingt selbst wieder die gesellschaftliche Stellung der Dichter und Sänger, wie den Charakter der Poesie als volks- oder kunstmäßig; der Gehalt der letzteren aber wurzelt in denselben geistigen Factoren und entströmt denselben Quellen, aus denen das höhere Leben eines Volkes und einer Zeit überhaupt fließt.

6. Fragen wir nach der Originalität unserer Dichtung und somit auch nach der unserer Literatur, so müssen wir zunächst mit größter Bestimmtheit erklären, was schon aus dem Obigen von selbst sich ergeben haben wird, daß die Gabe des Gesanges seit urältesten Zeiten in einem besonderen Grade unserem Volke innewohnt und daß in seinem eigenthümlichen Charakter, der tiefen Innerlichkeit und Idealität, auch die wesentlichsten Bedingungen zu einer erfreulichen Entwicklung dieser Anlage ihm schon mitgegeben waren. Für die allerältesten Zeiten kann von einer fremden Einwirkung auf unsere Poesie schlechterdings keine Rede sein. Wenn wir aber von den Jahrhunderten ab, die schon im Lichte der Geschichte stehen, eine fast immer wiederkehrende Rücksichtnahme auf fremde Muster und Vorbilder finden, so sind wir doch weit davon entfernt, unserer Dichtung die Originalität absprechen zu wollen. Unser Volk hat seine Bildung allerdings zum nicht geringen Theil in einem Ringkampf mit den großen Literaturen des Alterthums und der Neuzeit gewonnen, aber diese Nachahmung und Ueberleitung des Fremden hat für dasselbe keine andere Bedeutung gehabt, als daß es den Blick auf das Große aller Zeiten immer offen zu erhalten sich gewöhnt, seine Sprache nach allen Seiten tiefer ausgebildet und für die Anwendung aller Formen und Gattungen geschickter und fähiger gemacht und durch die Aufnahme des Fremden sein eigenes Wesen zum allgemein menschlichen hinaufpotenzirt hat. Sowohl für das gesammte Volk, wie für den Einzelnen ist die Uebersetzungskunst geradezu eine Schule geworden, der an Werth keine andere gleich kommen mag. Und welcher unserer großen Dichter wäre nicht durch diese Schule gegangen? Wodurch läßt sich tiefer in ein fremdes Schriftwerk überhaupt eindringen als durch eine auf alle Eigenheiten und Feinheiten des Originals liebevoll eingehende Uebersetzung in die Muttersprache? Warum blüht bei uns das Verständniß der alten griechischen und römischen Dichtkunst, warum kommen unseren Erklärern Dante's und Shakespeare's die keiner fremden Nation gleich? Als große, bedeutungsvolle Wegweiser stehen daher am Eingang des Mittelalters und der Neuzeit zwei Uebersetzungen der Bibel, die gothische des Ulfilas und die neuhochdeutsche Luthers. Soviel wir aber übersetzt und nachgeahmt haben, so haben wir doch dem von Auswärts entlehnten Stoffe stets den Stempel unseres Charakters und Geistes so aufgedrückt, daß das Fremde ganz nur als unser Eigenthum erscheint. Und so weit sich die Goethe'sche Iphigenia von der Euripideischen unterscheidet, so weit ragt unsere Literatur an höherem, edlerem Gehalt überhaupt über die anderer Nationen hervor und

ist in ihren besseren Leistungen, die ja allein nur hier in Frage kommen können, eine durchaus ureigne und originale deutsche Schöpfung.

7. Unser Volk hat aber nicht nur durch Uebersetzungen in fremden Geist und Sprache einzudringen gesucht, es hat sich die fremden Idiome, zumal das Lateinische, in einer bewunderungswürdigen Weise zu eigen zu machen gewußt. Im Mittelalter war es freilich der Zusammenhang mit Rom, der zu einer mehr als wünschenswerthen Anwendung der lateinischen Sprache führte, die von den Karolingerzeiten bis tief in das 18. Jahrhundert hinein fast allgemeine Gelehrten- und Diplomatensprache blieb. Aber nicht nur Werke der Wissenschaft sind Seitens deutscher Schriftsteller in lateinischer Sprache abgefaßt worden. Zu den Zeiten, da die Dichtkunst ganz nur in den Händen der Geistlichen lag und diese auch die einzigen Repräsentanten höherer Bildung waren, sind sogar einzelne Stoffe unserer vaterländischen Sage in lateinischen Versen behandelt worden, wie das Waltharilied, das uns Scheffel in seinem Ekkehart wieder in unsere Sprache zurückübersetzt hat. Selbst das durch und durch deutsche Thierepos ist in lateinische Hexameter gebracht worden. Im 15., 16. und 17. Jahrhundert trat aber ein neuer Grund hinzu, dem Studium der lateinischen Sprache auf das Fleißigste sich zu widmen. Damals, in der Renaissancezeit, galt es geradezu mit den Römern einen poetischen Wettkampf in ihrer eigenen Sprache zu bestehen. Und was damals einzelne Deutsche in lateinischen Dichtungen geleistet, verdient, wenn immerhin wir die Verschmähung der heimischen Sprache rügen müssen, die größte Auszeichnung. Selbst ein Herder hat dieser neulateinischen Poesie seine Anerkennung nicht versagen können und in seiner Terpsichore uns den Dichter Balde, den Zeitgenossen des unglückseligen Dreißigjährigen Kriegs, in einfach deutschem Gewande geschenkt. Lateinische Verse sind aber bis auf unsere Tage ein Bravourstückchen unserer Gymnasien geblieben.

8. So könnten wir denn endlich von unserer vaterländischen Sprache selbst reden. Nur was in ihr niedergelegt, darf uns, vorausgesetzt, daß es allen übrigen Anforderungen entspricht, als wirklich deutsche Schöpfung gelten. Wie unsere Literatur, so hat aber auch unsere Sprache ihre Geschichte. Und wie unser Volk von jeher in eine bunte Reihe verschieden gearteter Stämme zerfallen ist, in denen wir zwar immer noch denselben allgemeinen deutschen Charakter wiedererkennen können, die aber durch ihr starres Festhalten am Localen und Eigenthümlichen nicht wenig die Vereinigung in ein großes politisches Ganze erschwert haben und noch erschweren, und wie wir am Deutschen aller Stämme eine ausgeprägte Neigung zum Weltbürgerthum in einem Maße gewahren, wie fast bei keinem anderen Volke, so daß er sich auch weniger durch Liebe zum allgemeinen großen Vaterland auszeichnet, als durch eine gewisse particulare Heimatsliebe, so ist auch unsere Sprache seit den ältesten Zeiten in verschiedene Dialecte auseinandergegangen, die trotz der gemeinschaftlichen Abstammung oft selbst bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit geführt haben. Man kann von hier aus recht wohl ermessen, wie sehr die schon früher erreichte gleiche Schriftsprache und die endlich immer energischer erstrebte politische Einigung ein Werk besonders der Wissenschaft gewesen ist. Daß aber unsere Sprache, ebenso wie auch Sitten, Rechtsformen und Lebensanschauungen unseres Volkes in den einzelnen Landschaften auseinander gingen, in so verschiedene Mundarten sich hat auflösen können, erklärt sich aus der eigenthümlichen geographischen Beschaffenheit unseres Vaterlandes, das im Süden vorzugsweise Hochland, auch in der Mitte eine große Mannichfaltigkeit von Thälern und Bergzügen bietet, nach Norden und dem Osten zu aber allmählich immer mehr in große Ebenen verläuft. Es ist aber nicht schwer zu bemerken, daß die Bewohner der Berge weniger im vorderen Munde, als nach dem Gaumen zu ihre Laute hervorbringen und daß in Folge dessen bei

ihnen auch die sogenannten Gaumenlaute vorherrschend sind, während die Anwohner der Küsten zur Hervorbringung ihrer Laute sich viel thätiger der Zunge und der Lippen bedienen und daß um dieses Umstandes willen bei ihnen die Zungen- oder Zahnlaute von größerer Bedeutung sind. Auf diese Weise läßt sich denn auch erklären, warum wir besonders zwei Dialecte seit ältesten Zeiten in unserer Sprache unterscheiden können, den hochdeutschen (süddeutschen, oberdeutschen, fränkischen, schwäbischen, allemannischen, baierischen, österreichischen) und den niederdeutschen (altsächsischen, plattdeutschen). Wie auf deutschem Boden diese Dialecte sich zu einander verhalten, so gehen wieder aus einander die verschiedenen Sprachen, die, mit der unserigen ursprünglich stammverwandt und gewiß zuerst auch nur Dialecte der allgemeinen deutschen Muttersprache, im Laufe der Zeiten zu einer so abweichenden und selbständigen Gestalt sich entwickelt haben, daß sie ohne vorausgegangenes besonderes Studium uns heute völlig unverständlich sind. Als solche ursprünglich deutsche Dialecte betrachten wir das Schwedische, Dänische, Isländische (deren gemeinschaftliche Wurzel das Altnordische mit seinen für uns so überaus wichtigen literarischen Ueberbleibseln, den beiden Edden, bildet), die Holländische oder Niederländische Sprache (die leichtbegreiflicher Weise unserem Niederdeutschen am nächsten verwandt geblieben ist) und das Angelsächsische, welches ehedem ein selbständiger Zweig unserer Sprache mit eigener sehr früh entwickelter Literatur war, allmählich aber in die heutige Englische Sprache überging und dort noch heute ein beredtes Zeugniß für die in die britische Nationalität mit verschmolzenen deutschen Stamm- und Sprachverwandten ist.

9. Unsere heutige Schriftsprache nennen wir die neuhochdeutsche. Sie ist wesentlich eine Schöpfung Luthers, der ihr das Gepräge aufgedrückt hat. In seiner deutschen Bibelübersetzung, die sein sprachgewaltigstes Werk ist, fließt der reinste Quell, aus dem unsere Sprache immer neue Zuflüsse sich zuleiten und in dem sie zu neuem Leben immer wieder sich verjüngen kann. Diese Kraft hat sie bereits an unseren größten Dichtern, an Goethe und Schiller, bewährt, die in ihrer Jugend in einer wunderbaren Weise in die Sprache der Lutherischen Bibel sich eingelebt hatten: Schillers Räuber können dies vor Allem beweisen. Ist aber diese Schriftsprache unseres Volkes heute eine einige, ist sie zugleich die Sprache der Gebildeten aller Gaue und Stämme, so gebührt das Verdienst, diese erste höhere Einheit unter Deutschen hergestellt zu haben, dem Protestantismus. Die Stufen aber auf dem Wege unserer Sprache bis herauf zu Luthers Bibelübersetzung bilden das Gothische, das Althochdeutsche, das Mittelhochdeutsche. Ein Glück ist es, daß uns von der schon oben erwähnten gothischen Bibelübersetzung Ulfilas' doch ein Theil übrig geblieben ist. Es kann Niemand heute über die Entstehung eines deutschen Wortes oder einer bestimmten Flexionsweise, ja selbst über das Gefüge und die Verbindung unserer Sätze urtheilen, der nicht genügende Kenntniß der gothischen Sprache besitzt. Dieses Gothisch zeigt eine außerordentliche Fülle von vollklingenden Vocalen, ist noch mit Endungen und grammatischen Formen ausgestattet, die an den Reichthum der Griechischen Sprache erinnern, und trotz der scheinbaren Unbehülflichkeit, mit der Ulfilas' Uebersetzung sich ängstlich an den griechischen Originaltext anschmiegt, sieht man bereits, daß die Sprache fähig ist, auch den Anforderungen eines entwickelteren Geisteslebens zu genügen. Mit dem Untergang der gothischen Reiche ist auch die gothische Sprache verschwunden. Von den Karolingern ab treten in den aus jenem Zeitalter geretteten Schriftdenkmalen zwei Dialecte uns entgegen, der niederdeutsche und hochdeutsche. Man nennt dieselben bis zum Anfang des zwölften Jahrhunderts altsächsisch und althochdeutsch, von da ab aber mittelniederdeutsch und mittelhochdeutsch. Die hochdeutsche Mundart zeichnet sich schon in ihrer ersten Periode als Althochdeutsch durch eine größere Anzahl von Denkmalen aus, so

daß auch für diese Zeiten ihre Vorherrschaft in der Literatur außer Zweifel steht. Das Althochdeutsche steht aber in einem eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältniß zum Gothischen, indem die Consonanten der einzelnen Organe (des Gaumens, der Zunge, der Lippen), die wir gewöhnlich als scharf, gehaucht oder mittlerer Beschaffenheit zu unterscheiden pflegen (Tenuis, Aspirata, Media), so in einander übergehen, daß diejenigen, welche im Gothischen scharf waren, im Althochdeutschen gehaucht, diejenigen welche dort mittlerer Natur, hier scharf, und diejenigen, welche dort gehaucht, hier von mittlerer Beschaffenheit erscheinen. Dieses Gesetz ist von Jacob Grimm entdeckt und Lautverschiebung genannt worden. Auch das Althochdeutsche zeichnet sich noch durch Reichthum an wohllautenden Vocalen und eine größere Mannichfaltigkeit der Formen aus. Allmählich aber, und dies ist der Gang der Sprachentwicklung überhaupt, schleifen sich die kräftigen Vocale und Bildungs- und Endsylben immer mehr ab, so daß das ursprüngliche Wortbild sich mehr und mehr verwischt und nur noch in seinem consonantischen Wurzelbestand, jedoch auch dieser nach dem Gesetz der Lautverschiebung modificirt, übrig bleibt. Wenn nun auch das Mittelhochdeutsche dem Gothischen viel ferner und unserer heutigen Sprache schon näher steht, so darf es doch, zumal in der Blütezeit des dreizehnten Jahrhunderts, einer außerordentlichen Schönheit, großer Reinheit, einer bedeutenden syntaktischen Gewandtheit und einer strengen prosodischen Ausbildung sich rühmen. In ihm sind nicht nur unsere großen Volksepen, Nibelungenlied und Gudrun, sondern auch die Werke der großen Dichter unserer ersten classischen Periode überhaupt verfaßt. Die Literaturgeschichte berücksichtigt zwar vorzugsweise nur die Schriftdenkmale der hochdeutschen Sprache, doch sind einzelne Leistungen im Mittelniederdeutschen so bedeutend, daß sie nicht übergangen werden dürfen. Im letzten Jahrhundert aber hat sich in Folge eines natürlichen Rückschlags eine gewisse Vorliebe für die Dialectdichtung geltend gemacht und ein allemannischer und plattdeutscher Dichter, Hebel und Reuter, haben sich geradezu zu Lieblingen der gesammten Nation erhoben.

10. Unsere Sprache unterscheidet wohl auch in der Weise der griechischen und lateinischen lange und kurze Sylben, für den Vers aber legte sie den Wechsel von betonten und unbetonten Sylben, von Hebungen und Senkungen zu Grunde. Ueber die Form der ältesten Götter- und Heldenlieder läßt sich heute Nichts Sicheres mehr bestimmen. Ihr Vortrag mag schon sehr frühzeitig mit Instrumentalmusik begleitet gewesen sein. Als durchaus eigenthümlich erscheint in den ältesten uns erhaltenen dichterischen Resten die Alliteration, die noch heute in einzelnen sprüchwörtlichen Redensarten fortlebt und ganz unbewußt und selbst unbemerkt in gewissen Zusammenstellungen unserer Schriftsteller immer neu wieder auflebt. So kann man viele auf Alliteration beruhende Wortverbindungen bei Goethe und Schiller bemerken. Dichter, wie Rückert, Fouqué, Chamisso, haben, nur um die Möglichkeit derselben auch für heute zu beweisen, einzelne alliterirende Lieder uns geschenkt, W. Jordan aber durch seine größeren Epen die Alliteration nach alterthümlicher Weise wieder durchgeführt, ohne daß er jedoch auf zahlreiche Nachfolge wird rechnen dürfen. Dagegen hat sich die Herrschaft einer anderen dichterischen Form, des Reimes, schon seit dem neunten Jahrhundert immer mehr befestigt und ausgebreitet. Otfried war es, der denselben, wahrscheinlich nach dem Vorbild lateinischer Kirchenpoesie, in seinem Krist, soviel wir wissen, zum ersten Mal im Großen angewandt hat. Die kunstreichsten gereimten Strophen, aus zwei Stollen und einem Abgesang bestehend, finden wir dann bei den Minnesängern. Die Meistersänger ahmen diese zwar nach, bei ihnen aber artet die Dichtkunst in die gehaltloseste Künstelei und Spielerei aus und tritt an Stelle des Gesetzes der Hebungen schließlich ein bloßes Abzählen der Sylben. Für das mittelhochdeutsche Epos kamen neben der sogenannten Helden- oder Nibelungenstrophe vorzüglich die kurzen Reimpaare in An-

wendung, die anfangs sich unmittelbar folgen, später auch in verschiedenen Verschränkungen und zuweilen von einer reimlosen Zeile (Waise) unterbrochen. In späteren Zeiten tritt dann immer mehr das Bestreben hervor, auch antike und moderne Versbildungen anderer Völker nachzuahmen. Schon im 16. Jahrhundert begegnen wir deutschen Hexametern. Durch Opitz aber, der zugleich die Unterscheidung von betonten und unbetonten Sylben wieder in Erinnerung bringt und so der immer ärger gewordenen Barbarei auf metrischem Gebiete steuert, gelangt zunächst der Alexandriner zu einer fast unumschränkten Herrschaft in unserer Dichtung, so daß noch Goethe in seinen Jugenddramen ihn zur Anwendung brachte. Mit der Herrschaft der Franzosen in unserer Literatur fiel aber auch das Ansehen des Alexandriners. Wie man sich nun den Alten zuwandte, so auch ihren Metren. Doch hat es unser Volk erst im letzten Jahrhundert zu einer größeren Meisterschaft in den antiken reimlosen Metren gebracht. J. H. Voß gab durch Beispiel und Lehre der Verskunst einen neuen Anstoß und W. v. Humboldt äußerte auf Goethe und Schiller durch seine feinen, den Alten abgelauschten Beobachtungen den segensreichsten Einfluß. A. W. v. Schlegel und Platen haben dann in unübertroffener Weise Muster antiker, aber auch anderer schwieriger Versmaße aufgestellt. Wie das ernstere Epos lange Zeit nur im antiken heroischen Maße auftrat (wir erinnern an Bodmers Noachide, Klopstocks Messias, Voßens Luise, Goethe's Reineke Fuchs und Hermann und Dorothea) so das romantische in der Stanze, deren Wieland im Oberon und Schiller sogar für seine Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneide sich bediente. Ganz besonders war es Klopstock, der auf lyrischem Gebiete die antiken Odenformen bei uns einbürgerte. Das moderne Sonett aber kam vorzugsweise durch die Romantiker in Aufnahme und hat manchen begeisterten Freund gefunden. Auch dieses war schon im 17. Jahrhundert versucht worden. An Stelle des Distichons, als der antiken epigrammatischen Form (die zu einer außerordentlichen Bedeutung in Schillers und Goethe's Xenien gelangte), ist es von Vielen in unserem Jahrhundert, namentlich um einen literar- oder kunsthistorischen, selbst um einen ästhetischen oder philosophischen Satz überhaupt durchzuführen, mit Vorliebe gebraucht worden. W. v. Humboldt hat in späteren Jahren allabendlich ein Sonett gedichtet, manches vom tiefsten Gehalt und in der schönsten Form. Für das Drama wählte man, und es zeigt sich hier der Einfluß der Engländer, seit Lessings Nathan, ohne daß diesem das Verdienst der ersten Einführung zukommt, den fünffüßigen Jambus. Schillers sämmtliche Dramen (mit Ausnahme der drei Jugenddichtungen Räuber, Fiesko, Cabale und Liebe), ebenso Goethe's Iphigenia, Tasso, die natürliche Tochter sind im fünffüßigen Jambus gedichtet. Platen hat in seinen dem Aristophanes nachgeahmten Lustspielen sogar Parabasen im anapästischen Maße gedichtet und mit großer Wirkung haben Andere auch für andere Zwecke dieses Metrum gebraucht. Unmöglich aber ist es, über diese Andeutungen hinaus eine Geschichte der deutschen Verskunst hier zu geben, die übrigens oft mehr als alles Andere auch eine Geschichte der Dichtkunst selbst sein würde. Nur wollen wir noch im Allgemeinen constatiren, daß die Handhabung des Verses seit den letzten Jahrzehnten bei uns eine geschicktere und sorgfältigere geworden ist. Ja man ist sogar in Hinsicht auf die Zulassung des Hiatus (d. h. des Zusammenstoßes zweier Vocale am Ende und Anfang sich folgender Worte) peinlicher geworden. Was aber unser Volk auf metrischem Gebiet zu leisten vermag, das beweisen am besten die zahlreichen Uebersetzungen antiker und moderner Dichtungen in den Originalversmaßen.

11. Auch in unserer Literatur zeigen die älteren Zeiten eine gewisse Folge der Dichtungsgattungen, die, wie in einer Fuge die einzelnen Stimmen, in einer Art gesetzmäßiger Folge nach einander auftreten. Doch müssen wir gleich hier bemerken, daß unsere Literatur nicht den zusammenhängenden und ununterbrochenen Verlauf genommen hat,

den wir z. B. bei der griechischen bewundern. Diese Unterbrechung rührt zum Theil davon her, daß die Dichtkunst zu verschiedenen Zeiten immer wieder in verschiedene Hände übergegangen ist, von den Geistlichen an die Ritter, von diesen an die Bürger, von den Bürgern an die Gelehrten, bis sie zuletzt erst an die Träger wahrer und höchster menschlicher Bildung und durch diese auch erst zu der Ehre und Anerkennung gelangt ist, die dem Genius im Bunde mit der mühsam erworbenen Meisterschaft im Worte unbedingt gebührt. Aber auch die großen Erschütterungen, die unser Vaterland durch den Untergang der Hohenstaufenmacht, den unglückseligen Zwiespalt auf kirchlichem Gebiete, den verheerenden dreißigjährigen Krieg erfahren hat, haben verhindert, daß das Erbe der Väter immer voll und ganz übernommen und sofort an der Erreichung des höchsten möglichen Zieles von den wahrhaft Berufenen und im rechten Sinne weiter gearbeitet werden konnte. So kommt es, daß wir nur die Ablösung des Epos durch die Lyrik in ihrer natürlichen Folge und Gesetzmäßigkeit erlebt haben und zwar zur Zeit des Minnegesangs im 13. Jahrhundert. Nur scheinbar aber fällt in diese Jahre auch die höchste Blüte der Epik. Denn es handelt sich hier nur um das Volksepos, dessen eigenthümliche Entwicklung, wenn auch für uns nicht recht mehr deutlich, gewiß in die früheren Jahrhunderte gehört. Als das Minnelied blühte, da war die eigentliche epische Stimmung bereits im Verlöschen. Denn nur jene Zeiten, da Volk und Herrscher sich noch eins wissen, und wo das individuelle Leben des Einzelnen, seine besonderen Leiden, Freuden und Stimmungen sich noch nicht auf Kosten der allgemeinen Verhältnisse vordrängen, sind wahrhaft episch. Im Zeitalter der Minnesänger sehen wir also nur das letzte Abendroth der untergehenden epischen Sonne. Die höfische Epik ist aber, abgesehen davon, daß sie auf Nachahmung fremder Muster beruht und durchaus Kunstproduct ist, so lyrisch angeweht, daß sie als Repräsentantin der eigentlichen und wahren Epik nicht gelten kann. Der Bruch, der damals als bereits vollzogen sich ankündet, reißt aber immer weiter und die Geschichte der folgenden Jahrhunderte zeigt immer schärfer das Hervortreten und Betonen der Individualität, bis diese im Zeitalter des Sturms und Dranges geradezu den Thron in unserer Literatur besteigt. Folgerichtig hätte nun, wenn der Ritterstand nicht entartet wäre und die Bildung eines neuen Standes nicht geradezu von vorne wieder angehoben hätte, in den letzten Zeiten des Mittelalters das Drama zur Blüte kommen müssen. Die ersten Ansätze dazu zeigen sich auch wirklich damals in den geistlichen Mysterien und Fastnachtsspielen. Aber noch fehlte es an der Bildung, ohne die an ein gedeihliches Aufblühen der dramatischen Poesie überhaupt nicht gedacht werden kann; diese kam aus den rohesten Anfängen nicht heraus. Erst, wenn dem Genius der große Sinn des Lebens aufgeht, wenn im Schicksal des Einzelnen die Vollziehung der ewigen sittlichen Weltordnung geschaut wird, wenn der Blick auf das eigene Leben rückwärts so verständnißvoll fällt, daß es dem erinnernden Geiste von selbst dramatisch sich gestaltet, dann kann auch die Bühne auf großartige, dichterische Schöpfungen hoffen. Darum ist die Blüte auf dramatischem Gebiete, nach einer so langen trostlosen Zwischenzeit, bei uns erst durch Lessing, Goethe und Schiller eingetreten. Da es aber immer ein Bedürfniß ist, ein Bild des Lebens auch in seiner vollen Breite aufzurollen, wie es das Epos thut, und da dichterische Leistungen heute auch ohne die dichterische Form möglich sind, an die sie nur in den ältesten Zeiten unbedingt gebunden erscheinen, da zudem die Prosa aus der poetischen Form heraus sich zu einer erstaunlichen Blüte entwickelt und fast alle Vorzüge dieser sich angeeignet hat, so begreifen wir es leicht, warum der Roman bei uns eine Verbreitung und Herrschaft gewonnen hat, wie nie zuvor. In ihm lebt also die Epik fort. Die Lyrik aber ist in unseren Zeiten nicht weniger möglich, als sie es im Mittelalter war. Sie erfreut sich heute der allgemeinsten Pflege. Von der Zukunft aber hoffen wir einen weiteren

Aufschwung auf dramatischem Gebiete. Das aber dürfen wir noch sagen, daß im Liede, und zwar dem specifisch lyrischen Liede, unser Volk am größten ist. Zumal unsere volksmäßige Dichtung hat einzelne Blüten getrieben, an die Nichts aus fremden Literaturen heranreicht. Und so ist auch Goethe, der unbestritten unser größter dichterischer Genius ist, im Lied am größten.

12. Schon im vorigen Abschnitt haben wir eine Hinweisung auf volksmäßige Dichtung gegeben. Ueberhaupt aber erscheint unsere Dichtung theils als Volks-, theils als Kunstpoesie. Erst Herder und seinen Nachfolgern ist es vorbehalten gewesen, auch in der Volkspoesie den dichterischen Geist anzuerkennen, während man früher auf dieselbe sehr geringschätzig herabzusehen pflegte. Mit ganz besonderer Vorliebe haben dann einzelne Romantiker, wie Arnim und Brentano, Volkslieder gesammelt und es ist der Geschichte des Volksliedes ein liebevolles Studium gewidmet worden, wie namentlich von Uhland, Hoffmann von Fallersleben, Vilmar. Ebenso haben wieder Dichter den volksmäßigen Ton anzuschlagen versucht, unter ihnen mit besonderem Glück Bürger, Claudius, Goethe, Uhland und Heine, der letztere unter Aufbietung eines sehr fein beobachtenden und außerordentlich tiefen Studiums. Als Volkspoesie fassen wir zuerst die großen Epen, Nibelungen und Gudrun; auch die Volksbücher dürfen wir zum Theil zu ihr zählen. Ein Dichter wie Hans Sachs, dessen einfache, treuherzige Redeweise Goethe mit so großem Glück nachgeahmt und dadurch den alten Meistersänger selbst wieder zu Ehren gebracht hat, gehört auch hieher. Weiter zählen hier mit die vielen in den Mund des Volkes übergegangenen weltlichen Lieder, deren Verfasser längst vergessen oder stets unbekannt geblieben sind. Wie Lieder aber Volkslieder werden können, das haben wir in unseren Tagen an einzelnen Scheffelschen gesehen, die von Studenten abgeschrieben, nach anderen Universitäten übertragen, dort gesungen und zuletzt geradezu Allgemeingut geworden sind, ohne daß Jemand darnach fragte, von wem sie seien. Das protestantische Kirchenlied zählt aber ebenfalls zur Volkspoesie, wenn wir auch die Verfasser der meisten Kirchenlieder kennen, denn diese sind durchaus eine Nachahmung des weltlichen Volksliedes und gingen auch, wie echte Volkslieder, in den Mund des Volkes über. Als volksmäßig müssen wir endlich, wenn sie auch eine bewußte Schöpfung solcher sind, die der neuhochdeutschen Schriftsprache völlig mächtig waren, die Dialect-Dichtungen des letzten Jahrhunderts ansehen, unter denen einzelne mit wahrer Meisterschaft den Charakter und die ganze Anschauungs- und Ausdrucksweise des Volkes wiedergeben. Viel zahlreicher als die Volkspoesie ist die Kunstpoesie in unserer Literatur vertreten, zumal seit die Dichtung in die Hände der Gelehrten und Gebildeten überhaupt überging und nicht nur ganz unvolksthümliche Versmaße in einer alles Volksmäßige abstreifenden Sprache in Anwendung kamen, sondern auch Stoffe bearbeitet wurden, die dem Anschauungskreise des Volkes durchaus fern liegen, und selbst Gegenstände philosophischen Nachdenkens zur Darstellung kamen, die das Fassungsvermögen des einfachen Mannes weit übersteigen. So ist es dahin gekommen, daß unsere Literatur die Ausbildung einer Art Aristokratie des Geistes begünstigt hat und daß zumal Schiller eine Reihe Gedichte geschrieben hat, die nur von Leuten der höchsten Bildung genossen und verstanden werden können. Hiermit sind wir aber bereits an dem Punkt angelangt, wo wir über die großen geistigen Factoren unserer Literatur und Cultur überhaupt ein kurzes Wort hinzufügen müssen.

13. Es ist aber genau im Auge zu behalten, wie im Laufe der Zeiten unser deutsches Wesen immer mehr sich verändert hat und wie auf den Stamm unserer Nationalität immer neue fremde Zweige aufgepfropft worden sind, die nicht immer im Stande waren, sich mit dem Vorhandenen und früher Ausgebildeten sofort organisch zu verbinden. Den Charakter unseres Volkes in seinen Grundzügen haben wir bereits

oben dargestellt. Unser Volk ist ursprünglich ein heidnisches. In Märchen, Sagen, Gebräuchen und Namen sind noch heute viele Reste aus der heidnischen Vorzeit unseres Volkes im Umlauf. Auch die großen Volksepen spiegeln noch die untergegangene heidnische Welt. In der schon erwähnten Edda haben wir noch echt heidnische Poesie übrig. Alle diese Reste stimmen uns eigenthümlich wehmüthig und werden heute mit liebevollem Verständniß erfaßt. Kein Volk aber scheint so berufen gewesen zu sein, das Christenthum in sich aufzunehmen und mit dem Geiste desselben sich ganz zu durchdringen, als das Deutsche. Sollte aber die neue christliche Lehre Fuß fassen, so mußten die alten heidnischen Anschauungen und Erinnerungen mit unerbittlicher Strenge ausgerottet werden und da diese ganz besonders in den deutschen Liedern niedergelegt waren, so mußte gewisser Maßen für eine neue christliche Literatur gesorgt werden. Die Zeit der Blüte des Minnegesangs zeigt uns bereits die völlige Verschmelzung von germanischem und christlichem Wesen und somit ein ganz neues germanisches Volksthum, dessen Ideale dem Gottes-, Herren- und Frauendienst entstammen. Wie innig die Aufnahme des christlichen Elementes war, das beweist die Literatur jener Zeiten mit ihren rein kirchlichen Erzeugnissen sowohl wie mit ihren in christlichem Geist gehaltenen weltlichen Dichtungen, die scholastische Philosophie, die, obgleich ganz in das Studium Platons und Aristoteles' vertieft, doch im Ganzen immer kirchlich blieb, die Baukunst, die sich vorzugsweise in den Dienst der Kirche stellte und die bewunderungswürdigsten Dome schuf, die Kreuzzüge, welche trotz verschiedener anderer Motive, die für sie mit in Frage kommen, doch eine entschiedene That frommen, christlichen Glaubens waren. Je mehr aber die Kirche allmählich verweltlichte, die doch ursprünglich selbst die Pflege der lateinischen Sprache und Literatur betrieben hatte, um so mehr konnte eine Richtung aufkommen, welche in gewissem Sinne als eine heidnische Reaction gelten muß, wenn schon sie nicht germanisches Heidenthum restituiren wollte. Wir meinen den Humanismus, der plötzlich von der Schönheit der aus dem Alterthum geretteten griechischen und römischen Literatur sich wunderbar ergriffen fühlte und mit größtem Eifer sich auf das Studium der antiken Sprachen warf. Er stellte gewisser Maßen ein neues Culturideal auf, das stark mit dem germanisch-christlichen Wesen contrastirte und dem in der Kirche eingerissenen weltlichen Treiben nicht unbedeutenden Vorschub leistete, wenn es auch anerkannt werden muß, daß ohne dieses begeisterte Studium der Alten nicht die Sprachkenntniß und der vorurtheilslose Blick hätte gewonnen werden können, mit dem allein die Reformation ihre neue Auffassung und Geltendmachung der heiligen Schrift zu behaupten im Stande war. Fast gleichzeitig mit den Bestrebungen des Humanismus, die zur Ausbildung und Förderung einer neulateinischen Poesie, deren wir schon oben gedachten, und einer neuen Kunstrichtung (der Renaissance) führte, die auch das Kunstideal der Alten erneuern wollte, beginnt die Emancipation der Philosophie von der kirchlichen Lehre und bildet sich eine Lehre aus, die vom tiefsten germanischen Geiste getragen, am ehesten geeignet war, die Rückkehr vom todten scholastischen und dogmatischen Wissen zu der einfachen Christuslehre anzubahnen. Wir meinen die Mystik, wie sie in Suso's Schriften und in der „Theologie deutsch" sich ausgesprochen hat. Mit dieser Mystik ist aber der erste entscheidende Schritt zur Ausbildung einer selbständigen deutschen Philosophie gethan, deren Hauptaufgabe geblieben ist, das erstarrende kirchliche Leben neu zu beleben. Luther und seinen Genossen war sie entschieden eine Hilfe zu tieferer Erfassung der alten apostolischen Lehre, und als innerhalb der protestantischen Kirche das geistige Leben wieder abzusterben drohte, erwachte sie sofort von Neuem und so sind Joh. Arndt und J. V. Andreä (wohl dürfen wir auch an Jak. Böhme erinnern), wie später J. Spener und Thomasius die Erneuerer wahrhaft christlichen Lebens und Denkens geworden. Was aber nun auch Großes seit dem 16. Jahrhundert auf dem

Gebiete der Kirche, der Wissenschaft, der Dichtkunst, ja selbst unseres Staatslebens aufgekommen ist, es führt sich Alles auf Luthers Reformation zurück und ist eine That des protestantischen deutschen Geistes. So ist denn das Christenthum zum zweiten Mal das Ferment geworden, welches unser gesammtes deutsches Leben durchdrang und ihm einen neuen Impuls zu einer neuen großartigen Entwicklung gab. Aber nochmals wiederholt sich dieselbe Erscheinung, die wir schon am Ausgang des Mittelalters gewahrten. Unter fremder Anregung bildet sich bei uns eine Philosophie aus, die die großartigsten Schöpfungen aufzuweisen hat, die die Geschichte überhaupt auf diesem Gebiete kennt, aber, obgleich sie von Protestanten ausging, doch der Kirche und christlichen Lehre bis auf einzelne Ausnahmen sich so entfremdete und ein so durchaus selbständiges Leben führte, daß ein neuer Riß durch unser geistiges Leben ging und die Theologie sich gezwungen sah, mit dieser neuen Richtung sich abzufinden und als Wissenschaft den neuen Anforderungen gerecht zu werden. So ging von der Philosophie zum zweiten Mal ein neues Leben in der Kirche aus, das, so verworren auch gegenwärtig noch die Bestrebungen weit auseinandergehender Parteien sind, doch für die Zukunft schöne Früchte zu tragen verspricht. Doch nicht die Theologie allein hat mit der Philosophie abrechnen und ihre Ziele weiter und höher stecken müssen, es haben dies alle Wissenschaften thun müssen und haben es gethan, so daß die Philosophie als solche jetzt wieder zurückgetreten und für sie die auf die Theorie, Geschichte, Kritik und Vergleichung basirte wissenschaftliche Behandlung der einzelnen Wissenszweige getreten ist. Und wie in den letzten Zeiten des Mittelalters neben der Mystik das Studium der alten classischen Literaturen mit einem wunderbaren Eifer betrieben wurde, so hat der Humanismus und die Renaissance eine zweite Blüteepoche im vorigen Jahrhundert, und zwar auch wieder unmittelbar neben der Philosophie erlebt, aber dies Mal innerhalb unserer nationalen Dichtkunst, indem die Vertiefung in die großen Literaturen des Alterthums dieser unmittelbar selbst zu Gute kam. In Goethe und Schiller zumal hat bewußt und unbewußt das christliche Humanitätsideal und das classische Schönheitsideal das Fest seiner Vereinigung in deutscher Dichtung gefeiert. Wohl aber ist es nach diesen Auseinandersetzungen nicht mehr zu bezweifeln, daß unser heutiges höheres Geistesleben eine vierfache Wurzel hat: den germanischen Grundcharakter, die protestantisch-christliche Weltanschauung, das griechisch-römische Alterthum mit seiner Sprache, Kunst, Literatur, Lebensform und Geschichte, endlich die Philosophie mit ihrer großartigen Auffassung der Gottheit, des Lebens, der Natur, Sprache und Geschichte der Menschheit.

14. Noch wollen wir auf einige Momente aufmerksam machen, durch welche in den einzelnen Zeiten der Aufschwung der Dichtkunst bedingt ist. Daß solche Perioden, in denen die seelischen Kräfte eines Volkes überhaupt in eine lebhaftere Bewegung gesetzt werden, indem sie zu einer allgemeinen Betheiligung an der Lösung großer geistiger Aufgaben nöthigen, auch auf die Literatur und ihre Entwicklung segensreich und befruchtend zurückwirken, steht außer allem Zweifel. Gewisse Gedanken und Empfindungen können lange im Busen des Einzelnen geschlummert haben, erst wenn der Genius, was Alle fühlen, in überwältigender Weise ausspricht, da ist es, als ob der Bann gefallen, der Zauber gelöst und gleichsam ein Frühlingsleben der Geister geweckt sei. Wie im Märchen von Dornröschen alte germanisch-religiöse Anschauungen vom Leben in der Natur ihre alte Anziehungskraft noch heute fortäußern, so ist dieses Märchen auch das ächteste Sinnbild für das aus seiner Erstarrung erwachende Geistesleben der Literatur und der fremde Jüngling der jugendliche Fürst aus dem Reich der Geister, der dieses neue Leben weckt. Und wie in der Gralsage König Amfortas von seinen Leiden erst befreit werden kann, als Parcival, nachdem er sein ganzes Wesen in strengen Bußübungen geläutert, die rechte Frage thut, so kommt ganzen Zeiten und ihrer Noth erst

Hilfe, wenn der Genius in seinen Wanderungen durch das Weltleben die Läuterungen bestanden, die ihn über seine eigene Vergangenheit und Natur hinaus heben, und er nun die Weihe und das Recht erhalten hat, die die Zeit von ihrem Weh erlösende Frage zu thun. Beide Vergleiche weisen aber auf sehr wesentliche Erscheinungen hin. Fast immer ist es in der Geschichte unserer Literatur die Jugend gewesen, von der die großen Bewegungen ausgegangen sind, und immer ist es denen nur gelungen, ihre Zeitgenossen zu neuem, höheren Leben zu erheben, die in einem nicht nachlassenden Streben ihr eigen Wesen immer höher hinauf geläutert hatten. Wer fühlt sich hier nicht veranlaßt, an unseren Luther und an Goethe und Schiller zu denken.

15. Um aber die Uebersicht über den Gang unserer Literatur zu erleichtern, fügen wir noch ein Wort über die Abgrenzung der Geschichte derselben in Perioden hinzu. Diese sind von Verschiedenen verschieden eingetheilt worden. Wollten wir daran festhalten, daß unsere Literatur, und dies ist ein unterscheidendes Merkmal derselben, zwei große Blütezeiten erlebt hat, die wir classische Perioden zu nennen pflegen, da nur sie nach Form und Inhalt gleichmäßig vollendete Schöpfungen hervorgebracht haben, so müßten wir sie in zwei Hauptperioden und diese wieder in verschiedene Unterabtheilungen bringen, indem wir ganz besonderes Gewicht darauf legten, nachzuweisen, wie eine solche Blütezeit allmählich herangereift und die Literatur von dem erreichten Höhepunkt dann auch wieder bald rascher, bald langsamer herabgesunken ist. Wir gewännen so eine Unterscheidung von vorbereitenden, culminirenden und wieder sinkenden Zeiten. Bis zum großen Jahrhundert des blühenden Minnegesangs oder, kürzer die Frist gestellt, bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts wäre, was die Geschichte unserer Literatur an wichtigeren Erscheinungen aufzuweisen hat, nur von vorbereitender Wichtigkeit, gleichsam also der Weg zur Höhe, was dann von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges folgt, der Weg abwärts, die allmählich mehr und mehr verschwindende Nachwirkung der großen Erhebung in den Zeiten der Hohenstaufischen Kaiser. Damit wäre aber nicht ausgeschlossen, daß die letzten, namentlich das letzte Jahrhundert vor jenem unheilvollen Krieg bereits wieder die ersten Vorbereitungen zur Entwicklung der zweiten großen Periode enthielte, und es würden so, was gewiß historisch durchaus richtig und wohlbegründet ist, eine längere Zeit zwei Richtungen neben einander herlaufen, eine absterbende als Nachklang der Vergangenheit und eine neuauflebende als Vorbote einer neuen größeren Zukunft. Nur hieraus erklärt sich auch die Möglichkeit des Zweifels, wohin man einzelne, in der Mitte zwischen jenen beiden großen Perioden stehende literarhistorische Erscheinungen einzurechnen habe, ob man sie als letzte Ausläufer der vergangenen oder als erste Ankündigung der im Anzug begriffenen neuen Periode aufzufassen habe. Dieser Zweifel ist beispielsweise für Hans Sachs sehr naheliegend. Datirt aber nun die zweite Blütezeit unserer Literatur von den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts etwa bis zu Goethe's Tod, so muß Alles, was vom großen deutschen Krieg abwärts, also zumal was seit Opitz bis zu jenem Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in unserer Literatur aufgekommen ist, als Vorbereitung und als Stufe auf dem Wege zur Höhe dieser zweiten classischen Periode gefaßt werden, wir selbst aber heute stünden noch unter dem unmittelbaren Einfluß jener zweiten Glanzzeit unserer Literatur. Dem aber würde nun der Preis unter allen Kennern unserer Zeit und unserer Geschichte gebühren, der jetzt schon mit Bestimmtheit sagen könnte, was allein unter den Bestrebungen und Leistungen unserer Zeit als die neue dritte große Periode vorbereitend gelten dürfe, auf die wir doch aller Wahrscheinlichkeit nach hoffen dürfen. Hier stehen wir aber an der Grenze des menschlichen Scharfsinns, denn eine solche Frage, so natürlich und wohlberechtigt sie ist, ist doch nicht mehr eine Aufgabe der Forschung, sondern nur ein Spiel leicht beweglicher Phan-

tasie. Wenn einmal wieder die Zeit sich erfüllt haben wird, dann wird man gewiß, aber nur rückwärts, auch unserem Jahrhundert das Horoskop stellen.

16. Aber wir könnten bei der Einordnung der Vergangenheit auch einen anderen Standpunkt einnehmen und weniger die Classicität einzelner Zeiten, als die großen culturhistorischen Wendepunkte betonen, zumal wir ja nicht die Dichtung allein, sondern mit ihr die Philosophie und das gesammte höhere Geistesleben im Auge haben. Wir könnten dann, von der Reformation als dem entscheidenden Wendepunkt ausgehend, unsere ganze Literaturgeschichte in eine Zeit vor und eine solche nach der Reformation zerlegen. Die Zeit vor der Reformation wäre das christlich-romantische Zeitalter, in welchem die innige Verschmelzung des germanischen Wesens mit dem Christenthum erfolgt, aber auch die Abhängigkeit unserer Kirche von Rom sich vollständig ausbildet. Die Zeit von der Reformation abwärts aber wäre das Zeitalter der großen Befreiungen, in welchem wir namentlich drei Epochen zu unterscheiden hätten, die Erkämpfung der kirchlich-religiösen, die der poetisch-philosophischen und die der politisch-socialen Freiheit. Schön und beherzigenswerth, mit wahrem Seherblick, hat über dieselben Gelzer im Jahre 1858, also über ein Jahrzehnt vor der Verwirklichung des alten Traums von der Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs, gesprochen, so daß wir uns nicht enthalten können seine Worte hieher zu setzen: „In drei schöpferischen Frühlings-Epochen der neueren Geschichte legte die über den Zeiten und Völkern waltende Hand in den Schooß der deutschen Nation eine geistige Saat, die über unsere Zukunft entscheidet. Zuerst in jener unvergeßlichen Stunde zu Worms im Frühjahre 1521, als das heroische Losungswort der deutschen Reformation vernommen wurde; dann als im vorigen Jahrhundert die Fürsten des deutschen Geistes erschienen, die mit der Weihe des Genius an jenem „heiligen Dreieck“, wie Herder es nennt, arbeiteten: der „Poesie, Philosophie und Geschichte, der drei Lichter, die die Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten“. Endlich drittens in den Heldenjahren der deutschen Befreiung von 1813 und 1814 und in ihrer stillen reinigenden Vorbereitung während der Jahre 1806—1813. Das sind die Geburtsstunden unsers weltgeschichtlichen Berufes; durch ihn kann Deutschland im edelsten Sinne des Wortes das „Herz von Europa“ werden; verkennt es aber seine Bestimmung, so wird dem zweiten Jerusalem sein Titus, dem zweiten Polen seine Katharina nicht fehlen. Was war nun der letzte und höchste Gedanke der deutschen Reformation? „Die reine Religion der Gottes- und Menschenliebe, die lebendige Kirche des Geistes und der Kraft.“ Welche Ideale leuchteten, wie jene Feuersäule dem Wandernden in der Wüste, den Stammvätern unserer neuen Bildung im vorigen Jahrhundert voran? „Die Befreiung des menschlichen Geistes von allen verlebten und haltlos gewordenen Satzungen und die selbständige Erforschung der Tiefen der menschlichen Natur und des Weltalls.“ Und welche Hoffnungen schwebten über den Demüthigungs- und Erhebungsjahren von 1807—1814? „Die Hoffnung eines deutschen Vaterlandes, einer sittlich gesunden nationalen Gemeinschaft, eines organischen öffentlichen Rechtslebens, das Stärke nach außen und Einigung nach innen brächte.“ Also um es mit Einem Worte zu bezeichnen: Die Reinigung und Verjüngung des religiösen, des wissenschaftlich-künstlerischen und des politisch-socialen Lebens — die wahre Kirche und Schule, der gerechte und starke Staat: das sind die in unsere Geschichte gelegten Zukunfts-Ziele des deutschen Geistes.“ Soweit Gelzer.

17. Auf Grund unserer Auseinandersetzungen in den beiden letzten Abschnitten wollen wir der im Folgenden zu bietenden Uebersicht über den Gang unserer Literatur-

geschichte eine Eintheilung in acht Zeitalter zu Grunde legen, die sich als eine Verschmelzung der beiden möglichen Standpunkte von selbst rechtfertigen wird.

I. Heidnisch-germanisches Zeitalter bis auf Karl den Großen 768.
II. Christlich-romanisches Zeitalter bis auf Friedrich Barbarossa 1152.
III. Deutsch-romantisches Zeitalter bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268.
IV. Zeitalter des Uebergangs und der Vorbereitung der Neuzeit bis zur Reformation 1517.
V. Zeitalter der kirchlichen Befreiung bis zum Dreißigjährigen Krieg 1618.
VI. Zeitalter der Erstarrung des nationalen Lebens bis auf Friedrich den Großen 1740.
VII. Zeitalter des poetisch-philosophischen Aufschwungs bis zu den Freiheitskriegen 1813.
VIII. Zeitalter des politisch-nationalen Aufschwungs bis zur Gegenwart.

Unsere Vorbemerkungen aber schließen wir mit einer Stelle aus Platens romantischem Oedipus, die einen schönen Ueberblick über die Entwicklung unserer Literatur in dichterischer Form bietet:

Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und so oft im erneuenden Umschwung,
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt, klang auch ein germanisches Lied nach.
Zwar lange verhallt ist jener Gesang, den einst des Arminius Heerschaar
Anstimmend gejauchzt in des Siegs Festschritt auf römischen Gräbern getanzt ihn;
Doch blieb von der Zeit des gewaltigen Karls wohl noch ein gewaltiges Lied euch,
Ein gewaltiges Lied von der mächtigen Frau, die erst als zarteste Jungfrau
Dasteht, und verschämt, voll schüchterner Huld, dem erhabenen Helden die Hand reicht,
Bis dann sie zuletzt, durch's Leben gestählt, durch glühende Rache gehärtet,
Grausvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders.
Auch lispelt um euch der melodische Hauch aus späteren Tagen des Ruhms noch,
Als mächtigen Gangs zu des Heilands Gruft die gepanzerten Friedriche wallten;
An den Höfen erscholl der Gesang damals aus fürstlichem Mund, und der Kaiser,
Dem als Mitgift die Gestade Homers darbrachte die Tochter des Normanns,
Sang lieblichen Ton! Kaum aber erlosch sein Stamm in dem herrlichen Knaben,
Der, unter dem Beil hinsterbend, erlag capetingischer teuflischer Unthat,
Schwieg auch der Gesang, und die göttliche Kunst fiel unter die Meister des Handwerks.
Spät wieder erhub sie die heilige Kraft, als neue befruchtende Regung
Weit über die Welt, aus Deutschlands Gau'n, der begeisterte sächsische Mönch trug;
Doch strebte sie nun langsamer empor, weil blutiger Kriege Verderbniß
Das entvölkerte Reich, Jahrhunderte lang, preisgab der unendlichen Rohheit;
Weil Wechsel des Lauts erst hemmte das Lied, da der bibelentfaltende Luther
Durch männlichern Ton auf immer vertrieb die melodische rheinische Mundart.
Doch sollte das Wort um so reicher erblühn, und es lehrte zugleich es Melanchthon
Den gediegenen Klang, den einst anschlug die beglücktere Muse von Hellas,
Und so reifte heran die germanische Kunst, um entgegen zu gehn der Vollendung!
Lang schlich sie dahin, lang schleppte sie noch nachahmende Fessel und seufzte,
Bis Klopstock naht und die Welt fortreißt in erhabener Odenbeflüglung,
Und das Maß herstellt, und die Sprache beseelt und befreit von der gallischen Knechtschaft,
Zwar starr noch und herb und zuweilen versteint, auch nicht Jedwedem genießbar;
Doch ihm folgt bald das Gefällige nach und das Schöne mit Goethischer Sanftheit.
Manch großes Talent trat später hervor, und entfaltete himmlischen Reichthum;
Doch Keiner erschien, in der Kunst Fortschritt, dem unsterblichen Paare vergleichbar:
Keusch lehnt Klopstock an dem Lilienstab und um Goethe's erleuchtete Stirne
Glühn Rosen im Kranz!

II. Systematische Darstellung der Geschichte der deutschen Literatur.

Erste Periode.

Heidnisch-germanisches Zeitalter bis auf Karl den Großen 768.

Die Anfänge unserer Geschichte überhaupt und also auch die unserer Literaturgeschichte sind in tiefes Dunkel gehüllt, welches einigermaßen, aber immer nur sehr spärlich, durch die vergleichende Sprachforschung erhellt wird. Erst in den beiden letzten Jahrhunderten vor Christus treten einzelne Stämme unseres Volkes in ein deutlicheres Licht, aber, möchte man sagen, nur an der Peripherie des Römischen Weltreichs, nicht vom Centrum unseres Vaterlandes aus. Von größtem Einfluß auf die kommenden Zeiten und die Entwicklung unserer gesammten Cultur sind aber folgende geschichtliche Momente gewesen. Erstens die zunehmende Berührung und Bekanntschaft mit den Römern, die nicht ohne Rückwirkung auf die Bildung unserer Vorfahren bleiben konnte, dann eine Reihe Wanderungen von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, die in der sogenannten Völkerwanderung ihre größte Ausdehnung gewinnen und mit der Zertrümmerung des weströmischen Reiches, der Besetzung desselben durch die Germanen und der Bildung einer Reihe neuer deutscher Reiche auf römischem Boden enden, drittens die ersten Versuche, das Christenthum bei den Gothen an der Donau von Konstantinopel und in den deutschen Ländern auf beiden Ufern des Rheines von Rom aus auszubreiten.

Versteht man unter Literatur eine Reihe sich gegenseitig bedingender *schriftlicher* Denkmale des Geistes, so kann von einer solchen für diesen ersten Zeitraum, zumal vor und während der Völkerwanderung, streng genommen keine Rede sein. Wohl aber gab es schon damals eine *ungeschriebene* Literatur, die wir, wenn wir sie charakterisiren sollten, als eine echte *Volkspoesie* bezeichnen würden. Die wichtigsten Nachrichten über dieselbe verdanken wir *Tacitus*. Von Belang ist vor Allem seine Bemerkung, daß Lieder die Stelle der Geschichtschreibung bei den Germanen vertreten hätten. Hieraus folgt, daß dieselben vorzugsweise epischer Natur gewesen sein müssen. Insofern die alten Deutschen aber vor der Schlacht und beim festlichen Mahle sowie am Grabe ihrer Führer Lieder gesungen haben, in denen sie ihre Götter (Tuisko und Mannus) und Heroen (auch den Arminius) feierten, müssen sie bereits auch eine Art lyrischer Poesie besessen haben. Allem Anschein nach aber war die Poesie nicht Eigenthum eines besonderen Standes, da der Sängerstand der Barden den Kelten, der der Skalden den Skandinavischen Völkern zugehört, bei uns es aber einen solchen nie gegeben hat. Die Gabe des Gesanges war, wie zu allen Zeiten, so auch schon in der ältesten dem deutschen Volke überhaupt zu eigen, dessen Eigenthümlichkeit, das Göttliche an das Irdische anzuschließen, des Höheren im sinnlichen Genusse zu gedenken, in der Natur die Offenbarung göttlicher Mächte ahnend zu schauen, in der Erinnerung an die großen Männer der Vorzeit geschichtlichen Sinn zu pflegen und die Begeisterung zu Heldenmuth und Heldenthaten durch die Flamme des Liedes

anzufachen, schon in jenen sparsamen Notizen des römischen Geschichtsschreibers sich ausspricht.

Weil uns nun für diese ältesten Zeiten, deren Bildung allein auf mündlicher Tradition beruhen konnte, alle schriftliche Aufzeichnung von Liedern fehlt, da die älteste heimische Schrift, die Runen, vermuthlich gar nicht zur schriftlichen Fixirung poetischer Geisteserzeugnisse verwendet worden ist, so müssen wir für die theilweise Erhaltung einer deutschen Uebersetzung, der Bibelübersetzung des westgothischen Bischofs Ulfilas, der wenige Jahre nach dem Beginn der großen Völkerwanderung, 381 in Konstantinopel verstarb, um so dankbarer sein. Dem Alphabet, dessen der gothische Bischof für seine Uebertragung der heiligen Schrift sich bediente, legte er wohl die alten Runen zu Grunde, nahm aber, weil diese nicht ausreichten, einzelne Buchstaben auch aus dem Griechischen und Lateinischen auf und wurde so der Begründer des deutschen Alphabets. Ulfilas' Bibelübersetzung ist am besten in dem sogenannten silbernen Codex erhalten, der unter seltsamen Schicksalen aus der Abtei Werden an der Ruhr nach Upsala in Schweden gelangt ist, wo er als ein Kleinod verwahrt wird, denn er hat für unsere nordischen Sprachverwandten nicht mindere Wichtigkeit als für uns. Von Deutschland aus hat man jedoch schon seit längerer Zeit eine photographische Nachbildung desselben bewirken lassen. Auch einen Geschichtschreiber Jornandes (Jordanis) haben die Gothen aufzuweisen, doch hat dieser nicht wie Ulfilas sein Werk gothisch, sondern lateinisch geschrieben, das immerhin vom größten Werthe für uns als „die erste deutsche Stimme aus der Völkerwanderung“ ist.

Haben wir nun auch außer dieser gothischen Bibelübersetzung keine größeren schriftlichen Denkmäler in deutscher Sprache als Zeugnisse des geistigen Lebens des Jahrhunderts der Völkerwanderung übrig, so ist die schöpferische Dichtungskraft unseres Volkes in jenen Zeiten uns doch nicht unbezeugt geblieben. Wir dürfen, wie wir bereits andeuteten, wohl annehmen, daß in unserem Volke der rechte epische Geist, jenes sich Eins fühlen der Gesammtheit mit dem Fürsten, zumal durch die Jahrhunderte der Stürme der Völkerwanderung hindurch, während welcher Heil und Rettung des Einzelnen ja nur im unbedingten Anschluß an das Ganze gefunden werden konnte, in einem vorzüglichen Grade lebendig war und Herz und Sinn erfüllte. In diesen schweren ereignißvollen Zeiten heben jene Sagen an, die die großen Helden der Völkerwanderung, die Begründer und Ordner der neuen germanischen Reiche, selbst die Gottesgeißel, den hunnischen König Attila, der durch seine Eroberungszüge bis tief in das Herz Frankreichs zerstörend in die jungen germanischen Staatsbildungen eingriff, zum Mittelpunkte haben. Je aufgeregter und wechselvoller das Leben jenes Zeitalters war, das wir als das eigentliche Heldenzeitalter unserer Geschichte bezeichnen dürfen, je größer und einschneidender die Wirkung der Ereignisse, die fast jeder neue Tag brachte, je weniger unter solchen Stürmen Zeit zu ruhiger Besinnung und sorgfältiger Scheidung übrig blieb, um so weniger konnte auch das „Singen und Sagen“ noch ein „Dichten und Denken“ im heutigen Sinne sein. Dies erkennen wir vor allen Dingen daran, daß eine alle räumlichen und zeitlichen Schranken durchbrechende Vermischung des wirklich Historischen mit den alten Götter- und Heldenmythen eintrat, die uns bei manchen Gestalten der Sage zweifeln läßt, ob wir in ihnen bereits geschichtliche Persönlichkeiten oder noch die uralten Götter und Heroen vor uns haben, wie beispielsweise dies in ganz besonderem Grade mit Siegfried der Fall sein mag. Unser Volk hat an seiner Heldensage eine wunderbare Thätigkeit entwickelt, Altes und Neues verschmolzen, der Sage fort und fort neue Bestandtheile angesetzt, sie immer wieder nach der Weltanschauung der jedesmaligen Zeit aus sich heraus geboren und umgestaltet, so daß sie, deren Kern trotz aller späteren historischen Zuthaten ursprünglich mythisch-religiös war, bei ihrem dichterischen Abschlusse

im 13. Jahrhundert, so viel auch hier noch die heidnische Welt durchblickt und Erinnerungen an die ältesten Culturzustände des Volkes fortleben, wie in den vielfachen Riesen- und Drachenkämpfen an die Zeiten, da man den Boden erst mühsam der feindlich widerstrebenden Natur und den Unthieren der Wildniß abgewann, bereits im Lichte der christlichen Lehre und in der Verklärung der Romantik der Ritterzeiten erscheint.

Es haben aber die aller Orten auftauchenden Sagen, an deren Weiterbildung das ganze Volk betheiligt war, allmählich in eine Reihe heimischer Sagenkreise sich zusammengeschlossen, von denen folgende die wichtigsten sind:

1) Der fränkische, dessen Mittelpunkt Siegfried aus Xanten am Niederrhein ist mit seiner Gattin Kriemhild.

2) Der burgundische, der sich an König Gunther von Worms, seine Schwester Kriemhild, seine Gattin Brunhild, seine Brüder Gernot und Giselher, seine Dienstmannen Hagen und Volker anschließt.

3) Der ostgothische, der auf einer älteren und einer späteren Sage beruht. In jener wird Hermanrich, in dieser Theoderich der Große als Dietrich von Bern (Verona) gefeiert.

4) Der longobardische oder lombardische, der Erzählungen von König Rother, Otnit (Ortnit), Hug und Wolfdietrich enthält.

5) Der nordfriesische, dem wir die schöne Sage von Gudrun verdanken.

6) Der hunnische, der sich um König Attila (Etzel) und seine Gemahlin Helche mit ihrem Dienstmann Rüdiger von Bechlarn gebildet hat.

Wir sind aber glücklicher Weise noch im Stande uns auch eine Vorstellung von den ältesten Liedern zur Verherrlichung der Götter, von einem Epos, wie es in den Zeiten nach der Völkerwanderung im Munde des Volkes umgehen mochte, und selbst auch noch von der Form zu bilden, in welcher die Heldensage der oben aufgeführten Sagenkreise dichterisch zuerst aufgetreten sein mag. In der älteren Edda besitzen wir noch das treuste Abbild jener halb epischen, halb lyrischen Lobpreisungen der Götter und ihrer Thaten, wie sie unserem Volke überhaupt eigen gewesen sein werden. Eine Erwähnung derselben gehört daher durchaus in eine Darstellung deutscher Literaturgeschichte. Das Urbild eines germanischen Volksepos aber ist uns in dem angelsächsischen Gedicht von Beowulf erhalten, das die Siege Beowulfs über den bösen Grendel und einen Länder verwüstenden Drachen besingt und wohl schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts seine letzte Gestalt erhalten hat. Die zu Grunde liegenden Sagen sind gewiß von den Angeln und Sachsen aus ihrer alten Heimat schon mitgebracht worden; um so mehr verdient das Gedicht, daß wir hier seiner gedenken, mit Recht aber ist es in neuerer Zeit von Deutschen vielfach übersetzt und besprochen worden. Aber wir haben auch noch in deutscher Sprache selbst ein wirkliches deutsches Heldenlied übrig, das sogenannte Hildebrandlied, das, wenn auch nicht unmittelbar in diesen Zeitraum, doch in die ersten Zeiten des folgenden gehört, in niederdeutschem Dialect verfaßt zu sein scheint und den Kampf Hildebrands, des Waffenmeisters Dietrichs von Bern, mit seinem eignen Sohn Hadubrand erzählt, der als Kind daheim gelassen und mittlerweile zum Jüngling herangewachsen dem Vater nun entgegengezogen war, ihm begegnet und mit ihm kämpft, ohne von diesem sofort erkannt zu werden. Dieser wundersame Ueberrest ältester deutscher Heldendichtung ist im Kloster Fulda gefunden und unzählige Mal abgedruckt worden. Das Hildebrandlied ist in alliterirenden Versen abgefaßt, die wir als die älteste dichterische Form in unserer Literatur schon oben aufgeführt haben; an einzelnen Stellen tritt bereits der Endreim in demselben auf.

Wie aber die alten Sagen und Lieder im Munde des Volkes als die einzige Quelle seiner Geschichte fortlebten, davon haben uns zwei Geschichtschreiber einen deut-

lichen Beweis hinterlassen. Jornandes, dessen wir schon gedachten und der um die Mitte des 6. Jahrhunderts seine Gothische Geschichte lateinisch schrieb, hat seine Nachrichten über die älteste Geschichte seines Volkes aus den Liedern geschöpft, in denen die Gothen die Heldenthaten ihrer Väter besangen. Und gegen das Ende des 8. Jahrhunderts schrieb ebenfalls lateinisch Paul Warnefried (Paulus Diaconus) seine Geschichte der Longobarden, in der selbst durch den lateinischen Vortrag noch die Kraft und Fülle der Dichtung leuchtet und in der die schönsten Liederstoffe, ja ganze Stücke poetischer Erzählung noch deutlich hervortreten.

Noch müssen wir einer Schöpfung deutschen Geistes aus der ältesten Zeit gedenken. Es ist dies die Thiersage, die sich später in Niederdeutschland und in dem nordöstlichen Frankreich zum vollen Epos ausgebildet hat und deren Held der Meister aller Listen, Reinhart Fuchs, ist. Wir haben es hier nicht etwa nur mit der Erweiterung einer einfachen Thierfabel zu thun, wie solche so zahlreich aus dem griechisch-römischen Alterthum uns überliefert sind. Diese Thiersage ist ureigenstes deutsches Gewächs und nur ein Reflex und Spiegelbild der sinnigen Art, in welcher unsere dichterisch so reich beanlagten Vorfahren das Leben in der Natur und vor allen Dingen auch das der Thierwelt belauschten. Uns freilich ist, seit wir in Städten fern von Wald und Waldeinsamkeit wohnen, der poetische Sinn nach dieser Seite allmählich abhanden gekommen und wir pflegen selten in Thieren noch etwas als zur Knechtschaft und zum leiblichen Genuß für die Herren der Erde verurtheilte Creaturen zu sehen. Anders unsere Vorfahren, die auch diese Thiersage, wie alle Sage, immer weiter und weiter führten und in ihr zuletzt, bei höher entwickeltem politischen Sinne, als ihnen aus den Kämpfen der Vasallen mit ihren Lehnsfürsten und des Kaisers mit der geistlichen Gewalt ein Verständniß vom großen Weltgetriebe aufgegangen war, ein Bild des Lebens selbst und seiner Kämpfe sahen und darstellten.

Merkwürdig aber und fast von providentieller Bedeutung ist der Umstand, daß die große Spaltung, welche durch die christliche Kirche des vierten Jahrhunderts ging, sofort auch ihre Rückwirkung auf die ersten Bekehrungen von Deutschen äußerte und daß die Gothen, welche früher als alle übrigen deutschen Stämme die christliche Lehre, und zwar den Arianismus annahmen, sofort von Rom aus gesehen Ketzer waren. Mit großer Treue blieben die Gothen diesem als Ketzerei verurtheilten und dann auch von den oströmischen Kaisern verfolgten Glauben ergeben und von ihnen aus breitete sich derselbe „als die germanische Nationalreligion", die aber bei den Deutschen „mehr semi-arianisch oder des Unterschieds ganz unbewußt" war, der Christus galt „als Gottes eigen Kind, ein Königssohn, der dem Vater in Sohnestreue unterthan ist", über die Westgothen in Spanien, Ostgothen und Longobarden in Italien, Vandalen in Afrika aus. Daß aber trotzdem die rechtgläubige katholische Lehre, wie sie von Rom aus verbreitet wurde, Eingang bei den deutschen Völkern fand und hier schließlich die alleinige Herrschaft behauptete, erklärt sich daraus, daß die Arianischen Reiche alle zerfielen, die Franken aber das weltbeherrschende Volk wurden und Derjenige, welcher die Franken zuerst zu einem großen Reiche vereinigte, der Merovinger Chlodwig, als katholischen Christen in der Kathedrale zu Rheims sich taufen ließ, die eigenthümliche Gestaltung der politischen Verhältnisse in Italien dem römischen Papst es aber lange Zeit hindurch wünschenswerth erscheinen ließ, die Frankenkönige nicht nur als „die allerchristlichsten Könige", sondern sogar als die wirklichen Nachfolger und Erben Constantins des Großen und damit der römischen Weltherrschaft und des römischen Kaiserthrons anzuerkennen. Von dieser Zeit an beginnt die so folgenreiche Abhängigkeit unseres Vaterlandes von Rom, die Gutes und Böses in reichem Maß über dasselbe gebracht hat. Auch wir Deutschen diesseits des Rheines würden im Romanismus völlig auf- und unser specifisch deutsches Wesen

wahrscheinlich schließlich gänzlich untergegangen sein, wenn nicht durch den Vertrag von Verdun 843 jene Theilung der fränkischen Universalmonarchie eingetreten wäre, auf die wir die Erhaltung unserer Nationalität in ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen dürfen. Doch dies gehört bereits in den folgenden Zeitraum. Die Unterdrückung des alten heimischen Glaubens, der Sturz des germanischen Heidenthums, die Organisation der deutschen christlichen Kirche sind das Werk des angelsächsischen Mönchs Winfried (Bonifacius), der zugleich die Abhängigkeit der von ihm begründeten deutschen Kirche von den Römischen Päpsten besiegelte. Von jetzt ab war wohl die Gefahr vorhanden, daß selbst die letzten Reste der alten germanischen Lieder und Sagen untergingen. Vom segensreichsten Einfluß, zumal auch für die Entwickelung unserer Literatur, sollte die Gründung von Klöstern werden, mit denen sich bald Klosterschulen verbanden, unter denen ganz besonders die von St. Gallen (seit 705) und Fulda (744) Erwähnung verdienen.

Zweite Periode.

Christlich-romanisches Zeitalter von Karl dem Großen 768 bis auf Friedrich Barbarossa 1152.

Der Sohn Pipins des Kurzen, der 752 unter Beistand des römischen Papstes den fränkischen Thron eingenommen, und der Enkel Karl Martells, jenes fränkischen Hausmeiers, welcher durch seinen Sieg bei Tours den alle abendländische christliche Cultur mit dem Untergang bedrohenden Einfall der muhamedanischen Araber in Frankreich zurückgewiesen hatte, war der Frankenkönig Karl der Große, der alle deutschen Stämme vom Ebro bis zur Weichsel und vom Strand der Nordsee bis an das Ufer des Tiber in eine einzige große Universalmonarchie vereinigen sollte, die nach seiner Krönung in Rom durch Papst Leo III. (25. Dec. 800) gewissermaßen als eine Wiederherstellung des abendländischen Kaiserthums gelten konnte. Diesem großen Reiche Bestand und inneren Halt zu geben war sein höchstes Streben, und da er von dem Segen christlicher Lehre und Sitte ebenso stark überzeugt war, als von den heilsamen Folgen der römischen Bildung für die Aneignung des neuen Glaubens, so suchte er die Befestigung und Ausbreitung des Christenthums durch Beförderung der römischen Cultur zu unterstützen und die so verschiedenartigen Elemente seines weiten Reiches durch geistige Kräfte und höhere Interessen zu verschmelzen und innerlich fest zu verbinden. Sein Verdienst ist es daher vorzugsweise, daß die Deutschen, die vor allen Völkern zur Aufnahme der christlichen Lehre bestimmt zu sein schienen, den neuen Glauben in einer so tiefen und herzlichen Weise ergriffen, daß ihr Wesen von jetzt ab einen höheren Charakter annahm und seit jenem Amalgamirungsproceß, der das Evangelium und die Römische Bildung in engste Wechselwirkung setzte, die Träger aller höheren Gesittung werden konnten. Seit Karls des Großen Zeiten ist es der Beruf des deutschen Volkes, wie Vilmar es so schön im Vorwort seiner Literaturgeschichte ausdrückt: „ein Hüter zu sein unter den Völkern für Zucht und Sitte, für Gerechtigkeit und für Hingebung, für Dichtung und Wissenschaft in ihrer stillen Innerlichkeit und für den Glauben der christlichen Kirche in seiner weltüberwindenden Macht“. Von jetzt ab läßt sich das literarisch-geistige Leben unseres Volkes in einer ununterbrochenen Folge bis herauf in unsere Tage verfolgen; denn die Geschichte unserer geistigen Cultur zeigt erst vom Regierungsantritt Karls des Großen an eine gewisse Continuität. Seit Karl, der von

Haus aus nicht einmal schreiben konnte, also selbst keinerlei gelehrte Bildung besaß, zum ersten Mal in Italien (774) von dem wohlthuenden Hauch der christlichen und gelehrten Cultur Italiens in seinem Gemüth wundersam berührt und ergriffen worden war, ist er unablässig bemüht, wissensreiche Männer aus Nord und Süd an sich heranzuziehen und mit ihrer Hülfe nicht nur sein eigenes mangelhaftes Wissen zu ergänzen und zu vertiefen, sondern vor allen Dingen auch für eine tüchtige Ausbildung der künftigen Träger der christlich-deutschen Cultur, der Geistlichen, zu sorgen. Von größter Wichtigkeit war es, daß er den Angelsachsen Alcuin an seinen Hof berief, der der Begründer der Klosterschulen und ihrer Organisation und überhaupt alles Unterrichts für den geistlichen Stand bis herunter zum Volke in den Ländern des großen Frankenreiches werden sollte. Obgleich auch er das geistige Erbe des Alterthums in christlicher Umprägung dem Mittelalter zu überliefern suchte, ist er doch ängstlich bedacht, die Predigt und den Glaubensunterricht in der deutschen Sprache ertheilen zu lassen, wie das in seiner angelsächsischen Heimat längst Sitte war. An Karls Hofe fand sich allmählich eine ganze Gesellschaft von Gelehrten und Dichtern zusammen, wir nennen noch Peter von Pisa, Paul Warnefried, den Geheimschreiber und Biographen Karls Eginhart, und wohl dürfte man bereits diese Zeit als eine Art Renaissance des Alterthums bezeichnen. Als ein Glück aber ist es zu preisen, daß gegenüber den exclusiv romanischen Bestrebungen eines Theiles seiner Umgebung der große Frankenkönig vorzugsweise den Anschauungen Alcuins und seinem eigenen echt deutschen Charakter folgte und die Fürsorge für die geistigen Schätze seines eigenen Volkes nicht vergaß. Auf seine Veranlassung begann man mit Uebertragungen des Glaubensbekenntnisses, des Vaterunsers und anderer kirchlichen Schriften in das Deutsche. Für eine Menge Begriffe, deren Bezeichnung der deutschen Sprache noch völlig abging, wurden entsprechende heimische Ausdrücke beschafft und so mußte von Anfang an unsere Sprache dem Vorbild der lateinischen sich anbequemen und bei dieser in die Lehre gehen. Aber auch die noch im Munde des Volkes lebenden alten Volkslieder ließ Karl sammeln und er wurde damit der Retter der heimischen Sage und der deutschen epischen Dichtung. Daß im Hohenstaufenzeitalter, als die Verschmelzung des christlichen Wesens mit dem deutschen vollendet und die Dichtkunst ihren ersten großartigen Aufschwung nehmen sollte, die deutsche Sprache in der strengen Arbeit der Uebersetzung so weit erstarkt war, daß sie frei und kühn die eigenen Flügel zu entfalten vermochte, daß in dieser Zeit die Erinnerung der alten heimischen Sagen, trotz der feindseligen Bestrebungen der Geistlichkeit gegen alle heidnischen Ueberlieferungen, noch nicht völlig erloschen war, sondern jetzt gerade der bevorzugte Stoff zu den neuen herrlichen Dichtungen werden konnte, dazu hat Karl der Große sein gut Theil beigetragen. Natürlich aber müssen wir es finden, daß ein solcher Mann in einer Weise, wie kaum ein anderer Fürst des Mittelalters, auch Mittelpunkt eines Sagenkreises, der sogenannten Rolandssage, werden konnte, und daß von ihm in romanischen und deutschen Ländern, ja selbst bis hinauf in den hohen Norden gesungen worden ist.

Erst unter dem Enkel Karls des Großen, der seit dem schon früher angedeuteten Theilungsvertrag von Verdun, dem wir die selbständige Fortentwickelung deutschen Wesens verdanken, die eigentlich deutschen Lande als gesondertes Reich regierte, begegnen wir dem urkundlich bezeugten Namen des Verfassers einer wichtigen größeren Dichtung in unserer Sprache. Bis auf diesen — wir meinen Otfried — sind die Namen der Urheber aller aus jener Zeit stammenden Ueberreste unserer Literatur, wie des schon im vorigen Abschnitt genannten Hildebrandliedes, noch in völliges Dunkel gehüllt. Diese Ueberreste aber erscheinen zumeist in hochdeutscher Sprache, die wir für den Zeitraum, von dem wir jetzt handeln, wie schon früher angedeutet wurde, die althochdeutsche zu

nennen pflegen. Besondere Erwähnung verdienen zwei Erzeugnisse geistlicher Poesie, deren Handschriften beide jetzt in München aufbewahrt werden: das Wessobrunner-Gebet, genannt nach dem Kloster Wessobrunn in Baiern, wo es gefunden wurde, das älteste Denkmal christlicher Poesie in alliterirender Form, und das ebenfalls alliterirende Bruchstück eines Gedichtes vom Weltuntergang, Muspilli (so genannt nach dem Namen des Weltbrandes in der deutschen Mythologie), das auch dadurch merkwürdig ist, daß es von Ludwig dem Deutschen, wahrscheinlich aus dem Gedächtniß, auf den Rand und die letzten Blätter eines Buches geschrieben worden ist.

Das letzte Gedicht in alliterirender Form, zugleich das dichterisch bedeutendste Werk des ganzen 9. Jahrhunderts ist der in niederdeutscher Sprache abgefaßte Heliand, den man wohl auch die altsächsische oder niederdeutsche Evangelienharmonie zu nennen pflegt. Die Sage erzählt, daß es von einem frommen sächsischen Bauer auf unmittelbare göttliche Inspiration hin und im Auftrage Ludwigs des Frommen, des Sohnes Karls des Großen, verfaßt worden sei. Wir theilen im Folgenden mit, was Vilmar in unübertrefflicher Weise über dasselbe geurtheilt hat. „Dieses von einem, vielleicht sogar nach altepischer Weise, worauf mehrere Spuren zu weisen scheinen, von mehreren Sachsen kurz nach der Bekehrung dieses Volkes zum Christenthum verfaßte Gedicht erzählt das Leben Jesu Christi nach den vereinten Berichten der vier Evangelien, und ist bei weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel, ohne hinzugethane Bilder und aufgetragene Farben — die sich mit keiner echten Dichtung, am wenigsten mit dem Epos vertragen — ohne gewaltsame Herbeiziehung einer wohlgemeinten, aber ihres Eindrucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten alliterirenden Formeln, erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus in Sachsen, der uns hier entgegentritt. So erscheint denn Er, der wahrhaftig ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten Glorie, welche der Deutsche kannte: als ein gewaltiger Völkerfürst, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Scharen daher zieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen.“ Es ist nicht zu verkennen, daß bei der Abfassung dieses vortrefflichen Gedichts die Absicht mitgewirkt hat, durch eine poetische Darstellung des Lebens Jesu dem Geschmack an der heimischen nationalen Heldendichtung entgegenzuwirken, diese, wo möglich, gänzlich zu verdrängen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als Ludwig der Fromme wenig Sinn für heimisches Wesen zeigte und über seinen christlichen Bestrebungen das Interesse an der alten vaterländischen Dichtung wohl verloren hatte. Aber auch der Heliand wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht in rascher Folge, und gerade auch im Lande der Sachsen, eine Reihe vortrefflicher Klosterschulen entstanden wäre und eine immer wachsende Zahl ausgezeichneter Lehrer dort christliche Gesittung mit antiker Cultur dem deutschen Wesen zu vermitteln gesucht hätte. Man sieht, wie trotz der christlich-romanischen Richtung einzelne hervorragende Gelehrte deutsch genug waren und dachten, um den Sinn für die heimische Sprache, wie ihn Alcuin und Karl der Große gepflegt hatten, beizubehalten. Ganz besonders günstig wirkte nach dieser Seite Hrabanus Maurus, der Abt von Fulda, der 856 als Erzbischof von Mainz starb. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn gerade aus

seiner Schule der Mann hervorging, der die erste umfassendere Dichtung in hochdeutscher Sprache schuf und der erste bezeugte Dichtername in unserer Literatur ist, wir meinen den elsasser Benedictinermönch Otfried, der in seinem Krist oder Evangelienbuch, dessen Entstehung etwa 868 anzusetzen ist, zum ersten Mal, wenn auch noch in sehr unbeholfener Weise, den Endreim und die Strophenform zur Anwendung brachte. Es ist möglich, daß er beide der lateinischen Kirchenpoesie entlehnte; ihre Einbürgerung in unserer Literatur ist jedoch sicher auf ihn zurückzuführen. Der Reim ist aber dem Wesen unserer Sprache homogen, wie wir dies schon früher ausgesprochen haben, und auf jeden Fall beförderte er die Ausbildung des lyrischen Elementes, so daß wir annehmen dürfen, daß der Minnegesang und die Didaktik des Hohenstaufenzeitalters ohne eine frühzeitige Aufnahme und Anwendung desselben nicht möglich gewesen wären. Hätte auch Otfried ihn nicht eingeführt, so würde doch, wie wir glauben, die mit der christlichen Bildung steigende Vertiefung und Verinnerlichung unseres Volkes, zumal unter dem immer wieder mahnenden und anregenden Beispiel der romanischen Literaturen, schließlich auch bei uns zum Reim gedrängt haben. Noch müssen wir erwähnen, daß unser Wissen von den Gesetzen der ältesten deutschen Vers- und Reimkunst, also von der ältesten deutschen Prosodie und Metrik, der Beobachtung der von Otfried angewandten Gesetze entstammt. Durchaus nicht zu verkennen ist, daß auch er mit seiner Dichtung die umgehenden heidnischen Lieder aus dem Munde des Volkes verdrängen wollte. Otfried hat sein Evangelienbuch im Kloster Weißenburg vollendet, wo er zuletzt Presbyter war, und es in einem besonderen Zueignungsgedichte Ludwig dem Deutschen gewidmet.

Den Reim finden wir bereits in einem Gedichte wieder, welches den Sieg Ludwigs III. über die Normannen bei Saucourt (881) verherrlicht. Um der volksmäßigen Haltung desselben willen glaubt man es einem Geistlichen nicht zuschreiben zu dürfen. Besondere Beachtung verdient es deshalb, weil es das erste deutsche Lied (Leich) ist, welches ein gleichzeitiges geschichtliches Ereigniß verherrlicht.

Mit dem Ludwigslied schließen wir unsere Darstellung des karolingischen Zeitalters ab. Die Zeiten unter den sächsischen (919 bis 1024) und fränkischen Kaisern (1024 bis 1125), die langen Kämpfe gegen die einfallenden Normannen, Slaven und Magyaren, die vielfachen Auflehnungen der großen Herzöge gegen die Königsgewalt, endlich der so unheilvolle Hader der kaiserlichen mit der päpstlichen Macht, waren, wenn auch einzelne Lichtpunkte zwischen denselben hervortreten und zumal unter den Ottonen das Reich eines großen Ansehens sich erfreut, wenig geeignet, der Ausbildung der Poesie Vorschub zu leisten, die abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr mit dem Volksleben in den Klöstern kümmerlich ihr Dasein fristete. Die Saat, die Karl der Große ausgestreut, wurde in ihrer Entwickelung gefährlich unterbrochen, die Kluft zwischen Geistlichkeit und Volk dagegen immer größer. Zwar erhielten die Erinnerung an die alten Heldenlieder fahrende Sänger einiger Maßen lebendig, dafür aber griff die Herrschaft der lateinischen Sprache desto rücksichtsloser um sich, die nicht blos Sprache der geistlich gebildeten Gelehrten war, sondern auch von den Diplomaten gesprochen und von den Geschichtschreibern geschrieben wurde. Wie tief aber trotzdem die Liebe zum heimischen Wesen im deutschen Volke wurzelte, welche Anziehungskraft auch noch hinter den Klostermauern die alten Sagen äußerten, das beweisen verschiedene Versuche, die deutsche Heldensage lateinisch zu bearbeiten. Keiner von diesen hat aber die Berühmtheit erlangt, die des St. Galler Klosterschülers Ekkeharts I. Waltharilied erntete, zumal seit in unseren Tagen ein Meister der Erzählungskunst, J. V. von Scheffel, es so anmuthig in seinen geschichtlichen Roman Ekkehart, dessen Held jedoch nicht der historische Urheber jenes Liedes ist, also unter Begehung einer chronologischen Sünde, zu verweben gewußt hat. Ekkeharts Dichtung von Walther und Hildegunde (er hatte sie unter Anleitung seines Lehrers

Geraldus in lateinischen Hexametern verfaßt) ist noch voll des echtesten altgermanischen Geistes und der nationale Sinn und Heldenmuth, der sie belebt, stimmt recht wohl zu der glanzvollen und großartig nationalen Regierungszeit Ottos des Großen, unter der sie entstand. Ekkehart aber starb in demselben Jahre (973), in welchem auch der große Sachsenkönig, der die Culturbestrebungen seines Vorbildes, Karls des Großen, wieder aufnahm, aber auch, wie dieser, in Rom die Kaiserkrone empfing (962), die durch den Vertrag von Verdun von Deutschland genommen, von nun an bei demselben bleiben sollte.

Etwas später (etwa um das Jahr 1000) anzusetzen ist der ebenfalls in lateinischen Hexametern, vielleicht von Fromund aus Tegernsee verfaßte Ruodlieb, welcher, wenn auch nur in Bruchstücken überliefert, doch deshalb von culturhistorischem Werthe ist, weil er uns einen Einblick in die feinere Rittersitte der Zeit thun läßt. Die Entstehung des Ritterthums aber weist ebenfalls auf die sächsischen Könige und Kaiser zurück und in den Rittern bildete sich der Stand heran, in welchem das echt deutsche Wesen seine Verklärung durch die christlich-romanische Bildung, die wir als solche romantisch heißen dürfen, erleben sollte.

Wir haben aber selbst Kunde von einem freilich verloren gegangenen lateinischen Nibelungenliede eines Meisters Konrad und im eilften Jahrhundert wurde auch ein lateinischer Herzog Ernst gedichtet. Aber auch verschiedene Stoffe aus der Thiersage fanden lateinische Bearbeitung. Der Vers in allen diesen lateinischen epischen Gedichten war der Hexameter, zuweilen in der modernen gereimten Gestalt, in der er der leoninische genannt zu werden pflegt.

An dieser Stelle müssen wir aber auch der ersten und ältesten deutschen Dichterin gedenken, die aber ebenfalls nur lateinisch geschrieben hat. Wir meinen Roswitha, die Nonne von Gandersheim. Sie gehört in die Zahl jener in geistiger und sittlicher Hinsicht so ausgezeichneten Frauen aus dem Zeitalter der Ottonen. Wir haben von ihr in lateinischen Hexametern verfaßte Legenden übrig, unter denen die bedeutendste wohl der Theophilus ist, da er die Sage vom Pacte mit dem Bösen behandelt und also ein Vorgänger des Faust ist, mit dem er den unbezähmbaren Erkenntnißtrieb theilt. Dann dichtete sie eine Reihe Dramen geistlichen Charakters, mit welchen sie dem sittenschädlichen Einflusse der Lustspiele des Terenz entgegenwirken wollte. Diese kleinen legendenartigen dramatischen Gemälde sind weitaus das Beste, was auf dramatischem Gebiet von Deutschen, vielleicht überhaupt von den Völkern des Mittelalters ausgegangen ist. Aber sie hat auch Otto's des Großen Thaten auf dessen eigenen Wunsch lateinisch beschrieben und dafür in unserem Jahrhundert ihre Stelle in dem großen Quellenwerk der deutschen Geschichte, in den vom Freih. von Stein begründeten, von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica gefunden. Bekanntlich hat der Humanist Conrad Celtes 1494 die Handschrift ihrer Werke wieder entdeckt und seine Zeitgenossen mit Bewunderung für die gelehrte Gandersheimer Nonne erfüllt, deren Dramen nach dem Urtheil des Franzosen Charles Magnin Europa zum Ruhme gereichen und die Wiege der Kunst eines Calderon und Corneille sind. Um so mehr müssen wir uns freuen, daß die Insinuation eines namhaften deutschen Geschichtsforschers, daß Celtes die Werke der Roswitha nicht entdeckt, sondern selbst verfaßt und so einer gelehrten Mystification sich schuldig gemacht habe, von berufener Seite als gänzlich unbegründet zurückgewiesen worden ist.

Wir haben zuletzt nur lateinische Schriften aufgeführt, müssen aber, ehe wir zum nächsten Zeitraum übergehen können, noch einiger schriftstellerischer Bestrebungen in deutscher Sprache gedenken. Wie Fulda in Mitteldeutschland, so zeichnete sich das Kloster St. Gallen in der Schweiz durch seine eifrigen gelehrten Studien und die

Pflege der deutschen Muttersprache aus. Ganz besonderen Ruhm gewann hier als Vorsteher der Klosterschule der Neffe und Schüler des schon genannten Ekkehart I, Notker Labeo. Er ist der bedeutendste unter den schriftstellernden Mönchen jenes Klosters und der Begründer einer besonderen Uebersetzerschule. Von den von ihm selbst verfaßten Uebersetzungen wollen wir nur der Interlinearversion der Psalmen, der Schrift des Boethius vom Troste der Philosophie und der Kategorien und Hermeneutik des Aristoteles gedenken. Seine Erklärung des Buches Hiob, wie seine Uebersetzung der Hirtengedichte des Virgil und der Andria des Terenz sind verloren gegangen. Notker war ein Muster strenger, verleugnungsvoller Mönchstugend und erregte durch seine Gelehrsamkeit die allgemeine Bewunderung seiner Zeitgenossen. Er wurde am 22. Juni 1022 von der Pest dahingerafft, die das Heer Heinrichs II. aus Italien eingeschleppt hatte. Aehnliche Bedeutung gewann der in Paris gebildete Franke Williram, der erst Mönch in Fulda, dann Abt zu Ebersberg in Baiern war, eine Uebersetzung und Erklärung des Hohenliedes verfaßte und 1085 starb. Aber ganz besonders Oestreich war in dieser Zeit ein Hauptsitz geistlicher Poesie, wie wir aus manchen uns erhaltenen Ueberresten schließen dürfen.

Das letzte Jahrhundert unseres Zeitraums trägt eine wesentlich veränderte Physiognomie. Immer zahlreicher werden geistliche Dichtungen, die von einem finsteren asketischen Geiste angehaucht sind. Haben sie auch keinen wirklichen poetischen Werth, so verdienen sie doch als Zeugnisse des wachsenden dichterischen Ausdrucksvermögens und als die ältesten Proben einer neuen Entwickelungsstufe unserer Sprache immerhin Beachtung. Man spürt in ihnen die Erregung, die durch den Glauben an das tausendjährige Reich Christi und durch die Erwartung seiner Wiederkunft der Gemüther aller Orten sich bemächtigt hatte. Begünstigt von dieser Erregung mußten die Bestrebungen der Cluniacenser Mönche leichteren Eingang finden, die in schweren, ununterbrochenen, geistlich mechanischen Beschäftigungen, um den Himmel zu gewinnen und der Hölle zu entgehen, den creatürlichen Menschen abtödten und einen aller Weltfreude entsagenden klösterlichen Gemeinsinn großziehen wollten. Mehr denn je mußte unter solchen Umständen das Ansehen und die Macht des römischen Papstes steigen und jede Auflehnung der weltlichen Gewalt gegen dieselbe verdammt werden. Wohl begreift man daher die leidenschaftliche Form, die der unglückselige Kampf Heinrichs IV. gegen den Papst annahm, und versteht die Demüthigung, welcher der Kaiser sich in Canossa (1077) unterzog, so betrübt und schmachvoll dieselbe auch ist. Daß in der Dichtung aber Stoffe vorzuherrschen begannen, welche auf diese Zustände Bezug nahmen, ist um so natürlicher, als die Poesie mehr oder minder immer ein Spiegel der Zeiten ist. Wenn wir von jetzt ab auch in der Dichtung einer gleichsam das Facit der Weltgeschichte ziehenden geschichtlichen Betrachtungsweise begegnen, welche Alles, sofern es das Reich Christi nicht befördert, sondern ihm entgegenwirkt, unter der Vorstellung des Antichrist zusammennimmt, so ist diese Anschauungsweise recht wohl zu verstehen, da jene chiliastischen Vorstellungen von der Wiederkunft Jesu, wie sie ja das Weltgericht in nächste Aussicht stellten, von selbst zu einer prüfenden Betrachtung der Gegenwart und Vergangenheit unter jenem Gesichtspunkte einladen und die Weltgeschichte zum Weltgericht erheben mußten. Die Geschichte aber darnach abzuurtheilen, wie weit sie eine Verwirklichung des Reiches Christi ist, ist sicher die großartigste und berechtigtste Aufgabe, die der menschliche Verstand sich stellen kann. Von solchen Erwägungen aus sind wir erst im Stande, Gedichte wie das Annolied, recht zu würdigen, welches mit dem Preise des heiligen Anno von Köln eine Uebersicht der gesammten Geschichte von der Schöpfung ab verbindet. Kein Wunder, daß derjenige unter den großen Geistern des vorigen Jahrhunderts, dem die geschichtsphilosophische Betrachtung das Hauptanliegen seines Lebens

war, daß Herder von diesem Gedicht so außerordentlich sich begeistert zeigte und in ihm sogar pindarischen Schwung verspüren wollte. Aehnlich ist die Kaiserchronik, welche ebenfalls hieher gehört und in immer neuen Ueberarbeitungen das beliebteste Geschichtsbuch des deutschen Mittelalters blieb. Sind aber für alle Geschichtsphilosophie die ersten Anfänge von größtem Interesse, so begreift sich auch die Vorliebe, mit welcher man in jenem Zeitalter die Schöpfungsgeschichte, die Bücher Mosis und schließlich überhaupt die Geschichte des alten Testamentes zu behandeln pflegte. Es begreift sich ferner, warum man die auf den Propheten Daniel zurückweisende Unterscheidung der vier Weltreiche adoptirte und, dafür war es ja das christlich-romanische Zeitalter, zwischen biblischem Alterthum und Gegenwart, abgesehen von Alexander dem Großen, dessen Thaten immer ein Lieblingsgegenstand des Mittelalters waren, vorzugsweise nur die römische Geschichte, zumal die des römischen Kaiserthums, kannte.

War Roswitha die älteste deutsche Dichterin, insofern sie die älteste deutsche Frau ist, von der wir überhaupt Dichtungen, aber freilich nur lateinische, übrig haben, so ist die Klausnerin Ava die älteste deutsche Dichterin, die auch wirklich deutsch geschrieben hat. Von ihr besitzen wir ein Leben Jesu, welches mit besonderer Vorliebe die rührenden Scenen ausmalt und damit sich sofort als das Werk einer Frau documentirt. Bezeichnend ist aber, daß auch sie ihrer Dichtung einen Anhang über den Antichrist und über das jüngste Gericht beigefügt hat. Ihr Leben fällt in die Ausgangszeiten dieser Periode, unter die Regierung des letzten fränkischen Kaisers Heinrich V. und seines Nachfolgers, Lothars von Sachsen, unter dem sie auch am 8. Februar 1127 starb.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß in diesen Zeitraum (11. und 12. Jahrhundert) auch der großartige Aufschwung fällt, den in Frankreich die scholastische Philosophie unter Lanfranc, Abälard u. A. nahm, und daß den Thaten des forschenden Geistes und den aller Ueberlieferung Gefahr drohenden Untersuchungen grübelnder Vernunft, unter dem Vorgang namentlich Bernhards von Clairvaux, alsbald eine Richtung sich entgegenstellte, die, in treuerem Festhalten an den christlichen Ideen der Liebe, dem Gefühl sein Recht zu wahren suchte und somit die erste Documentation der christlichen Mystik wurde. Wir haben heute kaum noch eine Vorstellung von der großen geistigen Bewegung, die damals von Frankreich ausging und auf das Mächtigste auch die Geister in unserem Vaterlande ergriff, bei uns aber langsamer, dafür aber auch desto nachhaltiger wirken sollte.

Als großartigstes und herrlichstes Zeugniß der Periode, die wir nun verlassen und als deren Grundcharakter wir die Verschmelzung der christlichen mit der römischen Bildung bezeichneten, stehen jene kirchlichen Bauten da, die aus der altchristlich-römischen Basilika hervorgegangen zu einem neuen eigenartigen, im Rundbogen gipfelnden Styl sich ausgebildet haben, den wir um seines römischen Ursprungs willen den romanischen zu nennen pflegen. Wie nun aber aus diesem christlich-römischen Styl der gothische als eine freie Schöpfung des ureigensten deutschen Geistes sich entwickelt, so ist die Poesie des nächsten Zeitraums eine freie That unseres Volkes, in der die herrlichsten Seiten unseres Charakters zur Darstellung kommen.

Dritte Periode.

Deutsch-romantisches Zeitalter von Friedrich Barbarossa 1152 bis zum Untergang der Hohenstaufen 1268.

Das Bestreben der vorigen Periode war es gewesen, einen tüchtigen einheimischen geistlichen Stand auszubilden. Unter der Hilfe auswärtiger Gelehrten und an der Hand der römischen Sprache und Literatur war dies in Klöstern und Schulen auch gelungen. Die Klöster waren die Mittelpunkte aller Gesittung und auch der Literatur und die Geistlichen die Lehrer und nächsten Rathgeber der Fürsten geworden. So hatte christlich-romanische Bildung nach jeder Seite, in der Kirche, im Staate, in den Künsten des Lebens Einfluß und Herrschaft gewonnen. Daß jedoch der durch das Christenthum veredelte Volkscharakter nicht ausschließlich und für immer in lateinischer Sprache und antiken Stoffen sich bewegen und in ihnen seine Befriedigung suchen würde, hatte sich zunächst dadurch angekündigt, daß die Geistlichen selbst der heimischen Sagenpoesie sich angenommen und die altgermanischen Epenstoffe in lateinischen Hexametern behandelt hatten, und so zeigte sich allmählich immer deutlicher der Weg, den unsere Literatur verfolgen sollte. Je tiefer und inniger das Christenthum im deutschen Volke sich festsetzte, um so mehr athmete das unterdrückte germanische volksthümliche Element wieder auf und um so mehr entzog sich unsere Bildung der romanischen Bevormundung, nahm nationalen Charakter an und schlug eine eigene selbständige Richtung ein. Insofern ist die neue Periode durchaus deutsch, aber deutsch in christlicher Färbung und Verklärung.

Es hatte nicht ausbleiben können, daß von den Klosterschulen aus eine höhere Bildung sich allmählich auch in den Kreisen verbreitete, die die herrschenden und maßgebenden im Reiche waren und vorzugsweise den geistlichen Stand zu ihrem Umgang herangezogen hatten. Es war dies aber der seit den Zeiten der sächsischen Kaiser neu aufgeblühte Stand der Ritter, in dessen Händen die Vertheidigung des von Normannen, Magyaren und Slaven oft bedrohten Reiches gelegt worden war. Die Ritter standen im nächsten Dienst- und Lehnsverhältniß zu den Fürsten und besaßen als jüngste gesellschaftliche Bildung die nöthige urwüchsige Kraft, Frische und Empfänglichkeit, um alles Große und Schöne sofort in sich aufzunehmen und mit ihrem Wesen zu verschmelzen, was sie in ihrer Umgebung, an den Fürstenhöfen, in den Klöstern und Abteien, ja selbst das, was sie auf ihren Zügen, jenseits der Alpen in Italien, und als auch Deutsche mit den übrigen Nationen an den großen Wanderungen nach dem heiligen Lande Theil nahmen, an Franzosen und Britten, bei den griechisch-katholischen Byzantinern und selbst im Lande der christenfeindlichen Heiden gewahren sollten. Selten ist ein ganzer Stand so bildungsbedürftig, so empfänglichen Sinns für das Schöne und Gute gewesen, wo es ihm auch begegnete, als der junge deutsche Ritterstand des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Auf ihn ging, was nicht zu verwundern, die höhere Bildung jener Zeiten über. Nicht mehr die Klöster, sondern die Burgen und Fürstensitze — denn auch die Fürsten nahmen an Allem Theil, was die Ritter auszeichnete — waren fortan die Mittelpunkte der feineren Sitte und alles höheren Strebens, und da die Ritter auch der Dichtkunst sich bemächtigten, die bei ihnen nicht ein leeres Spiel mit todten Formen blieb, wie sie es in den Klöstern gewesen war, sondern die rechte Weihe für das Leben, die Verherrlicherin der vollbrachten oder geträumten Großthaten, die süße Verkündigerin der tiefsten und geheimsten Herzensanliegen und im Bunde mit Gesang und Saitenspiel der köstlichste Schmuck alles gesellschaftlichen Verkehrs und aller Feste wurde, so konnte es auch nicht aus-

bleiben, daß fortan die Betheiligung der Geistlichen an der Literatur immer mehr erlahmte und schließlich die Ritter und Fürsten als die wahren Träger der Literatur erschienen. Je mehr aber der Einfluß der Geistlichen schwand und in den Hintergrund trat, die einst so fanatisch feindselig gegen alle noch umlaufenden heidnischen Ueberlieferungen gewesen waren, um so freier konnten nun auch wieder die fahrenden Sänger hervortreten, die die alte germanische Sagenpoesie gerettet und erhalten hatten, so daß auch die Höchstgebildeten der Zeit, die Ritter, der heimischen Stoffe sich annahmen und sie ihren Dichtungen zu Grunde legten. Das ganze Zeitalter dachte und fühlte und sang fortan deutsch.

Wir haben dieses dritte Zeitalter unserer Literatur aber als deutsch-romantisch bezeichnet. Aus dem, was wir soeben erörtert, wird der deutsche Charakter desselben Niemandem zweifelhaft sein. Es fragt sich aber, inwiefern es romantisch genannt werden kann. Uns, heutiges Tags, gilt als romantisch mehr oder minder das, was eine Rückkehr zu den Anschauungen und Institutionen des Mittelalters anstrebt und so in directen Gegensatz zu den Tendenzen unserer Zeit sich stellt. In dem Sinne einer tendenziösen Rückkehr zu einem überwundenen historischen Standpunkt ist romantisch hier nicht gemeint, es ist vielmehr das Wesen, die Eigenthümlichkeit des Mittelalters in seinem Glauben, Denken und Fühlen selbst und damit allerdings der schärfste Gegensatz zum Charakter der Gegenwart. Wenn wir aus einer der großen Dichtungen jener Zeit, etwa aus Wolframs Parcival oder Hartmanns Iwein, uns ein Gesammtbild von dem Eigenartigen im damaligen Leben entwürfen, so würde dies Bild entschieden romantisch sich gestalten. Jenes an dichterischen Schöpfungen so reiche Zeitalter suchte und sah nur das, was den Sinnen und der Phantasie gefällt, nicht das, was da in Wirklichkeit ist: dieser auf die Wirklichkeit gerichtete Forschungsgeist, der Alles in das schärfste Licht stellt und keinerlei Schein und Unklarheit duldet, fehlte ihm fast vollständig. Nicht an das helle Tageslicht, in die grellste Beleuchtung wird Alles von ihm gezogen: es erfreut sich an einer Art vergoldenden Dämmerschein, an einer das Wirkliche verdeckenden magischen Beleuchtung, wie sie in seinen Domen herrschte, an dem Mondenlicht, in welchem die Umrisse aller Dinge eine andere Gestalt, einen ungeheuerlichen, ahnungs- und geheimnißvollen Charakter annahmen, an jenem Lichte, in dem uns Geister umzugehen, Riesen und Ungeheuer aufzulauern, die gesammte Natur verzaubert erscheint, Welten im wunderbarsten Scheine sichtbar werden, die mit dem Tageslicht sofort verschwinden, in unserer Brust Gefühle, Ahnungen, Wünsche, in unserer Seele Träume und Phantasien lebendig werden, die vor dem Strahl der Sonne wieder verbleichen. Es ist das Zeitalter, welches mit der Kraft des Geistes, auf welcher alle Dichtung beruht, mit der Einbildungskraft, der Phantasie, das freieste, wildeste, tollste Spiel treibt. Doch es kommt noch Anderes hinzu. In alles Denken und Vorstellen läßt es etwas Höheres, Ueberirdisches, Schöneres hereinscheinen und leuchten. Nicht das Nahe, das Eigene zieht am meisten an, sondern das Ferne, das Fremde. Nicht gilt es, Alles wissen zu wollen, sondern das Höchste, Schönste, Beglückendste zu glauben. Für dieses Zeitalter mußten die Kreuzzüge der charakteristische Ausdruck werden. Wie mächtig war schon lange dadurch die germanische Phantasie erregt worden, daß das Grab des Heilands in so weiter Ferne, in einem vom Abendland so ganz verschieden gearteten Lande lag und noch dazu durch die Heiden, die da wohnten und herrschten, in seiner Heiligkeit und Weihe stets bedroht erschien. Das dem deutschen Charakter eingeborne religiöse Gefühl schwang sich in den Zeiten jener abenteuerlichen Züge zu einer Begeisterung auf, die noch nicht erlebt worden war, und der alte Wandertrieb fand wieder eine Befriedigung, die an die bewegungsreichen Zeiten der Völkerwanderung erinnern mochte, und wiederum erwachte unter dieser ge-

waltigen Erregung und Bethätigung die sagenbildende Kraft im deutschen Volksgeiste. War dem Deutschen von Haus aus eine gewisse Vorliebe für Schlachtenlärm und Schwerterklirren eigen, in den Turnieren, den mit dem Ritterstand zugleich aufgekommenen Ritterspielen, konnte sich die kriegerische Kampfeslust in schönster Weise entfalten und ausbilden und auf Römer- und Kreuzzügen in heldenmüthigen Thaten bewähren. Es war die rechte Zeit, um die ritterlichen Heldenthaten der eigenen Vorfahren und die vielbesungenen Abenteuer und Kämpfe eines Aeneas und Alexanders des Großen zu würdigen und im Liede neu wieder erstehen zu lassen. Daher jene uns langweilig dünkenden ausgedehnten Schilderungen von Schlachten und Kämpfen in den mittelhochdeutschen Dichtungen. Verklärend aber war in das Leben und auch in den Krieg und seine grausigen Thaten ein Gefühl hereingetreten, das dem deutschen Wesen zwar ursprünglich auch schon einwohnte, aber noch nie in dieser Schönheit, Reinheit, Glut und Wärme aufgeblüht war. Dies war die Liebe zum Weibe, die selbst auf dem Gebiete des frommen christlichen Glaubens sich geltend machte, denn nur sie war es, die den Cultus der Jungfrau Maria in den Mittelpunkt der religiösen Andacht stellen und der „das ganze Frauengeschlecht zur heiligen Jungfrau“ werden konnte. Aber diese Verehrung des Weibes griff sittigend und verschönernd auch in die ritterlichen Kampfspiele ein, in denen Frauen die Preise vertheilten und in denen der Gedanke, einem geliebten und angebeteten Weibe gefallen zu können, alle männliche Kraft und Schönheit zur größten Herrlichkeit und zum männlich-würdigsten Anstand emporblühen ließ. Die Liebe war es aber auch, die den Ritter trieb, die Laute zu ergreifen und in immer neuen, kunstreicheren Weisen die Dame seines Herzens zu verherrlichen und der Minne lieblichen Ausdruck zu geben. — Erinnern müssen wir uns aber auch, von welchem erziehenden Einfluß für die Ritter ihr gehobenes Standesgefühl wurde, der Begriff der Ehre, der sich bald bei ihnen ausbildete, die höchste Richtschnur ihres Handels wurde und der die höchste persönliche Tapferkeit, die Treue gegen den Dienstherrn, die Unterstützung der Bedrückten, die fromme Hingabe an die Kirche, die Verehrung des Weibes als oberste Gebote auf sein Panier schrieb. Der Conflict dieser Ideen mit einander, der Heldentugend mit der Treue oder der Liebe mit der Frömmigkeit, machte den höheren Gehalt des Lebens wie der ritterlichen Dichtungen aus. Dabei aber herrschte, was wir nicht vergessen dürfen, eine kaum zu sättigende Lust an der Welt und ihren Freuden, die selbst in den Kreuzzügen Befriedigung suchte und fand.

Dieses deutsch-romantische Zeitalter nun, das wir in seiner inneren Eigenthümlichkeit soeben geschildert haben, ist zugleich die Zeit, da das deutsche Kaiserthum unter dem Geschlecht der Hohenstaufen die ihm innewohnende Idee fast vollständig verwirklichen sollte, nach Außen seine größte Macht, nach Innen seinen höchsten Glanz entfaltete, die Zeit, wo trotz der allgemeinen religiösen Begeisterung, welche in den Kreuzzügen emporloderte und das Ansehen des Papstes mehr denn Alles zuvor zu befestigen schien und Ritter und Mönche in gleicher Andacht mit einander zum heiligen Grabe führte, die deutschen Kaiser einen festen ritterlichen Sinn dem allmächtigen römischen Kirchenoberhaupte gegenüber bewahrten und in Wirklichkeit als die weltlichen Oberherrscher der abendländischen Christenheit erschienen. Allen deutschen Fürsten des 12. und 13. Jahrhunderts voran leuchtete als das wahre Ideal eines deutschen Kaisers und deutschen Ritters Friedrich Barbarossa, der, um nicht das Reich als Lehen vom Papste tragen zu müssen, blutige Kriege in Italien führte, mit dem Kirchenoberhaupte und den von diesem gegen ihn aufgehetzten lombardischen Städten endlich Frieden schloß, dann aber an dem ihm widerstrebenden und die Sache seiner Feinde fördernden Hause der Welfen schwere Rache nahm; nachdem er so das Uebergewicht seiner Familie in der Heimat entschieden, durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Constantia,

der Erbin beider Sicilien, seinem eigenen Hause die Aussicht über ganz Italien zu gebieten gewann und, obgleich schon hochbetagt, in jugendfrischer Heldenbegeisterung das Kreuz noch nahm, hinauszog mit den Tapfersten und Edelsten seiner Mannen nach dem Morgenland, um Jerusalem aus den Händen Salaheddins wieder zu befreien, im Kalykadnus bei Seleucia ertrank (1190) und seitdem von der Sage als im Kyffhäuser schlafend beklagt wird, von wo er, wenn die Raben den Berg nicht mehr umkrächzen, wiederkehren und die mit ihm untergegangene Herrlichkeit des deutschen Reiches wieder herstellen soll. Sein Sohn Heinrich VI. mußte aus dem Leben scheiden, ehe er das Weltreich, auf das er durch seine Gattin Anspruch hatte, in Besitz nehmen konnte, und hinterließ als Erben einen dreijährigen Knaben, den späteren Kaiser Friedrich II. Es folgten schreckliche Zeiten im deutschen Vaterland, da Ghibellinen und Welfen, Hohenstaufen und ihre dem Papste zuneigenden Gegner, einen eigenen Kaiser ernannten, jene Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben, die welfische Partei aber Otto IV. von Braunschweig. Die Gegenkaiser befehdeten sich in blutigen Kriegen, Philipp aber wurde endlich meuchlings von Otto von Wittelsbach ermordet und nun schien Otto IV. alle Erfolge vernichten zu können, die Friedrich Barbarossa für sein Reich und Haus errungen hatte. Da erscholl immer lauter die Klage um das zerrissene Vaterland und die Sehnsucht nach einem einzigen thatkräftigen Herrscher im Sinne Friedrich Rothbarts ergriff immer mächtiger die Besten. Da Otto IV. sich die Gunst des großen und mächtigen Papstes Innocenz' III. verscherzt hatte, wurde ihm der mittlerweile herangewachsene, vom Papst selbst erzogene, von Liebe zu Wissenschaften und Künsten erfüllte Hohenstaufenjüngling Friedrich II. als Kaiser entgegengestellt, der anfänglich unter großen Kämpfen zu immer höherem Glanze emporstieg, 1228 auch endlich einen lange zuvor versprochenen, aber wieder aufgeschobenen Kreuzzug antrat, durch Vertrag Jerusalem den Ungläubigen abnahm, durch Vermählung mit Jolantha das Erbe und den Titel eines Königs von Jerusalem erwarb, aber schließlich mit der römischen Curie, auch um seiner ketzerischen Freigeistigkeit willen, sich dermaßen verfeindete, daß der schon früher über ihn verhängte Bann vom Papste nicht wieder zurückgenommen wurde. Friedrich selbst starb zwar unbesiegt und ungebrochen, aber mit seinem Nachfolger, Konrad IV., sank die Macht und der Glanz des Hohenstaufenhauses immer tiefer und Konrads Sohn, Konradin, mußte sogar auf dem Blutgerüst in Neapel 1268 mit dem Tode dafür büßen, daß er das ihm von Rechts wegen gebührende italische Erbe hatte in Besitz nehmen wollen.

Die Hohenstaufischen Kaiser, wie sie die Fahne des Reiches am höchsten hielten, so gingen sie auch darin allen übrigen Fürsten voran, daß sie die Sangeskunst ehrten, Dichter um sich versammelten und sogar, wie namentlich Heinrich VI., die Dichtkunst selbstthätig ausübten. Ihr Beispiel fand unter den Fürsten und Herren vom Adel eifrige Nachfolge. Als Gönner und Patrone der Dichter erwarben sich vor allen Uebrigen der Landgraf Hermann I. von Thüringen (1190—1215) und Leopold VII., Herzog von Oestreich (1198—1230) Ruhm und Auszeichnung. Als besondere Lieblingsstätte der Dichter erscheint im Süden Wien, in der Mitte unseres Vaterlandes die Wartburg. Hieher verlegt auch die Sage den berühmten Sängerkrieg, von dem uns in einem späteren Gedichte, das die Manessische Liedersammlung bewahrt hat, und von dem Thüringer Chronisten Johannes Rothe erzählt worden ist. Im Jahre 1206 waren sechs Meister an des Landgrafen Hof versammelt: Herr Heinrich genannt der tugendhafte Schreiber, Heinrich von Ofterdingen, des Herzogs Leopold von Oestreich Dienstmann, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, der in Diensten des Landgrafen Hermann stand, Herr Reinmar der Alte und Johann Bitterolf. Einst beschlossen nun die genannten Sänger das Lob

guter Fürsten und zumal das ihres Herrn, des Landgrafen Hermann, in einem Wettkampf zu verherrlichen. Heinrich von Ofterdingen trat allein gegen sie auf und erhob die Vorzüge seines Herrn, des Herzogs Leopold von Oestreich. Der Kampf wurde so ernst, daß bestimmt wurde, den Ueberwundenen durch Henkers Hand den Tod erleiden zu lassen. Während im Rittersaale der Wartburg Ofterdingen mit dem Lobe Leopolds den Wettstreit begann, harrte draußen bereits der Scharfrichter auf den Besiegten. Ofterdingen pries seinen Herrn als die Sonne. Walther von der Vogelweide verglich den Landgrafen Hermann mit dem Tag. Alle Uebrigen traten auf Walthers Seite. Da jedoch die fünf übrigen Sänger Ofterdingen nicht besiegen konnten, so verleiteten sie ihn zum Spiel und betrogen ihn mit falschen Würfeln um sein Geld und seine Meisterschaft. Nun wurde derselbe für überwunden erklärt und sollte die bestimmte Strafe leiden. Da flüchtete er in der Angst zu der Landgräfin Sophie und verbarg sich unter deren Mantel. Die edle Frau versöhnte die Streitenden dahin, daß Klingsor aus Ungarn, der berühmteste Meister der Zeit, den Streit binnen Jahresfrist entscheiden solle. Ofterdingen begab sich nun zu ihm nach Ungarn und erschien genau auf den Jahrestag des ersten Sängerstreites mit Klingsor auf der Wartburg, vom Teufel durch die Lüfte geführt. Dem Landgrafen empfahl sich der ungarische Meister durch eine Prophezeiung auf die heilige Elisabeth. Er eröffnete ihm nämlich, in den Sternen gelesen zu haben, daß in der letzten Nacht dem Könige von Ungarn ein Töchterlein geboren worden sei, welches Gattin seines Sohnes und hochberühmt in Thüringen werden würde. Darauf begann der Wettstreit von Neuem und zwar meist in geheimnißvollen Räthseln. Der Gesang tönte so lieblich, daß Schöneres noch nie in der Wartburg gehört worden war. Klingsor vor Allen erntete Beifall und Auszeichnung und ihm gelang es auch nach vieler Mühe, wenn auch erst unter der Beihülfe des Geistes Nasian, über Wolfram von Eschenbach zu siegen und den Streit endlich dahin zu schlichten, daß die Bezeichnung Sonne allein nur auf Christus, dagegen der Tag auf die mit Christo anhebende neue Zeit und das jüngste Gericht bezogen werden dürfe. Ein allgemeines Versöhnungsmahl schloß die Feier.

Wir glaubten um so mehr die Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg nicht übergehen zu dürfen, als in ihm die hervorragendsten Dichter der Zeit nebeneinander und in einer Weise auftreten, die uns in den Geist jenes in der Geschichte unserer Literatur Epoche machenden Jahrhunderts einen Blick gestattet. Auch mögen die Jahre 1206 und 1207, in welche der Streit verlegt wird, immerhin als der Culminationspunkt jener dichterisch hoch entwickelten Zeit gelten. Zudem verdient es wohl der Erwähnung, daß in die beiden Blütezeiten unserer nationalen Dichtung, in die erste classische Periode derselben in diesem deutsch-romantischen Zeitalter, und in die zweite, welche das vorige Jahrhundert erlebt hat, der Name des Thüringer Landgrafenhauses auf das ehrenvollste verwoben ist. Wie zu Ende des 12. und am Beginn des 13. Jahrhunderts Wartburg und Neuenburg die Orte waren, wo der Landgraf Hermann den von ihm hochgehaltenen Dichtern Aufenthalt und Auszeichnung zu Theil werden ließ, so hat gerade 600 Jahre später, zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts, sein großer Nachkomme, der auch noch Herr der Wartburg war und sich auch noch Landgraf von Thüringen nannte, der Herzog Karl August von Weimar, in Weimar und Jena den großen Dichtern unserer zweiten classischen Periode eine Freistatt eröffnet und diese Städte zum wahren Mittelpunkt unserer Literatur erhoben.

Glauben wir aber nicht, daß jene erste Blütezeit unserer Dichtung urplötzlich und unvermittelt und aus rein deutschen Anfängen sich entwickelt habe. Wie die Dichtung unter den Händen der Geistlichen von der lateinischen Behandlung geistlicher Stoffe zu der lateinischen Bearbeitung der alten deutschen Sagenpoesie fortgeschritten war, so

wagte sie sich in ihrem weiteren Verlaufe, als die Geistlichen das lateinische Gewand fallen gelassen hatten, in der Muttersprache zuerst auch nur wieder an geistliche Stoffe, mit Vorliebe an eine christliche geschichts-philosophische Betrachtung der Vergangenheit, die auch im Klingsorschen Schiedsurtheil durchklingt, von der sie dann aber, und zwar noch einmal durch Geistliche, den Uebergang zur weltlichen Helden- und Thiersage machte, um hierauf aus den Händen der Geistlichen auf die Ritter endgültig überzugehen. Wie es in dem christlich-romanischen Zeitalter immer Vorbilder der alten lateinischen Literatur gewesen waren, die anregend auf die poetische Thätigkeit eingewirkt hatten, vor allen Virgil und Terenz, so empfängt in dieser dritten Periode unsere Dichtung Anregung und Antrieb aus dem Beispiel der Franzosen. In Frankreich hatte früher, als bei uns, bei denen die Blütezeiten der Poesie immer später eingetreten sind, als bei den übrigen modernen Völkern, schon seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts ein äußerst angeregtes geistiges Leben begonnen und zwar sowohl im Süden, in der ganz romanisch gewordenen Provence, wo die Troubadours die kunstmäßige Lyrik, vorzüglich das Minnelied pflegten, als in dem Norden, wohin von Wales aus die Kunde der dort heimischen Sagenkreise weltlichen und geistlichen Charakters, die an König Artus und seine Tafelrunde sich anschließen, gedrungen war und die epische Poesie in einer Bewunderung erregenden Weise gepflegt wurde.

Die provençalische Poesie war unter Einwirkung von Spanien aus, wo das Ritterwesen in seiner romantischen Gestalt zuerst sich ausgebildet hatte, durch seine Uebertreibung aber auch später zuerst zu Grabe gehen sollte, im Sturm der Begeisterung aufgeblüht, welche die Kreuzzüge aller Orten geweckt hatten, und nicht wenig begünstigt worden durch das freiere Leben und fröhliche Treiben, welches, zugleich mit einem größeren allgemeinen Wohlstand, in jenen von der Natur so gesegneten Ländern damals herrschte. Hier, wo man in höchster Intensivität dem Genusse der Gegenwart sich hingab, aber auch die schärfsten Augen für alles Störende und Unfreie hatte, konnte begreiflicher Weise die Ruhe epischer Betrachtung nicht gedeihen, wohl aber die kühnste und offenste Opposition gegen die Mißbräuche der Hierarchie aufkommen. Leider aber zerstörten die Verfolgungen, welche über die Freigesinnten verhängt, und das traurige Loos, welches der Papst im Bunde mit dem französischen König dem schönen Lande bereitete, Wohlstand, Bildung und Dichtkunst desselben zugleich, ohne daß dieselben je in ihrem früheren Glanze wieder aufgelebt wären.

Fast unabhängig von dieser großartigen Literaturentwicklung des französischen Südens war der Aufschwung, den die nordfranzösische Poesie nahm. Wie die Provence in ihrer Cultur durchaus romanischen Ursprungs und ihre Langue d'oc von der Langue d'oïl des Nordens völlig verschieden war, in Folge ihrer geographischen Lage aber von dem nahe gelegenen Spanien aus in ihren geistigen Strömungen sich beeinflussen ließ, so lehnte Nordfrankreich, wo von den Karolingerzeiten her noch viele germanische Elemente sich erhalten hatten, an das in seine Geschichte mehrfach verflochtene Brittannien sich an und konnte so auch auf unser Vaterland wieder größeren Einfluß gewinnen. Der hier aufblühenden scholastischen Philosophie, wie der in Gegensatz zu ihr emporgekommenen Mystik, haben wir im vorigen Zeitraum noch gedacht. Paris war damals in Wahrheit das geistige Centrum des Abendlandes. Es ist wunderbar, mit welcher Tiefe die objectiver gebliebenen Nordfranzosen die fremden Sagenstoffe auffaßten und durchdrangen und mit welcher Kunst sie dieselben darzustellen verstanden. Sie waren in Wahrheit die größten Erzählungskünstler des Mittelalters. Leider aber haben auch sie das romantische Princip durch alle Stadien und bis in seine letzten Consequenzen verfolgt und so durch die Uebertreibung den Verfall und Untergang dieser ganze Jahrhunderte beherrschenden Erzählungsliteratur herbeigeführt. Es ist deutlich zu sehen, wie

sie vom Einfacheren zum Verwickelteren, vom Wahrscheinlichen zum Unwahrscheinlichsten und Unglaublichsten übergingen und, nachdem sie die Wirkung aller Effecte durchprobirt hatten, in die größte Lächerlichkeit verfielen. Es galt schließlich, in der Ungeheuerlichkeit der Abenteuer einander geradezu zu überbieten. Von hier entlehnten die deutschen Ritter, denen der überlieferte nationale Sagenstoff nicht mehr genügte, den Cultus ihrer dichterischen Göttin, der Frau Aventiure, die gar wesentlich von der schlichten alten volksthümlichen Sage verschieden ist. Man muß sich in die Abgeschiedenheit der Wälder und die geheimnißvolle Stille einer Ritterburg, an das trauliche Camin derselben, unter lauter thatendurstige und hörbegierige Zuhörer versetzen, die zum Theil vielleicht eben selbst von den abenteuerlichsten Fahrten heimgekehrt waren oder Angehöriger gedachten, die hinaus in fremde Lande auf Abenteuer gezogen waren, und des Zaubers gedenken, den die erst kürzlich zu einer gewissen Vollendung gediehene Erzählungskunst durch ihre Verherrlichung der Liebe und des Ritterthums auf Jung und Alt und beide Geschlechter ausübte, dabei sich erinnern, daß es damals noch keine Buchdruckerkunst, keine Zeitungen, keine Posten und Telegraphen gab, und man wird die Freude nachfühlen können, mit der die Abschrift eines neuen Romans — bezeichnen wir diese Art Erzählungen getrost mit diesem Namen — begrüßt werden konnte, aber auch Ursprung und Wirkung dieser ganzen romantischen Poesie, der höfischen Epik der Ritterzeit, begreifen. Es ist jedoch festzuhalten, daß unsere Dichter auf diesem Gebiete meist nur Nachahmer und Uebersetzer geblieben sind und daß die nordfranzösische epische Literatur dieser Periode, von unseren Volksepen natürlich abgesehen, bedeutender und vollendeter ist, als die gleichzeitige deutsche. Diese Erkenntniß muß sich immer mehr Bahn brechen, wie die Nothwendigkeit, die mit unserer ersten classischen Periode parallel laufende literarische Entwicklung der Engländer und der romanischen Völker genauer zu verfolgen und zu vergleichen, längst eingesehen worden ist. Bei einer solchen Vergleichung werden wir aber auch des merkwürdigen Umstandes gewahren, daß wir auch noch in anderer Beziehung, als durch das höfische Epos, der Spur des nordfranzösischen Wesens gefolgt sind. Wie in Frankreich mit dem Aufblühen der Städte in der Dichtkunst eine didactische Richtung aufkommt und im Gefolge derselben, begünstigt durch die tagtägliche Beobachtung zweier zu hohlem Schein heruntergesunkener und entarteter idealer Institutionen, des Ritterthums und der Kirche, eine entschiedene Vorliebe für die Satire durchbricht, ebenso tritt auch bei uns gleichzeitig mit dem höfischen Epos die didaktische Poesie auf und spitzt sich allmählich, wenn auch in vollem Maße erst im folgenden Zeitraum, zur Satire zu.

Ueberschauen wir die verschiedenen Richtungen, die in unserer Literatur in dieser Periode sich geltend machten, so gewahren wir auf der einen Seite eine Blüte der lyrischen Poesie im Minnegesang, an die sich auch bedeutende didaktische Leistungen anreihen, auf der andern die höchste Vollendung des Volks- und ritterlichen oder höfischen Epos, und endlich auch nicht unbedeutende Versuche in prosaischer Darstellung. In dieser Gliederung wollen wir nun auch die einzelnen Gebiete der Literatur besprechen, bemerken aber noch voraus, daß die Allen gemeinsame Dichtersprache dieses Zeitraums das Mittelhochdeutsche ist, welches aus den süddeutschen Mundarten Schwabens, Baierns und Oestreichs sich herausbildete, in welchen Ländern Rittersitte und Rittergesang auf lange Zeit eine Stätte fanden.

Lyrische und didaktische Poesie.

Die lyrische Poesie des Zeitalters oder der Minnegesang empfing seine erste Anregung durch die Lieder der provençalischen Troubadours, deren Kenntniß durch die alle Völker in nähere Berührung setzenden Kreuzzüge und durch die Reisen einzelner Fürsten und Ritter nach dem gepriesenen Süden Frankreichs leicht nach Deutschland dringen konnte. Bei uns nahm diese Poesie sofort einen wesentlich verschiedenen Charakter an. Zwar ist auch ihr Mittelpunkt die Liebe; während aber in den Dichtungen der Troubadours mehr die äußeren Wechselfälle und Conflicte der Liebe die Hauptrolle spielen und der Dichter eine männlichere Haltung bewahrt, tritt bei uns der alte nationale Zug der sich selbst verzehrenden, vom Ewig-Weiblichen hinangezogenen Sentimentalität desto schärfer hervor. Die Liebe wird dadurch zur wirklichen Minne, zum innigen und sinnigen sich Versenken in das Bild der Geliebten und mit der Vertiefung und Verinnerlichung der Liebe wächst zugleich die Vertiefung und Verinnerlichung auf allen Gebieten des geistigen Lebens empor. Es kommt ein anderer Zug hinzu, der das deutsche Wesen charakterisirt. Bei uns ist in allen Perioden unserer Geschichte die Neigung sichtbar, die umgebende äußere Natur zum Spiegelbild der geheimsten Vorgänge im innersten Gefühlsleben, sie aber auch zur Vertrauten unseres Wehs und unserer Freude zu machen. Daraus allein erklärt es sich, warum auch beim Beginn unserer zweiten classischen Periode mit der Sentimentalität zugleich ein überschwenglicher Cultus der Natur aufkommen konnte, und das erste Blütenalter unserer Poesie weist andeutend und erklärend auf diese merkwürdige Doppelerscheinung hin, in der die wesentlichsten Momente zum Neuerblühen der Dichtkunst verborgen liegen. Es begreift sich aber nun leicht, warum auch in jener mittelalterlichen Glanzperiode unserer Literatur der Frühling und die in ihm zu neuem Leben erwachende Natur mit ihren Quellen und Blumen, der geheime Sinn der Siegfriedsmythe und unseres Märchens von Dornröschen, in immer neuen Weisen besungen und gefeiert werden konnte. Denn das neue Leben, welches die Liebe im menschlichen Busen anfacht, der Frühlingsdrang, den sie in das Herz flößt, die Werdelust, die sie alle Adern und Fibern durchzittern läßt, worin hätte sie ihres Gleichen, wenn nicht etwa im geheimnißvollen Werden und Weben des Frühlings? Und ist es darum nicht gut zu einander passend zu singen von „Lenz und Liebe“?

Wenn nun auch der Minnegesang vorzugsweise eine Verherrlichung der Liebe ist, so ist er doch nicht auf die Minne und den Frauendienst als einziges Ideal und alleinigen Stoff beschränkt. Eine Zeit, die so tief fühlte, konnte nicht ohne eine größere religiöse Erregung bleiben; naturgemäß aber mußte sie in ihrem Liebesdrang und ihrem frommen Wunderglauben, wie wir schon früher andeuteten, von den durch die kirchliche Tradition geheiligten Persönlichkeiten vorzugsweise der idealen Gestalt der Maria sich zuwenden, die Gottesmutter und doch reine Jungfrau war, in der alle Vorzüge weiblichen Wesens vereinigt zu denken und das Ideal aller Weiblichkeit zu verehren um so mehr selbst Pflicht war, als diese Jungfrau vor Allen erwählt war, den Gottessohn zu gebären und das höchste aller göttlichen Wunder an und in sich zu erleben. Daher nun die zahlreichen Legenden aus dem Leben der Maria und die vielen Lobgedichte auf dieselbe, die dieses Zeitalter aufzuweisen hat. Als das älteste und bedeutendste der letzteren haben wir Wernhers von Tegernsee Lobgedicht auf die heilige Jungfrau zu nennen, das, ursprünglich lateinisch geschrieben, um das Jahr 1172 von ihm in das Deutsche übertragen wurde und, wenn auch zu lang, doch durch seine liebliche Naivetät anspricht. Es versteht sich aber von selbst, daß mit

den Marialiedern der Kreis der geistlichen Lyrik dieses Zeitraums sich nicht erschöpfte, daß die Kreuzzüge Veranlassung zu vielen Liedern, den Kreuzliedern, gaben und daß bis in diese Zeiten die Anfänge unserer deutschen Kirchengesänge hinaufreichen, die zu einem hervorragenden Zweig unserer poetischen Literatur erst durch die Reformation sich ausbilden sollten, da ebenso stark das Bild und die Idee des Gottessohnes, des Heilandes Jesu Christi, das bereits um das Jahr 1000, als man auf die Wiederkunft des Herrn harrte, mächtig in die Seele getreten war, alles Sinnen und Denken beherrschen sollte, als in dem deutsch-romantischen Zeitalter die Persönlichkeit der Maria die Herzen und Gemüther erfüllt hatte.

Die innigen Beziehungen, welche zwischen Dichtern und Fürsten in dieser Periode gepflegt wurden, konnten begreiflicher Weise nicht ohne Ausdruck in der Literatur bleiben. Dreht sich doch beispielsweise der Sängerstreit auf der Wartburg vorzugsweise um das Lob zweier Fürsten, die durch die Gastfreundschaft und Unterstützung, welche sie den Pflegern der Dichtkunst zu Theil werden ließen, durch ihre „Milde“, ausgezeichnet waren und mit vollem Rechte deshalb von den von ihnen Begünstigten gefeiert wurden. Nach dieser Seite spricht sich also neben Frauen- und Gottesminne auch die dritte die Zeit beherrschende Richtung des höheren Lebens, der Herrendienst, aus. Doch sind diese den Herrendienst zum Gegenstand nehmenden Lieder deshalb noch keine politischen, wenn es auch an solchen nicht fehlte.

Begreiflich ist aber, daß auch das gesellschaftliche Leben der Zeit in der Lyrik sich spiegelte, weshalb wir auch gar manche Tanzlieder übrig haben, und daß in dieser Art weltlicher Lieder der Keim zum späteren Volkslied lag, welches so viele herrliche Blüten treiben sollte.

Was die poetische Form der lyrischen Dichtung anlangt, so werden Lieder, Leiche und Sprüche unterschieden. Das Lied besteht aus Strophen, die sich aus zwei Stollen und einem Abgesang zusammensetzen, der Leich ist eine freiere Verbindung von Reimpaaren ohne Strophenabtheilung, der Spruch ist ein Ganzes für sich, eine einzige Strophe, und seine spätere beliebteste und kunstreichste Form die Priamel.

Die Zahl derer, welche den Minnegesang pflegten, war sehr groß. Unter ihnen erscheinen Fürsten wie der schon genannte Kaiser Heinrich VI. und der letzte Sproß des Hohenstaufischen Stammes, Conradin, sehr viele Herren ritterlichen Standes, aber auch bürgerliche Meister. In drei Sammlungen sind uns die Lieder dieser mittelhochdeutschen Nachtigallen — so hat sie nämlich Gottfried von Straßburg sinnig bezeichnet — handschriftlich erhalten, von denen die eine in Paris aufbewahrt wird und die Manessische heißt, ausgezeichnet durch herrliche Miniaturen, die Bilder und Wappen der dichtenden Ritter darstellen, und einer der gerühmtesten Schätze der dortigen Bibliothek, während die andere in Stuttgart, wohin sie aus dem Kloster Weingarten gekommen ist, und die dritte in Heidelberg sich befindet. Noch in das 12. Jahrhundert gehören Dietmar von Aist, der Ritter von Kürenberg, der wohl die Nibelungenstrophe erfand, die also zunächst eine lyrische Form war, Spervogel, der Lieder und Sprüche, auch Priameln dichtete, Heinrich von Veldeke, Friedrich von Hausen, der mit Barbarossa ins heilige Land zog und vielbeklagt dort umkam, der Kaiser Heinrich VI. und Reinmar der Alte (von Hagenau), in das 13. Jahrhundert dagegen die Heroen des Minnegesangs: Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg.

Während Hartmann, Wolfram und Gottfried nur vereinzelte Lieder gesungen

haben und ihre Thätigkeit vorzugsweise der epischen Poesie zugewendet blieb, weshalb wir auch ihre Lieder mit ihren Epen besprechen werden, ist dagegen Walther von der Vogelweide, der um 1170 geboren sein mag, entschiedener Lyriker und nicht blos der bedeutendste aller Minnesänger, sondern auch der größte deutsche Dichter des Mittelalters überhaupt, der in vielen Punkten über seine Zeit hinausragt. Auf ihn paßt es nicht, daß es ein Grundzug der deutsch-romantischen Periode sei, das nicht zu sehen und zu untersuchen, was da ist. Er hat das schärfste Auge für die Wirklichkeit und das Herz auf der rechten Stelle, um das treffendste Urtheil über Alles, was da in seiner Zeit lebt und sich geltend macht, zu fällen. Er ist der erste deutsche Dichter, welcher mit vollem Bewußtsein sein Vaterland und dessen Sitte, vor Allem aber die deutschen Frauen als die schönsten, reinsten und züchtigsten aller Lande preist. Auf das Tiefste hat er die Zerrissenheit beklagt, welche durch die gegenseitige Befehdung der Gegenkaiser über unser schönes Land kam, und mit seiner ganzen Persönlichkeit und in vollster Ueberzeugung in dem weltbewegenden Kampfe des Kaisers und des Papstes auf die Seite des Hohenstaufischen Hauses sich gestellt, immer wieder den Spruch einschärfend: Gebt dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist. Seine Lyrik ist die vielseitigste: das Leben in der Natur, die geheimsten Vorgänge im Innern des Menschen, weltliche und religiöse Dinge hat er in den Kreis derselben gezogen. Er versenkt sich ganz „in den Tiefsinn des Christenthums und berichtet mit kindlicher Offenheit, daß er in seinem Herzen keine Feindesliebe finde“. Daß die wahre Lyrik nur in der größten geistigen Tiefe und der höchsten Ausbildung des inneren Menschen bestehen kann, zeigt sich deutlich bei ihm, aber auch, daß sie Wacht hält am Steuerruder der Zeit und alle Gegensätze des Lebens in sich nachklingen läßt. Wie Walther der selbstbewußteste Dichter der deutsch-romantischen Periode ist, so ist er aber auch der größte Meister derselben in der Handhabung der Sprache und des Verses. Man kann bei ihm vergessen, noch im Mittelalter zu sein: so klar, so deutlich ist Alles, was er sagt. Die Schärfe, die wir in unseren Zeiten gewahren, und die bei uns erst durch geschichtliche Studien, durch eine streng entwickelte Parteiansicht, durch eine allseitige und unbefangene philosophische Betrachtung der Dinge möglich geworden ist, vermissen wir bei ihm durchaus nicht. Er ist ein Deutscher, ein selbstbewußter Mann im vollsten Sinne des Worts, dem sein Leben zum Gedicht geworden ist.

Ebenbürtig neben Walthers Gedichten steht die bedeutendste didaktische Leistung des deutschen Mittelalters: Freidanks Bescheidenheit. Ihr Verfasser und Walther haben in Sprache und Gedanken so viel mit einander gemein, sind überhaupt so nahe Geistesverwandte, daß W. Grimm Freidank für eine Person mit Walther von der Vogelweide erklären und die Zustimmung W. Wackernagels für seine Ansicht finden konnte. Wie Walther, so hat auch der Dichter der Bescheidenheit am Kreuzzuge Friedrichs II. Theil genommen und sogar einen Theil seines Gedichts auf der Reise, 1229 in Ptolemais, abgeschlossen. Bescheidenheit aber ist das Gedicht nach der Meinung W. Grimms genannt, weil es über die verschiedensten Lebensverhältnisse Bescheid giebt und zu verständigem Benehmen anleitet, denn bescheiden ist der, welcher Bescheid weiß und also den nöthigen Verstand und Einsicht in alle Lebensverhältnisse besitzt. In ihm spricht sich die reichste Lebenserfahrung aus, Religion, Moral und Politik zieht es gleichmäßig in seinen Kreis; die ganze Lebensweisheit der vorangegangenen Zeiten scheint in ihm niedergelegt und zusammengefaßt; dazu ist seine Form nicht minder ausgezeichnet, als sein Inhalt, Gleichnisse und Fabeln wechseln mit den körnigsten Sprüchen und geben dem Ganzen Leben und Reiz. So begreift es sich denn auch, wie diese Spruchsammlung bis auf Luther eines der gelesensten deutschen Bücher bleiben konnte. Wer das mittelalterliche Volksleben nach seinem inneren Ge-

halt, die Grundsäulen seines ethischen Bestandes kennen lernen will, wird an dem Gedicht nicht vorübergehen können. Noch im 16. Jahrhundert ist es von Sebastian Brant mehrfach überarbeitet worden: ein Beweis, wie die Tüchtigsten sich immer wieder von demselben angezogen fühlten, wie unerschöpflich sein Inhalt war. War es doch in einer Zeit, da die Bibel in der Muttersprache dem Volke noch nicht allgemein zugänglich war, eine Art weltlicher Ersatz derselben, selbst eine Bibel, und zwar rein deutschen Ursprungs und Gepräges.

Neben Freidanks Bescheidenheit hat dieser Zeitraum noch manche andere Dichtung didaktischer Art zu Tage gefördert. In der Manessischen wie auch Weingartner Liederhandschrift finden sich zwei Gedichte, von denen das eine wohl ursprünglich „des vater lêre", das andere „der muoter lêre" geheißen haben mag, während wir das erstere den Windsbeken, das zweite die Windsbekin nennen. In jenem gibt ein ritterlicher Vater seinem Sohne, in diesem eine adelige Mutter ihrer Tochter Lehren und Ermahnungen. Das letztere erscheint als eine Nachahmung des ersteren und steht diesem auch ohne Zweifel nach. Doch spricht sich in beiden Gedichten eine höchst ehrenwerthe Gesinnung aus. Auch erscheint die Form und Einkleidung lobenswerth, denn wem dürften wir wohl lieber und mit größerem Rechte die Lehren der Weisheit an die Jugend in den Mund legen, als Vater und Mutter? Erinnert werden wir an die ähnlichen Paränesen von Vätern an ihre Söhne, an des alten Tobias Lehren, vor allem an des Wandsbecker Boten Brief an seinen lieben Johannes und an Anderes.

Wenn auch nicht vom gleichen künstlerischen Werth, so verdient doch um seiner Gesinnung und um mancher interessanten Notiz, wie um der eigenthümlichen Stellung willen, die er zu einzelnen Tagesfragen einnimmt, der Wälsche Gast des Thomasin von Zirklar hier eine Erwähnung. Der Verfasser stammt aus Friaul, also von der italienischen (wälschen) Grenze und behauptet deshalb auch, des Deutschen nicht vollständig mächtig zu sein; sein Gedicht aber schrieb er im Jahr 1216. Man kann aus diesem entnehmen, daß auch die Bewegung der Literatur in dieser Periode nicht bei allen Zeitgenossen ungetheilte Zustimmung fand. Höchst bemerkenswerth ist, daß Thomasin die ritterlichen Dichtungen, er meint die Epen, wohl für die Jugend, aber nicht für den gesetzten Mann als Lectüre gelten lassen will. Einem Manne könnten diese Erzählungen keine wahre Befriedigung gewähren. Ebenso tadelt er Walther von der Vogelweide wegen seiner Angriffe auf den Papst, obgleich er selbst die sittliche Entartung der Geistlichkeit auf das Schärfste geißelt. Man sieht aus dieser Kritik, daß ihm die Revolution nicht entging, die damals bereits der Geister und des Lebens überhaupt sich bemächtigt hatte, und daß er bei einer ausgesprochenen conservativen Gesinnung der Vorwärtsbewegung der Zeit abhold war. Daraus mag sich auch erklären, daß er als die Krone aller Tugenden „die stætekeit" preist. Je weniger er aber von gefährlichen Neuerungen wissen wollte, um so entschiedener glaubte er die Beobachtung einer strengen, verleugnungsvollen Moral betonen und das Heil nicht draußen, sondern im Menschen suchen zu müssen.

Noch müssen wir einen Dichter aufführen, der zuerst eine größere Sammlung von kleineren Gedichten gegeben hat, welche die Mitte zwischen Erzählung und reiner Didaktik halten. Es ist der Stricker, ein geborener Oestreicher, der auch in epischer Poesie sich versucht hat. Hier haben wir jedoch nur seiner Welt zu gedenken, einer Sammlung von Beispielen d. h. Fabeln, Gleichnissen und kleinen Erzählungen mit Nutzanwendungen. Der dichterische Werth dieser halbdidaktischen Gedichte ist nicht groß, dagegen ihr culturhistorischer nicht unbedeutend, da sie Einblicke in das sittliche Leben der Zeit gestatten, die allerdings nicht gerade tröstlich und erbaulich sind. Man sieht, wohin die allzugroße Lust an der Welt führen konnte. Sein Beispiel hat häufige

Nachfolge gefunden, da ähnliche Gedichte, wie sie vom Stricker stammen, von nun ab sehr zahlreich in unserer Literatur auftreten. Die Fabel aber ist, zeitweilig in ihrer Bedeutung weit überschätzt, bis herauf in das 18. Jahrhundert mit Vorliebe immer neu wieder gepflegt worden, ein Beweis, daß vom ausgehenden 13. bis in das vorige Jahrhundert der rechte Begriff der Poesie fast ganz abhanden gekommen war.

Epische Poesie.

In diese Periode fällt, wie wir bereits erwähnten, auch die Blütezeit der epischen Dichtung, die, namentlich soweit sie ritterlich oder höfisch ist, mehr lyrischen als wirklich epischen Charakter trägt und so ihre Verwandtschaft zur tonangebenden Dichtung der Zeit, zum Minnegesang, nicht verleugnet. Auch hier gehen der Blüte rohere Anfänge voraus. Die Dichtungen, welche die höhere Ausbildung der Erzählungskunst vorbereiten halfen, stehen fast alle unter dem Einfluß der Kreuzzüge und sind zum Theil wenigstens auf französische Vorbilder zurückzuführen und noch von Geistlichen verfaßt.

Wir nennen zuerst das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht. Das Mittelalter hat eine große Zahl solcher Gedichte hervorgebracht, die die Thaten des großen Macedonierkönigs zum Gegenstand haben. Ein alexandrinischer Gelehrter des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, Pseudokallisthenes, war es gewesen, der alle die wundersamen und abenteuerlichen Märchen, welche unter dem Namen Alexanders umliefen, in einer Lebensgeschichte desselben zusammenfaßte. Die Zeit der Kreuzzüge mußte von dieser sagenhaften Biographie um so mehr sich angezogen fühlen, als die Kreuzzüge selber in gewisser Weise eine Wiederholung des Zugs des großen Alexanders nach Asien waren und ebenfalls zu einer näheren Kenntniß des Wunderlandes, des Orients, führten, das damals dem gesammten christlichen Occident im Sinne lag. Der Pfaffe Lamprecht hat aber nicht unmittelbar aus dem Pseudokallisthenes geschöpft, sondern einem Franzosen, dem Elberich von Bisenzun (Aubry de Besançon), nacherzählt, wie er selber versichert, und dieser Franzose hat wieder nicht aus dem Kallisthenes, sondern aus einem lateinischen Werke seinen Stoff entlehnt. Sein Gedicht ist kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden und zerfällt, wie alle Alexanderlieder, in zwei wesentlich verschiedene Theile, von denen der erste sich mehr an die beglaubigte Geschichte hält, der andere dagegen mit den wundersamsten Märchen angefüllt ist. Besonders einige Partien des zweiten Theils haben Lob, auch bei unseren Literarhistorikern, zumal bei Gervinus, gefunden, so der Brief Alexanders an seine Mutter Olympias und seinen Lehrer Aristoteles und das Märchen von den Blumenkindern, die mit den Blumen geboren werden und sterben. Unter den späteren Bearbeitern der Alexandersage ist besonders Rudolf von Ems hervorzuheben.

Wie im Zeitalter Friedrich Barbarossa's ein Geistlicher die Alexandersage in die deutsche Literatur eingeführt hat, so hat ein anderer Geistlicher damals den karolingischen Sagenkreis zuerst bearbeitet. Den Mittelpunkt des letzteren aber bildet die Sage vom Untergang Rolands, der übrigens keine historische Person ist, mit der Nachhut des Heeres Karls des Großen im Thale von Roncevalles. Auf Veranlassung von Heinrich dem Löwen hat nämlich der Pfaffe Konrad nach einer französischen Vorlage zwischen 1173 und 1177 ein Rolandslied gedichtet. Da Heinrich der Löwe selbst einen Zug nach dem heiligen Lande unternommen hat, so mochte er im Zuge Karls des Großen gegen die Sarazenen in Spanien ein Vorbild seines eigenen Zugs erblicken. Wieder ein Beweis, wie das heilige Land und die großen Unternehmungen nach demselben Aller Herz und Sinn damals erfüllten und

die Phantasie und ein instinctiver geschichtlicher Drang nach einem historischen Vorgang suchten, an den sie die Bewegung der Zeit anknüpfen konnten. Beachtenswerth aber bleibt, daß Karl der Große im Rolandsliede Konrads mit einer Tafelrunde von zwölf Fürsten (Paladinen) umgeben erscheint, die an die zwölf Apostel des Heilands erinnern, unter denen auch ein Verräther sich fand, wie Genelun, der Roland an die Heiden verräth. Auch vom schon genannten Stricker haben wir eine Bearbeitung der Rolandssage übrig. Der Letztere hat ebenfalls ein französisches Gedicht und daneben die Arbeit des Pfaffen Konrad vor sich gehabt.

Als Vorläufer der ritterlichen Epen haben wir außer den eben besprochenen, auf französische Quellen zurückzuführenden und im vollen Bewußtsein der Aehnlichkeit mit den Kreuzzügen durchgeführten Darstellungen der Alexander- und Karlssage (Rolandssage) noch zwei Gedichte zu nennen, die ebenfalls wieder ihren Bezug zum Orient und zu den Kreuzzügen nicht verleugnen, aber doch entschieden deutschen Ursprungs sind. Wackernagel hat diese und einige andere ähnliche Dichtungen byzantinisch-palästinische genannt. In ihnen allen werden Fahrten nach entfernten Ländern, besonders nach dem Orient, erzählt, deren hauptsächlichen Inhalt Brautwerbungen, Entführungen, Kämpfe mit Riesen und ähnlicher phantastischer Aufputz bilden. Wir heben hier nur den König Rother und den Herzog Ernst heraus. Der erstere mag ursprünglich von einem Kreuzfahrer verfaßt und gegen 1180 von einem fahrenden Sänger überarbeitet worden sein, der letztere ist als Darstellung einer Fahrt nach dem heiligen Lande so voll von Märchen, Wunder und Abenteuer, daß man ihn nicht mit Unrecht als die deutsche Odyssee bezeichnen kann, wenn man nicht etwa diesen Vergleich für die Gudrun sich reserviren will in ihrem Gegensatz zur deutschen Ilias, dem Nibelungenliede.

Wunderbar ist, wie durch alle Zeiten deutscher Geschichte ein Aufleben der Epik immer auch von einem Aufleben der alten Thiersage begleitet gewesen ist. Trat diese doch selbst im vorigen Zeitraum in lateinischer Bearbeitung neben die gleiche Bearbeitung unserer Heldensage, ja im 18. Jahrhundert mußte sie dem Schöpfer unseres lieblichsten Epos, dem Altmeister Goethe, dienen, um an ihr in den rechten epischen Ton und den Hexameter sich einzugewöhnen. Als im 15. Jahrhundert der epische Sinn von Neuem im Volke erwachte und zur Abfassung des Heldenbuches trieb, kam auch das Thierepos wieder zum Vorschein. In der Blütezeit der Ritterpoesie dagegen hat dasselbe sowohl im mittelhoch- als im mittelniederländischen Dialect eine Bearbeitung gefunden. Im letzteren unter dem Titel Reinaert durch einen gewissen Willem, in mittelhochdeutscher Sprache dagegen als Isengrims Not durch einen Ungenannten, nachdem bereits um 1170 unter dem gleichen Titel der elsässische Dichter Heinrich der Glichesaere nach einem französischen Vorbilde zehn Erzählungen vom Fuchs und Wolf gegeben hatte.

Die eben besprochenen Gedichte gaben uns ein Bild von den Anfängen der Epik im dritten Zeitraum. Wir gehen nun zu den epischen Dichtungen über, in denen die höchste Kraft des Zeitalters zusammengefaßt erscheint. Diese gehören aber theils der Volks-, theils der höfischen oder ritterlichen Poesie an.

Wir sprechen zuerst vom Volksepos und seinen beiden großartigsten Repräsentationen: vom Nibelungenlied und von der Gudrun. Schon ihre Stoffe kündigen sich als volksthümlich an. Sie sind den alten nationalen Sagen entnommen, während das Kunstepos, weil aus fremder Nachahmung entstanden, auch nur solche Stoffe behandelte, die in den fremden Vorbildern bereits eine künstlerische Gestalt gewonnen hatten. So konnte es nicht ausbleiben, daß die Kunstepen kein reiner Spiegel unseres deutschen Wesens geworden sind. Der germanische Charakter liegt dagegen in

unseren großen Volksepen noch rein und offen vor. Da aber die Stoffe so lange Jahre durch die Hände der Spielleute und fahrenden Sänger gegangen waren, so daß zuletzt das gesammte Volk als Mitarbeiter an der Aufgabe betheiligt erscheint, die alten Lieder nach dem jeweiligen allgemeinen Bildungsstand umzumodeln und zeitgemäß zu erneuern, so ist es auch kein Wunder, wenn der ursprünglich heidnische Charakter dieser Epen sich allmählich fast ganz verwischte und in dem Grade, als christliche Bildung und Gesittung die Massen erfüllte, auch diese Lieder christlicher sich färbten und von der Romantik der Ritterzeiten annahmen. Es ist also nur der letzte Dämmerschein des untergehenden Heidenthums, den wir in diesen Liedern wahrnehmen; wir sehen das Heidenthum in Nacht versinken vor dem Tag, der auch hier wie im Wartburgsängerkriege die neue mit Christus anhebende Zeit ist. Noch herrscht aber in den Trägern der Handlung eine große ungebändigte Leidenschaft, die uns geradezu dämonisch dünkt und oft mit wahrem Grausen erfaßt. Darin aber fühlen wir am lebendigsten die mitgestaltende Hand des ganzen Volkes, das von dem einmal ihm feststehenden Bilde nicht lassen wollte und konnte, daß die Charaktere der Hauptpersonen in sich so geschlossen dastehen, so fest und markig und wie von Ewigkeit bestimmt und angelegt, kurz, als solche unwandelbare Natur erscheinen, daß von einem Widerspruch oder einer Selbstverleugnung, von einem momentanen von sich selbst Abfallen bei ihnen durchaus keine Rede ist. Hier kann der neuere Dichter die Kunst der Charakterzeichnung lernen, die offenbar an unseren großen Volksepen der hervorstechendste Zug, ja geradezu ihr Vorzug ist. Es weisen aber die historischen Sagen, aus denen diese Epen erwachsen sind, theils nach dem Süden, theils nach dem Norden Deutschlands. Das Nibelungenlied lehnt sich mehr an die großen Kämpfe der Völkerwanderung an und führt uns vom Mittelrhein hinüber in das Donauthal, wo vielleicht auch seine Form endgültig festgestellt worden ist, wie vielerlei Anzeichen beweisen mögen.. Die Gudrun dagegen spielt in den Insel- und Küstenreichen im Nordwesten Deutschlands, in jenen vom Meere umspülten und von ihm so arg zerrissenen Küstenstrichen, die wir auf unserer heutigen Länderkarte vergeblich suchen und die zum größten Theil eine Beute der Sturmfluten geworden sind. Nicht in die Völkerwanderung weist sie hinein, sondern in die großen Raubzüge der Normannen, wie sie seit dem 9. Jahrhundert den Norden unseres Vaterlandes heimsuchten. Sie ist also in ihrer Sagengrundlage entschieden späteren Ursprungs. Merkwürdig aber bleibt es, daß auch das Gudrunlied seine abschließende Gestalt erst in Oestreich erhalten hat, ein neuer Beweis für das außerordentlich rege geistige Leben, das namentlich seit dem 11. Jahrhundert dort zu herrschen begonnen hatte. Haben aber Nibelungenlied und Gudrun eine gleiche Heimat, sind beide in Oestreich entstanden, so stehen sich beide auch darin nahe, daß sie in einer ähnlichen, wenn auch in ihrem Wesen wieder verschiedenen, die beiden Gedichte jedenfalls scharf charakterisirenden Strophe verfaßt sind, die wir zuerst, wenn auch nicht für epische Zwecke, sondern als Ausdruck lyrischer Empfindung, auch wieder in Oestreich vom Ritter von Kürenberg angewandt finden, weshalb Manche in diesem den wahren Verfasser des Nibelungenliedes sehen wollen. Ist der Gegenstand des letzteren erhabener als der der Gudrun, so hat auch die Gudrunstrophe die Strenge und Schroffheit, die der Nibelungenstrophe eigen ist, fast gänzlich abgelegt und zu einer neuen, volltönenden, prächtigen Strophe voll Milde und doch voll Großartigkeit sich entfaltet. Das Nibelungenlied zerfällt in zwei größere Theile, von denen der eine Siegfrieds Tod durch Hagen, der andere seiner Gattin Chriemhild Rache an dem Mörder und seinen Herrn, ihren eigenen Brüdern, darstellt. Die Gudrun setzt sich aus drei Haupttheilen zusammen, die freilich nicht von gleichem Umfange sind, und das Schicksal dreier einander folgender Generationen umfassen: aus

der Jugendgeschichte König Hagens von Irland, der Werbung des Friesenkönigs Hettel um Hagens Tochter Hilde und aus der Entführung der Gudrun, der Tochter Hettels, durch den Normannen Hartmut, die aber von ihrem Verlobten, dem König Herwig von Seeland, endlich befreit wird. Bisher nahm man an, daß Nibelungenlied wie Gudrun aus einer Reihe einzelner, für sich bestehender Lieder oder Abenteuer entstanden sei, die später, im Blütezeitalter der mittelhochdeutschen Poesie, von einem einzigen Dichter überarbeitet und in ihre heutige Gestalt gebracht worden seien. Beide Gedichte leiden stellenweise an einer zu großen Breite, die wohl zumeist, weil einzelne Partien durchaus anders geartet sind, die Veranlassung zu der Vermuthung gegeben hat, daß die ursprünglichen Lieder knapper und in sich vollendeter gewesen seien. Die Kritik hat mit der Auffindung des angeblich Ursprünglichen, des Echten, über alle Maßen sich abgequält. Solche Versuche sind namentlich von Lachmann und seiner Schule ausgegangen und haben immerhin das Gute gehabt, daß die beiden Gedichte nach allen Seiten in grammatischer, metrischer und antiquarischer Hinsicht durchforscht worden sind. Den von Lachmann ausgeschiedenen ursprünglichen Liedern muß man das Verdienst lassen, daß sie uns das Nibelungenlied, dieses kostbarste Ueberbleibsel germanischer Volksepik, in der für uns heute genießbarsten Form darstellen. Wäre wirklich die in diesen Urliedern angenommene Gestalt die ursprüngliche dieser Gedichte, so würde ohne Zweifel unsere Bewunderung derselben eine noch größere und auch berechtigtere sein. Laien zumal sollten nur in einer solcher abgekürzten Gestalt das Nibelungenlied kennen lernen. Nur von solchen Gesichtspunkten aus begreift es sich aber auch, warum selbst eine prosaische Wiedergabe seines Inhalts, wie sie uns Vilmar geschenkt hat, so außerordentlichen Beifall hat finden können. In neuester Zeit ist man jedoch wieder geneigt, einen einzigen Verfasser für diese Epen anzunehmen, über dessen Persönlichkeit aber wohl niemals eine Einigung erzielt werden wird.

Außer Nibelungenlied und Gudrun sind im dritten Zeitraum noch eine Reihe anderer epischer Gedichte entstanden, die ebenfalls den heimischen Sagenkreisen angehören und deren Verfasser, wie bei jenen, uns unbekannt geblieben sind, aus welchen Gründen sie gleichfalls für Volksepen gelten können. Vor allen ist es die Sage von Dietrich von Bern, die in ihnen behandelt ist, so im großen und kleinen Rosengarten, im Riesen Siegenot, in der Rabenschlacht, in Ecken Ausfahrt, Alphart, Dietrichs Flucht zu den Hunnen. Andere dieser volksmäßigen Epen entstammen dem lombardischen Sagenkreise, wie Ortit, Hug- und Wolfdietrich. Diese sämmtlichen Gedichte aber erinnern mehr an die oben besprochenen König Rother und Herzog Ernst, als an Nibelungenlied und Gudrun, denn von einheitlicher Durchführung eines Grundthemas in dem großartigen, von dramatischer Kraft erfüllten epischen Stil ist in ihnen keine Rede.

Wir gehen zum Kunstepos, d. h. zum ritterlichen oder höfischen Epos über. Der Gegensatz zwischen volksthümlicher und kunstmäßiger Dichtung ist aber ein durchgreifender in dieser Periode und offenbart sich nicht nur in der Persönlichkeit der Dichter, die dort Spielleute und fahrende Sänger aus dem Volke, hier meist Ritter oder Herren vom Adel sind, sondern auch in der Wahl der Stoffe. Die volksthümliche Poesie bleibt im Kreise der alten nationalen, also heimischen Sagen, das Kunstepos dagegen verschmäht das Heimische und wendet sich mit Vorliebe dem Fremden zu. Merkwürdig aber ist, daß alle diese höfischen Epiker auch die Nibelungenstrophe nicht in Anwendung bringen, sondern der kurzen Reimpaare sich bedienen. Sie hängen eben völlig von den fremden Vorbildern ab und können über Gegenstand und Form derselben nur schwer sich erheben.

Es ist aber nothwendig, daß wir hier eine kurze Uebersicht der Stoffe der höfischen Epik folgen lassen. Zum Theil haben wir dieselben schon kennen gelernt. Zunächst sind es dem klassischen Alterthum entlehnte, das in dieser ganzen Periode weder durch seine poetische Technik noch durch seinen Geist anregend wirkte, sondern nur durch den bunten Reiz des Stofflichen in seinen Dichtungen und Sagen. Außer der Geschichte Alexanders des Großen ist es der Trojanische Krieg, welcher das ganze Mittelalter, und so auch das deutsche, anzog und beschäftigte. Dies hat seinen guten Grund. Virgils Aeneide, welche neben einigen apokryphen spätlateinischen Werken (des Dares Phrygius und des Dictys Cretensis) die Hauptquelle für die mittelalterlichen Darstellungen des Trojanerkriegs bildete, war im Grunde eine Verherrlichung der Stiftung des Römischen Reiches und damit auch des Römischen Kaiserthums, dessen Idee alle Geister der mittleren Zeiten beherrschte. War doch selbst das deutsche Kaiserthum nur ein römisches Kaiserthum deutscher Nation. Virgil aber genoß durch das ganze Mittelalter so großes Ansehen, daß Dante ihn zum Führer durch die Hölle wählte und er selbst als Zauberer gelten konnte. Neben diese antiken Stoffe (die Aeneas- und Alexandersage), die beide auch auf den Orient hinwiesen und vielleicht sogar als Documente für das Recht des Abendlandes auf denselben erscheinen mochten, traten die sagenhaften, die Kreuzzüge anticipirenden Erzählungen von Karl dem Großen. Auch diese sind von uns schon erwähnt worden: ihren Mittelpunkt bildete Rolands Untergang im Thale von Roncevalles.

Den meisten Beifall aber fanden die von Wales nach Nordfrankreich gelangten brittischen Sagen oder der sogenannte bretonische Sagenkreis von König Artus und seiner Tafelrunde. Am kunstfreundlichen Hofe des englischen Normannenkönigs Heinrich II. war um die Mitte des 12. Jahrhunderts dieser König Artus zuerst als das ehrwürdige Symbol walisisch-bretonischer Unabhängigkeitserinnerungen, aus den abgelegenen Landschaften, in die die letzten Ueberreste celtischer Nationalität sich geflüchtet, in die große Literatur Europas eingeführt worden. Der Nordfranzose Chrétien de Troyes hatte sodann, als der eigentliche Meister der französischen und wohl überhaupt der mittelalterlichen Epik, die Typen der Artusdichtungen festgestellt, die in kurzer Zeit auch die Herzen unserer deutschen Ritter und ihrer Frauen sich gewinnen sollten. Es ist die Idee des Ritterthums selbst, die in diesen Erzählungen, dem unmittelbaren Spiegel der Zeit, so große Anziehungskraft auszuüben vermochte. Wie Artus, der in Caridol oder Cardiel in Wales Hof hält, das Muster und das zur Wirklichkeit gewordene Ideal aller ritterlichen Mannestugend ist, so bildet seine Gattin Ginevra das Vorbild der ritterlichen Weiblichkeit. Unzählige edle Ritter und schöne Damen verkehren an Artus' Hof, er aber hat die Besten und Vortrefflichsten aus ihnen zu seiner nächsten Umgebung ausgewählt und diese bilden nun seine Tafelrunde. Unter ihnen erscheinen Gawein, Lanzelot, Erek, Iwein u. A., auch ein Zauberer, auf dessen Rath der König einen Orden gründete, dessen Mitgliedschaft, wie sie für die höchste Ehre galt, auch nur durch wahrhaft ritterliche Thaten, Schutz der Frauen und Unterdrückten, Bewältigung von Riesen und Ungeheuern erworben werden konnte. In verschiedenen Sagenkreisen hat sich das romantische Zeitalter versucht; in alle wollte es sein eigenes Bild legen, aus allen sein eigenes Bild wieder erblicken; keiner aber von ihnen paßte seinem Leibe so völlig und ganz, als der von König Artus, in welchem das Ritterthum mit seinen Thaten, Sitten und Ordnungen allseitig und in seinem höchsten Glanze entwickelt, der Phantasie an der Hand der Frau Aventiure die höchste Freiheit gelassen war nach Belieben zu schalten und zu walten, in dem sich fand, „was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt", und der ganze Ideenkreis des ritterlichen Lebens durch alle Variationen und möglichen Conflicte sich abspielen konnte.

Aber es trat in die Vorstellungswelt der ritterlichen Dichter noch eine andere Sage, die zu uns ebenfalls über Nordfrankreich, aber aus dem mystischer gestimmten und glaubensreicheren Spanien kam. Mit Nothwendigkeit bedurfte die dichterische Phantasie einer religiös so tief erregten Zeit, als die der Kreuzzüge war, neben dem weltlichen Ritterthum der Tafelrunde noch eines Gefäßes, in das sie den ganzen Glaubensinhalt der Zeit niederlegen konnte. Hatte doch auch das Ritterthum selbst in einigen seiner Orden, zumal in dem der Tempelherren, auf den manche Beziehung der Gralssage anspielt, geistlichen Charakter angenommen. Dieses geistliche Ritterthum der Sage nun hatte zu seinem Mittelpunkt den heiligen Gral, jene kostbare Schüssel aus Jaspis, deren Christus beim Abendmahl sich bedient, in der Joseph von Arimathia das Blut des Gekreuzigten aufgefangen, als diesem von einem Lanzenknechte die Seite geöffnet wurde, die nach Josephs Tode Engel so lange schwebend in der Luft getragen hatten, bis ihr von Titurel, einem sagenhaften Königssohn aus Anjou, auf dem Berge Monsalvatsch in Biscaya in Spanien eine Burg und in dieser ein Tempel erbaut worden war, der an Pracht und Großartigkeit Alles überbot, was je menschliche Phantasie ersonnen und menschliche Hand gebildet hatte. Der Gral aber wurde als höchstes, Wunder wirkendes Symbol verehrt; er galt für Christus selbst und konnte, wie dieser, Erlösung, ewige Seligkeit, höchstes Lebensglück verleihen; ihm dienen war soviel, als Christus selber dienen. Titurel gründete nun den Orden der Templeisen oder Templer, d. h. geistlicher Ritter, deren Obhut dieses Heiligthum anvertraut werden sollte. Diesem Orden anzugehören mußte die höchste Ehre sein, deren ein Mensch auf Erden fähig ist. Pfleger des Grals konnte jedoch nur ein treues, sich selbst verleugnendes Gemüth sein, das alle Eigensucht und allen Hochmuth überwunden hatte, König und Pfleger dieser Hüter dagegen nur derjenige, der unter diesen Treuen und Demüthigen selbst wieder der treueste und demüthigste, der reinste und keuscheste war. Um die Burg Mansalvatsch lag aber ein dichter Wald, der sich sechzig Meilen nach jeder Seite hin erstreckte. Niemand konnte durch denselben hindurchdringen, es sei denn, daß ihn Gott selbst dazu gerufen hatte. So symbolisirt die Sage den biblischen Zug, daß Niemand zu Christus kommen kann, es sei denn, daß er ihn rufe. Wie aber schon die alte griechische Philosophie, in gar sinniger Weise, als den Anfang aller Weisheit das Staunen bezeichnet hatte, da Niemand in das Geheimniß der Räthsel des Lebens wird eindringen können, dem diese nicht zuvor das glühende Verlangen nach ihrer Lösung eingeflößt haben und der nicht geradezu von Begierde brennt, die rechten Fragen nach ihnen zu stellen, so kann auch nach unserer tiefsinnigen Sage der kein Hüter und Pfleger des Grals sein oder des verheißenen Heiles theilhaftig werden, der, nachdem er nun berufen ist, vor dem Gral wie vor dem Alltäglichen stehen bleibt oder gar an ihm vorübergeht, stumm und stumpf und unerregt, ohne in dem Wunder das Wunder zu ahnen oder in der Brust das heiße Verlangen zu spüren nach der Enthüllung der hier verborgenen Geheimnisse und ohne in solchem Drange nun auch die rechte Frage zu stellen. Man sieht, wie die Gralssage auf der einen Seite die Bewegung und heiligen Gedanken spiegelt, welche die Kreuzzüge und schon vor ihnen die Hoffnung auf die Wiederkehr des Herrn und die Gründung seines tausendjährigen Reiches und die Mystik eines Bernhard von Clairvaux geweckt hatte, auf der anderen dagegen für jenes durch und durch romantische Zeitalter zu einer Art apokalyptischer oder mystischer Offenbarung sich zuspitzte. Als solche erweist sie sich denn auch durch den Ausblick, den sie in die Zukunft gestattet. Wenn im occidentalischen Christenthum die Gottlosigkeit immer weiter um sich greifen und dieses dadurch die Würdigkeit verlieren wird, den Gral in seiner Mitte zu beherbergen, dann werden ihn Engel mitsammt dem Tempel von seiner jetzigen Stelle hinwegheben und tief hinein

in den Orient rücken, in das Land der besser verstandenen und gewürdigten Wunder, dorthin, wo der Priester Johannes der König ist und der alles heilige innere Leben zersetzende Zwiespalt zwischen geistlichem und weltlichem Königthum für ewig aufgehört hat. Noch wollen wir daran erinnern, daß wohl zwei Dinge es waren, die zu der Entstehung dieser tiefsinnigsten aller mittelalterlicher Sagen geführt haben. Einmal das schon früher von uns besprochene Bedauern, daß das Grab des Herrn in so weiter Ferne und im Lande der Ungläubigen lag, ein Bedauern, welches nicht ohne die Sehnsucht sich geltend machen konnte, wenn auch nicht das Grab des Herrn selbst, doch ein gleiches Heiligthum im eignen Lande zu besitzen. Dann aber der tief innerliche Zug, aller Wallfahrt und aller äußeren Bußübung jeglichen Werth abzusprechen, die nicht von der rechten Demuth und dem rechten christlichen Wissensdrang erfüllt ist, wie es auch nichts helfen kann, das höchste Heiligthum im eignen Lande zu haben, wenn man solches Besitzes nicht um eines wahrhaft christlichen Lebens willen werth und so auch ein würdiger Hüter und Pfleger desselben ist.

Wir haben hiermit die verschiedenen Sagenkreise beschlossen, in denen die höfische Epik des deutsch-romantischen Zeitalters unserer Poesie sich bewegen sollte. Während bei den heimischen Sagenstoffen, als dem ererbten Gesammtgut des Volkes, der einzelne Dichter ungenannt blieb, treten nun in vollem Selbstbewußtsein die Dichter auch mit ihren Namen vor und gestaltet sich unter ihnen bald ein bestimmtes Verhältniß, welches auch zu einer Erkenntniß ihrer eigenthümlichen Kunst führte. Als der eigentliche Vater der höfischen Dichtkunst aber gilt der von seinen Zeitgenossen und der ihm nachfolgenden Generation so hoch gepriesene Heinrich von Veldeke. Von ihm rühmte Gottfried von Straßburg, daß er das erste Reis in unserer deutschen Zunge geimpft habe, von dem Aeste entsprungen, die Blumen getrieben, aus denen die Meister den Sinn zu schönem Fund genommen hätten. Veldeke ist von Geburt ein Niederdeutscher, seine Sprache deshalb ursprünglich nicht das Mittelhochdeutsch der Periode, sondern der niederrheinische Dialekt. Er war der Erste, der ein französisches Rittergedicht mit wirklichem Geschick nachdichtete und in Deutschland einführte. Nach einem französischen Vorbild verfaßte er nämlich eine Eneit (Aeneide), die er 1175, so weit sie damals vollendet war, der Gräfin von Cleve vorlegte, an deren Hof er sich längere Zeit aufhielt. Die Handschrift seines Gedichtes wurde ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, der sie jedoch später dem Landgrafen Hermann von Thüringen wieder aushändigte. Nun brachte Veldeke am Hofe des letzteren, auf der Neuenburg an der Unstrut, gegen 1184 sein Werk zum vollständigen Abschluß. Die Eneit zeichnet sich zwar nicht durch großen dichterischen Werth aus, doch entbehrt sie auch nicht einzelner liebevoll ausgeführter Partien. Den Dichter selbst mag das Verhältniß des Turnus und Aeneas zur Lavinia am meisten angezogen haben. Auch ist die Belehrung, welche die junge Lavinia von ihrer Mutter über das Wesen der Minne erhält, um ihrer Naivetät willen alles Lobes werth. Das aber verdient besondere Auszeichnung, daß Veldeke in der Anwendung des Reimes und in der Metrik überhaupt strengeren Regeln folgte. Der sprachliche und metrische Vorzug seiner Dichtung, die Reinheit, Sauberkeit und Glätte, die man in einem deutschen Gedichte in der Weise noch nicht erlebt hatte, mag ihm, dem Ritter, noch mehr als die Einführung der Minne in die Epik, die Bewunderung seiner Zeitgenossen eingetragen haben. Er meiselte, wie Gottfried von Straßburg schön sagt, den Sinn, wir fügen hinzu, mit künstlerischer Hand aus seinen Worten. Mit ihm begann, wie man sich ausgedrückt hat, eine Aera bewußtester poetischer Sprachkunst und Sprachlust. Noch müssen wir erwähnen, daß Veldeke's Minnelieder weit besser sind, als sein Epos, naiv und anmuthig. Da sie zu den ältesten lyrischen Gedichten aus der Zeit des

Minnegesangs gehören, so verdienen sie schon um ihrer Form willen bemerkt zu werden, die von den epischen Versmaßen abweicht und oft wirklich kunstreich ist.

Nach Heinrich von Veldeke nennen wir Hartmann von Aue. Er ist derjenige ritterliche Dichter, welcher mit großem Glück die Artussage in die deutsche Literatur einführte und dafür auch außerordentliche Anerkennung erntete. Von seinem Leben wissen wir nur Weniges. Er war Dienstmann des noch jetzt in Schwaben blühenden Geschlechts der Herren von Ow und hat an einem Kreuzzug theilgenommen, doch bleibt es ungewiß, ob 1189 oder 1197. Seine Bildung war für seine Zeit nicht gering: er verstand das Französische und konnte lesen und schreiben. Sein Vorbild war der schon früher besprochene nordfranzösische Epiker Chrétien de Troyes. Formell ist er wohl der vollendetste unserer mittelhochdeutschen Epiker. Auch seine Zeitgenossen haben dies anerkannt. Doch fehlt seinen Dichtungen durchaus die Kraft und Einfalt und die ahnungsvolle Geschlossenheit, welche das Nibelungenlied auszeichnet. An Stelle der rauhen, unbeugsamen Heldenhaftigkeit und rührenden unbewußten Naivetät im Volksepos finden wir bei ihm eine weiche, zerfließende Sentimentalität. Die Liebe ist der Grundton, der durch Alles hindurchklingt. Daneben spricht sich eine nicht zu sättigende Lust an der Herrlichkeit der sichtbaren, sinnlichen Welt aus, die das ganze Zeitalter beherrschte und die wir bei der Beurtheilung desselben wohl im Auge behalten müssen. Doch zeigt der Dichter auch Verständniß für Vorgänge des inneren Seelenlebens. Seinen Rittermären hat er tragische Conflicte zu Grunde gelegt: die Heldenhaftigkeit in ihrer Gefährdung durch die Liebe oder die Liebe gefährdet durch die Heldenhaftigkeit. Immer läßt er die Collision in der Liebe wurzeln. Dem Sagenkreis von Artus gehört von seinen Gedichten der Erek und der Iwein an. Der Letztere ist unmittelbar nach dem chevalier au lyon des Chrétien de Troyes gedichtet. Auch eine christliche Legende hat er behandelt, den Gregorius vom Stein, die an die Oedipussage erinnert. Uns spricht heute am meisten seine Erzählung vom armen Heinrich an, die einer einheimischen Sage entnommen ist und die erlösende Hingebung verherrlicht, die das höchste Opfer bietet, nicht fordert. Auch hat er zwei längere Liebesgedichte in kurzen Reimpaaren verfaßt, die Büchlein heißen. Solche Liebesbriefe, denn das sind diese Büchlein, haben auch verschiedene spätere Dichter geschrieben, wie Ulrich von Lichtenstein. Auch eine Anzahl Lieder besitzen wir von Hartmann.

Hartmanns Beispiel folgten andere Dichter dieser Zeit in der Behandlung von Stoffen der Artussage. So dichtete, um doch einige zu erwähnen, Ulrich von Zazichoven einen Lanzelot vom See, Wirnt von Grafenberg den Wigalois oder Ritter mit dem Rade.

Der bedeutendste aller deutschen Epiker aus der Blütezeit der romantischen Dichtung ist ohne Zweifel Wolfram von Eschenbach. Auch über sein Leben ist uns wenig berichtet. Er entstammte, wie es scheint, einem freiherrlichen Geschlechte, das sich nach dem fränkischen Städtchen Eschenbach bei Ansbach benannte, und lebte in ungünstigen Vermögensverhältnissen. In diesen lag wohl auch der Grund, warum er zeitlebens ein unstätes, wanderndes Leben führte. Als Kampfrichter im Wartburgsängerkriege haben wir ihn bereits früher kennen gelernt. Am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen hat er längere Zeit hindurch gelebt. Er konnte nicht selbst schreiben und mußte deshalb seine Werke dictiren. Groß war sein Ansehen bei Mit- und Nachwelt. Bis in das Zeitalter der Reformation, welches die Tradition der vorangegangenen Zeiten überhaupt unterbrechen sollte, lebte sein Name neben dem Walthers von der Vogelweide in Aller Munde. Als in unserem Jahrhundert mit dem wiedererwachten Interesse an unserer älteren heimischen Literatur auch das Verständniß seiner oft schweren und dunkeln Werke

wieder auflebte, ist ihm von den Berufensten wegen seiner Tiefsinnigkeit und Idealität, wegen der Fülle und des hohen Schwungs seiner Gedanken, wegen seiner entschieden christlichen Gesinnung und Sittenstrenge das reinste Lob gezollt worden. Wolfram hatte drei epische Gedichte unternommen, aber nur den Parcival zum Abschluß gebracht. Der Titurel, wie der Wilhelm von Oranse sind unvollendet geblieben, was spätere Dichter zu einer Fortsetzung dieser beiden Werke reizte. Des Titurels bemächtigte sich Albrecht von Scharfenberg, des Wilhelm von Oranse dagegen Ulrich von Türheim. Auch der Parcival fand später einen Fortsetzer, und Parcivals Sohn Lohengrin wurde ebenfalls bald Gegenstand einer eigenen Dichtung. Auch Wolfram hat nach französischen Vorbildern gearbeitet. Für den Parcival nennt er selbst das Werk eines gewissen Kyot (Guiot) als seine Quelle. Der Wilhelm von Oranse (oder Willehalm) gehört dem karolingischen (kerlingischen) Sagenkreis an, der im Ganzen bei unseren mittelhochdeutschen Epikern weniger Beachtung gefunden hat. Im Parcival und Titurel dagegen verschmolz er die Sage vom heiligen Gral mit den weltlichen Rittersagen von Artus und seiner Tafelrunde, doch nicht ganz im Sinne der Kirche, da die Lust an der sinnlichen Welt nicht völlig unterjocht und das geistliche Leben auch nicht von den Dienern der Kirche allein abhängig erscheint. Wolfram folgt weniger sclavisch seinen Mustern. Dies beweisen die zahlreichen Episoden, die er einflicht und um deren willen ihn Gottfried von Straßburg den „Erfinder wilder Märe“ nennt. Auch mischt er häufiger als seine Zeitgenossen seine eigene Person ein, zumal wo sich Gelegenheit bietet, durch Betrachtungen und Reflexionen den Gang der Handlung zu unterbrechen. Sein Parcival ist ein großartig angelegtes psychologisches Gemälde, welches uns den Kampf der nach dem Höheren ringenden Seele, die Bildungsgeschichte eines nach dem Ideale strebenden Menschen vorführt. Seines Gleichen hat es nur in Dante's göttlicher Komödie und Goethe's Faust. Aber die Entsühnung, die es schildert, geschieht nicht durch Priester und auch nicht Priester hüten das Heiligthum, sondern heilige Ritter und ein gottgeweihter König. Als selig gilt der Mann, der Gott und die Welt im Herzen trägt. Noch müssen wir der lyrischen Gedichte gedenken, die wir von Wolfram haben. Unter ihnen fanden besonderen Beifall die Taglieder, so genannt, weil der den Tag anrufende Wächter in ihnen die Liebenden zur Trennung mahnte.

Im entschiedensten Gegensatz zu Wolfram steht der vierte große Epiker der Zeit, Gottfried von Straßburg. Von seinem Leben wissen wir fast noch weniger, als von dem der vorhin besprochenen Dichter, nicht einmal ob er bürgerlichen oder ritterlichen Standes war, da die Bezeichnung Meister ebenso gut auf seine künstlerische Meisterschaft und höhere Bildung, als auf seine bürgerliche Herkunft bezogen werden kann. Der Zusatz von Straßburg in seinem Namen berechtigt uns anzunehmen, daß er die meiste Zeit seines Lebens in Straßburg zugebracht hat. Während Wolfram von wahrem sittlichen Ernst beseelt und von den tiefsten religiösen Ideen erfüllt war und ein Bild des nach dem Höchsten strebenden Geistes zu geben suchte, hat Gottfried in seinem auch wieder einem französischen Vorbild nachgebildeten und der Artussage angehörenden Epos Tristan und Isolde dermaßen in die Weltlust und die Sinnenfreude sich versenkt, daß ihm nichts mehr heilig war, auch nicht die Ehe, und er sogar Wolfram, für dessen Verständniß er überhaupt kein Organ besaß, verspotten konnte. Er zeigt, wohin die das ganze Zeitalter beherrschende Freude an der Welt führt, wenn ihr alle Sinne sich gefangen geben, sie sich einseitig auf den Thron erhebt und das Bewußtsein der göttlichen Aufgabe des Menschenlebens als ihr Steuerruder verliert. Indem er so mit vollständiger Verachtung aller bestehenden, durch göttliche und menschliche Gesetze gezogenen Schranken, die Sinnlichkeit nach jeder Richtung sich ausleben

läßt und die letzten Consequenzen eines den Lüsten fröhnenden und allem Höheren Hohn sprechenden Lebens zieht, hat er sein Princip vor dem Richterstuhl der ewigen Gerechtigkeit und der durch keine Sophismen und Künste je zu verdrängenden sittlichen Weltordnung selbst zerstört und zu Schanden gemacht. Darum haben wir uns aber auch nicht zu verwundern, wenn sein Gedicht trotz der entschiedensten äußeren Vorzüge, wahrhaft künstlerischer Formvollendung, reichster Gedankenfülle, einer meisterhaften, bei uns bis dahin noch nicht erreichten Schilderungsgabe, einer bewunderungswürdigen Kenntniß des Seelenlebens, die den Menschen namentlich von seiner schwachen, creatürlichen Seite zeigt, doch bald wieder, und zwar lange vor Wolfram, in Vergessenheit gerathen konnte, wenn auch ein Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg es später fortzusetzen sich bemühten. Gottfrieds Andenken sank ebenso schnell dahin, als die Weltanschauung, die er vertreten hatte. Als die Ritterburgen fielen, das Ansehen des Adels erblich, eine gesündere und sittlich strengere Lebensansicht im deutschen Bürgerstande aufkam, da mußte auch Gottfrieds und seines Tristan Ruhm dahinwelken. Und möglicher Weise ist es sogar nicht einmal zufällig, daß er denselben uns unvollendet hinterlassen hat. Vielleicht hat er vor der letzten Consequenz seiner Grundansicht selbst geschaudert, wenn nicht etwa das Schicksal ihn dadurch, daß es ihn frühzeitiger vom Schauplatz abrief, daran verhinderte, die letzte Hand an sein Werk zu legen. Außer dem Tristan haben wir von Gottfried noch zwei Sprüche, ein Minnelied, ein kleines Lehrgedicht und einen Lobgesang auf Christus und Maria übrig, welchen letzteren Konrad von Würzburg in seiner goldenen Schmiede nachgeahmt hat.

Prosa.

Wenn auch die Poesie der Grundton in den geistigen Bestrebungen dieses Zeitalters ist, das auch in seinem äußeren Leben mehr als irgend ein anderes früher oder später poetisch gestimmt und geartet war, so konnte doch eine so tief gehende Erregung der Geister, wie sie dieser ganzen Zeit sich bemächtigt hatte, nicht ohne Einfluß auf die Wissenschaft bleiben. Wie im 18. Jahrhundert an die Blüte der Poesie ein Staunen erweckender Aufschwung des speculativen Denkens sich reihte, so folgte im 13. Jahrhundert der hohen Entwicklung der Dichtkunst die Blüte der scholastischen Philosophie. Zwar trat auch auf diesem Gebiete Deutschland erst später auf dem Kampfplatz auf, dafür aber ging von ihm der Mann aus, der mit riesenhaftem Fleiße Alles zusammenfassen sollte, was die Scholastik in England, Italien und zumal in Frankreich bis dahin hervorgebracht hatte. Es war jener von seinen Zeitgenossen so bewunderte Graf Albert von Bollstädt, der in der Geschichte der Wissenschaften unter dem Namen Albertus Magnus bekannter ist und durch die Geschichte vom Wintergarten und vom redenden Kopfe als Zauberer ein Mann des Volkes geworden ist. Zwar sind die 21 Foliobände, die er der Nachwelt hinterlassen, lateinisch geschrieben, aber sein ganzes Forschen war doch deutsch, er selbst ein echter deutscher Gelehrter. In einem Capitel seiner Farbenlehre hat Goethe von den drei größten Büchern der Welt gesprochen, als welche er die Bibel, den Platon und Aristoteles bezeichnet. Wenn das Reformationszeitalter dadurch sich verkündet, daß es auf die Bibel zurückgeht, so hat dagegen im Zeitalter der aufblühenden Scholastik die Welt in die Verehrung des Platon und Aristoteles sich getheilt und mit beiden die Idee für das wahrhaft Wirkliche oder Reale erklärt. Das Studium des Aristoteles aber hatte im Mittelalter seine erste Anregung durch die Araber erhalten. Von Spanien aus nahm dann das übrige Abendland an der Wiedererweckung dieses größten griechischen Philosophen Theil, dessen logisches und metaphysisches (dialektisches) System man

bald für die mächtigste Stütze der kirchlichen Lehre ansah. Der Graf Albert von Vollstädt war aber wohl der erste Deutsche, der den ganzen Aristoteles studirt hatte. Mit seinem großen Meister theilt er nun einen liebevollen Natursinn und eine großartige empirische Naturkenntniß, so daß selbst in der Botanik neue selbständige Beobachtungen von ihm ausgingen. Sein speculatives System aber ist die großartigste Zusammenfassung der mittelalterlichen kirchlichen Glaubenswissenschaft. Er heißt der Große im Verhältniß zu seinem noch größeren Schüler, dem Grafen Thomas von Aquino, der den Höhepunkt der scholastischen Philosophie bezeichnet, ihm im Tode aber noch vorausging; denn Thomas starb 1274, Albertus Magnus erst 1280.

Trat bei Albertus Magnus die Wissenschaft noch in lateinischem Gewande auf, das auch die Geschichtschreiber (Annalisten) dieser Zeit nicht ablegten, so hat doch in dieser Periode höchster Kunstentfaltung der poetischen Form und Sprache bereits auch die deutsche Prosa glänzend sich entwickelt. Zwei großartige Volksredner hat das Zeitalter hervorgebracht, David von Augsburg und seinen Schüler und Genossen Berthold von Regensburg, die ganz Deutschland predigend durchzogen, oft vor Hunderttausend ihre in die Herzen dringenden Reden hielten, Verirrte zur Umkehr bewogen und die deutsche Sprache mit einer Kraft und in einer Reinheit redeten, daß sie noch heute als Vorbilder echter Kanzelberedtsamkeit gelten können. Sie weisen bereits auf Luther hin, mit welchem die deutsche Predigt der wirksamste Bestandtheil des kirchlichen Gottesdienstes werden sollte. Bezeichnend aber ist es, daß allem Vermuthen nach David von Augsburg nach dem Muster des älteren Sachsenspiegels die im südlicheren Deutschland geltenden Gesetze gesammelt und geordnet hat, welche Sammlung nun im Gegensatz zu dem älteren norddeutschen Gesetzbuch den Namen Schwabenspiegel erhielt. So verdanken wir also auch zwei deutsch geschriebene Rechtsbücher dieser Periode.

Wir schließen unsere Darstellung der Blütezeit der romantischen Poesie, indem wir noch mit einem kurzen Wort der Baukunst dieses Zeitraums gedenken. Schon in der vorhergehenden Periode haben wir auf diese Kunst Rücksicht genommen. Es ist aber bemerkenswerth, in welcher Reihenfolge die einzelnen Künste, natürlich abgesehen von der Dichtkunst, vom Beginn des Mittelalters bis herauf in unser Jahrhundert sich gefolgt sind. Den Reigen eröffnet die Baukunst und dies hat seine guten Gründe. Einmal wirkte hier das Beispiel und die Tradition der Römer mit, welche den modernen Völkern ihre ganze Erfahrung und Technik in dieser Kunst unmittelbar überlieferten, so daß die Architectur des Mittelalters nicht nöthig hatte, mühsam von vorn die ersten Elemente sich wieder anzueignen. Dann diente keine andere Kunst in gleicher Weise dem Bedürfniß vereinigter Andacht und endlich vermochte auch keine andere ähnlich Ausdruck der erhabensten religiösen Gefühle und eines immer höher strebenden inneren Dranges zu sein. Während nun die Baukunst des vorigen Zeitraums, ebenso wie die Dichtkunst, noch ganz von den Mustern der Römer abhing, weshalb sie allgemein als romanische bezeichnet wird, entwickelt sich im Blütezeitalter der mittelhochdeutschen Poesie eine specifisch deutsche Architectur, die sogenannte Gothik, die, wie die Dichtkunst, überall da, wo Germanen wohnten oder die Bevölkerung germanische Grundbestandtheile enthielt, in einer ähnlichen Weise auftrat und, wie sie echt deutsch ist, auch den Grundton des ganzen Zeitalters, das Vorherrschen der Phantasie und die Freude am Wunderbaren, mit einem Worte den gleichen romantischen Zug theilte. Nun läßt es sich aber auch verstehen, warum es zum gothischen Baustyl gehört, daß die in demselben ausgeführten Dome mit unzähligen Spitzen, schlank und leicht und in sinniger Durchbrechung, emporstreben, dieses Streben, welches überall den Abschluß in sich selbst vermeidet, welcher beim romanischen Rundbogen Ziel

und unausbleiblich ist, sogar in der Gestalt der Fensteröffnungen abspiegelten, warum dieselben ferner, man möchte sagen, als Bilder der geheimnißvollen, die Brust bewegenden Räthsel und Fragen, mathematische Schnörkel durchziehen und die phantastischsten Figuren aus Thier- und Pflanzenreich von allen Ecken und Enden aus nicht minder die Einbildungskraft in das Bereich des Wunderbaren versetzen, als es die gleichzeitige Dichtkunst that, warum aber auch in diesen unmittelbar zur Andacht stimmenden Gebäuden ein gewisses Halbdunkel herrscht und gesucht ist, welches genau dem Zug entspricht, den wir am Eingang dieser Periode als charakteristisches Zeichen hervorgehoben haben. In der Gothik erreicht die mittelalterliche Baukunst ihre höchste Höhe, die dichterische Phantasie aber hat den schönsten und großartigsten gothischen Wunderbau im jüngeren Titurel erstehen lassen. Nachdem der Geist dieser romantischen Zeit seinen vollen Ausdruck in der Architectur gefunden hatte, mußte eine andere Kunst zur Ausbildung gelangen, die die neue Form für eine neue Gedanken- und Gefühlswelt werden konnte. Die Baukunst wurde von der Malerei abgelöst und die immer größere Verinnerlichung inmitten einer trostlosen Zeit, die Unmöglichkeit, in gemeinsamer Begeisterung große und stolze monumentale Kunstwerke aufzuführen, drängte schließlich in das individuellste Gefühlsleben zurück und brachte die himmlischste aller Künste, die Musik, zur Blüte.

Vierte Periode.

Zeitalter des Uebergangs und der Vorbereitung der Neuzeit bis zur Reformation 1517.

Die vierte Periode unserer Literatur in ihrem Wesen kurz und scharf zu charakterisiren mag schon Manchem als eine schwierige Aufgabe erschienen sein. Denn sie bietet für den ersten Blick ein wildes Durcheinander von Bestrebungen und scheint aller einheitlichen Tendenz zu entbehren. Gleichwohl werden wir in ihr einen stetigen Fortschritt von der nächsten Vergangenheit aus und damit auch durchgehende Grundzüge in derselben anzuerkennen im Stande sein.

Im Vergleich zum Hohenstaufenzeitalter scheint die Poesie allerdings jetzt zu ruhen. Nirgends begegnen wir einer großen Epoche machenden Dichtung, die etwa gar den Bildungsgang eines hochbegabten, strebenden Menschen und in seinen Schicksalen sein Denken und Fühlen spiegelte. Einzelne Dichter folgen noch der breit getretenen Spur der vorigen Periode, andere mühen sich damit ab, die unvollendet gelassenen Werke derselben zu ergänzen, noch andere verfallen in äußerliche Künsteleien, die alles dichterischen Werthes gänzlich entbehren. Andere wieder wollen nur lehren und warnen und pflegen deshalb besonders Spruch, Priamel und Fabel, noch Andere endlich geben instinctiv dem Drängen des Augenblicks und seinen Stimmungen nach und fördern dadurch wieder wahre Dichtung. Namentlich was die Letzteren gesungen, ist uns aber nun zum großen Theil verloren gegangen und wir dürfen eine viel reichere dichterische Production in dieser Zeit voraussetzen, als uns heute in ihren spärlichen Uberresten noch vorliegt. Ganz besonders aber die Epik lebte sich vollständig aus und durchlief alle Stufen ihrer möglichen Entwicklung. Neben der Poesie aber nahm, was sehr bezeichnend ist, die Herrschaft der Prosa in unserer Literatur immer mehr zu.

Im christlich-romanischen Zeitalter waren die Geistlichen die Träger der höheren Bildung und auch diejenigen gewesen, welche die Dichtkunst ausübten, im

deutsch=romantischen ging die feinere Bildung an die Ritter über und mit ihr auch die Pflege der Dichtkunst. Diese letztere erreichte sogar den höchsten Gipfel ihrer Blüte. Aber, wie immer im Leben, hatte das Schöne nicht lange Bestand und war die Zeit der höchsten Kraftentfaltung nur ein kurzer Moment. In der ersten dieser beiden Perioden hatte das Volk gar keinen, in der zweiten nur geringen Antheil an der Bildung und dem Dichten seiner bevorrechteten Stände genommen. Als aber in den Klöstern und dann auf den Ritterburgen die Muse verstummte, trug die Zeit bereits eine andere Signatur und hatten im Stillen andere Kreise sich herangebildet, auf die das Erbe der Vergangenheit und die Arbeit an der Aufgabe der Zukunft übergehen sollte.

Die Mönche hatten einst in den anmuthigsten Seitenthälern, in romantischer Umgebung, an einer stets irgendwie von der Natur ausgezeichneten oder geschützten Stelle ihre Wohnung aufgeschlagen und von hier aus nach allen Seiten in geistiger, technischer, landwirthschaftlicher Hinsicht Bildung verbreitet. Ihnen folgten als Ansiedler und Baumeister die Ritter, der neu aufgekommene Stand der letzten Jahrhunderte, aus dem im Gegensatz zum alten festgesessenen freien Adel der Lehensadel hervorgehen sollte. Sie waren bei ihren Niederlassungen von ganz anderen Motiven geleitet als die Mönche. Auch sie suchten die landschaftlich schönsten Punkte auf, aber nicht in der einem beschaulichen Leben entsprechenden Abgeschiedenheit der Wälder, sondern schwer zugängliche, fast unnahbare, die freieste und weiteste Umschau bietende und die großen Verkehrsstraßen der Haupt= und Flußthäler beherrschenden Felsen und Höhen. Von hier aus machten sie sich bald zu den gefürchteten Herren des ganzen umliegenden Landes.

Nach dem Zurücktreten der Geistlichen und Ritter ging die Dichtkunst an die Bewohner einer mittlerweile zur Blüte gediehenen neuen Form menschlicher Ansiedlung in unserem Vaterlande über, in Mitten derselben aber auch nur wieder an den dort herrschenden Theil, an ihre Aristokratie. Wir haben die Städte im Sinne, welche meist an den Ufern der größeren Flüsse und dort, wo die Heeresstraßen sich kreuzten, wie am Rhein und an der Donau, wenn sie nicht römischen Niederlassungen ihr Dasein verdankten, fast zu denselben Zeiten, da der Ritterstand emporwuchs, also unter den großen Sachsenkaisern, freilich unter Ausschluß aller Romantik und mit alleiniger Berücksichtigung praktischer Zwecke angelegt und mit Mauern und Wällen, zuerst gegen die Einfälle fremder Kriegerhorden, dann aber gegen die Ueberfälle des einheimischen Adels und der Fürsten umgeben worden waren. Die Städte, zumal die bevorrechteten Reichsstädte, sind die wahren Pflanzschulen der Freiheit und Cultur im Mittelalter, ihr Aufblühen, ihr immer wachsender Reichthum, die Formen ihres Gemeinwesens, ihr thätiger Gemeinsinn die Krone dieses Zeitalters. Wie das Ritterthum fast gleichzeitig im ganzen Abendland sich ausbildete, so entstanden auch diese kleinen Republiken in denselben Jahrhunderten in Italien, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland. Die aus den Kreuzzügen hervorgehenden Handelsverbindungen und Verhältnisse, die Begünstigung, welche ihnen Könige und Fürsten angedeihen ließen, die sich in ihnen ein Gegengewicht gegen den Adel erschufen, selbst die vielen einheimischen Streitigkeiten, wie sie Italien in den Kämpfen zwischen Guelfen und Ghibellinen, Frankreich in den Kämpfen zwischen dem König und den mächtigen Kronvasallen, Deutschland in den Kämpfen zwischen dem Kaiser und dem Papste auf der einen und dem Adel und den Fürsten auf der anderen Seite heimsuchten, trugen nicht wenig zum Aufblühen und zur Erstarkung der städtischen Gemeinwesen bei. Diese entfalteten in jenen Zeiten einen kühnen, unternehmenden, großartigen Freiheitssinn und halten den Vergleich mit den schönsten Zeiten von Griechenland und Rom aus. Nie hat in unserem Vaterlande

der Bürgerstand wieder eine solche Kraft und Würde, eine solche Thätigkeit und Gemeinsinn gezeigt. Die Entwicklung der Städte allein ist hinreichend, vom Mittelalter den Vorwurf des Despotismus und der Sclaverei hinweg zu nehmen. Die Seele geht uns auf, wenn wir die Geschichte von Straßburg, Basel, Ulm, Augsburg, Regensburg, Nürnberg in diesem Zeitalter verfolgen, mit Staunen lesen wir, wie in ihrem Inneren Stände und Gewerbe zu festen Associationen (Innungen) sich zusammenschließen, in denen allein der Einzelne sich und sein Dasein gesichert weiß, wie ferner ganze Städte unter einander gegen fürstliche Vergewaltigung durch Bündnisse sich zu schützen wissen, und mit Stolz erfüllt es uns, wenn wir hören, wie die großen Städte an dem unteren Laufe unserer schiffbaren Flüsse im Hansabund in eine festgeschlossene Organisation zusammentreten, welche die Freiheit nach Innen, sowie die Unabhängigkeit nach Außen wahrt, dem deutschen Namen Achtung in den nördlichen europäischen Gewässern und an dessen Küsten erwirbt und in Handelsverbindungen, Niederlassungen, See- und Landtreffen eine Macht entfaltet, deren Untergang uns noch heute mit dem tiefsten Schmerze erfüllen muß.

Wie der Bürger, so fand noch ein zweiter Stand in der Arbeit, im Schaffen seine Ehre, der Stand der Bauern. Die Freien aus demselben wußten sich um Nichts geringer als Ritter und Adel. Auch war ursprünglich die Kluft zwischen ihm und den höheren Ständen nicht so groß. Doch schon im Hohenstaufenzeitalter macht sich bei den Rittern eine Abneigung gegen die Bauern geltend und es kommt in Folge der exclusiven ritterlichen Bildung der Unterschied zwischen höfisch und bäurisch auf. Hochmüthig sieht der Ritter auf den Bauer hernieder und verspottet sein Wesen und Gebahren und der Bauer beginnt vor dem Ritter sich zu fürchten, als dieser in völliger Mißachtung aller Eigenthumsrechte seine Felder und Gehöfte nicht minder brandschatzt, als die Städte und die Waarenzüge ihrer Kaufleute. Gleichwohl wurde mancher Bauer von dem scheinbaren Glanz, dem Abenteurerleben der Ritter bethört, schämte sich der ländlichen Arbeit, verließ gegen alle bessere Warnung Eltern und Geschwister, führte ein wildes ungezügeltes Leben und mußte schließlich schwer seinen Unverstand büßen. Die Geschichte eines solchen verlorenen Sohnes, eine ergreifende mittelalterliche Dorfgeschichte, ist der Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre. Sie mag zwischen 1234 und 1250 niedergeschrieben sein und spielt auf altbairischem Grunde, in dem jetzigen Innviertel Oestreichs, dort wo die Salzach mit dem Inn zusammenfließt. Noch heute lebt unter den alten Leuten jener Gegend die Erinnerung an den Helmbrechtshof. Neben dieser tragischen Geschichte von einem über seinen Stand hinausstrebenden Bauer haben wir in den Liedern Neidharts von Reuenthal Schilderungen von dem geselligen Leben der Landleute in Frühling und Winter, von ihrer Tracht, von ihren Tänzen, von ihren Gesängen und Spielen, die gar anmuthig sind und zeigen, welches frohe Treiben auf dem Anger, wie in den Häusern der Dörfer jener Zeit herrschte und wie der Ritter sich noch unter die Bauern mischte. Doch die Kluft zwischen den beiden Ständen wurde allmählich immer größer, selbst der Bürger der Städte fing an dem Bauern gegenüber sich für besser zu halten. Unheilbar aber wurde der Riß, als in Folge des in den Städten sich ausbreitenden lateinischen Unterrichts der Unterschied zwischen der Bildung des Bauern und der übrigen Stände immer mehr wuchs. Wenn dieser Unterschied im Laufe der Zeiten sich noch weiter verschärft hat, so ist das allerdings die zu beklagende Folge des allmählich immer weiter zur Herrschaft gelangten Humanismus. Noch durch das Mittelalter war im Allgemeinen Jeder im Volke im Stande, den Andern und damit auch die großen heimischen Dichtungen zu verstehen. Doch schon in dieser vierten Periode trennen sich die Wege der einzelnen Stände und hört das gegenseitige Verständniß auf. Mit der Mißachtung

aber wuchs die Vergewaltigung und Unterdrückung des Bauernstandes; Fürsten, Ritter, Städte, Alles war feindselig gegen ihn gestimmt. Aus diesen Verhältnissen erklärt es sich auch, warum, als der deutsche Ritterorden Preußen erobert hatte und es nun galt, das Land mit Deutschen anzusiedeln, so Viele zu der Auswanderung sich geneigt zeigten. Verwundern dürfen wir uns aber auch nicht, wenn die Bauern mehrfache Versuche machten, das aufgelegte Joch abzuschütteln und besonders zur Zeit der Reformation die Stunde ihrer Befreiung für gekommen erachteten. Das aber ist nicht zu vergessen, daß der große Reformator Luther selbst aus dem unterdrückten Bauernstand hervorgegangen ist. Pflegte er doch zu sagen: „ich bin eines Bauren Sohn".

Wir müssen ein neues Bild folgen lassen, das uns ebenfalls viel Schatten zeigt, die Entartung des Ritterstandes. Vielerlei Momente haben zu derselben mitgewirkt. Der Frauendienst, der den Ritter einst veredelt hatte, führte bald zu höchst unsittlichen Verhältnissen. War es früher Ehrensache der Ritter gewesen, dem Unterdrückten zu helfen, so übten sie jetzt selbst alle möglichen Bedrückungen gegen Bürger und Bauern. Ihre Bildung ging so weit zurück, daß sie bald nicht mehr lesen und schreiben konnten. Ihre Burgen hallten nicht mehr wider von Gesang und Saitenspiel, sondern von ihnen aus lauerte man dem wehrlosen Wanderer auf: sie wurden Raubburgen. Die Zeit des Interregnums, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit", trug nicht wenig zu diesen Ausschreitungen bei. Es war nur lobenswerth, wenn Kaiser Rudolf von Habsburg energisch diesem Unwesen entgegentrat und viele dieser gefürchteten Raubnester zerstörte. Aber auch die Bedeutung des gepanzerten Reisigen ging in diesem Zeitalter allmählich zu Ende. Lange Zeit hindurch waren sie die best Bewaffneten und darum die kräftigste Stütze der Fürstengewalt gewesen. Aber der Städter wußte hinter seinen Mauern Schutz gegen sie zu finden und Noth und Bedürfniß führten zu Erfindungen, vor denen auch Panzer und Schild nicht Stand hielten. Mit der Erfindung des Schießpulvers und dem Aufkommen der Feuerwaffen sank und schwand daher Macht und Bedeutung der Ritter. So ging sittlich, wissenschaftlich, künstlerisch, militärisch der Ritterstand seinem Untergang entgegen. In der gleichzeitigen Literatur dieser Periode spiegeln sich diese Verhältnisse in ihren Ursachen und Fortgang. Ulrich von Lichtenstein, Konrad von Würzburg u. A. zeigen uns um die Mitte des 13. Jahrhunderts den Ritterstand zum Theil noch von der besseren Seite. Am Beginn des 14. Jahrhunderts sind besonders der sogenannte Seifried Helbling und der Didaktiker Hugo von Trimberg für die eingerissene Entartung lehrreich. Um die Zeit des absterbenden Ritterthums, um 1400 etwa, schrieb der thüringer Chronist Johannes Rothe aus Creutzburg in poetischer Form seinen „Ritterspiegel". Bei ihm herrscht schon die volle elegische Stimmung vor. Indem er Brauch und Recht des Ritterthums darstellt, hält er einer schlechten Gegenwart die Auffassung vor, wie sie in den Besseren seiner Zeit noch lebte. Am Ende des 15. Jahrhunderts war die Poesie und der Edelmuth des Ritterstandes fast schon eine Sage, eine Erinnerung vergangener Zeiten. Da sollte in Kaiser Maximilian ein „Romantiker" des Ritterthums erstehen. Dieser versuchte das Ritterthum im alten Sinne zu erneuern, war selbst ein Held und turnierte und schrieb zu seiner eigenen Verherrlichung und der des Ritterstandes den Weißkunig und Theuerdank. Im ersteren gab er seine und seines Vaters Friedrichs III. Geschichte in allegorischem Gewand. Sein Secretär Treitzsaurwein von Ehrentreiz vollendete die seltsame und poesielose Arbeit. Der Theuerdank aber ist eine allegorisch ausgeschmückte Beschreibung von Maximilians eigenen ritterlichen Thaten und abenteuerlichen Schicksalen, angeknüpft an die Geschichte seiner Werbung um Maria von Burgund. Theuerdank nennt sich der Kaiser in seinem

Werke, weil er von Jugend auf all sein Denken auf Tewerliches, d. h. Großes und Herrliches, gerichtet habe. Der Probst und spätere kaiserliche Rath Melchior Pfinzing führte einzelne Partien des Gedichtes weiter aus und brachte dasselbe überhaupt in diejenige Gestalt, in der es 1517 in prachtvoller Ausstattung zum ersten Mal erschien. Um seines kaiserlichen Verfassers willen, der fortan als der letzte Ritter galt (unter diesem Namen hat ihn auch der Oestreicher Dichter Anastasius Grün in unserem Jahrhundert verherrlicht), fand das Gedicht außerordentlichen Beifall und wurde sogar in das Lateinische, Französische und Spanische übertragen.

Um das Bild der Periode zu vervollständigen, müssen wir noch auf eine Reihe Momente aufmerksam machen, die im allgemeinen Zustand des Reiches und der Kirche wurzelten und den Uebergang zum Neuen ebenfalls bedingten. Nach dem Interregnum, das auf Conradins Tod folgte, gelangte in den Besitz der kaiserlichen Macht Rudolf von Habsburg. Er war kein Beschützer der Dichter, noch viel weniger übte er selbst die Dichtkunst aus, und das Bild, das wir geneigt sind uns von ihm nach der Schillerschen Ballade zu entwerfen, die seinen Namen trägt, ist keineswegs historisch. Nicht seine „Milde", eher seine Kargheit war bekannt. Mit ihm beginnt die lange Reihe von Kaisern aus dem Habsburgischen Hause, welche bis zum ersten Viertel des 15. Jahrhunderts zwar noch öfters durch Kaiser aus anderen Häusern abgelöst wurden, von da ab aber im alleinigen Besitz der deutschen Kaiserwürde bis zu deren Erlöschen im Jahre 1806 blieben. So national und freisinnig das Hohenstaufengeschlecht gesinnt gewesen war, so wenig waren es die Habsburger, die hierin der sofort mit Rudolf beginnenden Tradition ihres Hauses treu sich anschlossen. Schon Rudolf war nur auf die Vermehrung seiner Hausmacht bedacht. Auch er fügte sich der päpstlichen Autorität. Auch seine Nachfolger suchten durch Heirathen ausländische Besitzungen zu erwerben, die ihnen bald mehr gelten sollten als die Reichsinteressen. Auf diesem Wege verloren die Habsburger zuletzt alles Herz und alles Verständniß für Deutschland und die großen deutschen Fragen. Ihre Hauspolitik bildete die Richtschnur für ihre Reichspolitik und ihrer Hauspolitik entsprach es auch, die größte That deutschen Geistes, die Reformation, zu bekämpfen. Mit Wehmuth muß man sich fragen, was aus Deutschland geworden wäre, wenn der große Moment, da Luther in Worms vor Kaiser und Reich sich verantworten sollte, auch einen großen, deutsch gesinnten Kaiser an der Spitze des Reichs gesehen hätte. Es ist nicht zu sagen, welchen unglückseligen Einfluß diese mit so großer Hausmacht ausgestatteten und doch nicht deutsch gesinnten Habsburgischen Kaiser auf die Schicksale unseres Vaterlandes ausgeübt haben. Auch die Geschichte unserer Literatur kann ihr Bedauern über jene lange Reihe Habsburgischer Kaiser nicht unterdrücken.

Das kaiserliche Beispiel fand auch bei den deutschen Fürsten und dem Adel Nachfolge. Auch diese suchten ihre Besitzungen und ihre Hausmacht nach Kräften zu vergrößern. Bei diesem Bestreben mußten sie natürlich auf Widerstand stoßen, der sie zeitweise wohl auch zu Bünden zusammen führte. So kam es, daß in den beiden letzten Jahrhunderten vor der Reformation der ausgesprochenste und allgemeinste Egoismus und Particularismus durch unser armes Vaterland sich geltend machte, der Landfriede häufig gebrochen und das Faustrecht in entsetzlicher Weise geübt wurde. Allmählich treten unter den übrigen eine kleinere Zahl mächtigerer Fürsten hervor. Sie sind aufs Eifrigste bedacht, eine bevorrechtete Stellung einzunehmen und ihre Kurrechte auch urkundlich für ihr Haus feststellen zu lassen, was ihnen durch die goldene Bulle (1356) gewährt wurde. Wären diese Wahlfürsten unter sich einig und auf das Reichsinteresse mehr als auf die Vergrößerung ihrer eigenen Territorialherrschaft bedacht gewesen, so hätte gerade die Institution einer Wahlaristokratie den größten Segen

verbreiten können und die Kaiser würden niemals die undeutsche Politik haben verfolgen können, die dem Deutschen Reiche so verhängnißvoll wurde. Erst allmählich, als der Fortschritt und die gesunden Gedanken der Zeit trotz aller Hindernisse sich Bahn brachen, erkannten einzelne Fürsten, daß Nichts mehr im Stande sei, ihre eigene Macht zu befestigen, als der Anschluß an den Geist der Zeit und im vollen Verständnisse derselben an die große deutsche Sache und die Lösung der weltbewegenden Fragen im deutschen Sinne. Diese Erkenntniß hob und verherrlichte zeitweilig das ältere sächsische oder Ernestinische Kurfürstenhaus, das sich die unvergänglichsten Verdienste um die Einführung des Protestantismus erworben hat, aber leider auch durch die Perfidie seiner nächsten Verwandten, der Albertiner, gerade um seiner freisinnigen und patriotischen Haltung willen, um einen Theil seines Besitzes und um die Kurwürde gebracht wurde. Dieselbe Erkenntniß hat aber auch den Aufschwung der Brandenburger Kurfürsten aus dem Geschlechte der Hohenzollern bedingt, die ebenfalls der Sache des Protestantismus sich annahmen und in treuer Verfolgung der nationalen Reichsinteressen, die mit dem Protestantismus und allen vernünftigen Freiheitsbestrebungen stets innig verbunden blieben, den Grund zu ihrer Hausmacht legten und in unseren Tagen sogar dem von ihnen neubegründeten Deutschen Reiche seine Achtung gebietende Stellung unter den Staaten der Welt erschaffen sollten. Erst durch diese Wiederherstellung des Reiches, die da ist die große deutsche politische Reformation, haben Jahrhunderte alte Kämpfe ihre Lösung und der Drang nach einer Erneuerung der politischen Gestalt unseres Vaterlandes seine Befriedigung gefunden, der von den Zeiten der Hohenstaufen ab, lange unbewußt, aber fast immer vergeblich nach Erfüllung gerungen hatte.

Ebenso trostlos als die politischen Zustände waren die der Kirche, die ebenfalls auf eine Erneuerung hindrängten, die auf diesem Gebiete aber viel früher erreicht werden sollte. Diese für den ersten Blick befremdliche Erscheinung mag zunächst darin ihren Grund haben, daß rein geistige Bewegungen überhaupt sich rascher Bahn zu brechen im Stande sind, da Jeder hier ein Wort mit zu reden hat. Dann ist nicht zu vergessen, daß es bei der kirchlichen Reformation um einen Druck sich handelte, der vom Auslande her, vom Wälschlande, von jenseits der Alpen, von dem so schon verhaßten Rom aus, seit gar langer Zeit auf Deutschland ausgeübt wurde. Er wurde darum tiefer und mit größerer Indignation empfunden, zumal Jeder sich hier als Deutscher fühlen konnte und durfte. Dazu war alle Achtung vor Denen geschwunden, von denen dieser Druck ausging, und die Uebelstände schließlich zu drückend empfunden und zu laut Abhülfe fordernd. Ganz besonders aber fällt in das Gewicht, daß die Geistlichen, und vor allen wieder die Hierarchen in Rom selbst, sittlich immer tiefer gesunken und verweltlicht waren. Auch die Lehre litt unter der Verderbniß Derer, die sie pflegen sollten. Alles tiefere sittliche Streben kam der Kirche abhanden und die Abfindung mit der Sünde, auf deren Ernst die Würde und Hoheit des Christenthums beruht, wurde immer äußerlicher. An die Stelle von wahrer Reue und Bußfertigkeit und innerer eigener Erneuerung trat der Unfug des Wallfahrtenwesens und der noch schändlichere Ablaßhandel, der bei uns den ersten Anstoß zum offenen Abfall von Rom geben sollte. Es war allgemein bekannt, wohin die Ablaßgelder flossen und zu welchen Zwecken sie verwendet wurden. Zu allen diesen Greueln kam die Abscheu erregende Art, mit der man seit lange derjenigen sich zu erwehren suchte, die diese Greuel ans Licht stellten und auf eine Erneuerung des kirchlichen Lebens hinarbeiteten. Mit Feuer und Schwert wußte man sie sammt ihren Anhängern auszurotten und Gefahr und Noth lehrte die römische Kirche die leichte und bequeme, aber unsittliche und verdammungswürdige Art der geistlichen

Criminaljustiz, der sogenannten Inquisition oder geheimen Ketzergerichte. So hatte man die Albigenser in Frankreich unterdrückt und Blüte und Bildung eines so gesegneten Landes, wie der Provence, wie wir schon früher andeuteten, schmachvoll zu Grunde gerichtet. Johann Huß, den das Beispiel des Engländers Wycliffe begeistert hatte, mußte auf dem Scheiterhaufen in Constanz 1415 für seinen Mannesmuth und seine Glaubensfestigkeit büßen, aber ihn tröstete die Hoffnung auf den endlichen Sieg seiner Sache, in der er bereits auch auf den größeren Vertreter derselben prophetisch hingewiesen haben soll. Aber Hußens czechische Anhänger, die in der Verurtheilung ihres Parteihauptes eine Verletzung des ihm vom Kaiser zugesicherten freien Geleites sahen, griffen empört zu den Waffen, und religiöser und nationaler Fanatismus, zu dem bald Blutdurst und Beutegier sich gesellten, machten ein ganzes Volk wahnsinnig. In den Verwüstungen, die die Hussiten über die Böhmen benachbarten deutschen Länder brachten, über Oestreich, Sachsen, Thüringen, Brandenburg, zeigte sich auf Schrecken erregende Art die Verwilderung, deren diese Zeiten überhaupt fähig waren. Großes Elend kam damals über unser Vaterland und in einzelnen Gegenden klingt die Erinnerung an die Greuel der Hussitenzeiten bis auf den heutigen Tag fort. Wenn man nun bedenkt, daß in jenen beiden Jahrhunderten der auf die Spitze getriebenen politischen und kirchlichen Wirren zu den Verwüstungen der Hussiten auch noch Ueberschwemmungen, Pest und Hungersnoth sich gesellten, so kann man sich ungefähr ein Bild von dem Zustand machen, der zeitweise Deutschland heimsuchte.

Abhülfe für die kirchlichen Uebelstände suchte die nichtitalienische Geistlichkeit besonders durch allgemeine Concilien, deren Ausspruch man über die Autorität des Papstes setzen wollte. Aber den Abmachungen der Concilien von Pisa, Constanz und Basel wußte die Schlauheit und Perfidie der römischen Curie sich bald zu entziehen. Der Papst blieb über die Reformversuche, die auf gesetzlichem Wege zumal die deutsche Geistlichkeit erstrebte und die die Einheit und friedliche Entwicklung der Kirche hätten retten können, zu seinem und der Kirche Unheil Sieger. Wie sehr alle öffentliche Autorität in jenen beiden Jahrhunderten vor der Reformation gesunken war, das zeigen auch die kirchlichen Bewegungen derselben, in denen eine entschiedene demokratische oder republikanische Gesinnung das treibende Element war. Aber schon zur Zeit dieser resultatlos verlaufenden Concilien tritt Einzelnen es deutlich in das Bewußtsein, daß das Ansehen des römischen Papstes durchaus von der Anerkennung seiner Unfehlbarkeit abhängt. Und so hat denn die römische Kirche seit den Tagen von Constanz und Basel auf diese unbedingte Anerkennung der päpstlichen Infallibilität als höchstes und letztes Ziel, man kann sagen, im vollen Bewußtsein dessen, was sie mit derselben wollte, auf das Eifrigste hingearbeitet. Die Gründung des Jesuiterordens, das Gebahren des Trientiner Concils stehen schon im nächsten Zusammenhang mit diesem Ziel, das, wunderbarer Weise, von der römischen Curie fast in demselben historisch bedeutsamen Augenblick erreicht werden sollte, da Deutschland seine zweite große Reformation, die politische, vollbrachte.

Erfolgreicher als die Concilien arbeiteten der lutherischen Reformation die deutschen Volkstheologen oder, wie sie nicht ganz richtig heißen, die Mystiker vor, die Brüder vom gemeinsamen Leben, oder die Gottesfreunde, „in denen der Geist Gottes wohnte, wie süßes Saitenspiel“, deren Auftreten die gesammte Bevölkerung einer Gegend in eine begeisterte Aufregung brachte und die mit größtem sittlichen Ernst auf eine Verinnerlichung und Gemüthsvertiefung hinarbeiteten. Sie sind eine der herzerquickendsten Erscheinungen aus jener Zeit und ihre Schriften und Predigten, die uns heute noch aufs Tiefste ergreifen und in ihrer einfachen, schlichten, reinen, selbst allen philosophischen

Anforderungen gerechten Sprache gar wundersam anmuthen, zeigen auf das Schlagendste die Verwerflichkeit einer bloßen Werkheiligkeit oder einer so äußerlichen Abfindung mit der Sünde, wie sie Ablaß und Wallfahrten boten. Der Ingrimm aber, der sich der Besseren bemächtigen mußte, wenn sie der in die Kirche eingerissenen Mißbräuche und der Verweltlichung der Geistlichkeit gedachten, machte sich in satirischen Schriften Luft, die den Ton nicht verleugnen, den diese vierte Periode unserer Literatur nun einmal groß gezogen hat. Man kann es nämlich nicht scharf genug hervorheben, mit welcher unsagbaren Grobheit damals die satirische Geißel geschwungen worden ist. Diese Grobheit sticht um so mehr von der Sitte und dem Ton unserer sehr höflich gewordenen Zeiten ab, als sie mit dem unflätigsten Cynismus gepaart ist. Die Satire aller Völker und Zeiten aber zeigt, daß sie nur dann die volle Wirkung entfalten kann, wenn sie alle Schleusen des Witzes öffnet und selbst zu den rohesten thierischen Gemeinheiten herabzusteigen nicht verschmäht, die nicht blos allgemein am verständlichsten sind, sondern auch den Angegriffenen, der ja nicht als Mensch, sondern als eine Entartung desselben, als Thier dargestellt werden soll, auf dem Gebiete aufsuchen, wo er auch ganz als Thier erscheinen kann. In diesen Grobheiten und Gemeinheiten des 15. und 16. Jahrhunderts liegt eine Ursprünglichkeit und Naivetät, vor der wir fast erschrecken, und sie zeigen neben einer Entsetzen erregenden Verwilderung des Geschmacks eine Geringschätzung aller Autorität und der einzelnen Persönlichkeit, die in jenen Zeiten der ewigen Fehde, wo Alles angriff und angegriffen wurde, Jeder auf jede Art sich seiner Haut zu wehren suchen mußte, und Niemand da war, der den Beschädigten raschen rechtlichen Beistand leisten konnte, nicht verwundern kann. Es ist aber bekannt, daß kaum ein Product dieser Richtung an die Epistolae obscurorum virorum heranreicht, die unmittelbar vor der Reformation, also gerade am Abschluß dieser Periode, veröffentlicht wurden und im elendesten Mönchslatein, welches selbst schon eine Verhöhnung der aller wissenschaftlichen Ausbildung ermangelnden Geistlichkeit war, über diese eine Flut von Spott ergossen, der kein anderer Angriff an Wirksamkeit gleich kommen sollte.

Wir müssen an dieser Stelle noch einiger allgemeinen Züge gedenken, die dieses Zeitalter charakterisiren. Zunächst der tiefen Religiosität, welche damals durch die Massen des Volkes ging. Zwar gab es keine Kreuzzüge mehr, die das religiöse Gefühl hätten ergreifen und aufstacheln können. Die letzte derartige Unternehmung, die schon gar nicht mehr an die Züge eines Gottfried von Bouillon oder Friedrich Barbarossa's erinnerte, fällt noch in den Anfang dieser Periode und wir werden nachher erwähnen müssen, welcher Rückschlag und Rückbewegung von Asien her auf und nach Europa den Kreuzzügen folgte. Irren wir uns nicht, so hat das Gefühl der Unsicherheit des persönlichen Einzellebens, das durch dieses ganze Zeitalter geht, daneben das nicht zu unterdrückende Bewußtsein, als Mensch zu etwas Höherem geboren zu sein, der trostlose und verzweifelte Ausblick nach irdischer Hilfe in Mitten aller Noth und Plage, die pessimistische Anschauung von der umgebenden Welt und der doch nicht auszurottende eingeborene Optimismus auf der anderen Seite das religiöse Gefühl in jenen Zeiten ganz ungemein gesteigert und gehoben. Je weniger aber das Volk Befriedigung seiner andächtigen Stimmung bei den Geistlichen fand, die es um ihres unsittlichen Lebens willen sogar verachtete, um so mehr war es, auch auf diesem Gebiete, zur Selbsthilfe genöthigt, und brachte auch hier den demokratischen Trieb der Zeit zur Geltung; um so wahrer und tiefer entfaltete sich aber auch seine Religiosität. Sie allein konnte den Boden bereiten, auf dem die Saat Luthers sofort fröhlich gedeihen sollte. Bezeichnend aber und die christlich-religiöse Vertiefung und Erhebung beweisend ist der Umstand, daß aus jener Zeit eine große Zahl frommer

Erbauungsschriften stammt, unter denen zwei mit ganz besonderer Auszeichnung zu nennen sind, da sie ihre alte Anziehungskraft und Wirkungsfähigkeit noch heute nicht eingebüßt haben. Dies ist einmal das Buch von der Nachfolge Christi, welches unter dem Namen des Thomas a Kempis geht, wohl aber nicht von diesem, sondern einem Anderen stammt, und obgleich ursprünglich lateinisch geschrieben, zu den Büchern gehört, welche schon in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine ungeheure Verbreitung durch den Druck gefunden haben, in die Sprachen wohl aller gebildeten Völker übersetzt, mit der Bibel das am weitesten verbreitete Buch der Welt und noch heute eines der besten, ja ein unübertroffenes Erbauungs- und Andachtsbuch ist. Neben der Nachfolge Christi verdient aber besondere Erwähnung das von einem unbekannten Verfasser, dem sogenannten „Frankforter“, stammende Büchlein: Theologia deutsch. Schon dieser Titel zeigt, wie berechtigt wir sind, die unter dem irreleitenden Namen der Mystik gehende theologische Richtung als die deutsche Volkstheologie zu bezeichnen. Die Schrift, welche in neueren Zeiten wieder mehrere Bearbeiter und viele Freunde und eine sehr wirksame Empfehlung durch das herrliche Buch von Max Müller: Deutsche Liebe gefunden hat, ist, abgesehen von seinem vortrefflichen Inhalt und der gedankenreichen, geistvollen Sprache und Form, auch deshalb historisch bedeutend und werth in Ehren gehalten zu werden, weil sie ein Lieblingsbuch Luthers gewesen ist und, wie authentisch feststeht, auf diesen, der sie sogar herausgab, höchst anregend und segensreich gewirkt hat.

Nicht minder mächtig als der religiöse Trieb war der wissenschaftliche Zug der Zeit nach Erneuerung der Grundlagen alles Lebens. Man kann ihn sich kaum mächtig genug vorstellen. Auf das Tiefste fühlte man, wie weit man von der ursprünglichen Wahrheit und von der reinen unverfälschten Natur entfernt war. Das Ursprüngliche wieder aufzufinden und herzustellen, im Born der Verjüngung sich zu baden, die abgestorbenen, lästigen Hüllen abzustreifen, welche die Wahrheit verdeckten, diese, wie ein altes ehrwürdiges Götterbild, vom Schmutz und Rost der Zeiten zu säubern, überhaupt zum Wahren, Besseren, Schöneren zurückzukehren, dies Bestreben machte, bewußt und unbewußt, aller Orten sich geltend. Mit diesem Bestreben stand jedenfalls auch der uns erschreckende, gewiß nicht blos aus Unsittlichkeit zu erklärende Cynismus in Zusammenhang, der das Natürliche, das allzu Natürliche, nicht splitternackt genug sehen und bezeichnen konnte, und an den Höfen den Sänger durch den burlesken Hofnarren verdrängte. So war also Rückkehr das Losungswort der Zeit, die Speise, nach welcher der sich befreien wollende Genius geradezu lechzte. Von hier aus erst kann man die leidenschaftliche Begeisterung begreifen und ermessen, mit der man dem Studium der alten Schriftsteller, zumal der griechischen, dieser höchsten Muster alles Stils und aller sprachlichen Darstellungskunst, sich zuwandte, als die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur durch die vor den Türken aus Konstantinopel geflohenen griechischen Gelehrten nach Italien getragen wurde, hier Pflege und Auszeichnung fand, auch eine Wiederbelebung der alten griechischen Kunst zur Folge hatte, die wir mit dem Namen Renaissance zu bezeichnen pflegen, und bald über das ganze Abendland, besonders auch über unser Vaterland, sich verbreiten sollte. Nicht allein aber die Erneuerung der antiken Kunst verdient den Namen der Renaissance, sicher auch die auf einer Rückkehr zu der Sprache und Literatur der Alten beruhenden humanistischen Studien, der Humanismus. Und wie die Renaissance eine Rückkehr ist, so ist auch die Reformation eine solche, denn sie ist im Gegensatz zur kirchlichen Tradition, zu den im Laufe der Zeit aufgekommenen kirchlichen Mißbräuchen und Irrlehren ein Zurückgehen auf die heilige Schrift selbst.

Und dieses Zurückgehen war damals erst möglich, weil damals erst die Kenntniß der griechischen Sprache wieder erworben worden war. Zwar suchte die römische Geistlichkeit mit allem Fleiße und im genauen Bewußtsein dessen, was sie damit wollte, die Bibel durch unmittelbares Verbot aus den Händen der Laien fern zu halten. Aber gleichzeitig mit der Buchdruckerkunst treten eine Reihe Uebersetzungen der Heiligen Schrift in deutscher Sprache hervor und es ist Luthers Uebersetzung durchaus nicht der Zeit nach die erste, wenn sie auch ihrem Werthe nach die beste und volksthümlichste war. Nicht wenig aber erleichterte Luthers Uebersetzungswerk der Umstand, daß der große Humanist Erasmus von Rotterdam vom Neuen Testament eine sehr brauchbare Ausgabe im griechischen Originaltext um die Zeit der Reformation durch den Druck veröffentlicht hatte. Und was das Alte Testament anlangte, das in derselben Zeit die römische Geistlichkeit durch einen Vernichtungskrieg gegen alle hebräische Literatur und Sprache in unserem Vaterlande wirkungslos zu machen bestrebt war, so gebührt das Verdienst, die Kenntniß der hebräischen Sprache den Gelehrten wieder vermittelt und damit den Zugang zum alten Testament neu erschlossen zu haben, ebenfalls einem unserer deutschen Humanisten, dem gelehrten Johann Reuchlin.

Nicht wenig aber wurden die Bemühungen dieser Gelehrten dadurch unterstützt, daß durch die Universitäten, welche nach italienischem und französischem Beispiel seit der Mitte des 14. Jahrhunderts auch in Deutschland durch Municicenz der Fürsten gegründet und erhalten wurden, die in einer richtigen Erkenntniß ihrer eigenen Interessen in der Blüte dieser Bildungsanstalten eine Ehre suchten, im Verein mit Anderen, also auch auf dem Wege der in dieser ganzen Zeit sich geltend machenden Association, am Sammelplatz der wissenschaftlichen Hilfsmittel, vor allen Dingen der Bibliotheken, die seit dem Aufblühen des Humanismus und der Buchdruckerkunst mit Manuscripten der Alten und den besten Druckwerken eifrigst ausgestattet wurden, und in einer den Wissenschaften allein dienenden und durch Ehren ausgezeichneten Stellung gelehrtes Studium und eine gedeihliche Pflege der Wissenschaften überhaupt erst möglich machten. Es waren aber die Wissenschaften, welche auf den Universitäten Aufnahme fanden, die bis in unsere Zeit forterhaltenen vier Facultätswissenschaften: Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie. Sie alle litten darunter, daß der wissenschaftliche Erwerb der vorangegangenen Zeiten in gewissen Schriften niedergelegt, fixirt, codificirt war, die eine Art heiligen Ansehens und unbedingter Geltung genossen und den todten Buchstaben über die lebendige Erkenntniß erhoben. Vom todten Buchstaben die Wissenschaft zu erlösen, wurde die Aufgabe der folgenden Zeiten, die erst dann befriedigend gelöst werden konnte, als man Alles historisch gewordene nicht mehr als absolut giltig, sondern in wahrhaft geschichtlicher Auffassung als ein Product vieler zusammenwirkender Kräfte und Verhältnisse der Vergangenheit zu begreifen und seinen Werth an der ewigen Menschennatur und ihrer höchsten idealen Aufgabe zu messen suchte. So tauchen denn, auch auf wissenschaftlichem Gebiete, im 15. Jahrhunderte die Aufgaben auf, die erst unser Jahrhundert befriedigend zu lösen begonnen hat.

Keine der vier Facultätswissenschaften darf sich aber rühmen, früher das Verjüngungswerk begonnen zu haben, als die Theologie, und so ist diese denn auch die Wiege für die geschichtliche Auffassung und die wissenschaftliche Kritik geworden, in denen beiden wir den Vorzug der neueren Zeit anzuerkennen haben. Die übrigen Wissenschaften haben erst lange nach der Theologie ihr Emancipationswerk begonnen. Die Philosophie aber mußte vom todten Buchstaben der Scholastik, die

Rechtswissenschaft von den Satzungen des römischen weltlichen und kirchlichen Rechts, also von der Autorität des Corpus juris und der Decretalen, die Medicin von dem blinden Glauben an die Autorität des Hippokrates und Galenus und seiner arabischen Commentatoren sich befreien. Die Befreiung der Philosophie begann, als man sich, ganz voraussetzungslos, wieder vor die Natur und ihre Thatsachen stellte. Sie zog die Geburt der Naturwissenschaften unmittelbar nach sich. Das Verständniß des Plato und Aristoteles, auf deren Schriften die Scholastik sich erbaut hatte, war aber erst in unseren Tagen möglich, nachdem aus unserem Volke Philosophen hervorgegangen, die an Genialität, Wahrheitssinn und speculativer Combinationsgabe jenen nicht nachstanden. Die Jurisprudenz ihrer Seits begann dann die Fesseln abzulegen, als sie die entscheidende Frage nach dem mit uns geborenen Rechte gethan, wahrhaft historischer Sinn die Entwicklung der römischen Geschichte und also auch die des römischen Rechtes begriffen und lebendig gewordenes vaterländisches Gefühl ein Verständniß für unser eigenes heimisches Recht ermöglicht hatte. Die Heilwissenschaft endlich nahm in dem Augenblick einen Aufschwung, als sie sich als Naturwissenschaft erkannte, sich, wie die Philosophie, unmittelbar vor die Thatsachen der Natur stellte und begriff, daß Hippokrates nur dadurch der große Arzt und der Schöpfer aller wahren Heilkunde geworden war, daß er das Naturgesetz belauscht und ihm zu folgen gesucht hatte.

Wie die Theologie zuerst vom todten Buchstaben sich befreite, so ging sie auch darin den übrigen Wissenschaften voran, daß sie zuerst in deutscher Sprache zum Volke zu reden begann. Zwar blieb die lateinische Sprache fortan auch in der Theologie nach lange Mittel des Gedankenaustausches, wie sie überhaupt noch lange die allgemeine Gelehrtensprache blieb, aber das Beispiel der Behandlung der Wissenschaften in der Muttersprache war doch einmal gegeben und es hatte auch auf diesem Gebiete der Zug der Zeit sich geltend zu machen gewußt, von dem wir noch weiter zu sprechen haben, die Richtung auf das Volksthümliche, die als Aufgabe der kommenden Zeiten immer neu und an neuen Punkten ansetzt. Indem aber durch die Universitätslehrer, denen wir die Rectoren und Magister der lateinischen Schulen hier anzuschließen haben, die an Wissen und Gaben jenen gar oft nicht nachstanden, ein besonderer Gelehrtenstand, eine Art lateinisch redende und lateinisch schreibende und das Lateinische lehrende Aristokratie des Geistes ausgebildet wurde, wurde freilich eine weite Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten gerissen, die dem alten kastenmäßigen Unterschied von Geistlichen und Laien kaum nachstand. Diese Kluft hat sich schließlich auch auf die Dichtungskunst übertragen, die, sobald sie in Stoff und Form den volksthümlichen Weg verließ und Nachahmung der Antike suchte, sofort auch für das Volk unverständlich wurde und damit der Wirkung verlustig ging, die sie hätte haben können und sollen.

Es ist aber Erschrecken erregend, welcher crasse Aberglaube aus den Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts, denen die nächsten beiden Jahrhunderte darin kaum nachstehen sollten, neben dem tiefen religiösen Gefühl auf der einen und dem lebendigen wissenschaftlichen Trieb auf der anderen Seite hervorgegangen ist. Und doch ist diese Erscheinung kaum zu verwundern und sicherlich nicht allein auf Rechnung einer Geistlichkeit zu setzen, der der Aber- und Wunderglaube erwünscht sein mochte. Viel nachtheiliger war die Wirkung der ritterlichen Epen und Romane, deren Reiz vorzugsweise auf dem Wunderbaren beruhte und auf deren Schädlichkeit darum von besonnenen Männern, besonders von den großen didaktischen Dichtern der Zeit, frühzeitig aufmerksam gemacht wurde. Dieser Aberglaube, im Bunde mit

religiösem Tiefsinn und wissenschaftlichem Erkenntnißtrieb, konnte allein zu der Ausbildung der Magie und Alchymie führen, wie wir sie aus jenen Zeiten kennen, und nur in einer Periode, wie diese vierte, konnte auch unsere Literatur die Gestalt eines Faust hervorbringen, wie sie uns in dem deutschen Volksbuche vorliegt, das seinen Namen trägt. Vergessen dürfen wir es aber nicht, daß die Probleme, welche die schwarze Kunst aufstellte und verfolgte, die Wiege mancher großen technischen Erfindung und eine Stufe der Leiter geworden sind, welche uns allmählich zu der Höhe der heutigen Naturwissenschaft geführt hat.

Es tritt aber neben dem tief religiösen und dem wissenschaftlich ernsten Zuge der Zeit noch ein dritter nicht weniger mächtig und nicht weniger deutlich erkennbar hervor: dies ist die Richtung auf das Volksmäßige. Sie ist uns auf unserem Wege bereits mehrfach begegnet. Sie leuchtet aus dem Emporblühen der Städte, aus der demokratischen Tendenz, die im Staats-, Gemeinde-, Kirchen- und Genossenschaftsleben zur Herrschaft gelangte, aus der Selbsthilfe, die an die Tüchtigkeit des Einzelnen größere Anforderungen stellte, aus dem Charakter, den die deutsche Theologie und Predigt annahm, aus der Vorliebe für das Derbe und selbst Cynische in unserer Literatur, aus dem weltlichen und geistlichen Volkslied, welches die erfreulichste dichterische Erscheinung dieser Periode bildet, aus den urwüchsigen komischen Erzählungen, an denen diese Zeit so reich ist, aus den in den Mysterien und Fastnachtsspielen zu Tage tretenden Anfängen einer einheimischen dramatischen Poesie, aus der immer häufiger auftretenden Prosa, in die wie in einen Strom die Erzeugnisse der epischen Poesie der nächsten großen Vergangenheit zusammenfließen, selbst aus der Verwilderung, in welche die in der vorigen Periode sorgsam gepflegte deutsche Vers- und Sprachkunst geräth, nicht am wenigsten aber aus den vielen Sprüchwörtern hervor, in denen die Gedankenblitze eines gesunden Volksgeistes sich fixirt haben.

Während in dem deutsch-romantischen Zeitalter unserer Poesie Deutschlands geistiges Leben unter dem Einflusse der hoch entwickelten Cultur und Literatur des südlichen und nördlichen Frankreichs stand, ist in den Zeiten, welche die Reformation vorbereitet haben, der größere Einfluß von Italien aus geübt worden. Hier waren am frühesten im Abendland die Städte zu einer bedeutenden Blüte gelangt, vor allen diejenigen, welche den durch die Kreuzzüge in das Leben gerufenen Handel mit dem Orient an sich gerissen hatten. Auf demselben Wege, den die Waaren der italienischen Kaufleute nach den Küsten der Nord- und Ostsee nahmen, verbreitete sich auch die italienische Bildung nach Deutschland und dem Norden überhaupt. Italien ging jedoch nicht blos in mercantiler Beziehung den übrigen europäischen Staaten damals voran, sondern ganz besonders in literarischer Thätigkeit. Es haben nicht nur unsere Kaufleute Geschäftspraxis, Buchführung, kaufmännische Rechnungsvortheile in jenen Zeiten von den Italienern gelernt, sondern es sind auch unsere Gelehrten, in besonderem Maße unsere Philologen, und neben ihnen unsere Künstler bei denselben in die Schule gegangen. Denn Italien war in jenen Jahrhunderten groß als die Geburtsstätte des Humanismus und als das gelobte Land der Künste, vor allen Dingen der Malerei.

Merkwürdig aber ist und gewiß von entscheidendem Einfluß auf die Entwicklung der Poesie selbst, daß die großen nationalen Dichter, welche während der vierten Periode unserer Literatur Italien hat aufkommen sehen, eine bedeutende philologische Bildung, besonders aber eine gründliche Kenntniß der lateinischen Literatur besaßen, die bei ihnen, als den Erben und Nachkommen der alten Römer, freilich nicht verwundern kann. Als der Vater der italienischen Poesie und als der größte Dichter des gesammten

Mittelalters gilt aber Dante (gest. 1321). Seine göttliche Komödie genießt auch bei uns noch heute das größte Ansehen und unsere Gelehrten sind nicht die letzten, welche aus dem Studium dieses wahrhaft göttlichen Gedichts eine Lebensaufgabe gemacht haben. In dasselbe hat Dante den ganzen Ertrag seines eigenen viel bewegten Lebens niedergelegt, in ihm eine kaum je wieder erreichte Kritik der Geschichte seiner Zeit unter dem Bilde einer Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Paradies gegeben. Beseelt war er als eifrigster Patriot von der Idee des römischen Kaiserthums, sonach ein Ghibelline, der die politische Einheit und nationale Größe seines Volkes erstrebte, aber nicht minder tief ergriffen von den ewigen Wahrheiten des Evangeliums, die ihm durch den Tiefsinn der gleichzeitigen scholastischen Philosophie, besonders der Mystik, erschlossen waren, daneben voller Interesse für das klassische Alterthum, auf das er in unzähligen Fällen anspielt. So ist er der Dichter geworden, der gleichmäßig alle Ströme der höheren Bildung, die das Geistesleben des Mittelalters und der Neuzeit befruchtet haben und noch befruchten, in sich aufgenommen hat. Kein Wunder, wenn ihm, bei dem Ernst und der Tiefe seines Strebens und Denkens, der Begriff eines neuen höheren Lebens aufging, das der Menge ewig ein Geheimniß bleibt, ihm selber die größte Beseligung gewährte. Die Italiener aber haben recht gethan, daß sie bald für die Erklärung ihres großen, doch schweren Dichters besondere Lehrstühle auf ihren Universitäten errichteten. Trotzdem ist die politische Aufgabe, welcher Dante sein Lebensglück geopfert hatte, die staatliche Einigung Italiens, auch erst in unserem Jahrhundert und wunderbarer Weise gleichzeitig mit der Wiederherstellung unseres Kaiserthums und sogar theilweise durch dasselbe erfolgt. So haben jene Vorbereitungsjahrhunderte auch Italien seine Aufgabe gestellt.

Die großen Dichter, welche Dante folgten, der durch seine Sonetten berühmte Petrarca (gest. 1374) und der lebensfrohe Meister aller Erzählungskunst Boccaccio (gest. 1375), dessen Decamerone auch den Vater der englischen Poesie Chaucer zur Nachahmung begeistern sollte, haben nun die klassischen Studien neu wieder belebt und damit zuerst das Alterthum für die Bildung ihrer Nation nutzbar gemacht. Aber bald sollte in Folge eines übertriebenen einseitigen Eifers die Meisterschaft in elegantem lateinischen Stil, die Nachahmung Cicero's, die höchsten Ehren gewähren und Italien eine ganze Reihe Ciceronianer erstehen sehen. Es ist aber bezeichnend, und das Beispiel hat sich dann auch in Deutschland wiederholt, daß man auch mit den großen römischen Dichtern in lateinischer Verskunst zu wetteifern begann. So konnte es nicht ausbleiben, daß die formalen Studien das Uebergewicht gewannen und der Boden bereitet wurde, um nun auch, als nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken (1458) die byzantinischen Gelehrten nach Italien flohen, das Griechische mit gleicher Liebe zu erfassen und durch die begeisterte Hinwendung zu griechischer und römischer Literatur nicht blos den Humanismus und die Philologie als einen besonderen Wissenszweig erblühen zu lassen, der geradezu eine Rückkehr zum klassischen Alterthum erstrebte, sondern auch den Anstoß zur Wiedergeburt der in todten Buchstaben erstarrten Wissenschaften überhaupt zu geben. Am Hofe der Medicäer in Florenz, die in wohlverstandenem Interesse, fast in den großartigen Anschauungen eines Perikles, jede höhere wissenschaftliche und künstlerische Bestrebung unterstützten, so ihr Haus mit einem wunderbaren Glanz umgaben und durch ihr Beispiel aller Orten Nachfolge weckten, konnte sogar eine platonische Akademie erstehen, von der für die Behandlung der Wissenschaften manche segensreiche Anregung ausgegangen ist.

Das Ziel, welches der Humanismus auf dem Gebiete der Sprache und wissenschaftlichen Forschung, verfolgte auf dem Gebiete der Kunst jene von uns schon erwähnte

Richtung, die wir mit dem französischen Namen Renaissance bezeichnen. Nicht blos die Meisterwerke der antiken Literaturen, auch die der antiken Baukunst und Sculptur erfüllten damals mit Bewunderung und so begann man denn bald auch in diesen Künsten einen Wettkampf mit der großen Vergangenheit von Griechenland und Rom, der mit dem Humanismus parallel läuft, wie er derselben Quelle entstammt.

Durch das ganze Mittelalter hindurch erfuhr fast nur die Baukunst eine besondere Pflege, die in der Gothik zu einer großartigen Ausbildung gelangte. Noch in diese vierte Periode unserer Literatur fallen eine Reihe prächtiger Monumente in diesem Stil. Aber schon waren es nicht mehr Dome allein, in denen sich der Kunstsinn von Fürsten und reichen Städten documentirte. Ja verschiedene Dome wurden nur begonnen und in fragmentarischer Gestalt späteren Zeiten als Aufgabe hinterlassen. Dagegen erstanden jetzt in gothischem Stil aufgeführte Rathhäuser, die ihrer Seits einen neuen Beweis für die Blüte der städtischen Gemeinwesen lieferten.

Aber schon das 14. und 15. Jahrhundert sah auch von sehr bescheidenen Anfängen aus einen bewunderungswürdigen Aufschwung der Malerei, die, wie der Humanismus und die Renaissance, ebenfalls zuerst in Italien zur Blüte gelangen sollte, das auch für diese Kunst das Vorbild Europas wurde. Hier folgten sich einander, wie einzelne Stationen auf dem Weg zur höchsten Höhe der Kunst, verschiedene Malerschulen: die florentinische, römische, lombardische, venetianische, von denen die beiden ersteren ihre Blüte noch unmittelbar in unserer Periode erreichten, da Leonardo da Vinci, der Meister der florentinischen, 1519, und der berühmteste Vertreter der römischen Schule, Raphael, 1520 starb. Michel Angelo (gest. 1564), der gleich groß in allen bildenden Künsten war, als Baumeister, Bildhauer, Maler, gehört mit Correggio, dem Haupte der lombardischen (gest. 1534), und dem Stern der venetianischen Schule, Tizian (gest. 1576), in die nächste Periode. Die Entwicklung der Malerei zeigte aber in ihren einzelnen Stufen den Charakter, den die Werke der beginnenden, erreichten und schwindenden Classicität auf allen Kunstgebieten zeigen. Zuerst eine gewisse Strenge und Herbigkeit der Form bei entschieden tiefem und hohem Gehalt, so daß die Form dem Inhalt noch nicht gleich kommt, dann die vollendete Schönheit als Einklang von Idee und Darstellung unter besonderer Betonung des rein Menschlichen, endlich, und damit kündigt sich der Weg abwärts an, das Uebergewicht der Form über den Gehalt und das Zurücktreten des hohen reinen Menschheitsideals hinter absichtlich gesuchten technischen Reizungsmitteln. Innerhalb dieser Entwicklungsstadien war aber Raphael die Verkörperung der wahren Kunst.

Aber auch bei uns erreichte am Ende des 15. und in den ersten zwanzig Jahren des 16. Jahrhunderts Malerei und Bildhauerkunst eine ungemeine Vollendung. Zwar fehlte der älteren deutschen Kunst jene Gewandtheit und Schönheit in der Formengebung, die auch bei der unvollkommensten Technik unter den älteren Italienern zu finden ist, aber schon im 14. Jahrhundert wußte sie die Zartheit und Seelenhaftigkeit des inneren Lebens auf die rührendste Art zum Ausdruck zu bringen. Seit dem 15. Jahrhundert aber gelangte, angeregt durch die großen niederdeutschen Meister, die Eick und ihre Schule, das Charakteristische bei vollendeterer Technik zum Ausdruck, worauf dann in der Mitte des Jahrhunderts die oberdeutschen Schulen den inneren Affect und seine Erregung, allerdings auf Kosten der Formenschönheit, wieder mehr betonten. Unter den deutschen Künstlern jener Zeit verdienen aber Lucas Cranach, Albrecht Dürer, der jüngere Holbein als Maler, Peter Vischer als Bildhauer ganz besondere Erwähnung. Noch müssen wir aber hier hervorheben,

daß zu keiner Zeit in unserer Geschichte das Handwerk so Hand in Hand mit der Kunst gegangen ist und durch dieselbe fortwährend gehoben war, als damals. Dies ist wiederum ein Beweis für den rechten Sinn, der die Städte belebte, aber auch für den außerordentlichen Wohlstand, dessen sie sich, zumal im 15. und 16. Jahrhundert, erfreuten.

Indem wir den Geist verfolgen, welcher den vierten Zeitraum unserer Literatur belebte, und der mannichfaltigen Bestrebungen gedenken, die in demselben sich geltend machten, drängt sich uns ein Gedanke auf, den wir hier noch aussprechen müssen, der Gedanke nämlich, daß das Reformationszeitalter, wenn wir nicht, was in demselben zur Thatsache und Wahrheit wird, im 14. und 15. Jahrhundert aufsuchen, ebenso wenig verstanden und begriffen werden kann, als das 19. Jahrhundert, wenn wir nicht eine genaue Kenntniß des 18. besitzen. Das 14. und 15. Jahrhundert sind daher die Wiege des 16., wie des 18. die des 19. ist. Hier wie dort, auf der einen Seite Verheißung und Vorbereitung und auf der anderen Erfüllung. Wenn nun aber das Mittelalter mit der Reformation zum Abschluß gelangt, so muß auch das, was den Charakter der neuen Zeit ausmacht, bereits in jenen beiden Jahrhunderten vor derselben sich deutlich angekündigt haben.

Fehlte dem Mittelalter der Sinn für das Wirkliche, fragte dasselbe nicht nach dem Ort und der Stelle, die der Mensch in dem großen Weltganzen einnimmt, und zeigt sich während jener Epoche die Menschheit meist noch unbeholfen und ohnmächtig den großen Naturmächten gegenüber, so muß dagegen beim Beginn der Neuzeit der Sinn für die gegebene wirkliche Welt und das Streben, die Natur durch Kunst in des Menschen Gewalt zu bringen, bereits erkennbar hervorgetreten sein. Und Beides ist in der That der Fall. Die Bemeisterung der Natur durch die Kunst bezeugen die vielfachen Erfindungen, welche in jenen Jahrhunderten gemacht worden sind, unter denen das Pulver mit den Feuerwaffen, das Papier und Gutenbergs Buchdruck mit dem Holzschnitt; der Compaß, die Uhr und Martin Beheims Erdglobus nicht die letzte Stelle einnehmen, da sie alle von den wichtigsten Folgen für das gesammte Geistesleben der Menschheit und damit auch für die Bezeugung desselben in der Literatur geworden sind. Der Sinn für die gegebene wirkliche Welt fand dagegen seine erste Befriedigung in den Kreuzzügen. Dieselben Unternehmungen, in welchen der Einzelne sich den Himmel gewinnen wollte, führten dazu, daß die gesammte Menschheit ihren irdischen Wohnsitz desto besser kennen lernte. Hatte man in diesen, nur zum Theil religiösen Zügen den Orient erschlossen und blieb es ganzen Völkern, wie dem italienischen, nicht verborgen, welches Leben durch die so vermehrten geographischen Beziehungen über seine Städte gekommen war, so mußten die Anwohner des Atlantischen Oceans sich bald auch zu Entdeckungsfahrten nach dem Westen hin versucht fühlen und diese Fahrten ein bestimmteres Ziel erhalten, als mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften durch den Humanismus auch die astronomischen und geographischen Kenntnisse des Alterthums eine Wiederbelebung erfuhren. Denn schon die Alten hatten gewußt, daß die Erde rund sei; von dieser Erkenntniß aus lag es ja nahe genug, im Westen des Atlantischen Oceans Länder zu suchen. Welche anderen aber hätten dies sein sollen, als das gold- und wunderreiche Indien, das mit den Zügen Alexanders des Großen, wie wir gesehen haben, dem Mittelalter nicht aus dem Sinn kam. Noch hatte Luther das 20. Lebensjahr nicht erreicht, da war Amerika entdeckt und der Seeweg nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung aufgefunden.

Von jetzt ab konnte es nicht ausbleiben, daß der Sinn für die wirkliche Welt erstarkte, in gleichem Grade aber die Phantastik der ritterlich-romantischen Zeiten zurück-

trat, auf daß der Boden geebnet würde, auf welchem die Naturwissenschaften emporwachsen konnten. Noch einmal sollte in einem großartigen Dichtergeist, aber schon nicht ohne Ironie, die ganze Wunderwelt der Romantik wieder aufleben. Der Italiener L. Ariosto schrieb 1516, ein Jahr vor der Reformation, seinen rasenden Roland. Dem Spanier Cervantes aber war es vorbehalten, zu Anfang des 17. Jahrhunderts (1605) durch seinen weltberühmten, ewig jungen Roman, den Don Quichote, dem phantastischen Ritterideal den ironischen Spiegel, wie ein Gorgonenhaupt aus der Aegis der Pallas Athene, vorzuhalten und dasselbe in Stein erstarren zu lassen. Er führte den Todesstreich gegen jene allmählich zur vollsten Lüge gewordenen Romantik.

An diese allgemeine Uebersicht der vierten Periode schließen wir nun noch eine kurze Darstellung der Leistungen auf den einzelnen Gebieten der Literatur an und beginnen dies Mal mit der epischen Poesie.

Epische Poesie.

Epische Kunstpoesie.

Aus dem vorigen Zeitraum haben wir noch zwei höfische Dichter zu erwähnen, denen wir den letzten höfischen Epiker, Konrad von Würzburg, anschließen werden. Sie sind Nachahmer Hartmanns, wo sie Legenden dichten, und Gottfrieds von Straßburg, insofern sie äußerer Formvollendung zustreben, können jedoch selbst nur als Größen zweiten Ranges gelten, die nicht die höchste Höhe der Kunst zu erreichen vermochten, weshalb wir sie zusammen in diese Periode herübergenommen haben, der sie auch zeitlich näher stehen. Wir eröffnen die Reihe mit

Konrad Fleck. Er hat sich den Dichter von Tristan und Isolde zum Vorbild erwählt und behandelt, wie dieser, die irdische Minne. In seinem Gedicht Flore und Blanscheflur führte er eine Sage aus dem karolingischen Kreise in Deutschland ein, welche in jenen Zeiten die Runde durch fast alle Länder Europas gemacht hat. Gewöhnlich nimmt man an, daß sie provençalischen Ursprungs sei. Ob in den Hauptpersonen derselben, deren Namen im Titel des Fleckischen Epos erscheinen, von Anfang an die Großeltern Karls des Großen gesehen worden sind, ist zweifelhaft. Dagegen ist die Tendenz unverkennbar: der Minne dadurch einen neuen Reiz zu geben, daß man sie in die Kinderwelt verlegt. Begreiflich aber ist, daß sie in Folge davon eine stark sentimentale Färbung erhalten mußte. Die Minne zwischen Kindern ist übrigens in jenem Zeitalter nichts Unerhörtes. Die heilige Elisabeth kam als Kind und Verlobte des späteren Landgrafen Ludwig an den Hof von Ludwigs Vater, des Landgrafen Hermann, und wurde hier mit ihrem Verlobten gemeinschaftlich erzogen. Am Hofe Hermanns lebte lange Zeit, wie wir früher mitgetheilt haben, Wolfram von Eschenbach, der in seinem nicht vollendeten Titurel die erste Liebe eines jugendlichen Paares, des Tschionatulander und der Sigune, vielleicht nicht ohne Bezug auf Ludwig und Elisabeth, dargestellt hat. Die Episode, in welcher Wolfram diese Jugendliebe behandelt hat, gehört zum Schönsten, was wir aus unserer mittelhochdeutschen Epik übrig haben. Wie im 13., so hat aber auch im 18. Jahrhundert, und zwar ebenfalls von Frankreich aus, die Darstellung einer idyllischen Liebe unter Kindern, dies Mal als eine Verherrlichung reiner und ursprünglicher Natur, die ganze civilisirte Welt entzückt in Bernardin de St. Pierre's Paul und Virginie, als dessen Nachahmung wir auch den, heute fast vergessenen, pädagogischen Roman von Lossius: Gumal und Lina nennen können. Die

Sage von Flore und Blanscheflur aber hat später eine Erneuerung in einem Drama von Hans Sachs gefunden, welches aber nicht an Fleck, sondern an Boccaccio sich anlehnt, bei dem der Stoff in anderer Gestalt auftritt.

Wir lassen Rudolf von Ems folgen, der seinen Beinamen von der Burg Hohenems im rhätischen Rheinthal erhalten hat. Auch er schloß sich Gottfried von Straßburg an, insofern er dessen Formgewandtheit sich anzueignen suchte. Dagegen unterscheidet ihn von seinem Muster eine gewisse Vorliebe für geistliche Legenden. Wie Gottfried, so hat auch Rudolf die mittelhochdeutschen Dichter in seinen Werken Revue passiren lassen und es können die betreffenden Abschnitte aus Beider Gedichten für die ersten literarhistorischen und kritischen Regungen unserer Dichter gelten. Rudolf hat eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt und ist doch manchmal mit sich zu Rathe gegangen, ob er nicht das Dichten lieber ganz aufgeben solle; ein Beweis, daß er selbst an seinem Dichterberuf gezweifelt hat. Das Beste von ihm sind seine geistlichen Legenden: Barlaam und Josaphat und Der gute Gerhart. Die erste, welche fast in allen Sprachen bearbeitet worden ist, behandelt die Geschichte eines heidnischen (indischen) Königssohns, Josaphat, der allen Verboten und Drohungen seines Vaters Barlaam entgegen durch einen greisen Einsiedler zum Christenthum bekehrt wird und zuletzt auch den Vater selbst für den neuen Glauben gewinnt. Da er die Vergänglichkeit alles irdischen Glückes erkannt, beschließt er sein Leben in beschaulicher Einsamkeit. Im guten Gerhart aber hat der Dichter die Frage behandelt, ob die Werkheiligkeit zum wahren Seelenfrieden führen könne. Er entscheidet sie in echt evangelischem Sinn dahin, daß alle Opfer der Werkheiligkeit ohne Herzensgüte und Lauterkeit des Gemüths, die von selbst zu menschenfreundlichen und darum auch gottgefälligen Werken führen, völlig werthlos seien. Während diese beiden Legenden an den Gedankengehalt Hartmanns erinnern, folgt Rudolf dagegen seinem Meister Gottfried in seinem Epos Wilhelm von Orlens. Diese Dichtung mag aus Brabant oder Flandern stammen und eröffnet dadurch eine neue Reihe von Ritterromanen, daß sie das Abenteuerliche fast ganz zurück treten und Alles einen sehr gewöhnlichen Gang nehmen läßt. Außer einem Alexanderlied hat Rudolf noch eine gereimte Weltchronik verfaßt, der er wohl die Kaiserchronik zu Grunde legte, die er aber nur bis auf Salomo's Tod fortführte. Eine Fortsetzung erfuhr das Werk zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch Heinrich von München. Die Weltgeschichte aber in dieser Form zu behandeln und sie in der unhistorischsten Weise als eine Rumpelkammer für den verschiedenartigsten Anekdotenkram anzusehen, blieb ein Charakteristikum dieser ganzen Periode.

Der letzte höfische Epiker ist, wie wir schon andeuteten, der Baseler Bürger Konrad, von Würzburg nach dem Hause benannt, das er in Basel bewohnte und das den Namen Wirzeburc führte. Auch bei ihm wirkt das Beispiel Hartmanns und Gottfrieds nach, aber schon klagt er über den Verfall der Dichtkunst, den er trotz aller Gewandtheit und Fülle des Ausdrucks, trotz seiner Vorliebe für Alliteration und Sprüchwörter und bei allem Reichthum an Bildern und Gelehrsamkeit nicht aufzuhalten vermochte. Vielmehr zeigt sich die sinkende Kunst bei ihm recht deutlich gerade in dieser falschen Effecthascherei und in einer unausstehlichen Breite. Seine dichterische Thätigkeit war sehr vielseitig, denn er hat nicht blos ein großes Epos von 60 000 Verszeilen, den trojanischen Krieg, sondern auch eine Reihe kleinerer Erzählungen gedichtet, unter denen Otto mit dem Barte die beste sein mag. Andere sind mehr legendenartig, wie der heilige Silvester, in welchem er die Bekehrung des Kaisers Constantin und seiner Mutter Helena dargestellt hat, Alexius, den er als das höchste Muster selbstvernichtender Enthaltsamkeit preist, Engelhard, in welchem er die „hohe Treue“ in der kirchlich geheiligten Geschichte von Amicus und Amelius verherrlicht.

Daneben ist sein Lobgedicht auf die heilige Jungfrau zu erwähnen, die goldene Schmiede, die 2000 Zeilen umfaßt. Hinzukommen noch eine ziemliche Anzahl lyrischer und kleiner didaktischer Gedichte. Konrad starb 1287 in Basel. Sein Tod wurde von Frauenlob in einem besonderen Liede beklagt. Seinen Zeitgenossen überhaupt aber galt er für einen großen Dichter.

Nachdem wir den letzten höfischen Epiker besprochen, haben wir noch zu erwähnen, daß die dichterische Thätigkeit des Mittelalters, soweit sie die Artus- und Gralssage behandelte, mit dem Buch der Abenteuer abschließt, in welches Ulrich Füterer, Maler zu München und Landshut, um das Jahr 1500 den Inhalt der beliebtesten Romane aus jenen Sagenkreisen und einleitungsweise sogar die Geschichten vom Trojanerkriege und Argonautenzuge als den ältesten Helden- und Ritterthaten in der sogenannten Titurelstrophe zusammengeschrieben hat. Dieses seltsame Sammelwerk steht am Schluß der mittelalterlichen Kunst überhaupt.

Epische Volkspoesie.

Wir gehen zum Volksepos über. Die vorige Periode hatte den Abschluß der beiden großen und unvergänglichen nationalen Epen, des Nibelungenlieds und der Gudrun, zu verzeichnen, neben welche eine Reihe anderer volksmäßiger Epen aus heimischen Sagenkreisen traten, besonders aus dem lombardischen und dem Dietrichs von Bern. Diese vierte Periode nun hat kein neues Volksepos aufzuweisen, sondern sich begnügt, mehrere der zuletzt berührten Gedichte umzuarbeiten, die ursprünglich gewiß schon im 13. Jahrhundert verfaßt waren. Vier derselben: Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten und König Laurin sind ziemlich frühzeitig im Buch der Helden (im älteren Heldenbuch) vereinigt und wiederholt herausgegeben worden. Die letzte dichterische Bearbeitung aber, wenn man hier überhaupt noch von einer solchen Thätigkeit sprechen darf, erfuhren sie im neueren Heldenbuch. Unter demselben verstehen wir nämlich, seit den sorgfältigen Untersuchungen von der Hagens, die Sammlung epischer Gedichte, welche der fränkische Schreiber oder vielmehr Bänkelsänger Caspar von der Roen in einer sehr rohen Weise und ohne die geringste Ahnung des Geistes und Werthes der alten Heldengedichte, in voller Bänkelsängermanier, 1472 zusammengestellt hat. Dieses zweite oder neuere Heldenbuch enthält die Bearbeitung von elf alten epischen Gedichten, Caspar von der Roen hatte also zu den vorhin genannten vier älteren Gedichten noch sieben andere hinzugefügt: Etzels Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, Riese Siegenot, Dietrich und seine Gesellen, Hildebrandslied, das Meerwunder und Herzog Ernst. In unseren Tagen aber hat Simrock den Namen Heldenbuch seinen Uebersetzungen der großen Volksepen, wie seiner eigenen dichterischen Bearbeitung der alten Heldensage gegeben. Das Heldenbuch Caspars ist das entsprechende Gegenstück zu Füterers Buch der Abenteuer.

Auch in dieser Periode, und zwar um dieselbe Zeit, da die dichterische Behandlung der höfischen und heimischen Sagenkreise abschließt, lebt auch die alte Thiersage wieder auf, worauf wir schon im vorigen Zeitraum aufmerksam gemacht haben. Nach der niederländischen Bearbeitung von Hendrik van Alkmar erschien ein niederdeutscher Reineke Vos im Jahre 1498. Als Verfasser dieser plattdeutschen Uebersetzung nimmt man jetzt einen gewissen Barkhusen, Stadtschreiber und Buchdruckereibesitzer zu Rostock, an, während man früher, nach einer Aeußerung Rollenhagens in der Vorrede zu seinem Froschmäuseler, in Nicolaus Baumann den Verfasser erkannte. Die Frage nach der Urheberschaft ist jedoch noch immer nicht

endgültig gelöst. Diese letzte Bearbeitung hat unter allen vorhandenen das meiste Glück gemacht. Der ursprüngliche Kern der Sage ist auch in ihr noch wirksam. Auf die letzte Generation vor der Reformation aber, die nichts mehr von den früheren Bearbeitungen wußte, wirkte das Buch, das sie, zumal als Verspottung der Pfaffen, so ganz in die Gedanken und Kämpfe der eigenen Zeit versetzte, wahrhaft bezaubernd. Nach ihm hat Goethe seinen Reineke Fuchs in Hexametern gedichtet.

Romane und Volksbücher.

Insofern wir auch in unserer heutigen Literatur den Roman zur epischen Poesie mitzuzählen gewöhnt sind, wird es gerechtfertigt sein, hier der Entstehung dieser neuen Kunstform zu gedenken, die ebenfalls mit dem Abschluß der dichterischen Behandlung der alten Heldenstoffe zusammenfällt. Obgleich also in Prosa auftretend, werden wir ihn hier, nicht in dem der Prosa zu widmenden Capitel abhandeln. Es ist aber der Roman, so zu sagen, eine Art Uebersetzung der Heldensage aus der dichterischen Form in die prosaische. Also eine neue Metamorphose der epischen Darstellungsweise, das letzte Stadium, welches die mittelalterliche Epik durchläuft, ein reines Zersetzungsproduct. Vielerlei Momente haben sein Aufkommen befördert. Zunächst der immer mehr abhanden gekommene Sinn für den Vers, der in diesen Zeiten von den alten metrischen und prosodischen Feinheiten nichts mehr sehen ließ, auf bloßer, roher Sylbenzählung beruhte und für den strengen Reim kein Gefühl und kein Verständniß mehr zeigte. Weiter wirkte hier ein demokratisches Moment mit, das durch den Buchdruck eine nachhaltige Unterstützung erfuhr. Solche Unterhaltungslectüre, wie sie der Roman bot, sollte Allen, ohne Unterschied des Standes und der Bildung, zugänglich gemacht werden, sie sollte Volkseigenthum, die betreffenden Bücher Volksbücher sein. Dann war ja die Prosa entschieden über die Poesie hinausgewachsen: sie war jetzt die kunstreichere, selbst edlere und reinere Form. Von nun ab hat die epische Poesie nicht wieder ein ganzes Zeitalter beherrschen können, zumal mit den Kämpfen, wie sie seit dem 14. Jahrhundert fast alle abendländischen Staaten durchtoben, der alte Autoritätsglaube gefallen ist. Das Volk weiß sich nicht mehr eins mit seinen Herrschern, die Individualität des Einzelnen beginnt in jeglicher Weise zu herrschen und sich geltend zu machen. Fast könnte es scheinen, als ob die einmüthige Erhebung, welche im Reformationszeitalter ganze Gegenden ergreift und ihre Bevölkerung zeitweilig mit den Reformatoren und den Landesfürsten treu Hand in Hand gehen läßt, von Neuem den epischen Sinn habe erwachen und erstarken lassen müssen. Doch die Reformation ist ja eine wesentlich innerliche Bewegung, kein äußerliches Heldenthum mit Schwert und Lanze und darum konnte auch die Grundstimmung des 16. Jahrhunderts nicht episch, sondern nur lyrisch sein.

Die Romane nun, welche den Inhalt der alten höfischen Epen, namentlich der aus Frankreich stammenden, reproduciren, haben den Namen Volksbücher erhalten. Sie sind in einer kräftigen und knappen Prosa abgefaßt und haben bis auf den heutigen Tag ihre alte Anziehungskraft nicht verloren. Allbekannt ist, mit welcher Leidenschaft der junge Goethe die in seiner Vaterstadt für wenige Kreuzer käuflichen Bücher verschlungen hat. In neueren Zeiten sind diese alten Kleinode von Görres, G. Schwab, Marbach, Simrock neu aufgelegt und bearbeitet worden. Dem Beispiel dieser Männer sind andere in der Bearbeitung derselben gefolgt. Wohl am schönsten von allen hat im Jahre 1807 Görres in seiner Schrift über die deutschen Volksbücher über sie geurtheilt. Ob, was er in derselben geäußert, heute noch seine volle Geltung hat, möchten wir bezweifeln. Auch darin ist der Geist der Zeit ein

anderer geworden, auch darin zeigt sich die durch den auf das Reale gerichteten Sinn erfolgte Zurückdrängung der Phantastik. Görres aber konnte noch von den Volksbüchern sagen: „Soweit deutsche Zungen reden, sind sie überall vom Volke geehrt und geliebt, von der Jugend werden sie verschlungen, vom Alter noch mit Freude der Rückerinnerung belächelt; kein Stand ist von ihrer Einwirkung ausgeschlossen; während sie bei den unteren die einzige Geistesnahrung auf Lebenszeit ausmachen, greifen sie in die höheren, wenigstens durch die Jugend ein, in der überhaupt aller Standesunterschied sich mehr ausgleicht, und die in ihnen oft für ihre ganze künftige Existenz den äußeren Anstoß findet und den Enthusiasmus ihres Lebens saugt."

Zu den Volksbüchern, welche den höfischen Epen entstammen, gehören unter anderen die von den vier Haimonskindern, von Fierabras, von Kaiser Octavian, von Flos und Blancflos, von Tristan, von Lancelot, von Wigalois. Aber es kamen in jenen Zeiten noch andere Volksbücher auf, die, ohne aus der nationalen Heldensage zu stammen, doch, im Gegensatz zu jenen höfischen Ursprungs, entschieden volksthümlich sind und es kehrt also auch auf diesem Gebiete der durchgreifende Unterschied zwischen kunstmäßiger und volksthümlicher Literatur wieder. Die volksthümlicheren unserer Volksbücher spiegeln zum Theil die Bestrebungen der erstehenden neueren Zeit. Keines von ihnen hat aber wohl tieferen Gehalt aufzuweisen, als das von Doctor Faust, welches die Grundlage zu der großartigsten und tiefsinnigsten Dichtung unseres größten Dichters, Goethe's, geworden ist. In anderen aber begegnen wir dem komischen und humoristischen Zuge, der durch die ganze vierte Periode geht, entschiedener durch deren zweite Hälfte, und eine eigene Gattung epischer Poesie hervorgerufen hat, von der wir sofort weiter zu sprechen haben.

Komische Erzählungen.

Wir müssen nämlich zur Epik dieses Zeitraums noch eine Reihe Gedichte hinzufügen, welche zum Heldengedicht die Kehrseite bilden und aus den plumpen und derben Scherzen, Späßen und Anekdoten der Fahrenden hervorgegangen sein mögen und damit ihren echt volksthümlichen Charakter beweisen. Das älteste Beispiel dieser Dichtung bietet uns der schon in der vorigen Periode erwähnte Stricker, ein östreichischer Dichter, der in seinem Pfaffen Amis die kühnen und witzigen Schelmenstreiche eines englischen Priesters darstellte. Viel plumper, aber ähnlich ist die Geschichte des Pfarrers vom Kalenberge, welche am Ende des 14. Jahrhunderts Philipp Frankfurter zu Wien verfaßte. Beide Gedichte beweisen, daß nichts auf die Masse erheiternder wirkt, als den Stand, welcher eine geheiligte Autorität beansprucht und durch Bildung und sittlichen Adel über alle anderen erhaben sein soll, in den allermenschlichsten Schwächen und Irrungen befangen zu sehen. Aus dieser Periode stammt auch die von dem Meistersänger und Nürnberger Patrioten Hans Rosenblüt zu einem Fastnachtsspiel verarbeitete Erzählung, welche Bürger, einer der Wenigen seiner Zeit, die Sinn für Mittelalterliches sich bewahrt hatten, seinem vortrefflichen Gedicht: Der Kaiser und der Abt zu Grunde gelegt hat.

An dieser Stelle müssen wir bereits auch der ihrem ersten Ursprung nach gewiß noch in unsere Periode hereinreichenden drei komischen Volksbücher gedenken, des Lalenbuches oder der Geschichte von den Schildbürgern, des Eulenspiegels und des Finkenritters. Das Lalenbuch zeigt, wie der Dünkel der Weisheit, der Erfahrung und Bildung fehlt, zu Schanden werden kann und rügt den Mangel an freiem politischen Blick in den kleineren Gemeinwesen, deren Behörden es sammt der übrigen Bevölkerung dem Spotte aussetzt. Im Eulenspiegel beruht der Witz

vorzugsweise darauf, daß Befehle und Anordnungen in der kritiklosesten Wörtlichkeit genommen werden, also auf einem etymologischen Spiel, das dem 15., 16. und 17. Jahrhundert besonders eigen gewesen sein muß, da auch der Engländer Shakespeare gern solche aus reinem Wortmißverstand fließenden Späße sich erlaubt. Wie im Lalenbuch die Kleinbürger verspottet, so werden im Eulenspiegel die Bauern gefoppt und als einfältig oder weniger scharfsinnig dargestellt und Beides scheint die Großstädter belustigt und in ihrem Ueberlegenheitsgefühl bestärkt zu haben. Im Finkenritter, dem Vorläufer Münchhausens, werden die Lügen der Vielgereisten durch noch größere Lügen überboten; er ist nach dieser Seite ebenso eine abschließende Sammlung, wie die beiden anderen genannten Volksbücher für ihr Gebiet.

Geschichts- und Novellensammlungen.

Wie mächtig aber in den beiden letzten Jahrhunderten vor der Reformation der Sinn für die Erzählung überhaupt geworden war und welcher Durst nach Geist weckender und erbaulicher Lectüre das literarisch arme, aber wißbegierige Zeitalter, das ja noch keine Zeitungen kannte, ergriffen hatte, das beweisen die großen Sammlungen kleinerer Geschichten aller Art, deren Zusammenstellung man als bei interessanten Gelegenheiten zufällig vorgetragen zu motiviren wußte. So gab Bliker von Steinach in seinem leider verlorenen Umhang eine Reihe von Liebesgeschichten des Alterthums als fortlaufende Erklärung eines gemalten oder gewirkten Teppichs. So wird im Diocletianus oder den Sieben weisen Meistern mit Novellen aller, auch der keckſten Art, über das Leben des von seiner Stiefmutter in Folge verschmähter Liebe fälschlich angeklagten, von seinen sieben Lehrmeistern aber in Schutz genommenen jungen Kaisersohnes gestritten. Die Mutter, wie die Lehrmeister suchen durch entsprechende Erzählungen auf das Urtheil des Kaisers einzuwirken. Dies Buch hat mehrfache Bearbeitungen erfahren. Am bekanntesten ist die, welche 1412 Hans von Bühel nach einer prosaischen Verdeutschung der lateinischen Urschrift besorgte, welche letztere den Titel **Gesta Romanorum** führt. Von größerem sittlichen Ernst ist eine andere Sammlung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, welche 1498 das erste Mal gedruckt wurde und ihren Novellenschatz als eine Exemplification der Zehn Gebote bietet: Der Selen Trost, mit manigen hübschen Exempeln durch die Zehen Gebot und mit ander guten lere. Dieses Buch ist uns darum besonders merkwürdig, weil unter den in demselben enthaltenen Exempeln sich auch die Erzählung befindet, welche den Stoff zu Schillers Ballade: „Der Gang nach dem Eisenhammer“ geliefert hat. Alle diese Sammlungen, besonders aber die Bearbeitungen der **Gesta Romanorum**, zeigen, von welcher Art die Speise war, mit der damals die Geister sich zu nähren suchten. Den Beichtvätern, Predigern, Moralisten, Unterhaltung suchenden Weltmenschen, den Epikern und Dramatikern, die eine reiche Auswahl von Stoff wünschten, waren sie hoch willkommen. Fast existirt kein Stoff in der europäischen Unterhaltungsliteratur, der nicht von ihnen ausgestreut wäre. Von allen Orten her waren sie compilirt, aus christlichem und heidnischem Alterthum, aus Orient und Occident. Auch die kommenden Zeiten brachten noch solche Sammlungen zusammen, allmählich aber mehr geordnet, als die Polyhistorie immer mehr zunahm.

Hierher gehört nun auch die Uebersetzung von Boccaccio's Decamerone, die zuerst in Ulm, gegen das Jahr 1472, ohne Ort und Jahr erschien und vermuthlich Heinrich Steinhöwel zum Verfasser hat, einen aus dem Kleeblatt verdienstvoller Uebersetzer, die am Ende der vierten Periode, unter Anregung unserer großen Humanisten, des Rudolf Agricola und Johann Reuchlin, lateinische und

italienische Schriften, zwar noch wenig kunstmäßig, aber immer schon in lobenswerther Weise in deutsche Prosa übertrugen und damit den fremdländischen Literaturen einen neuen Weg in die unsrige eröffneten. Steinhöwels Uebersetzung der Boccaccioschen Novellen hat sich bei uns bis ins 17. Jahrhundert erhalten, ist oft wieder aufgelegt und umgearbeitet worden und hat trotz ihres all zu lateinischen Periodenbaus nicht geringes Verdienst um die Ausbildung deutscher Erzählungsprosa sich erworben. Boccaccio selbst aber war der große Meister in der Reproduction jener für Jedermann verständlichen, auf den allgemein menschlichen Verhältnissen und Motiven beruhenden Geschichten, die in aller Zeit und bei allen Völkern sich ereignen können und durch ihre anekdotische Pointe allen localen und nationalen Charakter abgestreift hatten. Sein Decamerone ist eine Sammlung von 100 Novellen, die nach der zu Grunde gelegten sinnreichen Einkleidung in zehn Tagen von einer Gesellschaft erzählt werden, welche auf dem Wege ergötzlicher Unterhaltung den Blick von den Bildern des furchtbaren Elends wegwenden wollte, welches 1348 durch die Pest über Florenz gekommen war. Boccaccio's Sammlung, wie auch die ähnlichen deutschen flossen zumeist aus den Fabliaux oder Contes der Franzosen, in denen bereits der Hang zu Leichtsinn und Ueppigkeit herrscht, welcher der Lüsternheit und dem Cynismus jener Jahrhunderte entspricht. Was Boccaccio aber für die Italiener, das wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Margarethe von Navarra, die Schwester des Königs Franz I., für Frankreich. Ihr Heptameron, das anfänglich den Titel histoire des amans fortunés trug und einige Zeit nach ihrem Tode, im Jahre 1558, erschien, ist durchaus eine Nachbildung des Decamerone. In ihm weiß sich eine Gesellschaft von Badegästen, die aus den Pyrenäenbädern zurückkehrte, bei schlechtem Wetter in einem Wirthshause durch Vortrag von Novellen die Langeweile zu vertreiben.

Schwänke.

In unserer heimischen Literatur wurde gegen das Ende dieses Zeitraums der Schwank immer beliebter, der aber nicht blos als einfache Erzählung auftritt, sondern häufig auch dramatisirt in den Fastnachtsspielen. Auch von Schwänken wurden größere Sammlungen veranstaltet. Eine der vorzüglichsten derselben ist die von Johannes Pauli unter dem Titel Schimpf und Ernst besorgte, die aber erst fünf Jahre nach der Reformation (1522) in Straßburg erschien.

Man sieht aus dem Mitgetheilten, wie der epische Sinn des Mittelalters allmählich sich völlig auslebt und welche Metamorphosen und Entwicklungsphasen der nach interessanter Darstellung des Lebens haschende Geist des Zeitalters durchmacht. Nochmals aber müssen wir darauf aufmerksam machen, wie seit dem 15. Jahrhundert, genährt durch das Mittel leichterer Verbreitung, welches die Buchdruckerkunst bot, der Eifer, alles Mögliche zu sammeln, der die Vorbedingung zu jeder wissenschaftlichen Thätigkeit ist, immer größer wurde und durch diesen Eifer schließlich jene Staunen erregende Vielwisserei oder Polyhistorie, jene stupende Gelehrsamkeit aufkommen konnte, welche ein charakteristisches Merkmal des 16. und 17. Jahrhunderts ist, deren literarisches Symbol wiederum ihre gewaltigen Folianten und dickleibigen Quartanten sind. Nur von diesem Eifer aus lassen sich aber auch literarische Persönlichkeiten, wie Hans Sachs und Fischart, begreifen, welche neben Luther die Hauptrepräsentanten der nächsten Periode bilden. Wenn wir aber den Blick rückwärts wenden, so drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß an die Stelle des vom Schönheitsgefühl geleiteten Formensinnes der Hohenstaufenzeit allmählich die Herrschaft des Stoffes in ihrer nacktesten Gestalt getreten war. Auch auf dem Gebiete der

Literatur documentirte sich die Signatur, welche das die Reformation und Neuzeit begründende Zeitalter trägt. Alles wollte lernen, sehen, Vergangenes und Gegenwärtiges sich näher bringen. Der Mensch begann alles Ernstes geistigen Besitz zu ergreifen von der Erde. Die deutsche Poesie aber kehrte erst im 18. Jahrhundert zur schönen Harmonie von Form und Gehalt zurück. Nach der einseitigen Herrschaft des Stoffes sollte erst die mit Opitz beginnende einseitige Herrschaft der Form sich vollständig ausleben.

Lyrische Poesie.

Am Beginn unserer Periode sehen wir, wie der Minnegesang, diese feinste Blüte am Baum der mittelalterlichen Poesie, zwar noch hier und da geübt wird, seinen ursprünglichen Charakter aber bereits verliert und mit der Entartung des Ritterstandes schließlich gänzlich abstirbt. Dann bemächtigen sich die Bürger der Poesie und bilden nach ihrer Weise, echt handwerksmäßig, in Innungen oder Schulen den Meistergesang aus, in welchem von Poesie nicht viel mehr zu spüren ist. An der Hand des Minne- und Meistergesangs aber hatte sich die unserem Volke einwohnende Gesangesanlage allmählich durch alle Schichten, namentlich des niederen, d. h. nichtadlichen Volkes, in einem Maße verbreitet, daß Leben, Natur und die vaterländische Geschichte in den Herzen Widerklang finden und in Liedern bald vergessener Verfasser in die Welt hinaus tönen konnten, in denen Jeder sein eigenes Fühlen wieder erkannte und die, vom Volksmund weiter getragen und im Volksmund abgerundet, in Kurzem echte Volkslieder wurden.

Minnegesang (höfische Kunstlyrik).

Der Minnegesang wurde auch noch in dieser Periode, selbst von Fürsten, geübt, so von Herzog Heinrich IV. von Breslau, König Wenzel von Böhmen, Markgraf Otto IV. von Brandenburg. Aber zu seiner früheren Blüte konnte er es, wiewohl dies Einzelne erstrebten, nicht wieder bringen. Die sittliche Reinheit, aber auch die Einfachheit und Natürlichkeit der Form war verloren gegangen. Mit der Unsittlichkeit aber riß Schwulst und Bilderhascherei, überhaupt äußere Ueberladung und übertriebene Künstelei ein.

Durch den schon oben genannten Neidhart, aus Reuenthal in Baiern, kam eine eigenthümliche Gattung von Gedichten auf, die nach ihm den Namen Neidharte erhalten hat und das lustige Leben der Landleute, ihre Tänze, Raufereien und Liebeshändel zur Belustigung der Hofleute behandelte. Je mehr die Ritter und Fürsten sich im Besitz einer feineren Sitte und größerer Bildung fühlten, um so verächtlicher lernten sie auf die ihnen bald tölpelhaft erscheinenden Bauern herabsehen. Unter Neidharts Nachahmern ist der Tanhuser wohl der bedeutendste, der ebenfalls aus Baiern stammte und an den herzoglichen Höfen von Oestreich und Baiern den Lustigmacher spielte. Auch bei ihm tritt eine Vorliebe für das Gemeine und Derbe bereits hervor.

Wie tief in sittlicher Hinsicht bald das ganze Minneleben auf den Burgen und an den Fürstenhöfen gesunken war, das zeigen uns die Dichtungen Ulrichs von Lichtenstein: seine poetische Selbstbiographie, der Frauendienst, in welchen er viele Minnelieder, namentlich Tanzweisen, eingelegt hat, und ein Gespräch über die Minne zwischen einem Ritter und einer Dame, welches den Namen Frauenbuch führt. In völlig unbefangener Weise erzählt der Verfasser, obgleich doch Ehegatte und Vater, von seinen vielfachen Liebesabenteuern mit den Weibern Anderer, denen zu

Ehren er Turnierfahrten unternahm, eine sogar als Göttin Venus verkleidet. Der Mangel an wahrer Empfindung, wie eine widerliche Breite und die lästigsten Wiederholungen machen die Lectüre dieser Werke fast unmöglich.

Den Uebergang vom Minnegesang zum Meistergesang bildete Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Doctor der Theologie und Domherr in Mainz. Den Beinamen Frauenlob erwarb er sich durch den Versuch, gegenüber anderen Dichtern, so gegen Regenbogen, dem Namen Frau den Vorzug vor dem Namen Weib zu geben. Wie sehr er sich durch diesen in Gedichten von dialogischer Form geführten Streit die Zuneigung der Frauen erworben hatte, bewiesen die vielen Thränen, welche die Mainzer Frauen 1318 vergossen, als sie seine Leiche nach dem Dom zu Grabe trugen. Seine Gedichte, unter denen, neben einem dem Hohenlied nachgebildeten umfänglicheren Leich auf die Jungfrau Maria, auch viele Sprüche sich finden, sind zwar nicht arm an Gedanken, jedoch mit Schwulst, geschmacklosen Bildern und übel angebrachter Gelehrsamkeit, die ein allgemeiner Fehler der Dichter dieser Zeit wurde, so überladen, daß sie uns nicht mehr erfreuen können. Auch die Künstlichkeit der Form im Strophenbau hat er auf die Spitze getrieben durch die immer mehr gesteigerte Verschlingung der Reime. Dieses formelle Virtuosenthum war es, was die bürgerlichen Meistersänger, denen ein richtiger Maßstab zur Beurtheilung dichterischer Werke durchaus fehlte, entzückte und mit solcher Bewunderung erfüllte, daß sie noch später Frauenlob als den ersten ihrer zwölf alten Meister nennen konnten.

Meistergesang (bürgerliche Kunstlyrik).

Der Meistergesang ist also, wie sich aus dem Vorigen ergiebt, in Wesen und Form eine Fortsetzung des Minnegesangs. Der Name Meistersänger gebührt übrigens auch den großen Minnesängern der Hohenstaufenzeit, die den ehrenden Namen Meister trugen und somit in der That Meistersänger waren. Die Traditionen der ritterlichen Lyrik haben die bürgerlichen Meistersänger mit großer Pedanterie fortgeführt und bewahrt. Doch sollten die weniger vortheilhaften Eigenschaften des bürgerlichen Wesens und der Zeit überhaupt nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf sie bleiben. Der Inhalt der Dichtungen wurde ebenso trocken, als die Form, trotz der geschraubtesten Geziertheit und des mühseligsten Fleißes, hölzern und ungelenk wurde. Doch verdienen die aller Orten entstehenden Singschulen, unter denen namentlich die süddeutschen rühmlich hervortreten, wie die von Mainz, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Colmar, schon um des willen lobende Anerkennung, weil sie gesellige Vereinigungen der deutschen Handwerker zu einem höheren, geistigen Zwecke sind, dem rohen und wüsten Zechen und den groben Späßen und unanständigen Zoten, in denen man sich damals so gern erging, durch den auf das Moralische gerichteten Sinn ihrer ganzen Dichtweise entgegenwirkten und so überhaupt die Ehrbarkeit und Gesittung eines ganzen, weit verzweigten und für die Gesellschaft so wichtigen Standes hoben und förderten.

Innerhalb der Singschulen führten die einzelnen Dichter irgend welchen hochtönenden, poetisch sein sollenden Beinamen. So hieß, wie wir bereits erwähnten, Heinrich von Meißen Frauenlob, was noch angehen mag, aber wenn ein anderer Dichter Regenbogen hieß, so ist dies gewiß schon auffallend, was sollen wir aber zu Rosenblut sagen, in welchem Namen bereits eine ganz unnatürliche Vereinigung von zwei einander widerstrebenden Metaphern vorliegt, und gar zu Muscatblut, welcher Name den vorigen an Geschmacklosigkeit noch überbietet? Wir erwähnen dieses an sich höchst unwesentlichen Umstandes, weil die späteren Sprachgesellschaften dieselbe Spielerei mit Namen, nur in noch auffälligerer Weise, getrieben haben. Also

schon in diesem Punkte erscheinen letztere als eine Art Fortsetzung der Meistersängerschulen, denen sie aber auch rücksichtlich ihrer Organisation und Tendenz gleichen. Die Meistersängerschulen theilen nämlich mit den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts eine einseitige Betonung des Formellen. Insofern stehen sie im directen Gegensatz zu ihrer Zeit und sind eine Anticipation der mit Opitz zur Herrschaft gelangenden Richtung, deren wir vorhin gedachten. Die Meistersänger glaubten nach festen Regeln, deren Zusammenstellung oder Codex die sogenannte Tabulatur bildete und über deren Befolgung besondere Richter, ihre Merker, wachten, und also rein schulmäßig die Poesie erlernen zu können. Mit ihnen kommt der heillose Regelkram auf, der durch Opitz und seine Schule auch noch eine Art Heiligung durch philologische Gelehrsamkeit erhielt und sein Unwesen so lange trieb, bis die Dichterbrust begann „in der Natur getreuen Armen von kalten Regeln zu erwarmen.“

Als die letzten Meistersänger nennt man Michael Beheim aus dem 15. und Hans Sachs und Adam Puschmann aus dem 16. Jahrhundert. In Hans Sachs kommt der realistische Zug der Zeit, das unersättliche Verlangen nach Belehrung, ebenso wieder zum Durchbruch, als die formelle Pedanterie bei ihm in der höchsten Nachlässigkeit der Form untergeht. Dafür ist er der volksthümlichste und größte unter allen diesen Dichtern geworden. Die Sängerzünfte haben sich übrigens bis ins 17. und 18. Jahrhundert, einzelne Reste derselben sogar bis in unser Jahrhundert erhalten, da die Meistersängerschule von Ulm erst 1839 geschlossen wurde.

Volkslied (volksmäßige Lyrik).

Die erfreulichste dichterische Erscheinung des Zeitalters ist, wie wir schon erklärt haben, das Volkslied. Ihm drängten alle besseren Elemente zu, auch innerhalb des Ritterstandes und der Geistlichkeit. So schlugen einen volksmäßigeren Ton schon mehr oder minder die ritterlichen Sänger Oswald von Wolkenstein und Hugo von Montfort an, welche nicht blos das Ritterthum der guten alten Zeit wieder herzustellen, sondern auch die erstorbene ritterliche Lyrik neu zu beleben bemüht waren. Sie vermittelten die Ueberleitung des Minnegesangs in den neuen Geist der Zeit, während die bürgerlichen Meistersänger nur zu seiner Erstarrung mit geholfen haben. Dieser volksmäßigen Richtung der lyrischen Poesie entsprach es, daß nun auch die Geistlichen sich bequemten, das lateinische Kirchenlied durch Uebertragung in die Weisen unserer heimischen Sprache dem Volke mundgerecht zu machen. Nach dieser Seite erwarben sich der Salzburgische Mönch Hermann, am Ende des 14. Jahrhunderts, und der Freiburgische Dekan Heinrich von Laufenberg, in der Mitte des 15. Jahrhunderts, einiges Verdienst. Gewiß nur lobenswerth war es, daß, wie man weltliche Melodien den neuen geistlichen Liedern unterlegte, nun auch, vom richtigen Tact geleitet, beliebte weltliche Lieder in geistliche umzudichten begann. Auch diese geistlichen Volkslieder sind, wie die deutsche Predigt, die tiefgefühlten Schriften der Mystiker und die zahlreichen deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift ein Beweis für die religiöse Stimmung des Volkes, das auf kirchlichem Gebiete zur Selbsthilfe bereits geschritten war, und damit also eine Vorbereitung zur Reformation.

Beachtung verdient es, daß die großen Kämpfe des Zeitalters, in welchen der politische Freiheitssinn des Volkes gegen fürstliche Vergewaltigung siegreich sich behauptete, in der Poesie nicht unbezeugt geblieben sind. So entstanden historische Volkslieder, die sich namentlich auf die Unabhängigkeitskriege der tapferen Schweizer gegen die östreichisch-habsburgischen und burgundischen Uebergriffe beziehen. Halbsuter, als einer „der auch dabei gewesen“, sang sein „Lied von dem strit ze Sempach“ (1386)

und Veit Weber feierte die Siege bei Granson und Murten über Karl den Kühnen von Burgund, an denen er ebenfalls persönlich Theil genommen hatte. Wie im Süden die Schweizer allen kommenden Zeiten Vorbilder als Unabhängigkeitskämpfer geworden sind, so haben in Holstein in jenem Zeitraum die Ditmarsen ihre Rechte und Freiheit heldenmüthig zu vertheidigen gewußt.

Am reichsten entwickelte sich das weltliche Volkslied. Sprache und Vers hat sich in demselben in wunderbarer Reinheit erhalten, wie früher schon angedeutet worden ist. Hier begegnen wir noch echten Naturlauten, wahrem Gefühl, wirklicher Poesie. Zwar ist der stoffliche Kreis zum Theil derselbe, in welchem auch der Meistergesang sich bewegt, doch herrscht im letzteren immer ein didaktischer, moralisirender Zug vor. In den mannichfachsten, oft herzgewinnendsten Weisen hat schon jene vierte Periode, namentlich das 15. Jahrhundert, Sommer- und Winter-, Frühlings- und Herbst-, Wander- und Liebeslieder und Trinksprüche hervorgebracht. Diese Lieder gingen meist aus jenen Kreisen oder Lebensgenossenschaften hervor, die man allmählich, in nicht zutreffender Weise, als das Volk bezeichnete, aus den Kreisen der Landsknechte, der Reiter im Dienste des Adels, der Bergleute, der Jäger, aus den fröhlichen Geselligkeitskreisen des Mittelstandes, besonders des mittleren Bürgerstandes, wohl auch der Bauern. Im Grunde waren es keine Volkslieder, welcher Ausdruck erst seit Herders Zeit gebräuchlich geworden ist, sondern Landsknechtslieder, Reiterlieder, Bergweisen, „gute Gesellenliedlein“, mit welchem letzteren Namen man die vorhin aufgeführten Arten bezeichnete, die das Leben in den Jahreszeiten, Wein, Tanz und Liebe verherrlichten. Damals, als das Volkslied in höchster Blüte stand, d. h. um die Zeit der Reformation, waren auch die gelehrten Humanisten ihm noch geneigt, die aber später sich gänzlich von ihm abwendeten. Die meisten dieser Lieder sind ursprünglich auf einzelne Blätter, die sogenannten „fliegenden Blätter“, geschrieben worden. Bald bemächtigte sich der Sammlergeist, der jene Zeiten belebte, auch dieser Blätter. Es entstanden Liederbücher, selbst mit Musiknoten. Eines der hervorragendsten derselben ist die von Georg Forster 1540 unter dem Titel frische Liedlein herausgegebene Sammlung. Heute sind diese Sammelwerke, noch mehr aber die Einzeldrucke, die größte literarische Seltenheit geworden.

Didaktische Poesie.

Bereits die dritte Periode zeigte eine gewisse Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Lehrgedichts, die vierte steht ihr in dieser Rücksicht nicht nach.

Didaktische Kunstpoesie.

Zuerst haben wir ein größeres, sogar allzu großes und zu breites Gedicht aufzuführen. Es ist der 25 000 Verse zählende Renner aus dem Anfang dieses Zeitraums. Sein Verfasser, Hugo von Trimberg, nach dem Dorfe Trimberg im alten Fürstenthum Würzburg benannt, war von 1260—1309 Schulrector in Bamberg und ein Mann von großer Gelehrsamkeit. In seinem Renner, so genannt, weil er durch alle Lande rennen sollte, zeigt er große Vertrautheit mit der Bibel, die er als die Quelle aller wahren Weisheit bezeichnet, aber auch mit den alten Classikern und den Schriften der Kirchenväter und Scholastiker. Er geißelt die einreißende Sittenverderbniß und knüpft seine Lehren meist an Fabeln, Gleichnisse und Anekdoten an. Er besaß eine große Bibliothek, übte aber an seinen Büchern eine strenge Kritik. Selbst die Alten wollten ihm um des Giftes willen, das sich in ihnen findet, nicht durchweg

gefallen und die Ritterromane verwarf er als lügnerische Erfindungen. Sebastian Brant hat später (1549) den Renner überarbeitet.

Viel erfreulicher als der Renner ist der Edelstein von Ulrich Boner, der zwischen 1324 und 1349 Predigermönch zu Bern war. Der Edelstein ist eine Sammlung von Fabeln und kleinen moralischen Erzählungen, die zum Besten zählt, was wir dem 14. Jahrhundert verdanken. Boner arbeitete, nach seiner eigenen Mittheilung, vorzugsweise nach lateinischen Quellen, muß aber auch, wie unverkennbar ist, den Freidank benutzt haben. Seine Erzählung ist gewandt und seine Nutzanwendungen treffend. Kaum ein anderes Buch dieser Zeit hat den Beifall gefunden, wie Boners Edelstein. Dies beweist, neben den zahlreichen Handschriften, in denen er überliefert ist, der Umstand, daß er sehr frühzeitig, schon 1461, als das erste deutsche Buch gedruckt worden ist. Man ersieht aus diesen Notizen, daß schon im 14. Jahrhundert jene Vorliebe für die äsopische Fabel vorhanden war, welche, zu Zeiten geradezu die Vorherrschaft in der Literatur führend, bis in unsere Tage sich erhalten sollte. Zu den Freunden und Pflegern der Thierfabel gehört aber nicht nur Luther, sondern auch Gellert und Lessing. Die beiden letzteren gingen auf unsere alten Fabeldichter zurück.

Der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gehören die östreichischen Dichter Teichner und Suchenwirt an. Beide scheinen in freundschaftlichen Beziehungen zu einander gestanden zu haben, wie sich aus dem Loblied des Letzteren auf den Ersteren ergiebt. Teichner hat eine Reihe Spruchgedichte verfaßt, die als Beiträge zur Sittengeschichte der Zeit nicht ohne Werth sind. Suchenwirt dagegen trieb nebenbei das Gewerbe eines Wappendichters, das an den Höfen damals in Aufnahme gekommen war. Man sieht, was aus dem Sänger der vorigen Zeiten allmählich werden konnte: ein lobhudelnder Lohndichter der Höfe. Daß diese Wappendichter, wie ihre Verwandten, die Pritschmeister, die dichterischen Verherrlicher der Schützenfeste, nichts zur Hebung der Dichtkunst, aus der sie ein Gewerbe machten, beitragen konnten, da sie auf Bestellung hin Beschreibungen von Wappen und Lobpreisungen ihrer Inhaber schrieben, versteht sich von selbst. Die Panegyrik, der diese Afterdichter nothwendig verfallen mußten, beweisen auch Suchenwirts Verherrlichungen der Großthaten östreichischer Fürsten.

An das Ende des 15. Jahrhunderts gehört das Narrenschiff von Sebastian Brant, das, so wenig bedeutend es als poetisches Kunstwerk ist, doch einen wahrhaft beispiellosen Erfolg gehabt hat. In demselben Jahre 1494, da es zu Basel zum ersten Mal gedruckt wurde, erschienen noch drei Nachdrucke desselben in Nürnberg, Reutlingen und Augsburg. Ihnen folgten bald Uebersetzungen nicht blos in das Lateinische, sondern auch in das Französische, Englische, Niederdeutsche und Holländische. Brants Freund, der berühmte Prediger Geiler von Kaisersberg, legte das Werk seinen Predigten zu Grunde. Während des ganzen 16. Jahrhunderts übte es den größten Einfluß auf die Entwicklung unserer Literatur und war ein Lieblingsbuch des Volkes. Sein Verfasser galt als einer der größten Dichter. Dieser großartige Erfolg des poetisch unbedeutenden Werkes mag sich aus verschiedenen Gründen erklären. Einmal aus der geachteten Stellung, welche Brant einnahm. Dieser, 1458 zu Straßburg geboren, hatte in Basel Rechtswissenschaft studirt und war hier Lehrer der Universität geworden, als welcher er sich bald durch seine Gelehrsamkeit und literarische Thätigkeit den größten Ruf gewann, so daß ihn seine Vaterstadt Straßburg 1500 zurückberief, um ihm die Stelle eines juristischen Rathsconsulenten zu übertragen. Mit Straßburgs Bürgern wetteiferte der Kaiser, den gelehrten Mann durch Ehren auszuzeichnen. Maximilian I. ernannte ihn nicht blos zu seinem Rath, sondern später sogar zum Pfalzgrafen. So genoß Brant bis zu seinem am 10. Mai 1521 erfolgten Tode das größte persönliche Ansehen. Weiter empfahl sein Narrenschiff die prächtige typographische Ausstattung und

die ergötzlichen Holzschnitte, die demselben beigegeben waren. Ferner mochte der Umstand mitwirken, daß Brant, seit die Bildung von den Fürsten und Rittern an die Bürger der Städte übergegangen war, der Erste war, der dem bürgerlich-städtischen Geiste den vollen, entsprechenden Ausdruck in der Literatur verlieh. Endlich wirkte auch die religiöse und vaterländische Gesinnung mit, welche durch das Gedicht herrscht. In der Kirche, meint Brant, sei sonst Alles auf Ablaß, Lehre und Brauch gestellt gewesen, diese Dinge seien jetzt mit Recht verachtet. Dagegen komme Alles darauf an, Christus auch im Leben nachzufolgen, was ja auch die großen Erbauungsbücher der Zeit gepredigt hatten, Gott zu vertrauen sei besser als auf Menschen zu bauen. Ganz besonders aber lag Brant die Rettung des Reichs vor den Angriffen der Türken am Herzen. Wenn irgend Einer, so hat er die damalige Ohnmacht und Zerrissenheit des Vaterlandes und ihre Quelle, die Uneinigkeit der Fürsten, beklagt, die nicht daran dächten, Kaiser und Reich zu beschützen, sondern nur ihre eigenen Herrschgelüste zu befriedigen. Während sonst die Satire sich besonders gegen Geistliche, Frauen und Bauern wendete, hat er die letzteren nie angegriffen, dafür desto mehr die Adlichen und die Geistlichen. Was die Frauen aber anlangt, so hat er wohl putzsüchtige und unsittliche gegeißelt, dagegen aber auch die würdigen Frauen in schönen Worten gepriesen. Noch müssen wir ein Wort über den Inhalt des Narrenschiffs hinzufügen. In demselben versammelt er nämlich alle möglichen Narren, von denen 113 Arten aufgeführt werden, auf einem Schiffe, um sie in ein fremdes Land, nach ihrem Eldorado, nach Narragonien zu schaffen. Diesen glücklichen Gedanken hat Brant jedoch nicht verstanden richtig festzuhalten und zu verwerthen. Die Satire ist ganz allgemein und hat kein besonderes Ziel. Wenn irgend Etwas, so beweist sie, daß die Besseren von damals an sich und ihrer Umgebung, an allen privaten und öffentlichen Verhältnissen eine scharfe Kritik zu üben begonnen hatten.

Zu den eben besprochenen Werken kommen als Kunstproducte der didaktischen Richtung noch eine Reihe Gedichte, auf die wir hier nur andeutend hinweisen können. Im Geschmack der Zeit lag nämlich eine gewisse Vorliebe für die Allegorie und diese hat sich denn auch in einzelnen größeren Dichtungen der Art ausgesprochen, so in der Jagd Hadamars von Laber, im Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen, im Buch der Tugend von Hans Vintler, in der Möhrin Hermanns von Sachsenheim. Da es nahe genug lag, mit der Allegorie auch einen geheimnißvollen, mystischen Sinn zu verbinden, so hat es auch an Gedichten solcher Richtung damals nicht gefehlt.

Volksmäßige Didaktik.

Kaum ein anderes Zeitalter ist so reich an Lebenserfahrung aller Art gewesen und hat dieselbe in so verschiedenen Formen abgesetzt und ausgesprochen und eine solche Menge von Sprüchen und kurzen lehrhaften Worten zu Tage gefördert, die Allgemeingut des Volkes geworden und geblieben sind, als diese vierte Periode unserer Literatur. Als besonders beliebte, echt volksthümliche Formen der Lehrdichtung heben wir aber die Priamel, das Räthsel, den Spruch und das Sprüchwort hervor.

Die Priamel tritt bereits in den Sprüchen Spervogels und in Freidanks Bescheidenheit auf. Sie ist von einzelnen Dichtern, wie den Nürnberger Meistersängern Hans Folz und Hans Rosenblüt, besonders gern cultivirt worden. Jedoch sind für die meisten der erhaltenen Priameln die Namen der Verfasser uns ebenso unbekannt geblieben, wie die anderer Volkslieder. Man kann nicht leugnen, daß die Priamel die geistreichste und witzigste Form des Spruches ist. Da sie eine Reihe

scharf pointirter Sätze parallel hinter einander aufführt, von denen man bald merkt, daß sie durch ein tertium comparationis, d. h. durch einen und denselben Grundgedanken zusammengehalten sind, den man sich gedrungen fühlt zu errathen und künftig durch alle Lebensverhältnisse zu verfolgen, und da die lange Reihe von Vordersätzen, wie sie Zeit zum Rathen läßt, auch wirklich zum Rathen auffordern zu wollen scheint, so erscheint sie mir als nächste Verwandte des Räthsels, als ein Räthsel mit hinzugefügter Auflösung. Das Zeitalter war, wie wir oben auseinander gesetzt haben, von der größten Lernbegierde erfüllt und mußte so naturgemäß an einer unbewußten, gegenseitigen Erweckung des Nachdenkens und an einer Schärfung des Verstandes besonderes Wohlgefallen finden. Zielt doch auch der Eulenspiegel darauf mit ab, nicht Alles kritiklos und in purem Wortverstand zu nehmen, sondern überall den inneren Sinn aufzuspüren, Geist zu produciren, Geist zu wecken und zu üben. Wir haben heute kaum noch eine Vorstellung von der Freude an der wachsenden Selbsterkenntniß und Welterfahrung, die durch jene Zeit ging. Doch wollen wir es nicht unterlassen, hier noch das Beispiel einer Priamel hinzuzufügen:

Wer ain bock zu aim gertner setzt,
und schaf und genß an wolff hetzt,
und sein zen sturt mit ainem scheit,
und hunden bratwurst zu behalten geit,
und gute kost saltzt mit eschen,
und sein gelt legt in locherich deschen,
und in ain reusen geußt wein:
der dunckt mich nit wol witzig zu sein.

Wir lassen das Räthsel folgen. Die Lust an demselben, die aus den gleichen psychologischen Motiven erwächst, wie die an der Priamel, hat sehr frühzeitig in unserer Literatur sich bekundet. So ist jene schon mehrfach von uns erwähnte Erzählung von dem Wartburgsängerkrieg, deren Entstehung man gewöhnlich an den Ausgang des 13. Jahrhunderts verlegt, eine Art Räthselturnier. Von Räthselwettstreiten und Räthselgesprächen hat aber unsere mittelalterliche Literatur noch verschiedene andere Proben aufzuweisen. Aus den beiden letzten Jahrhunderten vor der Reformation stammen aber offenbar eine Menge Räthsel, die sich bis heute im Munde des Volkes erhalten haben und also echte Volksräthsel geworden sind. Eine Sammlung derselben verdanken wir Simrock.

Außerordentlich zahlreich ist in dieser Periode der Spruch vertreten. Wir haben Sprüche von bekannten Verfassern, für viele aber fehlt uns der Name der letzteren: sie sind eben wirkliches Volksgut geworden. Auch Wettstreite in Sprüchen kennt unsere Literatur dieses Zeitraums. Im Salomon und Markolf, der in halb niederdeutscher Sprache zuerst im 14. Jahrundert verfaßt worden ist, wird Schlag auf Schlag dem ernsten Sittenspruche die spöttische und rohe Verkehrung der Weisheit Seitens eines tölpenhaften Bauern gegenübergestellt. Gewiß sinnreich ist es, daß man bei der Wiederherstellung der Wartburg nicht nur darauf bedacht war, eine Wand des Saals, in welchem einst der Sängerstreit ausgefochten wurde, mit Stellen aus dem Lied vom Wartburgsängerkrieg auszuschmücken, sondern auch an den Wänden der Vorhalle der neuen Wartburgsrestauration eine Reihe altdeutscher Sprüche anzubringen, die uns so recht in den Geist und die Anschauung jener ehrenfesten Jahrhunderte versetzen. Sie gehören um so mehr auf jene Burg, als ihr zeitweiliger Bewohner, unser Reformator Luther, eine große Zahl derselben in schlagfertigster Weise als Waffe und Schirm stets zur Hand zu haben pflegte. Auch von diesen Wartburgsprüchen, wie von anderen altdeutschen Sprüchen sind in unseren Tagen Sammlungen veranstaltet worden.

Vom Spruche verschieden ist das Sprüchwort, die prägnanteste, volksthümlichste, bildlichste Form des Spruches. Wie ungemein reich aber an Sprüchworten das 14. und 15. Jahrhundert war, deren Sitten, Gedanken und bildliche Sprachweisen heute noch in diesen unverwüstlichen Zeugnissen sich spiegeln, das können wir aus zwei Umständen erweisen. Einmal aus den unendlich vielen Sprüchwörtern, die sich in Luthers Werken finden. Er hatte seines Volkes Weisheit und Lebenserfahrung ganz in sich aufgenommen und war auch in dieser Hinsicht ein echter Sohn des Volkes. Nur muß man sich hüten, nicht Alles, was an Sprüchen und Sprüchworten bei ihm vorkommt, als sein unmittelbares Geistesproduct anzusehen, da der Geist unseres gesammten Volkes ein Recht hätte, hier sein Eigenthum zu reclamiren. Dann aber beweisen den Reichthum auf diesem Gebiet die Sammlungen, welche bereits im 16. Jahrhundert, nachdem Erasmus in seinen Adagia ein Beispiel für das classische Alterthum gegeben hatte, für unsere Sprache veranstaltet worden sind. Unter den letzteren verdient die von Johannes Agricola, einem Landsmann Luthers, welche zuerst im Jahre 1528 auf Niederdeutsch und im folgenden Jahre auf Hochdeutsch erschien, und nach ihr die von Sebastian Franck im Jahre 1541 besorgte, eine besonders lobende Erwähnung.

Dramatische Poesie.

In diesen Zeitraum fallen nun auch bei uns die ersten Anfänge einer dramatischen Poesie. Leider aber haben dieselben, so sehr sie dazu angethan waren, nicht zu einer solchen Entwicklung des Dramas geführt, wie sie am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts in England und Spanien erlebt werden sollte, dort durch den durch und durch protestantischen Shakespeare, den Verkünder der ewigen sittlichen Weltordnung und ihrer Gesetze, hier durch den katholischen Calderon, der noch aus dem Wunderglauben und der Mystik seiner Kirche heraus dichtete. Den Grund, warum wir es nicht auch zu einem ähnlichen dramatischen Aufschwung, zu einem Nationaltheater im Sinne der Engländer und Spanier, weder am Ausgang des Mittelalters, noch nach der Reformation gebracht haben, haben wir vorzugsweise in der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse unseres Vaterlandes zu suchen. Da bei uns überhaupt die Blüte eines Literaturzweiges immer später einzutreten pflegte, als bei den übrigen modernen Völkern, so hätten wir gerade in den Jahren auf einen Aufschwung der dramatischen Poesie hoffen dürfen, in denen, in völliger Verkehrung aller Verhältnisse, der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg das geistige und politische Leben unserer Nation sammt ihrem Wohlstand auf lange hin lahm legen und zerstören sollte. Daneben dürfen wir auch nicht vergessen, daß am Ausgang des 16. Jahrhunderts, da England und Spanien das Drama zu einer so herrlichen Entwicklung brachten, diese Länder einer außerordentlichen politischen Machtentfaltung sich erfreuten, die bei der Zerrissenheit, die durch die Bekämpfung der Reformation über unser Vaterland gekommen war, bei der ewigen Türkennoth, der selbstsüchtigen Politik der Fürsten und der undeutschen Gesinnung der Kaiser aus dem östreichischen Hause, für Deutschland geradezu unmöglich war.

Streitgedichte.

Beachtenswerth aber bleibt es, daß jene ersten Ansätze zu einem volksthümlichen Drama unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgegangen sind. Daß die dramatische Form sich in unserer Literatur frühzeitig einbürgern konnte, ist jedoch eine Folge der hier eifrig gepflegten epischen Poesie. Bereits die großen Epen brachten vielfache

Wechselreden der handelnden Personen und legten es nahe, Dichtungen zu schaffen, die nur aus solchen Wechselreden bestanden. Diesen Ursprung aus dem Epos verleugnen nun auch jene Anfänge nicht. Sie sind eben Wechselgespräche, dialogisirte Erzählungen, dialektische Wettkämpfe, wie wir sie im Salomon und Markolf, im Liede vom Wartburgsängerkrieg bereits kennen gelernt haben. Zu ihnen gehören auch die Todtentänze, die durch die unter dem Namen des schwarzen Todes bekannte Seuche veranlaßt wurden, welche im 14. Jahrhundert Europa verheerte. Sie bestehen aus Gespräch und Tanz des Todes, den man sich alle Alter und Stände, vom Kaiser und Papst bis zum Bettler und Mönch herunter, ins Grab tanzend vorstellte. Diese Gespräche treten zugleich mit Bildern auf, wie sie zuerst 1312 im Kreuzgang des Klosters Klingenthal zu Basel gemalt und späterhin in Holz geschnitten und gedruckt worden sind. Wohl konnten diese Dialoge zu einer epigrammatischen Zuspitzung der Rede führen, nicht aber die Führung einer wirklich dramatischen Handlung fördern, auf der doch wesentlich die Kunst des Dramas beruht.

Geistliche Mysterien.

Wir haben aber der zweiten und eigentlichen Quelle unserer Dramatik zu gedenken, der unter dem Namen Mysterien bekannten geistlichen Spiele oder scenischen Darstellungen von Stoffen namentlich des neuen Testaments und aus diesem wieder vorzugsweise aus der Geschichte des Herrn. Von dieser Seite aus steht also die dramatische Poesie bei uns ebenso im Zusammenhang mit der Religion und Kirche, wie bei den alten Griechen. Jene Mysterien oder geistlichen Spiele wurden aber ursprünglich von Geistlichen lateinisch verfaßt und als Darstellungen der Geburts-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte Christi auch in der Weihnachts-, Passions- und Osterzeit in den Kirchen und von Geistlichen aufgeführt. Nun traten aber bald zwei sehr wichtige Neuerungen ein. Derselbe Zug, welcher die Kirche und den Gottesdienst zu demokratisiren suchte, machte sich auch hier geltend: das Volk verlangte seinen Antheil an den Spielen. Dies hatte zur Folge, daß man deutsche Dialoge in den lateinischen Text einzuschieben begann, um dann die lateinische Sprache gänzlich fallen zu lassen. Also auch hier auf dramatischem Gebiete mußte das romanische Element erst weichen, ehe das germanische sich frei entfalten konnte. Indem aber das volksthümliche Element zur Herrschaft gelangte, konnten auch die Kirchen nicht mehr der Ort bleiben, wo man diese Spiele aufführte. Die Geistlichen verweigerten sie nun geradezu und man sah sich gezwungen, wenn man keinen anderen passenderen Platz hatte, ihre Aufführung auf den Markt und überhaupt in das Freie zu verlegen.

Namen von Verfassern solcher geistlichen Spiele sind uns nicht erhalten. Dagegen haben wir den Text von mehreren noch übrig. Eins der besseren derselben, welches aber nicht einen Act aus der Geschichte Jesu, sondern ein neutestamentliches Gleichniß behandelt, Gleichnisse pflegten ebenfalls den Spielen zu Grunde gelegt zu werden, ist „das große thüringische Mysterium oder das geistliche Spiel von den 10 Jungfrauen“. Erst in unserem Jahrhundert ist der Text zu demselben und zwar zwei Mal, zuerst in Mühlhausen und dann in Oberhessen, wieder aufgefunden worden. Die Aufführung dieses Spieles am 24. April 1322 in Eisenach, im großen Saale der oberhalb des jetzigen Marktplatzes gelegenen Rolle, durch die Predigermönche, ist das dramatische Gegenstück zum lyrischen Sängerkrieg auf der Wartburg, an deren Fuße sie stattfand, und historisch dadurch berühmt geworden, daß sie den zuschauenden Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange innerlich so erschütterte, daß ihn ein Schlagfluß traf, der den Grund zu seinem Tode

legen sollte. Das aber war dem Landgrafen so zu Herzen gegangen, daß, nach dem Wortlaut des Spiels, für die Seele der Verdammten auch nicht einmal die Fürbitten der Maria etwas sollten wirken können. Merkwürdig ist, was wir über die dreifach getheilte Bühne jener Vorstellung erfahren, deren oberes Stockwerk den Himmel, deren Mitte die Welt und deren unterster Theil die Hölle vorstellen sollte. So führt das fast der gleichen Zeit mit Dante's göttlicher Komödie angehörige Stück auch wie dieses die drei Bereiche vor, innerhalb deren sich die große Schicksalstragödie des Menschenlebens abspielt. Von hier aus aber läßt sich recht wohl erkennen, daß unser Volk auf dem besten Wege zur wirklichen Tragik war. Allbekannt ist es, daß im Oberammergauer Passionsspiel, dem in unserem Jahrhundert so viel Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, ein geistliches Mysterium sich erhalten hat.

Fastnachtspiele.

In den geistlichen Spielen kamen aber allmählich, als natürliche Reaction gegen den allzu bitteren Ernst, komische Zwischenspiele auf, die man dem Satyrdrama der Griechen wohl vergleichen kann. In diesen Intermezzos erscheint im Knecht Rubin bereits auch der Vorgänger des Hanswurst, den Gottsched erst von der deutschen Bühne vertrieb. So war denn auch zur Komödie in jenen Zeiten der Grund gelegt. Wie aber den alten Griechen und Römern die rechte Zeit der Lustbarkeit die Weinlese war, so unseren christlichen Vorfahren im Mittelalter die Fastnacht, d. h. die Zeit unmittelbar vor dem Ernst und der stummen Trauer der Passionszeit. Sie bildet die Wiege des Carnevals und des Lustspiels, die also an der gleichen Stelle steht. Die Lust an Scherz und Spott, die Freude an Schwank und Posse, der ganze Cynismus jener Zeiten, den wir bereits früher charakterisirt haben, hat in diesen Fastnachtspielen seinen kräftigsten Ausdruck gewonnen. Gewiß ist auch eine Neigung zur Pantomimik hier mitwirkendes Moment, Räthselfragen und Antworten, Streit- und Gerichtsscenen, Gespräche zwischen Aerzten und Kranken, Brautwerbungen und Ehehändel, Unterredungen zwischen Gesellen und Jungfrauen bildeten vorzugsweise den Inhalt. Von den schon genannten Nürnberger Meistersängern, Hans Rosenblüt und Hans Folz, haben wir eine Reihe Fastnachtspiele übrig. Daß Bürger sein Gedicht „Der Kaiser und der Abt“ einem solchen Spiel entlehnte, ist früher erwähnt worden.

Prosa.

Mächtig entwickelte sich in diesem Zeitraum die Prosa. Sie ist die Form der Darstellung, welche dem Volke am meisten zusagen mußte, weil sie Bildung und Kenntnisse unter demselben am leichtesten auszubreiten im Stande war. Die kräftigste Förderung fand sie durch die Buchdruckerkunst, die eine allgemeine Lernbegierde weckte, und sie ist überhaupt die Form, welcher die Zukunft gehört. Während wir in der vorigen Periode nur erst Predigten und Rechtsbücher in ungebundener deutscher Rede auftreten sahen, kommen jetzt die Schriften und Erbauungsbücher der Mystiker, prosaische Bearbeitungen heimischer und fremder Erzählungsstoffe in den Volksbüchern, Chroniken, namentlich der Städte, und Uebersetzungen aus fremden Literaturen hinzu.

Die Mystik und Predigt.

Wir beginnen mit der Mystik. Wie wenig der Name für die hier gemeinte Sache zutreffend ist, haben wir schon oben ausgesprochen. Als der Vater derselben

erscheint **Heinrich Eckhart**, der wohl in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu Straßburg geboren war, seine Studien in Paris machte, wo er auch als Lehrer auftrat, und in Rom vom Papst die Würde eines Doctors der Theologie, die höchste der mittelalterlichen Gelehrsamkeit, erhielt. Er trat, wir wissen nicht wann, in den Dominicanerorden ein, wurde 1304 dessen Provincial für Sachsen und 1307 Generalvicar für Böhmen. In Sachsen und Böhmen gewann er bald den größten Ruhm als Prediger und Lehrer. Später erscheint er wieder zu Straßburg und Köln, aber zerfallen mit der Kirche. Nach seinem Tode, dessen Datum und Art und Weise uns unbekannt geblieben sind, verbot der Papst Johann XXII. in einer besonderen Bulle seine Schriften als ketzerisch. Dies der äußere Lebensgang des höchst bedeutenden Mannes, in welchem wir einen speculativen Denker ersten Ranges und den **Begründer der deutschen Speculation** überhaupt anzuerkennen haben. In seinen Schriften weht ein kühner und tiefer Geist und eine glühende Begeisterung. An ihm aber erfüllte sich bereits das tragische Schicksal, dem die Philosophie verfallen mußte, wenn sie auf eigene Füße und in Widerspruch zu den geheiligten kirchlichen Lehren trat. Die Geschichte der inneren Entwicklung solcher Naturen erinnert an das Leben eines **Faust**, wie es uns von **Goethe** als das Spiegelbild seines eigenen Selbst und doch in naturwahrer Reproduction der deutschen Vergangenheit geschildert worden ist. Aber schon Eckharts Beispiel zeigt, daß die tieferen Geister unseres Volkes, wenn sie den Glauben an das kirchliche Dogma verloren, nicht in materialistischen Vorstellungen, sondern nur in jenem **Pantheismus** Beruhigung suchten, der das All als vollständig von Gott erfüllt ansah und vom Menschen die selbstloseste Versenkung in die ewige Gottesnatur verlangte. Damals dämmerte jene Lehre auf, zwischen der und dem Evangelium ein Schleiermacher schwanken und in deren Begeisterung er einen Novalis als das Bild reinster Frömmigkeit verherrlichen konnte.

Eckharts Lehre ging mit ihm und trotz päpstlichen Verbotes nicht unter, sondern lebte in seinen Schülern fort. Der berühmteste unter denselben ist **Johann Tauler**, 1294 in Straßburg geboren. Auch er gehörte dem Dominicanerorden an und gewann durch seine Predigten, die er an verschiedenen Orten Deutschlands hielt, den außerordentlichsten Beifall. Er starb am 16. Juni 1361 zu Straßburg. Auch er hat sich durch seinen Freimuth päpstlichen Bannfluch und Verfolgungen zugezogen. Sein Ansehen beim Volke war aber so groß, daß man sich nach seinem Tode von Wundern erzählen konnte, die an seinem Grabe geschehen seien. Jene Unschuld und Reinigkeit des ganzen Wesens, jene Innigkeit und poetische Tiefe des Gefühls, wie sie Schleiermacher, wie wir eben erwähnt haben, in einem Novalis staunend schaute und pries, muß in ihm gelebt haben. Mit einer Natur, wie Novalis, hat aber auch Tauler die entschiedenste Aehnlichkeit. Dazu gehen auch eine kleine Anzahl herzinniger geistlicher Lieder unter seinem Namen, die wir ihm nicht gern absprechen lassen möchten, und auch er hat den Weg zur Kirche und ihrer Lehre wiedergefunden. Aber jene von Eckhart übernommenen pantheistischen Vorstellungen klingen doch überall in seinen Schriften durch. Auch er verlangt, daß der endliche Geist in den unendlichen sich versenke, wenn er zu wahrem Glück und wahrem Seelenfrieden gelangen wolle. Taulers Predigten fanden eine ungemeine Verbreitung, sie wurden aber weit übertroffen von seiner „**Nachfolgung des armen Lebens Christi**“, die uns zeigt, wie seine pantheistischen Gedanken an die christliche Lehre sich wieder angelehnt hatten. Solche Gemüthstiefe, wie sie Tauler besaß, war nöthig, wenn der in äußerer Werkheiligkeit befangenen Kirche das Bild ihrer ursprünglichen Reinheit vorgehalten werden sollte. Natürlich aber finden wir es, daß Luther von ihm erbaut und ergriffen war und in ihm einen Vorgänger und Bahnbereiter anerkannte.

Als ein Schüler Eckharts gilt, obgleich dies nicht erwiesen ist, auch Heinrich der Seuse. Er ist ein Freund und Zeitgenosse Taulers, kurz nach ihm, um das Jahr 1300, in Constanz geboren. Er gehörte dem Geschlecht derer vom Berg an, nannte sich aber, was bezeichnend für die ihm mütterlicher Seits gewordene Anregung ist, nach seiner Mutter Seuse (Suso). Frühzeitig trat er in den Dominicanerorden ein und hat später, nach einem unstäten Leben, das ihn sein Eifer als Glaubensbote führen ließ, in Ulm sich aufgehalten, wo er 1366 verstarb. Auch bei ihm steht der äußere Wandel in vollster Uebereinstimmung zu seiner Lehre. Thaten der aufopferndsten Liebe wurden von ihm gepriesen, so daß er nach seinem Tode sogar als Heiliger verehrt werden konnte. Ueberhaupt galt es ihm, auch bei Anderen das sittliche Leben zu heben, auf den rechten Geist, die Liebe hinzuwirken. Immer schwebten ihm das Volk und dessen Bedürfnisse vor. Daher trat die Eckhartische Speculation, die nur Eigenthum Einzelner sein konnte, bei ihm zurück, wenn man auch in seinen Schriften die Einwirkung jenes mächtigen Geistes immer noch wiederzuerkennen vermag. Seine Schriften wurden zum ersten Mal 1482 in Augsburg gedruckt. Unter ihnen heben wir neben dem Büchlein von der ewigen Weisheit ganz besonders sein Leben hervor. Daß er dieses schreiben konnte, beweist, daß in ihm die Erkenntniß aufgetaucht war, daß zur Erweckung eines tieferen Glaubenslebens in Anderen Nichts förderlicher sein kann, als die Geständnisse und Bekenntnisse derer, welche selbst ein frommes Leben geführt haben. Man denke an das Beispiel Augustins.

Ebenfalls hieher gehört die von uns schon besprochene Schrift: Theologie deutsch, welche auf Luther großen Einfluß übte, von diesem neu herausgegeben wurde und zu dem Schönsten und Besten zählt, was diese Periode hervorgebracht hat. Ihrem Inhalte nach scheint sie dem Eckhartischen Gedankenkreis wieder näher zu stehen. Daß die großen Gedanken der Mystiker auch in der Poesie nicht unbezeugt blieben, war wohl natürlich. Seuse's ganzes Wesen ist bereits poetisch durchweht. Als Dichtungen im Geiste der Mystiker haben wir aber namentlich das Buch der sieben Grade und die Tochter von Syon anzusehen.

Da wir hier auch der Predigt gedacht haben, so dürfen wir wohl nochmals an den großen Kanzelredner Geiler von Kaisersberg erinnern, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts auch über Sebastian Brants Narrenschiff, wie wir sagten, eine Reihe Predigten hielt.

Volksbücher, Geschichte und Uebersetzungen.

Wie die Volksbücher entstanden, ist von uns oben auseinandergesetzt worden. Sie sind die letzte Stufe in dem Entwicklungsproceß, den unsere epische Poesie im Mittelalter durchlaufen hat.

Aber auch zur wirklichen Geschichtschreibung wurde in diesem Zeitraum ein Schritt näher gethan. Es ist charakteristisch, wie dieselbe bei uns sich entwickelt hat. Zuerst trat sie in lateinischem Gewande auf. Also auch sie mußte sich die Romanisirung gefallen lassen und konnte erst sehr allmählich von den fremden Fesseln sich frei machen. Römische Schriftsteller waren das Vorbild unserer Chronisten, Annalisten und Biographen seit der ersten Einführung des Christenthums und so sind auch alle wichtigeren Geschichtsdarstellungen der früheren Zeit in lateinischer Sprache abgefaßt. Daher besteht das großartige nationale Quellenwerk unserer mittelalterlichen Geschichte, die von Pertz edirten Monumenta historiae Germanicae, vorzugsweise aus lateinisch geschriebenen Schriftstücken. Im Lauf der Jahrhunderte mehren sich jedoch allmählich die deutschen Urkunden, zumal seit die großen Rechtsbücher ins Deutsche

übertragen und von dem Hohenstaufen Friedrich II. der Landfriede, oder der Mainzer Reichstagsabschied von 1236, deutsch verkündet worden war. Während also Verträge und andere politische und rechtliche Acte bereits in deutscher Prosa sich vollzogen, gab es doch nicht gleichzeitig auch allgemeine Geschichtsdarstellungen in deutscher Prosa. Auch die Geschichte sollte ihren Weg durch die poetische Form nehmen und so kam es, daß gereimte Weltchroniken früher vorhanden waren, als prosaische. In unserer vierten Periode sind in Nachahmung der maßgebend gewordenen Kaiserchronik zu der oben genannten Chronik Rudolfs von Ems noch andere poetische Darstellungen der Geschichte getreten, wie die von Hans dem Enenkel. Von einem anderen Oestreicher, Ottokar von Steiermark (von Horneck), haben wir dagegen eine gereimte östreichische Chronik, in der, was hervorzuheben ist, bereits die eigene Empfindung und Reflexion sich geltend zu machen sucht.

Die prosaisch geschriebenen Chroniken behandeln nun zumeist die Geschichte von Städten und Landschaften. Hervorzuheben ist aus dem 14. Jahrhundert die Straßburger Chronik von Fritz Closener, die Elsaßer Chronik vom Straßburger Chorherrn Jakob Twinger von Königshofen, die Limburger Chronik, aus dem 15. Jahrhundert eine Berner Chronik vom Berner Stadtschreiber Konrad Justinger und eine andere vom Berner Gerichtsschreiber Diepold Schilling, ferner eine Kölner Chronik u. a. m. Auch der Umstand, daß diese ersten prosaischen Geschichtsdarstellungen vorzugsweise von Städten ausgingen und Städten galten, beweist das damals in denselben höher entwickelte und blühende Leben, den localen Patriotismus, der diese republikanischen Gemeinwesen durchzog.

Endlich haben wir auch noch der Uebersetzungen zu gedenken. In Prosa zu übersetzen kam auch erst allmählich und zwar unter Einwirkung der Buchdruckerkunst und des Humanismus auf. Schon ist von uns auf die zahlreichen vorlutherischen Bibelübersetzungen und darauf hingewiesen worden, daß es vor Allem drei Männer waren, welche Werke der antiken und modernen Literaturen unserm Volke auf dem Weg der Uebersetzung damals zugänglich machten: Niklas von Weil, Heinrich Steinhövel und Albrecht von Eyb. Albrecht von Eyb verdanken wir nebenbei auch das vortreffliche „Ehestandsbuch“, das seine außerordentliche Belesenheit in den alten Autoren bekundet und auch eine Novelle des Boccaccio aufgenommen hat. Unter seinen Uebersetzungen ist die zweier Stücke des Plautus auszuzeichnen, der Menächmen und der Bacchiden. Es ist charakteristisch, daß von jetzt ab der Einfluß des Plautus den des Terenz fast verdrängen sollte, was sich aus dem derben Wesen der Zeit wohl erklärt. Zu beachten ist, daß auch Luther den Plautus gern studirte, den er sogar mit sich nahm, als er die Klosterzelle bezog, und daß Shakespeare ihn mit großem Glück nachgeahmt hat. Daß wir in Steinhövel den Verfasser der Uebersetzung des Decamerone von Boccaccio zu sehen haben, ist schon erwähnt worden. Außer andern Büchern, unter denen eine deutsche Chronik zu nennen ist, hat er auch noch die Fabeln des Aesop verdeutscht und auch das ist bezeichnend, denn für die äsopische Thierfabel herrschte seit dem 14. Jahrhundert eine ausgesprochene Vorliebe, die sich noch steigern sollte, so daß auch Luther äsopische Fabeln zu behandeln sich veranlaßt fand. Niklas von Weil endlich hat selbst einen Dialog Lucians, den Esel, übersetzt und so trat denn auf dem Weg der Uebersetzung auch dieser Spötter in das von Spott und Satire ganz erfüllte Jahrhundert herein. Noch dürften wir erwähnen, daß auch französische Romane seit jenen Zeiten in deutsche Prosa übertragen worden sind und zwar, was sehr merkwürdig ist, auch von hochgestellten Damen. So

hat die Prinzessin Elisabeth von Lothringen den Hug Schapler aus der französischen Chanson de geste und Eleonore von Schottland, die Gattin des Erzherzogs Sigmund von Oestreich, den im Jahre 1480 zum ersten Mal gedruckten französischen Roman von Pontus und Sidonia in deutsche Prosa übertragen. So kündigt sich denn am Ausgang des Mittelalters und an der Schwelle der Neuzeit bereits der Zug an, der unsere Literatur allmählich zu einer Weltliteratur erheben sollte: Alles, was Gutes, Schönes und Gefallendes die fremden Völker aller Zeiten hervorgebracht, durch Uebersetzung zu unserem Eigenthum zu machen. Schon damals hat das deutsche Volk begonnen die geistige Erbschaft aller Zeiten anzutreten und das erste Uebersetzervolk der Welt zu werden.

Fünfte Periode.

Zeitalter der kirchlichen Befreiung bis zum Dreißigjährigen Krieg 1618.

Wenn wir die Summa der einzelnen Erscheinungen ziehen, die wir als charakteristisch für die vierte Periode, namentlich für deren zweite Hälfte, das 15. Jahrhundert, angeführt haben, so ist das Resultat im Ganzen gewiß insofern befriedigend, als viele Momente auf eine erfreulichere Entwicklung der Zukunft hinwiesen. Ueberall kündigte sich Großes, Neues an. Der Sinn für das Heimische war in der zur Herrschaft gelangten volksthümlichen Richtung der Literatur erstarkt, von den Städten aus hatte sich ein Bildungsbedürfniß durch das Volk verbreitet, das nicht auf halbem Wege schien stehen bleiben zu wollen und durch den Humanismus kräftige Förderung erfuhr, in den Bürgern lebte ein gesunder und mannhafter Patriotismus. Die großen Fragen, Aufgaben, Probleme, welche die nächsten Jahrhunderte, bis herauf in unsere Tage, im kirchlichen, wissenschaftlichen, staatlichen Leben bringen sollten, hatten aus der Tiefe sich bereits loszuringen begonnen und da und dort an der Oberfläche des Lebens sich gezeigt. Im Reich fanden durch Maximilian I., welcher einen festen Landfrieden errichtete, das Reichskammergericht einsetzte, das Reich in zehn Kreise theilte, geordnetere Zustände Eingang, wenn auch das lobenswerthe Bestreben eines Theiles der Fürsten den Particularismus ihrer Standesgenossen und die Willkür des Kaisers wirksamer zu beschränken nicht völlig erreicht wurde. Die Städte erfreuten sich eines großen Wohlstandes, der Einzelne genoß innerhalb dieser kleinen Republiken eine verhältnißmäßig große Freiheit, fühlte sich geborgen und gehoben durch den Innungsverband, der auch ihn mit umschloß, und lernte mit Stolz und Freude ein dienendes Glied des Ganzen zu sein. Handwerk und Kunst aber reichten einander die Hand und Malerei und Bildhauerkunst erlebten einen noch nicht gekannten Aufschwung.

Dagegen erscheinen am Eingang der neuen Periode die Fürsten noch immer auf das Eifrigste bedacht nur ihre territoriale Macht zu heben, meist ohne jenen Patriotismus für das große Reich und seine Interessen, namentlich für dessen Einheit und Machtstellung, zu besitzen, der doch die Bürger innerhalb ihrer Gemeinwesen beseelte. Der milde Maximilian war alt und nach seinem Tode sollte sein Enkel Karl V. zur Regierung kommen, ein voller Spanier, durchaus undeutsch, mit allen Sinnen und Gedanken nur in Wälschland. Daneben erregte eine verweltlichte Geistlichkeit, die von Rom aus geleitet wurde, in Klöstern nnd Abteien einen großen Theil alles Grundbesitzes inne hatte, Zehnten und andere Abgaben bezog, fortwährenden Anstoß.

Von Rom aus beunruhigte der Papst Leo X., der zum Bau der Peterskirche Geld benöthigte und darum einen allgemeinen Ablaß ausgeschrieben hatte, dessen Ertrag er für die Hälfte des Gewinns an große Unternehmer verpachtete, die Gewissen aller Gläubigen. Die Bauern waren durch feudale Lasten und Leibeigenschaft in erschreckender Weise bedrückt und seufzten nach Erleichterung.

In solche Zeit, die auf der einen Seite einen ungemeinen Aufschwung in materieller und geistiger Weise, auf der andern aber noch die alten Mißstände und die alte Unfreiheit zeigte, fiel Luthers Protest gegen den päpstlichen Ablaßunfug (31. Oktober 1517). Seine 95 Thesen sind, wie ein Kirchenhistoriker sich ausgedrückt hat, wie von Engeln getragen durch Deutschland geflogen. Unter der wirksamen Mithilfe der Buchdruckerkunst bemächtigte sich in kürzester Zeit des Volkes eine Begeisterung, wie sie in dem Grade noch nie in Deutschland erlebt worden war. Diese Erregung der Geister galt zwar zunächst nur der Befreiung auf kirchlichem Gebiete, aber in jenen Augenblicken, da die erste Kunde von Luthers mannhafter That wie ein Blitz unser Vaterland durchzuckte, überkam die Besseren das Gefühl, als ob die Stunde zur Freiheit überhaupt endlich geschlagen hätte, und es mögen damals vor die entzückte und berauschte Seele die Bilder der glücklicheren Zustände getreten sein, die seitdem, leider auf allzulange, der Gegenstand des allgemeinen Hoffens bleiben sollten. In jenen Tagen und Wochen brach wirklich ein neuer Geistesfrühling in Deutschland an, auch damals wurde das Gefühl erlebt, als wäre ein Bann und Zauber endlich hinweggenommen, und ein Ulrich von Hutten durfte mit Recht ausrufen: „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben.“ Fragen wir aber, welches Gefühl damals am tiefsten und stärksten die Herzen durchdrang und erfüllte, so werden wir antworten müssen: Der nationale Sinn. Die Freude vom verhaßten Rom loszukommen war gewiß nicht weniger groß, als die Scham das unwürdige Joch und die schmachvolle Bevormundung durch eine sittenlose wälsche Geistlichkeit so lange geduldig ertragen zu haben. Jahrhunderte hindurch waren Einzelne nicht müde geworden, auf das Entehrende und Unsittliche dieses Abhängigkeitsverhältnisses hinzuweisen. Gewiß hatten schon vor Luther Viele dasselbe empfunden und auch ausgesprochen. Aber noch niemals hatte ein solches Wort wie mit einem Schlag das ganze Volk zum Bewußtsein gebracht und ihm den Entschluß zur tapfern Abwehr der fremdländischen, wälschen Knechtschaft so nachdrücklich eingeflößt. Ein Beweis, daß erst damals die Stunde der Erfüllung dessen gekommen war, was lange eine Verheißung gewesen.

Es ist aber wohl zu beachten, welche Momente bei jener so allgemeinen und so rasch ins Werk gesetzten Aufrüttelung der Geister mitgewirkt haben. Vor allen anderen die Macht und der Einfluß einer sittlichen, edlen, wahrhaft großen Persönlichkeit, die die neuen Gedanken zuerst ahnte, dann aussprach und auch verwirklichte, und die da würdig war, der ganzen Zeit den Namen zu geben, wie sie als geistige Führerin an der Spitze derselben stand und muthig ihr als leuchtendes Beispiel voranschritt. Eine solche Persönlichkeit ist der Reformator Luther. Dann aber ist es der durch und mit Luther zum Bewußtsein kommende deutsche Charakter. Wohl hatte im Hohenstaufenzeitalter Walther von der Vogelweide nicht weniger nachdrücklich den Lug und Trug der wälschen Pfaffen gegeißelt und Deutschlands Lob in immer neuen Weisen verkündet, ein Beweis, wie auch damals mit dem Ingrimm gegen Rom das deutsche Selbstgefühl sich paarte, aber seinen Worten war keine Erhebung gefolgt, die sich der Reformationsbewegung von 1517 vergleichen ließe. Und warum? Noch war dieses deutsche Selbstgefühl im Volke nicht so erstarkt, daß es ein Echo werden konnte der Zornesglut, die die Einzelnen, über der Zeit Stehenden durchflammte. Daß aber auf Luthers That und

Wort sofort, man kann sagen, fast das ganze Volk zustimmend und weitertreibend antwortete, das eben ist das große Resultat der stillen, freilich durch keine großartigen Dichtungen bezeugten, aber doch sichtbar vortretenden Arbeit jener Periode, die wir als die Vorbereitung der Neuzeit mit Recht glauben bezeichnet zu haben.

Aber hinzu kommt ein Drittes. Dieses Dritte begreift die Art und Weise, in welcher Luthers Sache ins Leben trat. Es ist neben seiner Persönlichkeit das wirklich Neue und Schöpferische, welches damals der Welt sich verkündete, ein Licht zündend, das sich nicht wieder dämpfen ließ und von dem Lenau's schöne Worte gelten:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.

Es ist die Macht der Wahrheit, welche alle Vorsichtsmaßregeln und den ganzen Strafapparat zu Schanden macht, mit welchem irdische Selbstsucht und kurzsichtiger Dünkel dem Himmelskind den Eintritt auf Erden zu wehren sucht. Es ist ganz besonders das Gefühl der Weihe, im Dienste dieser ewigen Wahrheit zu stehen, das Bewußtsein von der dem Einzelnen gewordenen Aufgabe, der Zwang, unter den die Pflicht sich freiwillig stellt, die treibende Macht der großen weltgeschichtlichen Mission, jenes ganz wunderbare Ergriffensein der Seele, da sie nicht sich mehr, sondern in sich nur Gott und sein Wort handeln und leben sieht, jener Zustand, wo der irdische Geist ahnt, das Gefäß des göttlichen, die Wohnung des Weltengeistes zu sein. Es ist, mit einem Worte, jene wahrhaft fromme Stimmung, die ihren erhabensten und doch demüthigsten Ausdruck in Luthers schlichten Schlußworten seiner Vertheidigung auf dem Reichstage zu Worms fand: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen.“

Wohl hatte solche Gesinnung bis dahin in deutscher Geschichte und zumal in solcher Situation noch nie sich bekundet. Aber das gegebene Beispiel sollte nicht verloren sein; es war ein Samenkorn, das tausendfältige Früchte trug, es war ein Licht, das allmählich in jeden finsteren Winkel drang, es war der Zauberstab, der das Wahre und Große immer neu wieder hervorzurufen vermochte. Darum haben Alle, die mit gleicher Demuth, mit gleicher Aufrichtigkeit, mit gleicher Hingabe in den Dienst der Wahrheit sich stellen, Antheil an Luthers Geist und sind seine Nachfolger und seine Schüler. Wenn wir uns also gern Protestanten heißen, so kann dies nur bedeuten, daß wir den großen Mann in den vorhin geschilderten Eigenschaften und in der dargelegten Weise seines Auftretens nachzuahmen versuchen. Der Protestantismus wird aber als ein Princip gelten können, das ewige Geltung hat und auf dem aller weltgeschichtliche Fortschritt beruht, insofern er das Bewußtsein von der geschichtlichen Mission, das sich in den Dienst Stellen der Wahrheit und aller großen die Menschenwelt bewegenden und erhebenden Ideen begreift.

Auch die Reformationsperiode, der doch ein großer Gegenstand und ein mächtiger Impuls nicht fehlte, hat es zu keiner großartigen Dichtung ersten Ranges gebracht, die ähnlich wie der Parcival oder später der Goethesche Faust die inneren Entwicklungskämpfe eines bedeutenden Individuums im Licht der ewigen Wahrheit spiegelte. Ueberhaupt hat die Dichtkunst in diesem Zeitalter die volle Classicität nicht erreicht, wie wir weiter unten noch näher auseinandersetzen werden. Aber was mehr ist, als alle Blüte der Poesie, da es seinen segensreichen Einfluß durch alle kommenden Jahrhunderte erstrecken wird, so lange unter Menschen die Erinnerung den Faden der geschichtlichen Continuität festhalten wird, das ist das geschichtliche Bild der Persönlichkeit Luthers, das wir diesem Zeitalter verdanken. Ich meine da aber nicht, daß die historische Kunst des 16. Jahrhunderts uns bereits dasselbe bis in

Von Rom aus beunruhigte der Papst Leo X., der zum Bau der Peterskirche Geld benöthigte und darum einen allgemeinen Ablaß ausgeschrieben hatte, dessen Ertrag er für die Hälfte des Gewinns an große Unternehmer verpachtete, die Gewissen aller Gläubigen. Die Bauern waren durch feudale Lasten und Leibeigenschaft in erschreckender Weise bedrückt und seufzten nach Erleichterung.

In solche Zeit, die auf der einen Seite einen ungemeinen Aufschwung in materieller und geistiger Weise, auf der andern aber noch die alten Mißstände und die alte Unfreiheit zeigte, fiel Luthers Protest gegen den päpstlichen Ablaßunfug (31. Oktober 1517). Seine 95 Thesen sind, wie ein Kirchenhistoriker sich ausgedrückt hat, wie von Engeln getragen durch Deutschland geflogen. Unter der wirksamen Mithilfe der Buchdruckerkunst bemächtigte sich in kürzester Zeit des Volkes eine Begeisterung, wie sie in dem Grade noch nie in Deutschland erlebt worden war. Diese Erregung der Geister galt zwar zunächst nur der Befreiung auf kirchlichem Gebiete, aber in jenen Augenblicken, da die erste Kunde von Luthers mannhafter That wie ein Blitz unser Vaterland durchzuckte, überkam die Besseren das Gefühl, als ob die Stunde zur Freiheit überhaupt endlich geschlagen hätte, und es mögen damals vor die entzückte und berauschte Seele die Bilder der glücklicheren Zustände getreten sein, die seitdem, leider auf allzulange, der Gegenstand des allgemeinen Hoffens bleiben sollten. In jenen Tagen und Wochen brach wirklich ein neuer Geistesfrühling in Deutschland an, auch damals wurde das Gefühl erlebt, als wäre ein Bann und Zauber endlich hinweggenommen, und ein Ulrich von Hutten durfte mit Recht ausrufen: „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben.“ Fragen wir aber, welches Gefühl damals am tiefsten und stärksten die Herzen durchdrang und erfüllte, so werden wir antworten müssen: Der nationale Sinn. Die Freude vom verhaßten Rom loszukommen war gewiß nicht weniger groß, als die Scham das unwürdige Joch und die schmachvolle Bevormundung durch eine sittenlose wälsche Geistlichkeit so lange geduldig ertragen zu haben. Jahrhunderte hindurch waren Einzelne nicht müde geworden, auf das Entehrende und Unsittliche dieses Abhängigkeitsverhältnisses hinzuweisen. Gewiß hatten schon vor Luther Viele dasselbe empfunden und auch ausgesprochen. Aber noch niemals hatte ein solches Wort wie mit einem Schlag das ganze Volk zum Bewußtsein gebracht und ihm den Entschluß zur tapfern Abwehr der fremdländischen, wälschen Knechtschaft so nachdrücklich eingeflößt. Ein Beweis, daß erst damals die Stunde der Erfüllung dessen gekommen war, was lange eine Verheißung gewesen.

Es ist aber wohl zu beachten, welche Momente bei jener so allgemeinen und so rasch ins Werk gesetzten Aufrüttelung der Geister mitgewirkt haben. Vor allen anderen die Macht und der Einfluß einer sittlichen, edlen, wahrhaft großen Persönlichkeit, die die neuen Gedanken zuerst ahnte, dann aussprach und auch verwirklichte, und die da würdig war, der ganzen Zeit den Namen zu geben, wie sie als geistige Führerin an der Spitze derselben stand und muthig ihr als leuchtendes Beispiel voranschritt. Eine solche Persönlichkeit ist der Reformator Luther. Dann aber ist es der durch und mit Luther zum Bewußtsein kommende deutsche Charakter. Wohl hatte im Hohenstaufenzeitalter Walther von der Vogelweide nicht weniger nachdrücklich den Lug und Trug der wälschen Pfaffen gegeißelt und Deutschlands Lob in immer neuen Weisen verkündet, ein Beweis, wie auch damals mit dem Ingrimm gegen Rom das deutsche Selbstgefühl sich paarte, aber seinen Worten war keine Erhebung gefolgt, die sich der Reformationsbewegung von 1517 vergleichen ließe. Und warum? Noch war dieses deutsche Selbstgefühl im Volke nicht so erstarkt, daß es ein Echo werden konnte der Zornesglut, die die Einzelnen, über der Zeit Stehenden durchflammte. Daß aber auf Luthers That und

Wort sofort, man kann sagen, fast das ganze Volk zustimmend und weitertreibend antwortete, das eben ist das große Resultat der stillen, freilich durch keine großartigen Dichtungen bezeugten, aber doch sichtbar vortretenden Arbeit jener Periode, die wir als die Vorbereitung der Neuzeit mit Recht glauben bezeichnet zu haben.

Aber hinzu kommt ein Drittes. Dieses Dritte begreift die Art und Weise, in welcher Luthers Sache ins Leben trat. Es ist neben seiner Persönlichkeit das wirklich Neue und Schöpferische, welches damals der Welt sich verkündete, ein Licht zündend, das sich nicht wieder dämpfen ließ und von dem Lenau's schöne Worte gelten:

> Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
> Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
> Mit Purpurmänteln oder dunklen Kutten.

Es ist die Macht der Wahrheit, welche alle Vorsichtsmaßregeln und den ganzen Strafapparat zu Schanden macht, mit welchem irdische Selbstsucht und kurzsichtiger Dünkel dem Himmelskind den Eintritt auf Erden zu wehren sucht. Es ist ganz besonders das Gefühl der Weihe, im Dienste dieser ewigen Wahrheit zu stehen, das Bewußtsein von der dem Einzelnen gewordenen Aufgabe, der Zwang, unter den die Pflicht sich freiwillig stellt, die treibende Macht der großen weltgeschichtlichen Mission, jenes ganz wunderbare Ergriffensein der Seele, da sie nicht sich mehr, sondern in sich nur Gott und sein Wort handeln und leben sieht, jener Zustand, wo der irdische Geist ahnt, das Gefäß des göttlichen, die Wohnung des Weltengeistes zu sein. Es ist, mit einem Worte, jene wahrhaft fromme Stimmung, die ihren erhabensten und doch demüthigsten Ausdruck in Luthers schlichten Schlußworten seiner Vertheidigung auf dem Reichstage zu Worms fand: „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen."

Wohl hatte solche Gesinnung bis dahin in deutscher Geschichte und zumal in solcher Situation noch nie sich bekundet. Aber das gegebene Beispiel sollte nicht verloren sein; es war ein Samenkorn, das tausendfältige Früchte trug, es war ein Licht, das allmählich in jeden finsteren Winkel drang, es war der Zauberstab, der das Wahre und Große immer neu wieder hervorzurufen vermochte. Darum haben Alle, die mit gleicher Demuth, mit gleicher Aufrichtigkeit, mit gleicher Hingabe in den Dienst der Wahrheit sich stellen, Antheil an Luthers Geist und sind seine Nachfolger und seine Schüler. Wenn wir uns also gern Protestanten heißen, so kann dies nur bedeuten, daß wir den großen Mann in den vorhin geschilderten Eigenschaften und in der dargelegten Weise seines Auftretens nachzuahmen versuchen. Der Protestantismus wird aber als ein Princip gelten können, das ewige Geltung hat und auf dem aller weltgeschichtliche Fortschritt beruht, insofern er das Bewußtsein von der geschichtlichen Mission, das sich in den Dienst Stellen der Wahrheit und aller großen die Menschenwelt bewegenden und erhebenden Ideen begreift.

Auch die Reformationsperiode, der doch ein großer Gegenstand und ein mächtiger Impuls nicht fehlte, hat es zu keiner großartigen Dichtung ersten Ranges gebracht, die ähnlich wie der Parcival oder später der Goethesche Faust die inneren Entwicklungskämpfe eines bedeutenden Individuums im Licht der ewigen Wahrheit spiegelte. Ueberhaupt hat die Dichtkunst in diesem Zeitalter die volle Classicität nicht erreicht, wie wir weiter unten noch näher auseinandersetzen werden. Aber was mehr ist, als alle Blüte der Poesie, da es seinen segensreichen Einfluß durch alle kommenden Jahrhunderte erstrecken wird, so lange unter Menschen die Erinnerung den Faden der geschichtlichen Continuität festhalten wird, das ist das geschichtliche Bild der Persönlichkeit Luthers, das wir diesem Zeitalter verdanken. Ich meine da aber nicht, daß die historische Kunst des 16. Jahrhunderts uns bereits dasselbe bis in

alle einzelnen Züge fertig und den höchsten Anforderungen der Kunst entsprechend hinterlassen hätte. Dies ist so wenig der Fall, als wir uns rühmen dürfen diese Aufgabe vollständig gelöst zu haben. Aber wir haben doch für die Lebensgeschichte des Helden der Reformation ein quellenmäßiges Material erhalten, wie es bis dahin für eine große Persönlichkeit der Geschichte nicht geboten war, und nicht zum geringsten wird dieser Reichthum an Urkunden der Buchdruckerkunst gedankt. Wir haben Luthers sämmtliche Schriften, seine wissenschaftlichen Abhandlungen und dichterischen Erzeugnisse, seine Streitschriften und Predigten, Uebersetzungen und Commentare, Lehrbücher, Verträge und organisatorischen Entwürfe, wir haben fast noch alle seine Briefe, und pietätsvolle Freunde sind bemüht gewesen uns in seinen Tischreden selbst die Gespräche aufzubewahren, mit denen er seine Tafel zu würzen pflegte. Getrost darf man behaupten, durch dieses großartige urkundliche Material, welches man bald, und es war dies keine geringe Mühe, in diplomatisch zuverlässige Gesammtausgaben zu vereinigen suchte, deren wir bis auf unsere Tage eine stattliche Reihe zählen, ist zu einer wahrhaften geschichtlichen Behandlung eingeladen, und da Luther der größte Mann unserer Geschichte ist, nicht etwa blos des 16. Jahrhunderts, so hat das Interesse an seiner Entwicklung geradezu den geschichtlichen Sinn herausgefordert und großgezogen. Mit den für Alle klar und offen und ausreichend fließenden Quellen der Lebensgeschichte Luthers ist aber jenes mythische Halbdunkel verscheucht, das zum Theil noch über den großen geschichtlichen Personen des Mittelalters lag. Das Licht, in welchem der historische Luther steht, das ist das Licht der mit ihm und durch ihn zum Durchbruch gekommenen Neuzeit. Nicht blos die geographischen Entdeckungen und die Anfänge zu einer wirklichen Naturbeobachtung, die allerdings auch in die Lebenszeit Luthers hineinfallen, haben das Mittelalter zum Abschluß gebracht und der Romantik den Todesstoß gegeben, Luthers Leben und Wirken, das Licht, welches er neu entzündete, das Licht, mit welchem er alle höchsten und wichtigsten Fragen beleuchtete, das Licht, in welchem er selbst von Anfang an da stand, haben vor allen anderen Dingen das Ende der mittelalterlichen Phantastik und Traumwelt herbeigeführt.

Wir vermessen uns nicht, innerhalb eines so engen Rahmens, als ihn unsere Betrachtung der deutschen Literatur bietet, eine irgend wie genügende Uebersicht über seinen Lebensgang geben zu wollen. Aber auf einige Momente, die gerade von unserem Standpunkt aus von Belang sind, wollen wir doch aufmerksam machen. Es ist zumal von Gustav Freytag, dem wir einen vortrefflichen Artikel über Luther verdanken, darauf hingewiesen worden, daß das Leben des Reformators, wie die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, dreigetheilt uns erscheint. „Im Anfange bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwang der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmählich Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Action, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Vielen, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einem Mann. Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar, auch die Seele des Volkes ist endlich und vor dem Ewigen eine Persönlichkeit, aber dem Einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann

zwingt die logische Consequenz seiner Gedanken und Handlungen, alle Geister seiner eigenen Thaten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unablässiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in seinem Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaction der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehreren Seiten, in verschiedener Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es krystallisirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer ist der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden. So auch bei Luther. Von diesen Perioden aber reichte die erste bis zu dem Tage, an welchem er die Theses anschlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu seinem Tode und zum Beginn des schmalkaldischen Krieges."

Nach diesen Auseinandersetzungen durfte Freitag wohl behaupten, daß das Leben Luthers den Eindruck einer erschütternden Tragödie mache, sobald man die Hauptmomente desselben zusammendrängt. Mit Recht erheben wir also dieses Leben über jegliches Gedicht, das dieser Zeitraum uns geschenkt. Aber uns erscheint es, gerade innerhalb jener drei Perioden, als ein Gedicht, in dem alle großen Dichtungsformen, die uns immer nur als Spiegelbilder der verschiedenen Lebensformen und Welt- und Lebensauffassungen gegolten haben, zu einem wundersamen Ganzen sich zusammenschließen. So ist seine Jugend- und Entwicklungszeit vorzugsweise lyrisch. Sie ist die Zeit auf- und abwogender Gefühle und Stimmungen, erfüllt von stillem Sehnen und mächtigem Hoffen, durchschauert von tiefster Andacht, gläubigster Anbetung und unterwürfigster Hingebung. Daneben bei aller jugendlichen Fröhlichkeit, bei Gesang und Saitenspiel, ein stetes Ringen des inneren Menschen, der über sich und seine Stellung zu allen großen Fragen des Erdendaseins Aufschluß sucht und Betrachtungen auf Betrachtungen häuft. Dann wieder durchaus tragisch, als dem Jüngling der Freund durch den Tod von der Seite gerissen wird, als er in der Angst seiner Seele Eintritt in ein Kloster gelobt, dort Entsühnung in äußerer Werkheiligkeit und Entsagung in der Ausübung der niedrigsten Geschäfte, und Beruhigung im heißesten Gebet zu Gott erstrebt und doch in die bitterste Collision der Pflichten, durch seine Entzweiung mit dem so strengen Vater geräth, der vom Mönchsleben des Sohnes nichts wissen will. Sie ist eine Zeit innerer Sammlung und Vorbereitung, in welcher er die Waffen stählt zu seinem späteren Kampf und endlich durch Staupitzens liebevolles Zureden und im Studium der heiligen Schrift, Augustins und Taulers die innere Ruhe und Sicherheit gewinnt, mit welcher er getrost in den Kampf des Lebens eintreten darf. Sie ist der Weg zu jenem seltenen Verkehr einer Seele mit ihrem Schöpfer, zu jenem unablässigen Gedankenaustausch mit seinem Gott, in welchem dieser ihm so nahe wird, wie der nächste Freund und er die festeste Gewißheit gewinnt: er verläßt mich nicht, ich stehe in seinem allmächtigen Schutz. Dann folgt eine Periode, die uns voll und ganz den Helden schildert, wie ihn die wahre Epik voraussetzt. Luther steht an der Spitze seines Volkes, er weiß sich eins mit demselben, von seinem Beifall wird er wie im Sturm von That zu That getrieben; mächtig ist seine Rede und scharf seine Satire. Das ist die Zeit, welche den erfreulichsten Anblick bietet und die auch immer wieder das meiste Interesse erweckt. Aber nun beginnt die große Lebenstragödie, der Conflict mit den historischen Gegebenheiten, die sich nicht durch das Wort und den Willen eines Einzigen kurzweg beseitigen lassen, und die aus dem Charakter erwachsene, offen übernommene Mission drängt dämonisch vorwärts. Er muß weiter gehen, als

er ursprünglich gewollt und auch nur geahnt; er muß vollständig brechen mit der römischen Kirche. Daneben sieht er seine Absicht, selbst von den Seinigen, mißverstanden und muß wehren und dämmen, daß nicht die von Andern fortgeführte Bewegung sein Werk zu Schanden mache. Er muß aus der Freiheit und der Weite des Strebens und des Standpunkts einkehren in die Enge. Er, der das Werk fremder Hände eingerissen, muß nun selbst bauen, auf sein Gewissen hin die Auslegung der heiligen Schrift, die Feststellung der Hauptartikel seiner Lehre unternehmen, muß ihr einen Abschluß geben, früher als ihm wohl selbst lieb; gegen befreundete Mitstrebende, die demselben Ziel zueilen, mit einer Schärfe auftreten wie gegen seine bittersten Feinde und in dem ihm angeborenen Starrsinn in die neue deutsche Kirche die Fackel der Zwietracht werfen. Und durch alle diese inneren Nöthe und Conflicte durch bewahrt er das hehre Gottvertrauen, in dessen Erwerb die geistige Entwicklung seiner Jugend gipfelte, und er läßt seine fromme Stimmung, seinen unerschütterlichen Glauben in immer neuen Weisen, in Liedern ausklingen, die zu echten Volksliedern geworden sind. Je ärger es draußen stürmt, desto sicherer und ruhiger weiß er sich im Schoße seiner Familie, und er giebt der Welt das Vorbild einer wahrhaft christlichen und doch echt deutschen Ehe und Hausstandes und läßt so die Idylle des Lebens in der Tragik desselben nicht untergehen. Im engsten Verkehr lebt er mit den Freunden und er dankt es seinem Gotte, daß er ihm in Melanchthon, dem zweiten Humanisten der Zeit, dem ebenso frommen und milden, als gelehrten Manne, den Genossen und Mithelfer an seinem Werke zur Seite gestellt hat, dessen er so benöthigt war, und die Welt erlebte wieder einmal das Beispiel einer Freundschaft, wie sie nur unter den Größten unseres Geschlechtes möglich ist und dann immer sich wiederholte, wenn das Größte im Leben unseres Volkes nach Dasein und Gestalt rang. Bei aller Arbeit und im Drang der mannichfachsten und ermüdendsten Geschäfte bewahrt er aber jenen köstlichen Humor, der ihm so herrlich ansteht und der seines Gleichen nicht hat. Von ihm zeugen besonders seine Tischreden. Dieser Humor ist wohl, wie alles Große in seinem Wesen, ursprünglich auch eine Mitgabe seiner Natur gewesen, aber er hat sich in dieser Form erst allmählich bei ihm entwickelt. Witz hatte er zu allen Zeiten, der Witz aber mußte sich, als er sich von Kämpfen aller Art umstürmt sah, zur Satire zuspitzen. Seit er aber den vollen Frieden der Seele erworben, da mußte er, sobald die äußeren Stürme einen Moment des Aufathmens zuließen, auch dem Humor wieder die vollen Zügel schießen lassen. Und welche Kraft und welchen Reichthum der Sprache, aber auch welche Derbheit entwickelte er in solchen Augenblicken. Dieser Humor half, daß bei ihm sich nicht die elegische Stimmung ganz festsetzte. Denn, wie aller geschichtliche Verlauf, so mußte auch sein Leben elegisch stimmen, ist doch die Weltgeschichte vom Ideal aus gemessen, die große Elegie des Erdenlebens. Daß er aber weniger auf das sah, was ihm zu erreichen nicht möglich war, als auf das, was ihm gelungen und was doch des Ruhmes aller Zeiten werth ist, das war eine Frucht seines Humors.

Es ist schwer von Luthers Persönlichkeit wegzukommen, die so anziehend ist, wie kaum eine andere und von der man viel sagen kann, ohne sie doch erschöpfen zu können. Wollen wir aber in Kürze mittheilen, was sein Streben war, als er auf der Höhe des Lebens stand, im glücklichsten Gefühl seiner Mission, als auch das nationale Bewußtsein in ihm am stärksten lebte, da müssen wir auf seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation näher eingehen. Gerade vom Adel und der Ritterschaft aus war Luther, gleich von seinem ersten Auftreten gegen Rom an, freudiges Entgegenkommen zu Theil geworden. Franz von Sickingen, der ein Schild war jedem Unterdrückten, und Ulrich von Hutten, der unstete Ritter

und trotzige Humanistenpoet, der gewiß den Verfassern der berüchtigten Briefe der Dunkelmänner (epistolae obscurorum virorum) nahe stand, hatten sich an die Spitze der Bewegung gestellt, Luther Schutz und Unterstützung angeboten und dieser hoffte von dem Adel, als dem echten Repräsentanten des deutschen Volkes, in den er aber auch den jungen Kaiser und die einzelnen deutschen Fürsten mit inbegriff, die mächtigste Förderung seiner Sache. In jener Schrift nun, mit der er sich direct an den deutschen Adel wandte, wollte er seine Ansicht über des „christlichen Standes Beßrung" auseinander setzen. Sein Hauptanliegen, war ihm zunächst in größter Schärfe zu zeigen, daß für die Reformation von den Päpstlichen und der römisch gesinnten Partei, die sich mit einer dreifachen Mauer gegen alle Neuerung verschanzt halte, Nichts zu erhoffen sei. Denn berufe man sich ihnen gegenüber auf die weltliche Gewalt, so heiße es: „Die geistliche Gewalt ist größer." Halte man ihnen die heilige Schrift entgegen, so kämen sie mit der Ausflucht: „Nur der Papst kann sie auslegen." Dringe man auf ein Concilium, so werde eingewendet: „Nur der Papst kann es berufen und regieren." Diese Auseinandersetzung mußte doch Jedermann, der offene Augen hatte, davon überzeugen, daß von Rom und dem Papste aus nie und nimmer eine Besserung in den deutschen Verhältnissen zu erwarten war. Also müßte die Nation sich selbst helfen; damit dies in legaler Weise geschehe, müßten die Fürsten, vom Kaiser bis zum Adel herab, mit der Reformirung der deutschen Zustände selbst vorgehen, sie müßten an die Aufbesserung derselben selbst Hand anlegen. Damit sie aber dies in rechter Weise könnten, erachtete es Luther für angemessen, die Hauptpunkte zu präcisiren, auf die es bei diesem Reformwerke ankomme. Und die Auseinandersetzung, welche er nun folgen läßt, zeigt, wie allseitig und tief er in die Erkenntniß des Lebens eingedrungen war, daß aber die Deutschen ein Recht dazu hätten, die Reformation selbst in die Hand zu nehmen, erwies er damit, daß in der Kirche nicht die päpstliche Autorität gelten könne, sondern nur die Souveränität der christlichen Gemeinde, da jeder Christ geistlichen Standes sei. Und nun verlangt er — wir folgen der Zusammenstellung H a s e ' s —: „Beschränkung der Ueppigkeit des päpstlichen Hofes; Sicherheit gegen die Aussaugung des deutschen Volkes durch römische Habgier; freie Besetzung der deutschen Kirchenämter mit Deutschen; Entscheidung der Processe vor deutschem Gericht; Aufhebung des knechtischen Eides der Bischöfe; Abthun der weltlichen Gewalt des Papstes, soweit sie auf erlognen Schenkungen und Anmaßungen beruht; Beschränkung der Bettelmönche; Zurückführung der Klöster auf ihre alte Bestimmung christliche Schulen zu sein; Aufhebung des erzwungenen Cölibats; Aussöhnung mit den Böhmen auf billige Bedingungen; Abstellung des canonischen Rechts, des Abgottes Aristoteles und des Götzendienstes der Heiligen; endlich Beßrung des akademischen Studiums und Volksunterrichts."

Es ist leicht zu sehen, daß Luther in seiner Schrift Forderungen aufgestellt hat, an deren Verwirklichung alle kommenden Zeiten mit gearbeitet haben und die theilweise heute noch nicht vollständig durchgeführt sind. So ist er gerade der Prophet der Zukunft Deutschlands und seiner einstmaligen Machtstellung geworden. Fragen wir aber, welchen Einfluß er auf die Hebung unserer Literatur gehabt hat, so müssen wir auf folgende Punkte hinweisen. Sie werden zeigen, daß Deutschlands Aufgang und Aufschwung auch nach dieser Seite auf ihn zurückzuführen und seine Einwirkung heute noch nicht erloschen ist.

Luther ist erstlich der S c h ö p f e r u n s e r e r h e u t i g e n n e u h o c h d e u t s c h e n S c h r i f t s p r a c h e, namentlich durch seine, in Rücksicht des echt deutschen Gepräges unübertroffen gebliebene Bibelübersetzung. Sie ist geradezu ein V o l k s b u c h geworden, ist als solches fast in alle Hände des protestantisch gewordenen Theiles der deutschen

Bevölkerung gekommen, und seit mehr als drei Jahrhunderten haben Hoch und Niedrig, die Gebildeten und die einfachsten Leute aller Stände Trost und Erquickung aus ihr gewonnen. Ein besseres Volksbuch, ein Buch, das werthvoller, umfassender, großartiger wäre, zumal als Offenbarung der ewigen göttlichen Weltordnung, als das wirkliche Weltgericht in der Weltgeschichte, also ein Buch, das mehr auf der höchsten geschichtlichen Auffassung ruhte, besitzt kein heidnisches Volk und hat es nie besessen. Welches andere Buch führt uns die Geschicke der Völker, die Thaten der Fürsten, die Handlungen der Einzelnen, in einfacherer Sprache, und doch so wahr und treu vor, oder mißt strenger am Worte Gottes, an seinem Gebot, d. h. an der höchsten Aufgabe des Menschengeschlechts, alle Geschehnisse auf Erden, welche andere Geschichtsdarstellung hält die Heranbildung der gesammten Menschheit zu demselben glücklichen Ziel immer so vor Augen, welches andere bringt uns die Lebens- und Leidensgeschichte dessen, der Gottes wahrhaftiger Sohn war und uns das wahre Vorbild eines Menschen geworden ist, welches andere Buch schlüge so mannichfaltige Töne an, vom erhabensten dichterischen Dithyrambus herab bis zur einfachsten und naivsten Prosaerzählung? Goethe hatte wohl ein Recht der Bibel unter den drei größten Büchern der Welt die erste Stelle einzuräumen. Und die deutsche Bibel Luthers ist nun das Buch geworden, an dem namentlich die Jugend der drei letzten Jahrhunderte immer neu sich heranbildete. Unsere größten Dichter, Goethe und Schiller, sind tief in ihren Geist eingedrungen und haben Luthers Sprache sich zu eigen zu machen gewußt, wie wir schon früher angedeutet haben. Gewiß wandelt aber das Geschlecht nicht auf den rechten Bahnen, das in seiner Bibelvertrautheit einem Goethe und Schiller nachsteht. Und welches großartigen Genusses begiebt sich derjenige, der von ihrem Inhalt keine oder eine nur sehr geringe Kenntniß hat. Sprechen wir es hier offen aus: Die vollendetsten Schöpfungen der Malerei und der Musik bleiben ihm ewig ein Geheimniß. Ein solcher Mensch geht aus dem Leben, ohne das Schönste, was es auf Erden giebt, kennen gelernt und mit leiblichen Augen geschaut zu haben. Jene italienischen Malerschulen, deren wir schon im vorigen Zeitraum gedachten und die seit dem beginnenden 15. Jahrhundert die Kunst allmählich bis zu einer erstaunlichen Höhe gebracht haben, haben ihren Schöpfungen vorzugsweise biblische Stoffe zu Grunde gelegt. Und die Musik hat in ihren größten Meisterwerken stets an biblische Erzählungen sich angeschlossen. Wunderbar aber ist es, daß in derselben Epoche, da Luther die Bibel deutsch dem Volke in die Hand gab, Raphael, Leonardo da Vinci u. A. dem italienischen Volke, dem die römische Geistlichkeit den Text der heiligen Schrift vorenthielt, durch den Griffel und die Farbe die heilige Geschichte in entzückenden Bildern vor die Augen führten. In den poesielosen und buchstabenbefangenen Zeiten der nächsten Periode aber hat ein J. Seb. Bach mit seiner Passionsmusik das Herz und den innersten Sinn wieder erschlossen und die wahre Poesie in der Musik wieder geboren. Um aber auf Luthers Sprache zurückzukommen, so glauben wir, daß dieselbe noch lange nicht genügend erforscht ist. Noch liegen, auch in seinen zahlreichen anderen Schriften, große Schätze verborgen, die gehoben sein wollen. Wer staunt da nicht über die Sprachgewalt, die dieser eine Mann besessen.

Dieser selbe Luther, in welchem der Geist unserer Sprache lebendig war, wie seitdem in keinem Anderen, hat nun auch der deutschen Sprache zuerst in wissenschaftlichen Abhandlungen und Darstellungen aller Art ihr Recht widerfahren lassen. Zwar hat auch er, nothgedrungen, um der römischen Gegner willen, und um seiner Sache, die wesentlich sofort einen internationalen Charakter annahm, die möglichste Verbreitung unter den übrigen Völkern zu sichern,

Vieles noch lateinisch geschrieben, wie sein großer Freund Melanchthon leider Alles lateinisch geschrieben hat, aber sein Beispiel hat doch bewiesen, daß die deutsche Sprache zur Behandlung gelehrter Gegenstände durchaus nicht etwa weniger als die lateinische sich eigne und daß, was besonders hervorgehoben werden muß, ein Gelehrter an und für sein Volk nie anders als in der Muttersprache schreiben sollte. Leider aber hat doch Luthers Vorgang nicht die Nachahmung gefunden, die er verdient, und selbst in den gelehrten Schulen die deutsche Sprache lange keinen Eingang finden können, auf welchen Umstand wir nochmals zurückkommen werden. So konnte es geschehen, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts einem gesinnungstüchtigen Manne, wie Christian Thomasius, das Verdienst vorbehalten blieb, die deutsche Sprache in die gelehrte Abhandlung neu wieder einzuführen. Erst in diesem Jahrhundert aber hat der deutsch geführte Unterricht in unsern Schulen Fortschritte gemacht und die Universitäten, wenigstens für einzelne Disciplinen, sich entschlossen auch die deutsche Sprache in den Prüfungsarbeiten zuzulassen.

Dies führt uns auf ein Drittes, worin Luthers Verdienst um die weitere Entwicklung unseres Vaterlandes sich nicht weniger deutlich zeigt. Alle Völker sind einstimmig darin, daß unsere Schulen die aller übrigen Völker übertreffen. Diese Schulen sind wesentlich eine Schöpfung Luthers und seiner nächsten Freunde, namentlich Melanchthons, der sich um des willen geradezu den Namen des Lehrers Deutschlands, des praeceptor Germaniae, erworben hat. Die Neuordnungen der meisten älteren protestantischen Gymnasien gehen auf die Reformation zurück. Wenn nun auch diese Gymnasien und entsprechend die Universitäten das Lateinische mehr als billig in den Vordergrund gestellt haben, so bleibt zweierlei doch entschieden das Verdienst dieser Schulen. Einmal, daß sie den protestantischen Sinn gepflegt, also die eigentlichen Bewahrerinnen der lutherischen Lehre geworden, das Volk für dieselbe erzogen und durch dieselbe auch die sittliche Erziehung der Jugend gefördert haben. Dann aber, daß sie allein die wirklichen Seminare der Wissenschaft, die Pflanzstätten eines streng und methodisch geschulten, wissenschaftlichen Geisteslebens geworden sind. So beruht denn in der That unser höheres Geistesleben von der Reformation bis auf unsere Tage auf den protestantischen Schulen. Mit besonderer Achtung aber müssen wir der Männer gedenken, die im Reformationszeitalter um die weitere Ausbildung des Schulwesens sich verdient gemacht haben, vor Allen eines Valentin Trotzendorfs und Joh. Sturms. Wenn diese Schulmänner Methodisches zum Theil auch den Jesuiten entlehnten, die in wohlverstandenem Interesse bald alles Gewicht auf ihre Schulen legten, so ist ihnen daraus kein Vorwurf zu machen.. Recht deutlich aber haben sowohl die Reformatoren als ihre nachmaligen Gegner es gefühlt und merken lassen, daß, wer die Zukunft haben will, der Schulen sicher sein muß.

Wenn nun auch diese Schulen, unter Abspiegelung der jeweiligen Zeitströmungen, das Hauptgewicht zu stark auf den Buchstaben und eine blos äußerliche Zucht und Sitte gelegt haben, immerhin ist doch die wahre, freie, ihres Namens allein würdige Wissenschaft aus ihnen hervorgegangen. Und wenn auch Luther später vielleicht um so nachdrücklicher auf die äußere Kirchenform und den Wortlaut der von ihm selbst mit festgestellten Bekenntnisse gehalten hat, je weniger nachdrücklich er dies in dem kurzen Zeitraume thun mochte, da sich ihm die Ueberzeugung von dem Abfall von Rom als Nothwendigkeit aufdrängte, das Princip, das einstmals in ihm gewirkt und das ihn auf die vom Volke so begeistert begrüßte Bahn freier, gesinnungstreuer That geführt hat, ist nie wieder zu vernichten gewesen und wird fortwirken und lebendig bleiben durch alle Geschichte. Aus diesem Princip, aus dem mit ihm geborenen Geist ist alles Große geflossen, was in unserem Volke in Dichtung und Wissenschaft und Kunst

Dasein gewonnen. Und stets ist auch wieder die allgemeine Begeisterung dann am größten gewesen, wenn dieses Princip am reinsten zur Erscheinung kam. So geht denn, wie wir schon früher andeuteten, auch die im 18. Jahrhundert erlebte Blüte unsrer Wissenschaft und Dichtung auf Luther, als ihren wahren Begründer zurück. Nicht zufällig aber war es, daß dieses große lutherische Princip, das Princip des strengsten Wahrheitsdienstes, in einem Manne, in dem Alle Luthers Geist anerkannten und verehrten, in Lessing, erst wieder lebendig geworden sein mußte, ehe unsere Poesie und mit ihr unsere Philosophie den die Welt entzückenden Aufschwung nehmen konnten.

Obgleich nun die Einwirkung Luthers auf die Entwicklung unserer Literatur so mächtig und segensreich gewesen ist, hat es gleichwohl das Reformationszeitalter zu keiner wirklichen Blüte der Dichtkunst bringen können, hat die Dichtkunst damals keine zweite klassische Periode erlebt und ist die Frucht der in jenem Jahrhundert ausgestreuten Saat auf literarischem Gebiet voll und ganz erst im achtzehnten aufgegangen. Das 16. Jahrhundert bis zum dreißigjährigen Krieg hin trägt dagegen im Wesentlichen noch die Züge des funfzehnten, nur daß durch die Reformation ein neuer Lebensinhalt in die Literatur eingeführt wurde, der im aufblühenden Kirchenlied, in der Satire und sonst noch sich abspiegelte. Im Uebrigen ging man auf der schon früher beschrittenen Bahn weiter, hielt im Ganzen die volksthümliche Richtung fest, erfreute sich, wie früher, am Derben, entwickelte einzelne literarische Zweige, wie die Geschichtsschreibung, sorgfältiger, blieb aber von der Ahnung des wahren Schönheitsideales eben so fern, als im vorigen Zeitalter. Wir sind deshalb wohl berechtigt zu fragen, wie es gekommen ist, daß, obgleich doch nun damals ein wahrhaft großer Gegenstand, unter einer fast allgemeinen nationalen Erhebung, die Gemüther ergriffen hatte, die Literatur sich nicht dem entsprechend entwickelt hat. Hier haben wir aber auf eine Reihe Momente aufmerksam zu machen, deren Einfluß zum größten Theil sich auch noch auf die folgende Periode hin erstreckte.

Was, müssen wir aber zunächst fragen, wäre wohl aus Deutschland geworden, wenn es damals einen Kaiser gefunden hätte, der an die Spitze der neuen Bewegung sich gestellt, ja wenn nur an Stelle des durch und durch undeutschen Karls V., der die selbstsüchtigste Politik verfolgte und dem Spanien und Italien mehr am Herzen lagen, als Deutschland, der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise, dem die Kaiserkrone noch vor dem spanischen Karl angeboten worden war, den deutschen Kaiserthron bestiegen hätte. Es erfüllt mit tiefstem Schmerz diese Frage sich in allen ihren Consequenzen zu beantworten.

Je eifriger der Kaiser Karl V. im Bunde mit dem Papste die Reformation bekämpfte, um so mehr waren Luther und seine Anhänger gezwungen, bei den ihrer Sache günstigen Fürsten Schutz und Unterstützung zu suchen, und mit einer gewissen Nothwendigkeit mußte sich aus diesem Umstande das landesfürstliche Episkopat entwickeln, welches seiner Seits wieder zur Stärkung der fürstlichen Gewalt überhaupt führte und den Absolutismus befördern half, der seinen Propheten damals bereits im Italiener Machiavelli, dem Verfasser des berühmten Buches vom Fürsten, gefunden und später durch das Beispiel des französischen Königs Ludwigs XIV. die schärfste und verführerischste Illustration erhalten sollte. Deutschland hat unter diesen unseligen Verhältnissen, die es zu keiner wirklichen Volkskirche kommen ließen, der Feindschaft zwischen dem Kaiser und den protestantischen Fürsten einen immer unversöhnlicheren Charakter gaben und sogar dahin führten, daß man mit den französischen Königen zu pactiren und deren Hilfe gegen das Versprechen von Reichsland sich zu sichern nicht scheute, auf das furchtbarste gelitten. Melanchthon

und andere wohlmeinende Patrioten haben die traurigen Folgen dieser Zerrüttung klar vorausgesehen.

In diese schweren Zeiten hinein fällt nun auch die immer drohender auftretende Gefahr vor der Ausbreitung der Türkenherrschaft im Südosten, welche Gefahr zeitweilig doch aber auch das Gute hatte, Fürsten und Kaiser zu nöthigen, sich besser zu vertragen. Schwerer als diese Kriegsnoth wog aber der Umstand, daß unsere freien Reichsstädte, die zeither den großen Durchgangshandel in ihren Händen gehabt hatten, allmählich diesen in Folge der neuen Weltverhältnisse verloren, die Binnenstädte, weil die Waaren nach dem Norden nicht mehr den Weg durch Deutschland nahmen, und die Hansa, weil die nordischen Reiche mittlerweile mächtig sich entwickelt und dem deutschen Handel eine gefährliche Concurrenz bereitet hatten. So mußte die Kraft jener kleinen Republiken, die der Sitz der Freiheit und des echten bürgerlichen Gemeinsinns gewesen waren, schließlich erlahmen, Deutschland aber völlig an den Rand des Abgrundes geführt werden, als nun auch noch der dreißigjährige Krieg, als die Folge des zu straff gespannten Gegensatzes zwischen Fürsten und Kaiser, zwischen Protestanten und Katholiken, die alten Streitigkeiten durch die Waffen zu entscheiden suchte.[1]

Diese eben geschilderten Verhältnisse im Reiche lassen es uns ahnen, wie wenig in jenen Zeiten eine freudige Stimmung, jene Ruhe und das Gefühl der Sicherheit Platz greifen konnten, ohne die denn einmal großartige dichterische Schöpfungen nicht gedeihen können. Aber in der Kirche sah es nicht minder trostlos aus. Um von den falschen Richtungen zu schweigen, welche die reformatorische Bewegung hier und da einschlug, wir erinnern an die Bilderstürmer, an den Bauernkrieg, an die Wiedertäufer, so war es doch gewiß im höchsten Maße betrübend, daß unter den Protestanten selbst sich bald scharf einander gegenüberstehende Parteien ausbilden konnten, daß Luther nichts wissen wollte von Zwingli und Calvin, und daß die neue Kirche in evangelisch-lutherische und reformirte Christen zerfallen konnte, welche sich gegenseitig tiefer als ihre gemeinschaftlichen Gegner, die Katholiken, haßten. Dazu kam, daß die andauernden gelehrten Streitigkeiten mit den Katholiken auf der einen und mit den Reformirten auf der andern Seite, die Sache der Reformation immer mehr zu einer Sache der Theologen machten, unter deren Händen, fast mit Nothwendigkeit, sich auch wieder eine gewisse Scholastik ausbildete, und der trennende Buchstabe, das Wort, in welchem der Unterschied der auseinander gehenden Parteien sich festgesetzt hatte, immer mehr Geltung erhalten mußte. Bedenkt man nun noch, daß die Streitigkeiten, wie wir schon andeuteten, in lateinischer Sprache geführt und auch die Abhandlungen und Schriften der Theologen, die mit Geringschätzung auf unsere Sprache herabsahen, lateinisch abgefaßt wurden und daß, wenn auch wohl juristische Räthe, doch kein anderes Laienelement in die Landesconsistorien Aufnahme fand, dann begreift man auch die Noth, welche über die neue Kirche gekommen und die ebenfalls nicht angethan war eine allgemeine freudige Stimmung zu wecken und zu unterhalten.

Nicht weniger gefährlich, als der Zwiespalt im eignen Heerlager der Protestanten, wurde für das Aufkeimen der Reformation die Energie und Umsicht, mit welcher die römische Kirche, die anfänglich Luthers Sache für einen bloßen Mönchshandel angesehen hatte, von dem Augenblicke an zur Gegenwehr sich anschickte, als sie die Gefahr deutlich erkannt. Sie brachte Waffen und Kampfesweisen aller Art in Anwendung. Ganz besonders verhängnißvoll aber wurde die Gründung und rasche Ausbreitung des Jesuitenordens, welcher in unbedingter Unterwürfigkeit gegen den römischen Papst als oberstes Ziel verfolgte der Reformation mit allen Mitteln

entgegenzuwirken. Dieser Orden hat, weil von den Protestanten ein besonderes Gewicht auf die Schulen und die gelehrte Bildung gelegt wurde, seiner Seits auch, aber nur in seinem Sinne und für seine Zwecke, Schulen gegründet und den Unterricht organisirt und methodisch betrieben, oft in einer Weise, die selbst auf protestantischer Seite Bewunderung und Nachahmung fand. Ja man kann nicht leugnen, daß selbst die Wissenschaft von den Arbeiten gelehrter Jesuiten vielfachen Nutzen gezogen hat, wenn auch niemals dieselben in dem Geiste durchgeführt wurden, der uns allein als der wissenschaftliche gelten kann. Aber für die Sammlung und Ordnung des Materials, mit welcher besonders die in jenem Zeitalter immer mehr sich ausbreitende Polyhistorie beschäftigt war, haben sie doch entschiedene Verdienste sich erworben.

Als Gegenkampf der römischen Partei müssen uns aber auch die Versuche gelten, der katholischen Kirche eine festere Gestalt dadurch zu geben, daß man ihre Lehre zu einem gewissen Abschluß und in eine einheitliche systematische Form brachte. Dieses Ziel schwebte besonders dem Tridentiner Concil vor und so kann man nicht leugnen, daß von diesem ab sich auch eine Art Reformation der katholischen Kirche datirt, die nur nicht eine Reformation in unserem Sinne ist. Gewiß aber bleibt es, daß seit Luthers Zeit die römische Kirche, auch was den Wandel und die Bildung ihrer Geistlichkeit betrifft, vielfache Fortschritte gemacht hat, die im Grunde jedoch auch nur auf Rechnung der protestantischen Reformation zu setzen sind, wiewohl sie dieser nicht zu gute kamen.

Was aber eine erfreuliche Entwicklung unserer deutschen Literatur im höchsten Maße erschweren sollte, war auf der einen Seite der schon berührte und auch erklärte Umstand, daß selbst die protestantischen Gelehrten für ihre literarische Thätigkeit die deutsche Sprache verschmähten, auf der anderen, daß in Folge des Eifers, mit welchem man die humanistischen Studien ergriff, eine neulateinische Poesie aufkam, welche die besten Kräfte der vaterländischen Dichtung entzog. Beide Umstände, das Latein als Gelehrten= und als Dichtersprache, wirkten aber um so nachtheiliger, als zu beiden Zwecken, d. h. als Darstellungsmittel der Wissenschaft und der Poesie, die lateinische Sprache neben der religiösen Parteiansicht in den Schulen der Protestanten wie der Jesuiten die sorgsamste Pflege fand und die Grundlage aller Studien bildete. Der zwischen den beiden Religionsparteien nach dieser Seite hin entbrannte Wetteifer war in jeder Weise verhängnißvoll. Bezeichnend sind die Worte des protestantischen Eiferers Flacius. „Welcher Ruhm läßt sich von jenen kleinen in der Volkssprache geschriebenen Büchern erwarten, die ja jeder Dorfküster eben so gut schreiben könnte? Vielmehr, wer Ehre durch seine Schriften sucht, der muß lateinische große gefeilte Bücher schreiben, die auch noch der Nachwelt Nutzen bringen.“ Um diese höchst charakteristische Aeußerung zu verstehen, muß man bedenken, daß einen nicht geringen Reiz zur lateinischen Schriftstellerei der Umstand bildete, daß die lateinischen Schriften damals von den Gelehrten aller Länder gelesen wurden, daß die lateinische Sprache eine wirkliche Weltsprache war und daß wer in ihr Ausgezeichnetes ausgezeichnet schrieb, des Beifalls auch der fremden Nationen sicher sein konnte. Wer aber hätte sich damals wohl in Italien, Frankreich, Spanien, England um deutsche Bücher gekümmert? So kam es, daß auch ganz vortreffliche Leistungen, wie die von Matthias Flacius als ein gemeinsames Unternehmen protestantischer Wissenschaft herausgegebenen Magdeburger Centurien, eine quellenmäßige, aber polemisch gehaltene Darstellung der Kirchengeschichte, lateinisch geschrieben wurden. Dieses wichtige Werk forderte ebenso die Gelehrsamkeit der Katholiken heraus, unter denen Cäsar Baronius ihm seine Annalen entgegenstellte, als die heute noch geschätzte

Geschichte des Lutheranismus von dem berühmten Veit Ludwig von Seckendorff, deren Abfassung aber in das Jahr 1688, also in die nächste Periode fällt, eine Entgegnung gegen den Jesuiten Maimbourg war. Aber auch der treffliche Sleidanus hat seine im Jahr 1555 herausgegebene Darstellung der Reformationsgeschichte, welche heute noch alles Lobes werth ist, da auch er polemische Zwecke verfolgte, lateinisch verfaßt.

Die neu-lateinische Poesie war in Italien aufgekommen, begünstigt durch die Fürsten, deren Lob die humanistischen Dichter verkündeten, die dafür wieder mit dem Lorbeer gekrönt wurden. Nach Deutschland verpflanzte diese falsche Geschmacksrichtung Konrad Keltes, dessen wir schon früher als des Herausgebers der lateinischen Komödien der Rhoswitha gedacht haben. Ihm hat der Kaiser Maximilian I. in eigner Person den Kranz aufgesetzt. Es ist kläglich, welche Sucht in jener Zeit die Gelehrten ergriff, den Titel eines solchen gekrönten Dichters (poeta laureatus) zu gewinnen. Bald war es den Kaisern zu viel diese Krönung selbst vorzunehmen und sie übertrugen dieselbe einem Pfalzgrafen. Die Befugniß des Pfalzgrafen ging aber sogar an einzelne Gelehrte über und nun war der unwürdigsten gegenseitigen Lobhudelei Thor und Thüre geöffnet. Durch diese neulateinischen Dichter kam nun auch der abscheuliche Mißbrauch der Götternamen der alten Griechen und Römer auf, der sich bald auch auf deutsche Gedichte übertragen und in diesen bis in den Anfang unseres Jahrhunderts fortwuchern sollte. Wahrhaft schmachvoll aber ist die Unsittlichkeit, welche in den lateinischen Gedichten des Reformationszeitalters, selbst auch bei einem Eobanus Hesse, sich breit machte, und kaum zu begreifen, wie Fürsten und anständige Menschen überhaupt solches Zeug haben lesen und gar auch noch krönen können. Besonderen Tadel verdient und auf das Aeußerste zu beklagen ist es, daß die Humanisten an den lateinischen Schulen und Universitäten die heranwachsende Jugend ihrer Nationalität so gänzlich entfremdeten. Während bei den übrigen modernen Völkern das Studium der Alten in jener Epoche der Entwicklung der nationalen Sprache und Literatur entschiedenen Vorschub leistete oder doch keinen wesentlichen Eintrag that, hat Deutschland dagegen damals keinen Gewinn, sondern nur Schaden von demselben gehabt. Ja man darf sogar die ungeheuerliche Geschmacklosigkeit, die allmählich in den sogenannten Gelegenheitsgedichten und Reden bei Trauungen, Leichen, Taufen u. s. w. aufkam, auf den Einfluß dieser neulateinischen Literatur zurückführen. Zu beachten ist aber, daß mehrere dieser neulateinischen Dichter, namentlich aus Süddeutschland, eine volksthümlichere Richtung verfolgten, wie im christlich-romanischen Zeitalter einzelne lateinisch dichtende Geistliche auch nationale Sagenstoffe behandelten. In Bebels Schwänken sprach sich bei aller Rohheit wirklicher schwäbischer Volkswitz aus, der seine Erzählungen (Bebeliana) geradezu sprüchwörtlich machte, und Nicodemus Frischlin, der unglückliche und doch außerordentlich fruchtbare Dichter, dessen Andenken Fr. D. Strauß erneuerte, hat in seinen Comödien den köstlichsten Humor entwickelt. Ganz besondere Erwähnung mag hier sein Julius redivivus (der ins Leben zurückgekehrte Cäsar) verdienen, der von Frischlins Bruder (nicht, wie man oft annahm, von Ayrer) ins Deutsche übertragen worden ist und zu einer herrlichen Erzählung die Veranlassung geboten hat, die in der ersten Sammlung von Meißners Skizzen, aber ohne Angabe der Quelle, sich findet, seitdem in verschiedene deutsche Lesebücher übergegangen ist, und mit Recht schon im Jahre 1849 von den Münchener fliegenden Blättern artig illustrirt worden ist. Der Inhalt der Frischlinschen Comödie ist aber folgender: Merkur führt die Schatten des Julius Cäsar und Cicero bei Nacht wieder auf die Oberwelt zurück. Sie sollen einmal sehen, wie sich die Welt seit ihren Tagen verändert hat. Zu ihnen

tritt auch noch der Geist unseres Befreiers von römischer Herrschaft, des Arminius. Dieser besucht mit Cäsar nun ein modernes Kriegs-Arsenal, um die Fortschritte im Kriegswesen kennen zu lernen. Der Humanist Eoban Hesse aber, der durch seine Einführung von Frischlin indirect dem Cäsar und Cicero gleichgestellt wird (hatte ihn doch selbst Luther einst den König der Dichter genannt), gibt dem staunenden römischen Redner Aufschluß über den Fortschritt, den die Wissenschaften in den letzten Jahrhunderten in Deutschland gemacht haben. Auch tritt ein Savoyarde und ein italischer Kaminfeger auf, die den großen Schatten zu ihrer Beschämung zeigen, was aus den alten Römern für Lumpen geworden sind, während von den Deutschen die für die Menschheit wichtigsten Erfindungen gemacht wurden. Am meisten staunt Cäsar über die Erfindung des Pulvers, Cicero aber über die des Drucks. Diese Comödie ist voll von selbstbewußtem Nationalstolz und das Herz geht uns bei ihrer Lectüre auf. Nur ist es verwunderlich, daß ein Dichter einen solchen vortrefflichen Stoff in lateinischer Form behandeln und die Uebertragung in die Muttersprache einem Andern überlassen konnte. Wir können die neulateinische Poesie jenes Zeitalters hier nicht weiter verfolgen, wollen aber doch noch bemerken, daß auch die folgende Periode noch manchen lateinischen Dichter hervorgebracht hat; unter anderen auch jenen J. Balde, dessen Gedichte Herder in der Terpsichore in das Deutsche übertragen hat, die für uns als unmittelbare Zeugnisse des schrecklichen Elends, welches durch den dreißigjährigen Krieg über Deutschland kam, heute noch Werth besitzen.

Es mag an dieser Stelle am Platze sein, kurz auch noch des Zustandes zu gedenken, in welchem die Wissenschaften in dieser Periode sich befanden. Da dürfen wir denn zunächst, da wir auch über die lateinische Form der gelehrten Schriften schon gesprochen haben, wohl nochmals daran erinnern, daß in jenen Zeiten der Lerneifer immer mehr nach einer alle Wissenszweige umfassenden Gelehrsamkeit, nach einer sogenannten Polyhistorie, drängte, deren Werth für die Stoffsammlung nicht zu bestreiten sein mag. An den Geistesproducten, welche aus dieser Richtung stammen und deren Wahrzeichen der Foliant und der dickleibige Quartant sind, kann man jedoch nur mühsamen Fleiß anerkennen, den darum Leibnitz den Deutschen allein als geistigen Vorzug zusprechen wollte. Auch der Weiterentwicklung der Theologie haben wir bereits gedacht. Es konnte nicht ausbleiben, daß bei dem starren Festhalten an dem einmal festgesetzten Buchstaben, ein Zug in diese doch durch Luther erst frei gewordene Wissenschaft kam, welcher an die alte Scholastik und die päpstliche Unfehlbarkeit erinnerte und für eine unbefangene freie Forschung keinen Spielraum gewährte. Nicht sowohl auf eine historische Erkenntniß, als auf einen systematischen Ausbau der Dogmatik kam es den damaligen Theologen an, der auch in einer Weise erreicht wurde, daß ihm selbst Lessing seine Bewunderung nicht versagen konnte. Für diese Dogmatik wurde nun die Philosophie dienstbar gemacht, die dadurch bei uns ihre freie Bewegung auf lange hin verlor. Vom Aristoteles wollte Luther zwar überhaupt nicht viel wissen, namentlich nichts von seiner Ethik, trotzdem ließ er seine logisch formalen Schriften nebst der Rhetorik und Poetik bestehn. So konnte es kommen, daß die Aristotelische Rhetorik, auch Seitens der Philologen, außerordentlich häufig in jenen Zeiten behandelt und herausgegeben und die Summe jener formalen Weisheit des Alterthums zu ziehen versucht wurde, an welche sich dann die Bestrebungen Opitzens und seiner Schule anlehnen sollten. Die Rhetorik und Poetik wurden auf diese Weise die geschätztesten Wissenschaften jener Zeiten, und wie sie alle Studien beherrschten, das kann man an manchen Ausgaben alter Autoren sehen, deren Inhalt Capitel für Capitel, ja oft Satz für Satz in das Prokrustesbett der rhetorischen und poetischen Form- und Systembegriffe gezwängt wurde. So haben wir z. B.

Analysen von Cicero's Schrift von den Pflichten und von Pindars Oden, welche den Inhalt in Form von großen, höchst kunstreichen, dem rhetorischen System von damals genau entsprechenden Tabellen wiedergeben. Man glaubte damals wirklich den Geist in ein tönend Wort einzwängen zu können, aber vom wahren philosophischen und historischen Verständniß, von dem eigenthümlichen Schaffen und Weben des Geistes, der da frei im Sturm fortschreitet, besaß man keine Ahnung. Darum konnte aber auch für Theologie, Philosophie und Poesie die Meinung sich festsetzen, daß man auf diesen Gebieten Alles erlernen könne. Dies mochte für das, was und wie man es forderte und wie man Wissenschaft und Kunst damals auffaßte, allerdings gelten, vom höchsten Standpunkt aus betrachtet war die Voraussetzung der allgemeinen Erlernbarkeit jedoch ein großer Irrthum. Aus dieser irrthümlichen Voraussetzung stammen aber nun die vielen Lehrbücher aller Art aus jener Zeit.

Wenn Goethe später in seinem Faust die Wissenschaft bekämpft, welche zu fest am Buchstaben und zuviel vom System der Schule hält, so muß man, um das, was der große Dichter will, ganz zu verstehen, in das literarische Treiben von damals sich versetzen. Und wenn bei Opitz und seinen Nachahmern von einer Schule gesprochen wird und die Literaturgeschichte sogar zwei schlesische Schulen aufführt, so hat man der Verhältnisse sich zu erinnern, die wir hier auseinander gesetzt haben. Von unserer Darstellung aus wird man es aber wohl auch erklärlich finden, daß erst im 18. Jahrhundert Dichtkunst und Philosophie bei uns einen neuen Aufschwung nehmen konnten. Denn so weit herauf reicht in unserer Literatur die Nachwirkung dieser eben geschilderten Verhältnisse. Doch blieb auch bei uns eine Reaction nicht aus. Gegenüber der allzuschroffen Betonung der Dogmatik griff wiederum eine Mystik um sich, die das Christenthum zur Herzenssache zu machen suchte, wir erinnern für diesen Zeitraum nur an Joh. Arndts vier Bücher vom wahren Christenthum. Und eine tiefsinnige, deutsche Philosophie sprach sich in dem allerdings sehr dunkeln System des von dem todten Buchstabenglauben der Kirche ebenfalls abgestoßenen Görlitzer Schuhmachers Jac. Böhme aus, der erst in unserem Jahrhundert nach Gebühr gewürdigt worden ist. Während wir aber in den Banden des Buchstabens gefangen lagen, entwickelten andere Völker sich freier und glücklicher und, obgleich wir vielleicht eine größere philosophische Anlage besitzen, sind doch die Anfänge der modernen Philosophie nicht bei uns zu suchen. Ebenso erlebten die übrigen Völker auch viel früher ein neues Aufblühen der Dichtkunst.

Mit tiefem Bedauern erfüllt es, daß durch die seit dem Reformationszeitalter zur Herrschaft gelangte einseitige theologische Richtung nicht blos die Entwicklung wahrer Philosophie und wahrer Dichtkunst so lange aufgehalten worden ist, sondern daß wir durch dieselbe auch um die Früchte der großartigsten Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiet, die von uns ursprünglich ausgingen, gebracht worden sind. Nachdem Copernicus, aus Thorn, erkannt, daß die Erde nebst den übrigen Planeten um die Sonne sich drehe, brachte Kepler, aus dem würtembergischen Dorfe Maystatt, der große Reformator der Sternkunde, die wissenschaftlichen Beweise für das Copernicanische System bei, mußte aber in Glaubensverfolgung, Hunger und Verbannung sich verzehren. Seine Entdeckungen haben durch den Italiener Galilei, der das Gesetz der Pendelschwingung, und etwas später durch den Engländer Newton, welcher das Gesetz der Gravitation auffand, weitere wissenschaftliche Begründung und Ergänzung erfahren. Die Freistatt für vorurtheilslose wissenschaftliche Beobachtung aber, die, wie es scheint, in Deutschland damals unmöglich war, haben den Astronomen Holländer, Engländer und Dänen gewährt und in Folge dessen ist bei diesen auch, während unser auswärtiger Handel völlig zu Grabe

ging, unter der Hilfe der Astronomen der Grund zur Seeherrschaft und zum Wohlstand dieser Völker gelegt worden. Wie engherzig man aber in Deutschland und zwar gerade auf Seiten der Protestanten war, das kann die Thatsache erweisen, daß, obgleich der Papst Gregor XII. auf Vorschlag des Alex. Lilius bereits im October 1582 den Kalender hatte in Ordnung bringen lassen, der nach ihm nun der Gregorianische genannt wird, und obgleich andere Länder wie Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, die Schweiz, Polen und Ungarn diese Reform sogleich oder doch in den nächsten Jahren bereits bei sich eingeführt hatten, die protestantischen Reichsstände bis zum Jahre 1699 mit der Annahme des neuen Kalenders zögerten. Daß aber durch das ganze Reformationszeitalter, auch bei uns, ein dunkler Drang nach besserer Naturerkenntniß ging, das beweist das Beispiel des viel gerühmten und viel verschrienen Theophrastus Paracelsus (gest. 1541), der, wenn auch nicht frei von Aberglauben und theosophischen Träumereien, für die Arzneikunde auf Hippokrates, den wahren Begründer einer echten Naturheilkunde, und auf die unmittelbare Erfahrung und Beobachtung zurückging. Die Nothwendigkeit der Erfahrung aber als Ausgangspunkt für alle wissenschaftliche Erkenntniß systematisch zu erweisen, auf die Beobachtung ein neues philosophisches System zu gründen und von der neu gewonnenen Anschauung aus den Umkreis aller Wissenschaften und ihre Aufgabe innerhalb derselben zu bestimmen, das blieb dem Engländer Franz Bacon vorbehalten.

Was die Künste anlangt, so hat das Reformationszeitalter das im vorigen Zeitraum begonnene Aufblühen derselben nicht entsprechend weiter gefördert. In dieser fünften Periode entstehen zwar einzelne großartige Bauwerke unter dem Einfluß der namentlich von Michel Angelo vertretenen italienischen Renaissance und zum Theil unter der Nachwirkung der Gothik, wie der Otto-Heinrichsbau des Heidelberger Schlosses (1556—1559) und der an denselben sich anschließende Bau Friedrichs IV. (1592 bis 1607), die prächtigen Rathhäuser von Augsburg und Nürnberg, einzelne reiche Privatbauten in Danzig, Hannover und Braunschweig und ebenso zeigt auch die Plastik sich noch thätig und das Handwerk steht noch im Bunde mit der Kunst. Dagegen sinkt die Malerei, die in Italien außer dem auch als Maler berühmten Michel Angelo noch einen Correggio und Tizian aufzuweisen hatte, rascher und der dreißigjährige Krieg endlich zerstört völlig alles noch vorhandene Leben in den bildenden Künsten, für die es damals bei uns keine wirkliche Renaissance, d. h. keine Wiedergeburt im Sinn der alten Hellenen gab. Von jetzt ab wurde es sogar Sitte fremde Künstler nach Deutschland zu berufen, wenn es galt ein größeres Werk auszuführen, wodurch die heimische Kunst ganz brach gelegt wurde. Eine volksthümlichere Richtung und stetige selbständigere Entwicklung hielt bei uns nur die Musik ein, die in diesem Zeitalter auch in Italien sich neu belebte, wo Palestrina der Kirchenmusik einen neuen Schwung verlieh und Gabrieli eine reichere Instrumentirung einführte. Sehr bezeichnend aber ist es, was Hettner zur Geschichte unserer Musik bemerkt. Wie nämlich in jenen Zeiten die geistlichen Kreuz- und Trostlieder rührend gegen die gelehrte Mattherzigkeit der übrigen Dichtung abstächen, so hätten still und unbemerkt, als ringsum deutsche Sitte und Denkart unwiederbringlich verloren schien, die schlichten deutschen Cantoren die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinns genährt.

Nach dem, was wir im Vorigen mitgetheilt haben, mag es nicht ungehörig sein der großen, Epoche machenden literarischen Erscheinungen bei den übrigen Völkern zu gedenken, mit denen unser Geistesleben von jeher in Wechselwirkung stand. In diesem Zeitraum, will es uns nun scheinen, war im Allgemeinen die fremde Einwirkung nicht so mächtig und durchgreifend, als wie in anderen Epochen unserer Geschichte. Die

Reformation war eine durchaus deutsche That und die inneren und äußeren politischen Verhältnisse, unter denen sie eintrat und sich vollzog, bei uns so eigenthümlich abweichend von denen anderer Nationen, daß auch ihr Resultat für unser Volk ein anderes sein mußte. Es ist nicht ohne Belang, daß die übrigen Völker die Reformation, welche als eine gemeinsame Angelegenheit alsbald allerwärts sich durchzusetzen versuchte, entweder rascher einführten, wie England, oder rascher bewältigten, wie Frankreich, das jedoch seine blutigen Hugenottenkriege und die Pariser Bluthochzeit zu bestehen hatte, und Spanien, welches in Folge der Reformation sogar einen Theil seiner Niederlande verlor, während Italien von der reformatorischen Bewegung fast ganz ausgeschlossen blieb. In unserem Volke lebte der religiöse Sinn länger fort, ja er wurde durch die unbefriedigenden äußeren Verhältnisse, die dem Geiste mit Nothwendigkeit eine Richtung nach Innen gaben, und durch das entsetzliche Elend, welches der dreißigjährige Krieg über das Land brachte, trotz aller Verwilderung ringsum, noch genährt. Die Religion blieb das Hauptanliegen und der Trost der Besseren. In keine Wissenschaft vertiefte sich der Geist in jenen Jahrhunderten mit dem Eifer, mit welchem in die gelehrte Theologie. Auch in ihr legte das deutsche Volk seinen Hang zur Speculation und zur trostlosen Arbeit des grübelnden Verstandes an den Tag. Und so mochte es kommen, daß während andere Völker es zu politischer Einheit, zu äußerer Macht, zu großartigem Handel, zu ausgedehntem Colonialbesitz und daneben zu einer Blüte der Dichtkunst in ihrer hochentwickelten heimischen Sprache brachten, unser Volk, vom großen Weltmarkt verdrängt, von habgierigen Nachbarn ausgesaugt und beraubt, still und gedrückt daheim seine innere Arbeit fortsetzte, um, nach einer langen Periode trauriger staatlicher Verkommenheit und fast völlig erstorbenen nationalen Sinnes, in der seine gelehrten Dichter und Fürsten und Adel einer schmachvollen Nachahmung des Auslandes sich hingaben, zwar viel später, aber auch viel tiefer mit einer Literatur hervorzutreten, die alle übrigen überstrahlen sollte.

Führen wir aber nun diejenigen literarischen Erscheinungen der fremden Völker auf, welche in diesem Zeitalter entstanden und entweder sofort oder erst in der nächsten Periode auf unsere Literatur den entschiedensten Einfluß gewannen.

Wir beginnen mit Frankreich. Von hier aus verbreiteten sich im Reformationszeitalter die sogenannten Amadisromane. Nicht aber Frankreich, sondern Spanien scheint die ursprüngliche Heimat derselben zu sein, da der erste Amadisroman 1519 spanisch und in Spanien erschien. Zu uns wanderte dieser Riesenroman, welcher ein Weltunterhaltungsbuch werden sollte, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus Frankreich ein, wo er 1540 durch Niclas d'Herberay ins Französische übertragen worden war. Die Frankfurter Buchhandlung von Siegmund Feierabend brachte ihn in ihrem Sammelwerk von Romanen und Volksbüchern: Das Buch der Liebe. Das Vorwort war von Fischart verfaßt, und so mag von diesem auch die Uebersetzung stammen. Dieser Roman reproducirt die alten Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde zu einer Zeit, wo ringsum das Ritterthum schon völlig erstorben war. Den fast immer wiederkehrenden Inhalt der Amadisbücher bildet die Befreiung einer von Riesen, Zauberern oder fremden Fürsten geraubten Dame. Die höchste Unwahrscheinlichkeit ist ihr Princip. Es gab aber verschiedene Amadis, so einen Amadis von Gallien, einen Amadis von Griechenland, und jeder dieser Romane rief wieder eine lange Reihe Nachahmungen hervor, ein Beweis, wie beliebt diese Art Unterhaltung damals war und wie gern man noch einmal den anmuthigen Traum der vergangenen Ritterwelt träumte.

Großen Einfluß gewann auf den vorhin schon genannten Fischart, den Uebersetzer des Amadis, der Franzose Rabelais (1483—1553), der Verfasser zweier höchst origineller Bücher, des Gargantua und des Pantagruel, von denen

das erste das Leben eines Fressers, das andere das eines Säufers behandelt. Von einer strengen Kunstform ist in diesen Dichtungen keine Rede, deren wesentlichster Charakter die vom tollsten Witz und der üppigsten Laune beherrschte Formlosigkeit ist. Rabelais und Fischart sind höchst verwandte Naturen. In beiden lebt der Cynismus jener Zeiten, die Sucht zur colossalsten Uebertreibung, der freieste Geist und ein wunderbares Sprachtalent. Rabelais' Bücher, die im Gegensatz zur höfischen Poesie der Sprache des Volks sich bedienen, enthalten die keckſten Satiren auf die Sophisterei der Scholastik, auf die Verderbtheit des Clerus, auf die Sittenlosigkeit der Pariser, ja selbst auf die damaligen politischen Zustände. Nachdem Fischart seiner Zeit Rabelais noch zu überbieten versucht hatte, hat in unserm Jahrhundert (1832) G. Regis uns mit einer höchst vortrefflichen Uebersetzung desselben beschenkt.

An dieser Stelle müssen wir aber auch der Anfänge des französischen Kunstdramas gedenken. Sie gehen von dem französischen Siebengestirn oder der Plejade, d. h. von jenen sieben Dichtern aus, welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts die Nachahmung der Alten mit Bewußtsein zu ihrem Ziel erhoben. Der Stifter dieser Schule, denn als solche dürfen wir wohl das Verhältniß dieser Dichter zu einander bezeichnen, ist Ronsard (1525—1585), der Reformator des Dramas aber, nach dem Muster der Alten, Jodelle (1532—1573). Da Frankreich an Paris ein politisches Centrum besaß, war es möglich, von hier aus die Neuerung zur vollen Herrschaft im ganzen Lande zu bringen. Jodelle schied Tragödie und Komödie, führte den Alexandriner ein, theilte die Stücke in fünf Acte, beobachtete streng die drei sogenannten Aristotelischen Einheiten (die Handlung mußte als eine an demselben Ort und innerhalb derselben Zeit, d. h. innerhalb eines Tages, sich abwickeln, um Wahrscheinlichkeit zu haben) und behielt sogar auch den Chor bei. Es ist aber bekannt, wie abhängig bis auf Lessing unsere Bühne von diesen Gesetzen der französischen Dramatik gewesen ist.

Während die Ronsardsche Schule an Schwulst und die französische Sprache jener Zeiten überhaupt, in Folge der eifrig betriebenen Nachahmung der Alten, an Gräcismen und Latinismen litt, war Malherbe (1555—1628) bemüht, ihr diejenige Reinheit, Correctheit und Eleganz, die verständig klare, anständig nüchterne, höfisch geleckte Form zu geben, die seitdem mit französischer Form für identisch gilt. Da diese normale Form des französischen poetischen Stils so viel Bewunderung und Nachahmung auch bei uns gefunden, glaubten wir nicht übergehen zu dürfen, wann und durch wen dieselbe aufkam.

Noch haben wir zu erwähnen, daß Frankreich seinen Einfluß auf unsere Literatur auch durch die große Poetik des Julius Cäsar Scaliger (1484—1558) geltend gemacht hat, welche aber erst dessen größerer Sohn, der berühmte Philolog Jos. Just. Scaliger, 1561 in lateinischer Sprache, in Folio, herausgab. Von diesem Werke sind die antikisirenden Kunsttheorien Boileau's und Batteux' ausgegangen, die das 17. und 18. Jahrhundert beherrschten.

Auch von Spanien aus ist in dieser fünften Periode Einfluß auf unsere Literatur geübt worden, wenn auch nicht entfernt in dem Maße, als wie von Frankreich. Wie Spanien die Heimat des Amadisromans ist, so ist es auch die der sogenannten Schelmenromane oder der picarischen, welche das Leben eines picaro, Spitzbuben oder Landstreichers, zum Gegenstande haben. Mit diesen Romanen wird die Wunder- und Traumwelt der Amadisromane verlassen und der Boden nacktester Wirklichkeit betreten. Sie beruhen hiernach auf einer Reaction des Realismus gegen die Phantastik. Ihr Werth ist aber für die Sittengeschichte noch größer als für die Literatur, da sie uns das Leben der niedrigsten Volksschichten vorführen und eine Darstellung der allgemeinen

sittlichen Corruption geben. Ihr Gegenstand ist entweder ein Lump, der durch eine Reihe höchst mannichfaltiger Situationen endlich emporkommt, oder ein verarmter Hidalgo, der zum Strolch und Lumpen heruntersinkt. Ueberall spricht sich in ihnen ein großes Wohlgefallen an komischen Erlebnissen, die bis ins kleinste Detail mit einem gewissen Reiz gemalt werden, aber auch an Schelmereien und Gaunereien aus, was ihre bedenkliche Seite bildet. Ihr Begründer war Mendoza (gest. 1574) mit seinem Lazarillo. Die berühmteste spanische Nachbildung des letzteren ist der Don Guzman de Alfarache von Alemann (aus dem Jahr 1599), der Vollender des picarischen Romans aber Quévédo mit seinem Leben des großen Schelmen Tacaño.

Daß es auch ein Spanier war, welcher den Ritterromanen den Todesstoß versetzte, haben wir bereits erwähnt. Cervantes (1547—1616), der größte spanische Dichter, vollzog durch seinen Don Quichote die Auflösung des Ritterideals, welches die Amadisromane noch festzuhalten versucht hatten. Der Held dieses Romans ist erfüllt von glühender Begeisterung für ritterliche Ehre, aber statt auf Castelle trifft er auf Kneipen, statt auf Zauberer auf Polizeibeamte, statt auf unschuldig Bedrängte auf Galeerensclaven, statt auf Riesen auf Windmühlen, statt auf hilfesuchende Jungfrauen auf Courtisanen, statt eines ätherischen Wesens betet er die Dulcinea von Tobosa an und seine hochherzigen Unternehmungen enden zumeist mit einer Tracht Prügel. Als wirklich genialen Dichter hat sich aber Cervantes in diesem Roman durch die Anwendung, vielleicht sogar Erfindung, eines Kunstgriffes erwiesen, der seit seinen Zeiten von den größten Dichtern aller Nationen in Anwendung gebracht worden ist. Er hat dem phantastischen Idealismus seines Helden den angeborenen Mutterwitz und derben Realismus seines Dieners, des Bauern Sancho Pansa, gegenübergestellt. Da nun das Leben allerwärts in Gegensätzen sich bewegt, die sich einander herauszufordern scheinen und zusammen erst das wahre Bild desselben geben, da unsere menschliche Natur selbst zwiespältig, halb göttlichen, halb thierischen Ursprungs ist, da überall der Poesie die Prosa, dem Gefühlsleben der kalte Verstand, der Schwärmerei die Kritik, dem Idealismus der Realismus, dem Optimismus der Pessimismus gegenüber stehen, so war dadurch, daß Cervantes seinem Don Quichote den Sancho Pansa mitgab, zum ersten Mal in einem Beispiel gezeigt, wie man die Dichtung zum vollen Spiegelbild des Menschenlebens durch Contrastirung der Charaktere erheben könne. Wer erinnert sich hier nicht daran, daß auch Goethe dem Vorbild von Cervantes gefolgt ist, indem er dem Faust den Mephistopheles, dem Tasso den Antonio, dem Werther den Albert, dem Wilhelm Meister den Werner gegenüberstellte. Die Erfindung des spanischen Dichters ist in Wahrheit eine unsterbliche That.

In jenen Zeiten nahm in Spanien neben dem Roman auch das nationale Drama einen Aufschwung durch Lope de Vega, dem dann der größere Calderon folgte. Aber das spanische Drama hat auf die Entwicklung unserer Literatur keinen entscheidenden Einfluß gewinnen können, was sich jedoch nicht allein aus dem streng katholischen Charakter desselben erklärt, der uns Protestanten nicht anmuthen will. Wichtiger war wohl, daß die Franzosen, von denen wir auch im Drama uns abhängig machten, ihren eigenen, von dem spanischen Theater wesentlich verschiedenen Weg eingeschlagen hatten. Man hat auch bei uns den Versuch gemacht, die spanischen Dramen zur Anerkennung zu bringen, doch erst in diesem Jahrhundert, Seitens der romantischen Schule, die sich gerade von dem katholischen Charakter der spanischen Dramatik angezogen fühlte. Daß wir den Franzosen uns anschlossen, die selbst wieder dem falsch verstandenen Aristoteles folgten, ohne weder das alte attische Theater reproduciren, noch etwas anderes als eine künstliche Treibhauspflanze produciren zu

können, die aber immerhin dem Absolutismus ihres Staates entsprechen mochte, das war ein entschiedener Mißgriff, der hätte vermieden werden können, wenn wir uns früher der Nachahmung der Engländer zugewendet hätten.

Die englische Literatur hat auf die unsrige den größten Einfluß gehabt. Ueberhaupt stehen wir dem englischen Volk nach Abstammung und Charakter näher und sind ihm auch, da es alsbald die Reformation annahm, selbst in religiöser Beziehung näher geblieben. Von England und Irland aus wurde uns das Christenthum gebracht, von Wales kamen die bretonischen Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde über Frankreich zu uns, die den Mittelpunkt unserer höfischen Epik im 13. Jahrhundert bilden. Im 18. Jahrhundert fachte der englische Roman und überhaupt die Kenntniß der englischen Literatur ein neues Leben in der unsrigen an und alles Große, was damals in der Dichtkunst von uns ausging, knüpfte sich mehr oder minder an den Namen Shakespeare's. Nur ist es zu bedauern, daß wir erst so spät diesem größten der modernen Dramatiker nahe getreten sind. Vielleicht aber hätten wir ihn früher nicht verstanden. Merkwürdig aber und höchst bezeichnend ist es, daß, obgleich unser Hans Sachs, in seinen künstlerischen Absichten, nicht gar so weit von den ersten Vorgängern Shakespeare's entfernt war, das deutsche Volk doch im Reformationszeitalter keinen erheblichen Aufschwung im Drama nahm. Dies erklärt sich jedoch aus den besprochenen unseligen politischen und kirchlichen Wirren, die unser armes Vaterland damals heimsuchten, aus der Zersetzung und Auflösung, welcher der deutsche Volksgeist verfiel. Was half es daher, wenn selbst englische Komödianten, wie es geschah, unser Land durchzogen. Freilich brachten sie nicht das Beste zur Darstellung, was die englische Bühne damals uns hätte bieten können, nur den „verpöbelten Abhub englischer Volksstücke“. Diese englischen Stücke ahmte wohl Jacob Ayrer und der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig nach, aber wie roh sind diese Nachahmungen, wie fehlt in ihnen überall der Schwung und die Genialität, welche das goldene Zeitalter der Königin Elisabeth in England auszeichnet. Shakespeare aber, dessen Leben noch vollständig in unsere fünfte Periode fällt, da er am 23. April 1564 zu Stratford geboren und im Jahre 1616 an demselben Tage gestorben ist, ist der eigentliche dichterische Prophet der protestantischen Weltanschauung geworden. In ihm leben die großen Bilder der Vergangenheit seines eigenen Volkes, aber auch mit den großen Charakteren des Alterthums, namentlich denen der römischen Geschichte, ist er durch Plutarchs Biographien vertraut. Er hat Kenntniß von dem Literaturleben Italiens, wo im 16. Jahrhundert zur künstlerischen und literarischen Wiedererweckung des Alterthums, zur Renaissance und zum Humanismus, auch eine Blüte der heimischen Poesie getreten war. Er dichtet Sonette, deren Meister einst Petrarka gewesen, und offenbart uns in denselben das geheimste Leben seiner Seele. Auch in seinen dichterischen Erzählungen schließt er sich italienischen Vorbildern an und den Schauplatz einzelner seiner Dramen, namentlich einiger Lustspiele, hat er auf Italiens Boden verlegt. Von unserm Vaterlande besaß er nur eine geringe Kenntniß. In Böhmen suchte er bereits das Meer. Aber seinen Hamlet läßt er in Wittenberg studiren, was doch eine Ahnung verräth von dem höheren Geistesleben, das damals in unserem Volke lebte, dieses selbst aber verspottete er wegen seiner Trunksucht. Hamlets Geistesbruder, Faust, den einer seiner Zeitgenossen, Marlowe, wohl auf Grund des deutschen Volksbuches, zum Gegenstand einer Tragödie machte, studirte ebendaselbst. Daneben ist sein Geist erfüllt von den wunderbaren Elfen und Nebel- und den unheimlichen Riesengestalten der nordischen Mythologie. Durch den Tiefsinn, mit welchem er die Natur auffaßt, Vorgänge aus derselben personificirt und mit der lieblichsten Dichtung umspinnt, zeigt er sich ganz

als Germanen. Echt germanisch ist aber auch sein Witz, seine Derbheit, sein unübertrefflicher Humor, sein durch und durch volksmäßiges Denken und Fühlen. Und dabei mißt er Alles an der höchsten Forderung der sittlichen Weltordnung, verlegt das Schicksal in des Menschen Brust, enthüllt das Innere derselben mit einer Wahrheit, die uns erschrecken kann. Ja, dieser Dichter, der die Geschichte zur Grundlage seiner Dichtungen, das Sittengesetz zu seinem obersten Maßstab, die objectivste Wahrheit zu seinem Ausgangspunkt nahm, der mit der sinnigsten Naturauffassung die tiefste Kenntniß des menschlichen Herzens, mit der größten Herrschaft über seinen Stoff, den er in genialster Freiheit behandelt, die bewunderungswürdigste Meisterschaft in allen Tönen, Farben und Mitteln der Sprache verbindet, er ist nicht nur der modernste Dichter, er ist auch unser Geistesverwandter, gerade so wie unser Faust der Verwandte seines Hamlet ist.

Noch müssen wir, ehe wir zu unserer Literatur zurückkehren, ein kurzes Wort über Italien hinzufügen. Dieses hat zwar im 16. Jahrhundert nicht in derselben Weise, wie im fünfzehnten, anregend auf unser Volk gewirkt, aber Einzelnes, was dort damals hervorgetreten, hat doch später wenigstens auch für uns Bedeutung erhalten. Dahin gehören zunächst die Akademien, gesellschaftliche Vereinigungen mit allerhand ordensmäßigen Zuthaten, welche sich die Reinheit und Pflege der Muttersprache zur Aufgabe machten. Als eine Nachahmung derselben haben wir die deutschen Sprachgesellschaften der nächsten Periode anzusehen. Dann kam in diesem Zeitalter in Italien die Schäferpoesie auf, welche als eine Art Versuch zur Natur zurückzukehren, namentlich bei unseren höheren Ständen, Modesache wurde und, da die Sprachgesellschaften zum Theil aristokratische Cirkel waren, auch auf diese zurückwirkten, die zu anderem Aufputz nun auch noch die Verkleidung als Schäfer und die Schäfernamen hinzufügten. Der wahre Begründer dieser Schäferpoesie ist Guarini (1537—1612), der in seinem treuen Schäfer (il pastor fido) die freiwillige Aufopferung verherrlichte, zu welcher der Hirt Myrtill für seine Geliebte Amaryllis sich entschließt, die das Loos getroffen hatte, der Diana geopfert zu werden, welche alljährlich von den arkadischen Schäfern ein junges Mädchen als Opfer verlangte. Daß selbst noch bei Schiller Arkadien als das wahre Paradies einfacher, unschuldiger, der Natur treu gebliebener Menschen gelten konnte, während das eigentliche antike Hirtenland doch Sicilien ist, wohin auch Theokrits bukolische Gedichte weisen, das hat seinen Grund in jener auf Guarini's treuen Schäfer zurückzuführenden Schäferpoesie. Uebrigens waren bereits andere Italiener mit Schäfergedichten vorangegangen, ganz besonders Torquato Tasso mit seinem Drama Aminta. Von diesem Dichter haben wir nun aber auch noch ein Wort zu sagen. Muß er uns doch schon deshalb merkwürdig sein, weil Goethe in einer seiner schönsten Dichtungen das Schicksal dieses hochbegabten, feinfühligen, aber leicht verletzlichen Dichters als ein Spiegelbild seines eigenen, in der genialen Sentimentalität und Phantastik noch befangenen Wesens geschildert hat. Tasso war 1544 in Sorrent geboren und starb nach langen schweren Leiden 1595 in Rom, ohne noch die Krönung auf dem Capitol zu erleben, die ihm bereits zuerkannt war. Was Tasso auszeichnet und wodurch er das Vorbild einer ganz neuen Dichtungsweise geworden ist, mag ungefähr Folgendes sein. Zunächst die glühende Begeisterung für seine Kunst, die er nicht als ein bloßes Spiel, als eine anmuthige Nebenbeschäftigung, sondern als Lebensaufgabe betreibt, in der er als Mensch völlig aufgehen will. Dieses Streben, allein nur der Kunst zu leben, bekommt durch die Anerkennung, die ihm von Fürsten und den hochgebildetsten Damen der höchsten Stände wird, mit denen er des vertrautesten Verkehrs sich erfreut, seine Weihe, denn diese Anerkennung involvirt die Erhebung des dichterischen Berufs über alle anderen menschlichen Be-

schäftigungen zum Ebenbürtigen der Fürsten und Könige und legitimirt die Ausnahmestellung, welche der Dichter unter seinen Mitmenschen beansprucht. Hierin lag wohl vor allem der Reiz, den Tasso's Leben für Goethe haben mochte, den man erst dann wird vollständig begreifen können, wenn man sich an die verächtliche Weise, mit der man auf ein freieres Dichterleben so lange Zeit bei uns herabzusehen pflegte, und an die Klagen erinnert, die auch Schiller wegen des gesellschaftlichen Fluchs führt, der auf dieser Libertinage, der Poesie, bei uns ruhe. Goethe und Schiller haben dem Dichter bei uns die Stellung erobert, die man einem Tasso in Italien, im 16. Jahrhundert, Seitens der höchsten Stände so gern einräumte. Dadurch hat nun auch Goethe's gleichnamiges Drama, abgesehen von dem in ihm behandelten Conflict, noch die besondere Bedeutung, diese endlich einem Dichter vergönnte würdige Stellung zu verherrlichen. Es kommt aber ein Zweites hinzu, wodurch Tasso vorbildlich wurde. Er unternahm es, die Befreiung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, also den ersten Kreuzzug, in einem Epos zu verherrlichen. Obgleich er nun mit diesem Stoffe in die Ritterzeiten zurückgriff, hat er doch nicht etwa ein Gedicht im Sinn und Stil der alten Ritterepen geliefert, sondern seinem Epos dadurch einen ganz neuen Charakter verliehen und die Darstellung aus jenen Zeiten geradezu reformirt und die Behandlung ritterlicher Stoffe auch für die Neuzeit möglich gemacht, daß er die sorgfältigsten geschichtlichen Studien über den ersten Kreuzzug seiner Dichtung zu Grunde legte. Das ist ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Moment. Wie Shakespeare, fast zu gleicher Zeit, dem Drama die Geschichte seines Volkes unterlegt, so nimmt Tasso die Geschichte des ersten Kreuzzuges zur Grundlage seines Epos. Damit haben beide ein Beispiel von der höchsten Tragweite gegeben. Das Dritte aber, was Tasso's Dichtungen charakterisirt, ist seine, wiederum auf den fleißigsten Studien ruhende, Nachahmung des Homer und Virgil, also der beiden größten antiken Epiker. Diese entschieden bewußte, bis in alle Einzelheiten sich selbst klare, gewiß von einer theoretischen Kenntniß begleitete Nachahmung des Alterthums wäre gewiß nicht ohne die vorausgegangenen Leistungen der Humanisten möglich gewesen. Wenn nun auch unsere großen Dichter im 18. Jahrhundert die Kunstform der Alten nachzuahmen trachteten, so hatten sie in Tasso einen immerhin beachtenswerthen Vorgänger. Und so ist es denn auch von der Seite nicht ohne Belang, daß schon im elterlichen Hause Goethe mit Tasso's Gedichten bekannt wird und lange vor den Romantikern Heinse das befreite Jerusalem in das Deutsche übertrug und seiner Uebersetzung ein Leben des Dichters vorausschickte. Wir haben vorhin Shakespeare und Tasso mit einander verglichen. Beide theilen aber auch den Zug mit einander, daß sie das tiefste Leben ihrer Seele in Sonetten ausgehaucht und diese zu Votivtafeln ihres Lebens gemacht haben.

Nachdem wir unsern Gang durch die fremden Literaturen beendigt, kehren wir zu der unsrigen zurück, um zunächst die hauptsächlichsten Dichter der Reformation zu besprechen, an die wir die Humanisten anschließen werden, welche für unsere Literatur größere Bedeutung gewonnen haben. Hierauf erst werden wir auch eine Uebersicht nach den Dichtgattungen eben. So folgen wir, zum Theil wenigstens, dem Vorgange des großen Kaulgachischen Bildes, in welchem der geniale Künstler die Hauptpersönlichkeiten des Reformationszeitalters ebenfalls in Gruppen vorführt.

Die Dichter der Reformation:
Luther, Hans Sachs, Joh. Fischart.

Nachdem wir Luthers geschichtliche Bedeutung, das eigenthümliche Wesen seiner mächtigen Persönlichkeit, den merkwürdigen Gang seines Lebens in den Hauptphasen charakterisirt haben, bleibt es uns hier noch übrig einige specielle biographische Daten hinzuzufügen und seine Bedeutung als Dichter zu erweisen. Luthers Vater, Hans Luther, stammte aus einer Bauernfamilie in Möhra, einem kleinen Dorfe zwischen Eisenach und Salzungen, war Bergmann und später Rathsherr in Mansfeld. Sein Sohn Martin wurde am 10. Nov. 1483 in Eisleben geboren. Nachdem derselbe die Schule in Mansfeld besucht, wurde er von seinem Vater 1497 nach Magdeburg und dann 1498 nach Eisenach gebracht, um hier die lateinische Schule zu besuchen. Daß er in letzterer Stadt auch Currendschüler war und Unterstützung durch die ihm verwandte Wittwe Cotta erfuhr, die an seinem Gesange große Freude fand, ist allbekannt. Im Jahr 1501 bezog er die Universität Erfurt, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte zu studiren. Hier wandte er sich aber vorzugsweise den Humanitätsstudien, wie dem Studium der scholastischen Philosophie und Theologie zu. Im Jahre 1503 wurde er Magister und begann Vorlesungen über die Physik und Ethik des Aristoteles. In Folge des plötzlichen Todes seines Freundes Alexius trat er am 17. Juli 1505 in das Augustinerkloster in Erfurt. Hier erfuhr er in seiner Seelenangst Trost und Aufklärung zuerst durch einen alten Ordensbruder, dann durch Staupitz, seinen Ordensprovincialen. Eifrig setzte er seine theologischen Studien fort, erhielt 1507 die Priesterweihe und wurde 1508 durch Staupitz als Professor der Philosophie an die neue Universität zu Wittenberg (gegründet 1502) berufen. Anfänglich hielt er hier, wo er ebenfalls das Augustinerkloster bezogen hatte, über Aristoteles Vorlesungen, die er aber schon 1509 mit theologischen vertauschte, nachdem er das theologische Baccalaureat erworben. Von jetzt ab begann er auch zu predigen. Im Jahr 1510 war er in Ordensgeschäften in Rom. Schon am 18. Oct. 1512 erhielt er die Würde eines Doctors der Theologie. Von besonderer Bedeutung wurde für ihn der Eid, den er bei Uebernahme dieser Würde ablegte, die christliche Wahrheit frei zu erforschen und zu verkünden. Im Jahr 1516 wurde er zum Prediger an der Stadtkirche zu Wittenberg ernannt. Schon war er als Geistlicher und Gelehrter in ganz Deutschland berühmt, als er am 31. Oct. 1517 seine 95 Sätze gegen den Ablaßhandel an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. In Folge dieses Schrittes wurde er nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, durfte sich aber vor dem Cardinal Cajetan in Augsburg verantworten (Oct. 1518). In seiner Freiheit hier bedroht floh er nach Wittenberg zurück und hatte 1519 mit dem päpstlichen Kammerherrn von Miltitz eine Zusammenkunft in Altenburg. Noch in diesem Jahre nahm er in Leipzig an Eck's Disputation mit Karlstadt (auf der Pleißenburg) Theil. Am 15. Juni 1520 that ihn der Papst in den Bann. Luther verbrannte die Bannbulle nebst den päpstlichen Decretalen am 10. Dec. 1520 vor dem Elsterthore in Wittenberg. Darauf wiederholte der Papst den Bann (am 3. Jan. 1521). Luther wurde nun vor den Reichstag nach Worms geladen, wo er sich am 17. April 1521 in der bekannten, heldenmüthigen Weise verantwortete. Durch Fürsorge seines Landesfürsten, des Kurfürsten Friedrich des Weisen, wurde er am 4. Mai in der Nähe von Schloß Altenstein gefangen genommen und auf die Wartburg gebracht, wo er unter dem Namen Junker Jörg zehn Monate blieb, die er vorzugsweise zur Uebersetzung des Neuen Testamentes verwendete. Am 7. März 1522 traf er heimlich

das Beste sind, was er gedichtet hat, und Legenden, dann dramatische Arbeiten: Fastnachtsspiele, Comödien, Trauerspiele, zwar im Allgemeinen noch roh, aber schon von besserem Plan, als bei seinen Vorgängern, und die Lustspiele unter dem nicht zu verkennenden Einfluß des Terenz geschrieben. Doch damit sind noch nicht alle Formen seiner Dichtung erschöpft. Ebenso mannichfaltig ist ihr Inhalt. Wir haben in der vorigen Periode von der großen Lernlust, von der Begierde nach immer neuen Unterhaltungsstoffen, gesprochen, die das Zeitalter beherrschte. Diese spricht sich auf das Deutlichste bei ihm aus und alle Gebiete, deren Kenntniß, seit der Erfindung der Buchdruckerkunst, durch die Humanisten und die immer zahlreicher auftretenden Uebersetzungen aus den alten und modernen Sprachen, dem Volke zugänglich geworden war, haben ihm Stoffe liefern müssen, so daß seine Schriften ein großartiges Arsenal für Erzählungsstoffe aller Art sind und auch als eine Sammlung aus den großen Sammlungen seiner Zeit einen gewissen Werth haben. Wahrhaft erstaunlich aber ist die Zahl seiner Gedichte, die noch immer nicht alle durch den Druck veröffentlicht sind. Schon im Jahre 1568 zählte er selbst 6048 von ihm verfaßte Gedichte. Daß unter dieser Masse viel Mittelmäßiges mit unterlief, daß viele dieser Gedichte im Grund nur gereimte Prosa sind, kann uns kaum verwundern. Auch das dürfen wir nicht vergessen, daß er als Dichter noch ganz in den Bahnen des 15. Jahrhunderts sich bewegt. Um nun aber auch noch ein Wort von seinen Lebensverhältnissen zu sagen, so wollen wir erwähnen, daß er am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg als der Sohn eines Schneiders geboren war, die lateinische Schule seiner Vaterstadt bis zu seinem fünfzehnten Jahre besuchte, dann bei einem Schuster in die Lehre trat. Die Anfangsgründe in der Meistersängerkunst verdankte er dem Leineweber Nunnenbeck. Auf seinen fünfjährigen Wanderungen suchte er überall, wohin er kam, die Meistersängerschulen auf. Er war zwei Mal verheirathet. Die zweite Ehe ging er als schon betagter, aber noch immer rüstiger Greis ein. Gegen das Ende seines Lebens war er fast ganz taub geworden. Er erreichte das 82. Lebensjahr und starb den 19. Januar 1576. Seine Vaterstadt hat ihm endlich ein Denkmal gesetzt und durch Rich. Wagner ist er der Held einer Oper geworden.

Auf Luther und Hans Sachs lassen wir Johann Fischart folgen, den eigenartigsten unter allen Dichtern und Schriftstellern des Reformationszeitalters. Er gehört einer jüngeren Generation an, als die beiden vorhin genannten, ist aber ebenfalls so vielseitig, daß seine Thätigkeit sich nicht in die Schablone einer auf die Poetik allein gestützten Eintheilung fügen will. Auch sein Andenken war aus dem Bewußtsein unseres Volkes fast völlig geschwunden, so daß es einer Erneuerung bedurfte. Diese ist ihm erst in unserem Zeitalter zu Theil geworden und zwar durch zwei um die Geschichte unserer Literatur auch sonst sehr verdiente Männer, durch Vilmar und W. Wackernagel. Die Erinnerung an sein glückhaftes Schiff, das aus dem Jahre 1576 stammt, ist aber auch durch L. Spach, als die 200 Jahre voll wurden, seit dieses Gedicht zum ersten Mal erschien, in einem Singspiel aufgefrischt worden. Fischarts Geburtsjahr kennen wir nicht genau, es mag zwischen 1545 und 1550 fallen, vielleicht also schon nach Luthers Tod. Nach seinem Geburtsort Mainz wurde er allgemein der Mentzer genannt. Seine erste Jugendbildung erhielt er in Worms. Unser Vaterland hat er nach allen Richtungen hin kennen gelernt. Längere Zeit hielt er sich in Frankfurt und dann in Straßburg auf, wo sein Schwager, der Buchdrucker Jobin, wohnte, für den er viel gearbeitet hat. Später wurde er Reichskammergerichtsadvocat in Speyer und 1583 Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken. Er ist vermuthlich im Spätherbst 1589 in Straßburg, also verhältnißmäßig sehr jung, gestorben, doch steht auch Ort und Zeit seines Todes nicht fest. Noch ist nicht Alles

wieder gefunden, was er geschrieben. Er hat mit erdichteten Namen und Druckorten ein tolles Spiel getrieben, das der Literaturgeschichte viele Schwierigkeiten bereitet. „Es hat aber Fischart“, dies sind Wackernagels Worte, „so zahlreiches, er hat in beiden Formen, der poetischen wie der prosaischen auch so mannichfaltiges leisten können, weil ein seltener Reichthum an Geist und Kenntnissen ihn überall, wo er nur anrühren mochte, gleich aus dem Vollen schöpfen ließ: er besaß klassische Gelehrsamkeit und Bekanntschaft auch mit der französischen, nicht minder jedoch mit der altheimatlichen Literatur und war aus demselben Vaterlandssinne, der zwar in der Sprachforschung sich mehr eifrig als glücklich erwies, vertraut mit allem Eigenthume des deutschen Volkslebens: für die Geschichte der Sitte im sechzehnten Jahrhundert öffnet sich bei ihm eine Fundgrube, die noch unbefahren ist und auf lange hin nicht auszubeuten. Und er hat, so viele auch, doch nur wenig große, meist nur kleinere Schriften verfaßt, weil ein hastiger Drang des Schaffens ihn immer vorwärts, zu Andrem, zu Neuem trieb, und weil der Richtung, in der er die Dinge am liebsten angeschaut, der Laune, dem Spott, dem Humor, der Ironie, ein Verlauf innerhalb weit gesteckter Grenzen niemals zusagt.“ Es versteht sich, daß wir hier nicht im Stande sind von einem solchen Manne eine volle und erschöpfende Darstellung zu geben. Wir begnügen uns nach der Mittheilung des Wackernagelschen Urtheils, das so ziemlich auf alle Seiten in Fischarts Wesen anspielt, auf Folgendes hinzuweisen.

Wie Luther und Hans Sachs, so ist auch Fischart ein Dichter der Reformation. Da sein Leben aber in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt, so mußte seine protestantisch eifrige Gesinnung auch wesentlich anders sich erweisen. Damals war die Gegenreformation schon weit vorgeschritten, und der Jesuitismus hatte sehr bedrohliche Fortschritte gemacht. Gegen diesen zieht er nun mit allen Waffen des Witzes und der schneidendsten Satire zu Felde, namentlich in seinem Bienkorb des heiligen römischen Immenschwarms und in seinem vierhörnigen Jesuitenhütlein. Doch enthalten auch viele andere seiner Schriften heftige Angriffe auf die Jesuiten. Da Fischart längere Zeit im Südwesten unseres Vaterlandes, im Elsaß und an der lothringischen Grenze, wohnte, so konnte er auch leichter Kenntniß von der französischen Literatur erhalten. Wir haben bereits erwähnt, daß er bei der Einführung der Amadisromane betheiligt war, vielleicht die erste Uebersetzung derselben selbst verfaßt hat, und daß er Rabelais, und zwar dessen Gargantua, nachzuahmen versuchte. Das Letztere that er in seiner Geschichtsklitterung und zwar in einer Weise, daß man behaupten möchte, er habe sein Vorbild noch überboten, und doch ist Alles hier vollständig in deutsche Vorstellungen und Anschauungen übertragen, das französische Original kaum wieder zu erkennen, sein Inhalt und seine Form vollständig nationalisirt. Daß in Fischart ein lebendiger Sinn für Ehrbarkeit, Zucht, Sittenstrenge und selbst Frömmigkeit wohnte, daß er von der besten Gesinnung erfüllt, ein durch und durch sittlicher Charakter war, das beweisen die Schriften, in welchen er die gute Sitte verherrlicht, wie das philosophische Ehzuchtbüchlein, die Anmahnung zur christlichen Kinderzucht, das Lob der Lauten und seine geistlichen Lieder. Das, was uns aber an ihm so außerordentlich wohl thut, ist die ausgesprochenste Liebe zur Heimat und zum heimischen Wesen überhaupt. Kaum mag nach der Seite ein Anderer sich mit ihm messen können. Bis zu welchem Grade das Nationalbewußtsein, der Stolz ein Deutscher zu sein, sich steigern mußte durch die vielfachen Angriffe, die deutsche Art Seitens der Römischen und Wälschen erfahren hatte, das kommt bei ihm zur Erscheinung. Wenn nun aber nur der ein voller Repräsentant seiner Nation sein kann, der mit der glühendsten Liebe zur Muttersprache, zu den heimischen Sagen, Liedern, Sprüchen,

zu den von den Vätern ererbten Bräuchen und Ordnungen, auch die genaueste Kenntniß von Land und Leuten aus der Vergangenheit und Literatur seines Volkes verbindet, so ist Fischart gewiß ein Deutscher im besten Sinne. Der ganze Sprachschatz unserer Nation war ihm geläufig. Mit einer wunderbaren Originalität trat er selbst als Sprachbildner auf, er ist in der Erfindung von neuen Worten geradezu unerschöpflich. Was damals als Spruch, als Sitte, als Glaube, als Sage im Volke lebte, ist ihm gegenwärtig und kehrt in seinen Schriften wieder, die deshalb für die Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts eine so wichtige Quelle sind. Kein Anderer besaß die unmittelbare Kenntniß von Deutschland und seinen Bewohnern, die ihm zur Seite stand. Keiner vertrat so frei und kühn die Angelegenheiten des Reichs. In keinem regte sich so das stolze Selbstgefühl des freien deutschen Reichsbürgers, wie in ihm. Wohl durfte ihn darum ein Zeitgenosse den Schriftführer der deutschen Nation (germanicae nationis a libellis) heißen. Während Hans Sachs, obgleich ein Apostel der Reformation, mit seiner Dichtung noch ganz im 15. Jahrhundert wurzelte, weist Fischart, in Folge seiner Gelehrsamkeit, bereits nach dem 17. Jahrhundert und Opitz hinüber. Und doch steht auch er noch ganz unter dem Einfluß seiner Zeit, ja gewisse Eigenthümlichkeiten derselben erscheinen bei ihm in potenzirter Form. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß das Zeitalter unmittelbar vor und nach der Reformation eine gewisse Freude und Wohlbehagen am W o r t w i tz charakterisirt. Auch haben wir angedeutet, daß dieser Wortwitz, als ein allgemeinerer Zug der damaligen Menschheit, sogar bei dem Engländer S h a k e s p e a r e sich wieder findet. Der redet selbst davon, daß das Zeitalter spitzfindig geworden sei, auch spielt er auf eine gewisse Sucht der Silbenstecherei an. Dieser Zug erscheint nun im höchsten Grade ausgebildet bei Fischart. Bei ihm aber äußert er sich zumeist in etymologischen Spielereien und ungeheuerlichen Wortbildungen: er kann einen Wortstamm durch alle möglichen Ableitungen bis zu Tode hetzen. Hierin offenbart sich zugleich eine andere Eigenheit, die wir bei allen Humoristen wieder erkennen: das Gleichartige, Verwandte catalogs- und reihenweise bis in das Unendliche zu häufen. Denn der Geistreiche und der Witzige können sich nur dadurch ein Genüge thun, daß sie das Gleiche durch alle, auch noch so abweichenden Formen hindurch verfolgen. Ein Mann, wie Fischart, mußte sich aber aus diesen Gründen nicht nur von einem R a b e l a i s, der ihm so sehr ähnelt, angezogen fühlen, sondern auch von einem E u l e n s p i e g e l und so erklärt es sich denn auch höchst einfach, warum er gerade dieses Volksbuch r e i m e n s w e i ß bearbeitet und herausgegeben hat. Mit Rabelais und Eulenspiegel und, man möchte sagen, mit allen seinen Zeitgenossen theilte Fischart ferner eine entschiedene Freude am Derbkomischen. Nun ist diese zwar in fast allen seinen Schriften wieder zu finden, aber in einigen herrscht sie doch in der ausgelassensten Weise, wie in der Geschichtsklitterung, und sie hat Werke zu Tage gefördert, deren Titel selbst heute Anstoß erregt, wie die berühmte „F l ö h h a tz“. Am bekanntesten mag Fischart, dessen Studium übrigens auch heute noch nur Sache einiger Wenigen ist, durch sein „g l ü c k h a f f e s S c h i f f“ geworden sein. In diesem Gedichte verewigte er eine Wasserfahrt, welche im Jahre 1576 die Züricher Schützen an e i n e m Tage von Zürich nach Straßburg ausführten, und bei der sie den eben ein Freischießen feiernden Straßburgern einen in Zürich gekochten Hirsebrei noch warm zum Abendessen brachten, um ihnen durch denselben symbolisch die Versicherung zu geben, daß, wenn es gälte, sie ihren Nachbarn und Freunden die nöthige Hilfe zu bringen im Stande seien, ehe ein Hirsebrei erkaltet sein würde. Das Gedicht ist eins seiner besten und doch fungirte Fischart in demselben streng genommen, wie Wackernagel dies richtig bemerkt hat, als P r i t s ch m e i st e r, d. h. als Dichter, dem die Verherrlichung von Schützenfesten oblag.

Die Humanisten der Reformation:
Ulrich von Hutten, Philipp Melanchthon.

Nachdem wir oben bereits von den bedeutenderen neulateinischen Dichtern gesprochen haben, zu denen wir vor allen Eobanus Hesse und Nicodemus Frischlin zählen, müssen wir in Kürze auch noch der großen Humanisten gedenken, welche die Sache der Reformation vertreten und auf die Weiterentwicklung unserer Literatur, trotzdem sie meist nur lateinisch schrieben, Einfluß geübt haben. Wir beschränken uns hier auf Ulrich von Hutten und Melanchthon, obgleich wir noch manchen anderen Namen hinzufügen könnten, da die Reformation im Kreise der Humanisten meist freudig begrüßt wurde.

Bemerkenswerth aber ist es, daß der wissenschaftlich bedeutendste und gelehrteste Humanist und Theolog der Zeit Erasmus von Rotterdam (geboren 1467 in Rotterdam und 1536 in Basel bei seinem Verleger Froben gestorben) zwar im Anfange der Sache Luthers sich günstig erwies, dann aber ihm geradezu feindlich gegenübertrat. Und doch hatte auch er die Mißbräuche der römischen Kirche scharf gegeißelt und das Leben fauler und dummer Mönche arg verspottet. Aber er war, wie es scheint, jeder Neubildung abhold, die einen Weltbrand, eine Spaltung des Reichs und der Kirche, wohl auch eine Störung seiner Muße und seines Reichs der Wissenschaft herbeiführen konnte. Darum lag ihm wohl an einer Beseitigung der Mängel, die auch ihm deutlich waren: auch er wollte die Machtvollkommenheit des Papstes beschränken und tadelte den Ablaß, auch er war der Schultheologie überdrüssig und dürstete nach den unmittelbaren Quellen der evangelischen Lehre. Aber er scheute sich vor einem Bruche mit Rom und wollte nur innerhalb der alten Formen die Reform durchführen, um das Gebäude der Kirche wenigstens zu retten, und darum auch nur einem Concilium die Entscheidung in die Hand legen. So conservativ er in dieser Hinsicht erscheint, so freimüthig war er doch innerhalb der von ihm eingehaltenen Grenzen. Auch er konnte und wollte sich auf den Ausspruch der heiligen Schrift berufen. Dies that er besonders in seinem Streite mit Luther über die Freiheit des sittlichen Willens, die er behauptete. Da er Luthers Ansicht als unwissenschaftliche Willkür zurückzuweisen suchte, erfuhr er von Luther heftige Anklagen, der ihn von jetzt ab als einen Epikuräer und Atheisten, ja als einen Feind aller Religion hinzustellen versuchte. Es war aber Erasmus ein ausgezeichneter Kenner der griechischen und lateinischen Literatur, ein höchst vortrefflicher Philolog. Nur als solcher hatte er auch die Ausgabe des Neuen Testamentes besorgen können, die Luther seiner Uebersetzung zu Grunde legte. Von seinen Ausgaben alter Klassiker, wie der des Aristoteles in Folio, in der unser Hegel noch den großen griechischen Philosophen studirt hat, können wir hier nicht weiter reden. Erwähnt haben wir bereits seine verdienstliche Zusammenstellung und Bearbeitung der lateinischen und griechischen Sprüchwörter, der Adagia, welche das Vorbild für die ähnlichen Sammlungen in unserer Literatur geworden sind. Diese Arbeit, wie verschiedene andere, sind Erzeugnisse eines ungemeinen Sammlerfleißes und ganz im Sinn jenes polyhistorischen Jahrhunderts unternommen. Auch rhetorische Schriften hat er verfaßt, so das vortreffliche Buch de utraque verborum ac rerum copia, eine Fundgrube für Gedanken und Wortausdruck. Zu rhetorischen Zwecken hat er auch Gleichnisse (parabolae sive similia) gesammelt und behandelt. Er ist in diesen Schriften noch ganz vom Geiste seiner und der ihm vorangegangenen Zeit abhängig, die vor allen Dingen die Rhetorik pflegte, während die Poetik erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Scaliger, wie

wir gesehen haben, zur Behandlung kam. Ueberhaupt war er bestrebt Anderen das Studium zu erleichtern und er erweist sich in dieser Hinsicht als einen ganz vortrefflichen Pädagogen, dessen Schriften wir heute noch mit Vortheil und Genuß lesen können und der auf Viele und auf lange hin Einfluß geübt hat. Aber er war auch selbst ein Meister im lateinischen Stil und hat, auch hierin der Richtung seines Jahrhunderts folgend, eine herrliche Satire, das Lob der Narrheit (encomium moriae) verfaßt. Mit vielem Witz verbreiten sich über alle Lebensverhältnisse seine Gespräche (colloquia), die oft wieder aufgelegt worden sind und Manchem Genuß und Belehrung gewährt haben, da sie im Grunde eine Anleitung zum lateinisch Sprechen sind. Nicht weniger interessant sind seine Briefe: er, der Meister im Briefstil, durfte auch eine Schrift über die Abfassung von Briefen schreiben. Wenn nun auch Erasmus die Gunst der Großen vielleicht zu eifrig gesucht, wenn er auch selbst kein Deutsch geschrieben hat und sogar, wie wir sahen, der Reformation, die er herbeizuführen mitgeholfen, untreu geworden ist, so war er doch ein ausgezeichneter Gelehrter von großem Einflusse und nachhaltiger Wirkung.

Nach dieser einschaltenden Auseinandersetzung über Erasmus gehen wir zu Ulrich von Hutten über. Er stammt von dem Schlosse Stackelberg bei Fulda, wo er den 20. April 1488 geboren wurde, hat ein sehr unstätes, mit vielen Entbehrungen verknüpftes Leben geführt, war ein eifriger und muthiger Verfechter von Recht und Wahrheit, auch ein treuer und tapferer Anhänger der Reformation, der seine Sache nicht nur mit äußern Waffen, auch mit denen des Geistes geschickt zu führen wußte, ein wirklicher Held mit Feder und Schwert. Nicht weniger groß als seine Rechts- und Wahrheitsliebe war sein Nationalgefühl und sein Patriotismus. Obgleich von Haus aus humanistisch gebildet, weshalb er auch früher nur lateinisch schrieb und dichtete, wofür ihn Kaiser Maximilian mit dem Dichterlorbeer schmückte, begann er, seit er Luther sich angeschlossen, da dieser deutsch zum deutschen Volke sprach, ebenfalls in der deutschen Sprache sich zu versuchen. So vorzüglich nun seine lateinischen Arbeiten sind, namentlich die satirischen, in denen er eine wahre Meisterschaft entwickelt hat, so wenig konnte er doch Luther als deutscher Schriftsteller erreichen. Hier stand der aus dem Bauernstand hervorgegangene Bergmannssohn dem Volke und seiner Weise näher, als der ritterliche Humanist, der sein ganzes Denken an das Idiom einer fremden Sprache gefangen gegeben hatte. An ihm zeigte sich so recht der schädliche Einfluß der humanistischen Studien, der später oft nicht wieder auszugleichen ist, während, was sehr wohl zu beachten ist, Luther niemals die alten Sprachen ausschließlich oder als Lebensaufgabe betrieben hat. Doch verdient Hutten darum, daß er umkehrte, die lateinische Sprache zu Gunsten der deutschen aufgab, alles Lob. Unter seinen deutschen Schriften heben wir besonders seine Klag und Vermahnung gegen die Gewalt des Papstes (1522) und die Gesprächbüchlein hervor, die ebenfalls gegen die römische Hierarchie gerichtet sind. Die Vorrede derselben an den Leser ist in Versen abgefaßt, sie beginnt mit den Worten: „Die warheit ist von newem gborn vnd hat der btrugk sein schein verlorn“ und schließt mit Huttens Wahlspruch: „ich habs gewagt“. Die Sprache in denselben ist ein Deutsch, hinter welchem Wort für Wort das Lateinische liegt, wie hinter Gang und Haltung der ganzen Gespräche das Muster Lucians. Er hat eine Masse Flugschriften ausgesandt; um diese rascher verbreiten zu können, war er im Besitz einer eigenen Handpresse. Noch müssen wir Einiges aus seinem Leben hinzufügen, weil es im Stande ist das Interesse an seiner Persönlichkeit zu erhöhen. Nach dem Willen seiner Eltern sollte er Mönch werden und war darum im elften Lebensjahre dem Stift zu Fulda übergeben worden, da er aber eine unüberwindliche Abneigung gegen das Klosterleben empfand, wohl wegen

seines lebendigen, auf das thätige Leben gerichteten Sinnes, entfloh er 1504, was seinen Vater bewog die Hand von ihm abzuziehen. Wie merkwürdig unterscheidet er sich hier von Luther, der freiwillig das Kloster aufsuchte, dadurch aber ebenfalls seinen ganz anders gesinnten Vater gegen sich aufbrachte. Von jetzt begann das unstäte Leben, das Hutten bis zu seinem Tode geführt hat. Er besuchte die verschiedensten Universitäten, auch Erfurt und Wittenberg, zuletzt Pavia und Bologna, hier aber mußte er (1513), aller Mittel entblößt, im Heere des Kaisers Maximilian Dienste nehmen. Im folgenden Jahre kehrte er nach Deutschland zurück. Das traurige Ende seines Bruders Hans führte zur vollen Versöhnung mit seinem Vater. Dieser Bruder war nämlich vom Herzog Ulrich von Würtemberg aus Eifersucht meuchlings ermordet worden. Dies bestimmte Hutten sofort in verschiedenen Schriften ganz Deutschland zur Rache für den Unglücklichen aufzufordern. Im Jahre 1519 betheiligte er sich sogar an dem Kriege, den der Schwäbische Bund gegen den Herzog Ulrich unternahm und in Folge dessen dieser aus seinem Lande vertrieben wurde. In den Kölner Händeln nahm er sich des gelehrten Reuchlin gegen den Dominicaner Hoogstraten an. Auf Wunsch seines Vaters studirte er noch die Rechte, was ihn 1515 zum zweiten Mal nach Italien führte. Wegen seiner Angriffe auf die römische Geistlichkeit, deren Treiben er, wie Luther, bei persönlicher Anwesenheit in Italien kennen gelernt und die er durch die Herausgabe der wiederaufgefundenen Schrift des Laurentius Valla über die erlogene Schenkung Constantins auf das äußerste gereizt hatte, wurde von Rom aus seine Auslieferung verlangt. Er suchte Schutz am kaiserlichen Hofe Karls V. und, als er auch hier vor gedungenen Meuchelmördern nicht mehr sicher und zugleich des Hoflebens überdrüssig war, auf der Ebernburg bei seinem Freunde Franz von Sickingen. Mit diesem zog er 1522 gegen den Erzbischof von Trier aus, mußte aber, weil das Unternehmen unglücklich endete, in die Schweiz flüchten, wo er dem Kummer und den Folgen der bösen Krankheit erlag, mit der er in Italien seine Jugend vergiftet hatte und von der wir leider seit diesen Zeiten öfter lesen. Auf der kleinen Insel Ufenau im Zürchersee starb er, in den besten Jahren, am 1. Sept. 1523. Sein Leben hat eine vortreffliche Darstellung erfahren durch D. F. Strauß, der auch seine Gespräche in das Deutsche übertrug. Endlich ist auch eine vollständige Sammlung seiner Schriften von Böcking begonnen worden.

Nicht weniger groß als Humanist, wie als Theolog war Philipp Melanchthon. Wenn er auch, wie wir schon erwähnten, in seinen Schriften der deutschen Sprache sich fast gar nicht bedient hat, so dürfen wir ihn trotzdem hier nicht übergehen, denn er war der treueste Freund Luthers, der eifrigste Mitarbeiter an seinem Werk, die nothwendige Ergänzung zu ihm. So oft auch momentan die Beziehung zwischen beiden sich zu trüben drohte, sie haben doch nicht von einander lassen können, der feurig kräftige Luther nicht von dem weichen, weiblicheren Melanchthon, weshalb man auch ihre Freundschaft oft mit einer Ehe verglichen hat. Daß sie sich fanden, war eine höhere Fügung, denn ohne ihre Freundschaft wäre die Reformation vielleicht nicht in der Weise, als es nun doch gelang, zu Stande gekommen. Melanchthon, der ursprünglich Schwarzerd hieß, welchen Namen sein Großoheim Reuchlin nach der Sitte der Zeit in den griechischen Melanchthon, er selbst später in Melanthon veränderte, war am 16. Febr. 1497 in Bretten im heutigen Baden geboren. Sein Vater war hier ein wohlhabender Waffenschmied, der in großem Rufe stand, aber sehr frühzeitig starb, nicht ohne zuvor für eine sorgfältige Erziehung seines Sohnes Fürsorge getroffen zu haben, die dem Sohne in Pforzheim im Hause der Großmutter, einer Schwester Reuchlins, werden sollte. Melanchthon war von außer-

ordentlicher philologischer Begabung, ein frühreifer Kopf, der von seinem gelehrten Großoheim die mächtigste Anregung erfuhr und noch ein Knabe, im 12. Lebensjahre, bereits die Universität Heidelberg beziehen konnte (1509), wo er schon nach zwei Jahren die akademische Würde eines Baccalaureus erwarb, wogegen ihm die Magisterwürde, weil er noch zu jung war, versagt wurde. Dies bewog ihn im September 1512 nach Tübingen zu gehen, wo er auch den von uns erwähnten Bebel zum Lehrer hatte. Hier wurde er 1514 Magister, worauf er nun Theologie zu studiren begann. Im Jahre 1518 erhielt er gleichzeitig einen dreifachen Ruf als Professor der Philologie, zog aber den nach Wittenberg vor. Gleich in seiner Antrittsrede verrieth er das Ziel seines Strebens, das auf eine Reform der Jugendbildung gerichtet war (de corrigendis adolescentiae studiis). Am 18. August 1520 verheirathete er sich mit Katharina Krapp, der Tochter des Bürgermeisters von Wittenberg. In Wittenberg setzte Melanchthon sein Studium der Theologie so eifrig fort, daß er 1526 sogar zum Professor der Theologie ernannt wurde, der erste, der dieses Amt bekleidete, ohne die Priesterweihe erhalten zu haben. Luthers Freundschaft gewann er sehr bald. Offen trat er für des Freundes Sache auf und blieb diesem treu verbunden, bis den schönen und seltenen Bund Luthers Tod im Jahre 1546 zerriß, von welcher Zeit ab er sich sehr vereinsamt nnd in Folge der allgemeinen traurigen Verhältnisse Deutschlands und der Zwietracht innerhalb der eigenen Partei sehr verstimmt fühlte. Nach der Schließung der Universität Wittenberg in Folge der Schlacht von Mühlberg ging er nach Zerbst und von da nach Braunschweig. Einen Ruf nach der neu gegründeten Universität Jena lehnte er ab. Als Wittenberg wieder eröffnet wurde, kehrte er dahin zurück, wo er auch am 19. April 1560 gestorben ist. Wir können seine Thätigkeit als Theologen hier nicht verfolgen. Die meisten Schriften, in denen die Sache der Reformation zur urkundlichen Feststellung kam, vor allen die Augsburgische Confession und die Apologie derselben, sind zumeist sein Werk. An Luthers Reisen, an zahllosen Verhandlungen und sogenannten Religionsgesprächen und an vielen anderen Geschäften nahm er Antheil. So großartig aber seine Mitwirkung an dem Zustandekommen des evangelischen Reformationswerkes war, so wird dieselbe doch noch von seiner humanistischen Thätigkeit, die ihm vielleicht auch die angenehmere war, überboten. Melanchthon ist mit voller und ganzer Seele Philolog gewesen und hat als solcher auf die formale Seite der Bildung das größte Gewicht gelegt. Zum Philosophiren hatte er wenig Neigung und vielleicht auch nur geringe Anlage, wenn er auch eine Dialektik geschrieben hat. Er kannte den Schaden genau, welchen die scholastische Philosophie in der Kirche angerichtet hatte. Daß er den tieferen Plato dem verstandesklaren, scharfen, mehr realistischen Aristoteles hintansetzte, finden wir wohl erklärlich. Er studirte den Letzteren, einer der ersten, die dies thaten, in der Ursprache und vollbrachte für die Philosophie, was Luther als Theolog gethan, der von der traditionellen Kirchenlehre zum unmittelbaren Urtext des Evangeliums zurückgriff. Aber Luther hatte seine Kenntniß des Aristoteles allein noch aus den Schriften der Scholastiker geschöpft, die Melanchthon ganz bei Seite schob. Daß er die Schulen Deutschlands reformirt, daß er durch diese Thätigkeit den Namen des Praeceptor Germaniae sich verdient, haben wir bereits erwähnt. Wenn heute noch das Studium des Alterthums die Grundlage aller höheren Bildung in Deutschland ist, wenn bei uns die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur zu einer Blüte gelangt ist, wie nirgends sonst, wenn die klassischen Studien später den heilsamsten Einfluß auf unsere eigene Literatur geübt haben, so ist dieser Erfolg vor Allen Melanchthon zu danken. Er hat einen gedeihlicheren Unterricht in der griechischen Sprache überhaupt erst möglich gemacht durch seine griechische Grammatik, die auf Jahrhunderte

hin das Vorbild für alle grammatischen Lehrbücher der griechischen Sprache bildete. Wenn durch ein eingehenderes und tieferes Studium des Alterthums, das aber seine Richtung durch die stete Unterordnung unter die Religion erhalten sollte, unsere evangelischen Schulen, trotz der Rivalität der Jesuiten, unerreicht geblieben sind, so ist das Melanchthons Verdienst. Seine pädagogischen Grundsätze hat der große Reformator unseres Schulwesens in der Schrift dargelegt: „Wegen Anrichtung lateinischer Schulen“ (1543). Sein Blick war weit und umfassend genug, um neben das Lateinische und Griechische nicht etwa blos die Religion und die Rhetorik zu stellen, für welche letztere er auch ein in und außerhalb Deutschlands viel gebrauchtes Lehrbuch geschrieben hat, er wendete seine Aufmerksamkeit und seinen Fleiß selbst der Weltgeschichte zu, war mit der Bearbeitung der Chronik des Carion (gest. 1537) lange Jahre hindurch beschäftigt und bekundete thatsächlich, daß die Reformation nicht nur ein Werk echt geschichtlichen Forschens, sondern auch der größte Anstoß zur weiteren Ausbildung und Pflege einer wirklich historischen Behandlung der Vergangenheit und der Dinge überhaupt werden sollte. Selbst die Naturwissenschaften, die Astronomie, die Mathematik, sogar die Medicin und Jurisprudenz zog er in den Kreis seiner Studien, auch nach dieser Seite, worauf wir schon mehrfach hingedeutet haben, ein Sohn seiner Zeit, die nach einer geistigen Umfassung aller Wissenschaften strebte und der als höchstes Ideal die Polyhistorie galt. Aber auch er hatte seine Schwachheiten und so mögen wir es entschuldigen, wenn er an Astrologie und Nativitätsstellerei, einer Beschäftigung, die in diesen Zeiten immer weiter um sich greifen sollte und parallel neben den großartigen Entdeckungen wissenschaftlicher Sternkunde hinläuft, mehr als billig Gefallen fand.

Wir fügen an dieser Stelle noch einige Bemerkungen hinzu. Es verdient nämlich beachtet zu werden, daß, wie mancher der hier besprochenen Männer, so auch Andere von den humanistischen Studien damals zu der Theologie übergingen, ein Beweis, wie das Hauptanliegen der Zeit die kirchliche Frage war. Das Gegentheil ist im 18. und 19. Jahrhundert erlebt worden, wo gar Viele von der Theologie den Alterthumsstudien sich zuwendeten. Weiter ist auffällig, welche große Menge an Gelehrten Deutschland im Vergleich zum 15. Jahrhundert damals bereits besaß. Dieser Fortschritt erklärt sich durch die immer wachsende Zahl der Universitäten und illustrirt den außerordentlich regen wissenschaftlichen Sinn, der jenes Zeitalter belebte. Ohne diesen Eifer und ohne die große Verbreitung der Gelehrsamkeit wäre das Werk der Reformation wohl auch nicht in gleicher Weise gediehen. Welchen Kreis von trefflichen Mitarbeitern hatte Luther, abgesehen von Melanchthon, um sich. Man denke, um nur Einige zu nennen, an die Theologen Nic. von Amsdorff, Justus Jonas, Bugenhagen, an die Juristen Schurf und Brück. Sie alle bestätigen das Huttensche Wort, daß die Geister erwacht waren. Aber wir hätten wohl auch noch des großen Reformators der Schweiz, Huldrich Zwingli's, hier zu gedenken. Auch er war durch die humanistischen Studien hindurchgegangen, auch er sprach in seinen Schriften deutsch zum Volke, aber, was für ihn und seine Landsleute, die in der Peripherie des Reiches wohnten, bezeichnend ist, im Dialekt der Heimath. Von Charakter freundlichmild und in seinem ganzen Wesen mehr verstandesmäßig geartet, wich er, abgesehen von den dogmatischen Differenzen, auch darin von Luther ab, daß sein eheliches Leben nicht die sittliche Reinheit zeigte, wie bei unseren großen Reformatoren, ein Moment von der allergrößten Bedeutung. Aber auch das unterscheidet ihn, daß er einen größeren politischen Eifer besaß. Er wollte sein Zürich groß machen, und als seine kirchlichen und politischen Bestrebungen zum Kriege mit den katholischen Cantonen führten, ergriff er selbst die Waffen und empfing nach heldenmüthigen Kampfe im Treffen bei Kappel,

am 11. Oct. 1531, nachdem er durch einen Steinwurf und einen Speerstich zu Boden geworfen worden war und die Aufforderung zu beichten und die Mutter Gottes anzurufen mit Entschiedenheit abgelehnt hatte, von dem Hauptmann Vokinger von Unterwalden den Todesstreich mit dem Schwert. Den Fanatismus seiner Gegner mag die Thatsache erweisen, daß sein Leichnam am Tage nach der Schlacht durch des Nachrichters Hand geviertheilt und verbrannt wurde.

Im Folgenden fügen wir nun noch eine Uebersicht unserer Literatur nach ihren einzelnen Zweigen oder Gattungen hinzu und bemerken ausdrücklich, daß, wenn wir in herkömmlicher Weise nur eine Aufzählung der gewöhnlich hier genannten Werke und Personen hätten geben wollen, ein dürftiges Bild entstanden sein würde, das gewiß nicht die Vorstellung von dem großartigen Geistesleben erwecken könnte, das doch diese fünfte Periode auszeichnet. Die Literaturgeschichte soll aber ein Spiegel des jeweiligen Geisteslebens der Nation sein, so weit dasselbe schriftlich documentirt ist.

Epische Poesie.

Der hervorragendste Vertreter der erzählenden Dichtung in diesem Zeitraume ist ohne Zweifel der von uns schon besprochene Hans Sachs. Joh. Fischart, der große Humorist, kann kaum als ein Epiker gelten, selbst sein glückhaftes Schiff ist, wenn auch eine Erzählung, doch kein reines Erzeugniß epischer Poesie.

Auch in diese Periode ragt die Thiersage herein, aber ebenfalls nicht ohne fremdartige Beimischung erhalten zu haben. Georg Rollenhagen (geb. 1542 zu Bernau in der Mittelmark und 1609 als Rector in Magdeburg gest.) schrieb einen Froschmäuseler. Diese Arbeit ist keine Fortbildung des alten deutschen Thierepos von Reineke Fuchs, sondern eine Nachbildung der fälschlich unter dem Namen Homers gehenden Batrachomyomachie (des Frosch- und Mäusekriegs). Rollenhagen war zu seiner Dichtung durch die Bemerkung eines seiner Lehrer angeregt worden, daß das griechische Werk in keiner anderen Sprache nachgebildet werden könne. Nun hat er wahrscheinlich dasselbe noch überbieten wollen, wie Fischart den Rabelais überbot, ist aber dabei der Richtung seines Zeitalters zu eifrig gefolgt. Die Poesie wollte damals fast durchweg nur belehrend unterhalten (docere cum delectatione) und die Dichter fühlten sich unwillkürlich, weil das reale Leben ihrer besseren Erkenntniß so wenig entsprach, zur Satire aufgelegt. So hat denn auch Rollenhagen aus seinem Froschmäuseler ein halb didaktisches und halb satirisches Werk gemacht. Erst in der zweiten Hälfte des dritten Theils kommt er zu seinem Froschmäusekrieg. Voraus handelt er vom Privatstand, geistlichen und weltlichen Regiment, zuletzt vom Kriegerstand. Man sieht, woher er seine Disposition genommen, von der alten landläufigen Eintheilung der menschlichen Berufsarten in Lehr-, Wehr- und Nährstand. Im Einzelnen enthält sein Gedicht vortreffliche Partien, wie es überhaupt durch eine gewisse Komik und lebendige Darstellung anzuziehen vermag. Gedruckt wurde dasselbe zum ersten Mal 1595.

Um nicht eine besondere Abtheilung eröffnen zu müssen, gehen wir hier sofort zu den bei den bedeutenderen Fabeldichtern der Zeit über, zu Erasmus Alberus und Burkard Waldis. Die Fabel, als halb didaktische, halb epische Dichtungsgattung, kann recht gut der epischen Poesie einer Periode eingefügt werden, die kein reines Epos kannte. Daß auch Luther äsopische Fabeln bearbeitet hatte, haben wir erzählt.

Erasmus Alberus wurde um das Jahr 1500 in Sprendlingen in der Wetterau geboren, war seit 1520 ein eifriger Schüler Luthers und Melanchthons in Wittenberg, bekleidete an verschiedenen Orten geistliche Aemter, wurde sieben Mal ent-

setzt und starb nach wechselnden Schicksalen, die zum Theil durch sein freimüthiges Auftreten gegen fürstliche Gewalt und seine Bekämpfung des Interims veranlaßt waren, als Superintendent in Neubrandenburg (am 5. Mai 1553). Neben 49 Fabeln, die er nach Aesop in Reime gebracht und in dem Buch von der Tugent und Weißheit zusammengestellt hatte (Frankf. 1550), hat er kräftige geistliche Lieder gedichtet, die frühzeitig in den protestantischen Gesangbüchern Aufnahme fanden. Wie er in diesen Liedern eine polemische Tendenz verfolgte, so griff er auch in seinen Fabeln das Papstthum mit großer Heftigkeit an. Er war überhaupt eine streitbare Natur.

Burkard Waldis ist der vorzüglichste Fabeldichter des 16. Jahrhunderts und zu Allendorf an der Werra (in der Nähe von Salzungen) geboren. Anfangs ein eifriger Anhänger des Papstes, trat er später zum Lutherthum über und sogar in den geistlichen Stand, denn er war von 1544—1554 Probst zu Abterode in Hessen. Gestorben ist er wohl nach 1556. In seinen Fabeln, die jedoch weniger polemisch sind, als die von Alberus, hat er einen reichen Schatz an Lebenserfahrungen niedergelegt. Solche zu dichten war ihm aber auch genügende Gelegenheit geboten worden. In früher Jugend war er nach Livland gekommen. Als hier die Reformation rasch um sich griff, wurde er 1522 von dem Erzbischof Caspar von Lind mit zwei Mönchen an den Papst und Kaiser gesandt, um in Riga, Reval und Dorpat Maßregeln gegen das Umsichgreifen des Protestantismus zu veranlassen. Auf seiner Heimreise fiel er den Rigaern in die Hände und blieb über zwei Jahre deren Gefangener. Nach seiner Befreiung erfolgte sein Uebertritt und nun lebte er mehrere Jahre als Zinngießer in Riga, unternahm große Geschäftsreisen und erlitt mancherlei Unfälle auf denselben. Gegen 400 Fabeln hat er nach Aesop und anderen Meistern verfaßt und seiner Sammlung den Namen „Esopus gantz new gemacht“ gegeben (Frankf. a. M. 1548). Waldis ist aber auch noch in anderer Weise als Dichter thätig gewesen. Er hat den Theuerdank neu bearbeitet, in niedersächsischem Dialekt ein geistliches Fastnachtspiel und auch, wie noch viele andere im Reformationszeitalter, die nach Luthers Beispiel den Psalter hochhielten, eine gereimte Uebersetzung der Psalmen geschrieben.

Mehr als die genannten Fabeln und der Froschmäuseler Rollenhagens können als epische Poesie die Schwänke und Volksbücher gelten, die meist Erzeugnisse der vorigen Periode zusammenfassen und darum zum Theil bereits früher von uns genannt worden sind. Zu des Elsässer Franciscanermönchs Johannes Pauli's Schimpf und Ernst benannter und zuerst 1522 gedruckter Schwanksammlung kommt der Wendunmuth von Wilhelm Kirchhof, welcher, namentlich im letzten Bande, viele Fabeln enthält, die für die Geschichte der Thiersage von Werth sind, und das Rollwagenbüchlein von Joerg Wickram. Wickram stammt aus Colmar und gehört der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts an. Er war Meistersänger und in verschiedener Weise dichterisch thätig. So verfaßte er auch ein Schauspiel vom treuen Eckart (die Sage von diesem tritt jetzt mehrfach in der Literatur auf), überarbeitete ältere Gedichte, verfaßte nach Art der Volksbücher einen eigenen Roman „Der Goldfaden“, um dessen willen er zu den Begründern des deutschen Romans zu zählen ist, brachte die kleinere dichterische Erzählung in Aufnahme und gab in seinem Rollwagenbüchlein eine Anekdotensammlung zur Unterhaltung im Reisewagen, also einen Vorläufer der heutigen Reiseliteratur. Seinem ganzen Wesen nach erinnert er an Hans Sachs, obgleich er diesem entschieden nachsteht.

Wenn wir auch bei dem Nürnberger Meistersänger noch manche Legende finden, so traten diese doch in Folge der Reformation jetzt fast ganz zurück, da sie meist zu specifisch katholisch waren und allzustark den Wunderglauben und die Ver-

ehrung der Heiligen beförderten, welcher Luther entgegenzuwirken suchte. Dagegen kommen jetzt immer mehr die Volksbücher in Aufnahme, welche dem Geschmacke dieser Epoche zusagten, deren Entstehung aber, wie wir schon ausgesprochen haben, gewiß noch in den vorigen Zeitraum fällt. Die allgemeiner gewordene bessere Einsicht, die zum Lebensprincip erhobene Vernunft, die von ihrem Standpunkt aus meist nur Narren in den Menschen sah, mußte das Lalenbuch ergötzen, das die kleinbürgerliche Beschränktheit verspottete. Das Zeitalter, welches am Wortwitz und am Derben so starken Gefallen fand und dem der Schalk im Nacken saß, wie die vielen Schwänke beweisen, mußte sich vom Eulenspiegel angezogen fühlen. Die Generationen, welchen durch die jetzt unternommenen größeren Reisen die Lust an abenteuerlichen Fahrten neu belebt war, mußten die lügnerischen und aufschneiderischen Erzählungen des Finkenritters erbauen. Der dunkle Wissensdrang, der durch die Buchdruckerkunst, die eigentliche schwarze Kunst, jetzt reichlichere Befriedigung fand, der mit den wiedererwachenden Wissenschaften und den ersten großartigen Anfängen natürlicher Erkenntniß parallel gehende astrologische und magische Aberglaube, dem selbst ein Melanchthon huldigen konnte und der zum Theil in Paracelsus verkörpert erscheint, die durch Luthers Erlebnisse und den zum Antichrist erhobenen römischen Papst wieder schärfer ins Bewußtsein getretene Vorstellung vom Teufel, der übrigens von jeher eine bevorzugte Figur im Gedankenleben der germanischen Völker bildete, wie die vielen vom Teufel handelnden deutschen und englischen Sprüchworte beweisen, die vom Evangelium verurtheilte, durch das Beispiel der Reformatoren bekämpfte Sinnen- und Weltlust, die seit den Ritterzeiten so mächtig war, und der durch den Protestantismus überhaupt schärfer wieder betonte Gegensatz zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, alle diese Momente mußten helfen die Sage von Faust, der mit dem Bösen (hier dem Mephistopheles) einen Bund schließt und in seinem Famulus Wagner sein pedantisches Widerspiel hat, weiter auszubilden, welche Sage das Gefäß der tiefsinnigsten Anschauungen, die Grundlage der erhabensten Dichtungen zu werden die Anlage in sich trug, und nicht grundlos war es diese mythische Persönlichkeit auf der doch erst 1502 gegründeten Universität Wittenberg ihre Studien machen zu lassen und mit ihrem Namen an einen der ersten Begründer der schwarzen Kunst, an Fust, zu erinnern. Zu den diese Sagen behandelnden Volksbüchern trat nun noch die Erzählung vom ewigen Juden, von Ahasverus, die ebenfalls durch hervorragende Dichter später fortgebildet und mit immer tieferem Gehalt erfüllt werden sollte, die aber ihren Hauptreiz für das 16. Jahrhundert darin haben mochte, daß sie den Fluch des Unglaubens als Folge eines Vergehens an der geheiligten Person des Erlösers darstellt, der in diesem Zeitalter, wie wir schon früher einmal andeuteten, im Vordergrunde steht, und daß sie eine geschickte, man möchte sagen, poetische Form darbot, um an dem Schicksal eines einzelnen Menschen, der nicht sterben kann und durch alle Jahrhunderte fortwandert, den kaum glaublichen Wechsel und den ungeheuern Fortschritt der Zeiten zu zeigen, eine Vorstellung, die damals nahe lag, wo ein Frischlin seinen Julius redivivus dichtete.

Noch aber müssen wir hier erwähnen, denn den Roman zählen wir durchaus mit zur epischen Poesie, wenn er auch in prosaischer Form auftritt, daß durch Uebersetzung unser Volk sich die aus Spanien und Frankreich stammenden Romane aneignete, so den schon namhaft gemachten Amadis, dessen erstes Buch bereits 1569 in Deutschland übersetzt erschien. Das Sammelwerk, in welchem dasselbe Aufnahme fand, das Buch der Liebe brachte eine größere Anzahl aufgelöster Ritterromane, so den Kaiser Octavian, die Magelone, den Tristan, Florio und Bianceflora, die Melusine, den Ritter Pontus u. a. m.

In diesen Romanen haben wir die letzte Form der alten Rittersagen zu erkennen. Wenn auch der dichtende epische Geist im Volk erstarb, die Volksbücher, die letzten Reste und die letzte Form der Heldensage, sind unserem deutschen Volke durch alle Zeiten werth und theuer geblieben.

Lyrische Poesie.

Die fünfte Periode unserer Literatur ist am schöpferischsten auf dem Gebiet der lyrischen Poesie gewesen, die zum größeren Theil unter dem anregenden Einfluß der Reformation stand. Wir werden dieselbe als Meistergesang, als Volkslied und als Kirchenlied zu verfolgen haben.

Der Meistergesang erlebt in diesem Zeitraum seine höchste Blüte. Wie Hans Sachs der bedeutendste Meistersänger war, so Nürnberg der Mittelpunkt dieser kunstmäßigen Poesie. Ein neues Leben zog in die Singschulen durch die Reformation ein. Da die vorzüglichsten derselben in den freien Reichsstädten sich fanden und diese bald zur Reformation übertraten, konnte es nicht ausbleiben, daß die neue Lehre auch auf den Meistergesang ihre Rückwirkung äußerte. Daß Hans Sachs Luther in einem besonderen Liede feierte, haben wir bereits erzählt. Von jetzt ab wurde es aber immer mehr üblich, biblische Stoffe in den Singschulen zu behandeln. Die Merker oder Kritiker hatten genau darauf zu achten, daß die Dichtenden im treuen Anschluß an Luthers deutsche Bibel blieben. So hat auch in den Singschulen die religiöse Begeisterung, die damals Alles, was dachte und fühlte, ergriffen hatte, eine Stätte gefunden. Je mehr aber die Sache der Reformation aus dem Volk in die Stuben der gelehrten Theologen sich zurückzog und der Schlag, welcher durch den Schmalkaldischen Krieg dem sächsischen Kurstaate versetzt wurde, durch die ganze Kirche empfunden wurde, erlahmte der Aufschwung wieder, den die Meistersängerschulen genommen, und frühzeitiger als anderwärts trat in ihnen, die das Festhalten am Buchstaben zu stark betont hatten, die Erstarrung ein, welche das allgemeine Wahrzeichen der nächsten Periode ist.

Auch im Reformationszeitalter, selbst bis tief in das 17. Jahrhundert hinein, erfreute sich das Volkslied einer besonderen Pflege und hat dasselbe noch manche herrliche Blüte getrieben. Das Leben in den Jahreszeiten, Wein und Weib, das Treiben in den einzelnen, namentlich in den in die freie Natur hinausführenden und an Wechsel reichen und geselligen Berufsarten, wie der Jäger, Krieger und Bergleute, das der Studenten und Handwerksburschen, die von Stadt zu Stadt ziehen und in Corporationen sich zusammenschließen, fand Behandlung. Besonders auf folgende drei Punkte haben wir in diesem Zeitraume zu achten. Einmal, daß das Trinklied jetzt auftritt, das unter den Volksliedern der vorigen Periode kaum erscheint. Das Reformationszeitalter brachte, wie es scheint, die alte, wie wir schon sagten, auch von Shakespeare gerügte deutsche Sitte des Trinkens mehr als billig wieder zu Ehren. Dann mußte die politische Aufregung, welche durch den ganzen Zeitraum geht, auch in Liedern sich Luft machen, die, da der Buchdruck zur Verfügung stand, in fliegenden Blättern rasch die Runde durch alle Gaue machten und oft auch in Chroniken Aufnahme und Erwähnung fanden. Alle diese Lieder aber, selbst die politischen, und das ist das dritte Moment, auf welches wir aufmerksam machen wollen, wurden wirklich gesungen, selbst in häuslichen Kreisen, und das Gesellschaftslied bildete einen wichtigen Factor der geselligen Unterhaltung. Denn es lebte in unserem Volke, fast durch alle Schichten desselben, damals noch die Lust und Freude am Gesang, und wie Luther mit den Seinigen und seinen Freunden daheim bei sich

zur Laute sang, so sang und klang es in jenen Zeiten in den meisten deutschen Häusern.

In diesem Jahrhundert zog nun auch der deutsche Volksgesang in die Kirchen ein. Die Gemeinde nahm durch denselben unmittelbar am Gottesdienste Theil, das Gemeindebewußtsein, das Alle beherrschende Gefühl fand in demselben seinen Ausdruck, die Freude und Begeisterung, mit welcher das so lange zur Unthätigkeit in den Kirchen verurtheilte Volk in die neue Sitte einstimmte, war eine außerordentliche. Während später ein mehr elegischer Ton Platz greift, waren die Kirchenlieder dieser Periode voll von Siegesbewußtsein und freudiger Glaubensgewißheit. Gangbare Volksmelodien wurden den neuen Liedern untergelegt, beliebte weltliche Lieder in geistliche umgedichtet, wie z. B. das weltliche: Insbruck, ich muß dich lassen in das geistliche: O Welt, ich muß dich lassen. Der eigentliche Schöpfer des Kirchenliedes aber war Luther. Von ihm haben wir 37 (oder 36) Kirchenlieder, denen er Bibelstellen oder alte lateinische Hymnen zu Grunde und alte oder von ihm selbst und seinem Freunde, dem kursächsischen Kapellmeister Walther erfundene Melodien unterlegte. Die berühmtesten Lieder Luthers sind: Ein' feste Burg, welches Lied Heine nicht unpassend die protestantische Marseillaise genannt hat; Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir; Wir glauben all an einen Gott; Vom Himmel hoch da komm ich her; Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort; Es woll uns Gott genädig sein.

Neben Luther verdienen von den zahlreichen Kirchenlieddichtern dieser Periode, unter denen selbst verschiedene Fürsten erscheinen, wie ehedem solche auch am Minnegesang Theil genommen hatten, Erwähnung besonders folgende:

Paul Speratus (1484—1554, von ihm: Es ist das Heil uns kommen her);

Nicolaus Decius (gest. 1541, von ihm: Allein Gott in der Höh sei Ehr);

Nicolaus Hermann, der bekannte Cantor in Joachimsthal und Freund von Joh. Mathesius, gest. den 3. Mai 1561, von ihm: Lobt Gott ihr Christen allzugleich;

Philipp Nicolai, der 1608 als Pastor in Hamburg starb, von ihm: Wie schön leucht't uns der Morgenstern und Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Didaktische und satirische Poesie.

Ein Zeitalter, welches den Reiz der Dichtkunst in der unterhaltenden Belehrung fand, mußte den didaktischen Charakter fast allen Dichtungsgattungen aufprägen, wodurch einzelne derselben ihre reine Form verloren. Wenn man dazu nun noch bedenkt, worauf schon hingedeutet wurde, daß diesem Zeitalter auch der wahre Schönheitsbegriff abging, daß die Dichter, zumal in metrischer Hinsicht, alle Willkür sich erlaubten und ihre Sprache von der Vollendung der Hohenstaufenzeit oder der des 18. Jahrhunderts weit entfernt ist, so kann man auch begreifen, warum wir uns im Ganzen von der Poesie jener Zeiten nicht sonderlich angesprochen fühlen. Obgleich diese Periode eine didaktische Richtung verfolgte, hat sie aber doch kein großartiges didaktisches Gedicht, wie Freidanks Bescheidenheit war, hervorbringen können. Neben Fischart begnügen wir uns Bartholomäus Ringwaldt (geb. 1530 und gegen 1598 gest.) zu nennen, der zwei hieher gehörige Gedichte schrieb: Die lautere Wahrheit und die christliche Warnung des treuen Eckarts.

Auch das ist bereits auseinander gesetzt worden, daß die Satire jenem Zeitalter besonders nahe lag. Der größte Satiriker des 16. Jahrhunderts war bei uns aber offenbar Joh. Fischart. Daß auch die Humanisten Satiren schrieben, haben wir gleichfalls schon angedeutet: Die Briefe der Dunkelmänner (die epistolae obscurorum virorum) sind wohl das originellste derartige Erzeugniß, welches eine ungemeine Wirkung gehabt hat. Auch Erasmus erschien unter den Satirikern durch sein Lob der Narrheit. Wir können uns deshalb hier darauf beschränken, die Schriften von Thomas Murner kurz zu besprechen. Murner war am 24. Dec. 1475 zu Oberehenheim bei Straßburg geboren. Seine Bildung erhielt er in einer Franciscanerschule. Auch sein Leben ist außerordentlich unstät gewesen. In Paris hat er Theologie, in Freiburg die Rechte studirt und von Maximilian ist auch er zum Dichter gekrönt worden (1506 in Worms). Er erscheint bald unter den eifrigsten Gegnern Luthers. Als solcher wurde er von Heinrich VIII. nach England berufen, von wo er 1523 zurückkehrte. Vor den Bauern mußte er 1526 in die Schweiz flüchten. Der Rath von Luzern gab dem Flüchtigen ein Predigtamt. Aber nach der Schlacht bei Kappel war er auch in Luzern nicht mehr sicher. Nun fand er Aufnahme in Heidelberg. Sein Todesjahr ist uns unbekannt. Er schrieb eine Narrenbeschwörung, in der er alle Narren nach Wälschland bringen will, was gewiß patriotisch mehr wohlgemeint und praktischer war, als sie mit Seb. Brant nach dem utopischen Narragonien befördern zu wollen. Dann 1513 eine Schelmenzunft, hier erscheinen ihm die Narren als eine große Genossenschaft, 1519 die Gauchmatt, die Narrenwiese, hier läßt er die Narren auf einem grünen Plane Revue passiren. Während die genannten Schriften Thorheiten und sittliche Gebrechen ganz allgemein verfolgen, trat er 1522 in der Schrift: Vom großen lutherischen Narren, direct gegen die Reformation und Luther auf, auf dessen Sendschreiben: An den christlichen Adel deutscher Nation er bereits 1520 mit einem gleichnamigen Libell geantwortet hatte. Sein Charakter ist mehrfach angefochten worden. Daß er Anlagen und Gelehrsamkeit besaß, erleidet wohl keinen Zweifel. Im Ganzen ähnelt er Erasmus, doch unterscheidet er sich von diesem wieder durch sein unstätes Umherschweifen und den Gebrauch der Muttersprache.

Dramatische Poesie.

Die im vorigen Zeitraume begonnene volksthümliche Entwicklung des Dramas setzt sich auch in diesem noch fort. In der Wahl der Stoffe erlaubte man sich allmählich eine größere Freiheit. Durch Hans Sachs, der unser größter Dramatiker in dieser Periode ist, kam auch mehr Einheit und Plan, mehr Bewegung und festere Zeichnung der Charaktere in das Drama. Die entschieden kunstvolleren lateinischen Dramen der Humanisten, wie des Nicodemus Frischlin, wurden Vorbilder für unsere deutsche Bühne. Eine besondere Anregung aber erfuhr diese von den englischen Komödianten, welche seit 1590 mit großem Beifall Kunstreisen durch Deutschland unternahmen und trotz des rohen Geschmackes ihrer Stücke, die auch dem Aufkommen des Pickelhärings und Hanswursten Vorschub leisteten, doch auf die Darstellung und Bühneneinrichtung günstigen Einfluß ausübten.

Neben Hans Sachs nennen wir zunächst Paul Rebhun, einen Schüler Luthers und Melanchthons, der 1546 als Pfarrer zu Oelsnitz im Voigtland starb; er schrieb nach klassischen Mustern biblische Dramen, unter denen Susanna und die Hochzeit zu Cana Erwähnung verdienen. Rebhun bediente sich zuerst der

Eintheilung in Acte und Scenen und machte auch einen Versuch, nach lateinischer Weise, unter Zugrundelegung des Wortaccents, jambische und trochäische Versmaße einzuführen.

In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört der Dramatiker Jakob Ayrer, auch ein Nürnberger, wie Hans Sachs, wenigstens hat er in Nürnberg den Rest seines Lebens als öffentlicher Notar verbracht und ist auch hier am 26. März 1605 gestorben. Er hat 30 Komödien und Tragödien und 36 Fastnachtspiele und auch die ersten deutschen Singspiele geschrieben. Zu bemerken ist, daß er nach dem Vorgange Hans Sachsens, der auch einen hörnenen Siegfried geschrieben hatte, die deutsche Heldensage in das Drama einführte.

Als einen Fürsten, der sich ein Hoftheater nach dem Muster der englischen Komödianten hielt, haben wir aus der gleichen Zeit den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig zu nennen (1564—1613). Derselbe ist auch Verfasser einer Reihe von Schauspielen, in denen er, gegen den früheren deutschen Gebrauch, aber nach dem Vorgang der Engländer, die Prosa zur Anwendung brachte und die auch viele komische Scenen im Volksdialekt enthalten.

Prosa.

Der Schöpfer unserer Prosa und unserer heutigen Schriftsprache überhaupt ist Luther und zwar zumeist durch seine Bibelübersetzung, die er im Geiste der heiligen Schrift, nicht nach dem Wortlaut der von der Kirche recipirten lateinischen Uebersetzung, der Vulgata, sondern auf Grund des hebräischen und griechischen Urtextes, unter dem treuen Beistand von Melanchthon und anderen gelehrten Freunden, nach einer unsäglich mühevollen Arbeit, in den Jahren von 1522 bis 1532 vollendete.

Als Luther sein Uebersetzungswerk begann, hatte in unserer Sprache bereits eine Art Schriftsprache aus der Mannichfaltigkeit der Dialekte sich herauszubilden begonnen. Dies blieb dem umsichtigen Manne nicht verborgen, den die Vorsehung einen Unterthanen und Diener des kurfürstlichen Hauses hatte werden lassen, das nicht nur das erste Patronat der Reformation übernehmen sollte, von dessen Kanzlei auch diese neue oder gemeine (allgemeine) Sprache bereits ausgegangen war. Luther hat in einer bekannten Stelle seiner Tischreden die Sprache der sächsischen Kanzlei geradezu als die Norm seiner Sprache bezeichnet. „Ich habe", sagt er dort, „keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der Sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sächsischen und unsers Fürsten Kanzlei; darum ists auch die gemeinste Deutsche Sprache." Diese aus dem Gebrauch der Sächsischen Kanzlei, aber unter Benutzung der Dialekte und des unmittelbaren Volksausdrucks', erwachsene Sprache Luthers in seiner Bibelübersetzung ist nun die Grundlage für das Neuhochdeutsch geworden, das mit der Reformation in unserer Literatur zur Herrschaft gelangt. So ist aber Luther nicht nur unser kirchlicher Befreier, nicht nur der Erwecker des gesammten geistigen Lebens seiner und der folgenden Zeiten in unserem Volke, sondern auch, was immer nur das Werk solcher Bahn brechenden, Zeit beherrschenden Geister gewesen ist, der Reformator unserer Sprache gewesen.

Dieser neuhochdeutschen Sprache Luthers wohnt nun eine ebenso große Fähigkeit ein, den dichterischen Schwung der Phantasie, als den tiefsinnigsten Gedanken-

gang der speculirenden Vernunft zum Ausdruck zu bringen. Wir haben es schon ausgesprochen, daß Luthers Sprache auch heute noch nicht vollständig ausgenutzt und verbraucht ist und daß in ihr noch viele Schätze verborgen liegen. Ein Beweis, wie gewaltig das Sprachgenie in ihm war und wie reich doch im Allgemeinen unsere Sprache aus den Zeiten des Mittelalters hervorgegangen war.

Nachdem Luther das Beispiel einer mustergiltigen Uebersetzung gegeben hatte, sollte die Uebersetzung aus fremden Sprachen überhaupt ein Hauptbestandtheil unserer Literatur, ein mächtiges Förderungs- und Anregungsmittel derselben werden, durch welches das deutsche Volk mit dem Geistesleben der Vergangenheit, wie mit dem seiner hochentwickelten Nachbarn Fühlung suchte und behielt. Da die großen Humanisten Alles und die Reformatoren, zum großen Theil auch Luther, Vieles in lateinischer Sprache schrieben, so war für Uebersetzungsstoff schon hinreichend in unserem Volke gesorgt, denn das Volk mußte doch einiger Maßen von dem unterrichtet bleiben, was die Gedankenarbeit der ersten seiner Denker zu Tage förderte. Daß aber in unserer Periode, namentlich aus dem Französischen, immer häufiger übersetzt wurde, das kann Fischarts Bearbeitung des Rabelaisschen Gargantua, die Einführung des Amadisromans und vieler anderer französischer Romane, wie z. B. des von den vier Haimonskindern und des von der schönen Magelone u. s. w. beweisen.

Immer häufiger aber wendete man sich seit Luthers Vorgang in der Muttersprache an das Volk. Wir können hier keinerlei Uebersicht von den zahlreichen polemischen und agitatorischen Schriften geben, welche die Reformation hervorrief. Auch auf die deutsche Predigt können wir nicht genauer eingehen, die ebenfalls durch Luthers kraftvolles und volksthümliches Beispiel Förderung erfuhr. Daß aber Joh. Matthesius, ein Schüler und Freund Luthers, dessen wir bereits an anderer Stelle gedachten, das Leben seines großen Lehrers zum Thema einer Reihe von Predigten gemacht hat, die um der zahlreichen Einzelheiten willen, die sie aus Luthers Leben bringen, noch heute von Werth sind, wollen wir im Vorübergehen nicht unerwähnt lassen. Daß Huldrich Zwingli auch in seinen rhetorisch wohlgeordneten Predigten an den Züricher und Toggenburger Dialekt sich anschloß, ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich. Auch die Zahl der erbaulichen Schriften aus diesem Zeitraum ist nicht unbedeutend, doch beschränken wir uns darauf, die beiden oft aufgelegten Werke von Joh. Arndt (geb. 1555 zu Ballenstedt, und als Generalsuperintendent in Celle 1621 gest.), seine Vier Bücher vom wahren Christenthum und das Paradiesgärtlein zu nennen, um so mehr als in denselben, im Gegensatz zum todten Buchstabenglauben, ein thätiges und liebevolles Christenthum, ein Christenthum des Herzens sich ausspricht.

Immer zahlreicher wurden von jetzt ab deutsche Schriften über wissenschaftliche Gegenstände und Lehrbücher aller Art. Als unübertroffene Muster der letzteren können Luthers Katechismen gelten. Als deutsch schreibenden Philosophen haben wir schon Jakob Böhme genannt, dessen Leben zum größeren Theil noch in unsere Periode fällt, da er 1575 in Altseidenberg bei Görlitz geboren und den 17. Nov. 1624 als Schuhmacher in Görlitz gestorben ist. Auch er stand im Gegensatz zur Schultheologie seiner Zeit, bei aller Neigung zur Schwärmerei und Mystik ein edler Mensch, von den strenggläubigen Geistlichen zwar verketzert, aber von seinen Anhängern als deutscher Philosoph verherrlicht, von großer Gewalt über die Sprache, die er seinen Speculationen und Visionen dienstbar zu machen suchte. Seine Hauptschrift ist die Morgenröthe im Aufgang aus dem Jahre 1612. An dieser Stelle haben wir auch des großen Malers Albrecht Dürer zu gedenken. Er ist als Landsmann von Hans Sachs den 20. Mai 1471 in Nürnberg, einem

Mittelpunkt des damaligen geistigen Lebens, geboren und den 6. April 1528 ebendaselbst gestorben. Dürer ist der größte Meister der deutschen Kunst, durch und durch national in seinem ganzen Denken und Fühlen. Selbst ein Raphael hat ihm seine Bewunderung nicht versagen können. Nicht zu vergessen ist, daß er den Holzschnitt mit Meisterschaft übte und bei uns zu Ehren brachte, der der Literatur, als nächster Verwandter des Drucks, so viel Dienste geleistet. Er war ein Freund des gelehrten Humanisten und Nürnberger Rathsherrn Wilibald Pirkheimer (geb. 1470 zu Eichstädt und 1530 in Nürnberg gest.), der auch um die Einführung und Verbreitung der Reformation große Verdienste sich erworben hat. Dürer war aber nicht blos als Maler und vielseitiger Künstler überhaupt, sondern auch als Schriftsteller ausgezeichnet. Seine beiden Reisen nach Venedig und den Niederlanden, den Ländern, wo die Malerei damals zu blühen begann, hat er in Briefen an Pirkheimer beschrieben. Auch hat er in deutschen Versen Lebensregeln verfaßt. Hier aber haben wir seine drei mathematischen und kunsttheoretischen Schriften hervorzuheben: Underweysung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheyt in Linien (1525); etliche Underricht zur Befestigung der Stett, Schloß und Flecken (1527); vier Bücher von menschlicher Proportion (1528). Sie alle zeigen uns den hochgebildeten, denkenden Künstler und Theoretiker, der nach jeder Seite ein voller Mensch war. Da alle Anfänge interessant sind, so dürfen wir wohl nach dem großen Maler und Mathematiker auch ein Wort dem Rechner widmen, dessen Name bis auf unsere Tage sprüchwörtlich geblieben ist, dem Adam Riese (geb. 1489 zu Staffelstein bei Bamberg und den 30. März 1559 in Annaberg, im sächsischen Erzgebirge, gest.). Sein weltberühmt gewordenes Rechenbuch erschien zuerst 1522 (oder auch schon 1518) zu Erfurt unter dem Titel: „Rechenung auff der linihen“.

Auch grammatische Studien über unsere Sprache beginnen in dieser Periode. Zwar sind die ersten deutschen Grammatiken, wie die von Joh. Clajus (1530 bis 1592), um wenigstens einen Verfasser einer solchen zu nennen, noch in lateinischer Sprache geschrieben. Aber der Anfang zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Sprache war doch mit ihnen gegeben. Wie die Sprache, so mußte aber bald auch die Prosodie und Metrik Gegenstand der Beobachtung und Theorie werden, um so mehr, als in die deutschen Gedichte die entsetzlichste Willkür nach dieser Seite eingerissen war und die Sylben nicht mehr nach ihrem Werthe, über den bei uns allein der Accent entscheiden kann, sondern blos nach ihrer Zahl in Frage kamen. Je eifriger daneben die neulateinische Dichtkunst betrieben wurde, um so näher lag es endlich auch in der Muttersprache die prosodischen Grundsätze und Versmaße der Alten in Anwendung zu bringen. So hatte Rebhun bereits jambischer und trochäischer Rhythmen sich bedient, Fischart Versuche in deutschen Hexametern gemacht, ebenso der als Grammatiker genannte Joh. Clajus die Grundsätze antiker Versbildung zur seiner Uebersetzung von Hesiods Werken und Tagen befolgt und ausgesprochen. Wenn nun auch neben dieser Richtung als naturgemäße Folge der wachsenden Bekanntschaft mit den modernen Literaturen das Bestreben sich geltend machte ebenfalls die Versmaße der Italiener und Franzosen nachzubilden, so fing man sogar bereits an im Sonett sich zu versuchen, so behielt doch die antikisirende Richtung schließlich den Sieg. Das erste Werk aber, welches Prosodie und Metrik und die ganze Poetik deutsch und für die deutsche Sprache behandelte, mußte unter diesen Umständen geradezu Epoche machend sein. Dies Werk fällt aber nicht mehr in unsere Periode, sondern gehört an den Anfang der nächsten. Es ist Opitzens Buch von der deutschen Poeterei.

Noch bleibt uns übrig ein Wort von der Geschichte zu sagen. Davon, daß die Reformation für die Geschichte und die geschichtliche Betrachtung der Dinge von den segensreichsten Folgen sein mußte, haben wir bereits gesprochen. Hier aber sind kurz die Werke zu berühren, in denen der historische Sinn des Zeitalters in deutscher Sprache sich bekundet hat. Diese Werke verfolgen entweder eine universelle Richtung, beabsichtigen also eine Darstellung der Weltgeschichte, oder beschränken sich, wie wir es bereits im vorigen Zeitraum sahen, auf die Geschichte einer Landschaft oder Stadt und sind also Chroniken, oder sie nehmen, und diese Gattung tritt jetzt häufiger auf, ein Einzelleben zum Gegenstand ihrer Darstellung und sind Biographien. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß, sobald ein wissenschaftliches Interesse an der Vergangenheit unseres Geschlechtes sich geltend machte, sofort auch ein solches der Erforschung des Wohnsitzes des Menschengeschlechts sich zuzuwenden begann. Der Weltgeschichte trat sofort die Weltkunde, oder wie sie sich damals nannte, die Cosmographie zur Seite. Wie aber aus der Reformation der geschichtliche Sinn, so erwuchs der geographische aus der die Welt damals in Aufregung setzenden Kunde von den großen geographischen Entdeckungen, zumal der Portugiesen und Spanier. Wer hätte aber gegen unseren Weltkörper gleichgültig bleiben können, seit neue Welttheile auf demselben plötzlich zum Vorschein kamen.

Als einen Repräsentanten der universellen Welthistorie, der speciellen Landschaftsgeschichte und der allgemeinen Erd- oder Weltbeschreibung, der in diesen Studien bereits eine Lebensaufgabe findet, haben wir Sebastian Franck anzuführen. Derselbe war 1500 in Donauwörth geboren, lebte in Nürnberg, dann in Straßburg und Ulm, aus welchen beiden Orten er ausgewiesen wurde, und starb in Basel gegen 1543. Von seinen Schriften gehören hieher erstens: Chronika, Zeytbuch und Geschichtsbibel vom Anbegyn bis 1531, dies ist seine Weltgeschichte; dann: Chronika von gantz Teutschland (1539), das ist seine vaterländische Geschichte; drittens: Weltbuch, Spiegel und Bildnis des ganzen Erdbodens, dies ist seine Weltbeschreibung, die, neben der Cosmographie von Sebastian Münster, die älteste allgemeine in deutscher Sprache überhaupt ist. Seiner Sprüchwörtersammlung haben wir früher gedacht. Ein Mann, wie Franck, der mit universellem Blick die Vergangenheit überschaute, gleichzeitig auch den Blick über den ganzen Erdkreis gerichtet hielt, den freien Sinn des reichsstädtischen Bürgers mit dem begeistertsten Nationalgefühl verband, sein ganzes Denken und Arbeiten dem Volke zu gute kommen lassen wollte, nie ein öffentliches Amt bekleidete, mochte mit den bestehenden Kirchen und ihrem Dogma nur schwer sich vertragen, aber auch durch die selbständige Stellung, die er einzunehmen suchte, in jener Zeit der heftigsten religiösen Parteikämpfe, nach allen Seiten hin Anstoß erregen, so daß man ihn selbst zum Wiedertäufer zu machen sich nicht scheute. In ihm lebte vom Geist der alten griechischen Philosophen, er ist aber auch mit der mittelalterlichen Mystik vertraut und so erscheint ihm „die Gottheit als die ewige keiner Creatur bedürftige Wesenheit, die doch alle weltliche Gestaltung durchwest und durchfluthet. Aber der Mensch nach ihrem Willen ihr frei gegenüber kann das göttliche Wesen in ihm walten lassen oder verkehren. Wo er leidend sich ihm hingiebt, wird Gott in ihm Mensch“. Man sieht, daß er von seinem Standpunkt aus Gott in der Weltgeschichte aufsuchen wollte, aber auch, wohin die gedrängt wurden, welche der herrschenden Bewegung entgegen traten. Entweder legten sie, wie Joh. Arndt und die ihm folgten, im treuen Anschluß an das Evangelium, alles Gewicht auf das innere Herzensleben und die werkthätige Liebe, oder sie folgten einer anderen Spur, die auch zu den deutschen Mystikern des

Mittelalters zurückführt, und wurden durch einen gewissen Pantheismus Vorläufer Spinoza's.

Neben Sebastian Franck verdienen als Geschichtschreiber, die die heimische Landesgeschichte behandeln, Erwähnung: Joh. Thürmeier, nach seinem Geburtsort Abensberg Aventinus genannt, der eine Baierische Chronik schrieb, und Aegidius Tschudi, der Verfasser jener helvetischen Chronik, welche Schiller für seinen Tell auf das Trefflichste zu benutzen verstand.

Wir übergehen die übrigen Chronisten der Zeit und gedenken noch mit einem Worte der Leistungen auf dem Gebiet der Biographie. Hier haben wir mehrere wichtige Autobiographien zu verzeichnen, so die von Götz von Berlichingen, welche für Goethe die Grundlage seines gleichnamigen Dramas wurde, ferner die von Bartholomäus Sastrow, welche für die Sittengeschichte des Reformationszeitalters von Werth und darum von G. Freytag in seinen Bildern aus der deutschen Geschichte berücksichtigt worden ist, und fügen diesen noch die von Thomas und Felix Platter und die Hans von Schweinichens hinzu.

Wir schließen unsere Uebersicht über das Zeitalter der religiösen Befreiung, indem wir noch eine allgemeine Bemerkung hinzufügen. In Folge der Bekämpfung der Reformation tritt der dem Katholicismus gewaltsam erhaltene Süden Deutschlands, namentlich Oestreich, das Erbland der Deutschland sich immer mehr entfremdenden Habsburger, welches ganze Jahrhunderte hindurch Mittelpunkt der Poesie gewesen war, in der Literatur auf lange Zeit zurück. In den Vordergrund tritt dafür die Mitte Deutschlands und mit ihr der Norden, die dem Protestantismus treu blieben und weiter bildeten. Der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten, zwischen Süden und Norden, verschärfte sich im Dreißigjährigen Krieg noch mehr und führte zu einer auch heute noch nicht völlig wieder geheilten Kluft. Wie aber die neugegründete Universität Wittenberg das Centrum des Protestantismus geworden war, so gehen die neuen Richtungen auch in Zukunft meist von den jüngsten protestantischen Universitäten aus. So werden wir später Halle (gegründet 1694), dann Göttingen (gegründet 1737), endlich Berlin (gegründet 1810) an der Spitze der geistigen Bewegung der Zeit stehen sehen.

Sechste Periode.

Zeitalter der Erstarrung des nationalen Lebens bis auf Friedrich den Großen 1740.

Wohl mag es sich ziemen an dieser Stelle einen Augenblick inne zu halten und den Blick nochmals nach dem 15. und 16. Jahrhundert rückwärts zu wenden, ehe wir die Entwicklung unseres geistigen Lebens und seines Ausdrucks in der Literatur während der sechsten Periode weiter verfolgen.

Was nun das 15. Jahrhundert anlangt, so ist uns recht aus der Seele gesprochen, was wir bei G. Freytag lesen, daß dasselbe erscheine „wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Versuche, eifriger aber unfertiger Bildungen“. Mit seinen Worten aber stimmen die eines andern Forschers, der uns ebenfalls das Richtige gesehen zu haben scheint: „Die fruchtbringenden Keime

alles großen geistigen Besitzes der folgenden Jahrhunderte lägen in dem gewaltigen allseitigen Streben des fünfzehnten Jahrhunderts".

Dies müssen wir wohl fest halten. Denn wenn wir die Bewegungen des 15. Jahrhunderts nicht in diesem Sinne fassen, so laufen wir Gefahr weder die politische noch die Literaturgeschichte unseres Volkes in den späteren Zeiten zu verstehen. Da es nun Freude macht sich in Uebereinstimmung zu wissen mit dem Urtheil berufener Kenner, so tragen wir kein Bedenken auch noch folgende Worte Freytags über das Reformationszeitalter hinzuzufügen.

„Das sechzehnte Säculum", so sagt er, „kam herauf, und mit ihm die größte geistige Bewegung, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menschlichem Ermessen dies Jahrhundert dem Geist und Gemüth der Deutschen sein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die beängstigte Seele, sittlichen und gemüthlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. Sehnsucht nach Erkenntniß der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden."

Nun werden wir im Folgenden zu schildern haben, wie aus dem Streben nach religiöser Befreiung der schrecklichste aller Kriege hervorgegangen ist, die je ein Volk heimgesucht haben, daß dieser Krieg einen tiefen Riß zwischen Deutschen und Deutschen gerissen, aus der einen großen Nation zwei Nationen, ja zwei feindliche Heereslager gebildet hat, die einander auf das blutigste bekämpften und zwischen denen es fortan kaum mehr ein Verständniß geben sollte. So ist durch diesen unseligen Krieg auch das Bewußtsein der gemeinschaftlichen Abstammung getrübt, und da er Alles mit in sein Grab zog, auch der geschichtliche Zusammenhang mit unserer großen Vergangenheit gestört worden. Mit dem dreißigjährigen Krieg gehen die alten Erinnerungen, welche bis auf Ariovist und Armin hinaufreichten, zu Grunde; das Volk vergißt in seinem verdammungswürdigen Hader seine eigene Geschichte und Literatur; es beginnen unter den heftigsten Zuckungen und unter grausigem Weh ganz neue Zustände und mit den römischen Geistesketten, die ein Theil der Bevölkerung abgeworfen, ist auch viel Gutes und Schönes mit in Trümmer gegangen. Da dürfte sich unser wohl jene elegische Stimmung bemächtigen, von der wir bereits gesprochen haben. Ihr aber tritt Freytag mit folgendem Mahnwort entgegen: „Aber wie verhängnißvoll auch jene Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts für die politische Gestaltung des Vaterlandes geworden ist, dennoch soll jeder Deutsche mit Ehrfurcht darauf zurücksehen, denn ihm verdanken wir alles, was jetzt unsern Stolz und unsere Hoffnung ausmacht, unsere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutschen Geistes, einen unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Methode unserer Wissenschaft, unsere Kunst, zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unsere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang."

Wir haben die sechste Periode unserer Literaturgeschichte als die Zeit der Erstarrung des nationalen Lebens bezeichnet. Wir haben diese Bezeichnung zunächst im Allgemeinen zu rechtfertigen. Das nationale Leben muß für erstarrt gelten, wenn die Nation in den wichtigsten Rücksichten, da, wo ihr doch vom geschichtlichen und allgemein menschlichen Standpunkt aus das beste Recht zur Seite steht, unthätig und unbetheiligt erscheint und wenn sie nicht ihre nationalen Eigenschaften und Güter hochhält und pflegt, sondern von Bewunderung gegen das Fremde und Ausländische sich so erfüllen läßt, daß es sogar der heimischen Sprache und Sitte sich schämen kann. Beides ist während des Zeitraums, zu dem wir jetzt übergehen,

geschehen. Es kommt aber ein Drittes hinzu. Wir wollen nicht leugnen, daß auch diese Zeiten eine große Rührigkeit, ein Streben und Ringen auf geistigem Gebiete zeigen und daß auch sie Zeugniß von deutschem Fleiß ablegen. Aber die poetische Thätigkeit des Zeitraums, so umfangreich sie sein mag, leidet doch an einer ähnlichen Erstarrung, als das nationale Leben überhaupt. Das Volk, im eigentlichen Sinne des Wortes, erscheint, wie im Staat und in der Kirche, auch in der Poesie unthätig und unbetheiligt, es sind nur die Gelehrten und jene Beamten, welche auf Schule und Universität eine gelehrte Bildung sich haben aneignen müssen, die wir als Dichter auftreten sehen, also die Universitäts-, Hof- und Beamtenkreise. Wie das alltägliche Gespräch, die Conversation der Höfe, des Adels und der hohen Beamten die heimische Sprache verschmäht und der französischen sich bedient, so folgt die Dichtung fast durchgängig ausländischen Mustern und entfernt sich gleichfalls vom heimischen Boden. Ein Zustand der Erstarrung gibt sich aber auf dichterischem Gebiete auch dadurch zu erkennen, daß die wahre, freie und hohe Ansicht von der Dichtkunst dem Zeitalter ganz fremd, vollständiges Geheimniß bleibt. Der Dichtkunst werden die nüchternsten Zwecke, Belehrung und moralische Besserung untergeschoben. Sie selber, die doch eine freie Gabe Gottes ist, wird als lehrbar betrachtet. Eine Anweisung, die deutsche Reimkunst in 6 Stunden zu erlernen, erscheint unter dem berüchtigt und sprüchwörtlich gewordenen Titel eines Nürnberger Trichters. Das Verhältniß der Dichter zu einander bekommt den Namen Schule. Weil lehrbar, muß die Dichtkunst einer von sterblichen Menschen einer bestimmten Zeit aufgestellten Regel sich unterwerfen, ohne den Genius und die Phantasie und das eingeborne Schönheitsgefühl zu ihrem Recht kommen zu lassen. Die Stoffe sind weit hergeholt, aus Asien und Afrika, und den Dichtungen liegt nicht die alte Heldensage, welche doch bereits durch die gestaltende Hand der Volkstradition eine dichterische Form angenommen hatte und deren Kenntniß bis an den Anfang dieses Zeitraums noch Allgemeingut des Volkes war, oder sonstige auf Wirklichkeit und Erlebniß beruhende, den Stempel der Wahrheit tragende Geschichte oder die Erfahrungen des eigenen äußeren und inneren Lebens zu Grunde, sondern die allerschalste, hohlste, nichtssagende, unwahrste Erfindung. Ganz besonders breit macht sich das Gelegenheitsgedicht, d. h. Reimereien, in denen die Schmeichelei der Niederen gegen die Höheren und die gegenseitige der Kleineren unter einander auf die geschmackloseste Weise, unter der widerlichsten Betonung der Ellen langen Titel und Höflichkeitsbenennungen, unter Wahrung der devotesten und galantesten Etikette, Ausdruck sucht. Da man das wahre Schöne, die Ineinsbildung der Wirklichkeit und der Idee, nicht kennt, so greift man zu dem äußerlichsten Aufputz, zu den unpassendsten Bildern, zu den lächerlichsten Beiworten, Epitheten, in deren Anwendung man eine besondere Schönheit der Gedichte erblickt, und hat, was man in solchen poesielosen Zeiten immer wiederkehren sieht, eine vorzügliche Freude am Allegorischen. Da man die eigenen Gefühle und die im Volke lebenden Anschauungen nicht zu verwenden versteht, und nur immer recht reizend, recht gelehrt erscheinen will, so führt man für die einfachsten Vorstellungen das ganze Heer der griechischen und römischen Götter, die ganze antike Mythologie, ins Feld und gibt deutschen Gedichten ein Kleid und Aussehen der allerverwunderlichsten Art. Da die Poesie einmal für lehrbar erklärt ist, so gewinnen die Lehrmeister der neuen Richtungen das volle Ansehen von Geschmacksdictatoren und, wie in der griechischen Mythe das Regiment des Zeus erst möglich wird, nachdem die Herrschaft der alten Götter zu Grunde gegangen, so konnte die neue Zeit unserer Dichtung, unser zweites classisches Zeitalter, auch nicht anbrechen, bevor nicht das Regiment dreier einander in der Geschmacks-

dicdactur ablösender Generationen gestürzt war: das Regiment Opitzens, der Hoffmannswaldau und Lohenstein und das Gottscheds. Die Waffen aber, mit denen, in heftigstem Streit, die alten Geschmackstyrannen entthront werden sollten, waren die Kritik und ein neues Princip der Dichtkunst.

Das nationale Leben aber erstarrte in Folge des dreißigjährigen Kriegs. Wir können die Ursachen und den Verlauf dieses unheilvollen Krieges hier nicht darstellen. Der zwischen Protestanten und Katholiken zu straff gespannte Gegensatz mußte, da eine friedliche Ausgleichung als unmöglich sich erwiesen hatte, mit den Waffen einen Ausgleich suchen. Derselbe ist, wenn auch unter den größten Opfern, gefunden worden. Der westphälische Friede hat den Modus geschaffen, unter dem fortan die beiden großen Religionsparteien neben einander im Reiche bestehen konnten, und dem Reiche selbst eine neue staatsrechtliche Grundlage gegeben. Eine Beseitigung der eingerissenen Kluft, eine wirkliche Einigung ist aber nicht erzielt worden. Ebenso wenig ist die Einheit und Macht des Reiches überhaupt gefördert worden. Die religiöse Frage trat in diesem Kriege schließlich mehr und mehr zurück. Es handelte sich zuletzt nur darum, ob das östreichisch-habsburgische Kaiserhaus die unumschränkte Herrschaft über Deutschland gewinnen sollte, deren unmittelbare Folge allerdings der vollständige Sieg der römisch-katholischen Kirche gewesen sein würde, oder ob die Fürsten, die seit dem 14. Jahrhundert nach immer größerer Selbständigkeit gestrebt hatten, ihre volle Souveränität durchsetzen würden. Die Gefahr, die vom Hause Oestreich drohte, ist abgewendet worden und die einzelnen Landesfürsten haben es erreicht, unbekümmert um die allgemeinen Reichsinteressen, im eigenen Territorium die volle Landeshoheit auszuüben, hier selbst Kaiser sein zu können. So hat der dreißigjährige Krieg die Reichseinheit fast vollständig untergraben und das Reich selbst in eine Reihe selbständiger, autonomer Theile aufgelöst, die nicht mehr im Reichsrecht, sondern im Völkerrecht standen. Da die Zahl derselben über dreihundert und sechzig betrug, so kann man sich vorstellen, wie schleppend, ohnmächtig, fast unwirksam und unmöglich die Reichsvertheidigung in diesem lockeren politischen Gefüge, ohne strammes Oberregiment, das Hegel die constituirte Anarchie genannt hat, geworden sein wird. Je größer aber die Zahl der einzelnen Reichsfürsten war, um so leichter konnten sich unter denselben ganz vaterlandsvergessene finden, die ihren Vortheil im schmachvollen Anschluß an das Ausland fanden. Und je mehr die Einzelnen mit ihren speciellen Interessen beschäftigt waren, um so ungescheuter konnten die Fremden das Reich berauben und schmälern. Doch hat die bunte Mannichfaltigkeit der zu Staaten gewordenen Territorien, es haben auch die vielen kleinen Einzelherrschaften ihr Gutes gehabt. Das deutsche Wesen hat in der individuellsten Freiheit, wenn auch langsam, innerhalb derselben sich bewegen und entwickeln können. Aber die Wohlfahrt des Ganzen hat fortan nur auf der Kraft und Bedeutung der Einzelstaaten geruht.

Das aber war so außerordentlich verhängnißvoll, daß das habsburgische Kaiserhaus seine fremden Kriegerschaaren nach Deutschland warf: Spanier, Italiener, Kroaten. Es ist bekannt, welche Greuel diese, zumal die letzteren, in unserem Lande verübt haben, das schließlich vollständig verheert und verödet und in seinem Wohlstand auf Jahrhunderte hinaus geschädigt war. Wie entsittlichend das wilde Gemetzel wirken mußte, das diese zügellosen Horden zur Befriedigung ihrer grausamen Beutegier anrichteten und das dem Einzelnen den verzweifelten Kampf mit der täglichen Noth des Lebens aufnöthigte, bedarf keines Beweises. Aber die protestantische Partei führte ihrer Seits auch Fremde nach Deutschland. Gustav Adolph, der große Schwedenkönig, brachte unseren bedrängten Glaubensgenossen in hochherziger Weise Hilfe und hat auf

deutschem Boden für die Sache des Evangeliums sein Leben gelassen, aber seine Ziele waren doch nicht rein kirchlich, er hatte auch politische Zwecke im Auge und wollte ein großes Reich schaffen, dessen Grenzen durch unser Vaterland gehen sollten. Die Folge war, daß den Schweden im Friedensschluß eine große Strecke deutschen Landes in unserem Norden und damit ein nicht unwichtiger Einfluß auf deutsche Angelegenheiten eingeräumt wurde. Und durch denselben Frieden wurden den Franzosen die denselben im 16. Jahrhundert abgetretenen lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun nicht nur nicht wieder abgenommen, sondern es wurde ihnen sogar eine solche Stellung im und zum Reiche gewährt, daß sie ihre Ländergier noch weiter befriedigen und, wie alle wissen, unter ihrem großen Ludwig sogar die Pfalz und das Elsaß brandschatzen und auch Straßburg (1681) uns abnehmen konnten.

Es ist aber nothwendig, in Kürze noch ein Bild vom Leben innerhalb der nun selbständig gewordenen Einzelstaaten, vom Fürsten bis zum Bauern herunter, zu entwerfen. Die vermehrte Selbstherrlichkeit der Fürsten sollte nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben. Einzelne derselben machten wirklich ihren Wahlspruch: „ich bin Kaiser in meinem Lande" zur Wahrheit. Dabei wurden sie von dem Beispiel Ludwigs XIV. irregeführt, der in dem bekannten Satze l'état c'est moi den Staat zum persönlichen Eigenthum des Regenten erklärt hatte. Kein Wunder, wenn sie sich nun frei von den Banden des Gesetzes fühlten, wenn Gesetz nur das war und sein sollte, was ihnen gefiel. So wurde der despotischen Laune und Willkür Thor und Riegel geöffnet. Neben dem Fürsten hatten seit alten Zeiten die Landstände Antheil am Regiment und vor allen Dingen das Steuerbewilligungsrecht inne gehabt. Dieses Recht wird jetzt gänzlich ignorirt und zur Seite geschoben. Vorstellungen Seitens der Landstände werden geradezu als „Kränkungen fürstlichen Respects" hingenommen. Das Beispiel der fremden Fürsten ahmt man auch in der Einführung stehender Heere nach. Die Beamten werden zu einem straff einheitlichen Staate organisirt. Der Vollstrecker fürstlicher Laune wird die Policei. In Nachahmung des glänzenden Hofes von Versailles umgibt man sich mit scharf abgezirkelter Etikette und einem kostspieligen Hofhalt. Man bleibt aber dabei nicht stehen und äfft auch die französische Liederlichkeit und Sittenlosigkeit nach. Und doch konnte man nicht gleichzeitig auch das Große nachschaffen, das in Frankreich damals sich vollzog. Dort war gegen den Uebermuth der Junker und die weitgetriebene Ausdehnung der Sonderrechte der Stände die Herstellung der königlichen Machtvollkommenheit fast eine Nothwendigkeit gewesen und darum das unumschränkte Königthum Ludwigs XIV. sogar mit Freude begrüßt worden. Ja, das absolute Königthum, wie es dort Richelieu und Mazarin hergestellt hatten, und der vom großen König nach Innen und Außen entfaltete Glanz hatten sogar dem Volksgeist einen neuen Impuls gegeben und Literatur und Kunst waren bemüht das siegende Königthum zu verherrlichen. Aber in Deutschland ahmte man nur die französischen Fehler nach, nach dem alten bekannten lateinischen Sprüchwort, daß ein Beispiel durch seine Fehler irre führt. Bei uns fehlte damals durchaus der belebende Zug großer Zwecke und großer Verhältnisse. Neben den Fürsten stand nun ein Adel, der seiner Seits wieder die Fürsten nachäffte in Verschwendung, Prachtliebe, Liederlichkeit und französirendem Wesen. Der junge Prinz, wie der junge Baron gingen mit ihren französischen Hofmeistern nach Frankreich, um französische Galanterie, Etikette, Mode und Sprache an Ort und Stelle zu studiren und daheim die vaterländische Sprache, Sitte und Tracht der Verachtung auszusetzen. Die Beamten mußten unter den geschilderten Verhältnissen der feilen Augendienerei verfallen, an ihrer sittlichen Würde und

ihrem Mannesbewußtsein Einbuße erleiden, und an der thörichten Nachäffung des Auslandes in Sprache, Sitte und Mode auch ihrer Seits Theil nehmen. Wie die Liebe zum großen Vaterland schwand, als dem Reiche alle Macht und Einheit verloren ging, so verlor der Bürger den Gemeinsinn und den Bürgerstolz, den freien und weiten Blick, als den Städten die selbständige Wehrkraft und die autonome Gemeindeverwaltung genommen wurde. Der reichere Bürger vergaß sich soweit, dem Adlichen es in der Ausländerei, Prachtliebe und Genußsucht gleich thun zu wollen, und so machten sich wohl die policeilichen Kleider-, Gast- und Hochzeitsordnungen nöthig, die für uns heute nicht unwichtige Zeugnisse des damals herrschenden Geistes sind. Der Handwerker wie der kleine Beamte gewöhnte sich ein kriechendes Wesen an. Alle Stände aber ergriff eine lächerliche Rang- und Titelsucht und in Allen traten die großen Interessen gegen den alltäglichsten und gemeinsten Klatsch zurück. Nicht erfreulicher sah es unter den Bauern aus. Sie bildeten den zahlreichsten Stand, fast 70 Procent der Bevölkerung und schmachteten unter der Last der Abgaben und Frohnen und hatten das stolze Freiheitsbewußtsein eingebüßt, das sie sonst die Schwere ihres Berufes geduldig hatte ertragen lassen. Sie führten jetzt ein elendes, knechtisches Dasein und in Folge der Art, wie man seit dem Bauernkriege alle ihre Wünsche, auch die berechtigtsten, unterdrückte, hatten sie ein verstocktes Wesen angenommen, das sich halsstarrig auch wohlgemeinten Verbesserungsvorschlägen und Ordnungen widersetzte.

Das Bild der allgemeinen und besonderen politischen und socialen Zustände, das wir hier entrollt haben, ist gewiß kein erfreuliches, denn es zeigt uns kein frisches, freies, fröhliches Leben, sondern nur eine tief zu beklagende Erstarrung der besten Kräfte und Bestrebungen.

Nicht tröstlicher als in Staat und Gesellschaft, sah es aber auf dem Gebiete der Kirche und Schule aus. Wie betrübend ist allein das Resultat des dreißigjährigen Krieges, daß, obgleich vor dem Kriege bereits drei Viertheile Deutschlands protestantisch gewesen waren, jetzt ganz Oestreich und ein Drittheil des übrigen Deutschlands, in Folge der aufgebotenen äußeren Gewalt und der Künste der Jesuiten, wieder katholisch sind. Die Herrschaft des Buchstabens und die Intoleranz gegen die nächsten Glaubensverwandten hatten sich nicht gemildert. Noch befehdeten die Lutherischen die Reformirten auf die gehässigste Weise und die Jesuiten suchten in diesem Hader ihren Vortheil und strebten dem Protestantismus auf jegliche Weise den Boden zu entziehen. Und neben dem eifrigen Buchstabenglauben herrschte der krasseste Aberglaube im Volke und es gab Hexenprocesse vor deutschen Gerichten. Auch hier also kein erfreuliches Bild eines gedeihlichen Lebens und Strebens, auch hier nur Erstarrung. In den Schulen aber gewann der lateinische Unterricht immer mehr das Uebergewicht zu Ungunsten der Muttersprache und auch des Griechischen, welches Melanchthon eingeführt hatte. Das Griechische wurde zuletzt bis auf das Neue Testament beschränkt, Geschichte und Mathematik aber erst seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts regelmäßiger ein Gegenstand des Unterrichts. Dagegen stand, wogegen an und für sich nichts zu sagen wäre, die Glaubenslehre im Mittelpunkt. Auf den Universitäten herrschte die Polemik vor. Das Ideal der Wissenschaft, das die großen Humanisten gesucht, ging gänzlich verloren. Unter den Professoren nahm Unsittlichkeit und unter den Studirenden Zuchtlosigkeit und Frechheit überhand. Nicht wie Jünger der Wissenschaft betrugen sich diese, sondern wie die Söldnerbanden aus dem großen deutschen Kriege, die nur an wilden Gelagen, blutigen Raufereien, geistlosen Späßen Gefallen fanden, und daneben war der Pennalismus auf die unwürdigste Weise im Schwange.

Doch sollte der bessere Geist sich nicht völlig unterdrücken lassen. Nicht alle Fürsten gingen in Ausländerei und ihren Sonderinteressen unter. Ein leuchtendes Beispiel besseren Strebens gaben zwei protestantische Fürsten, der treffliche Herzog Ernst der Fromme von Gotha, der seinen Unterthanen ein wirklicher Landesvater war und in Kirche und Schule zu bessern nicht müde wurde, Alles mit eigenen Augen prüfend und ordnend, und der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der, unter den Einflüssen der holländischen Macht und Freiheit aufgewachsen, bei eben so bedeutenden militärischen als politischen Fähigkeiten, wohl im Stande war den Grund zur späteren Größe und Blüte des preußischen Staates zu legen. Ebenso regte sich auf kirchlichem Gebiete ein besserer Sinn. Schon zu Anfang dieses Zeitraums trat, als ein würdiger Nachfolger Joh. Arndts, Joh. Val. Andreä (geb. 1586 zu Herrenberg bei Tübingen und gest. 1654 zu Stuttgart) mit Witz, Humor und Scharfsinn und mit allen Waffen der Gelehrsamkeit gegen die einseitige und im Buchstaben befangene, liebesleere Richtung in der Theologie und Wissenschaft auf, suchte einen evangelischen Brüderbund, um nach dem Sturze der literarischen und religiösen Idole den alten Christus wieder an seine Stelle zu setzen, und hielt durchaus am Christenthum des Herzens und der That fest. Wie Andreä, dessen Andenken der ihm geistesverwandte Herder erneuert hat, am Anfange unserer sechsten Periode für ein Christenthum der Liebe eintrat, so ging ein neuer belebender Hauch in der Kirche von jenen Männern aus, die wir mit dem nicht zutreffenden Namen Pietisten zu benennen pflegen, von Ph. J. Spener und Aug. H. Francke, und dem Gründer der Brüdergemeinden, dem Grafen L. von Zinzendorf. Auf der Universität Helmstädt aber, welche die Concordienformel, unter Connivenz ihrer Landesfürsten, abgelehnt und den Humanisten eine Freistätte bewahrt hatte, trat der vom milden Geiste Melanchthons erfüllte Calixtus auf, der mehr die sittliche That, als den Buchstaben des Bekenntnisses betonend und die Spaltung der protestantischen Kirche auf das Tiefste beklagend, eine Vereinigung, eine Union der beiden protestantischen Religionsparteien erstrebte, ja sogar eine allgemeine Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen unter Zurückgehen zu den ökumenischen Symbolen und den Satzungen der ersten fünf Jahrhunderte für möglich hielt. Aber Calixt wurde auf das Heftigste von den starren Lutheranern, namentlich von Calov, bekämpft und auch verfolgt. Was er gewollt, das hat jedoch in unserem Jahrhundert, nach den Freiheitskriegen, ein Nachkomme des großen brandenburgischen Kurfürsten, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, erfolgreicher durchzuführen gewußt. Aber auch für die Schule sollte bald ein neues Leben beginnen. Nachdem bereits früher der Satiriker Schuppius, der längere Zeit auch Universitätslehrer gewesen war, erklärt hatte, daß er, wenn er nochmals das akademische Katheder besteigen müsse, in deutscher Sprache zu seinen Schülern reden und sie vor Allem auch in der deutschen Sprache üben würde, ließ Christ. Thomasius, der des verfolgten Spener sich annahm, auch mit aller Schärfe gegen die Hexenprocesse aufgetreten war, in seinen Abhandlungen und Vorlesungen das Lateinische fallen und die Muttersprache wieder in ihr Recht eintreten. Daß aber überhaupt unserm Volke die Männer nicht fehlten, welche christlich, deutsch und ehrlich genug gesinnt waren, um die verkehrten Richtungen ihrer Zeitgenossen in ihrer ganzen Verwerflichkeit zu durchschauen, das beweisen die großen Satiriker des Zeitalters, unter denen der vorhin genannte Schuppius nicht die letzte Stelle einnimmt, das beweist auch der Gang, den unsere Literatur gegen das Ende dieser sechsten Periode genommen hat.

Um zu ihr zurückkehren zu können, wird es aber bei der Abhängigkeit, in der unsere Dichter damals vom Auslande standen, nothwendig sein die im vorigen Zeit-

raum begonnene Darstellung der fremden Literaturen hier fortzusetzen und zu ergänzen.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Die Völker, welche in diesem Zeitraum durch ihre Literaturen auf uns Einfluß gewannen, sind die Niederländer, Italiener, Franzosen, Spanier und Engländer. Unter ihnen selbst besteht dadurch ein gewisser Unterschied, daß die drei zuerst genannten mehr eine kunstmäßige Richtung in ihrer Literatur verfolgten, die auf den Humanismus als letzten Ausgangspunkt sich zurückführen läßt, die Spanier und Engländer dagegen volksthümlicher geblieben waren. Wie die protestantischen Niederländer in ihrem großartigen, siegreichen Freiheitskampf gegen Spanien, der unseren Dichter der Freiheit, Schiller, zu einer Verherrlichung desselben zu reizen vermochte, einen Aufschwung auf geistigem Gebiet überhaupt nahmen, der unsere volle Bewunderung verdient, wie sie in Mitten dieses Kampfs als ein Palladium und Symbol der geistigen Freiheit die Universität Leyden gründeten (1575), nach der die wißbegierige Jugend aller Länder längere Zeit ebenso wallfahrte, wie zu Abälards Zeiten nach Paris, wie sie neben einem Dichter wie Vondel und neben den ausgezeichnetsten Philologen, wir nennen hier nur Daniel Heinsius, Rechtslehrer, wie Hugo Grotius, einen Philosophen wie Spinoza, Mathematiker wie Huyghens und in der Malerei einen Meister wie Paul Rembrandt (1606—1674) aus sich erstehen sahen, ebenso ging bei den katholischen Spaniern, die durch Inquisition und Feuer und Schwert jede freiere Richtung niederkämpften, nachdem sie während ihrer fanatischen auswärtigen Kriege mit England und den Niederlanden noch die Blüte ihres katholischen Dramas und des Romans erlebt hatten, das geistige Leben gänzlich zurück, als der große, begeisternde Glaubenseifer mit der Kraft und dem Wohlstand des Landes erlahmt war. Wieder anders gestaltete sich die Entwicklung Englands. Hier vollzog sich, unter königlichem Beispiel, rasch der Sieg der neuen Lehre, die jedoch den Katholicismus nicht völlig zu beseitigen vermochte. Unter der Königin Elisabeth, die den glücklichen Krieg gegen des Königs Philipps II. von Spanien katholische Armada führte, trat der größte Dichtergeist auf, den England überhaupt hervorgebracht hat, der von uns schon besprochene Shakespeare. Nach Elisabeths Tode kam der Sohn ihrer katholischen Feindin, der Maria Stuart, auf den Thron und mit den Stuarts beginnt nun eine Reaction, die zu den blutigsten Bürgerkriegen, zur Entthronung und Hinrichtung des katholischen Königs, zur Dictatur Cromwells und zur Herstellung der Republik führte, als deren eifrigsten Vertheidiger der freiheitsbegeisterte und für Cromwell eingenommene, streng puritanische Milton, der Verfasser des verlorenen Paradieses (geb. 1608 und gest. 1674), sich erwies. Wie unter Elisabeth, so trat eine Blütezeit der Literatur unter der Königin Anna ein (1702—1714) die, obgleich aus dem Geschlecht der Stuart, doch protestantisch erzogen worden war, die Eroberung von Gibraltar, die Vereinigung Schottlands mit England und Englands zeitweilige Vorherrschaft auf dem Continent während des spanischen Erbfolgekriegs erlebte. Man hat die Zeit der Königin Anna das goldene Zeitalter der englischen Literatur genannt, doch ist diese Bezeichnung nicht recht am Platz, da während jener Periode der französische Geschmack und eine abstracte verstandesmäßigere Richtung in der Poesie mehr als billig herrschten.

Was nun aber Italien und Frankreich anbelangt, so ergänzen sich die Literaturen dieser beiden Länder in diesem Zeitraum insofern, als in Frankreich zur Vollendung kommt, was in Italien begonnen ist. Wir müssen nämlich wohl beachten, daß in diesen Ländern die Renaissance der Literatur (denn von einer solchen

werden wir wohl ebenso gut sprechen dürfen, als von einer Renaissance der Kunst) drei verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen hat, die bei einzelnen modernen Völkern, namentlich germanischer Abstammung, dann ähnlich sich wiederholen und also als eine Nachahmung des italienisch-französischen Beispiels erscheinen. Es war aber wohl natürlich, daß eine so universelle literarische Richtung, wie der Humanismus, die wir bei fast allen modernen Völkern, wenigstens den in der Bildung vorgeschrittenern, zur Herrschaft gelangen sahen, nicht ohne Rückwirkung auf die heimischen Sprachen und Literaturen blieb. Und wenn man auch anfänglich allerwärts nur lateinisch schreiben und dichten wollte, so mußten doch einzelne geweckte Köpfe, in denen noch vaterländischer Sinn genug lebte, schließlich verwundert die Frage sich vorlegen, warum man denn in der Nachahmung der antiken dichterischen Formen in einer todten Sprache so entsetzlich sich abquäle und nicht lieber den im Studium der Alten gewonnenen und geläuterten Formensinn für die eigene heimische Literatur und Sprache nutzbar zu machen suche. Denn auch in der Literatur hat ja immer nur der Lebende Recht. Sobald man aber die dichterischen Formen, die metrischen und prosodischen Gesetze der alten Sprachen, namentlich der lateinischen, auf die vaterländische zu übertragen begann, hob, wie wir sagen dürfen, die Renaissance der Literatur an. Sie muß vom Humanismus sich dadurch unterscheiden, daß, während dieser das antike Formengefühl und die aus den Alten geschöpfte und in ihrem Studium erworbene poetische Technik in der lateinischen, wohl auch in der griechischen Sprache, zu befriedigen suchte, sie dagegen die Dichtkunst nach dem Muster der Alten auch in der eigenen Muttersprache üben wollte. Daß aber die Renaissance, die hiernach die rechte Tochter des Humanismus und der philologischen Studien ist, überall zunächst nur von philologisch gebildeten und geschulten Männern ausgehen konnte, ist selbstverständlich.

An dieser Stelle müssen wir nun aber, ehe wir zu den Italienern und Franzosen zurückkehren, noch folgende Bemerkungen einschalten. Wenn auch, wie es scheint, der Eintritt des Humanismus im 15. Jahrhundert ein zufälliger war, so ist doch die Forderung, die er in sich schließt und in der Renaissance für die modernen Literaturen zur Geltung bringt, eine in sich so wohlbegründete und natürliche, daß sowohl ihre Formulirung als Lösung auch ohne das Studium der Alten oder, wie wir zu sagen pflegen, der Antike, einmal eintreten mußte. Weiter läßt sich sagen, daß wenn auch durch die Einwanderung der griechischen Gelehrten in Italien, nach der Eroberung von Konstantinopel, der Humanismus zur Zeit der Reformation nicht zur Ausbildung gelangt wäre, die historischen Studien und die reine künstlerische Einsicht auf der andern Seite doch einmal im Abendland soweit würden vorgeschritten gewesen sein, daß man den künstlerischen und dichterischen Werth der antiken, namentlich griechischen Literatur voll zu würdigen im Stande war. Das, was nun aber diese Literaturen so hoch über die fast aller anderen Völker erhebt, das ist einmal das in denselben durchweg zur Herrschaft gekommene feine Formgefühl und die vollendete Technik und dann jene Idealität, welche in der Kunst überhaupt nur die Verklärung des rein Menschlichen erblickt. Mit der Renaissance trat nun als erstes Ziel im Ringkampf der modernen mit den antiken Literaturen die Aufgabe an die ersteren heran, ihre Sprache und ihre Formen zu derselben Gesetzmäßigkeit und Schönheit auszubilden, die man an den Alten bewunderte. Man begann also die Nachahmung im Aeußerlichen. Je weiter man aber den Wettkampf mit den klassischen Literaturen fortsetzte und vertiefte, brachte man sich auch immermehr das andere, höhere Ziel zum Bewußtsein, das rein Menschliche bis zur höchsten Idealität auszubilden und für dieses die entsprechende schöne Form zu suchen. Dies ist die Aufgabe, welche das 18. Jahrhundert bei uns verfolgt hat und die von den großen Genien unseres Volkes in einer

Weise gelöst worden ist, die bei allen Nationen die unbedingteste Anerkennung gefunden hat. Wunderbar ist nun aber, daß dieses Ziel schon im Namen des Humanismus mitgegeben war, denn der bezeichnet, dem Wortlaut nach, doch nur eine Richtung auf das Menschliche. Wir dürfen daher wohl annehmen, daß seit der ersten Bekanntschaft mit den Alten die Ahnung in den Geistern aufdämmerte, daß das, was in den Werken derselben so besonders anziehend und reizend wirkte, ihre rein entwickelte Menschlichkeit sei. Das Gefühl derselben wird damals um so stärker gewesen sein, als die Welt ringsum das hehre Bild wahrer Humanität nur verhüllt und verstümmelt zeigte. Es wird uns aber auch nicht verwundern dürfen, wenn die Einzelnen, in ihrem Streben nach dem Menschlichen, damals leider nur allzu menschlich wurden. Und so erklärt sich denn auf natürliche Weise auch die starke Richtung auf das Sinnliche und Derbe, welche jene Epoche kennzeichnet. Wir werden weiter es aber nur um so begreiflicher finden, wenn, nach langem Suchen und Irren, erst im 18. Jahrhundert bei uns das rechte Verhältniß zum klassischen Alterthum, als dem dritten großen Ausgangspunkt unserer heutigen Cultur, gefunden worden ist. Aber das ist doch mehr als bloßer Zufall, daß an der Schwelle der Neuzeit eine doppelte auf Rückkehr basirte Tendenz steht: neben der Rückkehr zum Evangelium, als der Offenbarung der ewigen göttlichen Wahrheit, die Rückkehr zur Antike, als der Offenbarung der ewigen menschlichen Schönheit. Beide Ziele sind auch für uns noch heute giltig und die höchste Ausbildung unserer guten nationalen Charaktereigenschaften kann nur dadurch erfolgen, daß wir sie durch die Wahrheit des Christenthums und die Schönheit des Alterthums verklären.

Wir nehmen den fallen gelassenen Faden wieder auf. Es waren aber zunächst die Italiener, welche die Formgewandtheit und Technik der Alten in ihrer Muttersprache nachzubilden versuchten. An der Spitze dieser Bestrebungen steht Tasso, von dem wir bereits in der vorigen Periode gesprochen haben und in dem die italienische Poesie ihre Vollendung erreichte. Bald aber sollte, ebenfalls von Italien aus, ein Beispiel gegeben werden, das wir bereits als eine Abirrung zu bezeichnen haben, die aber viele Nachahmung fand. Mit Giambattista Marino (oder Marini, 1569—1625) gewann die Rücksicht auf die Form so sehr das Uebergewicht über den Inhalt, daß der letztere ganz gleichgiltig wurde. Ja der Sinn für passenden Inhalt ging dermaßen verloren, daß man, irregeleitet von der übertriebenen Sucht durch die Form Effect zu machen, zu zwei Arten von Gegenständen griff, von denen man sich einen außerordentlichen Effect erhoffte, die aber beide gleichmäßig verdammungswürdig erscheinen, zur Wollust und zu den Schrecken einer blutgierigen Grausamkeit. Marino malte die erstere in seinem Adonis, die letzteren in seinem bethlehemitischen Kindermord. Wie der Inhalt widerwärtig, so wurde die Form jetzt überladen. Fast immer aber haben solche Geschmacksverirrungen zu Schwulst, Bilderhascherei und Antithesensucht geführt. Wir aber hatten Aehnliches in unserer eigenen Literatur, zur Zeit der Ausartung höfischer Epik, bei Rudolf von Ems und seinen Genossen schon erlebt.

Dem Beispiel der italienischen Literatur folgte zunächst die französische. Was Tasso und seine Geistesverwandten für Italien gewollt hatten, das erstrebten Jodelle, Ronsard, Malherbes für Frankreich. Auch sie machten von der neulateinischen Dichtung den Uebergang zur heimischen Sprache. In dieser sollte, auf gleicher Formengrundlage, eine der neulateinischen Poesie ebenbürtige erstehen; die neulateinische Dichtung durch eine technisch ebenso vollendete in der Muttersprache ersetzt werden. Diese Richtung nahmen von den Franzosen wieder die Niederländer auf, unter denen ganz besonders der berühmte Philolog Daniel Heinsius mit gutem Beispiel voranging, was für unsere Literatur von Wichtigkeit geworden ist. Selbst

nach England übertrug sie sich, wo Ben Jonson und Dryden, freilich in tieferer Eigenthümlichkeit, denn das Volksmäßige hatte sich hier nicht in gleicher Weise zurückdrängen lassen, die Muttersprache zur formellen Höhe der antiken zu erheben suchten.

Aber auch die unter Marino's Namen gehende Geschmacksverirrung wucherte in anderen Ländern fort. Ganz besonders war es wieder Frankreich, das die fremde Richtung bei sich aufnahm. Hier waren es vorzüglich die Dichter des Hôtel Rambouillet: Balzac, Voiture und Mademoiselle de Scudery, durch welche sie zur Herrschaft kam. Von Frankreich aus übertrug sich das italienische Beispiel auch auf andere Länder.

Aber mit dem Marinismus trat Italien von der Führerschaft unter den modernen Literaturen zurück. Die literarische Hegemonie, wenn wir so sagen dürfen, ging an Frankreich über. Und das war nicht etwa zufällig, noch sind wir die einzigen gewesen, welche Frankreichs Vorherrschaft anerkannt haben. Der Aufschwung, welcher dem siegenden Königthum in Literatur und Kunst folgte, hatte die Blüte des französischen Dramas zur Folge, die an die Namen Corneille, Racine und Molière gebunden ist. Sie haben, was Jodelle begonnen, zur Vollendung gebracht und unter einseitiger Betonung und Beobachtung der Regeln der Alten, wie sie dieselben aus der falsch von ihnen verstandenen Poetik des Aristoteles geschöpft hatten, ein Drama geschaffen, das in einigen Aeußerlichkeiten wohl an die alte attische Bühne erinnern mochte, von dem wahren Geist und Wesen derselben aber ebenso weit entfernt war, als der französische Nationalcharakter und Esprit und das in dieser Dramatik noch einigermaßen lebendige mittelalterliche Ritterthum vom hellenischen Wesen verschieden ist. Dieses französische Drama nun, von dem man jedoch nicht so verächtlich denken darf, wenn es auch sein Vorbild gänzlich verfehlt hat, bildet die literarische Strahlenkrone, die vom Throne Ludwigs XIV. weithin über die Völker leuchtete. Kein Wunder, daß dieselbe Bewunderung, welche der prachtliebende König allerwärts fand, auch der unter seiner Aegide aufgeblühten dramatischen Poesie zu Theil wurde und daß dem Sieges- und Triumphzug der französischen Politik, Mode und Sprache auch ein solcher der neuen französischen Literatur folgte. Selbst England, das so spröde gegen das Ausland und seiner eigenen Art sonst viel treuer war, huldigte dem französischen Klassicismus (denn so läßt sich die neue Poesie wohl bezeichnen) und Männer wie Pope, Addison und Samuel Johnson bekunden in dem englischen Inselreich denselben Zug der Nachahmung der Franzosen, der damals auf dem Continent allgemein war. Nun wissen wir recht wohl, wie wenig die französische Literatur von damals dem Ideal entspricht, dem wir nachstreben. Um also die maßlose Bewunderung zu begreifen, die man den Franzosen allerwärts entgegen brachte, müssen wir uns daran erinnern, daß es nicht das wahrhaft Schöne ist, das den größeren Beifall in der Menge findet, sondern die in die Augen fallende äußere Kunst.

Nun erst, nachdem wir die dreifache Entwicklung besprochen, welche die Renaissance in der italienischen und französischen Literatur durchlaufen hat, und auch darauf hingewiesen haben, wie andere Nationen der älteren italienischen Renaissance (wir wollen die Richtung Tasso's so bezeichnen), dem Marinismus und dann dem französischen Klassicismus nachahmend sich angeschlossen haben, läßt sich auch der Gang verstehen, den unsere Literatur innerhalb ihrer sechsten Periode genommen hat. Wenn Opitz in Leyden die persönliche Bekanntschaft von Daniel Heinsius machte, von diesem, der neben lateinischen und griechischen Gedichten auch holländische schrieb, auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, die an den

Alten gewonnene Technik und Formgewandtheit auf die heimische Sprache zu übertragen und daheim dann dem Beispiel seines holländischen Lehrers durch theoretische Schriften und eigene Gedichte in deutscher Sprache auch wirklich zu entsprechen wußte, so können wir, bei der allgemeinen Geneigtheit Fortschritte in der Form und eine größere Kunst maßlos anzustaunen, auch die Bewunderung ermessen, die ihm als Vater der deutschen Dichtkunst gezollt wurde, und wir werden den Eifer natürlich finden, mit welchem man dem von ihm gegebenen Beispiel Nachfolge zu leisten suchte. Die nach Opitz benannte erste schlesische Dichterschule ist also bis auf die ältere italienische Renaissance, bis auf Tasso, zurückzuleiten.

Ebenso offen liegt es aber nun vor, daß die Manier Hoffmannswaldau's und Lohensteins, die sich von Opitz durch Schwulst und Ueppigkeit der Sprache, aber auch durch eine gewisse Sinnlichkeit und Lüsternheit unterscheiden, nur eine Uebertragung des Marinismus in die deutsche Sprache und Literatur ist. Die sogenannte zweite schlesische Schule wird also von den deutschen Marinisten gebildet.

Folgerichtig mußte diese Ausschreitung der Renaissance von einer Nachahmung der neuen klassischen Schule Frankreichs abgelöst werden. Dies ist auch wirklich geschehen. Erst waren es Canitz und seine Nachfolger, dann aber besonders Gottsched und sein Anhang, die den französischen Klassicismus auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten. Wenn wir aber die französirende Richtung endlich wieder überwunden und einen uns natürlicheren Weg in der Literatur eingeschlagen haben, so ist dies das Verdienst der Schweizer Bodmer und Breitinger, die Gottsched und seine Schule aus allen Kräften bekämpften und den französischen Vorbildern englische entgegenstellten, im Verkehr mit welchen ihnen ein höheres Bewußtsein von der Aufgabe der Literatur und Dichtkunst aufgegangen war. Die schlesischen Schulen wie die Gottscheds waren einseitige formelle Richtungen. Es konnte nicht ausbleiben, daß endlich auch die Ahnung und der Begriff des wahrhaft Schönen auftauchte. Das ist aber wunderbar, daß fast in demselben Augenblick diese neue erlösende Richtung in der Dichtkunst aufkam, in welchem der preußische König Friedrich II. den Thron bestieg, welcher, obgleich ganz in französischem Wesen befangen, nur französisch sprechend und schreibend, und verächtlich auf die deutsche Literatur herabblickend, die Erstarrung unseres nationalen Lebens heben und einen neuen, frischen, vaterländischen Geist seiner ganzen Zeit und seinem Volke einhauchen sollte. Und nicht weniger bemerkenswerth ist ein Anderes, daß in der neuen Periode durch Winckelmann, wenn auch nur theoretisch und historisch, erst wieder eine Renaissance der antiken Kunst eintreten mußte, ehe die letzte und wahrste Renaissance der alten Literatur, in welcher wir die höchste Höhe in unserer Literatur erreicht sehen, in Goethe's Iphigenia möglich wurde.

Nachdem wir also eine vergleichende Uebersicht der Dichtung der modernen Literaturen, wenn auch nur in kürzester Form, gegeben haben, um die Stelle auffinden und bezeichnen zu können, die unseren Dichtern im allgemeinen Entwicklungsgang jener Zeiten gebührt, müssen wir auch noch auf die wissenschaftlichen Bestrebungen dieser Periode einen vergleichenden Blick werfen. Hier aber zeigt es sich recht deutlich, daß das geistige Leben jener Epoche kein Stillstand zu nennen ist, wenn auch bei uns der nationale Sinn gänzlich darniederlag. Die seit Erfindung der Buchdruckerkunst eingetretene geistige Bewegung, die zunächst als Humanismus und kirchliche Reformation sich offenbarte, schritt, in einer für uns völlig verständlichen Weise, von Stufe zu Stufe und immer weitere Gebiete ergreifend fort und mit ihr vertiefte sich der wissenschaftliche

Sinn mehr und mehr. Nachdem einmal das Mittel zu einer schnelleren Verbreitung und einer verläßlicheren Fixirung des wissenschaftlichen Gedankens durch den Druck gewonnen war, mußte man auch bedacht sein, der wissenschaftlichen Forschung und ihren Vertretern jeden wünschenswerthen Vorschub zu leisten. Noch ehe Gutenberg die Welt mit seiner Erfindung beschenkte, waren Universitäten ins Leben gerufen worden — und in Deutschland war die erste in Prag 1348, also beinahe hundert Jahre vorher gegründet worden —, um der erwachsenen Jugend eine raschere Aneignung der Wissenschaft, zu Füßen der großen Lehrer der Zeit, möglich zu machen. Allmählich ging man aber noch einen Schritt weiter und eröffnete Akademien und Gesellschaften (Societäten), die unter Ausschluß des Unterrichts an die Jugend, allein der Weiterbildung einer einzelnen Wissenschaft oder der Durchführung einer einzelnen wissenschaftlichen Aufgabe in ungestörter Muße sich hingeben und in besonderen Schriften die Resultate ihrer Forschungen öffentlich mittheilen und dadurch Allen zugänglich machen sollten. Wir können hier natürlich keine nur irgend wie erschöpfende Geschichte dieser wissenschaftlichen Anstalten geben, müssen uns vielmehr darauf beschränken einige der wichtigsten Momente aus der Geschichte der Wissenschaften beizubringen.

Im Jahre 1582 wurde in Florenz die Accademia della Crusca zu dem bestimmten Zwecke gegründet die italienische Sprache zu reinigen, ihren Gebrauch festzusetzen und das Resultat dieser Arbeiten in einem großen Lexikon niederzulegen. So kamen die Italiener schon im 17. Jahrhundert zu einem nationalen Sprachwerk, dem Vocabolario degli accademici della Crusca, das ihnen sprachliche Regel und Richtschnur werden konnte. Daß man auch bei uns Gesellschaften ins Leben rief, die sich, als Nachahmung dieser Akademie, Pflege und Reinigung der Muttersprache zur Aufgabe stellten, haben wir schon erwähnt; keine derselben aber hat es zu einer auch nur ähnlichen wissenschaftlichen Leistung gebracht; thatenlos sind sie bald dahin gestorben. Erst in unserem Jahrhundert haben die Brüder Jac. und Wilh. Grimm unseren Sprachschatz in einem großartigen Nationalwerk zusammen zu fassen begonnen, das aber noch lange nicht vollendet ist und wohl auch nie das Ansehen eines unumstößlichen Codex erhalten wird, wie dies mit dem italienischen und dem ähnlichen französischen Wörterbuch der Fall war, von dem wir sofort sprechen werden.

Dieses französische Wörterbuch ist das Werk der académie française, welche 1635 von Richelieu gegründet wurde, der eine bescheidene Privatgesellschaft zu einer nationalen Anstalt erhob. Es wurde 1637 begonnen und 1694 vollendet. Allgemein bekannt ist, daß das Dictionnaire de l'académie française das wirkliche, unangreifbare Gesetzbuch der französischen Sprache geworden ist, natürlich nicht, ohne von Zeit zu Zeit von derselben Akademie revidirt und ergänzt worden zu sein. Dieses Werk hat immerhin das Verdienst der Sprachverwilderung und eingerissenen Rohheit einen Damm entgegengestellt, dem französischen Klassicismus, dessen Sprache Sprache des Hofes und der Gebildeten sein wollte, den mächtigsten Vorschub geleistet und überhaupt die Möglichkeit geschaffen zu haben, der französischen Schriftsprache einen einheitlichen gleichmäßigen Charakter zu verleihen. War die académie française eine Schöpfung Richelieu's, so die académie royale des sciences zu Paris (1666) eine solche Colberts. Aus der Vereinigung und Erweiterung beider ging (1792) das Institut national hervor, nachdem in dasselbe auch noch andere Akademien, die anderen wissenschaftlichen Zwecken gewidmet waren, wie die ebenfalls von Colbert (1663) gestiftete académie des inscriptions et des belles lettres, ferner die der beaux arts und die der sciences morales et politiques, aufgenommen worden waren. Schon aus dieser Zusammenstellung ist erkennbar, daß die ursprüngliche Akademie des sciences

vorzugsweise die Weiterbildung der exakten Wissenschaften, wie der Naturwissenschaften und Mathematik, zum Gegenstand hatte.

Gerade um die letzteren Disciplinen hat nun die größten Verdienste sich die englische Royal Society of London erworben. Auch sie ist in dem Jahrzehnt zwischen 1660 und 1670, wie zwei der obengenannten französischen Akademien, nämlich 1663, gegründet worden. Für die Geschichte der Naturwissenschaften sind ihre Veröffentlichungen, die Philosophical Transactions, von der allergrößten Wichtigkeit geworden, um so mehr als im 17. Jahrhundert England in Newton den genialsten und bedeutendsten europäischen Naturforscher und Mathematiker besaß.

Auch Deutschland hat noch innerhalb der Periode, die wir hier behandeln, eine Akademie erstehen sehen. Sie ist, was wir besonders hervorheben, das Werk des brandenburgischen Kurfürsten, welcher als Friedrich I. den Königstitel annahm. So sind denn diese Brandenburger Kurfürsten auch auf diesem Gebiete mit dem besten Beispiel vorangegangen. Die Berliner Akademie wurde aber auf Rath und mit der Unterstützung Leibnizens im Jahre 1700 gegründet, aber erst 1711 eröffnet. Leibniz war auch ihr erster Präsident. Gänzlich umgestaltet wurde sie durch Friedrich II., unter dem sie die größte Bedeutung erlangte. Im Allgemeinen aber läßt sich sagen, daß bei uns die Universitäten fast zu jeder Zeit die Akademien haben ersetzen helfen. Denn die deutschen Universitätsprofessoren sind stets nicht bloß Referenten über den jeweiligen Stand der Wissenschaften, sondern wirkliche Förderer und Mehrer derselben gewesen.

Aber nicht allein die Akademien sind ein Zeugniß für den lebhafteren wissenschaftlichen Sinn jener Zeit. Nicht minder sind es die gelehrten und anderartigen Zeitschriften und Zeitungen, die damals, die letzteren zuerst in Venedig und in England, aufkamen und deren Erwähnung durchaus in eine Geschichte der Literatur zu gehören scheint. Im 16. Jahrhundert waren politische Nachrichten bei uns meist durch fliegende Blätter, zumal von Nürnberg aus, verbreitet worden. Das erste fortlaufende deutsche Neuigkeitsblatt war der seit 1612 in numerirten Blättern gedruckte Aviso, dem schon 1615 das Frankfurter Journal und dann rasch viele andere ähnliche Unternehmungen folgten. Von England aber gingen die ersten auf Belehrung und Unterhaltung abzielenden Wochenschriften aus, so die von Steele und Addison gegründeten: The Tatler und The Spectator, welche bei uns vielen Beifall fanden. Wichtiger aber, als die politischen und unterhaltenden Zeitschriften, sollten die kritischen werden. Ihnen gebührt sogar ein ganz besonderes Verdienst, da der Aufschwung, den unsere Literatur seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts genommen hat, wesentlich der Kritik zu danken ist. Die Kritik, und dies ist ein Moment von der höchsten Bedeutung, ist in unserer sechsten Periode zu einer Macht geworden. Wenn sie auch erst im folgenden Zeitraum durch Lessing wirklich mustergiltig wird, ihre Wirksamkeit ist auch in dem Lessing vorangehenden halben Jahrhundert nicht zu unterschätzen. Als die erste kritische Zeitschrift überhaupt haben wir wohl das französische Journal des savans anzusehen, das 1665 vom Parlamentsrath Denis de Salle gegründet wurde und dem schon 1668 in Italien das Giornali de' letterati folgte. Als die erste kritische Zeitschrift in Deutschland kann die von 1665—1670 erschienene, lateinisch verfaßte Uebersetzung des Journal des savans gelten. Dagegen sind die erste derartige selbständige Unternehmung deutscher Gelehrten die 1682 von Otto Mencken in Leipzig, nach dem Vorbild jener französischen und italienischen Zeitschrift, begründeten und, um der gesammten Gelehrtenwelt Europas verständlich zu sein, lateinisch geschriebenen Acta eruditorum. An denselben haben die hervorragendsten deutschen Gelehrten Antheil genommen, neben den schon genannten Leibniz und Thomasius: Carpzov,

Schurzfleisch, Seckendorf u. v. a. Dieses Journal, welches Auszüge aus neuen Schriften, Recensionen derselben, selbständige Aufsätze, eine Menge kleinerer Notizen brachte, hat die Entwicklung des kritischen Geistes bei uns ungemein gefördert und den segensreichsten Einfluß auf unsere heimische Literatur geübt, ja es hat die große literarische Bewegung im Zeitalter Friedrichs des Großen geradezu vorbereitet. Den Acta eruditorum folgten andere Zeitschriften nach. Christian Thomasius, der in seinen Vorlesungen und Abhandlungen bereits der deutschen Sprache sich bediente, gab auch die 1688—90 von ihm redigirten Monatsgespräche in deutscher Sprache heraus. Auf sie folgten Tenzels monatliche Unterredungen 1689—98, deren Fortsetzung die curieuse Bibliothek ist. Von Leipzig gingen seit 1715 die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen aus, die bereits auch Auszüge aus allen deutschen und ausländischen Zeitschriften brachten. Das Leipziger Unternehmen fand Nachahmung in einem anderen, welches die neugegründete Universität Göttingen seit 1739, später unter dem Titel: Gelehrte Anzeigen, herausgab. Der ästhetischen Kritik aber waren die von den Schweizern Bodmer und Breitinger seit 1721 herausgegebenen Discourse der Maler gewidmet, welche dadurch ein großes Verdienst sich erwarben, daß sie, gegenüber der durch Opitz und seine Nachfolger, bis herauf zu Gottsched, einseitig zur Herrschaft gekommenen Form zum ersten Mal mit Entschiedenheit den Stoff betonten, und, indem sie auf einen würdigen Gegenstand der Dichtkunst drangen, nicht blos die Würde der Poesie selber hoben, sondern auch die Revolution vorbereiten halfen, die in unserer Literatur durch Klopstock und Lessing sich vollziehen sollte.

Es haben aber die Wissenschaften selbst in unserer sechsten Periode nach allen Seiten einen gewissen Aufschwung und erfreulichen Fortgang zu verzeichnen. Noch stand im Mittelpunkt die altklassische Philologie und besonders waren es Franzosen und Niederländer, die in derselben sich auszeichneten. Italien, von dem im 15. und 16. Jahrhundert so viele Alterthumsforscher ausgegangen waren, trat auch auf diesem Gebiete jetzt zurück. So ist die Rolle der literarischen Führerschaft in Europa ihm gänzlich verloren gegangen. Die Ursache dieser Erscheinung haben wir gewiß zumeist darin zu suchen, daß dies Land der Reformation verschlossen blieb. Aber auch bei uns konnte die Philologie in jenen Zeiten nicht gleichen Schritt halten mit der Entwicklung, die sie in Frankreich und den Niederlanden nahm. Erst am Ende der Periode, und wunderbarer Weise zu derselben Zeit, als ein freierer Geist in die Dichtkunst durch eine sorgfältigere Betonung des Inhalts einzog, zog auch ein neues Leben in die Alterthumsstudien durch J. Matth. Gesner (1691—1761) ein, der seiner Seits für diese Studien eine größere Berücksichtigung des Stoffs und der Gedankenwelt der alten Schriftsteller verlangte.

Immer mehr gediehen die historischen Studien und auch das Recht begann von höheren Gesichtspunkten aus, theils christlichen, theils philosophischen, behandelt zu werden. Als Repräsentant des freien und doch von christlicher Frömmigkeit getragenen Sinnes, wie er damals in den Niederlanden herrschte, kann gelten der gelehrte Hugo Grotius (1583—1645), der als Märtyrer für seine religiösen Anschauungen mit dem Kerker büßen mußte, aus dem er aber mit Hilfe seiner Gattin in einer Kiste glücklich entkam. Er hat neben einer Apologetik des Christenthums und werthvollen Anmerkungen zum Neuen Testament die Geschichte der jungen batavischen Republik geschrieben, mit weitem Blick und im Sinn der großartigen Politik seiner Mitbürger das Recht zur Herrschaft auf dem Meere (im mare liberum) untersucht und auch ein vielgelesenes, von Citaten aus den alten Schriftstellern und der Heiligen Schrift wahrhaft strotzendes Werk über das Recht des Krieges und des Friedens

(de jure belli et pacis) verfaßt, in dem er bereits eine Feststellung des allgemeinen Völkerrechts erstrebte. Was für die Niederländer Grotius, das ist für Deutschland der Freiherr Samuel von Pufendorf geworden (1632—1694). Auch er schloß sich der freieren und gemüthstieferen kirchlichen Richtung an und nahm Spener in Schutz, auch er half das Naturrecht anbauen, das er in philosophischem Geiste zu entwickeln wußte, auch er verband mit juristischen Studien historische und wie Grotius die Geschichte seines neu aufgeblühten Vaterlandes als würdigsten Gegenstand behandelt hatte, so stellte er in seinem lateinisch geschriebenen, aber erst nach seinem Tode herausgegebenen Leben des großen brandenburgischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Lebensgang der damals in Deutschland politisch gewiß bedeutendsten Persönlichkeit dar. Schon 1667 aber hatte er auf Anregung desselben Fürsten in einer pseudonymen Schrift (als Severinus a Mozambano) Deutschland als einen republikanischen Körper charakterisirt, dessen schlecht zusammengefügte Theile ein wunderliches Ganzes bildeten. Grotius und Pufendorf standen also beide auf der Seite des wirklichen Fortschritts, beide haben mit Prophetenblick in die Zukunft geschaut, beide das Wort eines unserer größten heutigen Historiker, der auch Pufendorfs Andenken erneuert hat, zur Wahrheit gemacht, daß nur der wahre Geschichtsforscher auch der wahre Staatsmann sein kann.

Ungeahnte Erfolge und die glänzendste Entwicklung sind in diesem Zeitraum auf Seiten der Naturwissenschaften zu finden. Aber das ist betrübend, was wir schon früher angedeutet haben, daß unsere großen Entdeckungen von fremden Völkern besser gewürdigt und verwerthet wurden, als von uns selbst. Gewiß zählen zum Größten, was die Naturwissenschaften aller Zeiten geleistet haben, die von Kepler entdeckten Gesetze der Planetenbewegung. Die Fortbildung und Weiterbegründung der Lehre dieses bei uns arg verfolgten und heimgesuchten Mannes unternahm, was wir auch schon berichtet haben, einestheils der Italiener Galilei (1564—1642), der bei seinen fanatischen Mitbürgern auch nicht die rechte Würdigung und Nachfolge fand und für seine wissenschaftliche Ueberzeugung von der Inquisition sogar eingekerkert und zum Widerruf gezwungen wurde, anderntheils aber der in demselben Jahre, da Galilei starb, geborene Engländer Isaak Newton (1642—1726), der Entdecker des Gravitationsgesetzes und der Erfinder der Differenzialrechnung. England hat mit der bürgerlichen und kirchlichen Freiheit auch die wissenschaftliche errungen und so konnte es auf dem am meisten von den kirchlichen Fanatikern bedrohten Gebiete, auf dem aber der forschende Geist der Neuzeit am glänzendsten zu Tage trat, in den Naturwissenschaften, allen anderen Völkern vorauseilen. Die von uns erwähnte Königliche Societät zu London war ausschließlich den Naturwissenschaften gewidmet, den sie auch den kräftigsten und nachhaltigsten Anstoß gegeben hat. Von größter Wichtigkeit aber war es, daß im Lande der bürgerlichen Freiheit frühzeitig, und zwar zuerst durch Fr. Bacon, das Recht und die Aufgabe der freien naturwissenschaftlichen Forschung ausgesprochen und auch wissenschaftlich entwickelt wurde. Und was Bacon begonnen, das setzte John Locke (1632—1704) in kühnster Weise fort. In seinem Versuch über den menschlichen Verstand (1690) stürzte er die Lehre von den angeborenen Ideen und trat damit ganz voraussetzungslos an die Beobachtung der Natur und die unmittelbare Erfahrung heran, die er als alleinige Quelle alles menschlichen Wissens gelten lassen wollte. Die großen physikalischen, astronomischen und mathematischen Entdeckungen und die kühne Forderung, allen zeitherigen Wissenskram unbarmherzig zur Seite zu schieben und mit den in reicher Erfahrung geübten, nunmehro auch theoretisch gestählten und geschulten Sinnen der Natur frischen Muthes gegenüber zu treten, als wenn es keine Jahrtausende alte Ueberlieferung menschlichen

Denkens und Irrens gäbe, diese Momente mußten freilich dem Aufblühen der Naturwissenschaften ungemeinen Vorschub leisten, schließlich aber auch eine Reform des gesammten Unterrichtswesens als wichtigstes Problem der Menschheit erscheinen lassen. Zu beachten bleibt aber, wie die neuen Studien Hand in Hand mit der Philosophie gingen, aus der und mit deren Hilfe sie stete Orientirung und immer neuen Antrieb zum Höheren gewannen.

Was die Reformation auf kirchlichem Gebiete im 16. Jahrhundert, das ist auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Denkens der Aufschwung der Philosophie, welcher im 17. Jahrhundert seinen Anfang nahm, aber nicht bei uns. Wir Deutschen haben uns erst später der großen europäischen philosophischen Bewegung angeschlossen. Was dann die Engländer Großes in der Philosophie leisteten, ist erst durch die Franzosen in allgemeineren Fluß und zu einer größeren Verbreitung auch unter den übrigen Nationen gekommen. Aber bei uns haben die Leistungen der Engländer erst ihre wahre Fortsetzung gefunden. Von jetzt gehen alle wissenschaftlichen Reformen von den drei Völkern aus, welche die wahre geistige Führung der letzten beiden Jahrhunderte übernommen haben, von Engländern, Franzosen und Deutschen. Die Italiener sind völlig erlahmt und vom geistigen Thatenschauplatz zurückgetreten. Spanien kommt in dem Concert der europäischen Wissenschaftsbestrebungen der Neuzeit fast gar nicht mehr in Frage und Holland hat wohl längere Zeit hindurch nach jeder Seite sich auf das glänzendste entwickelt und sogar den anderwärts verfolgten Denkern zeitweilig eine Freistatt gewährt, aber diese freiere Anschauung auf philosophischem Gebiet nicht weiter zu verfolgen gewußt.

Nachdem wir bereits von Bacon und Locke gesprochen, müssen wir nun auch noch ein Wort über Descartes und Spinoza hinzufügen, denn auf diese leitet sich die bei uns mit Leibniz beginnende philosophische Entwicklung zurück. Die neuere Philosophie seit Bacon ist aber nicht nur das Grab der Scholastik, sondern auch ihr directester Widerspruch geworden. Die Scholastik verfolgte als oberstes Ziel die in Schule und Kirche zur Geltung gekommene Weisheit durch philosophischen Beweis zu stützen, die neuere Philosophie aber setzt sich über alle Voraussetzungen hinaus, macht tabula rasa mit aller ererbten Schultradition und will, als wenn es keine Geschichte gäbe und als wenn Jemand über den zeitlichen Zusammenhang seiner Existenz mit der Vergangenheit sich vollständig erheben könnte, gleichsam als ein zweiter Adam, Alles wieder von vorn beginnen, natürlich aber besser, als ehedem Adam und seine Nachfolger. Dies wenigstens war, wie wir sahen, der Standpunkt Bacons. René Descartes (Renatus Cartesius) dagegen wirft noch nicht alles Erbe der Vergangenheit über Bord. Er war 1596 zu La Haye in der Touraine geboren, ist also von Haus aus ein Franzose, und auch wirklich der größte Philosoph, den Frankreich hervorgebracht hat, der französische Nationalphilosoph. In einem Jesuitencollegium hatte er seine Studien gemacht. Während des großen deutschen Krieges trat er zuerst in holländische, dann unter Tilly in baierische Kriegsdienste. Hier finden wir ihn also zeitweilig nicht auf Seiten der fortschrittlichen Partei. Auch während des unruhigen Soldatenlebens hatte er seine Studien nicht unterbrochen. Um ihnen ungestörter leben zu können, zog er sich 1629, nachdem er mittlerweile große Reisen ausgeführt, nach Holland zurück. Hier fand er zwar viele Freunde und Bewunderer, doch auch Gegner, die ihn heftig angriffen und verfolgten. Dies bewog ihn, der Einladung der schwedischen Königin Christine, der Tochter Gustav Adolphs und einer brandenburgischen Prinzessin, zu folgen, welche mit einer eigenen großen Bildung ein reges Interesse für die Wissenschaften, namentlich für das Studium der alten Literaturen, verband und talentvolle und gelehrte Männer zu unterstützen und an ihren Hof zu

ziehen eifrig beflissen war. Descartes aber starb, bald nach seiner Ankunft in Schweden, schon im Jahre 1650 in Stockholm. Die Franzosen haben 1666 seine Gebeine zurückgeholt und in Paris beigesetzt. Den Ausgangspunkt von Descartes' Studien bildete die Mathematik. Um ihretwillen trat er wohl auch in Kriegsdienste; sie hat ihm viel zu danken. Er hat den ersten Anstoß zur Ausbildung der modernen Algebra gegeben und die Analysis durch die Anwendung der Algebra auf die Geometrie begründet. Ebenso eifrig war er mit den Naturwissenschaften beschäftigt, vorzugsweise mit der Physik, die für die Optik (Dioptrik) ihm manche Entdeckung zu verdanken hat. Als Dioptriker ist er ein Geistesverwandter seines großen Nachfolgers Spinoza, der durch Brillenschleifen sich den Lebensunterhalt verdiente. Philosophen geziemt aber wohl ein Interesse an Brillen- und Vergrößerungsgläsern, da es ihr Hauptgeschäft überhaupt ist, zumal mit dem geistigen Auge, klar und deutlich zu sehen. Die Mathematik zog ihn besonders wegen ihrer strengen, systematischen Form an. Wie sie keine Behauptung ohne Beweis zuläßt und Alles im strengsten Zusammenhang aus einander entwickelt, so sollte nach seiner Idee auch die Philosophie verfahren, die er deshalb bis zur Exactheit und Sicherheit der Mathematik erheben wollte. An Bacon und den späteren Locke erinnert er wenigstens dadurch, daß er den Zweifel zur Voraussetzung alles Wissens nahm. Der Zweifel erkennt auch keine geschichtliche Ueberlieferung sofort an. Aber Locke und Bacon sind doch unendlich weiter gegangen, als Descartes, der in die vorhandenen Wissenschaften durch den Zweifel und durch seinen obersten philosophischen Glaubenssatz cogito, ergo sum (ich denke, also bin ich), der das Denken und Prüfen zum Geschlechtscharakter der Menschheit erhebt, nur die wissenschaftliche Prüfung oder die Kritik einführen wollte. Man darf deshalb Descartes wohl als den Vater des modernen kritischen Denkens ansehen. Wie weit er von Locke sich unterschied, der sich in bewußten Gegensatz zu ihm stellte, wenn er ihm auch unendlich Vieles verdankte, das beweist seine Annahme von angeborenen Ideen, mit deren Hilfe er den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele hoffte retten zu können. Selbstverständlich ist es nach den eben gegebenen Andeutungen, daß ihm das Verhältniß zwischen Leib und Seele dualistisch erschien und daß er eine idealistische Weltanschauung zu behaupten gewillt war. Die römische Curie aber hat bei Zeiten die Gefahr gewittert, die ihr und aller Scholastik von der Ausbreitung der Cartesianischen Lehre drohte, da sie dieselbe bereits 13 Jahre nach dem Tode ihres Begründers (1663) verbot. Frankreich aber verstand es nicht, den idealistischen Zug der Philosophie seines großen Landsmanns zu würdigen, wie es überhaupt mehr dem auf die englischen Philosophen zurückweisenden Materialismus zuneigte. Dieser ist im 18. Jahrhundert geradezu sein Evangelium geworden und die krassesten Ausführungen desselben, welche die Welt zum Theil mit Abscheu erfüllten, sind zu derselben Zeit von diesem Lande ausgegangen, als in Deutschland die höchste Blüte des Idealismus sich vorbereitete, was für den Charakter der beiden Länder bezeichnend ist.

Neben Descartes stellen wir seinen großen Nachfolger Spinoza. Schon der äußere Lebensgang dieses Mannes ist geeignet, uns mit Achtung zu erfüllen. Baruch Despinoza (das ist sein wahrer Name, lateinisch nannte er sich Benedictus de Spinoza) wurde am 24. Nov. 1632 zu Amsterdam geboren und entstammte einer jüdischen Familie, welche nach den Niederlanden ausgewandert war, um den Bedrückungen in Spanien und Portugal zu entgehen. Obgleich in jüdischer Gelehrsamkeit erzogen, fand er sich doch bald in solchem Gegensatz zur Lehre seiner Glaubensbrüder, daß diese die strengste Maßregel gegen ihn ergriffen und ihn am 6. Aug. 1656 wegen „schrecklicher Irrlehren“ aus der jüdischen Gemeinschaft gänzlich ausschlossen. Nachdem er bei dem gelehrten Arzt Franz van der Ende lateinischen Unterricht genossen, widmete er

sich, während eines längeren ländlichen Aufenthalts bei einem Freunde, der Anhänger der Arminianer war, die wie unsere Pietisten das Dogma hinter das erbauliche und sittliche Moment stellten, dem Studium der Cartesianischen Philosophie und begann nun sein eigenes System auszubilden. Mit Glasschleifen verdiente er sich, wie wir bereits sagten, sein Brod. Zwar ließ ihm der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz 1673 eine Professur in Heidelberg anbieten, Spinoza schlug sie jedoch aus, weil er Collisionen befürchtete, die ihn um die Freiheit des Philosophirens bringen könnten. Das häufige Einathmen von Glasstaub mag den Verlauf der in ihm liegenden Krankheit beschleunigt haben. Er starb bereits am 21. Februar 1677, im Leben wie im Tod ein Weiser. Spinoza steht zwar darin Descartes nahe, daß er ebenfalls nach strenger mathematischer Methode ein System aufzuführen beabsichtigte. Seine Hauptschriften behalten sogar die alten üblichen Formen und Namen der mathematischen Beweisführung bei. Aber darin weicht er entschieden von seinem Vorgänger ab, daß er die dualistische Weltanschauung desselben verwarf. In ihm lebte etwas von der alten griechischen Lehre, die das Ein und Alles suchte oder, mit anderen Worten, in der Welt überhaupt nur ein Eines als existirend annehmen wollte. Dieses Eine ist ihm die Substanz, aus der Alles besteht, die Gottheit selbst. Es gibt keine anderen Eigenschaften der Substanz, als Ausdehnung und Denken. Ausdehnung und Denken kommen daher der Gottheit in unendlichem Maß zu. Diese Lehre ist in ihrem metaphysischen Theil, wie wir jetzt zu sagen pflegen, ein Pantheismus, der den Anhängern der jüdischen, wie der christlichen Religion, die beide einen persönlichen Gott bekennen, als Gottesleugnung oder Atheismus erscheinen mußte. — Eine gewisse Erhabenheit zeigt Spinoza's ethisches System. Aufgabe des Menschen ist ihm, sich ganz mit der Gottheit zu erfüllen, in ihr aufzugehen, mit ihr eins zu werden. Er sucht den Punkt, da der menschliche Wille nicht mehr in Widerspruch tritt zum göttlichen Gesetz. Was Schiller an einer Stelle sagt: „Nehmt die Gottheit auf in euren Willen und sie steigt von ihrem Weltenthron", das ist ganz im Sinne der Spinozistischen Ethik zu verstehen. Wenn nun nichts mehr diese Aufnahme der Gottheit in den eigenen Willen verhindert, als die Leidenschaften, so ist es die höchste Aufgabe des Menschen, der Leidenschaften, der Selbstsucht Herr zu werden. Spinoza zergliederte darum die einzelnen Affecte in einer Weise, daß man ihres eigentlichen Wesens genau sich bewußt und damit auch fähig werden kann, sie zu überwinden. Durch seine ganze Lehre scheint die Voraussetzung zu gehen, daß der Mensch das Nichtgöttliche, die Sünde, oder wie wir die Abirrung vom Willen der Gottheit oder Natur nennen wollen, nicht thun würde, wenn er dieses Nichtgöttliche seinem wahren Wesen nach wirklich kennte. Der Satz: „Entschuldigen heißt verstehen", lautet bei Spinoza in anderer Wendung: „Verstehen heißt handeln und sich selbst überwinden lernen". Dies ist nun die sittliche Weltanschauung, welche an Goethe einen Anhänger und Vertheidiger gefunden hat, der Spinoza zu großem Dank sich verpflichtet wußte, da er aus ihm vor allem den Antrieb zur Selbstüberwindung und Selbstverleugnung, zur Resignation, zur Unterordnung unter das Gesetz der sittlichen Weltordnung schöpfte. In dieser Unterordnung erscheint denn auch das Moment, um dessen willen Schleiermacher sagen konnte: „Wenn die Philosophen werden religiös sein und Gott suchen, wie Spinoza, und die Künstler fromm sein und Christum lieben, wie Novalis, dann wird die große Auferstehung gefeiert werden für beide Welten." In Deutschland aber hat man der Lehre Spinoza's größere Beachtung erst seit dem unangenehmen Streit geschenkt, welchen, nach dem Tode Lessings, Fr. H. Jacobi mit M. Mendelssohn über den Spinozismus des verstorbenen großen Dichters führte und der den armen Mendelssohn so arg an seinem Leben schädigen sollte.

Wir können nunmehr eine Uebersicht der deutschen Literatur in diesem sechsten Zeitraum versuchen, werden aber, um den Entwicklungsgang derselben, den wir bei der vergleichenden Besprechung der fremden Literaturen bereits gezeichnet haben, schärfer hervortreten lassen zu können, die einzelnen Erscheinungen nicht nach den poetischen Dichtungsgattungen eintheilen, sondern von den maßgebenden Personen, den Schulen, ihren Anhängern und Gegnern ausgehen. Voraus aber werden wir ein Wort über die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts schicken müssen.

Die Sprachgesellschaften.

Wenn auch die Sprachgesellschaften, welche sich in Deutschland nach dem Vorbild der italienischen Akademien, namentlich der accademia della crusca, in diesem Zeitraum bildeten, nicht gerade große sichtbare Erfolge zu verzeichnen haben, so verdienen sie doch schon um ihrer guten Absicht willen eine Erwähnung. Lobenswerth war es, daß, während ringsum Fürsten und Adel nur französisch sprachen, die Anhänger dieser Gesellschaften, die zum Theil doch auch dem Fürstenstand und Adel angehörten, die Erhaltung und Reinheit der Muttersprache sich zum Ziele setzten und damit das nationale Element in den Vordergrund stellten. Man kann aber zweierlei Gesellschaften unterscheiden. Die einen verfolgten mehr einen sprachlichen Zweck, den anderen war die Ausübung der Dichtkunst die Hauptsache. Die ersteren stehen den italienischen Sprachakademien näher, die anderen erinnern zum Theil an die alten Meistersängerschulen.

Vorzugsweise auf die Reinigung und Hebung der Muttersprache gerichtet war die fruchtbringende Gesellschaft (oder der Palmenorden) und die deutschgesinnte Genossenschaft. Die erstere hatte zum Sitz ihrer Versammlungen zuerst Cöthen, dann Weimar und noch später Halle. Die Wahl dieser Orte erklärt sich daraus, daß zwei Fürsten von Anhalt und drei Herzöge von Weimar, unter Leitung ihres Geheimraths Kaspar von Teutleben, die Gesellschaft 1617 in Weimar gegründet hatten. Die Mitglieder bestanden zumeist aus Fürsten und Adlichen. Aber auch einzelne bürgerliche Männer von anerkannten Verdiensten, wie M. Opitz, A. Gryphius, Georg Neumark (Bibliothekar und dann Archivsekretär in Weimar, der Verfasser von: „Wer nur den lieben Gott läßt walten"), wurden in die Gesellschaft aufgenommen. Doch konnte diese der Spielereien mit Ordenszeichen und Beinamen nicht entrathen und so erlosch dieselbe schon 1680, ohne es zu einer nennenswerthen Leistung gebracht zu haben.

Die deutschgesinnte Genossenschaft (oder Rosengesellschaft) war 1643 von Philipp von Zesen in Hamburg gegründet worden. Zwar fehlen auch bei ihr die Spielereien nicht, doch ist der Eifer ernster. Leider aber nahm er bald eine Richtung, die nirgends auf Zustimmung rechnen konnte. Alle irgend wie an einen fremden Ursprung erinnernden deutschen Worte sollten durch ganz willkürliche Neubildungen verdrängt werden. Solche Bestrebungen haben sich bis in unsere Tage wiederholt, aber stets ist ein übertriebener Purismus lächerlich geworden.

Zu den mehr dichterischen Gesellschaften gehört vor allen der gekrönte Blumenorden an der Pegnitz. Er wurde von dem Lehrer und Prediger Joh. Klai und dem Rathsherrn Phil. Harsdörffer 1644 in Nürnberg, am alten Hauptsitz der Meistersängerschulen, gegründet. Mehr als in den vorhin besprochenen Gesellschaften, ist in dieser der italienische Einfluß zu erkennen. Dies ergibt sich einmal daraus, daß der Orden seiner Gliederung das Schäfer=

wesen zu Grunde legte, wie es in Italien durch Tasso und Guarini aufgekommen war. Die einzelnen Mitglieder trugen Schäfernamen und die ganze Gesellschaft erschien sich selbst nur wie verkleidete Schäfer. Es konnte nicht fehlen, daß in Folge dieses Treibens eine widerliche Süßlichkeit und Tändelei in den Orden sich einschlich. Dann zeigt sich italienischer Einfluß in dem absichtlichen Haschen nach sinnreichen Umschreibungen und Beiwörtern. Wir haben es hier mit dem Ursprung des überladenen und bilderreichen Stils zu thun, wie er durch die zweite schlesische Schule, unter Nachahmung des Italieners Marini, in unsere Literatur einzureißen drohte. Wie äußerlich aber diese Leute die Dichtkunst auffaßten, das beweist Harsdörffers schon erwähnter poetischer Trichter. Sehr beliebt wurden die durch Klai eingeführten Versuche in der Anwendung des daktylischen und anapästischen Versmaßes, das Opitz für die deutsche Sprache nicht zulassen wollte.

Zu den die Dichtkunst pflegenden Gesellschaften gehörte unter anderen auch die von J. B. Mencke 1697 in Leipzig gestiftete poetische Gesellschaft, die Gottsched 1727 als deutsche Gesellschaft erneuerte und die, vielfach umgestaltet, bis in unsere Tage sich erhalten konnte.

Selbständige Vorläufer der ersten schlesischen Schule:

Andreä, Spee, Weckherlin.

Zu ihnen zählen wir einige Dichter, in denen die Charakterzüge der neuen Periode schon erkennbar sind, die aber keinen persönlichen Anschluß an Opitz gesucht haben. Wir beginnen mit Joh. Val. Andreä (1586 bis 1654.) Wir haben seiner bereits an anderer Stelle gedacht. In ihm lebte ein eigenthümlicher Geist und der regste Eifer, sein Volk in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht nach jeder Seite zu heben. Obgleich Geistlicher, erwarb er sich durch vielfache Reisen in Italien und Deutschland einen freieren Blick. Er hat zwar seine meisten Schriften lateinisch geschrieben, doch auch deutsche Gedichte verfaßt, die er in zwei Sammlungen vereinigte, von denen die eine unter dem Titel: Christliche Gemäl 1612 in Tübingen und die andere, Geistliche Kurzweil betitelt, 1619 in Straßburg erschien. Herder erneuerte in seinen Briefen über das Studium der Theologie das Andenken des verdienten Mannes und theilte Bruchstücke aus dem größeren Gedicht desselben: das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes mit. Er rühmte an ihm die feine Erfindungs- und Einbildungskraft, das richtige Gefühl und scharfe Urtheil, die ausgebreitete Kenntniß und den, wenn auch nicht ausgebildeten, doch unverkennbaren dichterischen Geist. „Alles, was er schreibt, wird Fabel, sinnreiche Einkleidung; er sagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt sind, zu sagen getrauen; er sagt sie mit so viel Liebe und Redlichkeit, als Kürze und Scharfsinn, so daß er in seinem streitenden, verketzernden Jahrhundert, wie eine Rose unter Dornen, noch jetzt neu und frisch dasteht und in zartem Wohlgeruch blühet." Eine solche Persönlichkeit darf von unserem Volke nicht vergessen werden. Wir stellten sie um so lieber an die Spitze unserer Uebersicht, als sie durch ihre Gesinnung und den vortrefflichen Inhalt und Stoff ihrer Schriften die meisten anderen Dichter dieser Zeit, die einseitig die Form cultivirten, weit überragt.

Auf den freimenschlich gebildeten lutherischen Geistlichen lassen wir einen edlen Zögling der Jesuiten folgen: Friedrich Spee. Derselbe stammte aus adlichem Geschlechte, war 1592 (oder 1591) zu Kaiserswörth am Rhein geboren, schon als

Jüngling in den Jesuitenorden eingetreten und starb, nachdem er an verschiedenen Orten geistliche Aemter bekleidet hatte, am 7. August 1635 zu Trier. Er ist als Mensch nicht weniger groß, als wie als Dichter. Von wahrhaft christlicher Gesinnung und lauterer Frömmigkeit erfüllt, war er während der Pest unermüdet thätig für Leidende jedes Glaubens im Dienst der Lazarethe, in dem er sich auch die Krankheit zuzog, der er erlag. Alles Lob gebührt ihm dafür, daß er in seiner Schrift Cautio criminalis (1631) gegen die unwürdigen Hexenprocesse energisch seine Stimme erhob und damit Christian Thomasius vorgriff, der gewöhnlich für den ersten Bekämpfer dieser fluchwürdigen Processe gilt. Was seine Dichtungen anlangt, die nach seinem Tode 1649 in Cöln unter dem Titel Trutz-Nachtigall erschienen („weilen das Büchlein trutz allen Nachtigallen süß und lieblich singet"), so ist der Ton derselben halb noch die kräftige, männliche und doch innige Weise echten Gottvertrauens, wie sie zumal in Paul Gerhards Liedern lebt, halb aber schon die süßliche Manier, wie sie die Zeiten sinkenden Geschmackes kennzeichnet. Jesum, welcher den Hauptgegenstand seiner Dichtung bildet und den er mit glühendster Inbrunst verehrt, verherrlichte er als Seelenbräutigam theils in Bildern, die er von der schönen Natur hernahm, theils in Wechselgesängen, die er frommen Hirten in den Mund legte; letzteres ein Beweis, daß auch er unter dem Einfluß der italienischen Schäferpoesie stand. Metrisch sind seine Lieder denen Opitzens fast ebenbürtig.

Nicht minder eigenartig als die beiden soeben besprochenen Dichter ist ein dritter, Georg Rudolf Weckherlin. Er war 1584 in Stuttgart geboren, hatte in Tübingen Jurisprudenz studirt und Reisen durch Frankreich und England gemacht. Nachdem er eine Zeit lang die Stelle eines Secretärs in der herzoglichen Canzlei zu Stuttgart bekleidet und daneben den Hofpoeten gespielt hatte, wurde er 1620 bei der deutschen Canzlei in London angestellt, die nach dem Ausbruch des großen deutschen Krieges errichtet worden war, um die Correspondenz zwischen England und der protestantischen Partei in Deutschland zu unterhalten. Weckherlin erwarb sich in dieser Stellung großes Ansehen und kam in sehr glänzende Verhältnisse. Er ist in London, vermuthlich im Jahre 1653, gestorben. Die Berührungen, in welche Weckherlin durch seine Reisen mit ausländischen Literaturen getreten war, hatten in ihm wohl das Verlangen rege gemacht, die heimische Literatur zu einer ebenbürtigen Höhe mit den fremden zu erheben. Man darf bei ihm annehmen, daß er um so mehr von nationalem Gefühl und Bewußtsein erfüllt war, als er andere Völker, ihre Sitten und ihren Bildungsstand kennen gelernt hatte. Je höher er aber sein deutsches Volk zu achten gewöhnt war, um so weniger sollte dieses auch in den äußeren Formen der Dichtkunst den übrigen Nationen nachstehen. Wenn er nun auch, was die treue vaterländische Gesinnung und den Inhalt, den Gedankenreichthum und Witz in seinen Gedichten anlangt, durchaus nicht hinter Opitz zurücksteht, so gereicht doch das zu seinem Nachtheil, daß er das rhythmische Gesetz nicht fand und anerkannte, das Opitz zur Geltung brachte. Er unterschied nicht betonte und unbetonte Sylben und wollte von einem bestimmten Versmaße, d. h. von der regelmäßigen Wiederkehr durch den Accent unterschiedener Sylben nichts wissen. Dagegen ist auch er den willkürlichen und häßlichen Wortverstümmelungen entgegengetreten, die damals eingerissen waren, und hat die Sprache von fremden Elementen rein zu erhalten gestrebt. Auch er hat die künstlichen Strophen der Italiener, wie antike Formen einzubürgern versucht. So finden wir neben Sonetten bei ihm auch Oden, Elegien und Epigramme. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß er, abgesehen von seinen „geistlichen und weltlichen Gedichten", Gustav Adolph verherrlicht und auch Psalmen übertragen hat. Davon, daß er in Deutschland nicht den gleichen Beifall fand, wie Opitz, trägt die Schuld einmal sein ver-

kehrtes rhythmisches Princip, das durch den letzteren überholt wurde, und dann der Umstand, daß er durch seine Uebersiedelung nach England seinen Landsleuten aus den Augen gerückt worden war.

Erste schlesische Schule.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß in den einzelnen Zeiträumen die Vorherrschaft in unserer Literatur unter den einzelnen Landschaften wechselte. Im Mittelalter waren es vor allen die süddeutschen Lande, Schwaben, Baiern, Oestreich gewesen, die im Vordergrunde standen. Seit der Reformation traten Oestreich und Baiern zurück, der protestantische Norden vor. Während aber im 16. Jahrhundert neben Sachsen besonders die großen Reichsstädte den übrigen vorangingen, sollte im 17. Jahrhundert Schlesien der Ausgangspunkt der literarischen Bewegung werden. Dieses Land mit ursprünglich slavischer Bevölkerung hatte zwar nur langsam deutsche Sitte und Sprache angenommen, im 16. Jahrhundert aber sofort der Sache der Reformation sich angeschlossen und durch seine vortrefflichen Schulen, die unter der Leitung hervorragender Pädagogen standen, wie des schon in der vorigen Periode genannten Val. Trotzendorf in Goldberg, bald eine ebenbürtige Stellung neben den benachbarten sächsischen Landen sich gewonnen. Im 17. Jahrhundert übernahm nun Schlesien auch die literarische Führung und entwickelte eine große wissenschaftliche und dichterische Thätigkeit, obgleich es ebenfalls von den Schrecken des dreißigjährigen Krieges arg heimgesucht werden sollte. Ueberhaupt aber tritt für diesen Zeitraum der Osten und auch der Norden unseres Vaterlandes mehr hervor.

Was nun die sogenannte erste schlesische Dichterschule im Allgemeinen anlangt, so ist zu beachten, daß sie in ihrem Streben nach Reinlichkeit der Form, d. h. nach grammatischer, prosodischer und metrischer Correctheit, eine gewisse Nüchternheit im Gegensatz zu der Ausschreitung der zweiten schlesischen Schule bewahrte, aber in Folge der eigenthümlichen Beziehungen der einzelnen Dichter zu Fürsten und hochgestellten Adlichen, die zu verherrlichen keinerlei Gelegenheit versäumt und die Dichtkunst geradezu für berufen gehalten wurde, den ersten Anstoß zu der Ausbildung des sogenannten Gelegenheitsgedichts im üblen Sinn des Wortes gab, welches in dieser ganzen Periode auf widerliche Weise sich breit macht. Schon durch Opitz kam, weil seine Poesie nur eine Nachahmung der neulateinischen war, die Anwendung der Figuren der griechisch-römischen Mythologie und die künstlicher Epitheten über Gebühr zur Anwendung und die Dichtungen nahmen immer mehr, zumal sie auf erlogenen Stimmungen beruhten, den Charakter der Unwahrheit an.

An der Spitze der ersten schlesischen Schule steht Martin Opitz aus Bunzlau am Bober (1597—1639). Seine Vorbildung hat er auf der Schule seiner Vaterstadt und auf den Gymnasien in Breslau und Beuthen erhalten. Sehr früh ging ihm das Bewußtsein der Aufgabe auf, die er für die heimische Literatur erfüllen sollte. Dies beweist seine schon 1617 (oder 1618) erschienene Abhandlung Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae. Man darf wohl voraussetzen, daß für viele damals der Aufschwung, welchen die Literaturen der benachbarten Völker genommen hatten, ein Antrieb war, auch der deutschen Sprache eine ehrenvollere Stellung zu erringen. Man fühlte sich gedrückt durch die Verachtung, in welcher die deutsche Sprache im Ausland stand, schämte sich der Verwilderung, welcher sie sammt der Poesie verfallen war, und war doch stolz auf sein Volk, das einst das römische Weltreich gestürzt und von dem so viele Erfindungen und noch jüngst die Reformation ausgegangen war. Woher Opitz Hilfe erwartete, das zeigte er schon durch den Titel

seiner Abhandlung, dem er den Namen eines der größten Kritiker und Grammatiker des griechischen Alterthums vorgesetzt hatte. Grammatische und metrische Correctheit wollte er vor allen Dingen begründen. Auch deutete er bereits auf den Mann hin, der ihm in diesem Bestreben als Vorbild gelten sollte, auf den gelehrten holländischen Philologen Daniel Heinsius, der nach den Grundsätzen, die er in seinen lateinischen Gedichten verfolgte, auch in seiner Muttersprache mit Erfolg zu dichten begonnen hatte. Ihn lernte er in Leyden 1620 auch persönlich kennen. Man sieht, wo hinaus sein Streben ging: die Technik der lateinischen Sprache sollte auf die deutsche übertragen, der lateinischen Renaissancedichtung eine deutsche zur Seite gestellt werden. Er eröffnete für uns jenen Wettkampf mit Griechen und Römern, in welchem allmählich, und nach langem Mühen und Ringen, in unseren Schriftstellern das Ideal einer Dichtung aufgehen sollte, welche in der formellen Vollendung der classischen Literaturen den tieferen Lebensgehalt unseres Volkes zur Darstellung zu bringen suchte. Indem er aber diesen Wettkampf zugleich zu einem Wettkampf mit den modernen Literaturen gestaltete, stellte er, wenn auch unbewußt, unserem Volke die weitere Aufgabe, das Große, Gute und Schöne, was die moderne europäische Bildung aufzuweisen hatte, zu uns herüber zu nehmen, was endlich dazu führte, daß wir die geistigen Bestrebungen unserer Nachbarn, aufmerksam wie von einer Warte aus, verfolgten, die Strahlen der Sonne des aufgehenden neuen Tages im Völkerleben wie in einen Brennpunkt zu noch höherer Intensität in unserem Geiste sammelten. Opitz hat später seine neuen Anschauungen über Wesen, Zweck und Form der Dichtkunst in seinem Buch „von der deutschen Poeterei“ (1624) weiter ausgeführt. Enthält dasselbe auch nur die äußerlichsten Vorschriften über poetische Technik, die zum Theil auf die schon erwähnte Poetik des Franzosen Scaliger zurückzuführen sind, zum Theil aus Ronsards abrégé de l'art poétique français und aus Heinsius' Vorreden zu dessen holländischen Gedichten stammen, so ist doch das Verdienst desselben nicht zu unterschätzen. Nachdem Luther der neuhochdeutschen Prosa ihr Gepräge und Gesetz gegeben hatte, war es noch Niemand gelungen, die rhythmische dichterische Sprache in eine feste Norm zu zwingen und der Verwilderung und Barbarei der Form, den willkürlichen Elisionen, Zusammenziehungen und Verschleifungen und dem bloßen arithmetischen Zählen der Sylben nachhaltig zu steuern. Indem Opitz den Wechsel von betonten und unbetonten Sylben zur Grundlage des Rhythmus erhob, die Nachbildung von jambischen und trochäischen Metren, die er allein zulassen wollte, ermöglichte (die Einführung des Daktylus und Anapäst blieb deshalb anderen vorbehalten), durch sein eigenes Beispiel seinen Lehren Kraft und Wirkung verlieh und Verse schrieb, die, wenn ihnen auch der rechte dichterische Geist fehlte, doch, weil sie von der eingerissenen Rohheit der Form sich frei hielten, gegen die Leistungen Anderer ihrer Zeit gar vortheilhaft abstachen, hat er, wenn auch das deutsche Element nach Form und Stoff in der Dichtung durch ihn zurückgedrängt wurde, immerhin ein Anrecht auf den Ehrennamen, mit dem man ihn frühzeitig ausgezeichnet hat, eines Vaters der deutschen Dichtkunst.

Da ein äußerliches Virtuosenthum von jeher in der Dichtkunst Beifall gefunden hat, so durfte auch Opitz schon bei Lebzeiten allseitige Bewunderung ernten. Kaiser Ferdinand II. hat ihn bereits 1625 in Wien zum Dichter gekrönt, welche Ehre vor ihm keinem deutschen Dichter für deutsche Gedichte zu Theil geworden war, und im Jahr 1628 ihn als Martin Opitz von Boberfeld (unter Anspielung an den Fluß seiner schlesischen Heimat) sogar in den Adelsstand erhoben. Diese fürstlichen Auszeichnungen sind leider nicht ohne nachtheilige Folgen auf den sittlichen und auch

dichterischen Charakter unserer deutschen Poeten geblieben, übrigens ein Zeichen der Zeit und Beweis für die zumal seit dem 16. Jahrhundert gewachsene Macht der Fürsten. Die Schriftsteller lebten des Glaubens, daß sie ihre großen Ziele und Bestrebungen nur unter fürstlicher Protektion erreichen und auch nur von der Gunst der Fürsten eine bessere äußerliche Stellung erhoffen könnten. Von der Nation, die als selbständig fühlendes und handelndes Ganze ja gar nicht bestand und für die gerade jetzt die Zeit ihrer größten Demüthigung begann, erwarteten und konnten sie nichts erwarten. Als ein Glück will es uns da erscheinen, daß Friedrich der Große, freilich nur in Folge seiner geringschätzigen Ansicht von der deutschen Literatur, die deutschen Schriftsteller und Dichter endlich zwang, sich ganz auf sich selbst zu stellen und den Blick von den Höfen weg auf das Volk als ihren einzigen und wahren Rückhalt zu lenken. Opitz selbst aber ist schon ein Beweis für den Schaden, den ein Charakter unter den geschilderten Verhältnissen leiden mußte. Obgleich ein Protestant, finden wir ihn 1626, das Jahr, nachdem er zum Dichter gekrönt worden war, als Secretär in Diensten der strengkatholischen Burggrafen von Dohna, welche seine evangelischen Landsleute auf das heftigste verfolgten. Dann trat er wieder in Dienste der protestantischen schlesischen Fürsten über. Nachdem er mehrfach den Herrn gewechselt, auch manche Noth durchlebt, wurde er in Danzig als Secretär und Historiograph des Königs von Polen angestellt, als welcher er am 20. Aug. 1639 der Pest erlag.

Ehe wir seine eigenen, selbständigen Dichtungen aufzählen, wollen wir seiner umfangreichen Thätigkeit als Uebersetzer gedenken. Erzeugnisse der modernen Literaturen machte er nicht minder unserem Volke zugänglich, als solche der alten Griechen und Römer und selbst der Hebräer. Er übersetzte und bearbeitete das Hohe Lied und die Psalmen, übertrug die Antigone des Sophokles und die Trojanerinnen des Seneca in Alexandrinern, dem Lieblingsvers der Franzosen, dessen sich auch die großen französischen Dramatiker bedienten und der das moderne Aequivalent für den antiken jambischen Senar bildete. Der Alexandriner ist durch Opitz in unserer Literatur, die jetzt einen kunstmäßigen Charakter annahm, zur Herrschaft gelangt und hat die kurzen Reimpaare verdrängt, welche die volksmäßige Form erzählender Poesie gebildet hatten. Er führte ferner italienische Singspiele ein, so die Judith und Dafne, welche letztere 1627 am Dresdener Hofe zur Darstellung kam, auch die italienischen Schäfergedichte ahmte er in seiner Schäferei der Nymphe Hercynia nach. Sein Lied: Ich empfinde fast ein Grawen ist nur eine Uebersetzung aus Ronsard. Bereits richtete er aber auch seinen Blick auf unsere ältere deutsche Literatur und besorgte eine Ausgabe des Annoliedes. Was seine eigenen Productionen anlangt, so sind seine lyrischen, unter dem Namen Poetische Wälder zusammengefaßten Erzeugnisse meist geistliche Lieder oder Gelegenheitsgedichte der schon gerügten Art, die übrigen dagegen didaktisch oder beschreibend. Sein Vesuv wurde das erste Beispiel eines beschreibenden Gedichts, leider nicht zum Vortheil unserer Dichtkunst, da gerade diese Art Gedichte viel dazu beigetragen hat, den Begriff wahrer Poesie zu verschieben. Das Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs, Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths, Vilgut oder vom wahren Glück sind dagegen Lehrgedichte, die ebenfalls nun mehr als billig bei uns Aufnahme finden sollten.

Opitzens Werke sind oft aufgelegt worden. Die erste Ausgabe seiner deutschen Gedichte besorgte 1624 der ihm nahe stehende Dichter J. W. Zinkgref (1591 bis 1635), der sich mehr, als durch seine Gedichte, durch seine Sammlung und Erklärung der „Teutschen scharffsinnige kluge Sprüch, Apopthegmata genannt“, ein Verdienst

erworben hat und in dem ein besserer Sinn noch lebendig ist. Bodmer und Breitinger begannen, was bedeutsam für ihre Werthschätzung der Opitzischen Werke ist, eine kritische Ausgabe derselben, die aber über den ersten Band nicht hinausgekommen ist. In den Palmenorden war Opitz unter dem Namen des „Gekrönten“ aufgenommen worden.

Wir gehen zu den Nachahmern und Verehrern Opitzens über, die man mit ihm zusammen die erste schlesische Schule heißt. Der dichterisch begabteste derselben ist Paul Fleming. Zwar hat auch er das Gelegenheitsgedicht zu stark cultivirt, im Allgemeinen aber ist er als Dichter doch viel bedeutender als sein Vorbild Opitz, dem er auch in der äußeren Form nicht nachsteht. Fleming ist am 17. Oct. 1609 zu Hartenstein im Voigtland geboren, hat die Fürstenschule in Meißen besucht und in Leipzig Medicin studirt. Nach der Schlacht bei Lützen (1632) begab er sich nach Holstein, wo ihn der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein der Gesandtschaft zutheilte, die in seinem Auftrage damals gerade nach Moskau abgehen sollte. Fleming nahm auch an der anderen Reise Theil, welche dieselbe Gesandtschaft 1635 nach Persien antrat, um mit diesem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen, welche aber weniger glücklich von Statten ging. Er erlebte zwei Schiffbrüche, hatte überhaupt vielfaches Ungemach zu bestehen und kam erst 1639, körperlich leidend, nach Reval zurück, wo er sich nun mit der Tochter eines reichen Kaufmanns verlobte, die er schon vor seiner Persischen Reise kennen gelernt hatte. Er stand eben im Begriff dieselbe als Gattin nach Hamburg heimzuholen, wo er als Arzt sich niederzulassen gedachte, als ihn hier am 2. April 1640 der Tod ereilte. Fleming gehört zu den liebenswürdigsten und annuthigsten Dichtern unserer Literatur und ist einer der Wenigen seines Jahrhunderts, die wir noch heute gern lesen. Ihm, dem früh aus dem Leben Abgerufenen, schenken wir eine ähnliche Theilnahme, als einem Hölty, Körner, Hauff u. A., die ebenfalls jung dahin starben. Seine Reise und manches Lied erinnert an einen Dichter unserer Tage, an Fr. Bodenstedt, der auch lange in den von ihm besuchten Ländern gelebt hat. Ein reines, frommes Gemüth, das in manchem trefflichen Liede, zumal in dem noch heute gesungenen: In allen meinen Thaten sich ausgesprochen hat, und eine echte tiefe Empfindung zeichnen ihn aus. Fast Alles, was er geschrieben hat, ist erlebt und steht darum hoch über den meisten Erzeugnissen der ganzen Periode. Das Leben hatte ihn in seine Schule genommen und seine Dichtung war ein treuer Spiegel dieses Lebens. Welche Herrschaft er über die Form besaß, das beweisen seine in Alexandrinern gedichteten Sonetten, die zu den besten aus jenen Zeiten gehören. Opitz hat er, obgleich er ihn an dichterischem Talent weit überragte, fast zu überschwenglich gelobt, was wir dem bescheidenen Jüngling als Ausdruck seiner Begeisterung für die neu aufstrebende Kunst zu gute halten werden. Mit seinem Meister theilt er eine Vorliebe für gelehrtes Beiwerk, in dem das eifrig betriebene Studium der Alten sich wohl Luft zu machen suchte. Schon zeigt sich bei ihm in der Anwendung der Bilder ein Haschen nach glänzender und farbenreicher Darstellung, das als der erste Schritt über die an sich nicht genügen wollende Correctheit hinaus und als eine Hinneigung zu der mit der zweiten schlesischen Schule zum Durchbruch kommenden Richtung erscheint.

Neben Fleming dürfen wir wohl Friedrich von Logau (1604—1655) stellen, unseren ersten und größten Epigrammatiker. Gestaltete sich für jenen das Leben zum Lied, so spitzte es sich diesem zum scharfen, oft bitter geißelnden Epigramme zu. Wenn in Flemings Liedern sein eigenes Erleben, seine Freude und sein Leid sich spiegelte, so kamen dagegen in Logau's Sinngedichten (so hieß man damals Epigramme) die allgemeinen Verhältnisse und Zustände des Vaterlands zur Darstellung.

Flemings Gedichte sind meist nur eine Quelle für seine Lebensgeschichte, Logau's Epigramme dagegen eins der bedeutendsten Zeugnisse für die Sittengeschichte des dreißigjährigen Kriegs. Recht bezeichnend ist es daher, daß wir von Logau's Leben sehr wenig wissen. Logau ist ein geborener Schlesier. Er war Canzleirath bei dem Herzog Ludwig VI. von Liegnitz und Brieg, gehörte unter dem Namen des Verkleinernden dem Palmenorden an und starb im Jahre 1655 in Liegnitz. Seine Sinngedichte erschienen zum ersten Mal 1638, das zweite Mal im Jahre vor seinem Tode, von 200 bereits zu mehr als 3000 angewachsen. Auch er hat der schon bei Fischart erwähnten Sitte gehuldigt, seinen Namen durch anagrammatische Verschiebung unkenntlich zu machen. Statt Logau nannte er sich Golaw und gab sich, was bezeichnend für sein dichterisches Streben ist, den Vornamen Salomon. Wenn auch manches seiner Epigramme uns heute matt und hohl erscheint, die größere Masse derselben hat ewigen Werth. Lessing, der so manchen Schatz unserer Vergangenheit gehoben, weil er für Alles den rechten Sinn und den rechten Maßstab besaß, hat auch das Andenken Logau's aufgefrischt und im Verein mit Ramler eine Auswahl aus den Epigrammen desselben herausgegeben. Wenn man ihn auch den Verkleinernden im Palmenorden nannte, es ist nicht Verkleinerungssucht, die ihn zum Tadel seiner Zeitgenossen treibt, sondern ein kräftiges deutsches und protestantisches, echt sittliches Bewußtsein, und ein scharfer Blick für alles Unwahre und Unlautere. Wohl durfte er gegenüber den widerwärtigen Zänkereien zwischen Lutheranern und Calvinisten, Protestanten und Katholiken fragen, wo denn das Christenthum nun bleibe. Den Vorwurf der Rauhheit wies er von der deutschen Sprache damit ab, daß doch kein anderes Volk der Welt von der Liebe so lieblich spreche. Doch ist er mit der Sorge um reine deutsche Sprache nicht allein beschäftigt und wünscht, daß die Deutschen doch auch recht deutsch möchten handeln lernen. Die Modesucht der Zeit flößt ihm, vom sittlichen Standpunkt aus, Bedenken ein, denn: „Wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen." Man sieht es, welche Stellung er zu den Fragen seiner Zeit einnahm: die eines Kritikers und Richters, dem die großen Güter der Nation aufrichtig am Herzen lagen. Uebrigens tragen viele seiner Epigramme das Gepräge von Sprüchworten und es ist möglich, daß er die reichen Schätze unserer Literatur auf diesem Gebiete zu nutzen verstanden hat.

Noch manchen andern Dichter pflegt man den genannten als Anhänger der ersten schlesischen Schule zuzugesellen. Doch sind die wenigsten von größerer Bedeutung. Andreas Tscherning aus Bunzlau ahmte seinen Landsmann Opitz zwar in der Form nicht unglücklich nach, ging aber als Lyriker fast ganz im Gelegenheitsgedicht auf. Andreas Gryphius aus Großglogau in Schlesien wird von Manchen zur ersten, von den Meisten jedoch zur zweiten schlesischen Schule gerechnet, der auch wir ihn zutheilen werden. Nicht unerwähnt dürfen wir den aus hessischen in kurbrandenburgische Dienste übergetretenen Dietrich von dem Werder (1584 bis 1657) lassen, weil er als Uebersetzer die Spur Opitzens verließ, indem er nicht wie dieser unterschiedslos den Alexandriner in Anwendung brachte, sondern die fremde metrisch-rhythmische Form beibehielt und das für jene Zeiten große Wagniß durchführte, Tasso's befreites Jerusalem und Ariosts rasenden Roland in deutsche Stanzen zu übertragen. Opitzens Einfluß zeigte sich auch unter den zahlreichen Kirchenliederdichtern der Zeit, auf die wir später zurückkommen werden. Wenn man auch fast ausnahmslos den Opitzischen formellen Neuerungen zustimmte, so empfand man doch bald, daß der Meister in der Nüchternheit zu weit gegangen war. Es konnte deshalb eine Reaction, ein Hinausstreben über den Standpunkt und die Weise Opitzens nicht ausbleiben. Wenn das Kirchenlied in Folge der warmen

Empfindung, der es entstammte, und um des Aufblickes nach oben willen, in dem es wurzelte, im Allgemeinen sich höher hielt, so ist dies begreiflich. Auch schon Fleming übertraf, wie wir sahen, an Tiefe und Lebensgehalt den von ihm gepriesenen Meister. Andere zeigten zwar nicht die gleiche Lebensunmittelbarkeit, hatten aber doch bereits richtigeres Gefühl für das echt Lyrische und wußten, daß das Lied ursprünglich für den Gesang bestimmt sei. Sie pflegten deshalb mit besonderer Vorliebe das musikalische Element, unter dessen Einwirkung das weltliche Lied unwillkürlich lyrischer sich gestalten mußte.

Der Königsberger Dichterkreis.

Roberthin. Dach. Albert.

Was wir hier sagten, gilt vorzüglich von dem sogenannten Königsberger Dichterkreis. In Königsberg hatten drei Männer sich zusammengefunden, welche mit dichterischer Begabung einen besonderen Sinn für Musik und Gesang verbanden. Es waren der brandenburgische Rath Robert Roberthin (1600—1648), der Professor der Dichtkunst an der Universität Simon Dach (geb. 1605 in Memel und gest. 1659) und der aus Lobenstein im Voigtlande gebürtige Organist Heinrich Albert (1604—1668). Alle drei verband eine enge, echt deutsche Freundschaft, die sie zu einem höchst innigen, geselligen Verkehr unter einander führte. Ihr Zusammenleben erinnert zum Theil an Luthers Verkehr mit seinen musikalischen Hausfreunden, aber auch an manche Erscheinung aus dem für Freundschaft begeisterten 18. Jahrhundert. Es ist darum auch nicht ohne Bedeutung, daß es gerade ein Glied dieses Bundes war, dem wir eine der schönsten Verherrlichungen der Freundschaft selbst verdanken. Simon Dach dichtete das herzliche Lied, dessen Eingang allbekannt ist: „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Trew erzeigen und Freundschaft halten kann.“ Es ist das schönste Denkmal, welches er seinen Freunden errichten konnte, wenn er in der letzten Strophe bekennt: „Ich hab', ich habe Hertzen so trewe, wie gebührt, die Heucheley und Schertzen nie wissentlich berührt. Ich bin auch ihnen wieder von grund der Seelen hold; ich lieb euch mehr, ihr Brüder, als alles Erden Gold.“ Ihre geselligen Zusammenkünfte hielten die Freunde in Alberts Wohnung. Ganz besonders lieb war ihnen die Kürbishütte in dessen Garten geworden. Viele der von ihnen gedichteten Lieder, die zum Theil geistlicher Art waren, hat Albert componirt und mit seinen Melodien in einem Arien benannten Sammelwerke, das bis auf acht Theile anwuchs (Königsberg 1638—1650), und in seinem poetisch-musikalischen Lustwäldlein (Königsberg o. J. und 1652) herausgegeben. Dach ist auch durch sein zum Volkslied gewordenes, ursprünglich plattdeutsch gedichtetes Aennchen von Tharau (Anke van Tharaw) allgemein bekannt geworden. So liebenswürdig und treuherzig seine weltlichen und so tiefgefühlt und von wahrer Frömmigkeit erfüllt auch seine geistlichen Lieder sind, so wenig sprechen uns seine lästig breiten dramatischen Arbeiten an. Uebrigens wollen wir nicht unerwähnt lassen, weil es interessante Streiflichter fallen läßt, daß der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem sich Dach 1639 durch einen poetischen Glückwunsch empfohlen hatte, in sehr freundschaftliche Beziehungen zum Dichter trat und diesen sogar mit dem Landgut Luxheim beschenkte, auf dem Dach manche glückliche Stunde im Dienste der Musen verlebte. Auch dies ist uns, ebenso wie die Zusammenkünfte in der Kürbishütte, bezeichnend, denn es zeigt, daß in dem Königsberger Dichterkreis mit dem Gefühl für die Freundschaft zugleich auch das für die Natur und ihre

Flemings Gedichte sind meist nur eine Quelle für seine Lebensgeschichte, Logau's Epigramme dagegen eins der bedeutendsten Zeugnisse für die Sittengeschichte des dreißigjährigen Kriegs. Recht bezeichnend ist es daher, daß wir von Logau's Leben sehr wenig wissen. Logau ist ein geborener Schlesier. Er war Canzleirath bei dem Herzog Ludwig VI. von Liegnitz und Brieg, gehörte unter dem Namen des Verkleinernden dem Palmenorden an und starb im Jahre 1655 in Liegnitz. Seine Sinngedichte erschienen zum ersten Mal 1638, das zweite Mal im Jahre vor seinem Tode, von 200 bereits zu mehr als 3000 angewachsen. Auch er hat der schon bei Fischart erwähnten Sitte gehuldigt, seinen Namen durch anagrammatische Verschiebung unkenntlich zu machen. Statt Logau nannte er sich Golaw und gab sich, was bezeichnend für sein dichterisches Streben ist, den Vornamen Salomon. Wenn auch manches seiner Epigramme uns heute matt und hohl erscheint, die größere Masse derselben hat ewigen Werth. Lessing, der so manchen Schatz unserer Vergangenheit gehoben, weil er für Alles den rechten Sinn und den rechten Maßstab besaß, hat auch das Andenken Logau's aufgefrischt und im Verein mit Ramler eine Auswahl aus den Epigrammen desselben herausgegeben. Wenn man ihn auch den Verkleinernden im Palmenorden nannte, es ist nicht Verkleinerungssucht, die ihn zum Tadel seiner Zeitgenossen treibt, sondern ein kräftiges deutsches und protestantisches, echt sittliches Bewußtsein, und ein scharfer Blick für alles Unwahre und Unlautere. Wohl durfte er gegenüber den widerwärtigen Zänkereien zwischen Lutheranern und Calvinisten, Protestanten und Katholiken fragen, wo denn das Christenthum nun bleibe. Den Vorwurf der Rauhheit wies er von der deutschen Sprache damit ab, daß doch kein anderes Volk der Welt von der Liebe so lieblich spreche. Doch ist er mit der Sorge um reine deutsche Sprache nicht allein beschäftigt und wünscht, daß die Deutschen doch auch recht deutsch möchten handeln lernen. Die Modesucht der Zeit flößt ihm, vom sittlichen Standpunkt aus, Bedenken ein, denn: „Wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen.“ Man sieht es, welche Stellung er zu den Fragen seiner Zeit einnahm: die eines Kritikers und Richters, dem die großen Güter der Nation aufrichtig am Herzen lagen. Uebrigens tragen viele seiner Epigramme das Gepräge von Sprüchworten und es ist möglich, daß er die reichen Schätze unserer Literatur auf diesem Gebiete zu nutzen verstanden hat.

Noch manchen andern Dichter pflegt man den genannten als Anhänger der ersten schlesischen Schule zuzugesellen. Doch sind die wenigsten von größerer Bedeutung. Andreas Tscherning aus Bunzlau ahmte seinen Landsmann Opitz zwar in der Form nicht unglücklich nach, ging aber als Lyriker fast ganz im Gelegenheitsgedicht auf. Andreas Gryphius aus Großglogau in Schlesien wird von Manchen zur ersten, von den Meisten jedoch zur zweiten schlesischen Schule gerechnet, der auch wir ihn zutheilen werden. Nicht unerwähnt dürfen wir den aus hessischen in kurbrandenburgische Dienste übergetretenen Dietrich von dem Werder (1584 bis 1657) lassen, weil er als Uebersetzer die Spur Opitzens verließ, indem er nicht wie dieser unterschiedslos den Alexandriner in Anwendung brachte, sondern die fremde metrisch-rhythmische Form beibehielt und das für jene Zeiten große Wagniß durchführte, Tasso's befreites Jerusalem und Ariosts rasenden Roland in deutsche Stanzen zu übertragen. Opitzens Einfluß zeigte sich auch unter den zahlreichen Kirchenlieddichtern der Zeit, auf die wir später zurückkommen werden. Wenn man auch fast ausnahmslos den Opitzischen formellen Neuerungen zustimmte, so empfand man doch bald, daß der Meister in der Nüchternheit zu weit gegangen war. Es konnte deshalb eine Reaction, ein Hinausstreben über den Standpunkt und die Weise Opitzens nicht ausbleiben. Wenn das Kirchenlied in Folge der warmen

Empfindung, der es entstammte, und um des Aufblickes nach oben willen, in dem es wurzelte, im Allgemeinen sich höher hielt, so ist dies begreiflich. Auch schon Fleming übertraf, wie wir sahen, an Tiefe und Lebensgehalt den von ihm gepriesenen Meister. Andere zeigten zwar nicht die gleiche Lebensunmittelbarkeit, hatten aber doch bereits richtigeres Gefühl für das echt Lyrische und wußten, daß das Lied ursprünglich für den Gesang bestimmt sei. Sie pflegten deshalb mit besonderer Vorliebe das musikalische Element, unter dessen Einwirkung das weltliche Lied unwillkürlich lyrischer sich gestalten mußte.

Der Königsberger Dichterkreis.

Roberthin. Dach. Albert.

Was wir hier sagten, gilt vorzüglich von dem sogenannten Königsberger Dichterkreis. In Königsberg hatten drei Männer sich zusammengefunden, welche mit dichterischer Begabung einen besonderen Sinn für Musik und Gesang verbanden. Es waren der brandenburgische Rath Robert Roberthin (1600—1648), der Professor der Dichtkunst an der Universität Simon Dach (geb. 1605 in Memel und gest. 1659) und der aus Lobenstein im Voigtlande gebürtige Organist Heinrich Albert (1604—1668). Alle drei verband eine enge, echt deutsche Freundschaft, die sie zu einem höchst innigen, geselligen Verkehr unter einander führte. Ihr Zusammenleben erinnert zum Theil an Luthers Verkehr mit seinen musikalischen Hausfreunden, aber auch an manche Erscheinung aus dem für Freundschaft begeisterten 18. Jahrhundert. Es ist darum auch nicht ohne Bedeutung, daß es gerade ein Glied dieses Bundes war, dem wir eine der schönsten Verherrlichungen der Freundschaft selbst verdanken. Simon Dach dichtete das herzliche Lied, dessen Eingang allbekannt ist: „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Trew erzeigen und Freundschaft halten kann.“ Es ist das schönste Denkmal, welches er seinen Freunden errichten konnte, wenn er in der letzten Strophe bekennt: „Ich hab', ich habe Hertzen so trewe, wie gebührt, die Heucheley und Schertzen nie wissentlich berührt. Ich bin auch ihnen wieder von grund der Seelen hold; ich lieb euch mehr, ihr Brüder, als alles Erden Gold.“ Ihre geselligen Zusammenkünfte hielten die Freunde in Alberts Wohnung. Ganz besonders lieb war ihnen die Kürbishütte in dessen Garten geworden. Viele der von ihnen gedichteten Lieder, die zum Theil geistlicher Art waren, hat Albert componirt und mit seinen Melodien in einem Arien benannten Sammelwerke, das bis auf acht Theile anwuchs (Königsberg 1638—1650), und in seinem poetisch-musikalischen Lustwäldlein (Königsberg o. J. und 1652) herausgegeben. Dach ist auch durch sein zum Volkslied gewordenes, ursprünglich plattdeutsch gedichtetes Aennchen von Tharau (Anke van Tharaw) allgemein bekannt geworden. So liebenswürdig und treuherzig seine weltlichen und so tiefgefühlt und von wahrer Frömmigkeit erfüllt auch seine geistlichen Lieder sind, so wenig sprechen uns seine lästig breiten dramatischen Arbeiten an. Uebrigens wollen wir nicht unerwähnt lassen, weil es interessante Streiflichter fallen läßt, daß der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem sich Dach 1639 durch einen poetischen Glückwunsch empfohlen hatte, in sehr freundschaftliche Beziehungen zum Dichter trat und diesen sogar mit dem Landgut Kuxheim beschenkte, auf dem Dach manche glückliche Stunde im Dienste der Musen verlebte. Auch dies ist uns, ebenso wie die Zusammenkünfte in der Kürbishütte, bezeichnend, denn es zeigt, daß in dem Königsberger Dichterkreis mit dem Gefühl für die Freundschaft zugleich auch das für die Natur und ihre

stillen unschuldigen Freuden lebte. So geben uns diese Dichter bereits einen Vorgeschmack von dem Cultus der Freundschaft und Natur, wie er im 18. Jahrhundert erblühte, und man freut sich, daß inmitten des wilden Kriegsgetümmels, welches unser armes Vaterland damals durchtobte, doch noch eine Stätte in demselben sich finden konnte, wo der idyllische Zug des deutschen Charakters Befriedigung und Genüge fand.

Zweite schlesische Dichterschule.

Gryphius. Hoffmannswaldau. Lohenstein.

Auf die eigenthümliche Richtung, welche die unter dem Namen der zweiten schlesischen Schule begriffenen Dichter verfolgten, haben wir schon an mehreren Stellen hingewiesen. Sie erscheint als eine Ausartung und Ueberschreitung des von Opitz zur Geltung gebrachten Princips und kam gegen das Jahr 1670 allmählich immer mehr zur Herrschaft. Die Dichtkunst, wie jede Kunst, sucht das Schöne. Das Schöne aber beruht auf der Einstimmung von Form und Inhalt. Als Opitz nach dem Muster der Holländer die deutsche Dichtkunst zu reformiren unternahm, war diese in Rücksicht der Form völlig verwildert. Darum trug er ganz besondere Sorge für Correctheit der Sprache und des Versbaus. Opitz selbst aber war kein Dichter im vollen Sinne des Wortes. So konnte es kommen, daß seine Reformbestrebung sehr äußerlich blieb und seine Dichtungen, wenn man diese auch nachahmte, doch nicht befriedigten. Diejenigen, welche nun den Versuch machten, ein Besseres zu leisten, besaßen aber auch nicht den rechten Begriff von der Poesie und glaubten, da sie die geringe Anziehungskraft von Opitzens Werken nur aus ihrer nüchternen und phantasielosen Form sich erklären konnten, vor allen Dingen der Form mehr Reiz und Leben geben zu müssen. In diesem Irrthum, welcher bald alles Gute in Frage stellen sollte, das Opitz gewirkt hatte, wurden sie durch die mittlerweile in Italien durch Marini aufgekommene Richtung bestärkt, der sie ihrer Seits folgten. Was irgend dazu beitragen konnte, die dichterische Sprache anziehender zu machen, das brachten sie in Anwendung. Daher der übermäßige Gebrauch der kühnsten Bilder und der üppigsten Beiwörter, die zu einem Schwulst und Bombast der Rede führten, durch den die Wahrheit, welche doch den Opitzischen Gedichten im Allgemeinen nicht abgesprochen werden konnte, völlig verloren ging. Aber man folgte den Italienern auch noch in anderer Hinsicht, denn es sollte auch der Inhalt der Dichtungen nun reizender werden. Je weniger jener Zeit der wahre Begriff der Schönheit sich noch erschlossen hatte, um so verhängnißvoller mußte dieses Streben werden. Denn um den Inhalt reizender zu machen, entblödeten selbst im Leben höchst angesehene und ehrbare Männer sich nicht, der Lüsternheit zu huldigen. Das Grobsinnliche hat aber von jeher auf Menschen aller Klassen eine besondere Anziehungskraft geübt und das Leben der höheren Stände dieser Zeiten war unter der Einwirkung französischen Einflusses im Allgemeinen nichts weniger als sittlich rein. Doch man blieb dabei nicht stehen und griff nach anderen Mitteln den Inhalt anziehender zu machen. Da das Einfache und Wahre zu unwirksam erschien, brachte man sogar die gröbste und rohste Grausamkeit, mit einem Wort das Gräßliche, als rechten, Wirkung thuenden Stoff zur Darstellung. Und da diese Dichter, welche langweilig werden mußten, wo sie die Sinne nicht kitzeln und die Nerven durch die ungeheuerlichsten Erfindungen nicht erschüttern konnten, meinten, daß die Dichtkunst mit dem Ergötzen den Nutzen zu verbinden habe, so schütteten sie in ihren Werken, zumal in den Romanen, viele unnütze Gelehrsamkeit aus. Um also

den Inhalt gehaltvoller zu machen, mußte der Frivolität die Gelehrsamkeit sich zugesellen und der Ertrag der polyhistorischen Bestrebungen der Zeit die Werke der Dichtkunst zu seiner Ablagerungsstätte wählen. Nicht verwundern darf man sich, wenn diese Geschmacksverirrung bis in die Jugendzeit Hallers hinein fortbestand; man freut sich aber zu hören, daß dieser schließlich seiner im Sinn der zweiten schlesischen Schule verfaßten Jugendgedichte sich schämte und dieselben verbrannte, als ihm durch das Beispiel und die Vermittelung der englischen Literatur ein höherer und würdigerer Begriff von der Dichtkunst aufgegangen war. Auch die zweite schlesische Schule pflegte die von uns getadelte Gelegenheitsdichtung, die alle Großen und Kleinen an ihren Ehrentagen, Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen, anzusingen bestrebt war, und so konnte dieses Unkraut unserer Literatur immer üppiger aufschießen und weiter wuchern.

Die Dichterreihe der zweiten schlesischen Schule eröffnen wir mit dem schon erwähnten Andreas Gryphius aus Großglogau in Schlesien (1616—1664). Reich begabt und von hohem Streben hat er, trotz der vielfachen Widerwärtigkeiten, die sein Jugendleben trübten (früh verlor er beide Eltern, die Pest trieb ihn von Ort zu Ort und Verfolgungen Seitens der Katholiken endlich aus dem Vaterlande), eine sehr bedeutende Bildung, zunächst auf den Schulen von Görlitz und Fraustadt, sich erworben. Bereits war er einige Jahre bei dem kaiserlichen Pfalzgrafen in Schlesien, Georg von Schönborn, Hauslehrer gewesen, als er an der Universität Leyden (1640) unter großem Beifall Vorlesungen über die verschiedenartigsten Disciplinen zu halten begann. Es verdient erwähnt zu werden, daß, wie Gryphius, noch viele andere geistig hervorragende Männer in den trost- und aussichtslosen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, um dem Elend des Vaterlandes zu entgehen und mit Erfolg dem Dienst der Wissenschaften sich widmen zu können, die akademische Laufbahn an der blühenden Universität der jungen aufstrebenden holländischen Republik ergriffen. Nicht wenige der hier berühmt gewordenen Gelehrten, vor allen der Philologen, sind von Haus aus Deutsche gewesen und wohl durften die Niederländer schließlich über eine „Invasion der Deutschen“ sich beklagen. Nachdem Gryphius auch Frankreich, England und Italien in längerem Aufenthalt kennen gelernt hatte, kehrte er gegen Ende des Jahres 1647, also nicht sehr lange vor dem Abschlusse des Westphälischen Friedens, nach Fraustadt zurück. Nun begannen glücklichere Zeiten für den vielfach vom Schicksal heimgesuchten und Umhergetriebenen. Schon 1650 wählten ihn die Landstände des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndicus, und dieses Amt hat er bis zu seinem am 16. Juli 1664 erfolgten Tode bekleidet. Als Dichter hatte Gryphius sich ursprünglich Opitz zum Vorbild gewählt, doch wich er von diesem allmählich in mehrfacher Hinsicht ab, wie er ihn auch an Reichthum der Phantasie, an Feuer und Tiefe des Gefühls übertraf. Die Poesie war ihm frühzeitig Trost und Erquickung gewesen und so durfte er auch in seinen Liedern, Oden und Sonetten, die durch ihre sittlich reine und fromme Gesinnung sich auszeichnen, sein tiefstes Empfinden aussprechen und seinen Schmerz und seine Schwermuth sich ausklingen lassen. Doch liegt die Bedeutung von Gryphius' Dichten nicht auf Seiten der Lyrik. Er ist entschieden größer als Dramatiker und hätte, so dürfen wir wohl glauben, selbst das Größte geleistet, wenn sein Leben in günstigere Zeiten gefallen wäre. Immerhin bleibt ihm der Ruhm dem deutschen Drama im Allgemeinen die auch noch heute giltige Kunstform, namentlich in Bezug auf die Eintheilung in fünf Acte, gegeben zu haben. Beklagenswerth aber ist freilich, daß er den Bruch mit dem alten Volksstücke vollzogen und die altnationalen Stoffe, welche doch auch von den Griechen und theilweise selbst von Shakespeare zur Grundlage ihrer Dramen genommen wurden, verdrängt hat. Denn er hatte sich zu seinem

Muster den Holländer Jost van Vondel genommen. Da dieser Dichter selbst wieder unter französischem Einfluß stand, wirkte die in Frankreich nach dem Muster der Alten begonnene Reform der dramatischen Poesie, welche eine strenge Beobachtung der drei Aristotelischen Einheiten, vor allen der Einheit der Zeit, eingeführt hatte, durch die Holländer auf unsere Bühne zurück. Der französische Einfluß zeigt sich bei Gryphius auch in dem von ihm zur Anwendung gebrachten Alexandriner. Er hat Trauerspiele und auch einige Lustspiele gedichtet. Die ersteren vor allen Dingen zeigen den in der zweiten schlesischen Schule zur Herrschaft gekommenen Geschmack. Die Stoffe sind mehr gräßlich und grausenerregend, denn wirklich tragisch, und die Sprache schwülstig und übertrieben pathetisch. Es ist Rhetorik, nicht wahre Empfindung, die hier, in oft sentenzenreicher Rede und scharf zugespitztem Dialog, sich ausspricht und man erkennt den Einfluß des Seneca. Als Helden figuriren meist nur Könige, die handelnden Personen sind nicht Menschen von unserem Fleisch und Blut, denen wir nachfühlen können, sondern abstracte Begriffe und Ungeheuer. Gryphius versuchte selbst eine Nachahmung der antiken Chorgesänge, die er „Reihen“ nannte, aber seine Chöre waren nicht Repräsentanten des Publicums, ideale Vertreter der Zuschauer, sondern, was wieder die damalige Geschmacksrichtung kennzeichnet, meist allegorische und mythologische Gestalten. Unter den von ihm behandelten Stoffen war der Karl Stuart der Zeitgeschichte entlehnt, die Gibeoniter hatte er aus dem Holländischen des Jost van den Vondel übertragen, Cardenio und Celinde ist aber sein einziges bürgerliches Trauerspiel. Viel tüchtiger und ansprechender, weil aus dem Leben und der Gegenwart genommen, sind seine Lustspiele: der Horribilicribifax, die in niederschlesischer Mundart geschriebene geliebte Dornrose, welche er dem verliebten Gespenst actweise eingelegt hatte, und Herr Peter Squenz, in welchem eine Entlehnung aus Shakespeare's Sommernachtstraum beweist, daß Gryphius die Lustspiele des großen britischen Dichters kannte. Wohl hätte sein Beispiel in der Lustspieldichtung Nachfolge verdient, aber leider wurden seine Stücke bald vergessen. Wie das Drama sich aber weiter entwickelte, werden wir unten sehen.

Während Gryphius in Wirklichkeit nur eine Mittelstellung zwischen Opitz und der zweiten schlesischen Schule einnimmt, sind die wahren Häupter der letzteren Hoffmannswaldau und Lohenstein. Beide haben bei ihren Zeitgenossen einen ungemessenen Beifall gefunden und bis tief in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein großes Ansehen genossen. Dies erklärt sich eines Theils aus dem verführerischen Reiz, den sie nach Form und Inhalt ihren Dichtungen zu geben wußten, wie wir ausführlich bereits auseinander gesetzt haben, anderen Theils aus der heillosen geistigen Erschlaffung, welche die natürliche Folge des Elends und Jammers des dreißigjährigen Krieges war und in der die durch den letzten herbeigeführte Erstarrung alles nationalen Lebens sich ausspricht, durch welche wir die ganze Periode glaubten charakterisiren zu müssen. Die Hoffmannswaldau-Lohensteinische Richtung ist mehr als alles Andere der Beweis für die Geschmacksverirrung in der Literatur, zu welcher die Ertödtung alles selbständigen nationalen und politischen Lebens in jenen Zeiten in unserem Vaterlande führte. Ihr Bann und damit auch die Herrschaft Opitzens, auf den sie doch zurückzuführen, ist erst durch Bodmer gebrochen worden. In der Ueberwindung der Opitzischen und der Hoffmannswaldau-Lohensteinschen Richtung wurzelt aber die zweite Blüteperiode unserer Dichtung.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau war am 25. Dec. 1618 zu Breslau geboren, hatte, wie Opitz, in Leyden studirt und, wie Gryphius,

die Niederlande, England, Frankreich und Italien durchreist. Er wurde in seiner Vaterstadt Rathsherr, dann kaiserlicher Rath und Präsident des Magistrats und starb daselbst am 18. April 1679. Seine Schriften, die von einem nicht unbedeutenden dichterischen Talente zeugen, sind voll von Unsittlichkeit und Lüsternheit, ganz besonders schmutzig aber seine dem Ovid nachgebildeten Heldenbriefe, in denen er berühmte Persönlichkeiten der Geschichte in ihren galanten Beziehungen, oft unter verstecktem Namen, das Wort selbst ergreifen läßt, so Kaiser Karl V. unter dem Namen Siegreich und seine Geliebte Barbara von Blomberg, die Mutter Juan d'Austria's, unter dem Namen Rosamunde. Auch die Liebesgeschichte Abälards und Heloisens, die Herzog Alberts III. von Baiern und der Agnes Bernauer hat er behandelt. Neben diesen grobsinnlichen Heldenbriefen, zu denen noch galante Gelegenheitsgedichte und Epigramme kommen, hat Hoffmannswaldau (wir werden in gewisser Weise an Gottfried von Straßburg erinnert) auch geistliche Oden geschrieben, unter denen Bußlieder sich finden, in denen er vor Reue über seine Sünden zerfließen zu wollen scheint.

Noch schwülstiger als Hoffmannswaldau ist Daniel Kaspar von Lohenstein aus Nimptsch in Schlesien, wo er am 25. Januar 1635 geboren wurde. Er studirte in Leipzig und Tübingen und bereiste außer Deutschland und der Schweiz, wie Hoffmannswaldau, auch die Niederlande. Durch seine Verheirathung kam er in den Besitz von drei Rittergütern. Auch er wurde städtischer Beamter in Breslau (erster Syndicus) und kaiserlicher Rath und starb am 28. April 1683. Seine dichterische Thätigkeit ist zum Theil eine andere als bei seinem Freund und Gesinnungsgenossen Hoffmannswaldau. Denn er hat dem Beispiel von Gryphius folgend auch Trauerspiele verfaßt, die aber die seines Vorgängers durch Häufung der Greuelscenen noch überbieten, wenn sie ihnen auch im Uebrigen ähnlich sind. Doch ist keins derselben der zeitgenössischen Geschichte entlehnt, da sie entweder im Alterthum spielen, wie die Kleopatra, Sophonisbe, Epicharis und Agrippina, oder der Welt des Islam zugehören, wie Ibrahim Bassa und Ibrahim Sultan. Auch den Roman hat Lohenstein cultivirt, er schrieb in Prosa einen Arminius, der, wenn er auch durch seine Breite und die in demselben aufgespeicherte endlose Gelehrsamkeit abstößt und ermüdet, doch als Behandlung eines so bedeutenden vaterländischen Stoffes, als die Befreiung Deutschlands durch den Cheruskerjüngling ist, des Lobes nicht unwerth sein mag. In seinen lyrischen Gedichten ähnelt Lohenstein am meisten Hoffmannswaldau. Neben Liebes- und Gelegenheitsgedichten hat auch er geistliche verfaßt. Die eingerissene Tändelei und Namensspielerei zeigen die von ihm gewählten Ueberschriften. Himmelsschlüssel nennt er die geistlichen, Rosen die Liebes- und Hyacinthen die Begräbnißgedichte.

Geistliche Dichtung (Kirchenlied).

Heermann. Gerhardt. Neander. Scheffler. Knorr von Rosenroth. Schmolck.

Um innerhalb des bunten Mancherleis dieser Periode uns besser zurecht finden und den chronologischen Zusammenhang doch einigermaßen wahren zu können, werden wir auf Gruppirungen, welche im Charakter und der Richtung der Personen wurzelten, auch hier wieder Eintheilungen folgen lassen, welche der Poetik entlehnt sind. Während der Blütezeit, zumal der ersten schlesischen Schule, nahm das protestantische Kirchenlied, welches von Luther begründet, aber nach dessen Tod in Folge der lieblosen theologischen Zänkereien, welche ein frisches und freudiges kirchliches Gemeindebewußtsein

nicht aufkommen ließen, merklich erschlafft war, einen neuen erfreulichen Aufschwung und wurde „das einzig wirklich bedeutende, zum Theil sogar großartige literarische Product dieser Periode“. Der Grund dieses Aufschwunges ist nicht sowohl in Einwirkungen Opitzens und seiner Nachfolger zu suchen, als darin, daß die besseren Gemüther während der unglücklichen Zeiten des großen Krieges Trost und Aufrichtung allein in der Religion fanden. Wenn auch Viele in dem wüsten Kriegstreiben, namentlich die, welche am Kriegshandwerk selbst irgendwie betheiligt waren, sittlich mehr oder minder verwilderten und dem Glauben und den göttlichen Geboten Hohn sprachen, fanden Andere um so mehr sich veranlaßt, da Hilfe zu suchen, von wo sie niemals versagt, und, während aller irdische Besitz neben ihnen zu Grunde ging, allein auf das zu vertrauen, was kein Feind, kein Feuer und kein Schwert vernichten kann. So mußte das Kirchenlied als Ausdruck gläubigen Vertrauens damals zu neuer Geltung gelangen. Daß es aber in sprachlicher und metrischer Hinsicht vor dem des Reformationszeitalters sich auszeichnete, das ist allerdings auf den Einfluß Opitzens und seiner Schule zurückzuführen und ebenso erklärlich ist es, wie die besseren Kirchenlieder, da sie auch von Seiten des Inhalts genügten und in ihnen wirklicher Geist lebte und sich aussprach, die Erzeugnisse der Kunstdichtung oft weit übertrafen. Doch hat das Kirchenlied nicht allem Einfluß der in den schlesischen Schulen zur Herrschaft gelangenden tadelnswerthen Richtungen sich entziehen können und wir können recht gut im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts auch in ihm die Hoffmannswaldau-Lohensteinische Manier wieder erkennen. Daß unter den zahllosen Liedern, welche die geistliche Poesie damals producirte, auch sehr viel geringe mit unterliefen, welche auf den Namen Poesie keinen Anspruch hatten, ist wohl natürlich, wie auch die Erscheinung, daß ein Dichter wie Angelus Silesius, von einem gewissen Speculationsgeist verführt, zu pantheistischen Schwärmereien sich fortreißen ließ. Andere verfielen der Süßlichkeit und einer mystischen Richtung und haschten nach Allegorien und Bildern, in denen sie ihr, wie sie glauben mochten, besonders tiefes Fühlen und geistiges Schauen zu offenbaren suchten.

Es ist unmöglich, hier eine nur irgend vollständige Uebersicht der Kirchenlieddichter dieser Periode zu geben, unter denen selbst verschiedene Fürsten, wie der Herzog Wilhelm II. von Weimar, erscheinen. Wir begnügen uns, einige der ausgezeichneteren aus dem zweiten und dritten Viertel des 17. Jahrhunderts aufzuführen, indem wir im Vorübergehen kurz nochmals darauf hinweisen, daß auch von den schon besprochenen Dichtern manch tüchtiges Lied ausgegangen ist, so von Simon Dach: „Ich bin ja, Herr“, von Heinrich Albert: „Gott des Himmels und der Erden“, von Paul Fleming: „In allen meinen Thaten“, von Georg Neumark: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“. Wieder andere können wir hier nicht besonders aufführen, wie Martin Rinkart, den Verfasser von: „Nun danket alle Gott“, Johann Rist, den Stifter des Elbschwanenordens, der „O Ewigkeit, du Donnerwort“ und Samuel Rodigast, der „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ verfaßte. Ganz besondere Auszeichnung aber verdienen aus der Opitzischen Zeit die lutherischen Dichter: Johann Heermann und Paul Gerhardt.

Johann Heermann, 1585 zu Rauten in Schlesien geboren, war seit 1612 Pfarrer in Köben und starb am 27. Febr. 1647 in Lissa. Sein Leben war eine ununterbrochene Kette von Leiden. Gleichwohl sind seine Lieder voll heiteren Gottvertrauens und inniger Glaubensfreudigkeit. Das bekannteste derselben ist: „O Gott, du frommer Gott.“

Der bedeutendste Kirchenlieddichter des 17. Jahrhunderts ist Paul Gerhardt. Seine Heimat war Gräfenhainichen im ehemaligen Kursachsen, wo er am 12. März 1607

geboren wurde. Seine Ausbildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Grimma und auf der Universität Wittenberg. Um 1651 finden wir ihn in Berlin, noch als Candidaten des Predigtamts, aus welcher Stellung er in diesem Jahre als Probst nach Mittenwalde berufen wurde. Von hier kehrte er 1657 als Diakonus der Nicolaikirche nach Berlin zurück, wo er fast zehn Jahre lang außerordentlich segensreich wirkte und der besonderen Zuneigung des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm sich erfreute. Gleichwohl fühlte er sich in Folge des kurfürstlichen Edicts, welches alle öffentlichen Angriffe gegen die Reformirten verbot, bewogen 1666 seine Entlassung zu nehmen, weil er es als eifriger Lutheraner nicht über sich gewann, von der Kanzel aus nicht mehr gegen die Reformirten zu polemisiren. Als er nach einem Jahre Berlin verließ und auf das Ungewisse in die Welt hinauszog, dichtete er das herrliche Lied: „Ist Gott für mich, so trete gleich Alles wider mich.“ Seine Gemeinde unterstützte ihn auch in der Ferne und der Herzog Christian von Sachsen-Merseburg gewährte ihm bis 1669 ein Jahrgehalt, in welchem Jahre er ihn in das Archidiakonat zu Lübben in der Niederlausitz berief. Hier starb Gerhardt am 7. Juni 1676. Viele seiner vortrefflichen, echt volksthümlichen Lieder wie: „Befiehl du deine Wege“, „O Haupt voll Blut und Wunden“, „Wie soll ich dich empfangen“, „Nun ruhen alle Wälder“, „Wach auf mein Herz und singe“, sind in die protestantischen Gesangbücher übergegangen und werden eine Zierde derselben bleiben, so lange noch ein Sinn für das Evangelium in unserem Volke leben wird und die von äußerer und innerer Noth geängstigten Herzen Gott suchen werden.

Um doch auch einen reformirten Kirchenlieddichter aufzuführen, nennen wir Joachim Neander (1610—1680). In seinen Liedern, die durch Wärme und Herzlichkeit sich auszeichnen, spürt man ganz besonders den wohlthätigen Einfluß, den das durch Spener herbeigeführte Wiedererwachen eines tieferen religiösen Sinnes auf die geistliche Dichtkunst ausübte. Wie Spener, dem er sich auf das Innigste anschloß, ist aber auch Neander von Seiten der Lutheraner als Irrlehrer auf das Heftigste verfolgt worden. Neander ist Verfasser des bekannten Liedes: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren.“

Eine eigenthümliche Richtung und Entwicklung nahm, wie wir schon andeuteten, Johann Scheffler, als Dichter unter dem Namen Angelus Silesius bekannt. Im Jahre 1624 von protestantischen Eltern zu Breslau geboren und eine Zeit hindurch würtembergisch-ölsischer Leibarzt, trat er gleichwohl 1653 zur katholischen Kirche über, wurde bischöflicher Rath und Priester zu Breslau und starb 1677. Einen Theil seiner Kirchenlieder hat er noch als Protestant gedichtet. Viele derselben, wie: „Liebe, die du mich zum Bilde“ und „Mir nach, spricht Christus“ sind mit Recht in die protestantischen Gesangbücher übergegangen, denn es spricht sich in denselben das christliche Bewußtsein mit seinen Erfahrungen und Hoffnungen in glühender, tiefer Empfindung aus. Aus der späteren Zeit seines Lebens, da er schon Katholik war, stammt sein „cherubinischer Wandersmann“ (Wien 1657), eine Sammlung geistlicher Sinngedichte, in welcher das zwiespältige Wesen seiner Natur deutlich zu Tage tritt. Auf der einen Seite nämlich erscheint er durchaus in Uebereinstimmung mit der kirchlichen Lehre, auf der anderen zeigt er wieder einen mit Mysticismus gemischten höchst verwegenen Pantheismus, der bis zu den kühnsten Consequenzen sich versteigt und die Kluft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf, zwischen Gott und dem Menschen in einem Flug überspringen will. Dieser Widerspruch, wie sein Uebertritt zum Katholicismus, beweisen, daß in seiner Seele Bedürfnisse wach geworden waren, die sein Geist zu befriedigen den rechten Weg wohl suchte, aber nicht fand, weil er dazu die nöthige Kraft nicht besaß. Offenbar war der dichterische Trieb

in ihm nicht weniger mächtig als eine gewisse speculative Anlage. Beide in Uebereinstimmung zu bringen, wollte ihm aber nicht gelingen.

Um von den geistlichen Dichtern, welche unter dem Einfluß der zweiten schlesischen Schule standen, doch wenigstens einige zu nennen, erwähnen wir Christian Knorr von Rosenroth (geb. 1636 zu Alt-Rauden in Schlesien und gest. 1689 als Geh. Rath und Kanzler in Sulzbach), der Lieder unter dem Namen „Neuer Helikon" herausgab, die ebensosehr zum Mystischen als zum Allegorischen neigen, und aus späterer Zeit Benjamin Schmolck (geb. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz und gest. als erster Pfarrer zu Schweidnitz 1737). Wenn man auch dem letzteren, der später auch zu den Herrnhutern Beziehungen hatte, ein warmes religiöses Gefühl nicht absprechen kann, so hat er doch allzustark nach Bildern und Gleichnissen gehascht, wie schon die Titel seiner Liedersammlungen beweisen: „geistlicher Pestweihrauch", „geistlicher Wanderstab des sionitischen Pilgrims", „eines andächtigen Herzens Schmuck und Asche". Er gefiel seinen Zeitgenossen so außerordentlich, daß sie ihn fast vergötterten.

Noch müssen wir eine allgemeine Bemerkung hinzufügen. Den Text der Kirchenlieder, wie er aus den Händen der Dichter selbst hervorgegangen war, treu wieder zu geben, ist erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts Aufgabe der philologischen Kritik geworden. Das 17., 18. und zum Theil auch 19. Jahrhundert haben aber an den herrlichen Liedern unserer Kirche die allerwillkürlichsten Aenderungen sich erlaubt. Diese Veränderungen, die durchaus keine Verbesserungen sind, stehen theilweise mit der Wandlung der Sprache, mehr aber noch mit der Aufklärung im Zusammenhang, in deren Gefolge ein oft sehr dürrer, geschmack- und poesieloser Rationalismus einriß, der die alten Lieder nach seiner Façon zuschneiden zu müssen glaubte, ohne das Recht der Gemeinde auf die Erhaltung der ursprünglichen Gestalt ihrer Schätze zu respectiren. Das hier verübte Unrecht ist von Seiten der Wissenschaft und Kirche gleich verdammungswürdig und dennoch gibt es noch heute deutsche Gesangbücher, die von solchen Schlimmbesserungen unberufener Kritiker strotzen.

Satirische Dichtung.

Lauremberg. Rachel. Moscherosch. Schupp. Megerle. Wernicke. Liscow.

Auf die geistliche Dichtung lassen wir eine kurze Uebersicht der satirischen Literatur der sechsten Periode folgen. Auch die ersten Erzeugnisse dieser Schriftgattung traten fast gleichzeitig mit der ersten schlesischen Schule auf und so ist es gerechtfertigt, schon aus chronologischen Rücksichten, sie bereits hier zu besprechen. Sowohl nach Form, als nach Inhalt ist aber die Satire dieses Zeitraums verschieden, wenn auch dies der allgemeine Zug ist, der wie ein rother Faden durch sie hindurchgeht, der Verirrung entgegen zu treten, welche in Leben, Wissenschaft und Dichtkunst zu einer Abwendung von dem Volksthümlichen und Nationalen geführt hatte. So erklärt es sich denn, daß sie zum Theil die Verwilderung der Sitten und das modische Wesen geißelte, welches mit französischer Kleidung, Festen, Ceremoniell auch die französische Frivolität und Sittenlosigkeit nach Deutschland verpflanzte, anderer Seits, als Vorläufer der Kritik der nächsten Periode, den Bestrebungen entgegen trat, welche die schlesischen Dichter beider Schulen verfolgten, eine kunstmäßige Poesie nach dem Muster der Franzosen und Italiener und auf Kosten der überlieferten heimischen Formen zu begründen, endlich die durch die Humanisten und religiösen Streitigkeiten der Theologen auf allen

wissenschaftlichen Gebieten, wie auf den Universitäten und in den Gymnasien, zur Anwendung gekommene lateinische Sprache zu beschränken suchte. Was die Form der Satire anlangt, so ist dieselbe theils dichterisch, theils prosaisch, doch herrscht die erstere Form vor. Als satirische Dichtung bietet uns dieser Zeitraum neben sich selbst satirisch nennenden Gedichten, die zum Theil im Volksdialekt abgefaßt sind, satirische Epigramme, aber auch der Roman und das Lustspiel (ich erinnere an Andreas Gryphius) erscheint im Dienst der Satire. Die prosaischen Satiren bilden meist kleinere Aufsätze und Abhandlungen, zum Theil auch Predigten. Für das Epigramm galt wohl als Muster der Römer Martial, der Roman ahmte die Träume oder, wie Moscherosch sie nannte, Gesichte (sueños) des Spaniers Quévédo nach, die literarische Satire schloß sich an den Franzosen Boileau (1636—1711) an, der seiner Seits wieder den römischen Dichter Horaz zu seinem Vorbilde genommen und wie dieser eine Dichtkunst (art poétique) und Satiren geschrieben hatte, die sich namentlich gegen die schlechten Dichter wendeten. Boileau aber galt den Franzosen des ausgehenden 17. Jahrhunderts als der wahre und unübertroffene Gesetzgeber im Reich des dichterischen Geschmacks und in seiner Poetik waren die Kunstregeln zusammengefaßt, welche den aus der Nachahmung der Alten hervorgangenen Classicismus beherrschten, den wir als die dritte Phase der modernen Renaissancedichtung bereits gekennzeichnet haben. Als in Deutschland das Verständniß für die englische Literatur erwachte, in Folge dessen der Einfluß des französischen Classicismus zurücktrat, mußte Boileau dem ihm verwandten Engländer Alexander Pope (1688—1744) weichen, der neben seinem berühmten Lockenraub, dem Versuch über den Menschen (Essay on Man), einer Uebersetzung der Iliade, einem Versuch über Kritik, einem burlesken Heldengedicht (The Dunciad), in welchem er gegen die verkehrten Poetaster zu Felde zog, auch Satiren geschrieben hatte, welche die von Boileau an Geist weit übertrafen. Wie aber im Kirchenlied, als dem Ausdruck einer echten Frömmigkeit, ein Höheres sich aussprach, was den rechten Gegensatz zu einzelnen Bestrebungen der Zeit bildete, wie zu der auf der Buhlerei um die Gunst der Menschen beruhenden Gelegenheitsdichtung, so ist in den satirischen Dichtungen der gesunde Geist des Volkes wach, der, indem er sich seiner selbst bewußt wird, auch die Gefahr erkennt, die von der überhandnehmenden Ausländerei drohte. Wie uns so das Kirchenlied, gegenüber der aus dem fürstlichen Absolutismus der Zeit herausgewachsenen Menschenvergötterung, zur Anbetung dessen führt, der allein auf eine solche Anspruch hat, so die Satire aus einer Vergötterung des Auslandes zu einer Werthhaltung unserer nationalen Güter und Eigenschaften.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen lassen wir die einzelnen hiehergehörigen Schriftsteller folgen und beginnen, indem wir so viel als möglich die chronologische Ordnung einhalten, mit Hans Wilmsen Lauremberg. Derselbe war 1590 in Rostock geboren, wurde hier 1618 Professor der Dichtkunst und Mathematik und ging 1623 in gleicher Eigenschaft an die Ritterakademie zu Soroe, wo er 1658 starb. Seine in plattdeutschem oder niedersächsischem Dialekt verfaßten, an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Anschauungen reichen „Veer olde beröhmede Scherzgedichte in Nedder Dütsch gerymet“ (1653) treten, obgleich in Alexandrinern verfaßt, sowohl der Opitzischen Kunstdichtung entgegen, indem sie sogar den Volksdialekt zur Anwendung bringen, von classischer Gelehrsamkeit wenig oder gar nicht berührt sind und in der volksmäßigen Derbheit oft selbst die Grenzen des Anständigen überschreiten, als auch der französirenden Sitte und Lebensweise und der Ausländerei in Kleidern, Sprache, Versen, Titeln u. s. w. überhaupt.

Den vollständigen Gegensatz zu Lauremberg bildet dessen Zeitgenosse und Lands-

in ihm nicht weniger mächtig als eine gewisse speculative Anlage. Beide in Uebereinstimmung zu bringen, wollte ihm aber nicht gelingen.

Um von den geistlichen Dichtern, welche unter dem Einfluß der zweiten schlesischen Schule standen, doch wenigstens einige zu nennen, erwähnen wir Christian Knorr von Rosenroth (geb. 1636 zu Alt-Rauden in Schlesien und gest. 1689 als Geh. Rath und Kanzler in Sulzbach), der Lieder unter dem Namen „Neuer Helikon" herausgab, die ebensosehr zum Mystischen als zum Allegorischen neigen, und aus späterer Zeit Benjamin Schmolck (geb. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz und gest. als erster Pfarrer zu Schweidnitz 1737). Wenn man auch dem letzteren, der später auch zu den Herrnhutern Beziehungen hatte, ein warmes religiöses Gefühl nicht absprechen kann, so hat er doch allzustark nach Bildern und Gleichnissen gehascht, wie schon die Titel seiner Liedersammlungen beweisen: „geistlicher Pestweihrauch", „geistlicher Wanderstab des sionitischen Pilgrims", „eines andächtigen Herzens Schmuck und Asche". Er gefiel seinen Zeitgenossen so außerordentlich, daß sie ihn fast vergötterten.

Noch müssen wir eine allgemeine Bemerkung hinzufügen. Den Text der Kirchenlieder, wie er aus den Händen der Dichter selbst hervorgegangen war, treu wieder zu geben, ist erst seit der Mitte unseres Jahrhunderts Aufgabe der philologischen Kritik geworden. Das 17., 18. und zum Theil auch 19. Jahrhundert haben aber an den herrlichen Liedern unserer Kirche die allerwillkürlichsten Aenderungen sich erlaubt. Diese Veränderungen, die durchaus keine Verbesserungen sind, stehen theilweise mit der Wandlung der Sprache, mehr aber noch mit der Aufklärung im Zusammenhang, in deren Gefolge ein oft sehr dürrer, geschmack- und poesieloser Rationalismus einriß, der die alten Lieder nach seiner Façon zuschneiden zu müssen glaubte, ohne das Recht der Gemeinde auf die Erhaltung der ursprünglichen Gestalt ihrer Schätze zu respectiren. Das hier verübte Unrecht ist von Seiten der Wissenschaft und Kirche gleich verdammungswürdig und dennoch gibt es noch heute deutsche Gesangbücher, die von solchen Schlimmbesserungen unberufener Kritiker strotzen.

Satirische Dichtung.

Lauremberg. Rachel. Moscherosch. Schupp. Megerle. Wernicke. Liscow.

Auf die geistliche Dichtung lassen wir eine kurze Uebersicht der satirischen Literatur der sechsten Periode folgen. Auch die ersten Erzeugnisse dieser Schriftgattung traten fast gleichzeitig mit der ersten schlesischen Schule auf und so ist es gerechtfertigt, schon aus chronologischen Rücksichten, sie bereits hier zu besprechen. Sowohl nach Form, als nach Inhalt ist aber die Satire dieses Zeitraums verschieden, wenn auch dies der allgemeine Zug ist, der wie ein rother Faden durch sie hindurchgeht, der Verirrung entgegen zu treten, welche in Leben, Wissenschaft und Dichtkunst zu einer Abwendung von dem Volksthümlichen und Nationalen geführt hatte. So erklärt es sich denn, daß sie zum Theil die Verwilderung der Sitten und das modische Wesen geißelte, welches mit französischer Kleidung, Festen, Ceremoniell auch die französische Frivolität und Sittenlosigkeit nach Deutschland verpflanzte, anderer Seits, als Vorläufer der Kritik der nächsten Periode, den Bestrebungen entgegen trat, welche die schlesischen Dichter beider Schulen verfolgten, eine kunstmäßige Poesie nach dem Muster der Franzosen und Italiener und auf Kosten der überlieferten heimischen Formen zu begründen, endlich die durch die Humanisten und religiösen Streitigkeiten der Theologen auf allen

wissenschaftlichen Gebieten, wie auf den Universitäten und in den Gymnasien, zur Anwendung gekommene lateinische Sprache zu beschränken suchte. Was die Form der Satire anlangt, so ist dieselbe theils dichterisch, theils prosaisch, doch herrscht die erstere Form vor. Als satirische Dichtung bietet uns dieser Zeitraum neben sich selbst satirisch nennenden Gedichten, die zum Theil im Volksdialekt abgefaßt sind, satirische Epigramme, aber auch der Roman und das Lustspiel (ich erinnere an Andreas Gryphius) erscheint im Dienst der Satire. Die prosaischen Satiren bilden meist kleinere Aufsätze und Abhandlungen, zum Theil auch Predigten. Für das Epigramm galt wohl als Muster der Römer Martial, der Roman ahmte die Träume oder, wie Moscherosch sie nannte, Gesichte (sueños) des Spaniers Quévédo nach, die literarische Satire schloß sich an den Franzosen Boileau (1636—1711) an, der seiner Seits wieder den römischen Dichter Horaz zu seinem Vorbilde genommen und wie dieser eine Dichtkunst (art poétique) und Satiren geschrieben hatte, die sich namentlich gegen die schlechten Dichter wendeten. Boileau aber galt den Franzosen des ausgehenden 17. Jahrhunderts als der wahre und unübertroffene Gesetzgeber im Reich des dichterischen Geschmacks und in seiner Poetik waren die Kunstregeln zusammengefaßt, welche den aus der Nachahmung der Alten hervorgangenen Classicismus beherrschten, den wir als die dritte Phase der modernen Renaissancedichtung bereits gekennzeichnet haben. Als in Deutschland das Verständniß für die englische Literatur erwachte, in Folge dessen der Einfluß des französischen Classicismus zurücktrat, mußte Boileau dem ihm verwandten Engländer Alexander Pope (1688—1744) weichen, der neben seinem berühmten Lockenraub, dem Versuch über den Menschen (Essay on Man), einer Uebersetzung der Iliade, einem Versuch über Kritik, einem burlesken Heldengedicht (The Dunciad), in welchem er gegen die verkehrten Poetaster zu Felde zog, auch Satiren geschrieben hatte, welche die von Boileau an Geist weit übertrafen. Wie aber im Kirchenlied, als dem Ausdruck einer echten Frömmigkeit, ein Höheres sich aussprach, was den rechten Gegensatz zu einzelnen Bestrebungen der Zeit bildete, wie zu der auf der Buhlerei um die Gunst der Menschen beruhenden Gelegenheitsdichtung, so ist in den satirischen Dichtungen der gesunde Geist des Volkes wach, der, indem er sich seiner selbst bewußt wird, auch die Gefahr erkennt, die von der überhandnehmenden Ausländerei drohte. Wie uns so das Kirchenlied, gegenüber der aus dem fürstlichen Absolutismus der Zeit herausgewachsenen Menschenvergötterung, zur Anbetung dessen führt, der allein auf eine solche Anspruch hat, so die Satire aus einer Vergötterung des Auslandes zu einer Werthhaltung unserer nationalen Güter und Eigenschaften.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen lassen wir die einzelnen hiehergehörigen Schriftsteller folgen und beginnen, indem wir so viel als möglich die chronologische Ordnung einhalten, mit Hans Wilmsen Lauremberg. Derselbe war 1590 in Rostock geboren, wurde hier 1618 Professor der Dichtkunst und Mathematik und ging 1623 in gleicher Eigenschaft an die Ritterakademie zu Soroe, wo er 1658 starb. Seine in plattdeutschem oder niedersächsischem Dialekt verfaßten, an Mutterwitz, Lebenserfahrung und gesunden Anschauungen reichen „Veer olde beröhmede Scherzgedichte in Nedder Dütsch gerymet“ (1653) treten, obgleich in Alexandrinern verfaßt, sowohl der Opitzischen Kunstdichtung entgegen, indem sie sogar den Volksdialekt zur Anwendung bringen, von classischer Gelehrsamkeit wenig oder gar nicht berührt sind und in der volksmäßigen Derbheit oft selbst die Grenzen des Anständigen überschreiten, als auch der französirenden Sitte und Lebensweise und der Ausländerei in Kleidern, Sprache, Versen, Titeln u. s. w. überhaupt.

Den vollständigen Gegensatz zu Lauremberg bildet dessen Zeitgenosse und Lands-

mann Joachim Rachel, auch ein Norddeutscher, der zu Lunden im Ditmarsischen am 28. Febr. 1618 geboren war, gleichfalls angesehene Lehrerstellungen, als Rector in Norden in Ostfriesland und in Schleswig, bekleidete und 1669 starb. Von ihm haben wir acht „satirische Gedichte", welche nicht blos dadurch von den Laurembergischen sich unterscheiden, daß sie der Opitzischen Richtung in der Sorgfalt der Versbildung und Sprache streng sich anschließen, die Römer Juvenal und Persius, denen auch A. Gryphius in seinen Satiren folgte, zum Muster nehmen und nach der Weise der Zeit vielerlei Gelehrsamkeit auskramen, sondern auch dadurch, daß sie vom Schmutzigen und Rohen sich fern halten, dafür aber auch an Witz, Lebendigkeit und Natur jenen nachstehen. Die gerühmteste Satire Rachels ist: „der Poet."

An Logau (1604—1655), den wir schon oben besprochen und mit Paul Fleming zusammengestellt haben, können wir hier nur vorübergehend erinnern. Wir wenden uns zu Hans Michael Moscherosch, dessen Familie unter Karl V. aus Arragonien eingewandert war und sich ursprünglich de Musenrosh (Mosenrosh) nannte. Die spanische Abkunft mag es erklären, wie dieser Dichter dazu kam, die sueños des Spaniers Quévédo in deutscher Sprache nachzuahmen. Doch zuvor ein Wort über seine Lebensverhältnisse. Moscherosch war zu Willstädt im heutigen Großherzogthum Baden, als Sohn eines Geistlichen, am 7. März 1601 geboren. Nachdem er von 1620 ab in Straßburg die Rechte studirt hatte, unternahm er 1624 eine Reise nach Paris. Nach seiner Rückkehr finden wir ihn, von den Stürmen des Kriegs viel umhergetrieben, in mancherlei Aemtern in verschiedenen Ländern, zuletzt in Cassel in Diensten der Landgräfin von Hessen. Er hat in Folge des dreißigjährigen Krieges unsägliche Drangsale erlitten, auch sein ganzes Vermögen verloren. In seinem „christlichen Vermächtniß oder schuldige Vorsorg eines treuen Vaters" gibt er eine schaudererregende Schilderung jener heillosen Zeit. Er starb auf einer Reise zu Worms am 4. April 1669. Dem Palmenorden hatte er unter dem Namen des „Träumenden" angehört, mit welchem Namen auf den Titel seines großen satirischen Romans hingedeutet war: „Wunderliche und wahrhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Straff-Schrifften Hans Michael Moscherosch, von Wilstätt" (Straßburg 1645). Neben dem Simplicissimus Grimmelhausens, auf den wir unten zu sprechen kommen werden, gestattet kein Werk des 17. Jahrhunderts tiefere Blicke in die allgemeinen Zustände der Zeit. Ja wir denken bei der Schilderung der deutschen Thorheiten und Laster, die Moscherosch in 13 Gesichten d. h. Träumen oder Visionen vorführt, kaum noch an die spanische Vorlage, der er seinen Roman nachgebildet hat, so sehr ist Alles deutsch gedacht und deutschen Verhältnissen entnommen. Alle Stände zieht er vor seinen Richterstuhl und geißelt Weiber und Hofleute, Quacksalber und Advocaten, Tabakraucher und Modenarren, renommistische und beutegierige Soldaten und Sprachvermenger. Freilich ist sein Witz nicht immer treffend und natürlich und seine Darstellung oft mit Gelehrsamkeit überladen. Vielleicht auch um die Sprachmengerei seiner Zeitgenossen lächerlich zu machen, würfelt er selbst alle möglichen Sprachen: Deutsch, Französisch, Griechisch, Lateinisch, Spanisch, in Redensarten und poetischen Citaten, bunt durch einander. Aus Allem leuchtet jedoch der tiefe Ernst hervor, mit dem er die Lüge und Verkehrtheit bekämpft, in welcher Gestalt sie auch auftritt.

Nach Moscherosch verdient zunächst der ihm auch zeitlich nahe stehende Johann Balthasar Schupp genannt zu werden. Derselbe war im Jahr 1610 zu Gießen geboren, hatte frühzeitig ausgedehnte Reisen unternommen, die ihn mit allen möglichen Verhältnissen im Vaterland bekannt machten, und war nach seiner Rückkehr 1635 zum Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg ernannt worden. Von 1646 ab finden wir ihn als Darmstädtischen Hofprediger und Consistorialrath

in Braubach, als welcher er auch 1648 in Osnabrück die Friedenspredigt hielt. Im folgenden Jahre wurde er als Hauptpastor an die Kirche St. Jacobi nach Hamburg berufen und hier starb er am 26. Oct. 1661. Schupps Schriften bestehen meist aus kleineren Aufsätzen und Abhandlungen, zum Theil aus Predigten. Unter den letzteren ist besonders berühmt: „Gedenk daran, Hamburg" und „der Fabul-Hans"; zu den ersteren gehören, um doch einige zu nennen: „Das Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig", „die Kunst reich zu werden", „Salomo oder Regenten-Spiegel", „Freund in der Noth", „de lana caprina", „der teutsche Lucianus". Es ist möglich, daß Schupp, ähnlich wie der im letzten Titel genannte griechische Humorist Lucian, seiner Zeit den Spiegel vorhalten wollte. Die kleinen genreartigen Bilder aus dem Leben erinnern wenigstens an den griechischen Schriftsteller. In Schupp ahnen wir bereits die Humoristen des 18. Jahrhunderts, die ebenfalls gern die Form kleiner Aufsätze wählten; man denke z. B. an Lichtenberg. Auch lebt in ihm das gleiche Wohlwollen gegen die Menschen und die gleiche tiefe Anschauung des Lebens. Seine Stellung in der Literaturgeschichte hat man nicht unpassend dadurch zu charakterisiren gesucht, daß man ihn einen Vorläufer Speners und Thomasius' nannte. Wie Spener dringt er, im Gegensatz zum theologischen Schulformalismus seiner Zeit, auf die aus dem Herzen stammende thatkräftige Gesinnung, wie Thomasius hat er seinen Sinn auf eine Reform der Erziehung und des Unterrichts im Geiste wahren Christenthums und echter nationaler Wissenschaft gerichtet. Auch er verlangte, wie dies später Thomasius durchführte, daß die Jugend, statt in lateinischem Phrasenwerk, in deutscher Sprache geübt werde. Kaum kann man sich zu seinen Bestrebungen einen schärferen Gegensatz denken, als die gleichzeitig mit und nach ihm blühende zweite schlesische Schule, die eine gleich große Entartung des künstlerischen, wie des sittlichen Sinnes war, wie er wohl erkannte. Und doch scheint sein Wort ohne alle nachhaltige Wirkung geblieben zu sein. Er war ein Prediger in der Wüste. In seiner Friedenspredigt zu Osnabrück (am 25. Oct. 1648) ermahnte er alle christlichen Fürsten Europas, statt in brudermörderischen inneren Kriegen sich selbst aufzureiben, gegen die Türken sich zu verbinden und Jerusalem wieder für die Christenheit zu erobern, in diesem eine Allianz der christlichen Völker fordernden Vorschlag ein Vorläufer auch Leibnizens, der der Eroberungssucht Ludwigs XIV. auf ähnliche Weise eine andere, Europa minder schädliche Richtung geben wollte. Gewiß ist Schupp einer unserer tüchtigsten Schriftsteller, und wer sich davon überzeugen will, daß in den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs und inmitten der elendesten Nachäfferei des Auslandes das deutsche Wesen in Einzelnen in vollster Kraft und im schärfsten Bewußtsein sich erhalten hatte, der lese die vortrefflichen Schriften Schupps.

Wenn wir auf den Protestanten Schupp den Katholiken Ulrich Megerle hier folgen lassen, der unter seinem Klosternamen Abraham a Santa Clara bekannter ist, so meinen wir durchaus nicht, daß der Letztere dem Ersteren an Bedeutung wirklich gleichkomme. Und doch ist aller Welt, auch heute noch, der katholische Satiriker, wenigstens dem Namen nach, bekannter, während nur Wenige etwas von Schupp gehört haben, der auch bei seinen Lebzeiten nicht entfernt das gleiche Ansehen im deutschen Vaterland genoß. Dazu hat Schiller durch seine, einer Türkenpredigt Abrahams a Santa Clara nachgebildete, Kapuzinerpredigt in Wallensteins Lager die Manier desselben und damit auch seinen Namen in unserer Literatur verewigt. Wie Schupp Hauptpastor in Hamburg, einer freien Reichsstadt des protestantischen Nordens, war, so Abraham Hofprediger in Wien, dem Centrum des katholischen Südens. Es war aber Abraham am 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten bei Möskirch in Schwaben geboren und hatte in Wien, im Kloster des Augustinerordens, in den er schon 1660

eingetreten war, studirt. Nachdem er zuvor Prediger in Kloster Taxa in Oberbaiern gewesen, wurde er im Jahre 1669 als Hofprediger nach Wien berufen, wo er am 1. Dec. 1709 starb. Wenn wir ihm auch nicht einen tiefen moralischen Ernst und einen hellen Verstand absprechen können, mit dem er alle Verhältnisse des menschlichen Lebens durchschaute und selbst über die Schranken der katholischen Dogmatik hinaus zu blicken wagte, und sein Witz fast unerschöpflich erscheint, so spottet doch seine durchaus burleske und formlose, auch in der größten Sprachmengerei sich bewegende Darstellung so vollständig allem Anstand und gutem Geschmack, daß man nicht mit Unrecht gesagt hat, seine Späße und Anekdoten paßten mehr für ein Hanswurstheater, als für die Kanzel. Um ihm gerecht zu werden, muß man daher den allgemeinen Ton der Zeit und die besonderen Verhältnisse Süddeutschlands in Rechnung ziehen. Die Zeit war im Allgemeinen so ungebildet, daß sie diese groben Formlosigkeiten vertrug, und auf der andern Seite wieder so stumpfsinnig, daß der, welcher Gehör sich erzwingen wollte, zu den maßlosesten Uebertreibungen greifen mußte. Uebrigens sieht man, gerade bei Abraham a St. Clara, daß von den nachtheiligen Folgen des unseligen Krieges nicht minder, als das protestantische Deutschland, das katholische betroffen worden war, welches noch außerdem durch die immer mehr um sich greifende Herrschaft der Jesuiten in seinem innersten Lebensnerv auf das Bedenklichste bedroht wurde. Von Abrahams Werken sind die bekanntesten: „Judas, der Erzschelm“ (sein Hauptwerk, in 4 Quartbänden, eigentlich ein satirischer Roman) „Merks Wien“, bei der Pest in Wien 1679 geschrieben, und „Etwas für Alle“, eine anschauliche, mit Lehren durchflochtene Schilderung der verschiedenen Handwerke. Nicht verschweigen wollen wir, daß er durch die Häufungen von etymologischen Spielereien, die übrigens fast allen Humoristen eigen sind, an den Erzfeind aller Jesuiten, an Joh. Fischart, erinnert, dem er auch durch seine seltene Macht über die Sprache ähnelt.

Auch von Grimmelshausen und Christian Weise haben wir einzelne satirisch gehaltene Schriften, auf die wir jedoch hier nicht weiter eingehen können, da wir auf beide Schriftsteller an anderer Stelle zurückkommen müssen. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts und zu Anfang des 18. nahm die Satire eine wesentlich andere Richtung: sie bezog sich allmählich ausschließlicher auf die literarischen Zustände. Dies mag seinen Grund zum Theil darin haben, daß auch die Literatur selbst mehr Gegenstand des Nachdenkens und der sich vorbereitenden Kritik geworden war, in welcher die Bestrebungen der zahlreichen deutschen Poetiker nach Opitz gipfelten, (wir nennen: August Büchner, der das daktylische und anapästische Versmaß einführte, Ph. von Zesen, G. Ph. Harsdörffer, Christian Weise, Daniel Georg Morhof) und welche wir als die Wiege des geistigen Aufschwungs des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen haben, zum anderen Theil aber auch darin, daß die Zeitrichtung überhaupt im Wendepunkt des 17. und 18. Jahrhunderts eine andere geworden war. Die Aufgabe, welche die Satire während des dreißigjährigen Kriegs und nach demselben zu erfüllen hatte, war somit in gewisser Weise vollbracht, ein neues Leben in größerer Vertiefung und auf nationalen Grundlagen hatte in der Kirche und Wissenschaft, wenn auch zunächst nur in einzelnen Erscheinungen, begonnen, die Rohheit und Verwilderung der Sitten sich gemildert, die Erstarrung des nationalen Lebens, durch die wir die sechste Periode bezeichneten, zu weichen angefangen. Es hieße die Zeiten geradezu mißverstehen, wenn wir, trotz des gerade jetzt an den Höfen und in den Kreisen des Adels, der höheren Beamten und der Reichen zur Herrschaft kommenden Zopfes, den Eifer und die Rührigkeit verkennen wollten, mit der eine neue Zeit sich vorbereitete, welche in Wissenschaft und Leben die höchsten Ziele sich setzte und einiger Maßen an die Thätigkeit und Rührigkeit im Zeitalter vor der Reformation erinnert.

Da wäre es denn geradezu zu verwundern gewesen, wenn nicht in einzelnen besseren Köpfen auch ein Bewußtsein der sittlich-ästhetischen Verirrung erwacht wäre, zu welcher Hoffmannswaldau's und Lohensteins Beispiel geführt hatte. Die Satire mußte folgerichtig ihre Zielscheibe jetzt vorzugsweise gegen die poetische Literatur richten und zur Polemik gegen die Dichter sich aufraffen, der man zeither sehr sorgsam aus dem Wege gegangen war. Denn, nach dem Vorgang der neulateinischen Poeten, war es auch unter den deutschen Dichtern Sitte und guter Ton geworden, mit Lobhudeleien einander zu überschütten und auch das dürftigste Talent zu schützen. Diesem widerwärtigen Treiben sollte fortan ein Ende gemacht werden.

Der Erste aber, welcher mit Entschiedenheit, wenn auch noch nicht mit dem vollen Bewußtsein dessen, was unserer Poesie wirklich Noth that, zur Kritik der von der zweiten schlesischen Schule ausgegangenen unwürdigen Verirrungen in unserer schönen Literatur sich ermannte, war Christian Wernicke (Wernigk, Warnecke). Wir wissen nicht, woher derselbe stammte, noch, in welchem Jahre er geboren war. Doch ist sicher, daß er 1685 zu Kiel studirte, wo der schon genannte Polyhistor Morhof anregend auf ihn einwirkte. Morhof hatte in seinem Unterricht in der deutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682) bereits einen ersten Anlauf zu einer Geschichte der deutschen Grammatik gewählt, welche Aufgabe befriedigend jedoch erst in unserem Jahrhundert durch Jac. Grimm gelöst werden konnte, und war selbst Dichter, als welcher er, was für seinen gesunden Geschmack zeugt, Paul Fleming sich zum Muster gewählt hatte. Nachdem Wernicke verschiedene Reisen ausgeführt, lebte er längere Zeit als Privatmann zu Hamburg und starb als dänischer Etatsrath und Resident am französischen Hofe (hier fehlt uns wieder die bestimmte Zeitangabe) vermuthlich zwischen 1710 und 1720 in Paris. In seiner Jugend war er ein eifriger Anhänger und Verehrer von Hoffmannswaldau und Lohenstein gewesen. Die Augen öffnete ihm ein gründliches Studium der klassischen und auch der modernen ausländischen Poesie. Nun griff er die Schlesier und ihre Nachahmer in seinen Epigrammen oder Ueberschriften (Amsterdam 1697) an. Diese Angriffe führten zu einem literarischen Kampfe mit den niedersächsischen Dichtern Hunold und Postel, die beide Verehrer und Schildknappen von Hoffmannswaldau und Lohenstein und „Repräsentanten aller poetischen Nichtswürdigkeiten jener Zeit“ waren. Wernicke schrieb nun ein satirisches, nicht gerade bedeutendes Heldengedicht: Hans Sachs (Altona 1708), in welchem er, freilich nicht mit Recht, den ehrbaren Nürnberger Dichter zum Urbild aller elenden Poeten und Postel (er nennt ihn im Gedicht durch Versetzung der Buchstaben Stelpo), zu seinem Nachfolger machte, den er als solchen auf dem Gänsemarkt zu Hamburg krönen läßt. Für Postel trat nun sein Freund Hunold in die Schranken, mit einer elenden Comödie: Der thörichte Pritschmeister oder schwärmende Poete (Hamb. 1704), welche Wernicke's Spott von Neuem wachrief. Dies wäre denn, beim Beginn des 18. Jahrhunderts, das erste Beispiel der großen literarisch-ästhetischen Fehden, welche dieses Jahrhundert denkwürdig gemacht haben.

Wir lassen hier noch Christian Ludwig Liscow folgen, dessen Leben zum Theil bereits in die nächste Periode hinüberragt, dessen Schriften aber noch diesem Zeitraum angehören. Auch er ist ein Norddeutscher, Sohn eines Predigers aus Wittenburg im Mecklenburgischen (geb. am 29. April 1701). Nachdem er in Rostock und Jena studirt, führte er ein sehr unstätes Leben. Um 1734 finden wir ihn in Hamburg, wo er zu Hagedorn in ein freundschaftliches Verhältniß trat. Aus Friedrichs des Großen Dienste ging er alsbald (1741) in die des sächsischen Grafen von Brühl über, verlor aber 1750 seine Stellung, weil er sich Angriffe gegen die

Brühlsche Politik erlaubt hatte, in Folge deren er sogar verhaftet und Landes verwiesen wurde. Er zog sich nun auf ein Gut seiner Gattin bei Eilenburg zurück, wo er am 30. Oct. 1760 starb. Seine „satyrischen und ernsthaften Schriften", unter denen die beste die Abhandlung von der Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten ist, stammen alle aus seiner Jugend und erschienen gesammelt bereits 1739 in Frankfurt. Liscow focht literarische Fehden mit dem Candidaten Sievers in Lübeck und dem Halleschen Professor Philippi aus, zwei höchst unbedeutenden Persönlichkeiten. Die vorhin erwähnte Abhandlung enthält viele treffende Bemerkungen über den Zustand der Literatur, zumal unter Gottscheds Dictatur. Liscow ist entschieden der beste Prosaiker vor Lessing, seine Sprache correct, rein und einfach.

Es ist schwer unter Einhaltung einer bestimmten und lichtvollen Anordnung sich so durch die immerhin umfangreiche Literatur der sechsten Periode hindurch zu arbeiten, daß man zugleich ihren Fortschritt und die ihren inneren Gang bedingenden Momente klar übersieht. Nachdem wir daher die Sprachgesellschaften, dann die Vorläufer Opitzens, diesen selbst mit seinen Anhängern, den Königsberger Dichterkreis, die Dichter der zweiten schlesischen Schule, endlich die Entwicklung der geistlichen und ihrer Ergänzung (denn so möchte ich sie fast nennen), der satirischen, Poesie besprochen haben, mag es das Zweckmäßigste sein, die noch übrigen dichterischen Erscheinungen, welche fast alle den Ausgangszeiten unserer Periode angehören und also auch nach der chronologischen Folge erst jetzt zu behandeln sind, in drei Abtheilungen zusammenzufassen, von denen wir die erste als: volksthümliche und natürliche Richtung der Poesie, die zweite als: Einfluß des französischen Klassicismus, die dritte als: Einfluß der englischen Literatur bezeichnen.

Volksthümliche und natürliche Richtung der Poesie.

(Roman, Drama, Lied.)

Grimmelshausen. Weise. Günther.

Daß auch inmitten der größten Sittenverwilderung und der tollsten Nachäfferei des Auslandes, wie sie dieser Zeitraum entstehen sah, unsere Poesie, man möchte glauben, in Nachwirkung ihrer volksthümlichen Richtung im Reformationszeitalter, die jedoch bereits nach Hans Sachsens Tod durch gelehrte Bestrebungen und Einlenkung in die Renaissanceliteratur unterbrochen wurde, Sinn und Verständniß für die in unserem Volke lebenden tüchtigen Eigenschaften und damit auch einen Zusammenhang mit unserer großen Vergangenheit behielt, dies haben wir bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt. Unter den früheren Erscheinungen dieser Art ist aber jedenfalls die bedeutendste der Grimmelshausensche Roman Simplicissimus.

Da wir in unserer Darstellung der sechsten Periode, wenn wir nicht eine besondere Abtheilung eröffnen wollen, die jedoch die Einsicht in den inneren Zusammenhang der verschiedenen literarischen Erscheinungen stören möchte, keinen anderen passenden Platz für den Roman dieses Zeitraumes haben, schicken wir dem Abschnitt über Grimmelshausen eine kurze Bemerkung über diesen Zweig der Literatur voraus.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß die sechste Periode (denn die in Alexandrinern von Größen dritten und vierten Ranges verfaßten erzählenden Gedichte können kaum für Poesie gelten und die Fabel hörte fast ganz auf) keine anderen Erzeugnisse der epischen Poesie von irgend welcher Bedeutung aufzuweisen hat, als die in Prosa

geschriebenen Romane. Mit dem dreißigjährigen Krieg, vielleicht schon mit dem Reformationszeitalter, erlischt die epische Thätigkeit unserer Dichtkunst, so weit sie in continuirlichem Zusammenhang mit der Blütezeit derselben im Mittelalter und also auch mit den großen nationalen Sagenstoffen gestanden hatte. Die Amadisromane lösen die Epen ab, nähren noch auf lange den Sinn für die Ritterzeiten, der bei uns nie ausstarb, und bringen den Roman als dichterische Form überhaupt zur Herrschaft. Er wird, nachdem schon im Anfang des 16. Jahrhunderts (1518) der Engländer Thomas Morus eine Schilderung der von ihm geträumten besten Welt in der lateinisch geschriebenen Utopia und der Franzose Barclay 1621 eine politische Allegorie auf den Zustand Europas, besonders Frankreichs, in seiner ebenfalls lateinischen Argenis gegeben hatte, allmählich geradezu das Gefäß für sehr verschiedenen Inhalt und die großen Wandlungen im Geistesleben der Nation lassen sich nicht am wenigsten aus demselben wieder erkennen. Da die Zeit den Spiegel sich selbst immer wieder vorzuhalten nicht müde wurde, war sie mehr als jede andere zur Satire geneigt und auch der Roman mußte, wie wir bei Moscherosch gesehen haben, die Geißel der Satire schwingen. Da man die Lüge und Unwahrheit der Verhältnisse erkannte, in denen man befangen war, lechzte man nach Natur und auch der Roman mußte diesen Zug, wir werden alsbald sehen auf welche Weise, zur Darstellung bringen. In Folge der seit dem Aufblühen des Humanismus wieder eifriger gepflegten Wissenschaften war der geschichtliche Sinn erstarkt und man verlangte nun auch nach Darstellungen aus der Vergangenheit, namentlich des eigenen Volkes und der Römer, mit deren Schicksal das unserer Nation so vielfach verflochten erschien. Dies führte zum historischen Roman.

Für diesen gaben wohl die Franzosen das Vorbild, während die anderen Richtungen dieser Dichtungsgattung, was für dieselben im höchsten Maße bezeichnend ist, an Italiener, Spanier und Engländer sich anschlossen. Alle diese geschichtlichen oder Heldenromane leiden an einer unerträglichen Breite, sind mit unendlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, verfolgen ausgesprochener Maßen ganz bestimmte Lehrzwecke, indem sie, entgegen den schädlichen Einwirkungen des Amadis, Sitten- und selbst geschichtlich-geographische Lehrbücher sein wollen, und sind, da sie auf keinen wahren Empfindungen beruhen, diese geradezu ausschließen, außerordentlich trocken und ungenießbar. Doch ist auch ihr Hauptthema die Liebe, und da sie nur Helden und große Fürsten zum Gegenstand und auf das Leben der Großen und der Höfe steten Bezug nehmen, so hat man sie nicht unpassend: galante Hofromane genannt. Neben Lohenstein, dessen einst viel gepriesenen Arminius wir schon besprochen haben, sind als Vertreter des historischen Romans zu nennen: Zesen, Buchholtz, Herzog Anton Ulrich und Ziegler, denn der Vielschreiber Happel, der den Roman für die Verbreitung geographischer Kenntnisse benutzte, kann hier keine weitere Berücksichtigung finden.

Philipp von Zesen, den wir als Stifter der deutschgesinnten Genossenschaft in Hamburg bereits kennen gelernt haben, und der zuerst zwei Romane der Scudéry: Ibrahim und Sophonisbe übersetzte, schrieb auch drei eigene: die adriatische Rosamunde, Assenat und Simson, unter denen besonders die Assenat lobend hervorgehoben zu werden verdient. Im Gegensatz zu den schleppenden Perioden seiner Zeitgenossen, hat Zesen seinem Stil durch kurze Sätze ein gewisses Leben zu geben verstanden.

Andreas Heinrich Buchholtz (1607—1671) verfaßte des Hercules und der Valisca und des Herculiscus und der Herculadisla Wundergeschichte, zwei Romane, die entschieden sittliche Zwecke verfolgen.

Auch ein Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich (1633 bis

1714) schrieb weitschweifige und doch viel gelesene Heldenromane: die durchlauchtige Syrerin Aramena in 5 Bänden und die römische Octavia in 6 Bänden. Den Stoff zur letzteren hatte er dem Tacitus entnommen. Auch die Octavia sollte, wie Lohensteins Arminius, ein Denkmal des Ruhms deutscher Vergangenheit sein.

Heinrich Anselm von Ziegler aus Klipphausen (1653—1697) dichtete im Geschmack und Stil der zweiten schlesischen Schule die Asiatische Banise. Obgleich der Roman voll von Schwulst, Greueln und Liebesabenteuern ist, fand er doch den ungemessensten Beifall und rief selbst viele Nachahmungen hervor.

Der Sinn für Natur thut sich im Roman auf dreierlei Weise kund. Man suchte Natur als Gegensatz zu den Schrecken des Kriegs, den Mühsalen des Lebens, dem Zwang der Hofetikette und im eingeborenen, unbewußten Drang nach Rückkehr zum Paradiesesleben und der Seligkeit des goldenen Zeitalters und glaubte die verlorene in einer idyllischen Idealwelt einfacher Menschenkinder zu finden: dies führte zum Schäferroman, zu dessen gelobtem Land man Arkadien erhob. Die ungenügenden politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Heimat, an die mit Haus und Hof unter dem Drucke absoluten Regiments und starrer Gesetze fest angekettet zu sein als größte Last empfunden wurde, ließen ein freies, umherschweifendes Leben, das durch die weite Gotteswelt führte und über alle locale Gebundenheit und Noth kühn sich hinaussetzte und den uralten, echt deutschen Wandertrieb befriedigte, als die wahre Natur erscheinen. Dieses Vagantenthum, das nicht ängstlich an der Scholle kleben bleiben wollte und das Leben „auf der steigenden und fallenden Welle des Glückes“ zeigt, kam im Realismus des Schelmenromans zur Darstellung. Aber man faßte die Cultur bald überhaupt als Gegensatz zur Natur und erfreute sich daran, einen Zustand sich zu denken und zu schildern, der alle Voraussetzungen menschlichen Daseins, wie dasselbe geschichtlich geworden war, aufhob, das Leben, so zu sagen, von vorn wieder anzufangen zwang und das den Menschen eingeborene Verlangen stillte, die Vergangenheit an sich nachzuerleben, das stufenweise Werden der Cultur an sich selbst zu erfahren: dies gab den Robinsonaden ihren besonderen Reiz, welche folgerichtig einmal, wie es das Beispiel Rousseau's zeigt, darauf führen mußten, die Erziehung der nachwachsenden Geschlechter an der Hand der bloßen Erfahrung und unter Hinwegsetzung über alle geschichtliche Ueberlieferung zu versuchen, wie dies den philosophischen Anschauungen des Engländers Locke entsprach.

Der Schäferroman, wie das gesammte Schäferwesen, war von den Italienern übernommen worden, wie wir früher auseinander gesetzt haben. Aber nicht nur Schäferromane producirte die Zeit, sondern in Gedichten aller Art, besonders auch in Singspielen, kam diese aus einem wohlberechtigten, tieferen Princip erwachsene, aber schließlich zu einer bloßen Spielerei und Tändelei ausgeartete Richtung, der besonders die Höfe und vornehmsten Kreise sich annahmen, zur Erscheinung in der Literatur. Auch das ist schon erwähnt worden, daß durch die Nürnberger Dichter Klai und Harsdörffer ein ganzer Orden, die Gesellschaft der Pegnitzschäfer (man liebte Anspielungen auf den heimischen Fluß, wie auch Opitzens Adelsname beweist), gegründet wurde, der die verlorene Natur im Schäferkleide suchte.

Die Robinsonaden waren von den Engländern ausgegangen, deren Einfluß auf unsere Literatur wir unten zu besprechen haben, der Schelmen- oder Vagantenroman dagegen von den Spaniern, worauf schon oben bei der Darstellung der allgemeinen Verhältnisse dieser Periode hingewiesen worden ist. Der bedeutendste Vertreter des letzteren ist Grimmelshausen, auf den wir näher eingehen müssen.

Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen war in Gelnhausen, wohl einige Jahre nach Beginn des großen Kriegs, das bestimmte Jahr wissen wir nicht, geboren, frühzeitig mit dem Soldatenleben bekannt geworden und als Amtsschultheiß der bischöflich straßburgischen, heute badenschen Stadt Renchen am 17. Aug. 1676 gestorben, wie das Kirchenbuch des Orts nachweist. Außer dem Simplicissimus hat er noch eine Reihe anderer Werke (simplicianische Schriften) verfaßt, auch satirische, die wir hier übergehen. Das Buch, welches seinen Ruhm begründete und für alle Zeiten einen gewissen Werth behaupten wird, ist der nach einem spanischen Vorbild gedichtete Simplicissimus, den er unter dem aus seinem wirklichen Namen anagrammatisch gebildeten Samuel Greifenson von Hirschfeld, genannt German Schleifheim von Sulsfort, 1669 herausgab. Die Wahrheit, welche aus demselben spricht, beruht auf den eigenen Erfahrungen und Erlebnissen, die der Verfasser zu Grunde legte. Zum Theil dürfen wir in diesem Romane die Autobiographie desselben wieder erkennen. Gewiß ist wenigstens die Jugendgeschichte seines Helden, der auf einem Bauernhof im Spessart aufwächst, dann mit der rohen Soldateska in Berührung kommt, die ihn das Leben von seiner furchtbaren Seite kennen lehrt, hierauf zu einem Einsiedler sich rettet, dessen Leben er theilt, und nach dessen Tod er den ersten Schritt in die Welt thut, nicht viel von seiner eigenen verschieden gewesen. Was den Roman besonders auszeichnet, ist der volksthümliche Ton und wirklich deutsche Geist, der aus demselben spricht. Wie Fischart, zeigt Grimmelshausen die größte Vertrautheit mit allen Seiten des nationalen Lebens, und wie bei Hans Sachs, den er hochschätzte, ist die Form echt volksthümlich. Wenn auch als Ganzes und in künstlerischer Hinsicht sein Werk viel zu wünschen übrig läßt, so ist doch die leichte, rein natürliche und munter fließende Sprache, die überall den bezeichnendsten Ausdruck findet, des Lobes werth. Uns ist der Simplicissimus heute das treueste und farbenreichste Bild des gesammten Culturlebens unseres Volkes in jenem unglückseligen Zeitraum, ja geradezu, wie man treffend gesagt hat, „das Buch vom dreißigjährigen Kriege“. Obgleich der Roman von den Zeitgenossen sehr günstig aufgenommen wurde, war er doch bald vergessen. Lessing hat ihn gekannt und auch geschätzt, sein Erneuerer in diesem Jahrhundert aber ist L. Tieck, der meint, man habe ihn „nie genug gelobt“, und das schöne Lied des Einsiedlers: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall, laß deine Stimm' mit Freudenschall aufs lieblichste erklingen“ in seinen Zerbino herübernahm. Seltsam berührt es zu hören, daß in unseren Tagen der preußische Unterrichtsminister, Falk, weil er Hugo Meyers Bearbeitung des Romans für die Jugend amtlich empfohlen hatte, im Landtag deswegen interpellirt und sich zu rechtfertigen gezwungen wurde, bei welcher Gelegenheit wohl die wenigsten Landboten eine genaue Kenntniß von diesem vortrefflichen, echt deutschen Buche gehabt haben mögen. Nicht mit Unrecht machte Gervinus darauf aufmerksam, daß der Simplicissimus mit dem jungen Parcival Wolframs von Eschenbach Aehnlichkeit habe, der auch, wie jener, in der tiefsten Abgeschiedenheit vom Leben erzogen wird. Aber Grimmelshausens Roman ist offenbar auch ein Vorläufer der Robinsonaden, wie der abenteuerreiche Inhalt seines sechsten und letzten Buches ausweist. Dieses letzte Buch ist geradezu die älteste Robinsonade, die wir haben, da des Engländers De Foe's Robinson später entstanden ist. Aber auch in den übrigen Theilen des Simplicissimus spricht der Geist sich aus, den wir oben als die Quelle und den Ausgangspunkt für diese Art Natur suchender Romane bezeichnet haben. Denn wenn der Held selbst von sich sagt, daß er, bevor er zu dem Einsiedler gekommen, weder Gott noch Menschen, weder Himmel noch Hölle, weder Engel noch Teufel, weder Gutes noch Böses gekannt, wie unsere Eltern im Paradies, in voller Unschuld und ohne von Krankheit, Tod, Sterben und Auferstehung

zu wissen und ohne jegliche Erfahrung in den Künsten, Wissenschaften und Rechten gelebt habe, so nahm er eben für sich jene totale Voraussetzungslosigkeit in Anspruch, die Locke und nach seinem Vorgang Rousseau für die neue Erziehung der Menschheit verlangten.

Nachdem wir in Verbindung mit einer Uebersicht der Entwicklung des Romans in dieser Periode Grimmelshausens Simplicissimus als dasjenige Werk besprochen haben, das uns ebenso sehr die Richtung auf das Volksthümliche, als die auf das Natürliche zeigt, gehen wir zum Drama über, in welchem im Gegensatz zu Gryphius und Lohenstein und deren Nachfolgern, welche von den Holländern und Franzosen abhängig waren, Chr. Weise die gleiche volksthümliche und natürliche Richtung verfolgte.

Christian Weise war am 30. April 1642 zu Zittau geboren, hatte in Leipzig studirt und stand von 1678—1708 der lateinischen Schule seiner Vaterstadt als Rector vor. Der Schwulst und Bombast und die Unnatur der zweiten schlesischen Schule waren ihm derart zuwider, daß er nach der einfachsten und natürlichsten Ausdrucksweise strebte, worüber er freilich auch oft einer gewissen Nüchternheit, ja Plattheit verfiel, die noch mehr an seinen Nachfolgern sichtbar wurde, welche man nicht mit Unrecht als Wasserdichter verspottete. Während die von ihm bekämpften Schlesier Stoffe aus den entlegensten Zeiten und von den fremdsten Nationen her holten und in den zur Darstellung gebrachten Greueln, Schandthaten und Unnatur sich überboten, griff Weise frisch in das Leben und die Gegenwart hinein und suchte Allem, was er schrieb, volksthümlichen Geist und deutsches Gepräge zu geben, wodurch auch die aus dem alten Testament und der profanen Geschichte von ihm vorgeführten Personen in Wort und That den Zuschnitt als Kinder seines Jahrhunderts erhielten. In seiner Jugend schrieb er vier kleine satirische Romane, die uns veranlaßten, seinen Namen in der Uebersicht der satirischen Dichtung zu nennen. Er erstrebt in denselben eine gewisse Weltklugheit, die man damals Politik nannte, scheut sich aber, über Fürsten und große Herren zu schreiben, und will lieber zu den „Privatmenschen“ oder „gemeinen Leuten“ herabsteigen. Seine Romane betrachtet er als eine Apothekerbüchse, die überzuckerte Arzneien enthalte. Die Art, wie er erzählt, ist so munter und frisch, daß man sich an den Ton der alten Schwankbücher, namentlich an Eulenspiegel, erinnert fühlt, mit denen er auch die Vorliebe für das Volksthümliche und Derbe theilt. Unter jenen vier Romanen aus seiner Jugendzeit verdienen „die drei ärgsten Erznarren in der Welt“ schon deshalb eine besondere Erwähnung, weil das ihnen zu Grunde liegende Motiv, daß ein reicher Erbe durch eine Testamentsklausel beauftragt wird, die größten Narren zu suchen, von Ludw. Tieck in seiner Erzählung „ein Tagebuch“ wieder aufgegriffen worden ist. Nicht weniger volksthümlich ist Weise in seinen Dramen, welche er, als reine Schulkomödien, zunächst zur Aufführung durch seine Schüler bestimmt hatte. Fast für jede Schulfeierlichkeit verfaßte er, unter genauer Berücksichtigung der verfügbaren Schülerzahl, drei Stücke, von denen eins aus dem alten Testament, das zweite aus der profanen Geschichte, das dritte aber aus dem Leben genommen war. Auf diese Art (er war ja 30 Jahre hindurch Rector der Schule in Zittau) brachte er es allein zu 54 volksmäßigen Stücken. Wenn auch seine Tragödien noch viel Gräßliches, seine Lustspiele selbst anstößige, gemeine Späße enthalten, so ist doch seine Abweichung vom Alexandriner und der steifen Regelmäßigkeit des französischen Dramas und sein Streben nach Natürlichkeit und Mannigfaltigkeit der Composition anerkennenswerth. Lessing wollte in seiner Tragödie Masaniello sogar den freien Shakespeareschen Gang und Spuren von Shakespeareschem Genie erkennen. Weise's Streben nach dem Natürlichen (er selbst

nannte es das „Naturelle“), hat in seinen „kuriösen Gedanken von deutschen Versen“ auch theoretischen Ausdruck gefunden. Beachtenswerth ist, daß er in dieser Schrift bei der Mittheilung einiger alten Kirchenlieder gesteht, er habe oft versucht, die Volks- und Kirchendichtung unserer Alten in ihrer Einfachheit zu erreichen und sei „dabei viel Dings gewahr worden, welches manchem in seinem Lorbeerkranze verborgen sei“, welche Bemerkung einen wesentlichen Umschwung in der Beurtheilung der volksthümlichen Dichtungen verräth. Auch Morhof, dessen wir schon gedachten, machte auf Erscheinungen der Volkspoesie aufmerksam und Hagedorn spricht in dem Vorbericht zu seiner „Sammlung neuer Oden und Lieder“ von eigentlichen Volksliedern verschiedener Zeiten und Stämme und, noch vor der Herausgabe von Percy's Reliques (1765), von den englischen Volksballaden, von denen er einige unvergleichlich findet. Man sieht, daß das Verständniß für das Volkslied bereits damals aufdämmerte, und Herder, welcher den Sinn für dasselbe vollständig erschließen sollte, seine Vorgänger hatte.

Diese Bemerkungen führen uns unmittelbar zum Lied hinüber, denn es kann nicht in unserer Absicht liegen, von der Entwicklung der deutschen Bühne in den Zeiten vor Gottsched, von den zur Herrschaft gelangenden Haupt- und Staatsactionen mit ihren burlesken Nachspielen und dem Hanswurst, von dem freien Extemporiren der Schauspieler und der traurigen Verfassung der Bühnen überhaupt, von der Kluft zwischen dem Bühnen- und Buchdrama hier ausführlicher zu sprechen. Wenn auch das Volkslied der sechsten Periode im Allgemeinen hinter dem des 15. und 16. Jahrhunderts zurücksteht, so ist es doch auch damals nicht vollständig erstorben. Freilich hatte der lange verheerende Krieg die eingeborene Lust am Gesang erlahmen lassen, auch waren es nicht mehr fahrende Sänger oder Spielleute, welche die Kenntniß der Lieder im Lande verbreiteten. An ihrer Stelle erscheinen jetzt die Markt- oder Bänkelsänger. Aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts ist heute noch bekannt und gesungen das von einem brandenburgischen Krieger, der die Schlacht bei Hochstädt mit geschlagen und die Schanzen von Turin erstürmen geholfen, auf den volksthümlichen Helden der Zeit, den Prinzen Eugen, gedichtete Lied: „Prinz Eugen, der edle Ritter.“ Die volksthümliche Richtung im Lied schlug aber mit Erfolg der höchst begabte, aber unglückliche Christian Günther ein. Derselbe war am 8. April 1695 in Striegau in Schlesien, als Sohn eines wenig bemittelten Arztes, geboren worden. Nach väterlichem Willen sollte er in Wittenberg Medicin studiren, er ergab sich aber hier, wie später in Leipzig, einem wüsten Studentenleben, das seinen Vater bewog, ihn zu verstoßen, ohne sich je wieder versöhnen zu lassen. Seitdem trieb sich Günther in kläglichen Verhältnissen in Schlesien und Polen umher und starb, kaum 28 Jahre alt, am 15. März 1723, in bitterster Armuth und körperlich gänzlich zerrüttet, in Jena, wo er seit 1722 seine Studien fortzusetzen versucht hatte. Vergebens hatte der Leipziger Professor Burkh. Mencke, der sein Talent erkannt hatte, seiner sich angenommen und ihm sogar die Aussicht auf die Stelle eines Hofdichters in Dresden eröffnet, die derselbe jedoch muthwillig sich wieder verscherzte. Er wußte, wie Goethe treffend gesagt hat, „sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.“ Günther ist noch vielmehr, als P. Fleming, das Erlebte unmittelbar zum Gedicht geworden. Hierin liegt der Grund, warum Goethe sich von ihm angezogen fühlen konnte. Zwar ist nicht Alles gut, was er geschrieben, Einzelnes selbst roh und äußerst geschmacklos, aber manche seiner Lieder sind doch echte Lyrik, die mächtig ergreift und in der die unwiderstehliche Gewalt des wirklich Erlebten sich kund gibt. In den Ergießungen schmerzvoller Zerknirschung an seinen Vater offenbart sich eine Innigkeit und Wahrheit, die zum Herzen sprechen wird, so lange menschliche

Herzen schlagen werden. So ist es denn kein Wunder, wenn nach Goethe's Vorgang in „Wahrheit und Dichtung“ Männer, wie Hoffmann von Fallersleben, R. Prutz und besonders O. Roquette das Andenken des Dichters zu erneuern suchten. Der letztgenannte hat dadurch, daß er einige von Günthers Liedern von ihren Rohheiten säuberte und auf eine knappere Form zurückführte, wodurch, wie Hettner rühmend sagt, „das Gold echtester und unverlierbarster Poesie zurückgeblieben ist“, es wohl deutlich gezeigt, bis zu welcher Höhe der unglückliche Jüngling sich hätte emporschwingen können, wenn er Selbstbeherrschung gekannt hätte. Die ihm innewohnende dichterische Anlage, die schon im Knaben sich unverkennbar äußerte, gewann die Herrschaft über die Pflicht für seine Zukunft zu sorgen und zu arbeiten und die mitangeborene Sinnlichkeit machte alle besseren Vorsätze immer wieder zu Schanden. Wohl durfte das dichterische Genie fortan als eine gefährliche Mitgift für das Leben erscheinen. Die Zerfahrenheit Günthers und sein tiefes Sinken brachte die ausschließliche Pflege der Dichtkunst nicht wenig bei uns in Verruf.

Einfluß des französischen Classicismus.

Canitz und Genossen. Gottsched.

Während in den satirischen Schriftstellern und denen, welche wir im vorigen Abschnitt aufführten, der natürliche, bessere Sinn und ein starkes nationales Bewußtsein zur Lossagung von den Irrwegen der Hoffmannswaldau-Lohensteinischen Manier und Unsittlichkeit trieben, war dagegen für Andere der Einfluß des französischen Classicismus bestimmend, von dem wir schon mehrfach gesprochen und als dessen Gesetzgeber wir Boileau bezeichnet haben. An der Spitze der letzteren (man nennt sie um ihrer Verherrlichung der Hoffeste willen wohl geradezu die Hofpoeten, im Grunde sind sie Nachfolger der alten Pritschmeister) steht Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz, der 1654 in Berlin geboren war, in Leyden und Leipzig studirt, dann durch Italien, Frankreich, England und Holland Reisen unternommen und nach seiner Rückkehr hohe Stellen im brandenburgischen Staatsdienst, unter dem großen Kurfürsten und dem späteren König Friedrich I., bekleidet hatte. Er starb 1699 als Geheimer Staatsrath, nachdem er kurz zuvor in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war. Unter seinen in einfacher, reiner, selbst zierlicher Sprache verfaßten, aber immerhin sehr nüchternen Gedichten finden sich neben geistlichen Liedern, poetischen Episteln und Satiren, welche letzteren beiden er nach dem Vorbilde Boileau's gedichtet hatte, auch viele für Hoffeste geschriebene Gelegenheitsgedichte, durch die Canitz Begründer einer Hofpoesie wurde, die in seinen Nachahmern Johann von Besser und Ulrich König in die elendeste Gelegenheitsreimerei ausartete und arm und niedrig Geborene verleitete, durch die Dichtkunst womöglich Erhebung in den Adelstand und hohe Einkünfte zu erstreben. Besonders war es der prachtliebende Hof von Dresden, der Gelegenheit bot, nach der Seite sein Glück zu machen. An Canitz schloß sich auch Benjamin Neukirch an, der in seiner Jugend ein eifriger Anhänger der zweiten schlesischen Schule gewesen war und sogar Hoffmannswaldau's von diesem selbst unterdrückte Gedichte gesammelt und herausgegeben hatte. Nachdem auch er die Spur der Schlesier verlassen hatte, begann er die Franzosen nachzuahmen und, wie sein Vorbild Canitz, Satiren in Boileau's Geschmack zu schreiben. Erwähnen wollen wir, daß er auch Fenelons Telemach, das damals berühmte Erziehungsbuch für Fürsten, in Versen übersetzt hat.

Canitz und seine Nachahmer hatten nur in solcherlei Gedichten sich versucht, wie sie Boileau und der Begründer der französischen Correctheit und Eleganz, Malesherbe, verfaßt hatten. Die Bedeutung der französischen Literatur von damals lag aber nicht in diesen kleineren Gedichten, auch nicht in der von Lafontaine (1621 bis 1695) gepflegten Fabel, auf deren Einfluß die Bestrebungen von Hagedorn, Gellert und ihren Nachfolgern zurückzuführen sind, sondern im Drama, das in jener Zeit seine höchste Blüte durch Corneille, Racine und Molière erlebte, denen später Voltaire folgte und die Alle nicht wenig dazu beitrugen, den Glanz des Versailler Hofes und seiner politischen Erfolge zu erhöhen. Da Frankreich unter Ludwig XIV. der erste, mächtigste und der wirklich Ton angebende Staat in Europa geworden war, mußte auch seine Bühne, welche der sorgsamsten Pflege durch den Hof sich erfreute und Spiel und Declamation, Mimik und Vortrag zu einer größeren Vollkommenheit entwickelt hatte, maßgebend für die übrigen Nationen werden. Derjenige nun, welcher das französische Drama nach Deutschland, wo die Bühne noch ganz im Argen lag und die äußerste Rohheit und Geschmacklosigkeit auf dem Theater herrschte, zu verpflanzen suchte und damit den französischen Classicismus in ganz anderer Weise, als Canitz und seine Genossen, zur Herrschaft brachte, war kein Anderer, als der einst hochgefeierte, dann viel geschmähte, heute gewiß gerechter beurtheilte Gottsched.

Johann Christoph Gottsched war am 2. Febr. 1700 zu Juditten in Preußen geboren. Schon während seiner Universitätsjahre in Königsberg hatte er die Wolffische Philosophie eifrig studirt und bei dem Hofrath Pietsch, einem Anhänger von Canitz und Besser, in der Dichtkunst sich geübt. Aehnlich, wie einst in Opitz, dessen Nachfolger er in mehrfachem Sinne ist, war auch in ihm der Glaube erwacht, daß die Zeit gekommen sei, wo die Deutschen eine Literatur sich schaffen könnten, die hinter der der Nachbarvölker nicht zurückstehen würde. Von entscheidendem Einfluß für sein Streben wurde der Umstand, daß er, um den preußischen Werbern aus dem Weg zu gehen, denen sein hoher und stattlicher Körperbau verlockend ins Auge stach, Königsberg, welches kein Theater aufzuweisen hatte, 1724 verließ und nach Leipzig sich wandte, wo in jenen Zeiten eine tüchtige Bühne unter dem Schauspieldirector Neuber und seiner kunstverständigen Gattin allmählich sich heranbildete. In Leipzig begann Gottsched alsbald unter großem Beifall als Privatdocent ästhetische Vorlesungen zu halten. Schon 1730 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Dichtkunst und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik befördert. Einflußreich für ihn wurde auch seine Verheirathung (1735) mit Luise Adelgunde Victoria Kulmus (geb. zu Danzig 1713, gest. zu Leipzig 1762), einer Frau von umfassender Bildung, die ihm an Geist überlegen war, in seinen literarischen Arbeiten ihn vielfach unterstützte, als Schriftstellerin auch selbständig auftrat und uns Briefe hinterlassen hat, die für die Kenntniß der damaligen literarischen Zustände im deutschen Reiche äußerst wichtig sind. Schon 1727 hatte Gottsched ein dichterisches Kränzchen, das in Leipzig unter dem Namen der Görlitzer Gesellschaft bestand, zu einer allgemeinen deutschen Gesellschaft erweitert, die er Zeit seines Lebens bestrebt war zur Bedeutung der französischen Akademie zu erheben. So hoch er auch den Werth der von Thomasius geförderten Prosa veranschlagte, die er ebenfalls läutern und feststellen wollte, wie seine Lehrbücher der „Redekunst“ und der „deutschen Sprachkunst“ beweisen können, so blieb ihm doch die Dichtkunst die Hauptsache, für die nach seiner Meinung die Franzosen für uns das Muster werden müßten, wie die Griechen es einst für die Römer gewesen waren. Aber er begnügte sich nicht mit den untergeordneten Dichtungsarten, ihm war vielmehr die höchste derselben, das Drama, das wahre

Anliegen. So kam er zu zwei Zielen, die er mit allen Kräften verfolgte: die Theorie der Dichtkunst festzustellen und das deutsche Theater aus seiner Versunkenheit zu Glanz und Ansehen zu erheben. Auch wollte er die Möglichkeit einer dichterischen Kritik nach festen Principien schaffen und den jungen Talenten alle Regeln an die Hand geben, nach denen sie mit Erfolg die Dichtkunst ausüben könnten, die auch er für lehrbar hielt: mit einem Wort, er wollte der Boileau der Deutschen werden. Diesem Streben galt besonders sein „Versuch einer kritischen Dichtkunst“ (1730), der aus einem umfassenden Studium der kritischen Schriften alter und neuer Zeit erwachsen war und trotz der Verkehrtheit der Grundanschauung über das lehrhafte Wesen der Poesie und trotz der falschen Ansicht über die rechten dichterischen Vorbilder (den Werth von Homer, Sophokles, Shakespeare wußte Gottsched noch nicht zu erkennen) manche höchst treffende Bemerkung enthielt, in der eine Ahnung des Wahren sich aussprach. Diese kritische Dichtkunst ist nun auch die Grundlage geworden, auf der seine großartige, fast beispiellose Dictatur erwuchs, die er auf länger als ein Menschenalter in der deutschen Literatur behauptet hat. Schon vor dem Erscheinen dieses Werkes hatte er in der Wochenschrift „die vernünftigen Tadlerinnen“ (Halle und Leipzig 1725 ff.) alle neuen Erscheinungen der poetischen Literatur vor sein kritisches Forum zu ziehen begonnen. Es lag im Wesen seiner entschieden nüchternen Natur, wie in der Art, in der er seine Aufgabe begriff, daß er nur formelle Anforderungen an ein Dichtwerk stellte und die correcte, reine Sprache und den glatten, fließenden Vers, „die Regelmäßigkeit“ zur Hauptsache machte, ohne tieferen, allgemein interessirenden menschlichen Gehalt und einen gewissen Schwung der Phantasie zu fordern, der ihm im Gegentheil verhaßt war. Daß auf der innigen Verschmelzung eines wahrhaft menschenwürdigen Inhalts mit einer Form, die diesen Inhalt auf eine entsprechende Weise befriedigend und wohlthuend zur Darstellung bringt, das Wesen der Kunst und des Schönen überhaupt beruhe, blieb ihm verborgen, der neben der Regelmäßigkeit der Form nur auf einen nüchternen verständigen Gedankeninhalt drang.

Gottscheds größte Sorge aber war die Hebung des deutschen Theaters nach dem Vorbild des französischen. Nachdem er einmal (es war noch in Königsberg) durch Boileau auf Molière und Corneille aufmerksam geworden war, begann er die französischen Dramatiker mit großem Eifer zu studiren. In Leipzig, wo damals noch zur Meßzeit die Dresdener Hofkomödianten spielten, besuchte er fleißig das Theater. Epochemachend war für ihn eine Aufführung des Cid von Corneille. Vergebens suchte er den Principal der Truppe zu bewegen auch andere ähnliche Stücke zur Aufführung zu bringen. Um sich theoretisch besser zu unterrichten, studirte er die bedeutendsten Schriften aller Zeiten über das Drama, von Aristoteles bis herauf zu den Vorreden und Abhandlungen der französischen Dramatiker. Nun traf es sich, daß der schon genannte Neuber an die Spitze der Leipziger Truppe trat. Dieser ging auf Gottscheds Vorschläge ein. Man brachte unter steigendem Beifall erst Bressardsche Uebersetzungen französischer Stücke, dann Lange's Uebersetzung des Cid zur Darstellung. Gottsched selbst übersetzte die Iphigenia von Racine, auch seine Freunde wußte er zu solchen Arbeiten zu gewinnen. Die Zahl der „regelmäßigen Tragödien in Versen“ wuchs und mit ihr der Beifall des Publicums, dessen gebildeter Theil bald auf Gottscheds Seite trat, und der Ruhm der auch andere Städte besuchenden Neuberschen Truppe. Gottsched verstieg sich sogar soweit, selbst eine Tragödie zu verfassen, den sterbenden Cato, die er aus den gleichnamigen Stücken Addisons und des Franzosen Deschamps zusammenarbeitete. Die Haupt- und Staatsactionen wurden gänzlich verdrängt. Frau Neuber verbrannte 1737 auf der Bühne sogar den Hanswurst und erklärte damit den vollen Bruch mit den gemeinen Späßen

und dem frechen Stegreifspiel. Diese Bestrebungen unterbrach für einen Augenblick der Umstand, daß die Neubersche Gesellschaft im Jahre 1740 einem Ruf der russischen Kaiserin Anna nach Petersburg folgte, von wo sie freilich, in Folge des plötzlichen Todes der Kaiserin, bald enttäuscht zurückkehren sollte. Gottsched war aber inzwischen zu J. Fr. Schönemann, einem früheren Mitglied der Neuberschen Truppe, der seit Neubers Weggang im Jahre 1740 die Leitung einer eigenen Schauspielergesellschaft übernommen hatte, in ein ähnliches Verhältniß getreten, als zur Neuber. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang es endlich, den französischen Classicismus in Deutschland zur Anerkennung zu bringen. Dies Verdienst ist, in Berücksichtigung der vorausgegangenen Verwilderung der Bühne, als Fortschritt zum Besseren nicht hoch genug zu veranschlagen.

Es ist ja wahr, daß Gottsched alle eigene dichterische Kraft fehlte. Am wenigsten war er dem Drama, dem Gipfel aller Dichtung, gewachsen. Sein Cato ist entsetzlich platt. Auch seine übrigen, meist didaktischen oder gelegenheitsmäßigen Gedichte entbehren jeglichen Werth. Ebenso war sein Urtheil oft verfehlt. Selbst die großen französischen Dramatiker verstand er nicht richtig zu schätzen, denn er fühlte sich von Molière abgestoßen, der doch offenbar das bedeutendste dramatische Genie ist, welches Frankreich je hervorgebracht hat, und der Shakespeare ebenbürtig zur Seite steht. Auch zeigte er kein Verständniß für Miltons verlorenes Paradies. Vom wahren Wesen der Tragödie, welches erst Lessing erfaßte, der übrigens in seinen jüngeren Jahren in Gottscheds Fußtapfen gewandelt war, hatte er kaum eine Ahnung. Mit Recht aber bekämpfte er die in leeren Prunk ausgeartete Oper. Er wußte das allgemeine Interesse auf das Theater und die dramatische Dichtung in einer Weise zu lenken, daß ohne seinen Vorgang sobald wenigstens noch kein Lessing erstanden wäre. Er hat den naturgemäßen Zusammenhang zwischen der Bühne und der dramatischen Dichtung vermittelt und die jungen Talente von ganz Deutschland zur dramatischen Production gereizt, indem er ihren Werken in seiner periodischen Schrift: die deutsche Schaubühne Aufnahme gewährte. Wohl ist auf diese Weise viel Unreifes zum Druck gelangt, wichtiger ist aber doch der Gewinn, der aus der Weckung der Kräfte erfolgte. Und blieb auch das Resultat seiner vielfachen Mühen und Arbeiten zum Theil nur ein negatives, so war doch der Weg, den er zu seinem Ziele einschlug, nicht gerade ein falscher. Unsere größten dramatischen Dichter, Lessing nicht minder als Schiller, haben ebenfalls das Studium der Theorie zur Vollendung ihrer künstlerischen Ausbildung für nöthig erachtet. Die von Gottsched ins Leben gerufene Kritik hat den Impuls zur kritischen Thätigkeit des 18. Jahrhunderts überhaupt gegeben. In seinem Streben nach wissenschaftlicher Einsicht ist er theilweise seiner Zeit sogar vorausgeeilt, indem er auch die literargeschichtliche Behandlung des Dramas einleitete und in seinem heute noch unentbehrlichen Werke: „Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst“ (Leipzig 1757—65) ein Verzeichniß sämmtlicher ihm bekannt gewordenen Dramen von 1450—1760 gab. Daß er den Weg zu seiner Bildung durch das Theater und die dramatische Literatur nahm, ist in gewisser Weise vorbildlich für das 18. Jahrhundert geworden. Auch Lessing ging viel mit Schauspielern um, stand der Hamburger Bühne als Dramaturg vor, schrieb Kritiken und theoretische Abhandlungen über das Drama. Und wenn Goethe im Wilhelm Meister, in welchem Roman er dem Schauspielerleben und dem Drama einen so breiten Raum gewährte, gewiß nur an sich selbst gedacht hat, so bleibt doch merkwürdig, daß der Held dieses Romans die gleichen Neigungen mit Gottsched und mit Lessing theilt.

Gottscheds Streben war größer, als seine Kraft. Dazu war er durch die ihm

gewordenen Huldigungen so verwöhnt, daß er keinen Widerspruch vertragen konnte und sich selbst weit überschätzte. Diese Momente bedingten sein wahrhaft tragisches Schicksal. Die nach Leipzig zurückgekehrte Neuber verhöhnte ihn und seinen Cato auf der Bühne und trotz seiner Klage fand sie beim kurfürstlichen Hofe Schutz. Die Schweizer Bodmer und Breitinger eröffneten seit 1740 einen literarischen Kampf gegen ihn, der mit seiner Niederlage endete. Die Zeit, die er doch mit gehoben hatte, schritt schließlich über ihn hinweg. Sein Name wurde Stichwort des allgemeinsten Spottes. Selbst seine Gattin, die ihm an Geist, Bildung und Charakter überlegen war, entfremdete sich ihm in der letzten Zeit. Wohl zählte er noch einzelne treue Anhänger, wie den Leipziger Professor Schwabe, der die Wochenschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ herausgab, die als das Organ seiner Schule gelten kann. Aber die jüngere Generation wandte sich von ihm ab. Die Leipziger Dichter gründeten einen eigenen Verein. Doch hat ihn Goethe noch als Leipziger Student aufgesucht und bei dem Eintritt in sein Zimmer die charakteristische Scene erlebt, daß der alte Pedant seinen Diener mit einer Ohrfeige bestrafte, weil er ihm nicht rechtzeitig die Perrücke gereicht hatte. Gottsched starb ganz vereinsamt am 12. Dec. 1766.

Einfluß der englischen Literatur.

Die englischen Wochenschriften. Brockes und Drollinger. Haller und Hagedorn. Bodmer und Breitinger.

Wenn unsere Literatur im 18. Jahrhundert aus den Fesseln des französischen Classicismus allmählich frei und ihrer wahren Aufgabe sich bewußt wurde, so ist dies den Einwirkungen der Engländer zu danken, die in ihrem ganzen Wesen uns verwandter sind und in der Entwicklung ihres staatlichen und geistigen Lebens damals uns weit vorausgeeilt waren. Wir können an dieser Stelle unmöglich eine vollständige Geschichte des von England ausgegangenen Einflusses geben und müssen ganz besonders darauf verzichten, hier das Eindringen der Lockeschen Philosophie und die Anfänge des Freidenkerthums in Deutschland zu schildern, indem wir uns begnügen zu constatiren, daß dieses oder der sogenannte Deismus, zumal unter der Mitwirkung der Wolffischen Philosophie, immer tiefere Wurzel unter den Gebildeten schlug.

Von segensreichen Folgen war auch bei uns das Bekanntwerden der in England seit 1709 in Aufnahme gekommenen moralischen Wochenschriften, des Tatler, Spectator und Guardian von Steele und Addison, welche, weil sie ziemlich alle Fragen der sittlichen Welt in kleinen, höchst anregend, ja klassisch geschriebenen Aufsätzen behandelten, auf den gesammten sittlichen und geistigen Zustand Englands den tiefgreifendsten Einfluß gewannen. Die feinere Ausbildung der Sprache, die Verbreitung mannichfacher Kenntnisse im Volke, die Betheiligung der Frauen an geistigen und literarischen Dingen sind auf sie zurückführen. Auch dankte der Familienroman und das bürgerliche Trauerspiel ihnen seine Entstehung. Aehnlich, wie in England, haben diese, alle Fragen allgemeinsten Interesses in ihr Bereich ziehenden Wochenschriften auch bei uns gewirkt, wo sie bald Nachahmung fanden, vor Allem in den „Discursen der Maler“, welche die Schweizer Bodmer und Breitinger seit 1721 in Zürich herausgaben. Discurse nannten dieselben ihre Zeitschrift, weil sie aus mündlichen Unterredungen der Herausgeber unter sich und mit gleichstrebenden Freunden hervorgegangen war. Mit dem Zusatz „der Maler“ aber deuteten sie darauf hin, daß die beabsichtigten Sittenschilderungen als kleine Gemälde betrachtet werden sollten,

die sie auch mit den Namen berühmter Maler, wie Rubens, Dürer u. A. unterzeichneten. Zum Gegenstand wählten sie sich „Alles, was menschlich ist und was Menschen angeht“, in welchen Worten bereits die große Tendenz des 18. Jahrhunderts zum allgemein Menschlichen sich ausspricht. Doch fanden die Discurse nicht den gehofften Beifall; schon 1723 gingen sie ein. Zwar erschien 1729 eine Fortsetzung: „der Maler der Sitten“, doch fristete auch diese nur ein kurzes Dasein. Auf die Discurse folgte in Hamburg seit Anfang des Jahres 1724: der Patriot, zu dessen Mitarbeitern auch Brockes zählte. Gottscheds vernünftige Tadlerinnen waren ebenfalls eine Nachahmung der englischen Wochenschriften. Wenn nun auch die Leistungen der Deutschen auf diesem Gebiete weit hinter denen der Engländer zurückblieben, so ist doch das von größter Bedeutung, daß auch bei uns diese Zeitschriften das Organ des wiedererstehenden Bürgerthums wurden und die Kluft schlossen, welche das 17. Jahrhundert zwischen der gelehrten Kunstdichtung und der Volksliteratur gerissen hatte, indem von jetzt ab „die gebildete Literatur volksthümlicher, die volksthümliche gebildeter“ zu werden sich bestrebte. Nicht minder groß ist aber das Verdienst derselben, daß sie die religiöse Freidenkerei und den Deismus nicht beförderten, ohne zugleich das Interesse an allen sittlichen Fragen der Menschheit zu wecken, was schließlich dahin führen mußte, den wahren Gegenstand der Poesie in allen diesen Fragen zu sehen, wodurch dieser selbst eine größere Würde und Hoheit zufloß. Auf die Einwirkung der englischen Wochenschriften und der ihnen folgenden englischen Moralphilosophen haben wir auch die später bei uns sich verbreitende Moralphilosophie zurückzuführen.

In England war es vor Allen Pope, welcher philosophische Fragen in die Dichtkunst einführte. Newton, Leibniz, Locke, die Deisten hatten ihn zu einer tieferen Weltanschauung geführt. Eine empfindsame Naturbetrachtung führten andere Dichter ein, wie Thomson, der Verfasser der Jahreszeiten. Da in Deutschland, im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts, angeregt durch Leibniz und noch mehr durch Wolff, der Hang zur philosophischen Reflexion ebenfalls erwacht war, konnten Dichter, wie Pope und Thomson, nicht ohne Einwirkung bleiben. Sie fanden bei uns ihre Nachfolger in Brockes und Drollinger, von denen zumal der erstere nicht von Weitem an die Formvollendung und den süßen Wohllaut der Verse seiner englischen Vorbilder heranreichte.

Berthold Heinrich Brockes (1680—1747), ein geborener Hamburger, der viele Reisen gemacht hatte, übrigens ein Mann von geringer dichterischer Begabung, schrieb unter dem Einfluß von Pope und Milton ein Werk in 9 Bänden: „Irdisches Vergnügen in Gott“, das seiner Zeit vielen Beifall fand, für uns heute ungenießbar ist. Durch D. Fr. Strauß ist nachgewiesen worden, daß der Verfasser mit dem durch Lessing bekannt gewordenen Hamburger Freidenker H. S. Reimarus in engen Beziehungen gestanden hat. So erklärt es sich, wie jenes langathmige Werk nicht auf christlicher Gläubigkeit, sondern auf deistischer Weltanschauung beruht, der in jenen Zeiten eine gewisse sentimentale Naturbetrachtung sich gesellte. Schon in Brockes kündigt sich die künftige Entwicklung unserer Literatur an, in der die Moralphilosophie der Aufklärer Hand in Hand mit der sentimentalen Dichtung gehen sollte. Daß Brockes nach Pope's Versuch vom Menschen Thomsons Jahreszeiten übersetzen konnte, ist aus dem eben Gesagten wohl begreiflich. Dagegen wirft es kein vortheilhaftes Licht auf ihn, daß er auch Marini's bethlehemitischen Kindermord in unsere Literatur verpflanzte.

Dichterisch bedeutender als Brockes ist sein süddeutscher Nachfolger Karl Friedrich Drollinger (geb. 1688 zu Durlach, gest. 1742 in Basel). Daß dieser ein Mann von hohem, edlem Streben war, zeigt der Gang seiner Entwicklung.

In seiner Jugend stand er unter dem Einflusse von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Diese Stufe überwand er: die Vorbilder seiner Jugend erschienen ihm bald als „Flittergeister und unnatürliche Dichter." Er suchte Besseres. Kein Wunder, wenn er eine Zeit lang unter die Fahne von Canitz und Genossen trat, bei denen der tüchtige Mann jedoch ebenfalls keine wahre Befriedigung finden konnte. Endlich lernte er Brockes' Schriften und die Engländer kennen. Nun ist er bemüht nur die würdigsten Stoffe, Religion und Vaterland, in seinen Gedichten zu verherrlichen. Er schreibt ein „Lob der Gottheit", „über die Unsterblichkeit der Seele", „über die göttliche Fürsehung", bildet Psalmen nach, die an Klopstock uns erinnern, und feiert sein Vaterland Baden in einer Weise, die fern ist von jeder Schmeichelei nach oben. Aber nicht nur durch würdigere Stoffe zeichnete er sich aus, auch durch einen Wohllaut der Sprache, der uns seine Gedichte noch heute mit Erquickung lesen läßt. Die Richtung, die er verfolgte, erkennen wir in dem ihm befreundeten Haller wieder, auf den wir sofort zu sprechen kommen werden.

Man pflegt gewöhnlich die beiden Dichter Haller und Hagedorn für sich zu behandeln und stellt sie wohl auch an die Spitze der Periode, in welcher unsere Literatur ihren höchsten Aufschwung nimmt. Doch dies ist nicht wohl zu rechtfertigen, da ihre dichterische Thätigkeit sich unmittelbar an die von Brockes und Drollinger verfolgte Richtung, auch der Zeit nach, anschließt und beide entschieden unter dem Einfluß der Engländer stehen.

Albrecht von Haller war am 16. Oct. 1708 zu Bern aus patricischem Geschlecht geboren, ein frühreifes Genie, wie einst Melanchthon. Medicinische und naturwissenschaftliche Studien machte er in Tübingen und Leyden. Im Jahre 1725 ließ er sich als Arzt in seiner Vaterstadt nieder und 1736 folgte er einem Ruf als Professor der Medicin an die neugegründete Universität Göttingen. Im Jahr 1753 kehrte er aber in seine Heimat zurück, wo er nun verschiedene höhere Staatsämter verwaltete und am 12. Dec. 1777 starb. Haller ist blos in seiner Jugend (von 1725 bis 1736) als Dichter aufgetreten. Anfänglich für die zweite schlesische Schule und die Italiener begeistert, führten ihn Reisen durch Frankreich, Holland und England und der freundschaftliche Verkehr mit Drollinger zum Studium und zur Nachahmung der englischen Dichter. Hallers berühmtestes Gedicht sind „die Alpen" (1729), die Frucht einer 1728 ausgeführten naturwissenschaftlichen Alpenreise. Offenbar haben Brockes' Naturschilderungen auf dasselbe Einfluß gehabt. Doch tritt die Beschreibung der landschaftlichen Scenerie bei ihm gänzlich zurück. Die Natur und Sitteneinfalt der weltabgeschiedenen Alpenbewohner ist dem Dichter die Hauptsache, den eine tiefe elegische Sehnsucht nach der verlorenen Natur erfüllt. Es ist dieselbe Stimmung, die sich einige Jahre später in der Insel Felsenburg (1731) ausspricht und als deren Apostel allgemein der französische Philosoph Jean Jacques Rousseau gilt. Noch lange hat man nicht eingehend genug die Einwirkung erforscht, die unsere beiden größten Dichter Goethe und Schiller in ihrer Jugend von Haller erfahren haben. Selbst in den späteren Werken derselben sind noch viele Anklänge an Haller wieder zu erkennen. Jene Sehnsucht nach der verlorenen Natur aber ist die Grundstimmung geworden, die durch die geschichtsphilosophischen Dichtungen Schillers geht, der als letztes Ziel „die Rückkehr zur Natur" bezeichnet. Dagegen erinnert Hallers Gedicht „über den Ursprung des Uebels" (1734) an den Goethe'schen Faust. Wie Haller in dieses und einige andere Lehrgedichte seine Gedanken über die höchsten Fragen des menschlichen Lebens, im Anschluß an die Leibnizische Theodicee, zusammendrängte, so ist Goethe's Faust von Haus aus gewissermaßen die in Scene gesetzte und im Widerspiel von Himmel und Hölle durchgeführte dichterische Bearbeitung der großen

Leibnizischen Ideen. Aber nicht unmittelbar aus Leibniz, sondern mittelbar aus jenen Hallerschen Gedichten hatte Goethe die Anregung zu seinem großartigen Unternehmen und die Kenntniß der der Theodicee zu Grunde liegenden Gedanken gewonnen. So ist denn Haller sogar das Medium geworden, durch welches der große Philosoph auf den größten unserer Dichter wirkte. Bereits aber kündigte sich in Haller jene Richtung an, welche die Höhe unserer klassischen Dichtung bezeichnet, mit der künstlerisch vollendetsten Form den höchsten Gedankeninhalt zu verbinden. Denn das ist die Devise unserer großen Dichter: „goldene Aepfel in silbernen Schalen". Hallers viel gerühmte Trauerrede auf seine Frau Mariane, die jedoch nicht wirkliche Empfindungen, sondern nur Betrachtungen über diese Empfindungen enthält, ferner seine naturwissenschaftlichen Schriften, ebenso seine politischen, aus viel späterer Zeit stammenden Romane (Usong 1771, Alfred 1773, Fabius und Cato 1774), die völlige Umkehr seiner Weltanschauung, von der aus ihm seine Jugenddichtung als eine Verirrung erschien, und die mit dieser Umkehr in Verbindung stehenden „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung" können wir hier füglich übergehen. Weniger günstig als Goethe und Schiller dachte Lessing von Haller, der diesen nicht einmal als Dichter gelten lassen wollte, da ein versificirtes philosophisches System kein Gedicht sei. Recht hat gewiß Vilmar, wenn er von Hallers Gedichten sagt: „sie erreichten in ihrer Weise gerade das, was der damaligen Poesie vor Allem Noth that: ihr einen würdigen, ernsten und großen Stoff darzubieten, sie von den Plattheiten und Albernheiten, in denen sie sich so lange Jahre herumgetrieben hatte, hinweg auf große Gedanken, edle Gesinnungen und wahrhafte Empfindungen zu weisen".

Auch Friedrich von Hagedorn ist unter den gleichen englischen Eindrücken, wie Haller, groß geworden und muß daher ebenfalls hier seine Stelle finden, wenn es auch scheinen mag, als ob er nur die Fabeldichtung der Franzosen und die heitere Lebensweisheit des Horaz sich zum Vorbild genommen habe. Haller und Hagedorn gehören zusammen, wie die ihnen vorausgehenden Brockes und Drollinger. Und in beiden Gruppen steht ein Süddeutscher neben einem Norddeutschen. Dazu hat Haller in einer besonderen Abhandlung sein Verhältniß zu seinem Strebensgenossen auseinander gesetzt. Er betont, daß sie beide England besucht, daß auf beide diese Reise großen Einfluß geübt, daß ihr Streben nach inhaltsvollerer Kürze und größerer Kraft der Rede, die dichterische Behandlung philosophischer Begriffe, auf englischen Einfluß zurückzuführen seien. Aber sie seien durch ihr Temperament und ihre gesammte Lebensauffassung verschieden. Er zur Schwermuth und Empfindsamkeit geneigt, Hagedorn dagegen munteren, leichten und fröhlichen Gemüths. Fast glaubt man bereits eine vergleichende Charakterschilderung von Klopstock und Wieland zu lesen.

Hagedorn war am 23. April 1708 zu Hamburg geboren, hatte in Jena studirt, war 1729 als Secretär des dänischen Gesandten nach London gekommen und hatte dort drei Jahre sich aufgehalten. Im Sommer 1731 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er fortan in mußefreier amtlicher Stellung und heiterer Behaglichkeit lebte und am 28. Oct. 1754 starb. Zwar hat auch er nach Pope's Vorgang ernste Lehrgedichte und odenartige Gebete verfaßt, aber die Verfolgung metaphysischer Probleme und eine größere Gedankentiefe ist nicht seine Sache. Dagegen besitzt er einen entschiedenen Hang zum Moralisiren und aus diesem floß wohl seine Vorliebe für die Fabel, wie sie durch den Franzosen Lafontaine ausgebildet war. Da er, wie wir bereits früher erwähnt, den unvergleichlichen Werth der englischen Volksballaden erkannt hatte, mochte er wohl auch in seinen Erzählungen und Liedern, zumal denen, welche den heiteren Lebensgenuß verherrlichten, den rechten und volksmäßigen Liederton treffen. Doch scheint vor Allen Horaz sein Liebling gewesen zu sein, dessen Gedichte mehr,

als durch alle Bemühungen der Philologen, durch ihn das Ansehen einer weltlichen Bibel in den gebildeten Kreisen gewannen. Durch Hagedorn zuerst bekam unsere Sprache eine größere Leichtigkeit und Anmuth. Da seine Gedichte fast alle durch eine gefällige Form sich auszeichneten, war seine Wirkung auch eine allgemeinere als die Hallers, den nur unsere genialsten Dichter recht zu würdigen wußten. Hagedorn hat sofort das mitlebende Geschlecht entzückt und zur Nachfolge gespornt. Die Bevorzugung der Fabel und die Verherrlichung des heiteren Lebensgenusses, denen wir, was gewiß auffallen kann, an der Schwelle der nächsten Periode in unserer Literatur mehrfach wieder begegnen, leiten sich von ihm her. Doch müssen beide Erscheinungen noch einen anderen, tieferen Grund haben. Dieser liegt bei der Fabel darin, daß dieselbe damals auch theoretische Empfehlung fand; der heitere Lebensgenuß aber mag dem Geist und den Verhältnissen der Zeiten entsprochen haben, die den Druck der Folgen des dreißigjährigen Krieges einigermaßen überwunden hatten und der Freude an der Welt, einem gesunden Realismus sich wieder hingaben. In der Fabel folgten dem Beispiel Hagedorns Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Willamow u. A., die sogenannten Anakreontiker aber waren es, welche Liebe und Wein und jede Lebensfreude verherrlichten.

Wie Haller und Hagedorn englischen Einfluß erfuhren, so nicht minder die beiden eng verbundenen Schweizer Kritiker Johann Jakob Bodmer (geb. den 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich und gest. den 2. Jan. 1783) und Johann Jakob Breitinger (geb. 1701 zu Zürich und gest. 1776). Wie beide denselben Vornamen trugen, so waren sie auch in anderen Dingen einander ähnlich: beide von beinahe gleichem Alter, nächste Landsleute und Collegen am Züricher Gymnasium, die mit einander alle wichtigen Fragen durchsprachen, gegenseitig ihre Schriften mit Vorworten begleiteten, dieselben Grundanschauungen über das Wesen der Poesie theilten, gemeinschaftlich ihren Kampf gegen Gottsched führten. Aber darin unterschieden sie sich: von Bodmer gingen meist die ersten Gedanken aus, die beide dann gemeinschaftlich verfolgten, Breitinger verstand besser das Material zu ordnen und auszuführen, Bodmer ließ sich später zu eigenen Dichtungen verleiten, schrieb auf Klopstocks Anregung 1750 ein biblisches Epos Noah, später noch eine Sündfluth und andere Patriarchaden und verfaßte seit 1760 auch vielerlei Dramen, einen Patroklus, Cicero, Tell u. a. Breitinger, besonnener und maßvoller, enthielt sich klüglich alles eigenen Dichtens. Beider Bedeutung liegt auch nicht auf Seiten der dichterischen Production, sondern auf der der ästhetischen Kritik. Durch sie thut diese über Gottsched hinaus einen Schritt näher dem Ziele zu, das Lessing verfolgte und Goethe und Schiller vorschwebte. Während durch Haller das philosophische Denken in die Dichtkunst kam, kam durch die Schweizer (so nennt man allgemein Bodmer und Breitinger), das philosophische Nachdenken über die Dichtkunst in die Literatur. Haller führte den großen, würdigen, die höchsten Fragen berührenden Inhalt, die die Menschheit bewegenden Ideen in die Dichtkunst ein, Bodmer und Breitinger eröffneten die Untersuchungen über das Wesen und die Natur der Dichtkunst. Opitz und Gottsched hatten nur auf die Befolgung von Regeln gedrungen, die sie fremden Kunstrichtern nachgebetet hatten, die Schweizer dagegen untersuchten, fast vorurtheilslos, an den besten Mustern aller Zeiten, die Natur und das Wesen der Kunst und kamen so zu einer besseren Einsicht in die Gesetze der Schönheit. Zumal in Bodmer erscheinen bereits in ergänzender Wechselwirkung die Elemente, aus denen unsere heutige Bildung erwachsen ist. Er besaß genaue Kenntniß der altklassischen Literatur, besaß eine nicht geringe Bekanntschaft mit der Geschichte unserer eigenen Dichtkunst im Mittelalter, was seine Ausgaben des Nibelungenliedes, der Pariser oder Manassischen

Minneliedersammlung, der Fabeln Boners beweisen können (nach dieser Seite waren ihm übrigens Opitz und Gottsched mit gutem Beispiel vorangegangen), auch das biblische Alterthum war Gegenstand seines Interesses, wie das seine biblischen Epen zeigen, ganz besonders aber war er mit der englischen Literatur vertraut geworden. Frühzeitig hatte er Addison und dessen Spectator kennen und schätzen gelernt. Durch das Lob, welches dieser dem halbvergessenen Milton gespendet, war er auf diesen selbst aufmerksam geworden. Aber sein Studium der Engländer beschränkte sich nicht blos auf den Dichter des verlorenen Paradieses, es erweiterte sich vielmehr mit den Jahren und in und mit demselben ging ihm das volle und klare Bewußtsein davon auf, daß Gottsched auf falschem Wege wandelte. Je mehr seine Bewunderung gegen die englischen Dichter stieg, um so mehr sank seine Meinung von der Vortrefflichkeit der französischen Dramatiker, deren Apostel Gottsched war. Wenn dies ein Wahrzeichen der großen classischen Zeit unserer Dichtung im 18. Jahrhundert ist, daß sie die alten Götzen stürzte und an deren Stelle die Verehrung der allein mustergiltigen Dichter setzte, des Homer, Shakespeare, der großen griechischen Dramatiker, so haben die Schweizer auch nach dieser Seite ihr Verdienst, denn sie haben bereits Homer den Vorzug vor Vergil gegeben.

Doch wir müssen noch etwas näher auf ihre Kunstansichten eingehen, die sie zuerst in den früher erwähnten „Discursen der Maler“, vollständiger dann in Breitingers „kritischer Dichtkunst“ ausgesprochen hatten. Der im Jahre 1740 von Gottsched eröffnete Streit veranlaßte sie zu mehreren kleineren kritischen Abhandlungen, so Bodmer zu einer solchen über das „Wunderbare in der Poesie“, die im Grunde eine Vertheidigung Miltons ist, und zu einer anderen über die „poetischen Gemälde“. Ihr Verdienst ist, die über alle Regeln erhabene dichterische Schöpfungskraft, die Phantasie, und mit ihr zugleich den Genius, dessen Werken das Siegel einer durchdringenden Gewalt auf die Gemüther aufgedrückt ist, welcher man sich nicht erwehren kann, wieder in ihr Recht eingesetzt zu haben. In manchem ihrer Worte klingt bereits eine Verherrlichung des dichterischen Genius, wie sie uns Schiller in seinem Gedicht „Natur und Schule“ gegeben hat. Von dem Inhalt der Dichtungen verlangten sie, daß er wunderbar, aber doch wahrscheinlich sei, und sie sprachen damit, nur in unbeholfener Weise, die Forderung der künstlerischen Idealität aus. Doch hielten sie noch an der ererbten Ansicht von der Lehrhaftigkeit der Poesie fest, die ihnen als ein mit Blumen bestreuter Weg zur Weltweisheit erschien. Da die äsopische Fabel Thiere wie Menschen sprechen und handeln läßt und darin etwas Wunderbares zu liegen schien, diese Dichtungsart aber auch immer auf eine moralische Nutzanwendung oder Lehre hinausläuft, so gaben sie der Fabel vor allen anderen dichterischen Formen den Vorzug. Dies war gegen Gottsched, der das Drama am höchsten stellte, freilich ein Rückschritt. Angeregt durch eine Aeußerung Addisons, der verlangt hatte, daß man die in den großen Dichtern sich offenbarende künstlerische Schönheit bis in ihre kleinsten Stücke untersuchen möge, bemühten sie sich nicht etwa blos Regeln aus den Werken der größten Meister zu abstrahiren, sondern sie stellten bereits die Frage nach dem psychologischen Ursprung der Kunst und ihrer Gesetze und ahnungsvoll schwebte ihrer Seele als Aufgabe eine „Logik der Phantasie“ vor. Auf diesem Wege mußten sie mit Nothwendigkeit zu einer besseren Einsicht in das Wesen der dichterischen Gestaltenbildung gelangen. Und hier war es, wo ihnen der Vergleich der Dichtkunst mit der Malerei aufstieß, mit welchem sie jedoch nicht etwa, wie Andere fälschlich die Sache gefaßt haben, an die beschreibende Poesie, an dichterische Bilder und Gleichnisse dachten, denn sie meinten mit der dichterischen Malerei die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung. Der Dichter war ihnen ein Maler, weil er mit Hilfe des Worts und der Phantasie

ebenso lebhaft darstellen und das menschliche Gemüth ergreifen will, als es die sichtbare Darstellung in einem lebhaften Gemälde thut. Wenn gleich sie der Fabel eine so hohe Bedeutung beimaßen, daß sie das Wesen des Dramas nicht begriffen zu haben scheinen können, so gelangten sie doch über dieses zu einer wichtigeren Einsicht, indem sie die über die Sphären des Menschlichen hinausgehenden Helden aus der Tragödie verbannen und für dieselben einfach Nothleidende und Traurige einführen wollten. Mit anderen Worten: nicht vom classischen französischen Drama sahen sie die wahre Aufgabe der Tragödie gelöst, sie ahnten vielmehr das bürgerliche Trauerspiel, wie es sich als nächste Folge der moralischen Wochenschriften, zugleich mit dem Familienroman, bei den Engländern ausbilden und dann von uns nachgeahmt werden sollte. Auch hier wiesen sie auf die große Tendenz des 18. Jahrhunderts hin, das allgemein Menschliche zur Darstellung zu bringen. Was ihre Ansichten über die Metrik anlangt, so wollten sie den Alexandriner wieder gänzlich beseitigen. Dafür drangen sie auf die Einführung der antiken reimlosen Metren. Bodmer schrieb seine Noachide in Hexametern, die jedoch hinter denen Klopstocks zurückstehen. Dieser mußte ihm aber auch schon wegen des Hexameters als die Erfüllung seiner Wünsche erscheinen. Darum lud er ihn zu sich nach Zürich ein, welcher Einladung dieser auch folgte. Doch war ihm Klopstock bald zu weltlich und es kam zwischen beiden zu unliebsamen Scenen.

Der Schweizer Streit mit Gottsched, mit dem sie sich lange Zeit gut vertragen hatten, entbrannte darüber, daß der letztere 1740, gegen seine eigene, früher ausgesprochene Meinung, Miltons verlorenes Paradies und Bodmers Uebersetzung desselben, fast gleichzeitig aber auch Breitingers kritische Dichtkunst angegriffen hatte. Nun folgte der ärgerlichste Schriftenwechsel, den man sich denken kann. Gottscheds nahmen sich dessen Schildknappen, Schwabe, Müller u. A. an. Nicht bewiesen wurde, sondern geschimpft. Wir haben den Ausgang des Streites bereits erwähnt. Wenn dieser auch noch in die nächsten Jahre sich hineinzog, Bodmer und Breitinger noch lange lebten, Gottsched erst 1766 starb, das Jahr 1740 ist doch der Wendepunkt unserer Literatur. Denn es hat nicht nur den Sturz Gottscheds und das Aufkommen einer besseren Anschauung von der Kunst zu verzeichnen, sondern auch den Regierungsantritt Friedrichs des Großen, mit dem ein neuer nationaler Aufschwung eingeleitet wurde, der die Aufgabe weiter führen sollte, welche der große nationale Aufschwung der Reformation über der einseitigen Verfolgung der kirchlichen Interessen hatte zur Seite liegen lassen.

Die Prosa.

Bereits in den vorausgegangenen Abschnitten haben wir verschiedene Erscheinungen der prosaischen Literatur mit aufgeführt. So waren ja sämmtliche Romane, viele satirische Schriften, ebenso die Bücher über Poetik, die kritischen Schriften Gottscheds und der Schweizer in ungebundener Rede abgefaßt. Im Allgemeinen zeigt die Prosa dieser Periode, wie dies auch von den gleichzeitigen Forschern in deutscher Sprache, z. B. von Schottelius, hervorgehoben worden ist, keinen Fortschritt gegen die Vergangenheit, sondern trägt umgekehrt, in Vergleich zu den älteren Reichstagsabschieden, zu Sachsen- und Schwabenspiegel, zu den trefflichen Schriften der Mystiker, zu Luthers männlicher und kräftiger Prosa, bei Gelehrten, Geistlichen und Staatsmännern das Zeichen eines Grauen erregenden Verfalls. Besonders widerlich ist die aus der zur Mode gewordenen Nachäfferei des Auslandes herausgewachsene Sprachmengerei und der die Devotion jener Zeiten spiegelnde Konzleistil. Nirgends zeigt sich diese

Entartung unseres Volkes, die tiefe Demüthigung, zu der es sich hat herabdrücken lassen, schlagender, als in dieser buntscheckigen Jacke unserer Sprache von damals und in dem kriechenden Ton, mit dem man zu Vorgesetzten und Fürsten sprach. Erst als das nationale Selbstgefühl wieder erwachte, als man sich der Ausländerei auch auf dichterischem Gebiete zu schämen begann, als ein neuer Geist um sich griff, der die verlorene Natur suchte und zur Einfachheit zurückrief, als man die Fesseln erkannte, die man zeither getragen, und eine freiere Bewegung im Reich der Geister sich anbahnte, da ermannte sich auch unsere Prosa wieder, und was Thomasius, Leibniz, Wolff u. A. geschrieben, kann uns auch heute noch anmuthen. Was nun auf prosaischem Gebiete aus der sechsten Periode uns noch zu besprechen übrig ist, wollen wir in zwei Gruppen vertheilen, da es entweder zur Geschichte oder zur theoretischen Behandlung der Wissenschaften gehört.

Geschichte.

Pufendorf. Mascou. Bünau. Arnold.

Schon früher haben wir erwähnt, daß Pufendorf (1632—1694) die Geschichte des großen brandenburgischen Kurfürsten lateinisch geschrieben hatte. In deutscher Sprache verfaßte er nur seine „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Staaten", welche dadurch epochemachend wirkte, daß zum ersten Mal in derselben auf die Schilderung der inneren Zustände und die das Steigen und Fallen der Staaten bedingenden Ursachen Rücksicht genommen worden war. Auch der Philosoph Leibniz, der mit seinem Geiste das weite Reich sämmtlicher Wissenschaften zu umspannen suchte, wirkte förderlich für Forschung und Erweckung des geschichtlichen Sinnes, da er durch seine Bearbeitung der braunschweigischen Hausgeschichte den Anstoß zu einer gründlicheren Erforschung und Benutzung der mittelalterlichen Geschichtsquellen überhaupt gab. Schon in dieser Zeit begann ein eifriges Sammeln und Sichten der älteren Urkunden und Chroniken und die damals entstandenen Sammelwerke z. B. von Burckhard Mencke (1674—1732) und Hieronymus Gundling (1671 bis 1729) haben auch heute noch nicht ihren Werth verloren. Erst die Zeiten unmittelbar nach den Freiheitskriegen haben das Studium der vaterländischen Geschichte im Geiste jener Männer und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend weiter geführt. Unter den Darstellungen unserer heimischen Geschichte zeichnen sich aber besonders: „die Geschichte der Deutschen" von Joh. Jak. Mascou (1689 — 1761) und die „Teutsche Kaiser- und Reichshistorie" des Grafen Heinrich von Bünau (1697 bis 1762) aus. Beide besaßen ein gründliches Quellenstudium und waren die Ersten, welche die deutsche Geschichte auch in deutscher Sprache schrieben. Förderlich war für das nun aufblühende Studium der Geschichte, daß die Universitäten die historische Disciplin von der Professur der Poesie und Beredsamkeit zu trennen und mit der des Staatsrechts zu verbinden anfingen. Dagegen war dies ein schweres Hemmniß und ein großer Nachtheil, daß in Folge der geringen politischen Freiheit kein Geschichtsschreiber die öffentlichen Verhältnisse der Gegenwart seines Landes darzustellen wagen durfte, ohne sich Unannehmlichkeiten aller Art auszusetzen. Mußte doch aus gleichen Gründen die Dichtkunst in Roman und Drama die Maske ferner Zeiten anlegen, wenn sie auf die Gegenwart zielen wollte. Als das beste und tüchtigste historische Werk der sechsten Periode und als die erste selbständige Leistung nach den großen Magdeburger Centurien haben wir aber Gottfried Arnolds (1666—1714) „Unpartheiische Kirchen- und Ketzerhistorie" zu verzeichnen. Arnold war ein Freund Speners und die Ver-

folgungen, welchen dieser fromme Mann Seitens der strengen Lutheraner ausgesetzt war, bewogen ihn, durch die gesammte Geschichte der christlichen Kirche hindurch das Recht zu untersuchen, mit denen man Männer zu Ketzern erklärt und als solche verfolgt hatte. In seinem Hasse gegen das Papstthum der lutherischen Orthodoxie und in seinem tiefen Widerwillen gegen allen Glaubenszwang kam er freilich dahin, zu beweisen, daß das wahre Christenthum sich von jeher nur in den unterdrückten Secten gefunden habe. Als eifriger Anhänger Speners, der ja, wie wir selbst hervorgehoben haben, als ein Nachfolger der mittelalterlichen Mystiker gelten kann, war er natürlich bemüht, vorzüglich diese Bekenner eines Christenthums des Herzens und der Liebe in Schutz zu nehmen, wie er auch in den Schriften derselben die größte Belesenheit besaß. Es ist dies aber eine eigenthümliche Erscheinung, durch welche mehr als durch irgend etwas Anderes der aus dem fürstlichen Absolutismus resultirende Zwang illustrirt wird, der auf dem ganzen 17. und 18. Jahrhundert drückend lastet, daß die politische Geschichte nicht gleichen Schritt halten konnte mit der Kirchengeschichte und der Geschichte der Kunst. Die fürstlichen Gewalthaber wachten ängstlich darüber, daß ja nicht der Staat und ihr Regiment in die öffentliche Beurtheilung hereingezogen wurden. Dafür ließen sie um so ungehinderter die Geister über Kirche, Kunst und literarische Zustände sich aussprechen. Man denke an die Regierungsmaximen Friedrichs des Großen. So konnte es kommen, daß wir früher eine tüchtige Darstellung der Kirchengeschichte (auf Arnold folgte im nächsten Zeitraum der vortreffliche Mosheim) und eine Geschichte der griechischen Kunst besaßen (wir deuten hier auf Winckelmann hin), ehe uns eine genügende deutsche Geschichte d. h. eine Geschichte des politischen und öffentlichen Lebens in Deutschland zu Theil wurde. Denn die Geschichte ist vor Allem eine Tochter der Freiheit. So mußte der Aufschwung der politischen Geschichte unseres Vaterlandes unserem Zeitalter vorbehalten bleiben.

Poetik und Sprachbehandlung.

Opitz. Gottsched. Schottelius.

Erwägen wir die allgemeinen Verhältnisse der Zeit, so erscheinen die in unserer Periode gemachten Anfänge der Geschichtsforschung immerhin nicht unbedeutend. Aber auch das, was für andere Wissenschaften damals geleistet wurde, namentlich, was für den theoretischen Ausbau derselben geschah, darf nicht ganz übergangen werden. Da haben wir denn zuerst nochmals an die vielfachen Bemühungen um Feststellung der Poetik zu erinnern, die mit Opitzens Buch von der deutschen Poeterei begannen und in Gottscheds und Breitingers Werken über die Dichtkunst in dieser Periode ihren Abschluß fanden.

Der stete Hinblick auf die Sprachen der modernen Völker, vor allen der Franzosen, mit denen man in einen literarischen Wettstreit eintrat, ebenso das Streben den neulateinischen Dichtern es in der Muttersprache gleich zu thun, mußten, zumal seit man auf die Correctheit den größten Werth zu legen begonnen hatte, zu einer grammatikalischen Behandlung der heimischen Sprache führen, die einiger Maßen den auf dem Gebiete der altclassischen Philologie gemachten Fortschritten entsprach. Daraus erklärt es sich, daß selbst Gottsched eine deutsche Sprachkunst verfassen konnte. Je mehr man sich aber mit der Muttersprache beschäftigte, um so lieber gewann man sie. Man fand bald, daß sie mit Unrecht zurückgesetzt und an Vorzügen vor den anderen Sprachen sogar reich sei. Wir haben bereits an anderer Stelle auf diese neu erwachte Liebe zum heimischen Idiom hingewiesen. Sie lebte aber auch in

Leibniz, der erklärte, daß es in Europa keine Sprache gebe, die zum Prüfstein klarer und gediegener Gedanken mehr geeignet sei, als unsere deutsche. Verschiedene Momente aber wirkten bei dem großen Philosophen darauf hin, daß er auch selbst die Muttersprache für die Behandlung wissenschaftlicher Fragen benutzte. Schon in früher Jugend hatte er deutsche Verse gemacht; sein Jenaer Lehrer in der Mathematik, Erhard Weigel, ein echter Patriot und Feind aller Scholastik, der mit Erfolg in der Muttersprache schrieb, mag ihn im Gebrauch der deutschen Sprache bestärkt haben; die juristische Laufbahn, vor Allem die sächsischen Gerichtshöfe wurden ihm eine treffliche Schule, rein, gedrängt und kräftig zu schreiben. Die nächste und nachhaltigste Anregung nach dieser Seite aber hat er, wie neuerdings von A. Schmarsow nachgewiesen worden ist, von Justus Georg Schottelius erfahren, welcher ein von wahrer Vaterlandsliebe zeugendes Werk über die deutsche Sprache 1663 in Braunschweig hatte erscheinen lassen: „Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubt-Sprache.“ Es ist wahrhaft erquickend, die in demselben enthaltenen Aeußerungen des reinsten vaterländischen Sinnes über die Vorzüge unserer Sprache, die er „räumig, tief, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnissen“ nennt, und die Angriffe auf die zu lesen, welche diese unsere „redliche und reiche Haubt-sprache unwürdig halten der Anwendung zu einer Kunst, Wissenschaft und Erfahrung.“ Schottelius hatte in diesen Fragen Kopf und Herz auf der rechten Stelle. Er ermahnte, die Wissenschaft und Kunst durch die Behandlung in der Muttersprache „landkündig“ zu machen, wie es Franzosen und Engländer auch thäten; von den Sprachgesellschaften erwartete er keine Hilfe, „so lange wir unsere Sprache nicht in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbsten üben.“ Er ist mit gerechtem Zorn erfüllt gegen „das a la modo Parliren und die eingeschobenen Almodolapp-Wörter und das unnötig eingemengte Latein (in einem der deutschen Sprache in den Mund gelegten Gedichte sagt er: „die leichte Betteley und der unteutsche Tant macht unteutsch Sinn und Hertz, die Rede, Leut' und Land), aber er weiß Luthers Bibelübersetzung und die Schriften der Mystiker, „tieffsinniger Gottesgelehrte, selbst derer, die sich zu den Träumen der Schwärmer geneiget“, als eine Quelle reiner deutscher Sprache zu schätzen. Genau die gleichen Anschauungen theilte auch Leibniz. Es war ebenfalls Schottelius' Einfluß, daß er die Idee eines Sprachwerks faßte, so großartig, als es nur immer den Gebrüdern Grimm vor der Seele gestanden hat. Er wollte, daß alle, die es mit unserem Volke gut meinten, zu einer Gesellschaft sich vereinigten, eine Musterung aller deutschen Worte anstellten und in einem Sprachbrauch (lexicon) die allgemein üblichen, in einem Sprachschatz (cornu copiae) die Kunstworte, in einem Sprachquell (glossarium etymologicum) die alten und Landworte und alle solche Dinge vereinigten, die zur Untersuchung des Ursprunges und Grundes der einzelnen Worte dienen könnten. Wie auch Schottelius verlangt hatte, sollte das Glossar nach den Wurzeln geordnet und jeder Wurzel die sämmtlichen Sprossen beigefügt werden. Um den Gebrauch der Muttersprache zu heben und zu beleben, empfahlen beide das Uebersetzen guter Bücher aus fremden Sprachen, beide wollten, daß alte gute Worte und Redensarten wieder in Umlauf gesetzt, neue Worte erdacht oder alte in neuem Sinne gebraucht würden. Obwohl Gottsched an verschiedenen Stellen Schottelius das gebührende Lob gespendet hat und Leibniz in seinen Bemühungen um die Erforschung und Hebung unserer Muttersprache von Schottelius sich fast durchweg abhängig zeigt, so ist das Verdienst des letzteren doch nur zu bald vergessen worden. Die einander folgenden Generationen der nächsten Periode hatten in dem Freudentaumel dichterischen Schaffens, man möchte sagen, im Hochgefühl des neuen Lebens in der Kunst, keinen Sinn und kein Auge mehr für so weit zurückliegende Arbeiten auf dem Gebiete der heimischen Sprachforschung.

Philosophie.

Pufendorf. Thomasius. Leibniz. Wolff.

Mag man es auch von theologischer Seite als einen großen Schaden schmerzlich beklagen, daß die einst mit der Theologie eng verbundenen Wissenschaften von dieser sich abgelöst und ein selbständiges Leben zu führen begonnen haben, die Geschichte hat es zu constatiren, daß diese Wissenschaften erst dann zu einem wirklich ersprießlichen Fortschritt gelangten, als ihnen die volle Freiheit und Selbständigkeit zurückgewährt wurde. Darin gerade sehen wir den Entwicklungsgang der Wissenschaften, daß diese der Bevormundung durch die Theologie sich zu entziehen und auf eigene Füße zu treten sich bemühten. Die Erhebung der einzelnen Wissenschaften zur Selbständigkeit hat aber einen weiteren Grund in dem Arbeitsgesetz, das auf allen Gebieten menschlichen Schaffens durch die Neuzeit zur Herrschaft gelangt ist. Dies ist das Gesetz der Theilung der Arbeit. Der wissenschaftliche Stoff, das Gebiet, welches der wissenschaftliche Ausblick bestreicht, ist zeitlich und räumlich gegenwärtig so angewachsen, daß unmöglich noch ein Einzelner mit Erfolg alle Wissenschaften zusammenfassen und für alle gleichzeitig anregend und neugestaltend wirken kann. Wir hier stehen allerdings noch in der Zeit, wo bevorzugte Geister das Ganze der menschlichen Wissenschaften wirklich in einem gewissen Grade umspannten und auf einzelnen Gebieten doch als Erfinder und Entdecker auftreten konnten, die neue Methoden und neue Ziele erschlossen. Ein solcher Geist war offenbar Leibniz. Heute ist aber das Losungswort der Zeit nicht Allwissen, sondern Virtuosenthum in einem Wissenszweige. Der Zukunft mag es vorbehalten bleiben, wenn einmal mit der Erkenntniß des menschlichen Geschlechts die Erkenntnißfähigkeit des einzelnen Individuums entsprechend gewachsen sein wird, den Versuch zu machen, in einem Geiste die Resultate aller Wissenschaften wieder zusammenzufassen, wie die Harmonie zahlloser zusammenstimmender Töne einem Ohre zusammenklingend zu vernehmen möglich ist. Doch vorläufig ist solche Aussicht noch ein Traum und wir haben uns darauf zu beschränken, in vergleichender Forschung die einzelnen Wissenschaften in wirksame Wechselbeziehung zu setzen und auf diese Weise zu befruchten.

Es ist das Resultat der sechsten Periode, daß die Philosophie von der Theologie sich trennte. Dies geschah zunächst durch die Ausbildung, welche das Naturrecht in diesem Zeitraum erfuhr. Dieses war damals von den Niederländern vorzugsweise cultivirt worden, denen sich die hier in Frage kommenden Probleme in ihren Freiheitskämpfen gegen Spanien, die nicht minder kirchlichen, als politischen Charakter trugen, ganz besonders leicht aufdrängen mußten. Des Hugo Grotius Buch vom Völkerrecht haben wir schon genannt. Obgleich derselbe das Recht, wie es die alten griechischen Philosophen schon gethan, zunächst aus der menschlichen Natur herleitete, hatte er doch die äußere Einwirkung der Offenbarung und damit die Abhängigkeit des Rechts von der Theologie noch bestehen lassen. Pufendorf war es nun, der, in Consequenz des einmal aufgestellten Princips, den nächst weiteren Schritt that und dadurch, daß er die sittliche Natur des Menschen als die alleinige Quelle und die natürliche Vernunft als das vollkommen ausreichende Erkenntnißmittel des Rechts hinstellte, dieses selbst von der Theologie emancipirte. Zwar ließ auch er den Offenbarungsglauben für sich gelten, machte aber das Recht als das natürliche Gesetz, welches mit der vernünftigen Natur und dem eingeborenen Geselligkeitstrieb des Menschen so übereinstimmt, daß ohne dasselbe keine friedliche

Gemeinschaft bestehen kann, von diesem Glauben nicht abhängig. Damit war das alte Band zwischen kirchlicher Glaubenswissenschaft und Philosophie gelöst. Der schien Pufendorf nicht mehr zu philosophiren, sondern zu theologisiren, der an die Philosophie den Maßstab der geoffenbarten Theologie legen wollte. Es folgten die erbittertsten Streitigkeiten, aber der kühne Rechtslehrer blieb Sieger. In Folge seines ersten rechtswissenschaftlichen Werkes (elementorum jurisprudentiae universalis libri duo) war für Pufendorf vom Kurfürsten Karl Ludwig der Pfalz 1661 in Heidelberg die erste Professur des Natur- und Völkerrechts gegründet worden. Im Jahre 1670 folgte derselbe aber einem Ruf an die schwedische Universität Lund, wo er sein „Naturrecht" (1672) und das Buch „von der Pflicht des Menschen und Bürgers gegen das Naturgesetz" (1673), beide in lateinischer Sprache, verfaßte. Der große Kurfürst berief ihn 1686 nach Berlin und es macht Freude zu sehen, mit welchem Interesse der große Rechtslehrer dem Staate sich anschließt, der allein das nationale Banner hoch hielt und eine einsichtsvolle Politik verfolgte. Auch das thut wohl zu hören, daß Pufendorf Speners sich thatkräftig annahm.

Das Werk, welches Pufendorf begonnen, wurde von Christian Thomasius weiter geführt, einem Manne, der als Befreier der Menschheit und Reformator eine Stelle unmittelbar neben Luther verdient. Derselbe war am 1. Jan. 1655 in Leipzig geboren, wo sein Vater ein berühmter Professor der Universität war, dem auch Leibniz manche Anregung verdankte. Frühzeitig war er mit den Kämpfen bekannt geworden, die aus Pufendorfs naturrechtlichen Schriften hervorgingen. Da besonders Leipziger Professoren bemüht gewesen waren, Pufendorf als Ketzer zu verdammen, begann er naturrechtliche Vorlesungen in Frankfurt a. d. O. (1675), noch völlig altgläubig. In Folge der Vertheidigungsschriften, welche Pufendorf in die Welt sandte, änderte sich jedoch bald seine Gesinnung und siegte das freie Denken in ihm. Nach weiteren Vorbereitungen eröffnete er im Jahre 1681 Vorlesungen über Hugo Grotius und Pufendorf in Leipzig. Da seine Kühnheit die meisten seiner Zuhörer erschreckte, mußte er die Vorlesungen abbrechen. Als er sie nach zwei Jahren wiederholte, fand er den mächtigsten Zulauf und Beifall. Nun begannen die Verfolgungen gegen ihn. Er wurde als Atheist verschrieen, gegen welchen Vorwurf er sich durch die Veröffentlichung seiner Vorlesungen zu wehren suchte. Bald ging er noch weiter, als Pufendorf. Er trennte völlig nach Ursprung und Zweck Theologie und Philosophie und begann nun auch einschneidende Veränderungen in der Behandlung der Wissenschaften und im Universitätsunterricht herbeizuführen. Er verwarf die alte scholastische oder Aristotelische Logik und suchte das Nachdenken des Einzelnen über seine Stellung als Mensch und in der bürgerlichen Gesellschaft anzuregen und zu erleichtern. Fortwährend war er auf die Fortschritte aufmerksam, welche die französische Bildung machte. Er fand, daß die Franzosen durch den Gebrauch ihrer Muttersprache in gelehrten Dingen und auch sonst im Leben uns voraus wären. Darum schlug er 1687 (man hat seinen Schritt zu einer Profanation gestempelt) an das schwarze Brett der Universität, das noch nie einen deutschen Buchstaben getragen, ein Programm in deutscher Sprache an, in dem er zur Nachahmung der Franzosen im gemeinen Leben und Wandel aufforderte. Um die allgemeine Bildung im Volke, auch die der Frauen, zu fördern, empfahl er den Gebrauch der Muttersprache auch in der wissenschaftlichen Abhandlung und verlangte deutsche Uebersetzungen der besten griechischen und lateinischen Schriftsteller. Ebenso sollte auch aller Unterricht sich das heimischen Idioms bedienen. Als ganz besonders förderlich, um bessere Einsichten und Aufklärung im Volke zu verbreiten, erachtete er Zeitschriften über alle möglichen Fragen von praktischem Werth, besonders auch über Bücher. Unter mehrfach gewechseltem Titel gab er selbst eine solche von 1688 ab heraus. Wohl

stand ihm das Beispiel des Franzosen Bayle vor Augen. In der Form aber wählte er sich Erasmus zum Muster, denn er wollte durch Witz und geistreiche novellistische Einkleidung packend auf den Leser wirken. Er entwickelte so viel Humor und wußte die Geißel der Satire so treffend zu schwingen, daß ihm sogar eine Stelle unter den ersten unserer Satiriker gebührt. Besonders ergötzlich ist seine komische Lebensgeschichte des Aristoteles, die eine Verspottung des gelehrten Zopfthums ist und in der er manchen Hieb auf ihm bekannte Personen ausgetheilt haben mag. Je größer seine Erfolge waren, desto eifriger verfolgten ihn seine Gegner. Man predigte öffentlich von der Kanzel herab gegen ihn als einen Atheisten. Thomasius suchte sich in besonderen Vorlesungen zu vertheidigen, diese aber wußte man zu verhindern. Immer neue Verdächtigungen wurden gegen ihn ausgestreut, sogar als Majestätsverbrecher bemühte man sich ihn darzustellen. Besonders übel nahm man auf, daß er sich des von den Leipzigern verfolgten und dann auch vertriebenen pietistischen Docenten Aug. Herm. Francke annahm. Schließlich verbot man ihm für alle Zukunft Vorlesungen und Schriftstellerei und drohte ihm sogar mit Gefängniß. Nun erst verließ er Leipzig und begab sich nach Berlin, wo er sich die Erlaubniß auswirkte, in Halle, wo damals noch Niemand an eine Universität dachte, Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1690, am Montag nach Trinitatis, eröffnete er dieselben. Schon im ersten Beginnen hatte er gegen 50 Zuhörer. Dies war der Anfang der Universität Halle, die auf lange Zeit ein Hort der neuen Zeitideen sein und die Bildungsschule der tüchtigsten preußischen Beamten werden sollte, die hier vorzüglich ihre Richtung auf das Nützliche und Zweckmäßige erhielten. Auch Aug. Herm. Francke wandt sich hierher und Thomasius schloß sich der pietistischen Bewegung an, so wenig dieselbe seinem innersten Wesen entsprochen haben mag. Er lebte des Glaubens, daß die Freiheit allein die Luft sei, in der Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung erblühen könnten. Der Verstand könne keine menschliche Autorität und überhaupt keinen anderen Oberherrn anerkennen als Gott. Die müsse man beschützen und fördern, nicht verfolgen und verjagen, welche neue Wahrheiten entdeckten. Engländer und Holländer seien dadurch so groß und mächtig geworden, daß sie Entdecker und Forscher zu ehren und zu lohnen wüßten, Italien und Spanien aber zurückgegangen, weil sie die freie Bewegung der Geister zu hemmen suchten. Da ihm so viel daran lag, den Gebrauch der Muttersprache zu heben, denn er fand bei seinen Zuhörern die größte Unfähigkeit im deutschen Ausdruck, begann er sogar mit diesen deutsche Stil- und Redeübungen zu halten. Um seinen Ansichten aber eine größere Verbreitung zu sichern, verfaßte er über die Vernunft- und Sittenlehre verschiedene Lehrbücher, die viele Auflagen erlebten. Von den Pietisten aber sagte er sich 1707 los, nachdem er Jahre hindurch mit ihnen gegangen war. Hatte ihn früher der gemeinschaftliche Widerwille gegen die Unduldsamkeit und Verfolgungssucht der starren lutherischen Rechtgläubigkeit bewogen, sie in Schutz zu nehmen und ihre Sache öffentlich und persönlich zu vertreten, so stieß ihn jetzt die äußerliche Kopfhängerei ab, die er bei einzelnen jüngeren Anhängern der pietistischen Richtung wahrnehmen konnte, und die Verketzerungen, zu welchen man sich allmählich auch Seitens dieser kirchlichen Partei fortreißen ließ. Wie ernst übrigens seine Theilnahme an der pietistischen Bewegung gewesen war, beweist, daß auch er eine Zeit lang das Studium der alten Mystiker eifrigst betrieb. Seine Lossagung war wohl auch dadurch bedingt, daß er inzwischen mit Locke's Schrift vom menschlichen Erkenntnißvermögen bekannt geworden war. Immer nachdrücklicher forderte er Duldsamkeit und Gewissensfreiheit. Bedeutend war auch seine juristische Wirksamkeit. Allgemein bekannt ist, daß er zur Abschaffung der Hexenprocesse und der Folter in Deutschland viel mit beigetragen hat. Erst 1749 wurde die letzte Hexe in Würzburg

verbrannt, aber Friedrich der Große, der ihn und Leibniz für die beiden größten Gelehrten Deutschlands erklärte, schaffte schon am dritten Tag nach seiner Thronbesteigung die Folter ab. Die glänzendste Genugthuung wurde ihm von der Leipziger Universität, die ihn unter den ehrenvollsten Bedingungen 1709 zurückberief. Thomasius aber blieb Halle treu, wo er in den höchsten Ehren und Würden als Director der neuen Universität stand. Er starb am 23. Sept. 1728. Wenn auch seine Sprache noch steif und ungelenk ist, seine Bücher heute nicht mehr gelesen werden, das Lob uns verkehrt erscheint, welches er den Erzeugnissen der zweiten schlesischen Schule spenden konnte, und sein ganzes Streben auf das Nützliche und Praktische allzu stark gerichtet war, so ist doch seine Bedeutung für die Entwicklung unseres Geisteslebens außer allem Zweifel. Er gehört zu den Männern seiner Zeit, die augenblicklich und rasch und mehr durch ihr persönliches Beispiel und die That wirkten und auf deren Schriften die Nachwelt weniger Gewicht legt, als auf den Geist, dem sie entstammten, und die Principien, die sie der Welt zum ersten Mal verkündigten.

Wir gehen zu Gottfried Wilhelm Leibniz über, geboren am 21. Juni 1646 zu Leipzig, ebenfalls der Sohn eines Universitätsprofessors. Schon als Knabe begann er zu philosophiren und die großen Philosophen des Alterthums, Plato und Aristoteles, aber auch die Bahnbrecher der Neuzeit auf naturwissenschaftlichem Gebiet: Baco, Cartesius, Keppler, Galilei kennen zu lernen. Da er frühzeitig den Vater verloren, erzog ihn vorzugsweise die Mutter, eine tief religiösgesinnte Frau. Durch sein ganzes Leben hat Leibniz die frommen Stimmungen seiner Jugend sich zu bewahren gewußt. Obgleich er mehrfach zum Uebertritt zum Katholicismus aufgefordert wurde, und ihm befreundete hochgestellte Persönlichkeiten aus der lutherischen Kirche ausschieden, blieb er doch seinem väterlichen Glauben treu. Der Aussicht auf eine Professur in Altorf, die ihm schon 1666 eröffnet wurde, entsagte er, weil er das Bedürfniß fühlte, seinen Geist noch weiter auszubilden, ehe er ein solches Amt übernähme. Der von ihm ausgegangene Plan, Ludwigs XIV. Eroberungsgelüste durch einen Feldzug nach Aegypten von Deutschland abzulenken, führte ihn 1672 nach Paris, wo er im anregendsten Verkehr mit den ersten Gelehrten jener Zeit vier Jahre hindurch verblieb. Im December des Jahres 1676 kehrte er als Hofrath und Bibliothekar des Herzogs Johann Friedrich von Hannover über England und Holland zurück. Bei seinem Streben nach allgemeinster Wirksamkeit knüpfte er mit fremden Höfen, wie denen von Berlin, Wien und Petersburg Beziehungen an. Nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover in England suchte er sogar dort eine Anstellung zu gewinnen. Er starb in Hannover am 14. Nov. 1716.

Leibniz hat die wenigsten seiner Schriften in deutscher Sprache abgefaßt, für deren Hebung er, wie wir bereits gezeigt haben, außerordentlich thätig war. Vieles schrieb er lateinisch, seine Hauptwerke aber, die gegen Locke gerichteten „neuen Versuche über den menschlichen Verstand“ und die „Theodicee“, französisch.

Sein Schicksal ist in gewissem Grade tragisch. Wohl hat er allen Wissenschaften fördernde Anregung gegeben, aber nur in der Mathematik als Erfinder der Differenzialrechnung, auf die fast gleichzeitig auch Newton gekommen war, Unvergängliches geleistet. Seine staatsmännischen Schriften, welche die vernünftigsten und wohldurchdachtesten Vorschläge enthielten, sind unberücksichtigt geblieben. Im Vorwärtsstreben überstürzte er sich und er verstand nicht seine großartigen Gedanken auszunutzen. Fast hoffte er zuviel von der Gunst und der Liberalität der Fürsten, und im Eifer für seine Sache wußte er oft den Großen gegenüber nicht immer die Würde der Wissenschaft zu wahren.

Seine Philosophie ist im Gegensatz zu Locke's Realismus und zu der

durch die großen Naturforscher geförderten mechanischen Welterklärung, die zeitweilig auch ihn stark beeinflußte, eine Wiederherstellung des platonischen Idealismus. Es ist unverkennbar, und zahlreiche Momente, so auch die Annahme der angeborenen Ideen, die Forderung der Herrschaft des Weisen, können als Beweis erbracht werden, daß er sich Plato geradezu zum Vorbild genommen und für seine philosophische Weltanschauung die mächtigsten Anregungen aus dem griechischen Alterthum erhalten hatte. Er stand zu Locke, wie Plato zu Aristoteles, und zu den Naturforschern, wie jener zu Anaxagoras gestanden hatte. Sein System aber wurzelte in dem entschiedensten Optimismus. Die vorhandene Welt ist ihm die beste unter allen möglichen. Die Erhabenheit des menschlichen Geistes, seinen göttlichen Ursprung, die Unsterblichkeit der Seele zu erweisen ist ihm ein heiliges Anliegen. Die Welt ist ihm aus belebten und formbildenden Atomen erwachsen, die er erste Kräfte, später Monaden nannte. Jede dieser Monaden ist ein Spiegel des Universums. Alles ist beseelt und verschieden nur nach dem größeren oder geringeren Grad seines Bewußtseins. Leib und Seele stimmen zusammen und so auch die Gesammtheit aller Monaden und diese Zusammen- und Einstimmung ist bedingt durch die prästabilirte Harmonie.

Seine größte Sorge war es, der um sich greifenden Freigeisterei zu steuern, in der er auch Gefahren für das Bestehen der Staaten erblickte. Die Philosophie sollte für die kirchlichen Symbole die wissenschaftlichen Beweise erbringen. Er wollte alles Ernstes Glauben und Wissen, Religion und Philosophie versöhnen. Mit der persönlichen Unsterblichkeit nahm er auch einen persönlichen Gott an. Die Welt ist ihm eine Schöpfung, das Werk dieses Gottes. Und sie ist wesentlich nach bestimmten Zwecken erschaffen, aus ihrer Zweckmäßigkeit können wir rückwärts auf das Dasein Gottes schließen. Mit Recht durfte er sich darum wohl einen christlichen Philosophen heißen, für seinen erklärtesten Gegner aber Bayle halten, der Wissen und Glauben für unversöhnliche Gegensätze erklärte.

Wie wenig er jedoch auch durch seine Religionsphilosophie zu wirken vermochte, beweist, daß Mancher in ihm nur einen Heuchler sah, der im Stillen über das lache, was er der Welt predige. Die Leute in Hannover machten aus seinem Namen „Löwenitz“, als ob er gar Nichts glaube. Kein Geistlicher wohnte seiner Bestattung bei. Und doch haben wir kein Recht, an dem Ernst seiner Ueberzeugungen zu zweifeln. Ihm ging die Ahnung der ewigen Wahrheit auf, die im Christenthum offenbart vorliegt und von der einzelne Strahlen auch in die heidnischen Volksreligionen gefallen waren. Man fühlt sich unwillkürlich bei ihm schon an Schelling erinnert, der nach dieser Seite später ähnliche Anschauungen entwickelte. Wie stark aber im Ganzen, auch bei den freisinnigsten Forschern, damals noch der kirchliche Glaube war, das zeigt das Beispiel von Cartesius, der nach Loreto wallfahrtete, und das von Newton, der eine Erklärung der Apokalypse schrieb.

Groß waren Leibnizens Bemühungen, die Wissenschaften zu fördern, sie gemeinnützig zu machen und in das Leben einzuführen. Gewaltig imponirt hatte ihm die Blüte von Frankreichs und Englands Handel und Industrie. Er wollte Deutschland, das Land, das früher allen Völkern durch seine Gewerbthätigkeit und Erfindungen vorangegangen war, auf eine gleiche Stufe erheben. Daher seine vielfachen Vorschläge zur Hebung der Volkswirthschaft. Selbst die Besteuerung und Gemeindeverwaltung ließ er nicht unberücksichtigt. Er verlangte die Abschaffung der Frohnen und der Leibeigenschaft, schlug Gründung von Kornmagazinen und Versicherungsgesellschaften gegen Feuer- und Wasserschäden vor, wollte der Armut steuern durch Anlegung von Werkhäusern. Ganz besonders aber war er für die Gründung von Akademien

thätig. Er wußte, daß die Wissenschaft am kräftigsten durch das Zusammenwirken von Gesellschaften gefördert werden kann. In seiner Jugend träumte er von einer wissenschaftlichen Ordensverbrüderung, die über den ganzen Erdkreis sich erstrecken und alle wichtigen Angelegenheiten der Menschheit in die Hand nehmen sollte. Die Institution des Jesuitismus hatte ihm wohl den Gedanken an die Hand gegeben. Um die Akademien der verschiedensten Völker einander nahe zu bringen, wollte er eine allgemeine Zeichensprache erfinden, die den Austausch der Gedanken erleichtern sollte. Die Gründung von Akademien regte er in Berlin, Wien, Dresden, Petersburg an, aber nur in Berlin gelang ihm dieselbe. Auch die Sprachforschung und die Geschichte erfuhr Förderung durch ihn. Die vergleichende Sprachwissenschaft unseres Jahrhunderts stand in ihren Grundzügen bereits vor seiner Seele. Mit seiner Geschichte des braunschweigischen Hauses gab er das Beispiel einer wirklich geschichtlichen Forschung und wissenschaftlichen Behandlung der Quellen.

Wo wir bei Leibniz ansetzen, da finden wir bereits die Ahnung der Ziele, welche erst unsere Zeit zur Ausführung gebracht hat. Auch er ist ein großer Anreger, wie der ihm in mancher Beziehung verwandte Herder. Seinen Einfluß können wir durch die ganze zweite classische Periode unserer Literatur verfolgen. Wie der Vater der deutschen Philosophie überhaupt, so ist er auch der Begründer des deutschen Idealismus. Es schlug ein warmes Herz für des deutschen Vaterlandes Größe in ihm und es freut uns, daß er in die Stiftungsurkunde der Berliner Akademie, die nach seinem Sinne eine große protestantische Culturmission sein sollte, die Worte aufnahm, daß sie auch „eine teutschliebende und teutschgesinnte Gesellschaft“ sein solle.

Wir schließen unsere Uebersicht der Prosa mit Christian Wolff. Er gehört noch in diese Periode, da seine Hauptschriften lange vor 1740, in den Jahren von 1712 bis 1721, erschienen und die durch ihn hervorgerufenen ärgerlichen Streitigkeiten den für ihn günstigen Abschluß im Jahre 1740 fanden. Die gesammte Bildung des nächsten Zeitraums ruht auf Wolff. Er hat die Philosophie nicht nur völlig selbständig gemacht, sondern sie auch dadurch, daß er sie deutsch behandelte, und zwar auf eine sehr lichtvolle Weise, in die Massen eingeführt. Nicht nur ganz Deutschland, selbst das Ausland verfolgte mit regstem Interesse die Entwicklung unserer Philosophie und die aus ihr erwachsenen Händel. In die meisten modernen Sprachen wurden seine reinen, klaren, eindringenden Schriften übersetzt. Bis auf Kant ist die ganze deutsche Bildung von ihm abhängig. Daß die Freidenkerei bei uns nicht in die Frechheit ausartete, wie in England und Frankreich, ist Wolff zu danken. Er hat das Nachdenken über die sittlichen Fragen zu einem allgemeinen menschlichen Anliegen gemacht. Die Kant vorausgehenden deutschen Moralphilosophen sind zumeist unmittelbar von ihm angeregt. Wenn der Mensch fortan für den Menschen der wichtigste Gegenstand des Nachdenkens war, so hatte Wolff den Anlaß dazu gegeben. Wohl durfte Hegel darum sagen, daß er vor Allem verdiene „der Lehrer der Deutschen“ genannt zu werden.

Sein System ist im Grunde allerdings nur Eklekticismus, wenn er auch selbst diese Bezeichnung als Vorwurf zurückwies. Er hat keine Einheit zwischen Leib und Seele herzustellen verstanden, wie Leibniz. Leib und Seele, Körper- und Geisteswelt stehen sich bei ihm ganz unvermittelt gegenüber. Zwar hat er zu den „angeborenen Ideen“ und, um eine Ueberbrückung des auch von ihm gefühlten Dualismus seiner Lehre zu finden, zu der „prästabilirten“ Harmonie Leibnizens sich bekannt, trotzdem darf man nicht, wie seine Schüler so gern thaten, seine Philosophie als Leibnizisch-Wolffische bezeichnen. Leibniz war, wie Herder richtig gesagt hat, in seiner Metaphysik ein Dichter, dem Alles von Leben und Seele erfüllt erschien, Wolff

dagegen durch und durch nur ein Verstandesmensch, der Alles der vernünftigen Erkenntniß unterwerfen wollte und dem die Vernunft als die alleinige Quelle auch der sittlichen Vorstellungen von gut und bös galt. Indem er aber alles Wissen und Dasein der Prüfung der denkenden Erkenntniß unterwarf, führte er auch in die einzelnen Wissenschaften die Kritik ein. Und es ist sehr bedeutsam, daß in denselben Jahren, wo die Dichtkunst ihren neuen Aufschwung durch eine auf eine bessere Theorie gegründete Kritik vorbereitete, auch die Philosophie durch ihn die Nothwendigkeit der Kritik proclamirte. Noch kam ihm aber kein Zweifel an der Zulänglichkeit der menschlichen Vernunft oder Erkenntnißvermögens bei. Dieses selbst wieder der Kritik zu unterwerfen, war der große Fortschritt, den die Philosophie durch Kant that, der übrigens die Verdienste Wolffs um das geistige Leben des 18. Jahrhunderts, namentlich durch die von ihm erstrebte größere Gründlichkeit in der Behandlung der Wissenschaften, durchaus anzuerkennen bereit war und seinen Vorgänger den größten aller dogmatischen Philosophen nannte. Wenn man sich den Zustand der einzelnen Wissenschaften während der sechsten Periode unserer Literatur recht lebhaft vergegenwärtigt, dann erkennt man wohl das Verdienst, welches sich Wolff dadurch erwarb, daß er Geist und Licht in die armselige Bildung seiner Zeit brachte, die auf gelehrtem Wust und einer starren Theologie basirte. Und die Aufgabe, die Baco einst sich gestellt, die nahm er wieder auf und versuchte ein System und eine Gliederung aller Wissenschaften durchzuführen, die in sich organisch zusammenhängend und genetisch entwickelt sein sollte.

Die Angriffe, welche Wolff Seitens der Theologen erfuhr, betrafen natürlich vorzugsweise seine Stellung zur Offenbarung. Von Haus aus ein religiöses Gemüth blieb er den kirchlichen Gebräuchen stets treu und trat entschieden gegen alle Freidenkerei und darum auch gegen Spinoza, Newton und Locke auf. Nach seiner Meinung sollte der Bestand und die Ruhe des Staates, die Moral und die Religion in keinerlei Weise angetastet werden dürfen. Er hat darum auch nicht alle Consequenzen seiner eigenen Lehren gezogen, fortwährend seine Uebereinstimmung mit der Offenbarung behauptend, und wo er abwich, ausdrücklich betonend, daß es sich bei ihm nur um Erkenntnisse der Vernunft handle: die kirchlichen Lehren seien ja anderen Ursprungs und ihre unerforschlichen Geheimnisse einzig Gegenstand der Theologie. Man sieht, wie seine Gegner, um ihn stürzen zu können, nicht an der Theologie selbst, sondern an der Sittenlehre ansetzen mußten, die Wolff allerdings für einen Gegenstand der Philosophie erklärt hatte. Denn er hatte, wie wir schon oben angedeutet haben, die Vernunft zur Quelle unserer Anschauungen über gut und bös gemacht. Gut und bös wurden ihm menschliche Handlungen durch ihre Folgen. Die Einsicht in einen folgemäßigen Zusammenhang war aber nach seiner Meinung Sache der Vernunft. Durch diese allein werden wir aber auch des Gesetzes der Natur inne und nur durch die Beobachtung dieses Gesetzes kann der einzelne Mensch auf Erden glücklich werden. Man begreift es, daß, als Wolff in einer öffentlichen Rede Confucius als einen Lehrer reiner Sittlichkeit pries, sofort die Theologen mit ihrem lange geplanten Angriff gegen ihn hervortraten. Hier aber haben wir nun einen kurzen Abriß seines Lebens anzuschließen.

Christian Wolff war am 24. Januar 1679 als der Sohn eines schlichten Gerbers zu Breslau geboren, der das Gelübde gethan hatte, daß, wenn ihm ein Sohn geboren würde, dieser dem Dienste der Wissenschaften sich widmen solle. So war er denn schon vor der Geburt zur gelehrten Laufbahn bestimmt. Bereits als Knabe sann er darauf, in die Theologie unwidersprechliche Gewißheit zu bringen. Darum studirte er auch später in Leipzig Philosophie und Mathematik und habilirte sich daselbst im Jahre 1703. Gegen Ende des Jahres 1706 wurde er auf Leibnizens Empfehlung als Professor der Mathematik nach Halle berufen. Auch hier las er über

philosophische Disciplinen, die allmählich einziger Gegenstand seiner Vorlesungen wurden. Unter dem Titel „vernünftige Gedanken" ließ er von 1712 ab eine Reihe Werke in deutscher Sprache über Gott, die Welt, der Menschen Thun und Lassen u. s. w. erscheinen. Er war bald der gesuchteste akademische Lehrer und der gefeiertste Schriftsteller in Deutschland. Seine Rede über Confucius hielt er bei der Uebernahme des akademischen Prorectorats am 2. Juli 1721. Wolff wurde darauf öffentlich, auch von einem Privatdocenten, der Gottlosigkeit beschuldigt und klagte nun bei den Behörden. Aber seine Gegner wußten, auf nicht immer redlichen Wegen, den König zu bestimmen, unter dem 8. Nov. 1723 eine Cabinetsordre zu erlassen, daß der Philosoph binnen 48 Stunden Halle und die preußischen Lande, bei Strafe des Stranges, zu verlassen habe. Wolff verließ schon nach 12 Stunden die Stadt und wandte sich nach Marburg, wo ihm der Landgraf Karl eine Professur angetragen hatte. In Preußen aber wurden seine Schriften und alle Vorlesungen über dieselben verboten. Gerade diese strengen Maßregeln steigerten das Ansehen und den Einfluß Wolffs, an den Rufe selbst von Petersburg und Schweden ergingen. Bald erfolgte auch in Preußen eine Umstimmung, man fand, daß seine Schriften der Offenbarung nicht nachtheilig seien, und hochgestellte Freunde und Gönner konnten bereits beim König Schritte für Wolffs Zurückberufung thun. Der König las selbst seine Schriften, fand in denselben viele schöne Gedanken über Gott, Wolff durfte ihm eines seiner Werke widmen, an Studenten und Candidaten der Theologie erging die Aufforderung, Wolffs Werke zu studiren. Darauf bot der König dem Philosophen eine Professur in Frankfurt a. d. Oder an. Aber dieser sehnte sich nach Halle zurück und lehnte deshalb ab. Schon stand er im Begriff, einen Ruf nach Utrecht anzunehmen, als der König am 31. Mai 1740 starb. Sein Nachfolger, Friedrich II., der Wolffs Schriften studirt hatte und in ihm einen der größten deutschen Gelehrten ehrte, gab bereits am 6. Juni 1740 Befehl zu seiner Zurückberufung. Da er ihn an die Akademie nach Berlin ziehen wollte, was Wolff durchaus nicht zusagte, verzögerte sich die Angelegenheit. Der König aber gab nach und berief ihn am 12. Aug. 1740 als Geh. Rath und Vicekanzler nach Halle. Großartig war der Empfang, der Wolff am 6. Dec. d. J. in Halle zu Theil wurde. Doch fand er hier nicht, was er gehofft. Da seine Philosophie bereits Gemeingut geworden, war er selbst weniger gesucht. Auch sein Schicksal erinnert an Gottsched. Mißmuthig und unzufrieden starb er am 9. April 1754.

Noch müssen wir ein Wort über die Entwicklung der Künste in diesem Zeitraum hinzufügen. Im Vordergrund derselben steht die Musik, welche den übrigen gegenüber den Vortheil hatte, immer lebendige Volkssache geblieben zu sein. Epochemachend war die Einführung der Oper nach italienischem Vorbild durch Hasse, der mit seiner Gattin Faustina in die zügellose deutsche Kunst Maß, Regel und Etikette einführte. Nach der gleichen Richtung, wie Hasse in Dresden, wirkte Graun in Berlin. Den höchsten Aufschwung aber nahm die Musik durch Joh. Seb. Bach (geb. am 21. März 1685 zu Eisenach und gest. am 28. Juli 1750 als Cantor der Thomasschule in Leipzig) und G. Fr. Händel. Durch sie wurde diese Kunst wirklich deutsch. „Aus dieser deutschen Grundwesenheit erklärt sich das Romantische, das besonders in Bach an die Pracht, Erhabenheit, Mystik und kunstvolle Verflechtung der alten gothischen Dome gemahnt". So hatte die Musik echt deutschen Inhalt gewonnen und diesen in vollendeter und unübertroffener Weise ausgesprochen, lange zuvor, ehe der Dichtkunst das Gleiche gelingen wollte in classischer Form das deutsche Wesen nach allen Seiten zur Darstellung zu bringen. Wie die Abendschatten wachsen, so aber ist Bachs Ruhm

gewachsen. „Es gibt jetzt keinen echten und ernsten Meister mehr, der nicht Sebastian Bach für das vielleicht größte musikalische Genie aller Zeiten hielte." So scheiden wir denn von dieser sechsten Periode unserer Literatur, die das nationale Leben in seiner ärgsten Erstarrung gesehen hat, um des Aufschwungs willen, den Kritik, Philosophie und Musik gegen das Ende derselben genommen haben, mit der Aussicht auf eine glänzende Zukunft und im Hochgefühl patriotischer Begeisterung.

Siebente Periode.

Zeitalter des poetisch-philosophischen Aufschwungs bis zu den Freiheitskriegen 1813.

Das Jahrhundert vom dreißigjährigen Krieg bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen ist die Vorgeschichte jener denkwürdigen Epoche unserer Literatur, in welcher der deutsche Geist dichtend und denkend bis zu einer unglaublichen Höhe sich entfalten sollte. Als die Reformation sich vollzog, ging eine allgemeine nationale Erhebung durch das Volk, welche jedoch die verschiedenen Gebiete des geistigen Lebens gleichmäßig zu befruchten nicht im Stande war, da sie bald alle Kräfte auf die kirchliche Befreiung allein concentrirte und, weil zu früh und ohne die im Volke schlummernden Keime allseitig entwickelt zu haben, zum Stillstand kam. Eine zweite großartige nationale Bewegung ergriff unser Volk zur Zeit des siebenjährigen Krieges, als Friedrich II. (1740—1786), der geniale, wissenschaftlich hochgebildete, zwar nicht deutsch schreibende, aber doch echt deutsch gesinnte König des protestantischen Vorlandes im deutschen Norden, der eifrigste Förderer der allgemeinen Aufklärung und Duldsamkeit, heldenmüthig seiner Feinde sich erwehrte, das übermüthige Frankreich zu demüthigen wußte, dessen Räubereien und Brandschatzungen deutschen Gebietes noch unvergessen waren, und Alles, was deutsch dachte und fühlte, selbst im katholischen Süden, den lebhaftesten Antheil an seinen kühnen und tapferen Kämpfen zu nehmen zwang. Auch damals gingen die Wellen der patriotischen Begeisterung hoch und es war eine Freude „Deutscher mit Deutschen zu sein." Hatte die Reformation es nicht vermocht die Poesie und Philosophie zur gleichen Höhe, wie das religiös-kirchliche Leben, emporzuheben, so holte das Zeitalter Friedrichs des Großen das damals Versäumte nach und führte das einst durch die Reformation begonnene, aber wieder unterbrochene Werk fort, indem es den Strom der nationalen Bewegung nun auch den Gebieten der Dichtkunst und Wissenschaft zuleitete und diese aus der Erstarrung, in der sie gelegen, zu befreien und echt deutsch und national sich weiter zu entwickeln trieb.

Wenn auch das politische Leben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei uns nicht völlig ruhte, wie manche Erscheinungen beweisen können, so waren doch die staatlichen Interessen damals nicht die vorherrschenden. Das Reich befand sich in einem so kläglichen Zustand der Zerrissenheit und Ohnmacht und für eine Theilnahme der Bürger am Wohl und Wehe desselben war so wenig gesorgt, daß wir uns über die allgemeine Lethargie, die auf reichs-politischem Gebiete herrschte, nicht zu verwundern haben. In den größeren Reichsländern dagegen galt der Staat noch immer für so unantastbar, daß selbst der nordamerikanische Freiheitskrieg und die französische Revolution

hier keine nachhaltige Aufregung hervorzubringen vermochten. So kam es, daß die Ziele, denen unser Volk nachstrebte, als es von den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges einigermaßen sich erholt hatte und seine Kräfte neu zu regen und zu fühlen begann, durchaus nicht politischer Natur, sondern nur literarischer und wissenschaftlicher Art waren, d. h. daß das Geistesleben der Nation die Richtung nahm, die ihm durch den eifersüchtig auf seine Vorrechte wachenden Absolutismus nicht verwehrt blieb. Wenigstens im Staate Friedrichs des Großen war es erlaubt, nach dieser Seite frei sich zu entfalten und das Beispiel des großen Preußenkönigs blieb nicht ohne alle Nachahmung. Wenn auch der Zeitraum vorzugsweise die wachsende Bildung des Mittelstandes zu verzeichnen hat, so gab es doch auch einzelne deutsche Fürsten, die in dieser Hinsicht hinter den ersten ihrer Unterthanen nicht nachzustehen bemüht waren. Wie Friedrich der Große, so versuchten auch andere Fürsten zu einer höheren Ausbildung zu gelangen. Ganz besonders aber eiferte ihm der edle östreichische Kaiser Joseph II. nach (1765—1790), unter dessen Regierung das so lange in den Banden des Jesuitismus gefangen gelegene östreichische Volk einmal wieder frei aufathmen durfte. Das Beispiel beider Fürsten hat nicht wenig dazu beigetragen dem höheren Geistesleben im deutschen Volke einen frischen Aufschwung zu geben.

Auch durch Errichtung besser organisirter Lehranstalten suchten einzelne Landesfürsten der allgemeinen Bildung größeren Vorschub zu leisten. So gründete der Herzog Karl von Braunschweig schon 1745 in seiner Residenz das Collegium Carolinum, an welchem eine längere Zeit hindurch verschiedene Männer als Lehrer wirkten, welche in der deutschen Literatur eine geachtete Stellung einnahmen; wir nennen K. Chr. Gärtner, J. Fr. W. Zachariä, J. Arn. Ebert, K. Arn. Schmid, J. J. Eschenburg. Bekannter ist, daß der Herzog Karl Eugen von Würtemberg (geb. 1728, gest. 1793) auf seinem Lustschloß Solitude eine militärische Bildungsanstalt errichtete, die er 1775 unter dem Namen einer Akademie nach Stuttgart verlegte, auf welcher Schiller seine medicinischen Studien machte.

Einzelne Fürsten nahmen sich auch der Dichter an. So war König Friedrich V. von Dänemark (1746—66), sammt seinem Minister J. Hartw. Ernst v. Bernstorff, ein eifriger Förderer geistiger Interessen und deutscher Literatur. Er war es, der Klopstock zur Vollendung seines Messias mit einem ansehnlichen Jahrgehalt nach Kopenhagen berief, wo dieser von 1751—1771, in glücklicher Muße zubrachte, freilich auch unberührt von der gleichzeitigen großen Bewegung des siebenjährigen Krieges. Nicht minder kunstsinnig war der treffliche Markgraf Karl Friedrich von Baden (geb. 1728, gest. 1811), an dessen Hof derselbe Klopstock, nach Vollendung seines Messias (1773) eine Zeit lang, vom Herbst 1744 bis zum Frühjahr 1775, als Hofrath lebte und wo auch Goethe und Schiller als Gäste erschienen und der letztere einen Act seines Don Karlos vorlas. Vor allen anderen aber trat als Freund und Beschützer der Dichtkunst und jeder höheren Bildung der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar auf (geb. 1757, gest. 1828), der Sohn einer braunschweigischen Prinzessin, der berühmten und hochgebildeten Herzogin Amalia, und erzogen und unterrichtet von den vorzüglichsten Lehrern, unter diesen von den Dichtern Wieland (seit 1772 in Weimar) und Knebel. Nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1775 erhob er durch die Berufung Goethe's (1775), Herders (1776) und Schillers (1789) Weimar zum wirklichen literarischen Mittelpunkt Deutschlands.

Nachdem wir in einem kurzen Ueberblick die deutschen Fürsten namhaft gemacht, die sich dem großen Bildungsstreben des 18. Jahrhunderts anschlossen, haben wir von Friedrich dem Großen, nach welchem jene Epoche der Geschichte, und zwar

nicht mit Unrecht, häufig benannt wird, und von seinem Staate Preußen noch ein Wort hinzuzufügen. So unbefriedigend die allgemeinen Reichszustände waren, so rührig war das Leben in dem seit dem Anfang des Jahrhunderts zum Königreich Preußen erhobenen Markgrafenthum Brandenburg, zu dessen Größe der Kurfürst Friedrich Wilhelm, den die Geschichte „den großen“ nennt, den Grund gelegt hatte. Zwar waren die preußischen Könige, wie es scheinen mochte, nur auf die Machtvergrößerung ihres eigenen Reiches bedacht, aber schon dämmerte in ihnen das Bewußtsein auf, daß, wenn es mit Deutschland besser werden sollte, Oestreichs Einfluß im Reiche gebrochen werden und Preußen einmal an dessen Stelle treten müsse. Um dieser großen Aufgabe der Zukunft gerecht zu werden, hatte zumal der König Friedrich Wilhelm I., der Vater Friedrichs des Großen, nicht blos die Finanzen seines Reichs durch eine außerordentliche Sparsamkeit zu heben, sondern ganz besonders sein Volk zur strengsten Pflichterfüllung und Thätigkeit zu erziehen gesucht. Diese damals zuerst ins Leben eines größeren deutschen Reiches eingeführte strenge Disciplin, die zu der überhand nehmenden Empfindsamkeit der Zeit, von der wir weiter unten sprechen müssen, gar merkwürdig abstach, und die doch wenigstens innerhalb dieses einen Territoriums einen wirklichen Patriotismus, eine wahre Vaterlandsliebe, wenn auch zunächst nur für diesen neuen Staat Preußen, begründete, ist für die Entwicklung unseres gesammten geistigen Lebens von den segensreichsten Folgen gewesen. Am und mit dem preußischen Patriotismus ist der deutsche groß gewachsen und die Ordnung und Gesetzmäßigkeit, die strenge Pflichterfüllung und hohe Ausbildung, durch welche das preußische Beamtenthum und der preußische Officierstand sich auszeichneten, hat Preußen befähigt, an die Spitze Deutschlands zu treten. Der Kantische kategorische Imperativ, d. h. das strenge Pflichtbewußtsein, welches der große Königsberger Philosoph zur Grundlage aller Sittlichkeit machte, er ist in Wahrheit nur der Geist der preußischen Heeres- und Beamtendisciplin, und daß der Prediger dieses männlichen Pflichtbegriffes gerade Königsberg entstammte und in Königsberg lehrte, was seit Annahme der Königskrone die zweite Hauptstadt Preußens geworden war, ist gewiß nichts Zufälliges. Mochte darum auch der Name Preußen bei den übrigen Stämmen auf lange hin verhaßt sein, der deutsche Geist, auf den die Nation stolz sein darf, ist doch in Preußen groß gezogen worden, und Niemand kann die Gegenwart und den Gang der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland recht begreifen, der nicht die Geschichte dieses Staates kennt, der lange Zeit der einzige wirkliche Staat in Deutschland war.

Wenn nun der siebenjährige Krieg, d. h. der Kampf, den Friedrich der Große mit seinen Nachbarn, besonders mit dem alten Erzfeind Oestreich und dessen jeweiligen Verbündeten, nicht blos für seine Machtstellung, oft geradezu nur für seine Existenz führte, die lebendigste Theilnahme im übrigen Deutschland erweckte, so konnte schon deswegen diese Theilnahme nicht ohne die günstigsten Folgen bleiben, weil sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf denjenigen Staat richtete, der als politische Organisation damals einzig dastand. Leider aber hat, selbst unseren größten Geistern, auf lange hin das Verständniß desselben gefehlt, der doch eine ebenso große Leistung ist, als irgend ein Werk der Wissenschaft und Dichtkunst. Aber Friedrichs Kampf erschien auch als ein Kampf gegen das Unrecht, die Lüge, den Rückschritt, und darum hielt Alles zum preußischen König, was überhaupt in Deutschland Liebe zu Wahrheit und Freiheit beseelte. Es war ein Kampf des Lichts oder der Aufklärung mit den Mächten der Finsterniß. Besonders aber ergriffen Gemüth und Phantasie die Wunder von Heldenmuth, welche Friedrich und sein ruhmreiches Heer vollbrachten. Kaum für etwas Anderes hat unser Volk von jeher den empfänglichen Sinn gezeigt, wie für die Heldengröße, und nicht umsonst ist Siegfried,

der Drachentödter, das Ideal unserer mittelalterlichen Sage und Dichtung. Hätte nun auch der siebenjährige Krieg keine andere Folge für das Geistesleben der Nation gehabt, dadurch war er schon vom weittragendsten und günstigsten Einfluß, daß er den Begriff der Größe, wahrer menschlicher Größe, und zwar im Bunde mit einem ausgesprochenen Sinn für Natur und Einfachheit, wieder lebendig machte, und allen schlummernden Kräften den Impuls gab, sich ebenfalls in voller Natürlichkeit und Menschlichkeit bis zur Größe zu entfalten. Kaum aber hat eine Epoche unserer Literatur ein so weit verbreitetes Streben nach den höchsten Zielen, ein so gigantisches und titanenhaftes Ringen nach Größe und Genialität aufzuweisen, als die Zeit nach dem siebenjährigen Krieg. Wer wollte nicht auch hier eine Nachwirkung des Heldenbeispiels des großen Preußenkönigs, „des Herkules Friedrich", sehen?

Dies führt uns aber darauf, von des Königs Stellung zur deutschen Literatur zu sprechen. Leider zeigte er, der ganz in französischer Bildung aufgewachsen war, dem die französische Literatur allein mustergiltig erschien, der sich mit französischen Gelehrten umgeben und die französische Sprache zur Sprache der von ihm hergestellten Akademie der Wissenschaften erhoben hatte, für unsere deutsche Sprache, die er rauh und übellautend nannte, nicht den rechten Sinn. Daß er deutsche Dichter nicht unterstützte, daß er selbst diejenigen unberücksichtigt ließ, welche sein Lob zu singen nicht müde wurden, wie Ramler, Engel, Gleim, Kästner, ist ihm nicht zum Vorwurf zu machen. Nachdem so lange Zeit die Dichter nur allzustark und auf Kosten des Charakters nach der Gunst der Großen ausgeblickt hatten, war es sicher eine Wohlthat, daß sie sich auf sich selbst zu stellen und einen anderen höheren Maßstab an ihr Schaffen anzulegen gezwungen wurden, als den Beifall von Fürsten und Höfen. Dies scheint Friedrich selbst gefühlt zu haben. Man erzählt, daß er, als er einstmals von Mirabeau gefragt wurde, warum er nicht der Augustus der deutschen Literatur habe werden wollen, dem Franzosen geantwortet habe: „Sie wissen nicht, was Sie sagen! Welchen größeren Vortheil hätte ich ihr thun können, als daß ich mich nicht um sie bekümmerte." Das letztere hat er denn nun freilich mehr als billig gethan. Das Nibelungenlied, welches ihm der Schweizer Myller überreichte, nannte er „keinen Schuß Pulver werth," für Klopstocks Messias hatte er so wenig Verständniß, als für Lessings Minna von Barnhelm und Goethe's Goetz von Berlichingen. Man fühlt sich über diese Mißachtung deutscher Dichtungen weniger verstimmt, wenn man hört, wie er Gellert wegen seiner Fabeln (1760 bei seiner Unterredung mit ihm in Leipzig) und ein unbedeutendes Gedicht von Goetz loben konnte, welches in glatter Sprache einem französischen Vorbild ziemlich treu nachgebildet war. Die französische Correctheit, der freie, anständige, etikettenmäßige Ton der französischen Literatur waren ihm so sehr zur Regel geworden, daß er für wahre Dichtergröße kein Verständniß hatte. Virgil stellte er höher als Homer. Diejenigen französischen Schriftsteller mißfielen ihm, welche vor der Zeit des Classicismus der Sprache des Volkes sich genähert hatten, wie Montaigne und Rabelais. Shakespeare aber war ihm dermaßen verhaßt, daß er in seinen Dramen nur Geistesproducte eines Canadischen Wilden sehen wollte. Dagegen freut es uns, daß er Thomasius und Wolff lobte, und auch darin hatte er nicht ganz Unrecht, daß er auf gute Uebersetzungen der besten Schriften des classischen Alterthums drang, weshalb er auch den Philosophen Garve zu einer Uebertragung der drei Bücher Cicero's von den Pflichten veranlaßte. In einer besonderen Schrift (de la littérature allemande), der speciellen Antwort auf Herzbergs Bemühungen, ihm mehr Achtung vor unserer Literatur und Nation beizubringen, hat er seine literarischen Ansichten, namentlich sein Verdammungsurtheil des Goethischen Goetz, niedergelegt. Es ist ihm von verschiedener Seite, so besonders von Moeser, dem das Verdienst gebührt, Goethe's

Dichtergröße zeitig erkannt zu haben, gebührend widersprochen worden. Versöhnen aber kann uns mit des Königs durchgängiger Verkennung der literarischen Bestrebungen seiner Zeit die Prophezeiung, welche derselbe am Schluß seiner Schrift ausgesprochen hat: „Wir werden unsere classischen Autoren haben; Jeder wird sie lesen wollen, um sie zu genießen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich schon. Ich kündige sie an, zwar ich werde sie nicht mehr sehen, mein Alter läßt diese Hoffnung nicht mehr zu. Ich bin wie Moses: Ich sehe von Weitem das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Irren wir uns nicht, so hatte Friedrich II. wohl nur die erste Epoche unserer Literatur in jener großen siebenten Periode derselben einiger Maßen kennen gelernt. In der Zeit von 1740 bis 1813 sind sich aber rasch hinter einander verschiedene Generationen gefolgt, die immer wieder auf einem veränderten Standpunkt standen. Was Goethe (1749—1832) möglich war, das glückte freilich kaum einem Anderen. Wir sehen ihn thätigen und schöpferischen Antheil an allen Wandlungen seiner Zeit nehmen, und wie er in der Jugend den Dichtern der Bremer Beiträge nahe stand, dann mit Herder die ganze Sturm- und Drangperiode durchlebte, mit Schiller unsere Dichtkunst auf ihre classische Höhe erhob, so im höheren Mannesalter den Bestrebungen der Romantiker und noch fast ein volles Vierteljahrhundert über diese Zeit hinaus der weiteren Entwicklung unserer Literatur folgen. Friedrich der Große theilte vielmehr das Schicksal eines Gleim, dessen Leben (1719—1803) zwar fast die ganze siebente Periode umspannte, der aber trotzdem und bei allem inneren Antheil, den er den großen Führern der literarischen Bewegung, wie jüngeren aufstrebenden Talenten schenkte, für seine Person immer nur ein Dichter aus der ersten Epoche dieses Zeitraums, d. h. ein Zurückgebliebener, war. Wer, wie Goethe, diese großen Zeiten schöpferisch durchmessen, und auch immer wieder an der Spitze derselben stehen wollte, dem mußte, wie es für den wahren Dichter ziemt, ewige Jugend von der Natur beschieden sein. Friedrich der Große hatte jedoch von früh auf ein so festes Gepräge seines ganzen Wesens angenommen, daß er, wenigstens was seine Stellung zur deutschen Literatur anlangt, aus den Anschauungen seiner Jugend herauszutreten nicht vermochte.

Das ist aber gerade das Charakteristische an der literarischen Bewegung unserer siebenten Periode, daß sie, in ihren verschiedenen Etappen oder Stationen, immer von der Jugend ausging. Nur der strenge Classicismus ist ein Product des reiferen Geistes des Mannesalters und, wie schon Lessings vollendetere dramatische Dichtungen dessen späterer Zeit angehören, so haben auch Goethe und Schiller die Höhe ihrer Dichtung erst im Mannesalter erreicht. Die jüngeren Generationen aber, welche die jeweilige Stimmführung in der Literatur übernahmen, hatten sich meistens auf den Universitäten, während oder unmittelbar nach ihren Studienjahren, zusammengefunden. So war der Bund der Bremer Beiträger in Leipzig, der Hainbund in Göttingen entstanden, in Straßburg hatten sich verschiedene Stürmer und Dränger gegenseitig genähert, Jena aber erkoren sich die Romantiker zum Sammelplatz. Wie die Universitäten, so übten auch die Schulen Einfluß auf die Entwicklung des dichterischen Geistes. Es ist nicht unberücksichtigt zu lassen, daß Lessing und Klopstock auf sächsischen Fürstenschulen, Wieland in Klosterbergen, Schiller auf der Karlsschule herangebildet wurden, während Goethe nur privaten Unterricht als Vorbereitung für die Universitätsstudien genossen hatte. Daß die Dichtkunst vorzugsweise von der Jugend ausgeübt wurde, mußte ihr einen neuen, frischeren, originelleren Charakter und Geist verleihen.

Aber auch das ist bedeutsam, daß die Pfleger der Dichtkunst meist dem Mittelstande angehörten. Schon dies Moment allein weist darauf hin, daß es mit dem Einfluß der französischen Literatur bei uns zu Ende war. Die Nachahmer der französischen Sitte und Sprache waren Fürsten, Adeliche und höhere Beamte, und die Dichter, welche für dieses bevorrechtete Publicum schrieben, unwillkürlich dem französischen Geschmack zu folgen gezwungen gewesen. Als aber die Bildung und mit ihr die Dichtkunst in den Bürger- und Mittelstand herabstieg, als nicht blos die Dichtenden Bürgerliche waren, sondern man auch für die Bürgerlichen dichtete, d. h. als man nicht mehr nach dem Lob der französirenden Hofkreise, sondern nach dem Beifall von seines Gleichen, der Gebildeteren in der ganzen Nation, rang, als man die Nation selbst zum literarischen und ästhetischen Schiedsrichter erhob: da konnte auch fremdländisches Wesen nicht mehr bestehen, das ja dem Volke stets unverständlich und ungenießbar ist, da mußte deutsches Wesen, deutsches Leben, deutsche Gesinnung und Sitte zur Herrschaft und Darstellung kommen. Auch aus diesem Grunde ist es ein Glück zu nennen, daß der französische Friedrich mit seiner Tafelrunde französischer Gelehrten von der deutschen Literatur sich gänzlich fern hielt. Diese behielt dadurch ihre volle Freiheit und Selbständigkeit. Sie wurde wirklich deutsch.

Wollen wir also, was von den Bremer Beiträgern, von den Hallischen und Preußischen und auch von späteren Dichtern ausging, recht verstehen und würdigen, so müssen wir uns der Eigenschaften des biedern deutschen Bürgers von damals erinnern. Diese sprechen sich in jenen Dichtern aus. Noch ging man im Allgemeinen über das, was diesem Bürger gefallen mußte und konnte, nicht hinaus. Nur daraus erklärt es sich, warum eine so untergeordnete Dichtungsart, als wie die Fabel ist, so eifrig gepflegt werden konnte. War diese doch von jeher eine dichterische Lieblingsform des deutschen Bürgerstandes gewesen, die bei ihrer Kürze dem Geiste keine große Anstrengung zumuthete, und durch das Nachdenken, zu welchem sie anregt, wie durch die Lehre, die sie in einem Beispiel verhüllt vorführt, doch auch wieder den Geist zu befriedigen vermochte. Wenn Nichts Anderes, so müßte, da während der schlesischen Schulen die Fabeldichtung gänzlich ruhte, die in den Uebergangszeiten von der sechsten zur siebenten Periode für diese Dichtungsform wieder erwachte Liebe es uns beweisen, daß damals bereits der Schwerpunkt der Literatur in den Mittelstand zurückverlegt war, daß in gewissem Sinne die Dichtkunst da sich fortsetzen wollte, wo sie im Reformationszeitalter von Hans Sachs gelassen, oder, um es anders auszudrücken, wo sie durch die Bestrebungen der Renaissancedichter unterbrochen worden war. Und was von der Fabel, das gilt, in der gleichen Weise und aus den gleichen Gründen, vom Sinngedicht oder Epigramm.

Aber noch ein Anderes kann uns dafür Zeugniß sein, daß der Bürgerstand die Ton angebende Macht in der Literatur geworden war. Dies ist die allmählich immer mehr sich ausbreitende und vertiefende Empfindsamkeit oder Sentimentalität. Auch zu ihr besitzt der Deutsche eine angeborene Neigung, die, wie von uns früher hervorgehoben worden ist, in den Zeiten des Minnegesanges bereits deutlich erkennbar sich geäußert hatte. Eine Reihe Momente aber begünstigten sie im Zeitalter Friedrichs des Großen. Es war nur zu natürlich, daß der von Spener, Francke und Zinzendorf ausgehende Pietismus, der die Rechte des Herzens und des Gefühls, gegenüber dem starren Dogmatismus der lutherischen Orthodoxie, zur Anerkennung brachte, nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf das übrige Leben blieb, zumal Speners Bestrebungen außerordentlichen Beifall im protestantischen deutschen Volke fanden, und daß in Folge dessen auch überall ein höheres, tieferes Gemüths- und Gefühlsleben sich zu regen begann. Von jeher war der deutsche Bürger auch gut religiös gesinnt

gewesen. Darum kein Wunder, wenn auch die Dichter des wieder in der Literatur auftretenden Bürgerthums vielfach geistliche Lieder verfaßten, nicht etwa blos ein Gellert, von dem dies alle Welt weiß. Nun können wir es auch verstehen, warum Klopstock gerade den Messias zum Gegenstand eines Epos machte, das von dem Vorherrschen der Empfindsamkeit durch seinen überwiegend lyrischen Charakter reichlichen Beweis liefert, warum Bodmer und Wieland Patriarchaden schrieben und noch viele Andere mit Vorliebe biblische Stoffe behandelten.

Aber die Empfindsamkeit von damals trug nicht blos einen religiösen Charakter. Sie war auch echt weltlich, sie wurzelte selbst in einer unverkennbaren sinnlichen Richtung. Auch diese Seite derselben ist ein alter deutscher Zug, der immer da wieder zum Vorschein kommt, wo die Zeiten eine größere Lust und Freude an der Welt und dem Leben ermöglichen. Als Friedrich der Große den Thron bestieg, waren die Wunden des dreißigjährigen Krieges zum Theil geheilt und der Bürgerstand, der unterdessen, zumal unter der Regierung seines unermüdlich thätigen Vaters, des wahren Bürgerkönigs, fleißig und rührig gewesen war, hatte sich erholt und fühlte sich sogar in einem gewissen Grad behäbig. Die meisten unserer großen Dichter und Denker des vorigen Jahrhunderts sind aus solchen zur Wohlhabenheit gelangten bürgerlichen Familien hervorgegangen und es ist sehr bezeichnend, daß die beiden großen Breslauer Philosophen Wolff und Garve, der erstere von einem Gerber, der andere von einem Färber stammten, aber sowohl unter Goethe's als Schillers Vorfahren Gastwirthe sich befinden. Die größere Wohlhabenheit, die ermöglichte Freude am Leben haben wir in Betracht zu ziehen, wenn wir den Realismus, den muntern, lebensfrohen Sinn begreifen wollen, wie er schon in Hagedorns Liedern und dann in denen der Anakreontiker sich ausspricht. Die Güter des irdischen Daseins hatten wieder Werth gewonnen und von jeher hat ja die Dichtkunst auch diese verherrlicht. So war es denn natürlich, daß Freundschaft und Wein und Liebe auch wieder in der Poesie zum Worte kamen. Die Empfindsamkeit ist aber ganz besonders auf dem Gebiete der Liebe zur Macht geworden. Um dies zu verstehen, muß man sich daran erinnern, daß nicht nur unsere Dichter der vorausgehenden Periode mit ihren umfangreichen Helden- und Liebesgeschichten, daß auch die immer einflußreicher gewordene englische Literatur durch ihren Familienroman nach der Seite hin eingewirkt hatten. Hinzu kommt aber noch ein Anderes. Allmählich, und zwar in dem Maße, als unsere Literatur deutsch und volksthümlich wurde, hatten auch die Frauen an der neuen Bildung Theil zu nehmen angefangen, und wie der Verkehr mit dem anderen Geschlecht sich vergeistigte (man braucht noch nicht einmal an Frau Gottsched und die Neuberin zu denken, aber man erinnere sich der Briefe Gellerts an Demoiselle Lucius und des Briefwechsels des jungen Garve mit einer Freundin), begann auch die schöne Literatur größere Rücksicht auf die Frauen zu nehmen und diese bildeten von da ab einen nicht zu unterschätzenden Theil des lesenden und richtenden Publicums. Dies Alles brachte die Welt des Herzens und der Gefühle in eine lebendigere Bewegung, half die Empfindsamkeit begründen, welche den Grundzug des ganzen Zeitalters ausmacht. Erst von hier ab können wir es verstehen, warum Schiller in einer seiner bedeutendsten Abhandlungen für die moderne deutsche Poesie, in ihrem Gegensatz zur objectiveren antiken oder, wie er sie mit einem durch Gellert eingebürgerten Worte nennt, naiven, die Bezeichnung sentimental wählte. Ihm erschien sicherlich das ganze 18. Jahrhundert, seit dem Wiedererwachen der volksthümlichen Dichtung, d. h. seit den Zeiten der Schweizer und Leipziger, sentimental.

Dies führt uns aber noch auf ein Anderes. Wir legen dem deutschen Volke als einen eigenartigen Zug eine hervorstechende Richtung auf das Ideale bei.

Schiller gilt als der Liebling unserer Nation, weil er der idealste unserer Dichter ist. Wer könnte darum daran zweifeln, daß auch dieser siebenten Periode, von ihren ersten Anfängen ab, ein idealer Charakter eingewohnt habe? Die Zeit, welche einen Schiller groß zog, aus welcher der größte Idealist unserer ganzen Literatur hervorging, die muß, so schließen wir mit Recht, sicher selbst ideal angelegt gewesen sein. Wie mir scheint, nimmt man hierauf bei der historischen Betrachtung unserer Literatur des vorigen Jahrhunderts nicht immer gebührende Rücksicht, wie man auch der Entwicklung der Empfindsamkeit nicht sorgfältig genug nachgeht. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die Geburtsstunde des modernen deutschen Idealismus geschlagen. Hätten wir auch keine anderen Beweise, so würden, ganz abgesehen von der doch nicht zu leugnenden Nachwirkung der Leibnizischen Philosophie, die entschiedener Idealismus ist, und ebenso auch abgesehen von den auf Leibnizischem Idealismus beruhenden Gedichten Hallers, zwei Momente schon für die ersten Anfänge unserer Periode das Vorhandensein des Idealismus außer Zweifel stellen. Dies ist einmal der Tugendenthusiasmus, welcher sich in der Dichtung und den moralischen und religiösen Schriften jener Zeit ausspricht und den man trotz der hausbackenen Art, wie er zumeist zur Erscheinung kommt, durchaus nicht unterschätzen darf. Dann aber der Umstand, daß die Einwirkung Locke's und des englischen Deismus bei uns nicht zum Scepticismus und zur Leugnung aller höheren und transcendenten Wahrheiten führte, sondern zu einem idealen Glaubenssystem, das Gott, Tugend und Unsterblichkeit zu seinem Mittelpunkt hatte. Dieses, die höchsten Ideale der Menschheit anerkennende Glaubenssystem hat ebenso in der Dichtung, wie in der gleichzeitigen Philosophie und Predigt Ausdruck gefunden, und man darf es nicht vergessen, daß die Verkündiger dieser Lehren Männer der edelsten Art waren, die die Fahne der idealen Geisteswelt hoch hielten und mit Menschenglück und ihrer Pflicht es sehr ernst nahmen. Daß ihnen der Tiefsinn abgeht, der an Mysticismus grenzt, daß ihre Sprache nicht jene geniale Ursprünglichkeit besitzt, die wir an den späteren Generationen der siebenten Periode bewundern, das dürfen wir ihnen nicht zur Last legen. Wenn wir aber die Wortführer dieser späteren, namentlich die Romantiker und unter diesen besonders wieder Schleiermacher, über jene von ihrer Zeit verehrten Männer geringschätzig urtheilen hören, so müssen wir festhalten, daß im Gegensatz zu jener echt bürgerlichen und volksthümlichen Literatur aus dem Anfang unserer Periode allmählich eine andere sich entwickelte, welche nur die Aristokratie des Geistes vor Augen hatte und in der Tiefsinnigkeit und Schwierigkeit des Ausdruckes und der Erhabenheit und Unfaßbarkeit des Gedankens sich kein Genüge thun zu können schien. Diese Literatur aber entstammte einer Richtung, die das Genie über Alles erhob und welcher der Dichter bereits nicht mehr ein einfacher Sterblicher, sondern ein directer Bote vom Himmel, der geadelte Sohn der Götter, kein Bürger, sondern ein Fürst im Reiche der Geister war. Dies ist freilich ein Moment, an welchem wir den ungemeinen Umschwung der Zeiten innerhalb dieser selben und einen siebenten Periode ermessen können, ein Moment, welches uns das gestiegene Ansehen der Dichtkunst und ihrer Vertreter, die Würde verdeutlicht, welche beide gewannen, und den Standpunkt als überwunden erscheinen läßt, da man in der dichterischen Anlage eine gefährliche Mitgift für das Leben, das freiere Gebahren der geborenen Dichter mit sehr mißtrauischen Augen ansah, auf der Dichtkunst noch jener „Fluch der Libertinage“ lag, der selbst von einem Schiller so drückend empfunden wurde.

Freilich, wir können es nicht leugnen, daß das Zeitalter der erwachenden Empfindsamkeit zumeist noch ganz in den alten fehlerhaften Anschauungen vom Wesen der Dichtkunst befangen war. Diese erschien als lernbar, erstrebte noch immer unterhaltende

Belehrung, wollte schildern und malen, wie die Malerei, und lief auf eine falsche Nachahmung der Natur hinaus. Doch noch innerhalb dieses Zeitraums, den wir von 1740 bis 1770 datiren können, trat durch die theoretischen Schriften Lessings ein Umschwung zum Bessern ein. Zum ersten Mal auch ging die Ahnung der wirklichen dichterischen Größe durch Klopstock auf, dessen Auftreten sofort eine fast unglaubliche Begeisterung weckte. Füglich aber sollten wir diejenigen Dichter, welche auf dem durch Lessing und Klopstock überwundenen Standpunkt verharrten, wenn sie auch einer späteren Generation angehören, noch zu dieser ersten Epoche der siebenten Periode zählen. Wir wenigstens werden unbedenklich verschiedene Zurückgebliebene hieher versetzen, wo sie auch, trotz ihrer späteren Lebenszeit, ihre natürliche Stelle haben.

Zur besseren Orientirung aber schicken wir hier eine Uebersicht der verschiedenen Epochen und Richtungen voraus, in die wir die siebente Periode zerlegen werden. Auf die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit (1740—1770), lassen wir als ihr unmittelbares Product, das auch zeitlich an dieselbe sich anschließt, die Sturm- und Drangperiode (von 1770—1788) folgen. Wir beginnen dieselbe mit Goethe's Bekanntschaft mit Herder in Straßburg und schließen sie mit seiner Rückkehr aus Italien. Der Sturm- und Drangperiode entstammen aber drei verschiedene Richtungen, die zwar zeitlich nach einander einsetzen, aber gleichwohl denselben gemeinschaftlichen Ursprung in jener literarischen Revolutionsepoche unserer Literatur haben: der Classicismus (von 1788 ab), der Romanticismus (von 1798 ab) und eine nationale und patriotische Richtung (von 1806 ab). Nur bei solcher Eintheilung kommt Licht und Verständniß in diese wichtigste Periode unserer Literaturgeschichte. Was wir das zweite classische Zeitalter unserer Literatur nennen, ist streng genommen nur der Classicismus oder die verhältnißmäßig kurze Zeit, da Goethe und Schiller, in gemeinschaftlichem Zusammenwirken, die harmonische Vereinigung des antiken Formideals mit dem tiefsten Gedankeninhalt der germanisch-christlichen Cultur als die höchste Vollendung aller Dichtkunst anstrebten. Es ist dieser Classicismus zugleich die reifste und schönste Blüte, zu welcher der deutsche Idealismus sich entfaltet hat, die Krone, welche der poetische und philosophische Aufschwung, den das deutsche Volk in dieser siebenten Periode nahm, sich selbst aufsetzte. In ihm erscheint die höchste persönliche Ausbildung des Dichters und die genialste Dichtungskraft mit dem größten philosophischen Tiefsinn gepaart. In ihm sind unsere größten Dichter auch unsere größten Denker. Aber auch aus dem Grund darf dieser ganze Zeitraum, nicht blos die wenigen Jahre der classischen Richtung, für ein Blütenalter der Literatur gelten, weil in demselben die Zahl der Dichtenden und Denkenden und der von ihnen hervorgebrachten Werke so groß war, daß auch um dieses allgemeinen Blühens der literarischen Thätigkeit willen man ein Recht hat ihn mit Goethe „einen neuen Geistesfrühling" zu nennen.

Der Umstand aber, daß dieses neue Leben nicht blos die Dichtung, gleichermaßen auch die Wissenschaft, und zwar in ihrer erhabensten Gestalt, in der Philosophie, ergriffen hatte, erklärt es, wie es kommen konnte, daß die verschiedenen Epochen und Richtungen dieser großen literarischen Periode, in einer Weise, wie noch nie zuvor, von großen Erscheinungen auf philosophischem Gebiet begleitet waren. Neben die erwachende Empfindsamkeit stellte sich die Gedankenarbeit der psychologisirenden Moralphilosophen; die Sturm- und Drangperiode reifte eine größere Reihe von philosophischem Geist erfüllter Denker, die in besonderem Grade anregend auf ihre Zeitgenossen gewirkt haben und die wir darum geradezu die großen Anreger heißen sollten; der abstracteste und kritischste unserer Philosophen, Kant, trat mit seinem größten Werke, einem Werk des höchsten menschlichen Scharfsinns, kurz vor dem

Classicismus hervor. Schiller vertiefte sich ganz in das Kantische System und suchte auf diese Weise eine Potenzirung und Klärung seines eigenen Wesens, ehe er nach der Jahre langen Unterbrechung seiner dichterischen Thätigkeit zu dieser wieder zurückkehrte. Wie aber Kant dem Classicismus vorbereitend und bahnbrechend voraus=ging, so folgte abschließend ihm Hegel nach, ein Kant ebenbürtiger Philosoph, der den Gedankengehalt und die Resultate unserer neuen classischen Literatur für die Wissenschaft zu verwerthen verstand. Der Romanticismus aber schloß sich in seinen Anfängen ebenso der Lehre Fichte's an, in welcher der die ganze siebente Periode wie ein Sauerteig durchsetzende Idealismus seine höchste Steigerung und seinen wärmsten Ausdruck gefunden hatte, wie in seinem weiteren Verfolge der halb mystischen, halb pantheistischen, im Grunde überwiegend poetischen Naturphilosophie Schellings, die als wissenschaftliches System, wie kaum etwas Anderes, den eigenthümlichen Bestrebungen der Romantiker entsprach. Als aber seit 1806, als leider Schiller bereits nicht mehr unter den Lebenden war, auch eine national=patriotische Richtung in unserer Literatur zum Durchbruch kam, da war es derselbe ideale Fichte wieder, welcher der Zeit als ein großer und ernster Volksprediger den Spiegel vorhielt, ihr die nächsten Ziele und Aufgaben vorzeichnete und die Mittel angab, wie die Nation der Fremdherrschaft sich erwehren und zu einem freien und ihrer selbst würdigen Dasein zurückkehren könne.

Nachdem wir die eigenthümliche Wechselbeziehung besprochen haben, welche inner=halb unserer siebenten Periode zwischen der Dichtkunst und der Philosophie besteht, erübrigt es noch kurz auf den Gegenstand einzugehen, der das Hauptinteresse der philosophischen Gedankenarbeit des 18. Jahrhunderts überhaupt bildet. Dieser ist aber kein anderer als der Mensch selbst. Von allen Seiten ist der damals richtige Satz wiederholt worden, den zuerst der Engländer Pope in dieser Fassung aus=gesprochen hatte, daß es für den Menschen kein höheres Interesse gebe als den Menschen. Das von uns schon früher erwähnte Wort aus einem Lustspiel des Terenz: „ich halte nichts Menschliches für mir fern stehend“ (nil humani a me alienum puto), wurde die allgemeine Parole für die geistigen Bestrebungen des Zeitalters. Nicht sowohl die Wissenschaft von Gott, d. h. die Theologie, war das geistige Anliegen, als die vom Menschen, die Anthropologie. Die letztere wurde die eigentliche Aufgabe des 18. Jahrhunderts. Die Anfangsworte eines heute vergessenen Liedes, das noch im Anfang unseres Jahrhunderts vielfach gesungen worden ist: „Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel,“ bezeichnen die Standpunkte ziemlich deutlich, die man einnehmen kann, wenn man vom Menschen spricht. Von keinem unserer älteren Dichter ist aber diese Doppelnatur des Menschen schärfer hervor=gehoben worden, als von Haller, und zwar in Folge seiner Kenntniß der Leibnizischen Philosophie. Und von ihm, das beweisen sogar die einzelnen Worte, hat Goethe die nächste Anregung erhalten, als er in seinem Faust den durch diese Doppelnatur bedingten inneren Conflict zum Gegenstand einer Dichtung machte, die dadurch zur großartigsten aller Zeiten wurde, daß sie unter Zugrundelegung einer echt deutschen Sage, in der das geistige Ringen der Vorbereitungszeit der Reformation sich ab=spiegelte, in der ergreifendsten Weise die Gedanken zur Darstellung brachte, welche die Geister des 18. Jahrhunderts auf das tiefste bewegten.

Wenn aber Haller singt:

„Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie;
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz sie zu entbehren,

Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht't,
Sieht oft die Wahrheit ein, und wählt sie dennoch nicht:
Du bleibest stets ein Kind, das meistens unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet:
Du urtheilst überall, und forschest nie, warum,
Der Irrthum ist dein Rath und du sein Eigenthum,"

und Goethe seinen Faust ähnlich sich aussprechen läßt, so gehen beide bereits über die Anschauung hinaus, in welcher ihr Jahrhundert eine besondere Befriedigung fand, und es gemahnt uns, als hörten wir die Apostel des Pessimismus der Gegenwart reden. Denn das ist das Eigenthümliche dieser Welt- und Lebensanschauung, ihre starke Seite und zugleich doch ihr größter Fehler, daß sie die Schattenseiten und Schwächen unseres menschlichen Daseins in zu grelles Licht stellt und, wie auch der Darwinismus die thierische Natur im Menschen über alle Gebühr betont und hervorhebt. Niemand aber hätte sich zu verwundern, wenn unter solchen Lehren die Menschen selbst schließlich zum Thiere würden, denn warum sollten sie nicht auch handeln wie das liebe „Vieh", wenn selbst die Wissenschaft sie als nichts Anderes gelten lassen will? Das ist der Punkt, welcher den Pessimismus und Darwinismus, zumal Halb- und Ungebildeten gegenüber, so außerordentlich gefährlich erscheinen läßt, so gefährlich, daß durch ihn alle höhern Güter der Menschheit, alle Gesittung und Cultur, die sittlichen Resultate der Jahrtausende langen Geistesarbeit der Menschheit in Frage gestellt werden können.

Aber das 18. Jahrhundert stand einem solchen Pessimismus noch fern. Mit Vorliebe betonte es unsere göttliche Abstammung, die Ebenbildlichkeit Gottes im Menschen, den göttlichen Funken, welcher in der Seele lebt, den „Engel" in der Menschenbrust, und gerade dadurch documentirte es seine entschieden idealistische Richtung. Ja der Idealismus erhob sich zu einer Höhe, wie er sie nur in den glaubensstärksten Zeiten der Geschichte erreicht hatte. Schiller feierte in seinem tiefsinnigsten Gedicht: „Das Ideal und das Leben," die Apotheose des vom Ideal durchgeistigten Menschen und seine Aufnahme in den Saal der Unsterblichen. Nicht zum Thier sich herabzuwürdigen, sondern zu leben und zu streben, zu denken und zu dichten, wie ein Gott, das war dem ganz und gar optimistisch gesinnten Zeitalter der höchste Gedanke. Und das allgemein Menschliche erfüllte so durchaus alle Sinne und Gedanken, daß gerade die Besten die Mittelstellung verkannten, welche der Mensch zwischen Thier und Gottheit einnimmt. Daher das scharfe Hervorheben des Weltbürgerthums, der überall sich verkündigende Kosmopolitismus, darum das eifrige Suchen nach einer Gesinnung, die frei und unabhängig von localen und zeitlichen Schranken, von Klima, Abstammung, Beschäftigung, Bildung, Religion und Confession, das rein Menschliche, die allen Menschen eingeborene Natur in ihrer Veredlung, wahre Toleranz und echt brüderliche Gesinnung für das letzte Ziel alles menschlichen Strebens erklärte. Das Wort, in welchem Christus weissagend auf das Ende der Zeiten hingedeutet hatte, daß es einen Hirten und eine Heerde geben werde, das bezog man nicht darauf, daß die ganze Menschheit dann nur Christen, sondern darauf, daß alle Menschen wahre Menschen sein und werden sollten. So kam es auch — und diese Entwicklung haben die im 16. und 17. Jahrhundert so erbittert geführten kirchlichen Streitigkeiten und Verfolgungen heraufbeschworen, — daß nicht Christenthum und christliche Gesinnung, sondern Humanität das Losungswort der Zeit wurde. Und hier begegnen wir nun wieder dem innigen Zusammengehen von Philosophie und Dichtung. Das Ideal von Humanität, zu welchem die Philosophie sich erhoben, das brachten die großen Dichter zur Darstellung, und merkwürdiger Weise, doch aus leicht zu begreifenden Gründen, in der wirksameren Form der dramatischen Poesie. Lessing dichtete seinen Nathan,

Goethe seine Iphigenie, Schiller seinen Don Carlos. In diesen drei Dramen, welche innerhalb desselben Jahrzehnts entstanden, hat das 18. Jahrhundert sein humanitarisches Glaubensbekenntniß niedergelegt. Sie sind das theuerste Vermächtniß desselben an die späteren Generationen und Jahrhunderte, weil sie das Ideal der Blütezeit unserer Dichtung, die vollendetste Humanität in ihrer reinsten Gestalt zeigen.

Es berührt aber eigenthümlich, daß derselbe Staat, der durch seinen genialen König und seine heldenmüthige Abwehr fremder Angriffe dem Aufstreben der Geister den mächtigsten Impuls gegeben hatte, in Trümmer zerfallen mußte, um die schädlichen Consequenzen des einseitig verfolgten Kosmopolitismus klarzustellen, und nach dem verfrühten Traum von einem reinen Humanitätsleben, den Menschen auf die Mittelstellung wieder aufmerksam zu machen, die er zwischen Thier und Gottheit als „politisches Geschöpf," wie Aristoteles sich ausdrückt, einnimmt und in der er allein dauernde praktische Erfolge zu erzielen im Stande ist. Der Thierwelt geht der nach geistigen und sittlichen Principien frei geordnete politische Organismus ab. In ihm allein aber erst kommt menschliche Bildung und Vernunft zu ihrer wahren Geltung. Der Staat ist es, der den Menschen hier auf Erden zu seiner wahren Entfaltung bringt. Immerhin möge deshalb das Humanitätsideal des vorigen Jahrhunderts das Ziel sein und bleiben im Ringen, nach welchem die Völker, in sich und mit einander, politisch und international, zu einem menschenwürdigeren Dasein stufenweise sich emporarbeiten. Gewiß aber haben die Worte eines unserer größten Geschichtschreiber auf weit hinaus noch die größte Bedeutung, in denen das Wesen und die Form des politischen Regiments, wie die wahren Aufgaben und Güter des Staates also bezeichnet werden: „Und nicht minder historisch, eine theuer erkaufte Erkenntniß ist es, daß die in dem Staat mitrathen und mitthaten müssen, deren edelste irdische Güter er umfaßt und vertritt, daß Freiheit in Gesetz und Zucht, Schutz und Ehre allem redlichen Fleiß der Hände und der Geister, Gerechtigkeit und unbeargwöhntes, unverdeuteltes, unantastbares Recht, Sicherung des einigen Volkes, des einigen Vaterlandes von in- und äußerem Feind die Güter sind, um deren willen der Staat eine Gottesordnung, ein rechtes Charisma ist." Solche Anschauungen und Gedanken, d. h. ein wahrhaft politischer Sinn ist unserem Volke aber erst in der Zeit der Noth der französischen Fremdherrschaft und in den für die Wiedergewinnung der politischen und nationalen Selbständigkeit geführten Freiheitskriegen gekommen. Der Mangel dieses politischen Sinnes ist die große Schwäche des 18. und das allmählich allgemeiner sich verbreitende Bewußtsein desselben die Stärke des 19. Jahrhunderts. Aber auch von dieser Seite aus läßt es sich erkennen, daß die Interessen des 18. Jahrhunderts bei uns rein literarische gewesen waren.

Doch müssen wir, um nicht ungerecht zu werden, auch auf das große Resultat jener vorzugsweise literarisch thätigen Periode hinweisen. Wenn heute unser Volk, das am Ende des vorigen Jahrhunderts noch in der trostlosesten Zerrissenheit sich befand, das gleiche begeisterte Gefühl erfüllt, demselben großen und von aller Welt geachteten politischen Verband des neuen Deutschen Reiches anzugehören, so ist dieser Erfolg durch das Gefühl der Zusammengehörigkeit bedingt, welches unsere Literatur im 18. Jahrhundert geweckt hatte. Damals ist eine geistige Einigung unseres Volkes geschaffen worden. Die Deutschen des Südens und des Nordens, die katholischen fast nicht minder als die protestantischen, haben das gleiche Interesse an dem großartigen Aufschwung unserer Poesie und Philosophie genommnen. Die Schriftsprache, wie sie einst Luther begründet hatte, war damals soweit Sprache der Gebildeten aller Gaue geworden, daß, was unsere Dichter sangen und unsere Denker aus ihrem geheimsten

Geistesleben offenbarten, als an alle Deutsche gesprochen gelten konnte. Sie alle fühlten es, daß in den großen Geistesschöpfungen auch ein Theil ihres Wesens, ihres Empfindens und Denkens, zum Ausdruck kam und unwillkürlich mußten so auf geistigem Gebiete diejenigen sich verbrüdert und zusammengehörig fühlen, die durch Landesgrenzen, Gesetze, Zölle und andere Hemmnisse des crassesten Particularismus sich wieder fremd, ja oft feindselig gegenüberstanden. Daß, als die Napoleonische Knechtschaft bei uns hereinbrach, durch ganz Deutschland die Angst und Sorge um unsere Sprache, um unsere Wissenschaft, um die übrigen geistigen Güter unserer Nation die Gemüther ergreifen konnte, das bewies nicht nur, daß ein geistiges Band bereits bestand, das Alle zusammenhielt, sondern gab auch die Möglichkeit, daß schließlich das gesammte Volk gegen den fremden Gewaltherrn aufstand. Und dieses durch unsere Literatur zuerst geschaffene und die localen, confessionellen und anderen historischen Schranken überspringende Gefühl der Zusammengehörigkeit hat, nachdem es in den Freiheitskriegen zur gleichen Flamme vaterländischer Begeisterung aufgelodert war, nach vielen Mühen und Stürmen es endlich ermöglicht, daß die Glieder derselben Nation, welche dasselbe Interesse an den gleichen geistigen Gütern theilten, in unseren Tagen auch als politisches Ganzes sich fühlen und einigen konnten. Auch unser neues Deutsches Reich ist ein Resultat der großen literarischen Revolution des vorigen Jahrhunderts.

Wenn wir das, was wir bis jetzt im Allgemeinen über die Entwicklung der siebenten Periode auseinandergesetzt haben, richtig erwägen, so werden wir der Bemerkung uns nicht erwehren können, daß die Bewegung der Geister in jenen Zeiten einen vorzugsweise deutschen Charakter trug. Noch niemals vielleicht war das gesammte Volk so durchaus deutsch gewesen, als damals. Diese Behauptung müssen wir festhalten, trotzdem verschiedene Momente entgegen zu stehen scheinen, von denen wir wenigstens zwei näher betrachten wollen. Wir haben es früher ausgesprochen, daß das deutsche Wesen, wie es in der Geschichte nach der Völkerwanderung zur Erscheinung kommt, eine eigenthümliche Mischung unserer ursprünglichen heidnischen Natur mit christlichen und antiken Bildungselementen ist. Wenn wir die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts aufmerksamer verfolgen, so könnte es aber leicht den Anschein gewinnen, als wenn damals unsere Nation, in ihren edelsten Geistern, des Christenthums und selbst des Protestantismus sich vollständig entäußert und einzig nur eine Annäherung an das antik heidnische Wesen, an das Humanitätsideal der alten Hellenen, hätte suchen wollen. Einer solchen Anschauung und Auffassungsweise haben wir Folgendes entgegen zu setzen. Die Humanität, welche von den großen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts gefeiert wird, ist eine durchaus andere, als die althellenische. Bei den alten Griechen haben Einzelne allerdings zu einer menschenwürdigeren Bildung sich erhoben, die dadurch die moderne überragt, daß sie über den ganzen Menschen sich erstreckte, religiös nicht minder als politisch, national eben so stark als philosophisch, intellectuell in gleichem Grade als ethisch und ästhetisch, geistig nicht allein auf Kosten der Schönheit, Kraft und Gesundheit des Leibes, mit einem Worte, harmonisch war. Aber die griechische Bildung ist doch nicht ohne die häßliche und verdammungswürdige Menschensklaverei möglich gewesen. Sie war also ein privilegirter Zustand Einzelner auf Kosten einer unwürdig gehaltenen Mehrheit, die nichtswürdigste Aristokratie. Wie weit ragt nun ein Nathan, ein Marquis Posa, eine Iphigenia über diese alten gerühmten Griechen hinaus. Zumal Lessings und Schillers Ideale fußen auf einer Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte, und beide Dichter verkündigten diese lange, ehe noch eine französische Revolution sie decretiren konnte. Alle unsere großen Schriftsteller von

damals sind der Art von der allgemeinen Menschenliebe erfüllt, daß wir in der Humanität der Edelsten des vorigen Jahrhunderts kein Recht haben antikes Heidenthum zu sehen, sondern nur lebendiger gewordenes Christenthum. Dieses allein ist die Religion der wahren Menschenliebe, die Alle gleich stellt und längst Allen gleiche Rechte zugesprochen hat. Wenn also gegenüber den unwürdigen Zuständen, wie sie auch noch bei uns, in christlichen Staaten, existirten, so z. B. der Leibeigenschaft, den Frohnden, der Intoleranz, unsere großen Dichter und Denker auf wirkliche Menschenliebe drangen und sich lieber als Weltbürger und Menschen fühlen wollten, denn als Anhänger von Staaten und Gemeinschaften, die so schreiendes Unrecht zur Grundlage hatten, so sprach sich in ihnen nur christlicher Geist aus und, mögen sie nun Christi Werk anerkannt haben oder nicht, mögen sie es haben fördern oder vernichten wollen, sie sind unwillkürlich, vielleicht gegen ihren Willen, Verkündiger seines Wortes und Helfer an seinem Reich geworden. Die Humanität des 18. Jahrhunderts ist ein Schritt weiter zur Anbahnung christlicher Anschauungen im großen Leben der Menschheit.

Es kommt aber noch ein Anderes hinzu. Wenn auch unsere Bildung dem Kirchlichen sich abzuwenden schien, sie ist doch aus dem innersten religiösen Kern unseres Volksleben erwachsen. Soweit sie auch scheinbar von Kirche und Christenthum abführte, sie hat das protestantische Princip nur um so tiefer und um so mächtiger hindurchgeführt. Dieses Princip aber verlangte die verleugnungsvollste Hingabe an die Wahrheit und die willigste Unterwerfung unter das Sittengesetz. Wer aber wollte nun leugnen, daß unsere großen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts die Wahrheit gesucht? Wir brauchen nicht an Lessing und Kant allein zu erinnern. Das Wahrheitsstreben war in diesem Zeitalter so allgemein, daß es keines weiteren Erweises bedarf. Wann aber wäre je die zwingende Gewalt des Sittengebotes schärfer ausgesprochen worden, als damals, wo Kant mit seinem kategorischen Imperativ die souveräne Herrschaft der sittlichen Idee über das Leben für alle Zeiten proclamirte? Und welche Gedanken leben denn in den großen Dichtungen jener Zeit, zumal in den dramatischen? Was verkünden alle diese Dramen? Ist es nicht die Gewalt und unabänderliche Nothwendigkeit, mit welcher das Sittengesetz alle menschlichen Verhältnisse beherrscht? Wer wie Lessing und Kant die Wahrheit sucht, wie alle ihre Mitstrebenden an die Verpflichtung zum Gehorsam gegen die göttliche Weltordnung glaubt, der ist ein Protestant und steht im Dienste des protestantischen Princips, mag er sich einen Christen heißen oder nicht. So hat denn unsere Literatur auch für die Vertiefung des religiösen Sinns gewirkt und ist dem christlichen Element in unserem Charakter nicht untreu geworden. Das Christenthum und der Protestantismus aber, das muß jeder Unbefangene anerkennen, sind weder heute noch damals überwundene Standpunkte gewesen, sondern gerade erst seit den Zeiten des vorigen Jahrhunderts hat man ernstlicher begonnen, ihre wesentlichen Forderungen im Leben durchzuführen.

So deutsch jedoch unsere ganze Literatur in dieser Periode war, auch damals haben ausländische und fremde Einflüsse, zum Theil in sehr bedeutendem Grade, Statt gefunden. Die beginnende Empfindsamkeit nährte sich von den englischen Dichtern Thomson, Pope, Milton, Young, wie an dem englischen Familienroman Richardsons und dem empfindsamen Romane Sterne's. Die Moralphilosophie und die Aufklärung überhaupt ging bei der englischen Philosophie in die Schule, der englische Deismus führte zum aufgeklärten Rationalismus. Die Sturm- und Drangzeit erkor Rousseau zu ihrem Apostel und Homer, Shakespeare, Ossian zu ihren dichterischen Vorbildern. Auf Kant hatte der Engländer Hume Einfluß. Um dieselbe Zeit, da die Epoche machenden Schriften des großen Königsberger Philosophen erschienen, begann in Deutschland eine

kleine Gemeinde eifriger Verehrer Spinoza's sich zu bilden, in der Lessing, F. H. Jacobi, Goethe und später Schleiermacher erscheinen. Auch Voltaire und die französischen Encyclopädisten, zumal Diderot äußerten eine Rückwirkung auf unsere Literatur. Ganz besonders aber vertiefte man sich in den Geist des Alterthums. Die Hallischen Dichter studirten und ahmten nach Anakreon und Horaz. Der Genieperiode war Homer das Ideal des Dichters und Plutarch ein Lieblingsbuch, das zur Bewunderung der großen römischen Staatsmänner führte. Goethe und Schiller studirten, nach dem Vorgange Lessings, die griechischen Tragiker und des Aristoteles Buch von der Dichtkunst. Schon Schiller muthete die Aufgabe einer Darstellung der römischen Geschichte an, die dann durch Niebuhr so glänzend gelöst wurde. Die Romantiker wiesen auf die großen Dichter der romanischen Völker hin. Aber schon streifte der Blick auch nach dem fernen Osten Asiens hinüber. Die eigene literarische Thätigkeit hatte, im Bunde mit dem allgemeinen Interesse für alles Menschliche, das Verständniß für die Dichtkunst überhaupt geöffnet und schon Herder durch seine Sammlung der „Stimmen der Völker" den Gedanken an eine Weltliteratur in deutscher Sprache angeregt. So kam es, daß Deutschland, indem es eine classische Literatur sich errang, sich zugleich durch Uebersetzungen, wie historische und kritische Behandlung zum Mittelpunkt der Literaturen aller Völker und Zeiten machte.

Nach diesen Vorbemerkungen, welche sich über die ganze siebente Periode erstreckten und den Entwicklungsgang, wie den treibenden Geist derselben im Allgemeinen andeuteten, gehen wir zur Darstellung ihrer einzelnen Epochen und Richtungen über.

1. Die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit und der Blüte der Aufklärung (1740—1770).

Die siebente Periode eröffnet mit einem entschiedenen Vorherrschen des Bürger- und Mittelstandes in der Literatur. Daher am Beginn derselben die schon besprochene Vorliebe für die einfachsten Formen der Dichtung, wie Fabel und Sinngedicht, und die Hinneigung zur zahmen oder nichtpolitischen Satire, in welcher die mittleren Stände sich selbst den Spiegel vorhalten, daher aber auch das Platte und Triviale, was eine Zeit hindurch den Tiefsinn und den großartigen Gedankenflug zurückdrängt. Vom Hausbackenen, Alltäglichen, ja Philisterhaften sollte sich unsere Literatur in diesem Zeitraum, immer höher strebend, hinauf bis zu den erhabensten Aeußerungen der durch die poetische Genialität verklärten höchsten intellectuellen und sittlichen Ausbildung entwickeln. Da der Bürgerstand einer gewissen Behäbigkeit sich erfreute und von einem wahrhaften Bildungsstreben erfüllt war, so macht sich in ihm die Weltfreude und ein tieferes Empfindungsleben überhaupt geltend, welches seine Wurzeln zum Theil in dem Pietismus hatte, nicht wenig aber durch den Einfluß der englischen Literatur genährt wurde. Man fing an das Schöne im Leben wie in der Dichtung zu suchen. Man war begeistert für Natur, für Liebe und Freundschaft, für Poesie und Religion. All das Schöne, was auf diesem Gebiete erblühte, so recht aus voller Seele und bis in den innersten Herzensgrund hinein zu empfinden, wurde mächtigstes Bedürfniß. Je mehr ein Mensch in seinem Gemüth empfand und die Empfindung auszudrücken vermochte, um so reicher, um so gebildeter, um so vortrefflicher erschien er. Aus dieser Empfindsamkeit, d. h. der Neigung zu einem reichen Empfindungsleben, heraus entwickelte sich der Geist, die Empfindung ward schließlich selbst Geist, und die schöne Seele, der Mensch, welcher mit seinem empfindenden Herzen das Schöne suchte und schön empfand, die Blüte des irdischen Daseins.

Es ist gewiß nicht zutreffend, wenn man die Empfindsamkeit als ein ausschließliches Product der Sturm- und Drangperiode ansieht. Ebenso wenig aber darf man sie auf die Liebe zum andern Geschlechte beschränken, da sie sich vielmehr auf allen oben bezeichneten Gebieten kund that. Auch verkennt man gewöhnlich die günstigen Folgen, welche dieses Vorherrschen des Gefühls- und Empfindungslebens gehabt hat, indem man immer nur an die widerlichen Ausschreitungen denkt, die das Wertherfieber in der Sturm- und Drangperiode heraufbeschwor. Goethe's Werther aber wirkte deshalb so mächtig, weil er in einer bis dahin nie gehörten Sprache, mit Aufgebot der erschütterndsten Darstellungsmittel und in einer durch und durch poetischen Weise den Leser zum tiefsten Mitgefühl mit einem schwärmerisch, aber unglücklich liebenden Jüngling dadurch fortzureißen verstand, daß er in eben diesem Jüngling mit der höchsten Empfänglichkeit für Natur und mit den tiefsten Religionsgefühlen einen Staunen erregenden philosophischen Contemplationsgeist und eine Versenkung in die schwermüthige Ossianische Welt verband. Es war die im vorangegangenen Zeitraum großgezogene Empfindsamkeit im Bunde mit den großen Factoren des inneren Geisteslebens in der Geniezeit, welche im Werther die Zeitgenossen ergriff.

Die Empfindsamkeit hatte schon seit lange in der deutschen Literatur sich angekündigt. Wer möchte leugnen, daß auch die deutsch-romantische Periode, wenn auch zum Theil in anderer Weise, von ihr durchdrungen gewesen sei? An Luther bewundern wir einzelne Züge, die wir nur aus ihr erklären können. Jener Königsberger Dichterkreis, dessen Seele S. Dach und H. Albert waren, lebten schon ganz in einer gewissen Empfindungsseligkeit. Alle Opposition gegen den starren Dogmatismus der Kirche ging von dem wieder erwachenden, auf eine Zeit zurückgedrängten höheren Empfindungsleben aus. Die Mystiker des Mittelalters erfüllte nicht minder, als einen J. Arndt, Jac. Böhme, Spener, Francke und Zinzendorf, diese echt deutsche Empfindsamkeit. Ja dieses Ueberwiegen des Gefühls ist ein uralter, mit einer gewissen Mystik in unserem Wesen zusammenhängender nationaler Charakterzug und die Waldeinsamkeit ist seine wahre Heimat und Geburtsstätte. Bis auf unsere Tage hat der Wald, dessen Bedeutung für die Entwicklung des höhern, namentlich poetischen Geisteslebens nicht unterschätzt werden darf, diesen Sinn für das nur in einem erhöhten Gefühl zu erfassende Wahre und Schöne erhalten und immer neu wieder lebendig gerufen. Von der Ehrwürdigkeit und den Schauern der deutschen Haine spricht schon Tacitus. Parcival und der Simplicissimus erwachsen in der Waldeinsamkeit. Die deutsche Geistlichkeit hat vom ersten Anfang ab für ihre Klöster die naturgeweihtesten Stellen in den Wäldern ausfindig zu machen gewußt. Selbst die Mächtigen der Ritterzeit verbanden bei der Anlage ihrer Burgen mit der Rücksicht auf die großen Verkehrsstraßen die auf schöne und erhebende Waldumgebung.

An diese und ähnliche Momente muß man sich erinnern, wenn man die deutsche Empfindsamkeit recht verstehen will, der unsere Literatur nicht zum geringsten Theil ihren Tiefsinn und Gefühlsgehalt verdankt, und die so eng mit der uns eingeborenen Vorliebe für ein Idyllenleben zusammenhängt. Ja man wird unsere Geschichte und die größten Charaktere derselben in ihrem wahren Wesen zu erfassen nicht im Stande sein, wenn man nicht inne wird, daß zwei Weltanschauungen von jeher dem deutschen Gemüth die Richtung gegeben haben, die idyllische und die heroische. Da ist es aber nun wunderbar, daß in dem Zeitabschnitt unserer größten Literaturperiode, auf den wir jetzt vorbereiten, die Idylle wie das Heroenthum gleichmäßig Befriedigung gesucht und gefunden haben. Idyllisch war die Empfindsamkeit, welche damals in der Literatur zum Ausdruck kam. Der heroische Sinn aber wurde wach gerufen durch die Heldenthaten des großen Preußenkönigs. Wir haben bereits

auf den unserem Volke auch innewohnenden Sinn für Heldengröße hingewiesen. Heldenthum und innigstes, an die Natur sich anschmiegendes Gefühlsleben sind die Pole, um die deutsches Leben überhaupt und im Besonderen das Leben in dieser Epoche sich dreht. Als den wahren Repräsentanten der letzteren möchten wir darum den edlen Dichter E. v. Kleist ansehen, der als Held bei Kunnersdorf die Todeswunde empfing und in dem der höchste Begriff militärischer Ehre und Tapferkeit und daneben doch der unschuldigste Kindersinn und die reinste Empfänglichkeit für die Einfachheit und Schönheit der Natur lebte. Auf die Verbindung des Idyllischen und Heroischen muß man darum aber auch in unserer Literatur aufmerksam bleiben. Zwei unserer größten Dichter: Schiller und Rückert werden wir nur dann richtig würdigen können, wenn wir ihren idyllischen und heroischen Idealen nachzugehen, und sie auch von der ihnen zu Grunde liegenden doppelten Weltanschauung aus als echt deutsche Dichter zu erkennen im Stande sind.

Noch möchten wir aber, ehe wir in die Besprechung des Einzelnen eintreten, darauf hinweisen, daß wir unseren beiden größten Dichtern, Goethe und Schiller, Darstellungen der Zeit unserer Literatur, in die wir jetzt eingetreten sind, verdanken. Goethe hat uns im siebenten Buche seiner Selbstbiographie und auch sonst in derselben eine Schilderung der literarischen Zustände in Deutschland während seiner Jugendzeit gegeben, die um ihrer Frische, Ursprünglichkeit und Wahrheit willen viel fleißiger, als es geschieht, gelesen und studirt werden sollte. Die poetische Summa des ganzen Zeitraumes aber hat Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentale Dichtung“ gezogen, auf die wir nicht dringend genug aufmerksam machen können, die aber erst dann richtig verstanden werden wird, wenn man sich an der Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert die Principien verdeutlicht hat, von denen der große Dichter in seiner meisterhaften Arbeit ausgeht. Daß ihm die Zeit von Haller aufwärts bis zu Goethe als sentimental erschien, haben wir schon angedeutet. Schillers Abhandlung ist der redendste Beweis dafür, daß wir ein gutes Recht haben, die Epoche, von der wir hier handeln, als die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit zu bezeichnen, neben der, wie wir unten ausführen werden, die Blüte der Aufklärung nebenhergeht.

Wir treten in die Darstellung des Einzelnen ein, indem wir die Kreise jüngerer Dichter vorführen, welche, von Gottsched abgewendet und der Lehre und dem Beispiel der Züricher folgend, in Leipzig und Halle sich enger an einander schlossen.

Der Leipziger Dichterkreis (die sächsische Dichterschule oder die Bremer Beiträger).

J. El. Schlegel. Zachariä. Rabener. Gellert. (Chr. Fel. Weiße und A. G. Kästner.)

In Leipzig herrschte, gefördert durch verschiedene Umstände, in den mittleren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts ein besonders reges Geistesleben. Durch Gottsched und der Neuberin Bemühungen hatte die Leipziger Bühne alle übrigen überflügelt, an der Universität lehrten tüchtige jüngere Männer, welche in den Geist der antiken Kunst und der altclassischen Schriftsteller einzuführen verstanden, wie J. Fr. Christ (1701 bis 1756) und J. A. Ernesti (1707—1781). Zur Zeit der Messen bildete die Stadt, als Mittelpunkt des buchhändlerischen Verkehrs, das Stelldichein der bedeutenderen deutschen Schriftsteller. Die sächsischen Schulen hielten auf eine geschmackvollere Lectüre der Alten und in ihnen lebte der volksthümliche Geist und die einfache Klarheit des

zittauischen Rectors Christian Weiße fort. Selbst in Sitte und Mode ging Leipzig damals anderen Städten voran. Nicht mit Unrecht nannte es der junge Goethe, der von 1765—68 Student in Leipzig war, ein „Kleinparis". Ja, was uns auffallend erscheinen könnte, hier herrschte mehr französisches Wesen als im besser deutsch gebliebenen Straßburg, das doch schon seit längerer Zeit von Frankreich in Besitz genommen worden war.

Es war nur zu natürlich, daß die für deutsche Literatur begeisterten jungen Männer, welche hier ihre Studien machten, zu einem Verein zusammentraten und Gottsched als ihr Haupt und Vorbild anerkannten. Die vom Magister Schwabe seit 1741 herausgegebene Zeitschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" bildete anfänglich ihren literarischen Mittelpunkt. Als jedoch die Schweizer der Dichtkunst eine neue Richtung gaben und Schwabe für Gottsched und gegen dieselben auftrat, wandten sich die Meisten von Gottsched und Schwabe's Zeitschrift ab und K. Chr. Gärtner (geb. zu Freiberg 1712, später Professor am Carolinum zu Braunschweig, wo er 1791 starb) gründete unter dem Titel: „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" 1744 eine neue, die Polemik ausschließende Zeitschrift, welche in Bremen erschien und nach ihrem Druckort meist die „Bremer Beiträge" heißt. Die hervorragendsten Mitarbeiter an derselben waren Rabener, Ebert, Zachariä, Gellert, Giseke, J. E. Schlegel. Sie nahmen keine Arbeit in ihre Zeitschrift auf, welche nicht zuvor von sämmtlichen Mitgliedern ihres Vereins geprüft und gut geheißen worden war. Nach ihrer Zeitschrift nennt man diese Schriftsteller heute wohl häufig auch die „Bremer Beiträger".

Sie sind es nun, in welchen das deutsche Bürgerthum jener Zeit seinen schlichten Ausdruck fand, die seit Christian Weise, dessen Einfluß gewiß in den sächsischen Fürstenschulen fortlebte, zum ersten Mal wieder einen wahrhaft volksthümlichen Ton anschlugen, deren geistige Nahrung in früher Jugend die englischen Wochenschriften bildeten und aus denen bereits die freilich oft weinerliche Empfindsamkeit spricht, wie wir sie im Vorigen geschildert haben. Nichts vermag dies letztere deutlicher zu beweisen, als Klopstocks den Leipziger Dichterkreis verherrlichender Odencyclus „Wingolf", welcher uns einen tiefen Einblick in das innige Seelenleben der Freunde thun läßt.

Wir können hier nur die hervorragenderen Mitglieder des Leipziger Dichtervereins (J. E. Schlegel, Zachariä, Rabener und Gellert) eingehender besprechen; an sie werden wir einige andere ihnen nahe stehende Schriftsteller anschließen. Die übrigen können wir nur ganz kurz berühren. Wir fangen mit den letzteren an.

Gärtner hatte sich vorzugsweise als Kritiker erwiesen, seine eigenen dichterischen Leistungen waren höchst unbedeutend. Mit Joh. Elias Schlegel sind nicht zu verwechseln seine Brüder Joh. Adolf und Joh. Heinrich. J. Ad. Schlegel (1721 bis 1793) ist uns weniger wichtig wegen seiner Uebersetzung von Batteux's „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz," als wie als Vater der beiden romantischen Dichter August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Joh. Heinr. Schlegel empfahl zuerst den fünffüßigen Jambus für das Drama, wie ihn Lessing und Schiller in Anwendung brachten. Nik. Dietr. Giseke aus Csoba in Ungarn (1724—65) dichtete Lyrisches und Didaktisches, auch Fabeln und wurde bald ein besonderer Lobpreiser Klopstocks. J. Andr. Cramer (1723—88), ein gelehrter und charakterfester Mann, war neben Gellert, dessen Leben er beschrieben hat, der geachtetste geistliche Liederdichter der Zeit. J. A. Ebert führte Youngs Nachtgedanken durch Uebersetzung in Deutschland ein. Konr. Arn. Schmid (geb. 1716 in Lüneburg, gest. 1789 als Professor in Braunschweig) zeigte in seinen lyrischen

Gedichten, zumal in seinen Liedern auf den Tod des Erlösers, wahre dichterische Begabung, war aber doch mehr als Uebersetzer und Gelehrter thätig.

Noch wollen wir hier erwähnen, daß verschiedene Mitglieder des Leipziger Dichtervereins (neben Gärtner, Ebert, Schmid auch Zachariä, von dem wir im Folgenden sprechen werden) als Lehrer am Carolinum in Braunschweig sich wieder zusammenfanden, und daß dadurch der Leipziger Dichterverein in gewisser Weise im Lehrercollegium des Braunschweiger Carolinums eine Fortsetzung fand. Von diesen Männern gehen wir zu den bedeutenderen Mitgliedern des sächsischen Dichterkreises über.

Joh. Elias Schlegel war am 28. Jan. 1718 zu Meißen geboren. Schon in Schulpforta hatten ihn die griechischen Tragiker zu eigenen dramatischen Versuchen begeistert. Als er Ostern 1739 die Universität Leipzig bezog, trat er in näheren Verkehr zu Gottsched, dessen kritische Dichtkunst er bereits auf der Schule fleißig studirt hatte. So wenig Gottsched von Shakespeare wissen wollte, dessen Stücke ihm gegen alle Regeln seiner Dichtkunst zu verstoßen schienen, so mächtig zog dieser gewaltige Dichtergeist den jungen Schlegel an, der schon als Student eine „Vergleichung Shakespeare's und Andreas Gryphius" schrieb, in welcher er, freilich nicht zutreffend, den schlesischen Dichter für einen Ebenbürtigen des großen Britten erklärte. Eine Vorliebe für die dramatische Dichtung und eine gewisse Aufmerksamkeit auf alle Bühnenverhältnisse bewahrte Schlegel auch in seiner Stellung als Privatsecretär des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, die er 1743 antrat. Im Jahre 1747 wurde er als Lehrer an die Ritterakademie in Soroe berufen und noch in diesem Jahre veröffentlichte er seine „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters," in denen er Gottsched und die französischen Tragiker als unserem Volk und unseren Sitten widerstrebend auf das Entschiedenste bekämpfte. Dagegen hob er das Verdienstliche des englischen Theaters hervor, dem er sogar eine bessere Einhaltung der Einheit des Orts nachrühmte, als sie bei den Franzosen zu finden wäre, und drang auf die Behandlung von vaterländischen Stoffen, die aber zum Ausdruck des Allgemeinmenschlichen emporgehoben werden müßten. So zeigte sich Schlegel theoretisch durchaus als ein würdiger Vorläufer Lessings. Er hätte sicherlich eine größere Wirkung auf seine Zeitgenossen hervorgebracht, wenn es ihm gelungen wäre, seine dichterischen Anlagen zur vollen Reife zu bringen und eigene große Muster im Drama aufzustellen. Doch er starb, nur allzufrüh, schon 1749 und die von ihm in schwerfälligen Alexandrinern verfaßten Tragödien, darunter ein „Hermann" und „Canut", thun den höheren Forderungen tragischer Kunst kein Genüge. In seinen Lustspielen hielt er sich von der entsetzlichen Gemeinheit frei, die uns bei Anderen erschreckt, und schlug einen anständigeren und feineren Ton an. Lessing hielt noch 1767 Schlegels Lustspiele den „Triumph der guten Frauen" und die „stumme Schönheit" des Lobes werth und Schiller hat in der oben angeführten Abhandlung Schlegel einen der geistreichsten Dichter unseres Vaterlandes genannt. Daß seine Dramen sich lange auf der Bühne erhielten, beweist der Umstand, daß man 1766 in Leipzig das neuerbaute Schauspielhaus mit seinem Hermann eröffnete und Canut eine Lieblingsrolle des hochgefeierten Schauspielers Eckhof war. So konnten wir an den Eingang dieser Periode einen Dichter stellen, der bereits die Bedeutung der höchsten poetischen Form, denn dies ist die dramatische, und das rechte Muster für dieselbe richtig erkannt hatte.

Wir gehen zu Just. Friedr. Wilh. Zachariä über. Derselbe war 1726 in Frankenhausen geboren und später, seit 1761, Professor am Carolinum zu Braunschweig, wo er 1777 starb. Eine ehrenvolle Stelle in unserer Literatur wird ihm nur als Verfasser des komischen Heldengedichtes: „der Renommist" gesichert bleiben. Obgleich dasselbe im Grunde eine Nachbildung des Lockenraubes Pope's in steifen

Alexandrinern ist und neben der ganzen antiken Götterwelt eine Menge Allegorien in Anwendung bringt, so wirkte es doch außerordentlich packend auf die Zeitgenossen, weil der Dichter Selbsterlebtes, das renommistische Scheinwesen des Studentenlebens, vorführte, und zwar unter treuer Festhaltung der Localfarbe, denn er ließ seinen Renommisten in dem damals nach dieser Seite berüchtigten Jena auftreten. Freilich kam diesem Stoffe das Interesse entgegen, welches von jeher Studentenstreiche bei uns gefunden haben. Zachariä hat in seinen späteren komischen Dichtungen, im „Murner in der Hölle“, im „Phaeton“ und im „Schnupftuch“ sich selbst nicht wieder erreicht. Auch gab er die komische Richtung auf und ahmte die beschreibende Dichtung Thomsons nach; auch verdanken wir ihm eine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies.

Gottl. Wilh. Rabener war am 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, besuchte seit 1728 die Schule in Meißen, wo er Gellert kennen lernte, dem er durch sein ganzes Leben als Freund verbunden blieb, und studirte seit 1734 in Leipzig die Rechte. Nachdem er von 1741 ab Steuerrevisor des Leipziger Kreises gewesen war, wurde er 1753 als Obersteuersecretär nach Dresden versetzt. Bei der Belagerung und Beschießung dieser Stadt im Jahre 1760 erlitt er schwere Verluste. Nach dem Hubertusburger Frieden (1763) wurde er zum Obersteuerrath ernannt. Er starb am 22. März 1771. — Außer einem satirischen Gedicht „Beweis, daß die Reime in deutscher Dichtkunst unentbehrlich sind“, haben wir von ihm Satiren und Briefe in Prosa. Die in einer reinlichen und fließenden Sprache verfaßten Satiren sind von seinen Zeitgenossen außerordentlich hoch gehalten worden, obgleich wir sie platt und unbedeutend finden und den rechten Witz und Humor in ihnen vermissen. Absichtlich vermied es Rabener, die Schäden der öffentlichen Verhältnisse vor seinen Richterstuhl zu ziehen, obgleich sein Heimatland Sachsen gerade unter dem Regimente Brühls den dankbarsten Stoff zur Satire im großen Stil geboten hätte. Aber ängstlich wich der vorsichtige und bescheidene Beamte jeder Anspielung auf das Leben der Oberen, selbst auf das der Lehrer und Geistlichen aus. Er wollte die Autorität und Pietät nicht untergraben, die man den Vorgesetzten schuldet, und in der er eine wesentliche Stütze der öffentlichen Sittlichkeit erkannte. Darum zog er nur heiratslustige alte Jungfern, Betschwestern, Advocaten, rohe Landjunker, stellensüchtige Candidaten, wenn es hoch kam, bestechliche Richter durch. Seine Satire bewegte sich allein in den Kreisen des bürgerlichen Mittelstandes. Diesem hielt er den Spiegel vor und dieser erkannte sich in demselben wieder. Da Alles, was er schrieb, ein Abbild seiner offenen, harmlosen, heiteren und liebenswürdigen Natur war und sein Tadel, anstatt zu entmuthigen, stets erhob und kräftigte, las man seine Satiren, die ja im Grunde nur lehrhafte moralische Abhandlungen und Sittenschilderungen waren, mit derselben frommen Andacht, wie eine Hauspostille, und es wirkten dieselben nicht weniger sittlich bildend, als die Schriften seines Freundes Gellert. Von seinen Briefen hat Goethe, der in Wahrheit und Dichtung die Stellung und das Verdienst Rabeners pietätsvoll im Hinblick auf den Einfluß gewürdigt hat, den er selbst dem Manne in seiner Jugend zu danken gehabt hatte, besonders zwei ausgezeichnet, den, worin er die Belagerung Dresdens schilderte, bei der Rabener, trotz aller Verluste, nicht einen Augenblick seinen Gleichmuth und seine Heiterkeit verlor, und jenen, in welchem er, wie ein wahrer Philosoph und Heiliger, von der Abnahme seiner Kräfte und dem nahenden Tode spricht. Schon sieht man das Bild des Weisen lebendig werden, den jene Periode im Griechen Sokrates verehrte. Es sind nicht blos die Engländer Steele und Addison, welchen Rabener nachstrebte, und Moses Mendelssohn gab gewiß nur dem allgemeinen Gefühl Ausdruck, als er dem großen griechischen Philosophen in seinem Phaedon ein Denkmal aufrichtete.

Offenbar der bedeutendste des Leipziger Dichterkreises und einer der volksthümlichsten Schriftsteller unserer Nation überhaupt ist Christ. Fürchtegott Gellert. Er und Klopstock sind „die beiden Patriarchen unserer modernen Literatur. Seit Luther ist keiner so ein Mann des Volkes gewesen wie Vater Gellert, seine geistlichen Lieder fanden den Beifall der Katholiken wie der Protestanten; von Wien, von Mailand her bekam er dankbare Zuschriften auch von geistlichen Herren. Um ihn und Klopstock treten zum ersten Male wieder alle Stände und Stämme und Confessionen unseres Volkes zusammen, sie sind zum ersten Male wieder einigende Mittelpunkte unseres nationalen Lebens.“

Gellert war am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge geboren als der Sohn eines armen Predigers. Schon von Kindheit an lebte das wärmste Gefühl für Tugend und Gottesfurcht in ihm. Seine Vorbildung für die Universität erhielt er auf der Fürstenschule in Meißen, wo er in innigster Freundschaft mit Gärtner und Rabener lebte. In der Absicht, zum geistlichen Stand sich vorzubereiten, bezog er die Universität Leipzig. Empfänglich für Poesie trat er hier mit der gesammten Genossenschaft der Bremer Beiträger, besonders auch mit dem begabten J. Elias Schlegel, in den regsten Verkehr. Da er eine gewisse Scheu und Aengstlichkeit nicht überwinden konnte, verzichtete er jedoch auf die theologische Laufbahn und entschloß sich, akademischer Docent zu werden. Im Jahre 1743 begann er in Leipzig Vorträge über Poesie, Beredsamkeit und Moral zu halten und wurde 1751 außerordentlicher Professor der Universität. Am 18. Dec. 1760 hatte er mit Friedrich dem Großen jene denkwürdige Unterredung, nach welcher der große Preußenkönig, dem Gottsched kurz zuvor eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen hatte, ihn für einen ganz anderen Mann als Gottsched erklärte. Am folgenden Tage bekannte der König sogar bei Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands. Als er am 13. Dec. 1769 starb, verbreitete sich eine allgemeine Trauer durch die ganze Nation, ähnlich wie bei Luthers Tod. Zahllose Lobreden und Gedichte erschienen auf ihn und man wallfahrtete zu seinem Grab, wie zu dem eines Heiligen.

Die außerordentliche Wirkung, welche Gellert sowohl als akademischer Lehrer (er las meist vor mehr als 400 Zuhörern) wie als Schriftsteller hervorbrachte, könnte für den ersten Augenblick Verwunderung erwecken. Haftete ihm doch eine große körperliche Schwachheit, eine gewisse Nüchternheit und Spießbürgerlichkeit, ja eine fast weibliche Weichheit und Empfindsamkeit an, die selbst an das Weinerliche grenzte, und einen so mannhaften und gesunden Charakter, als Lessing war, geradezu abstieß, und von der auch Goethe mißbilligend berichtet. Zu den körperlichen Leiden in seinen Mannesjahren gesellte sich eine nicht zu bewältigende Schwermuth. Dabei war er unverheirathet geblieben, was jedoch die Aufmerksamkeit nur gesteigert zu haben scheint, die ihm Seitens des weiblichen Geschlechts zu Theil wurde. Durch ihn zumal wurde unter den deutschen Frauen das Interesse für unsere heimische Sprache und Literatur geweckt: von jetzt ab gewann auch das Urtheil der Frauenwelt Geltung und Bedeutung.

Gellerts Einfluß ist wohl auf verschiedene Momente zurückzuführen. Nicht das letzte derselben aber war seine wahrhaft edle Persönlichkeit und die sich in allen seinen Handlungen und Schriften aussprechende brave Gesinnung und ungefälschte Menschenliebe. Glück und Bildung unter seinen Mitmenschen zu verbreiten, war sein höchstes Ziel, auch das seiner Poesie, die darum von einer moralisirenden Lehrhaftigkeit nicht freizusprechen ist. Daß Mensch und Schriftsteller in ihm sich deckten, daß sein Leben die Bestätigung seiner Lehren, die höchsten idealen Anliegen des Menschen auch die seinigen und seine Poesie durch ihre einfache, reine, echt deutsche Sprache auch dem Geringsten im Volke verständlich war, mußte die mächtigste Wirkung hervorbringen.

Es ist nur das Bekenntniß seines eigenen Strebens, wenn er seinen Zuhörern zurief: „der Poet muß stets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, so wird er gefallen, so lange Menschen Menschen sind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und Religion zur Ehre, so werden Sie mit Beifall singen, sofern sie zugleich schön singen. Ich verspreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unsterblichkeit. Ehren Sie Gott durch Ihre Poesie; ich bitte Sie als meine Freunde und meine Brüder, ehren Sie ihn dadurch, daß Sie Weisheit und gute Neigungen unter den Menschen ausbreiten."

Wenn man an die elenden Zänkereien denkt, welche fast zwei Jahrhunderte lang auf kirchlichem Gebiet gewüthet, wenn man sich erinnert, daß in Folge der kirchlichen Wirren das ganze Volk in zwei feindliche Heereslager sich gespalten hatte, welche im dreißigjährigen Kriege bis zur Unversöhnlichkeit, ja in einem vollen Vernichtungskampf, sich befehdeten, dann begreift man die wahrhaft erlösende und befreiende, herzerquickende Wirkung, die Gellerts über allen Streit der Parteien erhabene, sittlich reine Persönlichkeit und seine Toleranz und Menschenliebe, echte Christentugend, Gott, Unsterblichkeit und Menschenwürde predigenden Schriften ausüben konnten. Dazu bedenke man ein Anderes. Das Große, was am Ausgang der vorigen Periode in Deutschland sich verkündet hatte und in zwei, in ihren ersten Anfängen sich schroff bekämpfende Richtungen aus einander gegangen war, die Gefühlsreligion Speners und der theologische Rationalismus Wolffs, die beide sofort in unserem Volke so reichen Anklang gefunden hatten, erschienen in Gellert versöhnt und die eine ganze Persönlichkeit verklärend zum Bild des wahren, man möchte sagen, humanen Menschen. In Gellert lebte religiöse Empfindung und wärmstes Gefühl in einer poetisch und geistig verschönten Weise, und ohne die Schroffheiten und die Intoleranz, der doch alle einseitigen, zur Secte entartenden kirchlichen Richtungen verfallen, und nicht minder mächtig, als in Spener und den Anhängern der Brüdergemeinde, auf der anderen Seite war er gleich freisinnig, als Wolff, mit einer nicht geringen philosophischen Bildung ausgestattet und die Vernunft als die Quelle aller höheren Einsichten und Erkenntnisse verherrlichend. Er erschien als das Ideal des Menschen, in welchem jene beiden gegensätzlichen Richtungen sich geeinigt hatten.

Von jeher aber haben diejenigen Dichter bei uns den meisten Beifall gefunden, welche nicht blos auf eine momentane Unterhaltung abzielten, sondern zugleich eine höhere Geistesbildung zu befördern suchten. Schon in Gellert erscheint eine Vereinigung von Poesie und Philosophie, wie wir sie in vollendeterer Weise später in Schiller wieder kehren sehen. Beide, so verschieden sie sind, sind doch aus ähnlichen Gründen Lieblinge der Nation geworden, die in beiden ihre edelsten Lehrer achtete. Nur wer dem Gemüth und dem Geist zugleich genügt, entspricht den innersten Bedürfnissen des deutschen Volkes.

Gellert war aber nicht blos der Lehrer seines Volkes, er wurde geradezu der öffentliche Gewissensrath desselben. In allen möglichen Angelegenheiten fragte man ihn um Rath und er ertheilte auch dem Geringsten nach bestem Wissen und Gewissen Antwort. So wurde er in eine außerordentlich umfangreiche Correspondenz verwickelt, die ihm nicht wenig Mühe verursachte, die er aber doch und, trotz aller körperlichen Leiden, zu besorgen nicht müde wurde. Selten mag ein Mensch das Vertrauen seiner Mitmenschen in einem solchen Grade besessen haben, wie er. So wirkte er nicht blos durch seine Schriften, sondern auch direkt von Person zu Person. Ja seine Schriften gewannen um so mehr an eindringlicher Macht, als Jedermann für die Persönlichkeit ihres Verfassers das lebhafteste Interesse empfand und die reine, edle, liebenswürdige Gestalt derselben bei ihrer Lectüre vor Augen hatte, sie in ihnen wieder zu erkennen gewillt und im Stande war.

Auch Gellert hatte in seiner Jugend Einfluß von der englischen Literatur und zwar zunächst von den moralischen Wochenschriften erfahren. Er erklärte den Jüngling mit größerem Vertrauen anzusehen, der den Zuschauer gern lese. Ebenso begeistert zeigte er sich später für Richardson. Zwei seiner vergnügtesten Tage, dies solle die Nachwelt wissen, seien diejenigen gewesen, da er den siebenten Theil der Clarissa und den fünften des Grandison gelesen habe. Damals habe er sogar für die immerwährende Wohlfahrt Richardsons gebetet, der „unsterblicher bei Christen" sei als Homer.

Was nun seine eigenen Leistungen anlangt, so haben wir Fabeln und komische Erzählungen, geistliche Lieder, Lustspiele, einen Roman, nach seinem Tode erst veröffentlichte moralische Vorlesungen und Briefe von ihm. In seinen Fabeln, die zum Theil an fremde Vorlagen, namentlich an Lafontaine, sich anschließen, die aber auch von Kenntniß der deutschen Fabeldichtung der voraufgegangenen Jahrhunderte zeugen, und in denen er freiere, bald kürzere, bald längere Verse, in ungebundener Reihenfolge, in Anwendung bringt (er ist ein entschiedener Gegner des Alexandriners), beweist er eine außerordentliche Kunst im Erzählen, die er selbst auf eine glückliche Naturanlage und eine gewisse Begeisterung zurückführte. Alles in denselben ist deutsch gedacht und gefühlt und auch in ihnen spricht sich seine liebenswürdige Persönlichkeit aus, nicht ohne einen gewissen schalkhaften, doch immer harmlosen Humor.

Seine geistlichen Lieder sind zwar nicht frei von einer gewissen moralisirenden Lehrhaftigkeit, auch tritt der positive Inhalt der christlichen Lehre in ihnen zu stark zurück, gleichwohl gehören sie zum Besten, was unsere evangelische Kirche hervorgebracht hat und werden stets in derselben unvergessen bleiben, denn sie ruhen auf einer durchaus wahren Empfindung und sind durch eine edle, echt christliche Gesinnung ausgezeichnet, die überall, auch bei Katholiken, Beifall finden mußte.

Entschieden schwächer sind Gellerts Lustspiele: die zärtlichen Schwestern, die Betschwester, das Loos in der Lotterie, das Orakel, die kranke Frau. Er war ein Freund des weinerlichen Rührspiels, das er sogar wissenschaftlich zu rechtfertigen unternahm. Seine Charaktere sind ganz gestaltlose, jeglicher Individualität entbehrende, in eine Art Handlung verflochtene allgemeine Begriffe, den Charakterschilderungen entsprechend, die hinter seinen moralischen Vorlesungen zu lesen sind. Gleichwohl hat sie Lessing in seiner Dramaturgie gerühmt, da sie unter allen deutschen Lustspielen das meiste ursprünglich Deutsche hätten und wahre Familiengemälde seien, in denen man sich sofort zu Hause fühle.

Der Pamela Richardsons hatte Gellert das „Leben der schwedischen Gräfin von G." nachgebildet. Uns heute erscheint dieser empfindsame Familienroman als eine Verirrung. Die zu eifrig verfolgte moralische Absicht hat den reinsten und schüchternsten Menschen zur Darstellung der größten Unsittlichkeiten verleitet. Aber auch dieser Roman führte in das natürliche Leben ein, das Jeder versteht. Die in ihm dargestellten inneren Kämpfe und Erlebnisse des Herzens vermochte Jeder nachzufühlen. Dazu flocht Gellert manche der Anschauungen ein, die damals bei den Aufklörungsphilosophen in Ansehen standen, empfahl die Religionswahrheiten nicht sowohl dem Gedächtniß einzuprägen, als dem Verstand zu vermitteln, pries Milde und Duldsamkeit, verherrlichte, wie ein Prophet auf Lessings Nathan, einen sibirischen Juden als einen der edelsten Menschen und schloß den Frohsinn nicht von der Frömmigkeit aus. Dies Alles sind Züge, durch welche die Zeitgenossen sich sympathisch berührt fühlten. Ruhen sie nicht zum großen Theil auf der Gesinnung, um derentwillen wir Lessing so hoch stellen? Wohl

hatte Goethe ein Recht von Gellerts Schriften zu sagen, daß sie auf lange Zeit das Fundament der sittlichen Cultur der Deutschen gewesen wären.

Da Gellert schon 1769 starb, so hat er die Sturm- und Drangzeit und die große Revolution unserer Literatur nicht mehr erlebt. Er gehört darum voll und ganz nur jener Epoche an, welche alle diejenigen, welche in das neue Leben sich nicht finden konnten, später als das goldene Zeitalter unserer Poesie gepriesen haben, und ist der reinste Repräsentant derselben, da in ihm die Empfindsamkeit mit der Aufklärung zu einem schönen Bund vereinigt erscheint.

Nachdem wir den Leipziger Dichterverein in seinen hervorragenderen Mitgliedern vorgeführt haben, lassen wir zwei Dichter folgen, welche diesem Kreis nahe standen und auch aus Sachsen stammten: Christ. Fel. Weiße und Abr. Gotth. Kästner, die aber insofern aus einander gingen, als der erstere mehr an Gellert und dessen Freunde, der andere dagegen an Gottsched sich anschloß. Weiße war am 28. Jan. 1726 zu Annaberg geboren, hatte das Gymnasium zu Altenburg besucht und 1745 die Universität Leipzig bezogen, um durch das Studium von Philologie und Theologie für ein Schulamt sich vorzubereiten. In Leipzig lernte er Lessing kennen, mit dem ihn bald das regste Interesse für das Theater verband. Beide besuchten fleißig die Vorstellungen der Neuberschen Truppe, übersetzten gemeinschaftlich französische Stücke und begannen bereits auch eigene zu verfassen. Auch kleine scherzhafte Lieder im Geschmack der Anakreontiker dichtete derselbe. Im Jahre 1750 wurde er Hofmeister eines jungen Grafen, mit dem er juristische und publicistische Vorlesungen zu besuchen gezwungen war. Er gab die Theologie nun auf und beschäftigte sich ausschließlicher mit Philologie und schöner Literatur. Zu dieser Zeit lernte er Rabener und Gellert und durch Lessing den Dichter E. v. Kleist kennen. Lessing selbst aber entfremdete sich Weiße allmählich, weil ihm derselbe in seinen Dichtungen kein Genüge that. Im Jahre 1759 besuchte dieser mit seinem Grafen Paris, wo ihm das französische und italienische Theater zu vielfachen Beobachtungen und Vergleichungen Anlaß bot. Nach der Rückkehr in die Heimat war er eine Zeit hindurch Gesellschafter des Grafen Schulenburg, der Güter in Thüringen besaß. Gegen Ende des Jahres 1761 erhielt er, durch Rabeners Vermittelung, der ja auch sächsischer Steuerbeamter war, die Stelle eines Kreissteuereinnehmers zu Leipzig, die ihm hinlängliches Einkommen und Muße zu literarischen Arbeiten sicherte. In seinem späteren Alter lebte er in sehr guten Verhältnissen, da seiner Frau 1790 durch Erbschaft das Rittergut Stötteritz bei Leipzig zufiel, das er fortan zu seinem Wohnsitz wählte. Hier starb er am 16. Dec. 1804.

Weiße gehört zu den rührigsten und thätigsten deutschen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Wenn auch dem, was er selbst geschrieben, meist die letzte Feile fehlte, und er überhaupt zu rasch arbeitete und ohne gegen sich die strengste Kritik zu üben, so verdient er doch eine ehrenvolle Erwähnung, weil er so vielen Anderen, die oft bedeutender waren, als er, literarische und andere Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen nicht müde wurde und die Besten ihn mit ihrer Freundschaft geehrt haben. Er nahm eine ähnliche Stellung ein, wie Gleim; beide waren Helfer, Rather, Anreger nach den verschiedensten Seiten. Durch seine dramatischen Arbeiten belebte er das Interesse für die Dichtungsform, in welcher die Deutschen im 18. Jahrhundert das Größte leisten sollten. Er folgte in gewisser Weise den Spuren von E. Schlegel, da er Shakespearesche Stücke, wie Richard III., Romeo und Julia, für die deutsche Bühne bearbeitete. Auch komische Opern und Singspiele schrieb er, welche Hiller componirte, und legte manches kleine Lied in dieselben ein, welches von der Bühne

direct in den Mund des Volkes überging und hier zum lange gesungenen Volkslied wurde. Im Jahre 1759 übernahm er auf den dringenden Wunsch des Berliner Buchhändlers Nicolai, eines der ersten Vertreter der Aufklärung, die Redaction der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste", die er später unter dem Titel „Neue Bibliothek u. s. w." fortsetzte. Vielleicht im Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Kräfte für größere Aufgaben und weil ihm ein wirkliches Interesse für die Kinderwelt aus der Liebe zu den eigenen Kindern erwachsen war, welches Interesse durch Basedows Bestrebungen noch erhöht wurde, begann er für die Jugend zu schreiben, verfaßte kleine moralische Lieder für Kinder, gab ein ABC- und Lesebuch heraus und vom Oct. 1775 ab, zunächst in Form einer Wochenschrift, den vielgelesenen „Kinderfreund", für den er viele Erzählungen und Schauspiele schrieb und dem er von 1784 auch einen „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes" folgen ließ. Beide Unternehmungen, namentlich die erstere, machte ihn im ganzen Volke bekannt und geachtet und man wandte sich bald an ihn in allen möglichen pädagogischen Angelegenheiten, wie früher an Gellert. Eng befreundet war er mit dem Breslauer Philosophen Garve, wie ihr Briefwechsel beweist. Die Freundschaft mit Lessing erlitt aus dem schon erwähnten Grunde eine lange Unterbrechung, doch beseelte beide später die gleiche Abneigung gegen das Geniewesen. Auch Weiße ist einer der Zurückgebliebenen. Auch er hat fast die ganze siebente Periode durchlebt, ohne ihr mit seiner eigenen Entwicklung durch alle Stadien folgen und gerecht werden zu können. Das goldene Zeitalter unserer Dichtung wollte er höchstens bis 1760 datiren.

Abr. Gotth. Kästner, ein frühreifes Genie, wie wir deren nun mehrere kennen gelernt haben, war 1719 in Leipzig geboren. Von seinem Vater, einem Verwandten und einzelnen Studenten allein unterrichtet, war er schon von seinem zehnten Jahre ab im Stande, juristische Vorlesungen zu hören. Zwölfjährig wurde er als Student in Leipzig immatriculirt, wo er nun alle möglichen Collegien, namentlich mathematische, physikalische und philosophische, hörte. In Poesie und Beredtsamkeit übte er sich unter Gottsched, mit dem er auch später in literarischer Verbindung blieb. Er ist einer der Wenigen, die den in seinen letzten Lebensjahren so gänzlich in Vergessenheit und Mißachtung gerathenen Mann zu würdigen wußten. Bereits in seinem vierzehnten Lebensjahre war Kästner Notar. Von 1739 ab hielt er Vorlesungen. Er schrieb für Schwabe's „Belustigungen". Im Jahr 1746 erhielt er eine außerordentliche Professur. Von Leipzig wurde er 1756 nach Göttingen berufen, wo er eine sehr einflußreiche Stellung einnahm. Daselbst starb er im Jahr 1800. Kästner hat sich nicht blos durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, die ihm ein fast gleiches Ansehen, wie Haller, verschafften, sondern auch durch seine oft sehr witzigen Epigramme einen Namen gemacht. In allen Neuerungen der Zeit, mochten sie literarisch, religiös oder politisch sein, wußte er den wunden Fleck zu treffen. Was unwahr, nicht echt oder an Marktschreierei und Modenarrheit grenzte, wurde streng von ihm gegeißelt. Auch pädagogischen und theologischen Neuerungen war er nicht zugethan. Bei aller Satire besaß er einen entschiedenen Hang zur Sentimentalität. Mit den Geniedichtern und besonders auch mit Werthers Leiden war er unzufrieden. Die ihm von Gottsched her einwohnende Vorstellung vom Nutzen der Poesie ließ ihn zu keinem Verständniß der Sturm- und Drangperiode kommen. Für die Ehre des Vaterlandes, in der Literatur wie im Felde, hatte er ein treues deutsches Herz. Auch er begeisterte sich für den großen Friedrich. Aber die französische Revolution erfüllte ihn mit Schrecken und Grausen. Auch dadurch sicherte er sich ein bleibendes Andenken, daß er die jüngeren Dichter, welche in Göttingen sich zusammen fanden und hier den Hainbund gründeten, durch die von ihm in seiner Rednergesellschaft geleiteten „Uebungen

in der deutschen Beredtsamkeit" anzuregen und zu fördern bemüht war. Nach dieser Seite hat er sich ein ähnliches Verdienst erworben, als Gottsched und Gellert und in späteren Jahren J. G. Jacobi.

Die Fabeldichter.

Indem wir hier diejenigen Dichter zusammenstellen, welche neben Hagedorn und Gellert in der Fabel sich hervorthaten, fügen wir einige allgemeine Bemerkungen hinzu. Daß die Fabeldichtung, welche fast die ganze sechste Periode hindurch geruht hatte, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts so beliebt werden konnte, diese an sich etwas wunderliche Erscheinung ist auf mehrere Gründe zurückzuführen. Zunächst darauf, daß die Schweizer Bodmer und Breitinger diese Dichtungsart für die erste und höchste erklärten, weil sie auf Naturanschauung beruhe, auch in Rücksicht des Wunderbaren, da sie Thiere wie Menschen handeln und reden lasse, den poetischen Anforderungen genüge und zugleich auf sittliche Belehrung abziele. Hinzu kam, daß der Franzose Lafontaine nicht blos bei seinen Landsleuten, sondern auch bei uns mit seinen Fabeln außerordentlichen Beifall erntete, so weit dieselben auch von der früheren deutschen Thierfabel und dem Muster Aesops abwichen. Bestimmend wirkte ferner das Beispiel so liebenswürdiger Dichter, als Hagedorn und Gellert waren. Weiter empfahl sich die Fabel dem Zeitalter, welches nach sittlicher und geistiger Aufklärung strebte, schon durch die Beschäftigung, welche sie dem Verstande bot, den Poeten aber durch ihre Kürze und die verhältnißmäßig geringen technischen Schwierigkeiten. Endlich weist unsere Literatur eine Vorliebe für die Fabel in allen Zeiten auf, in welchen vorzugsweise der Bürgerstand schaffend und genießend an der Dichtkunst sich betheiligte. Es trat eine wahre Fabelepidemie ein, der jedoch Lessing entgegentrat, welcher zwar auch Fabeln, jedoch nach einer neuen Art dichtete, aber nach einer neuen, nicht ganz zutreffenden Theorie. Er legte auf die Lehre und Kürze zu viel und auf die epische Entwicklung der Handlung und den naiven Charakter der Darstellung zu wenig Gewicht. Seine Fabeln haben daher eine scharfe, epigrammatische Zuspitzung, die dagegen denen Gleims, der die Lehre in die Erzählung zu verflechten suchte, fast gänzlich abgeht. Aus der großen Zahl von Fabeldichtern jenes Zeitalters zeichnen wir hier nur Magnus Gottfr. Lichtwer aus (geb. am 30. Jan. 1719 zu Wurzen, 1747 Docent der Rechte in Wittenberg, später Regierungs- und Consistorialrath in Halberstadt, wo er am 6. Juli 1783 starb) und Gottl. Konr. Pfeffel (geb. am 28. Juni 1736 in Kolmar, seit 1757 vollständig erblindet, 1803 Präsident des evangelischen Consistoriums und am 1. Mai 1809 gest.). Lichtwer verfaßte (1748) „vier Bücher äsopischer Fabeln", die zum größeren Theil auch Lessings Beifall fanden, und Pfeffel neben zahlreichen anderen Gedichten „Fabeln und poetische Erzählungen", von denen einige auch noch heute gefallen. Pfeffel hat man nicht unpassend den Gleim Süddeutschlands genannt. Auch er ist von den anakreontischen Tändeleien zu einem philanthropischen und aus dem Gefühl abgeleiteten Deismus übergegangen, der von den Dogmen der Kirche gänzlich absieht, sympathisirte mit allen neuen Tendenzen der Aufklärung, zumal der Toleranz, entwarf sich ein Programm der Reformen der Zukunft und wär in seinen alten Tagen entsetzt über die Greuel der französischen Revolution. Auf die übrigen Fabeldichter können wir nicht weiter eingehen, bemerken aber noch, daß J. Gottl. Willamow (1736—77) Fabeln in dialogischer Form, A. G. Meißner (1753—1807) solche nach Lessings Vorgang in ungebundener Rede dichtete und daß in unserem Jahrhundert Abr. Em. Fröhlich (1796—1865)

dadurch der Fabeldichtung eine neue Wendung gab, daß er mehr zum Gefühl als zum Verstand zu reden suchte und die gesammte leblose Natur in diese Dichtungsgattung hereinzog, wodurch seine Fabeln theilweise zu kleinen Landschaftsbildern geworden sind.

Der Hallisch-Preußische Dichterkreis.

Die Vorläufer Klopstocks. Die Anakreontiker. Die preußischen Patrioten. Der Halberstädter Dichterkreis.

Unter dem Namen des Hallisch-Preußischen Dichterkreises fassen wir eine Anzahl Dichter von sehr verschiedenen Bestrebungen zusammen. Bei den ersten derselben tritt vorzugsweise der Einfluß der Schweizer und Miltons hervor; sie bilden die Ueberleitung zu Klopstock, dessen unmittelbare Vorläufer sie sind. So namentlich Pyra. Ihnen folgen die Anakreontiker, welche, in einer meist nur erdichteten Begeisterung, Wein, Liebe und gesellige Freuden in den kurzen anakreontischen Versen verherrlichen und zum Theil wenigstens den Versuch machen das Leben der Alten auch praktisch nachzuahmen. An ihrer Spitze steht Gleim. Derselbe erscheint aber auch wieder in der Reihe derjenigen Dichter, welche, ganz im Gegensatz zu jenen anakreontischen Tändeleien, einen großartigeren, würdigeren und zeitgemäßeren Stoff, die Heldenthaten des großen Preußenkönigs und seines tapferen Heeres als gute preußische Patrioten besangen. Zu diesen gehört neben Gleim besonders Ramler und Ew. v. Kleist. Zum dritten Mal erscheint Gleim als der Mittelpunkt des Halberstädter Dichterkreises, der zwar ernstere Zwecke verfolgte und in einer der Moralphilosophie des Zeitalters entsprechenden Weise Gott und die Tugend und die Freundschaft pries, aber doch die alten Tändeleien nicht ganz überwinden konnte und von der herrschenden Empfindsamkeit sich stark berührt zeigt. Wie wir nun an die Leipziger Dichter die Fabeldichter angeschlossen haben, weil sie dem Beispiel Gellerts folgten, so werden wir von den Hallisch-Preußischen Dichtern zu den Idyllen- und Naturdichtern übergehen, die ähnlich zu Kleist stehen, wie jene zu Gellert.

Wir beginnen mit Jac. Im. Pyra, dem Begründer der Hallischen Dichterschule und dem wahren Vorläufer Klopstocks. Derselbe war 1715 zu Cottbus geboren, hatte 1735 die Universität Halle bezogen und während seiner Studienzeit sehr eifrig der Dichtkunst obgelegen, war aber noch sehr jung, erst 29 Jahre alt, als Lehrer am Kölnischen Gymnasium in Berlin am 14. Juli 1744 verstorben. Seine Streitschriften: „Erweis, daß die Gottschedianische Sekte den Geschmack verderbe", und sein dem Engländer Thomson nachgebildetes Lehrgedicht „der Tempel der Dichtkunst" sind heute kaum noch gekannt. Was Pyra's Verdienst in unserer Literatur ausmacht, sind die neuen Einsichten, welche er aus seiner Bekanntschaft mit Miltons Werken gewonnen hatte und die Einwirkung, die er durch dieselben, wie nicht bestritten werden kann, auf Klopstock übte. Diesem war er an Talent und Streben gewiß ebenbürtig, und hätte ihn nicht der Tod so früh abgerufen, wohl würde er nicht minderen Ruhm geerntet haben. Aus Milon aber hatte Pyra sich zwei Lehren abstrahirt. Einmal, daß der rechte Stoff zu Dichtungen allein ein biblisch-christlicher sein könne. Fortan erschienen ihm als die größten Dichter David, Salomon, Luther und Milton. Dann, daß der Reim, wie es ja auch die Schweizer wollten, aus unserer Dichtkunst verbannt und reimlose Metren in Aufnahme kommen müßten. Je mehr Pyra zum Pietismus hinneigte, dessen Hauptsitz damals noch Halle war, um so mehr konnte die neue

Ansicht vom Werth der biblischen Dichtung sich bei ihm festsetzen. Neben biblischen Trauerspielen sann er auf ein christliches Epos von der Sündflut, welchen Stoff später Bodmer aufgegriffen hat. Klopstock aber, der im Halle nahen Schulpforte seine ersten dichterischen Plane faßte, hat sicherlich, weil er von Pyra's Bestrebungen wußte und hörte, den vaterländischen Stoff, den er anfangs zu bearbeiten gedachte, zu Gunsten des Messias aufgegeben.

Aber auch Klopstocks Odendichtung ist auf die Einwirkung des Hallischen Dichterkreises zurückzuführen. Der innigste Jugendfreund Pyra's war Sam. Gotth. Lange, der Sohn des bekannten Hallischen Pietisten, geb. 1711 zu Halle, gest. am 25. Juli 1781 als Pastor in Laublingen. Zwar pflegen wir heute nur sehr gering von diesem Manne zu denken, weil ihn Lessing wegen seiner Uebersetzung des Horaz so streng abgefertigt hat. Aber Lange hatte den Beifall der bedeutenderen deutschen Dichter besessen, welche Zeitgenossen seiner Jugend waren, und, was ein Schritt weiter zu der Anwendung der reimlosen Metren war, zuerst die Odenformen des Horaz in deutscher Sprache nachgeahmt. Seinem Beispiel folgte nicht blos Ramler, der bereits auch eine bessere metrische Uebersetzung der lyrischen Gedichte des Horaz verfaßte, sondern auch Klopstock.

Wenn nun in demselben Halle, und zwar ebenfalls unter den jungen Studirenden, auch die sogenannten Anakreontiker sich zusammenfanden, so ist auch für sie der Einfluß des von Pyra gegebenen Beispiels, der überdies bezeugt ist, gewiß nicht zu leugnen. Stimmten sie doch mit diesem wenigstens in der principiellen Vermeidung des Reims überein. Man sieht übrigens, daß in Halle die Pflege der Dichtkunst unter der Jugend, und man möchte glauben unter Nachwirkung eines besseren philologischen Unterrichts auf den Schulen, auf den wir bereits hinwiesen, damals mehr und mehr sich ausbreitete. Nicht unwichtig aber ist es, zu verfolgen, welche Wege die Abneigung gegen den Reim einschlug. Pyra hatte seinen Tempel der Dichtkunst noch in reimlosen Alexandrinern geschrieben, in seinen übrigen Gedichten aber jambische und trochäische Maße in Anwendung gebracht. Lange wagte sich an die kunstreichen und schwierigen Odenstrophen des Horaz. Durch Klopstock kam der Hexameter in Aufnahme. Die Anakreontiker aber wählten die kurzen reimlosen Verszeilen, in welchen die unter Anakreons Namen gehenden kleinen, meist erotischen Gedichte verfaßt sind. Wenn wir nun auch nicht leugnen wollen, daß die leichte und sich einschmeichelnde dichterische Form kein geringes Moment für die Wahl der Anakreontiker gewesen ist, so dürfen wir doch die durch dieselben vertretene Richtung nicht einseitig aus einer formellen Rücksichtnahme allein ableiten. Wie Haller und Hagedorn und wie später Klopstock und Wieland, so gingen auch die mehr pietistischen Vorläufer Klopstocks und die Anakreontiker aus einander. In den letzteren kam überdies das der Jugend natürliche Behagen an der Welt und ihrer Lust zur Geltung. Wie ausgelassen das Leben der Studenten in jenen Zeiten sich gestalten konnte, das beweist zum Erschrecken Zachariä's Renommist, der vermuthlich auch aus einem früheren dichterischen Vorhaben Pyra's erwachsen ist und gegen dessen Helden die Anakreontiker sehr zahme und gesittete Leute sind, die oft nur einer eingebildeten Begeisterung oder Leidenschaft Ausdruck gaben. Immerhin aber machten doch auch sie den Versuch, das zu verwirklichen, was ihre Verse besangen, und drangen somit auf eine Art Rückkehr zum Dichten und Leben der Alten. Vergessen dürfen wir aber nicht, daß auch in dieser zur Mode werdenden Lyrik die Empfindsamkeit sich aussprach, welche das ganze Zeitalter beherrschte. Dies zeigt sich besonders darin, daß man bald, so namentlich Gleim, der die meiste Neigung nach dieser Seite verräth, auch zur Nachahmung von Dichtern aus den mittleren Zeiten überging, welche mit der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts näher verwandt waren.

So wurde man auf das Studium und die Uebersetzung von Petrarca's Sonetten und einzelner Lieder der Minnesänger geführt. Aber auch darin offenbarte sich das Streben, das Gefühlsleben zu nähren und in gesteigerter Weise zum Ausdruck zu bringen, daß Freunde wie Liebende für einander schwärmten und nach einander sich sehnten. Diese Gefühlsschwelgerei der Freundschaft tritt namentlich im Verkehr Gleims mit J. G. Jacobi zu Tage. Es war eben die Zeit, die vom Geistesleben nur so viel gelten lassen wollte, als empfunden wurde.

Zu den Anakreontikern zählen wir besonders Gleim, Uz und Götz. Alle drei, welche gleichmäßig gut für die akademischen Studien durch den vorausgegangenen Schulunterricht vorbereitet waren, schlossen in Halle sich enger an einander und blieben auch durch das übrige Leben in Freundschaft mit einander verbunden. Während wir in der sächsischen Dichterschule fast nur Kursachsen vertreten sehen, entstammten diese jungen Hallischen Dichter den verschiedensten deutschen Landschaften. Gleim war aus dem Fürstenthum Halberstadt im preußischen Sachsen, Uz aus einem Theile Frankens, der in seinen späten Tagen unter preußisches Regiment kam, und Götz als Wormser aus den Rheinlanden.

Joh. Wilh. Ludw. Gleim war am 2. April 1719 in dürftigen Verhältnissen in Ermsleben geboren. Nachdem er die Schule in Wernigerode besucht, studirte er von 1738—1740 die Rechte in Halle, wo er mit Uz und Götz näher bekannt wurde. In Potsdam, wo er Hauslehrer geworden war, lernte er Kleist näher kennen, mit dem er eine enge Freundschaft schloß. An den Kriegen Friedrichs II. nahm er zuerst als Secretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt, und nachdem dieser 1744 bei Prag gefallen war, in Diensten des Fürsten Leopold von Dessau thätigen Antheil. Im Jahre 1747 wurde er in Halberstadt als Domsecretär angestellt, wo ihm später auch ein Canonicat übertragen wurde. Allgemein als „Vater Gleim" verehrt, starb er hochbetagt, jedoch erblindet, am 18. Febr. 1803. Was Gleim gedichtet, entbehrt meist der Vollendung. Er war gegen sich selbst nicht streng genug, die Beschäftigung mit der Poesie ihm und seinen Freunden nur ein leichtes Spiel. Trotz des langen Lebens, das ihm vergönnt war, brachte er es nicht zu jener Durchbildung der Form und der eigenen Persönlichkeit, die Lessing, Goethe und Schiller gelang. Dagegen war er, der aus ärmlichen Verhältnissen sich emporgearbeitet hatte, auf das Eifrigste bemüht Andere zu fördern und zu unterstützen. Sein Haus stand allen Freunden der Literatur offen. Mit den meisten Zeitgenossen unterhielt er brieflichen Verkehr, Vielen war er Vertrauter und Berather, bis an sein Lebensende unermüdlich anzuregen und wohlzuthun. Im anakreontischen Geschmack schrieb er die „scherzhaften Lieder", welche er im Jahre 1745 veröffentlichte. Daß er auch Fabeln dichtete, haben wir bereits erwähnt, ebenso, daß er durch die Nachahmung Petrarca's, in den 1746 erschienenen „Petrarchischen Gedichten" und durch die Bearbeitung von Minneliedern (1773 gab er „Gedichte nach den Minnesängern" und 1779 solche nach „Walther von der Vogelweide" heraus) immer mehr in die Bahnen der Empfindsamkeit einlenkte. Den meisten Ruhm, auch Anerkennung von Seiten Goethe's, Lessings und Herders, brachten ihm seine „preußischen Kriegslieder eines Grenadiers", aus dem Jahre 1758, die ihm selbst den Namen des Grenadiers und wohl auch den des preußischen Tyrtäus eintrugen, die aber niemals Volkslieder geworden sind, da sie trotz aller individuellen Wahrheit und Localfärbung und einer die Zeitgenossen packenden derben Volksthümlichkeit doch zu stark an dem Schwulst der gleichzeitigen hochfliegenden Odenpoesie leiden. Didaktisch ist sein „Halladat oder das rothe Buch" (1774), in dem er, angeregt durch eine Uebersetzung des Korans und ähnlich wie der Engländer Sterne, im morgenländischen Seherstil und ohne allen Anschluß an die Lehren des positiven Christenthums

Betrachtungen über Gott, Tugend und menschliche Bestimmung anstellt. Auch er hatte noch die falsche Ansicht vom Nutzen der Poesie, die auf eine Ueberschätzung der Lehrdichtung führt, darin dem ihm befreundeten Herder nicht unähnlich, der bei aller hohen Anschauung von der Dichtkunst für seine Person und seine eigenen dichterischen Productionen an der Lehrhaftigkeit der Poesie festhielt. Tiedge, der dem Gleimschen Kreise ebenfalls nahe stand, hat in seiner Urania dieselben Spuren verfolgt. War Gleim in seiner Jugend ein Anakreontiker und Verherrlicher schwärmerischer Liebe, so im Mannesalter ein echter preußischer Patriot und in seinen späteren Jahren ein Verkündiger von Weisheit und Tugend.

Aehnliche Wandlungen als Gleim hat sein ungleich mehr begabter Freund, der strenge, gemüthstiefe und ernststrebende Joh. Peter Uz, durchgemacht. Dieser war am 3. Oct. 1720 in Ansbach geboren. Auch er studirte (von 1739 bis 1743) in Halle, wo er an Gleim sich anschloß. In seiner Vaterstadt wurde er später Rath und Director des Landesgerichts und Consistoriums. Er starb am 12. Mai 1796. Mit Götz hatte Uz (1746) eine Uebersetzung des Anakreon unternommen. Er dichtete aber auch selbst leichte, scherzhafte Lieder, die mit denen Hagedorns wetteifern können und die zuerst Gleim (1749), dann er selbst, vielfach vermehrt und mehrfach wiederholt, herausgab. Seine Sprache ist rein und gewandt und seine Gedichte der Ausdruck einer edlen und liebenswürdigen Persönlichkeit. Aber auch er gab allmählich die anakreontische Manier auf und schloß sich dem Beispiel Pope's an, nach dessen Lockenraub er den „Sieg des Liebesgottes“ und nach dessen „Versuch vom Menschen“ er verschiedene Lehrgedichte verfaßte. Am bedeutendsten unter den letzteren ist „die Kunst stets fröhlich zu sein“ und die Ode „Theodicee“. In beiden ist der Einfluß der Philosophie Leibnizens und Wolffs nicht zu verkennen. Auch erinnert namentlich die Theodicee an Hallers ähnliche Gedichte, da sie in gedrängter kerniger Sprache die größten religiösen Probleme dichterisch zu erfassen sucht, welche die gleichzeitige deutsche Philosophie beschäftigten. Uz hat auch Oden in Horazens Manier und in späteren Jahren selbst geistliche Lieder gedichtet, die den Gellertschen nicht nachstehen und zum Theil in das von ihm und Junkheim redigirte Ansbacher Gesangbuch übergegangen sind. Er steht dem Offenbarungsglauben viel näher als Gleim, der allen festen positiven Halt verloren hatte, und zeigt noch die ihm anerzogene Pietät gegen die Heilige Schrift und Kirche. Doch auch er ist nicht frei von Zweifeln und jenem eigenthümlichen Schwanken zwischen Rationalismus und Bibellehre, welches bei Gellert wie bei den Theologen des Aufklärungszeitalters zu finden ist. Auch er hat Friedrichs Thaten gepriesen, doch auch das Lob Deutschlands und die theilweise Entartung der Sitten beklagt. Seine Werke sammelte Chr. F. Weiße, er selbst aber hatte die Werke seines früh verblichenen Freundes und Landsmanns Joh. Friedr. von Cronegk (1731 — 58) herausgegeben, der im Wettkampf mit Lessings Schüler Brawe den von Nicolai für die beste deutsche Tragödie ausgesetzten Preis durch seinen „Kodrus“ gewonnen hatte.

Der dritte Anakreontiker ist Joh. Nic. Götz, geboren am 9. Juli 1721 in Worms. Auch er studirte in Halle, und zwar Theologie, von 1739—1742. Von 1744—1747 lebte er, zuletzt als Feldprediger, in Lothringen. Nachdem er an verschiedenen anderen Orten geistliche Stellen bekleidet hatte, wurde er 1761 als Pfarrer und 1776 als Superintendent im badenschen Ort Winterburg angestellt, wo er am 4. Nov. 1781 starb. Götz hat die anakreontische Manier am längsten festgehalten. Seine Lieder, Elegien, Idyllen, Allegorien und Epigramme sind in gewandter und wohllautender Sprache, zum Theil auch in naivem Ton geschrieben und zeigen (wozu ihn sein längerer Aufenthalt in Frankreich befähigte) eine äußerst sorgfältige Nachbildung

französischer Muster. Nur hieraus erklärt sich das Lob, welches Friedrich II. in seiner Schrift über die deutsche Literatur „der Mädcheninsel" von Götz spenden konnte. Der König bezeichnet das Gedicht als das einzige deutsche, das ihm seinen vollen Beifall abgezwungen hätte. Ramler, als des Dichters Freund, veröffentlichte viele Productionen desselben in den von ihm herausgegebenen Sammlungen. Auch veranstaltete er nach Götz' Tod eine Sammlung von dessen Werken, an denen er sich aber, wie er dies auch sonst gethan hat, willkürliche Aenderungen in sehr bedeutendem Maße erlaubte.

Außer den hier besprochenen drei Hallischen Freunden haben noch viele Andere an den anakreontischen Tändeleien Antheil genommen, neben dem schon besprochenen Weiße auch J. G. Jacobi und selbst Lessing. Dies darf uns von dem Letzteren nicht verwundern, der eben so sehr ein Kind seiner Zeit, als ihre höchste Erscheinung ist.

Den directen Gegensatz zu den anakreontischen Spielereien bildet der preußische Patriotismus. Wach gerufen wurde derselbe durch die Großthaten Friedrichs II., in welchem man den Vertheidiger der deutschen Freiheit und des Protestantismus verehrte. Der siebenjährige Krieg bot der Poesie doch endlich wieder einen würdigen Gegenstand und befriedigte den eingeborenen Sinn für die Heldengröße. Die idealen Güter des Menschenlebens, um derentwillen das Leben allein lebenswerth ist und deren Schicksal durch das Schicksal des von allen Seiten bedrängten Preußenkönigs bedingt war, traten schärfer wieder in das Bewußtsein. Man gedachte doch endlich wieder des Vaterlandes, das der Zeit durch ihre kosmopolitische Richtung und durch die traurigen reichspolitischen Verhältnisse fast abhanden gekommen war und kehrte wieder bei sich selbst ein. Doch sind die dichterischen Productionen, welche der Patriotismus des siebenjährigen Krieges veranlaßte, im Allgemeinen von keinem besonderen Werth. Dieser Krieg hat überhaupt nur mittelbar auf die Dichtkunst anregend und befruchtend gewirkt. Die Hauptvertreter des preußischen Patriotismus in der poetischen Literatur aber sind Gleim, Ramler, E. v. Kleist und die Dichterin Anna Luise Karsch. Von Gleim haben wir bereits gesprochen. Wir könnten noch hinzufügen, daß der in den Freiheitskriegen stereotyp gewordene Schwur „mit Gott, für König und Vaterland" auf ihn zurückzuführen ist, da sein Patriotismus in den Grenadierliedern immer an Gott und das Vaterland anknüpfte. Friedrichs II. Sache war ihm nicht blos die des Vaterlandes, auch die Gottes. Als Gottes Streiter und Werkzeug galt ihm der große König.

Weniger volksthümlich, als bei Gleim, erscheint der preußische Patriotismus in Carl Wilh. Ramler (geb. den 25. Febr. 1725 zu Colberg und gest. den 11. April 1798 in Berlin). Ramler hatte seine Vorbildung in Halle auf dem Waisenhause und der Universität erhalten. Frühzeitig hatten seine Studien den Alten sich zugewandt, was für seine Geschmacksrichtung von Entscheidung war. Seit 1746 lebte er in Berlin, wo er mit Gleim, der ihn für die Dichtkunst gewann, und mit den Vertretern der Aufklärung, später auch mit Kleist und Lessing in freundschaftliche Verbindung trat. Im Jahre 1748 wurde er als Professor der Logik und schönen Wissenschaften am Cadettenhause angestellt und 1781 übertrug König Friedrich Wilhelm II. ihm und Engel die Leitung des Berliner Nationaltheaters. Ramler hatte sich vorzugsweise Horaz zum Muster genommen, dessen Oden er übersetzte, wie auch die Gedichte des Martial und Catull. Wenn er auch J. H. Voß als Uebersetzer noch nachsteht, sa sind doch seine Verdienste nach dieser Seite unbestreitbar. Er ist der Vater der modernen deutschen Uebersetzungskunst geworden. Bei seiner Vorliebe für die antike Odenform war es natürlich, daß er auch den großen Preußenkönig in

Oden verherrlichte. Diese lassen aber trotz der sich in ihnen kundgebenden edlen Gesinnung und bei aller Sorgfalt in Sprache und Vers den Leser kalt, denn sie beruhen mehr auf rednerischem Pathos, als auf wirklicher dichterischer Begeisterung. Dem Volke mußten diese exotischen Gewächse gänzlich fremd bleiben, zumal sie auch nicht an den Glauben der Väter anknüpften, sondern im Zopf der antiken Mythologie auftraten. Für Ramlers gesammte Weltanschauung ist es übrigens bezeichnend, daß er in Friedrichs, „des Göttlichen", Kriegen nur einen Kampf der Cultur und Barbarei sah. Großes Ansehen genoß Ramler bei seinen Zeitgenossen als Kritiker. Seine Uebersetzung von Batteux's „Einleitung in die schönen Wissenschaften", die er mit Beispielen aus deutschen Schriftstellern ausgestattet hatte, blieb neben Eschenburgs „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften" lange Zeit als ästhetisches Lehrbuch in Gebrauch. Daß er bei der Herausgabe der Gedichte seiner Freunde zu willkürlich verfuhr, haben wir erwähnt. Er spielte nicht blos den Herausgeber, sondern geradezu den schulmeisterlichen und pedantischen Corrector. Kein Wunder, wenn einzelne Dichter, die bei Lebzeiten Verstümmelungen ihrer Gedichte durch ihn erfuhren, so Lichtwer, bitter sich über ihn und sein Verfahren beklagten. Um die ältere deutsche Literatur hat er sich durch Herausgabe von Wernike's und Logau's Sinngedichten verdient gemacht; bei der letzteren Arbeit erschien er mit Lessing vereinigt. Auch veranstaltete er als einer der Ersten, die dies thaten, Blumenlesen und Anthologien deutscher Gedichte in verschiedener Art. Außer Oden hat er auch andere Gedichte, so weltliche und geistliche Cantaten, verfaßt. Von ihm stammt auch der Text zu Grauns Oratorium: „der Tod Jesu." Doch tritt seine eigene dichterische Thätigkeit gegen seine übrigen Leistungen entschieden zurück. In jenem seltsamen Briefwechsel von Mauvillon und Unzer aus dem Jahre 1771, der die deutschen Dichter seit dem Anfang unserer siebenten Periode rangirt und namentlich Gellert auf unverdiente Weise zurücksetzt, wird neben Klopstock, Gleim, Geßner und Wieland auch Ramler als einer der wenigen „wahrhaft großen" Dichter genannt.

Weitaus der trefflichste unter den Sängern des preußischen Patriotismus ist der edle, tapfere, hochherzige und gemüthvolle Christian Ewald von Kleist. Derselbe war am 5. (oder 7.) März 1715 zu Zeblin in Pommern aus altem adlichen Geschlecht geboren. Der Knabe wuchs auf dem Lande auf, für das er sein ganzes Leben lang eine ausgesprochene Vorliebe behielt. Von 1731 ab studirte Kleist in Königsberg die Rechte. Da sich ihm nach vollendeten Studien keine Aussichten im eigenen Lande eröffnen wollten, trat er als Officier in die dänische Armee. Sein sonst heiteres Gemüth verdüsterte sich zu tiefer, andauernder Schwermuth, als die Auserwählte seines Herzens, Wilhelmine von Golz, eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Dame, durch die Ihrigen zu einer andern Verbindung gezwungen wurde. Im Jahre 1740 rief ihn ein königlicher Befehl aus Dänemark zurück und er trat nun als Officier in die preußische Armee ein. Gleim wurde in jenen Tagen (1743), als er an den Folgen einer in einem Zweikampf erhaltenen Wunde krank daniederlag, sein innigster Freund, der auch ihn zur besseren Verwendung seiner dichterischen Anlagen fleißig mahnte. Doch folgte der ernstere Mann den Tändeleien des Freundes nicht und hielt sich mehr zu Horaz, Milton, Pope und Thomson, die seine Vorbilder wurden. In den Jahren 1744 und 1745 machte er den Feldzug in Böhmen mit. Ramler lernte er bei einem Besuche in Berlin 1749 kennen, 1752 aber auf einer Werbungsreise in die Schweiz Bodmer, Breitinger und Wieland. Im Jahre 1756 wurde er zum Major ernannt und nach der Schlacht bei Roßbach mit der Aufsicht über das in Leipzig angelegte Lazareth betraut. In dieser Stellung wie bei den ihm aufgetragenen Executionen wußte er durch die größte Uneigennützigkeit die Achtung von

Freund und Feind sich zu erwerben. Während seines Leipziger Aufenthalts schloß er auch den Freundschaftsbund mit Lessing, dessen ganze Hochachtung er gewann und in dessen Tellheim wir gewiß ein Abbild des tapferen und edlen Kleist zu sehen haben. Die lang gewünschte Gelegenheit am Kampfe wieder Theil zu nehmen wurde ihm im Jahre 1759. Sein oft ausgesprochener Wunsch den Heldentod für das Vaterland sterben zu können ging in Erfüllung. In der furchtbaren Schlacht bei Kunersdorf am 12. Aug. 1759 wurde ihm beim Sturm auf die feindlichen Batterien durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert. Mit den Worten: „Kinder, verlaßt euern König nicht" stürzte er vom Pferde. Am elften Tage nach der Schlacht (am 24. Aug. 1759) erlag er seinen Wunden in Frankfurt a. d. Oder, wohin man den schwer Verwundeten gebracht hatte. Sein Begräbniß zeigte, wie allgemein die Theilnahme und Achtung war, die man für ihn hegte.

Wie wir schon andeuteten, geht durch Kleist ein idyllischer und heroischer Zug. Sein tiefes religiöses Gefühl, seine Schwermuth in Folge seiner unglücklichen Liebe, sein warmer Freundschaftssinn, seine Begeisterung für die Freuden der Natur lassen ihn als einen echten Repräsentanten der Zeit der Empfindsamkeit erscheinen. Aber er wußte das Schwert nicht weniger gut zu führen als die Leyer. Mit der Empfindsamkeit vereinigte sich in ihm eine glühende Vaterlandsliebe und ein entschiedenes soldatisches Pflichtgefühl. Von seinen Kriegsgesängen ist die aus dem Mai 1756 stammende „Ode an die preußische Armee" am bedeutendsten. Seine Lieder, wie auch sein kleines, im Alterthum spielendes epische Gedicht „Cissides und Paches", in welchem er die heldenmüthige Vertheidigung einer Burg durch zwei Macedonier gegen ein athenisches Heer besingt, ebenso seine Briefe athmen die höchste Begeisterung für Friedrich II., dessen Sache ihm als die Sache der Gerechtigkeit galt. Wenn er ein Dichter wäre, äußerte er einst, würde er lauter Lobgedichte auf ihn machen. „Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat." Als höchster Ehren werth erschien ihm der Tod für das Vaterland. In jenem kleinen Epos sang er: „der Tod fürs Vaterland ist ewiger Verehrung werth. Wie gern sterb ich ihn auch, den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft." In einer Grabschrift, welche er einem seiner verstorbenen Freunde gewidmet hatte, hatte er sicher nur sich selbst vor Augen, wenn er von jenem sagte:

„Witz, Einsicht, Wissenschaft, Geschmack, Bescheidenheit,
Und Menschenlieb und Tapferkeit,
Und alle Tugenden, vereint mit allen Gaben,
Besaß der, den man hier begraben.
Er starb fürs Vaterland, er starb voll Heldenmuth.
Ihr Winde, wehet sanft! Die heil'ge Asche ruht."

Die idyllische Richtung offenbarte sich bei Kleist besonders in seinen Elegien, im allgemein bekannten „Irin", in welchem ein greiser Schiffer seinem Sohne das sittliche Vermächtniß seines Lebens mittheilt, und im „Frühling". Die ihm angeborene Weichheit des Gemüths war durch die unglückliche Liebe und durch die ihn erfüllende Mißstimmung über die ihn nicht befriedigende Lebensstellung nicht wenig genährt worden. Auf den Frühling aber führten ihn die Jahreszeiten Thomsons. Das Gedicht bot Gelegenheit, seiner Liebe zum Landleben Ausdruck zu geben, weshalb es auch ursprünglich Landlust heißen sollte. Demselben fehlt jedoch eine lebendige fortschreitende Handlung. Es ist zu sehr beschreibend, weshalb auch Lessing im Laokoon, wo der große Kritiker über alle beschreibende Dichtung den Stab bricht, das Werk seines edlen Freundes glaubte tadeln zu müssen. Vielleicht hätte Kleist bei einer Ueberarbeitung desselben, wie Lessing sich ausdrückt, aus einer mit Empfindungen nur

sparsam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht. Gleichwohl hat Kleists Frühling die freudigste Anerkennung gefunden. Herder las das Gedicht in seiner Jugend mit großer Begeisterung, Klopstock, der es durch Kleists Freund Hirzel zuerst in Leipzig kennen lernte, fühlte sich tief von demselben bewegt, die Jünglinge des Göttinger Hainbundes verehrten Kleist als einen ihrer Heiligen und wanderten im Frühling nach den benachbarten Dörfern, um hier unter blühenden Aepfelbäumen das geliebte Gedicht zu lesen, und Schiller hat in der mehrfach angezogenen Abhandlung demselben die verdiente Anerkennung zu Theil werden lassen. Das Gedicht ist übrigens in einem eigenthümlichen Versmaß geschrieben: in Hexametern mit einer Vorschlagsylbe, welche aus dem Hexameter, der ein trochäisch-daktylisches, also absteigendes Metrum ist, ein jambisch-anapästisches oder aufsteigendes, also ein Metrum der entgegengesetzten Art gemacht hat. Rührend sind die Worte, mit denen Kleist sein Entzücken über die eben in den Bremer Beiträgen (1748) erschienenen ersten Gesänge des Messias aussprach. Sie sind vom richtigen Prophetengeist erfüllt: „Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nun glaub ich, daß die Deutschen noch was Rechtes in den schönen Wissenschaften liefern werden. Solche Poesie und Hoheit konnt' ich mir von keinem Deutschen vermuthen."

Auch eine Dichterin hat der siebenjährige Krieg hervorgebracht, es ist Anna Luise Karsch, geborene Dürbach, die gewöhnlich „die Karschin" genannt wird (1722—1791). Obgleich sie es nie zu einer wirklichen künstlerischen Durchbildung gebracht hat und in Folge der widrigen Verhältnisse ihrer Jugend auch nicht bringen konnte, dürfen wir sie doch nicht übergehen. Ihr Talent ist von ihren Gönnern, so von Sulzer, Gleim, Ramler, dem Baron von Kottwitz u. A., zwar überschätzt worden und ihr zu viel Ehre geschehen, wenn man sie „die deutsche Sappho" nannte. Gleichwohl kann man ihr eine gewisse Befähigung nicht absprechen, die sich besonders in Gelegenheitsgedichten und Improvisationen kund gab und in ihrer Tochter, der Baronin von Klencke, und in ihrer Enkelin, der Frau Helmine von Chezy, fortlebte. Theilnahme erweckten der Dichterin ihre eigenthümlichen Lebensschicksale. Sie war von Haus aus die Tochter eines Schankwirths aus der Nähe von Schwiebus und zuerst an einen geizigen Tuchmacher, der sie verstieß, und dann an den trunkenen Schneider Karsch verheirathet. Alle Ehre machte ihr die Energie, mit der sie aus den dürftigsten Verhältnissen zu einer Bildung sich emporarbeitete, die ihr den Verkehr mit den höchsten Ständen und die bessere Versorgung ihrer Tochter ermöglichte. Friedrich II., für den sie die höchste Begeisterung von frühester Jugend an zeigte und mit dem sie auch im Oct. 1763 eine Unterredung hatte, lohnte ihre Verdienste schlecht, indem er ihr ein Geschenk von zwei Thalern übersandte, das ihm die Frau schnell entschlossen mit einigen Versen durch die Post zurücksandte. Sein Nachfolger nahm sich der Dichterin besser an und ließ ihr ein Haus erbauen „ausgeziert mit allen Allegorien der Musen". In ihren späteren Lebensjahren lebte sie meist in Berlin.

Aus unserer Schilderung ergibt sich von selbst, daß die unmittelbaren poetischen Früchte des siebenjährigen Krieges keinen großen Werth beanspruchen können. Die reifste Frucht desselben ist Lessings Lustspiel Minna von Barnhelm, das in den Erlebnissen jenes Krieges wurzelt. Klopstock hatte dem großen König in einer Ode sein Lob gespendet, nahm aber dasselbe dadurch zurück, daß er dem Gedicht eine neue Ueberschrift „Heinrich der Vogler" gab. Schiller beabsichtigte eine Zeit lang ein größeres Epos zu Ehren Friedrichs „eine Fridericiade", zu dichten, brachte seinen Plan aber nicht zur Ausführung. Die Einwirkung des Krieges auf die Weckung der Geister hat Goethe in Wahrheit und Dichtung treffend geschildert. Gewiß war es

nur eine Einwirkung der Zeit, wenn Zimmermann 1758 vom „Nationalstolz“, Th. Abbt 1761 über den „Tod fürs Vaterland“ schrieb, Fr. C. v. Moser in seinem Buch: „der Herr und der Diener“ 1761 die öffentlichen Verhältnisse, namentlich die der Fürsten und Höfe, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit klar legte und 1765 in der Schrift „von dem deutschen Nationalgeiste“ die einzige Hoffnung zur Wiederbelebung des Reichs auf die Kräftigung des Nationalbewußtseins setzte. In Nachahmung des knappen Stils des Sallust hat J. W. Archenholz 1788 ein durch viele Einzelzüge belebtes Bild des Krieges entworfen, das in unserer Literatur stets einen ehrenvollen Platz behalten wird. Der von uns schon genannte Nicolai, der Meister der Berliner Aufklärer, sammelte 1788 die über Friedrich II. umlaufenden Anekdoten, von welchen viele noch heute im Gedächtniß und Mund des Volkes sind. Der schon genannte Zimmermann, welcher den König in seiner letzten Krankheit behandelt hatte, schrieb über seinen Verkehr mit demselben in dieser Zeit, wie überhaupt über den großen Mann verschiedene Schriften, die Hippel bewogen, den eitlen Schriftsteller in seinem anonymen Libell: „Zimmermann I. und Friedrich II.“ zu geißeln. Der Philosoph Engel verfaßte mehrere Lobreden auf Friedrich, und Garve gab zwei Bände Fragmente über denselben heraus. Wir fügten diese Notizen, die in keinerlei Weise Vollständigkeit beanspruchen, in der Absicht hinzu, doch wenigstens einige Streiflichter auf die Friedrich II. und seine Kriege behandelnde Literatur fallen zu lassen. Wenn aber im Zeitalter der Empfindsamkeit so viele sich dem König entfremdet fühlten, so hat Joh. v. Müller gewiß den Grund dieser Erscheinung richtig angegeben: „Auch die andern Menschen sind gegen ihn ungerecht, weil die Strenge der Kriegsordonnanz, wodurch Rom die Welt bezwungen, der Sentimentalität und aller Zärtlichkeit widerstreitet“ (Briefe eines jungen Gelehrten S. 158).

Von den preußischen Patrioten gehen wir zum Halberstädter Dichterkreis über. Wir theilen im Folgenden das mit, was Koberstein in seiner vortrefflichen Literaturgeschichte, im Anschluß an Gleims Leben von Körte, über denselben gesagt hat: „Halberstadt verdankte den Rang, den es eine Zeit lang unter den für die Geschichte unserer Literatur wichtig gewordenen Städten einnahm, ganz eigentlich Gleims Persönlichkeit und seinem Enthusiasmus für Freundschaft, Dichtkunst und den Ruhm seines preußischen Vaterlandes. Man kann nicht sagen, daß von diesem Orte aus durch ein besonderes Werk auf die Entwicklung der deutschen Poesie selbst oder auf die Fortschritte der ästhetischen Kritik irgendwie bedeutend eingewirkt worden sei; man wird sogar zugeben dürfen, daß das Allermeiste, was Gleim oder Andere aus dem Halberstädter Dichterkreise geschrieben haben, dem inneren Werth nach gegen viele gleichzeitige Erscheinungen auf dem deutschen Literaturgebiete sehr zurücktrete: und gleichwohl muß Gleim, wie in den Vierzigern so auch noch in den Fünfzigern und bis in den Anfang der Siebziger des vorigen Jahrhunderts als einer der eifrigsten Pfleger des damaligen Literaturlebens in Deutschland, und Halberstadt als ein Mittelpunkt desselben angesehen werden. In der ersten Zeit nach seiner Uebersiedelung von Berlin, wo er in Halberstadt noch niemand hatte, dem er sich in seinen liebsten Neigungen hätte verwandt fühlen können, vermittelte Gleim von hier aus vielfache Annäherungen und freundliche Beziehungen unter den deutschen Schriftstellern, und allen, mit denen er entweder schon in Verbindung stand, oder mit denen er erst ein Verhältniß anknüpfte, suchte er seinen begeisterten Eifer für die Förderung der vaterländischen Literatur mitzutheilen. Dazu bot schon sein ausgebreiteter Briefwechsel Gelegenheit genug; noch unmittelbarer wirkte er in diesem Sinne auf diejenigen seiner auswärtigen Freunde, mit denen er von Zeit zu Zeit persönlich verkehrte, zumal wenn

sie, wie dies zuweilen geschah, Wochen oder Monate lang seine Gäste waren. Unterdessen hatte er aber auch den Gedanken gefaßt, Halberstadt zu einer Hauptpflegestätte der deutschen Literatur und Bildung zu machen und zu dem Ende mehrere der berühmtesten Dichter und Prosaisten jener Zeit, mit denen er befreundet war, ganz dahin zu ziehen. Das Braunschweiger Carolinum brachte ihn schon um 1750 auf die Idee einer vorbereitenden Akademie zu Halberstadt, als eines trefflichen Mittels, seine Freunde um sich her anzusiedeln, zum Ruhme und Nutzen seines Vaterlandes und um seines Friedrichs Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier literarischer Ausbildung zu erheben und der deutschen Nation ein goldenes Literaturzeitalter zu bereiten. Halberstadt oder Berlin sollten dann der Mittelpunkt dieser neuen Glorie sein u. s. w. Und späterhin, als er J. G. Jacobi in Halberstadt erwartete (um 1768), nahm er den Plan wieder auf und dachte nun daran, außer Anderen auch Uz, Götz und Herder für sein Halberstadt zu gewinnen und hier nichts Minderes als „eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften" ins Leben zu rufen. Dazu kam es zwar nicht, allein dafür hatte er die Freude, seit 1769 eine Anzahl junger talentvoller Männer um sich versammelt zu sehen, mit denen er ein Freundschafts- und Dichterleben führen konnte, wie es sein Herz nur wünschte. Unter den ersten, die er an sich zog, wurden durch ihre Dichtungen am bekanntesten Johann Georg Jacobi, Klamer Eberhard Karl Schmidt und Johann Benjamin Michaelis." „Etwas später als die drei genannten Männer kam Wilhelm Heinse nach Halberstadt und wurde ein Liebling Gleims". „Das dichterische Treiben in dem Gleimschen Kreise war im Winter 1773—74 am lebhaftesten. Durch den Tod hatte er schon früher zwei seiner Mitglieder verloren, im Frühling 1774 entzogen sich ihm auch Jacobi und Heinse. Damit war die schönste Zeit von Gleims halberstädtischem Leben vorüber. Die neuen Freunde, die er gewann, konnten ihm jene Verluste nie ganz ersetzen. Er blieb zwar noch fortwährend der Mittelpunkt eines kleinen Dichterkreises, unterstützte noch manches bedürftige Talent, und in „Vater Gleims" Hause verweilten auch noch immer von Zeit zu Zeit Männer wie Wieland, Herder, Voß, Fr. Richter u. A.; allein auf den ferneren Bildungsgang der deutschen Literatur übte er mit seinen Halberstädter Freunden seit der Mitte der Siebziger eigentlich keinen merklichen Einfluß mehr aus." So weit Koberstein. Gewiß war es mehr ein Act der Pietät und Klugheit, als ein aufrichtig gemeintes Verlangen, wenn Schiller 1794 auch Gleim zu Beiträgen für seine Horen aufforderte und den alten, verdienten Mann unter der Zahl seiner Mitarbeiter aufführte.

Zu den von Koberstein angeführten Mitgliedern des Halberstädter Dichterkreises fügen wir hier noch Goeckingk und Tiedge hinzu. Von Kl. Eb. Schmidt (1746–1824), dem Erneuerer des Sonetts und Nachahmer Petrarca's, haben wir bereits oben gesprochen. Michaelis (1746—1772) starb zu frühzeitig, als daß er sein nicht unbedeutendes dichterisches Talent vollständig hätte entwickeln können. In seinen Satiren und Episteln behandelte er mit glücklicher Ironie die literarischen Zustände seiner Zeit und seine Fabeln und Erzählungen sind nicht ohne Naivetät, Witz und Humor. Durch seine Travestie von Virgils Aeneide „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas" wurde er das Vorbild von Blumauer. L. Fr. Günther von Goeckingk (1748—1828) pflegte besonders das Sinngedicht und die poetische Epistel. Auf Heinse werden wir an anderer Stelle zurückkommen, es bleiben uns also hier nur noch J. G. Jacobi und Tiedge zu besprechen übrig.

Joh. Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen Fr. H. Jacobi, war am 2. Sept. 1740 in Düsseldorf geboren und hatte seit 1758 in Göttingen und Helmstedt Theologie studirt. Durch Vermittelung von Klotz wurde er 1765 als Professor

der Philosophie und Beredsamkeit in Halle angestellt. Gleim lernte ihn 1766 kennen. Beide schrieben sich von der Zeit ab die süßlichen Freundschafts- und Liebesbriefe, die 1768 der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Durch Gleims Bemühungen erhielt Jacobi 1769 ein Canonicat in Halberstadt. Doch verließ er schon 1774 Gleim und Halberstadt und ging nach Düsseldorf, um von dort aus eine „der sittlichen und ästhetischen Ausbildung des schönen Geschlechts gewidmete" Quartalschrift: „die Iris" herauszugeben. Im Jahre 1784 wurde er zum Professor der schönen Wissenschaften in Freiburg ernannt, in welcher Stellung er durch die von ihm geleiteten Uebungen in der deutschen Sprache auf die studirende Jugend sehr anregend einwirkte. Mit Goethe's Schwager J. G. Schlosser in Emmendingen und mit Pfeffel in Colmar unterhielt er freundschaftliche Beziehungen. Diese Männer bildeten eine Art literarischen Bund am Oberrhein. Jacobi hat verschiedene Entwicklungsphasen durchgemacht. In der Zeit seiner Bekanntschaft mit Gleim war er ein Anakreontiker von der reichsten Empfindsamkeit, der in seinen Gedichten die Tändelei mit Amoretten und Zephyretten, liebenden Täubchen und dem übrigen hohlen Apparat dieser Poeten auf die höchste Spitze trieb. Seine Empfindsamkeit weidete sich besonders gern an Zügen der Wohlthätigkeit, wie seine Erzählungen „Winterreise" und „Sommerreise" beweisen. Auch den sentimentalen philanthropischen Deismus Gleims theilte er. Dagegen nahm er ein anderes Wesen an und suchte mehr eine wahre Empfindung zum Ausdruck zu bringen, seit er Goethe kennen gelernt hatte. Der Verkehr mit diesem hob und läuterte ihn. Einzelne Lieder aus dieser Periode, vor allen sein: „Aschermittwoch", „Liebe", „Fest aller Seelen", „Vertrauen", schlagen die tiefsten Accorde im Menschenherzen an und werden ihn in gutem Andenken in unserer Literatur erhalten. Seit er nach Düsseldorf zurückgekehrt war, wie auch in seiner späteren Lehrerstellung in Freiburg, war er eifrig bemüht, an seiner eigenen geistigen Ausbildung thätig weiter zu arbeiten.

Ein echter Halberstädter Dichter und noch ganz ein Ausdruck der Eigenthümlichkeiten dieser Epoche, obgleich ein sehr später Nachzügler derselben, ist Christoph Aug. Tiedge. In ihm erscheint die weichliche Sentimentalität mit den moralischen Ideen der Aufklärung auf das innigste verschmolzen. Sein in Jamben und einzelnen lyrischen Strophen abgefaßtes Lehrgedicht „Urania" (Halle 1701), erfreute sich bis in dieses Jahrhundert hinein, zumal in Frauenkreisen, einer großen Beliebtheit und kann geradezu als das poetische Brevier der seit dem Zeitalter Friedrichs des Großen bei uns in Schwung gebliebenen sentimentalen Moralphilosophie gelten. Nicht als einen Reflex der Kantischen oder Schillerschen Philosophie, sondern als die dichterische Zusammenfassung des sittlich-religiösen Glaubensbekenntnisses dieser ersten Epoche unserer siebenten Periode hat man das in seiner blühenden Sprache an Schiller erinnernde Gedicht zu betrachten, in welcher der Mangel an christlicher Tiefe und inniger Ueberzeugung durch eine blendende Rhetorik schlecht verhüllt ist. Daß Tiedge noch mitten in der Aufklärungsströmung, nicht aber in den geistigen Kämpfen des Zeitalters der kritischen Philosophie steht, das zeigt auch die in seinem Gedicht sich kundgebende Verehrung gegen Sokrates, das philosophische und menschliche Vorbild der Aufklärer, wie sie der den Weisen des Alterthums gewidmete Abschnitt und die Entlehnung der Erzählung des Prodicus von „Herakles am Scheidewege" aus den Memorabilien des Xenophon deutlich beweist. Ueber seine Lebensverhältnisse fügen wir hinzu, daß er am 14. (oder 13.) Dec. 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren war. Obgleich Jurist, nahm er 1779 eine Hauslehrerstelle in Ellrich an, wo er mit Gleim, Goeckingk, Kl. Schmidt in Verbindung kam. Um Gleim näher zu sein, ging er in den achtziger Jahren nach Halberstadt. Hier wurde er 1792 Privatsecretär des Domherrn von Redern.

Im folgenden Jahr erhielt er durch Gleims Vermittelung eine Vicariatspräbende am Domstift, die er jedoch 1799 bei seinem Scheiden von Halberstadt wieder aufgab. In Berlin traf er mit Frau Elise von der Recke zusammen, die er bereits in Ellrich kennen gelernt hatte. Er wurde ihr Gesellschafter. Von 1805 — 1808 begleitete er seine Freundin auf ihren Reisen. Im Jahre 1819 zog er mit ihr nach Dresden, wo Frau von der Recke 1833, der Dichter aber, der seiner Gönnerin bis zu deren Tod treu zur Seite geblieben war, am 8. März 1841 starb. Außer der Urania hat Tiedge noch verschiedene andere Gedichte geschrieben. Namentlich seine poetischen Episteln, die, wie alle seine Gedichte, stark rhetorisch gefärbt sind, lassen seine Verwandtschaft mit der Halberstädter Schule erkennen.

Die Natur- und Idyllendichter.

Sal. Geßner. Kleist. Salis. Matthisson. Kosegarten. Maler Müller.

Lange bevor Rousseau durch die Verkündigung seines Evangeliums von der „Rückkehr zur Natur" den Anstoß zu einer tiefgehenden Bewegung in den Literaturen Europa's gab, hatte der weltberühmte Roman des Engländers Defoe, der noch heute Jung und Alt entzückende Robinson, ein Bild der Uranfänge der Menschheit entrollt. Auch bei uns hatte das merkwürdige Buch bald Nachahmungen hervorgerufen, unter denen sicherlich die bedeutendste und unserem nationalen Wesen entsprechendste die schon mehrfach genannte Insel Felsenburg ist. Während der englische Roman uns einen entschlossenen thatkräftigen Menschen zeigt, der durch die Noth gezwungen mühsam sich alle die künstlichen Hilfen schafft, deren unsere Cultur sich längst erfreut, sprach sich dagegen in der deutschen Nachahmung ein weltmüdes, durchaus empfindsames Sehnen nach einem abgeschiedenen glückseligen Eiland, also ein sehr deutsch sentimental gefärbtes Verlangen nach dem Glück und der Wonne des goldenen Zeitalters oder der Paradiesesseligkeit aus, welches Verlangen auch schon in den Schäfern des 17. Jahrhunderts gelebt haben mochte. Die Vorstellungen von einem goldenen Zeitalter fanden weitere Nahrung durch Miltons verlorenes Paradies, welches die glücklichen Tage aus dem Leben der ersten Menschen in reizender Weise ausgemalt hatte. Der Robinson, wie Miltons Gedicht, mußten im deutschen Gemüth eine elegische Sehnsucht nach einem idyllischen Naturleben erwecken, wie es theilweise das der Landleute einzelner Gegenden noch heute sein mag. Die englische Literatur aber führte durch Werke, wie Thomsons Jahreszeiten, auch noch von einer anderen Seite her, zur ländlichen Natur zurück. Brockes entzündete das uns so nahe liegende Vergnügen an der Schönheit der Schöpfungswerke und Haller entwarf in seinen Alpen die großartigsten Landschaftsbilder und schilderte zugleich das Glück eines in stiller Abgeschiedenheit von der Welt der Natur treu gebliebenen Volkes. Die Freude an einer Naturumgebung, die einer wildromantischen Gebirgsgegend ähnelt, führte weiter dazu, den Geschmack an den steifen, regelrecht zugeschnittenen französischen Gartenanlagen zu zerstören, den wir als den landschaftlichen Zopf und Rococo jener Zeit zu betrachten haben, und verschaffte dagegen den englischen Parkanlagen Eingang, die sich treuer an die Natur hielten. Unter diesen Verhältnissen war es aber natürlich, daß auch in unserer Literatur sich sowohl das elegische Verlangen nach einer idyllischen Unschuldswelt, wie das Interesse an schöner Landschaft immer mehr ausbreitete. Dies ist der Ursprung der entschieden elegisch gefärbten Natur- und Idyllendichtung

dieses Zeitalters, in welcher nicht zum wenigsten die weiche Empfindsamkeit jener Zeiten ihren Ausdruck fand.

Die Dichter, welche die Sehnsucht nach der verlorenen Natur damals repräsentirten, haben, so will es uns scheinen, alle hier möglichen Standpunkte nach einander erschöpft, welche sich aus dem Begriffe Natur und zwar als Gegensatz zur heutigen Cultur, zum städtischen Leben, zur Vergänglichkeit und Wandelbarkeit der Menschengeschlechter ableiten lassen. Der Schweizer Salomon Geßner (geb. am 1. April 1730 zu Zürich und ebendaselbst am 2. März 1787 gest.) versetzte sich aus der Gegenwart zurück in die Anfänge der Geschichte. Dies mußte ihn auf eine Schilderung des goldenen Zeitalters, wie es die alten Griechen und Römer sich gedacht hatten, oder auf eine solche des Paradieses führen, wie es in der Bibel vorliegt. Zuerst scheint Geßner mehr den heidnischen Vorstellungen sich angeschlossen zu haben, dann aber Klopstocks und Bodmers Beispiel folgend, die er beide hochverehrte und die sich selbst für biblische Stoffe entschieden hatten, auch zu den Erzählungen der heiligen Schrift gegriffen zu haben, wie dies sein manche Schönheiten enthaltender „Tod Abels“ beweist. Es ist merkwürdig und für die damals vorherrschende kosmopolitische Richtung unserer Literatur bezeichnend, daß Geßners Hirten und Schäfer heimatlose, rein weltbürgerliche Wesen sind, ohne alle Localfarbe, und jeglicher Individualität entbehrend. Von einem geschichtlichen Hintergrund ist bei ihm keine Rede, wenn auch die Scenerie seiner Idyllen seine schweizerische Heimat nicht verleugnet. Alles ist Phantastik, die nicht wenig an die manirirte Schäferwelt des 17. Jahrhunderts erinnert, als deren Fortsetzung sie gelten darf. Keine anderen Interessen gelten in seiner Dichtung, als die, welche in der gleichzeitigen Anakreontik jener Jahre vorherrschten. Durch seinen Aufenthalt in Berlin war Geßner in dieses süßliche und tändelnde Wesen hineingerathen. Auf die Creaturen seiner Phantasie passen genau die Worte Schillers: „sie liebten und thaten weiter nichts mehr.“ Es sind also aus aller Zeit und Räumlichkeit herausgerissene und in eine sehr süßliche Idealwelt versetzte und des erträumten Glückes wirklich theilhaftig gemachte Anakreontiker. Nirgends zeigt sich ein dem wirklichen Leben nachdichtender Realismus. Nur ein einziges Mal, in dem „hölzernen Bein“, führt uns Geßner in die Geschichte und die Verhältnisse seiner Heimat ein. Dort läßt er einen alten Glarner, der die Schlacht bei Näfels (1388) mitgekämpft hatte, einem jungen Landsmanne die Geschichte der Schlacht, seiner Verwundung und Rettung auf dem Schlachtfeld erzählen. Diese Schweizer-Idylle ergreift ganz anders, als alle die farb- und gestaltlosen übrigen Gedichte Geßners. Hier erinnert er an Theokrit, mit dem er aber sonst in keiner Weise verglichen werden darf. Unter diesen Umständen ist es wunderbar, daß seine Idyllen nicht blos in Deutschland, viel mehr fast noch in Frankreich, wo sie auch bald in Uebersetzung erschienen, einen fast ungemessenen Beifall fanden. Bestechend wirkte allerdings die reine und glatte Sprache, eine an den Vers erinnernde, rhythmisch gehaltene Prosa, die auch Spuren von französischem Wesen trägt. Auch war nicht ohne Einfluß, daß das der Zeit einwohnende tiefe Verlangen nach Erlösung aus den damaligen gesellschaftlichen Zuständen den Geßnerschen Dichtungen entgegen kam. Man wird also von seinen Idyllen durchaus keinen Schluß auf seine eigene Persönlichkeit machen dürfen. Denn sein Leben war durchaus auf die Wirklichkeit gerichtet, er selbst ein eifriger, thatkräftiger, freiheitsliebender Patriot, der die um die Wohlfahrt seines Vaterlandes hochverdiente „helvetische Gesellschaft“ begründete, dazu ein ausübender Maler, der die gegebenen Objecte der Außenwelt wohl kennen mußte, und ein Freund von Scherz und Humor, mit der Gabe komische Charaktere mimisch darzustellen in einem seltenen Grade ausgestattet.

Die Idyllendichtung that in richtiger Consequenz einen Schritt weiter und brachte

den Ekel an dem Leben und Treiben der Städte, an den glatten Formen höfischer und standesmäßiger Etikette, die nur den Schein und die Heuchelei beförderten, an den zur Zerstreutheit und zur Sünde verleitenden und vom wahren Menschenziel abführenden Genüssen, Thorheiten und Lastern, an der ganzen Unfreiheit, wie sie durch die bestehenden öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände bedingt ist, dadurch zum Ausdruck, daß sie das Landleben als die einzig beglückende Form des Daseins pries, in der allein noch Wahrheit, Liebe und Freundschaft erblühe und ein ungestörter Dienst der Musen möglich sei. Dies mußte zunächst darauf führen, das Leben auf dem Lande durch die verschiedenen Jahreszeiten zu verfolgen, wie das der Engländer Thomson gethan hatte und in Nachahmung desselben Ew. v. Kleist in seinem Frühling versuchte. Es führte aber auch zu einer Verherrlichung der Einsamkeit, die in dieser Zeit selbst Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung wurde, wie die hierher gehörigen Schriften von Zimmermann und Garve darthun. Auch auf dieser Stufe fehlt der Idylle der historische Hintergrund, dagegen tritt bereits das landschaftliche Element stark in dieselbe ein. Der Dichter findet den höchsten Genuß im einsamen Wandern durch Wald und Hain, durch deren Buchenhallen und ihren kühlen Schatten, die Wiese mit ihrem Blumenteppich erquickt ihn, er verfolgt den Lauf des Baches durch die Auen oder streckt sich nieder auf den Rasen an der Quelle, seinen Blick labt der See, der zum Bade ladet und in dem sich die Landschaft spiegelt, die Erinnerungen der Kindheit und ihrer Spiele ruft die Linde vor dem Dorfe wieder auf, vom Thal steigt er zum Berg und genießt den Ausblick, welcher in ihm eine geheimnißvolle Sehnsucht nach der Ferne weckt, nach der ihn auch der über sein Haupt hinziehende Kranich zu locken scheint, ganz wunderbar verwandelt sich ihm die Landschaft im Mondschein, da regen sich die Geister der zerstörten Burgen und die Elfen tanzen ihren Reihen, süßes, wehmüthiges Sehnen flößt das Flöten der Nachtigall in seine Seele, der Sternenhimmel ruft den Gedanken an seinen Schöpfer wach und erfüllt seinen Geist mit dem Gefühl der Unendlichkeit, in solcher dem Erhabenen offenen Stimmung besucht er wohl auch die Friedhöfe und erinnert sich hier der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge, der Tod erschreckt ihn nicht, er gilt ihm als die endliche Erlösung von den Kämpfen des Lebens, erst wenn das Herz ausgeschlagen, da werden auch die Leidenschaften schweigen, die dasselbe geängstigt und gemartert, fröhlichere Aussicht winkt ihm aus dem fernen, unbekannten Land der Zukunft und in geweihter Stimmung läßt er wohl auch an Jüngere ein mahnendes Wort ergehen, das in der verschiedensten Weise das alte: „Ueb' immer treu und Redlichkeit" variirt. Dies ist der Gedankenkreis, in welchem Kleist und nach ihm Joh. Gaudenz Freiherr von Salis-Sewis in Graubündten (1762—1834) und der leider zu früh verstorbene Hölty sich bewegten, auf den wir später zurückkommen werden. Dieser Gedankenkreis entspricht genau der in der Sehnsucht nach der Natur laut werdenden Empfindsamkeit und dem sittlichen Enthusiasmus, wie er in den würdigsten Vertretern der Aufklärung zu Tage tritt.

Um die Idyllendichtung durch alle Stadien verfolgen zu können, greifen wir über die erste Epoche unserer siebenten Periode hinaus. Es lag nahe, daß man den weiteren Schritt that, das landschaftliche Moment ganz in den Vordergrund zu stellen. Dies konnte freilich nicht geschehen, ohne zugleich in den Gedankenkreis einzugreifen, welcher, wie wir eben sagten, Kleists, Salis' und Hölty's Seele erfüllt hatte. Auch auf dieser Stufe behält der Frühling und der Mondschein und die sentimental-moralische Ideenn lt der Aufklärer ihre Geltung. Während aber die vorige Stufe des Geschichtlichen sich noch fast ganz enthielt, tritt dies, mit ausgesprochener Heimatsliebe, jetzt deutlicher hervor. Uebrigens gesellt sich ein neues Moment hinzu. Der Dichter wird

inne, und diese Wahrnehmung betont er mit aller Schärfe, daß, entgegen der Wandelbarkeit aller menschlichen Dinge, die Natur ewig sich selbst gleich bleibt. Diese Unveränderlichkeit erschaut er zunächst an dem Widerstand, den Felsen und Berge Jahrtausenden entgegensetzen. Aber er bleibt nicht bei der Beobachtung der landschaftlichen Natur stehen: es geht ihm das Bewußtsein auf, daß alle Natur, in ihrer Gesetzmäßigkeit und Kraft, ewig gleichen Bestand hat und daß sie es darum allein ist und sein kann, der man vertrauen darf und deren Winken und Mahnungen man folgen muß. So verschmilzt im menschlichen Gemüth mit der Erhabenheit, die wir bei der Wahrnehmung der Ewigkeit der Natur, gegenüber dem Wandel unseres eigenen Daseins, empfinden, der Wunsch auch unserem Wesen unvergängliche Dauer zu sichern, durch die Versenkung unseres Geistes in die Gesetze der Natur. Allein um dieser Vorstellungen willen scheint Schiller die Gedichte von Matthisson, in denen er wohl mehr sah, als sie enthielten, so außerordentlich günstig recensirt zu haben. Sehr verwandt mit Matthisson ist sein schon genannter Freund Salis, der sich übrigens durch eine größere Einfalt und Ursprünglichkeit der Empfindung auszeichnet. Beide Dichter ähneln sich auch in der Weise, wie sie sich das höchste Lebensglück vorstellen. Salis wünscht sich: „ein Hüttchen, still und ländlich, einen kleinen eigenen Herd, einen weisen bewährten Freund, Freiheit, Ruh und Heiterkeit; für den Abend seines Lebens ein Friedensthal, in eigner Wohnung edle Muße und ein Weib voll Zärtlichkeit.“ Dagegen träumt Matthisson in dem Gedichte „der Genfersee“ von dem Himmelsfrieden, den ihm ein Hüttchen und ein Gärtchen gewähren würde, dort am Ufer des Leman, wo Clarens — im Buche der Zeiten durch Rousseau, „den die Wahrheit selber gekrönt“, und durch „die Zauberwelt seiner Heloise“ fortlebend — und wo Meillerie liegen. Hier tritt also bereits die Rücksicht auf Rousseau sehr scharf accentuirt ein. Das Hüttchen erscheint übrigens auch bei Gleim, dessen gleichnamiges hierher gehöriges Gedicht noch in unserem Jahrhundert viel gesungen wurde. Matthisson theilt übrigens mit Salis auch den starken Widerwillen gegen die glatten Formen und Zerstreuungen der gewöhnlichen Welt und begrüßt Feld und Himmel mit Jubelton, nachdem er „dem Getümmel der Assemblee, dem Kreise junger Stutzer und betagter Koketten, dem Fächerwehen und Pomadenduft“ entronnen ist. Fern „vom Schwarm der Narrenbühne“ sehnt er sich nach dem selbstgenügsamen Vaterherde, nach dem Abendreihn der Mädchen auf dem Wiesenplane, nach dem leichten Kahn im Schein des Vollmonds, nach dem Windesfächeln am Honigquell. Noch deutlicher tritt die Freude am Heimatlichen bei Salis hervor, dessen „Lied eines Landmannes in der Fremde“ („Traute Heimat meiner Lieben“) geradezu als ein schweizerisches Heimwehlied gelten kann.

Ueber die äußeren Lebensverhältnisse Matthissons fügen wir folgendes hinzu: Matthisson wurde am 23. Januar 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg als der Sohn eines preußischen Feldpredigers geboren. Da der Vater schon vor der Geburt des Sohnes gestorben war, so wurde der Knabe vom Großvater erzogen und dann der Schule zu Klosterbergen anvertraut. In Halle wollte Matthisson Theologie studiren, doch zogen ihn philologische, naturwissenschaftliche und poetische Studien mehr an. Nachdem er eine Zeit lang Lehrer an der Basedowschen Erziehungsanstalt in Dessau gewesen war, auch den Reisebegleiter eines jungen livländischen Grafen gemacht hatte, brachte er zwei Jahre im Hause seines Freundes Bonstetten bei Genf zu. Doch verließ er diesen im Jahre 1790, um als Erzieher in ein angesehenes Handlungshaus in Lyon einzutreten. Bereits waren seine Gedichte wiederholt erschienen und ihm der Titel eines hessen-homburgischen Hofraths verliehen worden, als er 1794 zum Vorleser der regierenden Herzogin von Anhalt-Dessau ernannt wurde, die er im folgenden Jahre nach Italien, der Schweiz und Tyrol begleitete. Vielfache Auszeichnungen

wurden ihm von den verschiedensten Seiten zu Theil, der König von Würtemberg erhob ihn 1809 sogar in den Adelsstand. Im Jahre 1812 trat er auch als geheimer Legationsrath, Hoftheater-Oberintendant und Oberbibliothekar in würtembergische Dienste, aus denen er 1828 seine Entlassung nahm, um sich nach Wörlitz zurückzuziehen, wo er in heiterer Muße den Rest seines Lebens verbrachte.

Um seiner landschaftlichen Gemälde willen gebührt neben Salis und Matthisson eine Stelle dem Dichter Theobul Kosegarten (1758—1818). Wie uns jene in die Schweiz führen, so führt uns dieser an die Ostsee und namentlich auf die Insel Rügen. In ihm lebt bereits ein sehr entschiedener deutscher Patriotismus, der sich zumal in den Worten ausspricht, die er einem Schiffer vom hohen Königstuhl auf Stubbenkammer herunter zuruft:

„Halt still, o Meerdurchschwärmer, halt!
Und neige willig Haupt und Knie
Vor Deutschlands Herrlichkeit!
Voll wie das Meer ist Deutschlands Kraft,
Und trotzt wie diese Uferwand
Dem Schicksal und der Zeit."

Kosegarten, wie der Maler Müller (Friedrich Müller aus Kreuznach 1750—1825) schrieben auch, der letztere in offenbarem Rückschritt gegen bessere Leistungen, Gedichte in der Geßnerschen Manier. In seiner aus dem Jahre 1775 stammenden Idylle: „die Schaf-Schur" hatte Müller dagegen bereits den ersten Schritt in die Wirklichkeit hineingethan. Er schilderte nicht mehr heimatlose, weltbürgerliche Hirten, sondern heimatliche Menschen und Gegenden und lebendige individuelle Natur „in Mützen rheinländischer Bauern." Die geßnerische Schäferwelt galt ihm damals noch als „pure Possen", die Menschen derselben schienen ihm nicht zu fühlen wie andere Menschen, Hitze oder Kälte, sondern zu schwätzen, wie die Schulmeisters, von Großmuth und hundert Sachen, die einen Schäfersmann nichts angehen. Bei einem Frühlingslied, das er im Gesangbuch der Wiedertäufer fand, ward es ihm gleich so warm und herzlich, sein Töchterchen läßt er eins von den Liedern singen, die es die Großmutter gelehrt, er schildert das Glück, das die Erzählung der Märchen in ihm als Knaben geweckt, wenn er die Sonntagabende auf dem Landstuhler Schloß mit den Jugendgespielen zubrachte, und wohl auch des braven Franz v. Sickingen gedachte, der daselbst zum Tod getroffen ward.

Hier ist bestimmtes Local, historische Erinnerung, individuelle Volksnatur. Es war nur folgerichtig, wenn die Idyllendichtung, wie dies zuerst durch J. H. Voß und dann durch Hebel u. A. geschah, auch des Volksdialekts sich bediente. Aus der höchsten weltbürgerlichen Verschwommenheit und der wesenlosesten Idealität lenkte diese Dichtungsgattung schließlich in den gesündesten Realismus ein. Sie repräsentirt dadurch recht eigentlich den Gang, den unsere Dichtung überhaupt genommen hat, die von ihrem Schweifen in die Ferne schließlich bei sich selbst einkehrte. Aus ihren kosmopolitischen Träumen erwachen die Dichter endlich als gute Deutsche mit den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" ihrer particularen Heimat. Die elegische Naturbetrachtung des 18. Jahrhunderts aber gipfelte vorzugsweise in Schillers Spaziergang, der seine volle Bedeutung erst dann gewinnt, wenn man ihn mit den vorausgegangenen Bestrebungen zusammenhält, wie wir sie geschildert haben.

Wir gehen nun zu den großen Dichtern über, in welchen die Eigenthümlichkeiten unserer Epoche im erhöhten Maße erscheinen, und führen nach einander Klopstock, Wieland und Lessing vor.

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Fr. Gottl. Klopstock war am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, einer Gründung Kaiser Heinrichs I., geboren. Das Landleben lernte er zu Friedeburg an der Saale in der Grafschaft Mansfeld, „nahe der Wiege Luthers“, kennen, wohin sein Vater als Pachter gezogen war. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt zwei Jahre hindurch besucht, wurde er der kursächsischen Fürstenschule Schulpforta übergeben, der er von 1739 bis 1745 als Schüler angehörte. Frühzeitig war er bemüht durch Reiten, Schwimmen und Schlittschuhlaufen seine körperliche Ausbildung zu fördern. Durch sein ganzes Leben legte er auf Ausübung dieser ritterlichen Künste den höchsten Werth. Besonders aber sucht er das Interesse am Schlittschuhlauf, den er auch poetisch gepriesen hat, allgemeiner auszubreiten. Was Schulpforta dem Jüngling bot und worin derselbe sich dort hervorthat, das hat Herbst in folgende Worte zusammengedrängt: „Klösterliche Abgeschiedenheit, schöne Naturumgebung, altclassische Studien in kräftiger Einseitigkeit, Vorliebe für Homer und Vergil, Uebung in lateinischen und griechischen Versen, Hexametern und Odenmaßen, gründliche Bibelerklärung.“ Seine ersten dichterischen Versuche waren Schäfergedichte und Oden. Die Schriften der Schweizer Kritiker Bodmer und Breitinger lernte er auch schon als Schüler kennen. Obgleich er zuerst ein Epos aus der vaterländischen Geschichte zu bearbeiten dachte, dessen Held der Gründer seiner Vaterstadt Heinrich I. werden sollte, ließ er doch diesen Plan wieder fallen zu Gunsten eines biblischen Stoffes, des Messias. Bei seinem Abschied von der Schule besprach er in einer lateinischen Rede die Hauptvertreter des Epos aller Zeiten: Homer, Vergil, Tasso, Milton, zu denen er, was uns verwundern kann, auch Voltaire, um seiner Verherrlichung Heinrichs IV. willen, und selbst Fenelon, den Verfasser des Telemach, rechnete.

Im Herbst 1745 begab er sich nach Jena, um Theologie zu studiren. Hier begann er bereits die Ausarbeitung der ersten Gesänge seines Epos, aber in Prosa. Ostern 1746 vertauschte er Jena mit Leipzig, wo er seine ersten Versuche im Hexameter machte, deren Gelingen ihn ermuthigte seine ersten Gesänge des Messias in diesem Versmaße umzuarbeiten. In Leipzig wurde er mit jenem Kreise von Dichtern bekannt, welche die „Bremer Beiträge“ herausgaben. In dieser Zeitschrift erschienen auch 1748 die drei ersten Gesänge des Messias, aber ohne Nennung seines Namens.

In demselben Jahre übernahm Klopstock eine Hauslehrerstelle in Langensalza. Hier bewegte ihn lange Zeit eine tiefe Liebe zu Sophie Schmidt, einer Cousine von mütterlicher Seite, die er in seinen Oden unter dem Namen „Fanny“ verherrlicht hat. Seine Neigung wurde nicht erwidert, trotzdem hielt Klopstock noch lange die Hoffnung aufrecht das Herz der Geliebten gewinnen zu können.

Im Jahre 1750 verließ er Langensalza und begab sich nach Zürich zu Bodmer, dem er sein Herzensanliegen vertraut und der ihn zu kommen eingeladen hatte. Bodmer hegte die größte Bewunderung gegen den jungen Dichter, dessen keimende Größe er vollständig ahnte. Klopstock mußte bei ihm Wohnung nehmen. Bald aber trübte sich die Beziehung zwischen Beiden, da Bodmer mit dem lebensfrohen Wesen des Messiassängers nicht zufrieden war, auch es übel nahm, daß der junge Dichter jüngere Freunde zu bevorzugen schien. So kam es zum vollständigen Bruche und Klopstock siedelte zu seinem Freunde Rahn über. Als er Zürich verließ, zeigte sich ihm jedoch Bodmer wieder freundlich gesinnt. In seinen Schweizer Aufenthalt fällt jene Fahrt mit Freunden auf dem Zürchersee, die er in seiner Ode: „der Zürchersee“, verherrlicht hat.

Von Zürich begab sich Klopstock 1751 nach Kopenhagen, von wo aus sich ihm schon früher Aussichten eröffnet hatten. In den Grafen Bernstorff und Moltke hatte er begeisterte Verehrer und treue Gönner gefunden, die ihm beim König Friedrich V. ein Jahrgehalt auswirkten, damit er in ungestörter Muße sein großes Gedicht vollenden könne. Auf seiner Reise nach Kopenhagen lernte er in Hamburg den Altmeister Hagedorn, aber auch ein junges Mädchen, Margaretha (Meta) Moller, kennen, die von einer glühenden Begeisterung für ihn erfüllt war. Sie reichte dem Dichter, der die Hoffnung auf den Besitz von Fanny endlich hatte sinken lassen, 1754 ihre Hand und hat ihn durch ihre Hingebung und treue Liebe unendlich beglückt. Leider sollte dies schöne Verhältniß nicht lange bestehen, da Meta dem Gatten schon 1758 während eines Aufenthaltes in Hamburg durch den Tod entrissen wurde. Erst 1759 kehrte Klopstock, der nach dem Tode seiner geliebten Meta noch längere Zeit in der Heimat zubrachte, nach Kopenhagen zurück. Der vorige Lebensmuth und Heiterkeit kamen ihm nicht wieder. Mit den hervorragenderen Gelehrten und Dichtern, die damals in Kopenhagen lebten, wie J. A. Cramer, H. W. v. Gerstenberg, Sturz, unterhielt er zwar einen freundschaftlichen Umgang, lebte aber sonst sehr abgeschlossen in einem kleineren Kreise, der durch die Verehrung gegen ihn zusammengehalten wurde. Der Verkehr in schöner Natur, im Winter der Eislauf zählten zu seinen liebsten Freuden. Nicht ohne Einfluß auf ihn blieb der Umstand, daß er in derselben Zeit vom Vaterland entfernt war, als dieses die großen Kämpfe des siebenjährigen Krieges durchlebte. Daß er in derselben durch die Edda mit der nordischen Götterlehre bekannt wurde, die er in die deutsche Dichtung einzuführen trachtete, war gewiß kein Vortheil weder für ihn, noch für die deutsche Literatur. Auch Ossian lernte er damals kennen.

Als nach dem Tode des Königs 1771 Bernstorff vor Struensee weichen mußte, begab sich Klopstock mit seinem Gönner nach Hamburg, wo er, eine einzige Unterbrechung abgerechnet, bis zu seinem Lebensende geblieben ist. Seine dänische Pension wurde ihm fortgezahlt. In Hamburg bildete sich um ihn bald ein schöner Kreis von Freunden und Verehrern. Im Jahr 1774 folgte er einer Einladung des Markgrafen Friedrich von Baden nach Karlsruhe, von wo er im folgenden Jahre, mit dem Hofrathstitel und einem Jahrgehalt beschenkt, nach Hamburg zurückkehrte. Allmählich erwarb Klopstock eine Art Dictatur in unserer Literatur. Er vermaß sich selbst Goethe, den er auf seiner Reise nach und von Karlsruhe persönlich kennen gelernt hatte, wegen seines ausgelassenen Lebens am Weimarischen Hofe brieflich Vorwürfe zu machen. Den großen Zeitereignissen folgte er mit theilnehmender Aufmerksamkeit. Im Jahre 1792 verheirathete er sich von Neuem mit einer Verwandten und Freundin, der verwittweten Johanna Elisabeth von Winthem. Gottergeben starb er nach längeren Leiden am 14. März 1803. Selten mag einem deutschen Dichter bei seinem Leichenbegängniß eine solche Huldigung dargebracht worden sein, als ihm. In dem an Altona angrenzenden Dorfe Ottensee liegt der Dichter neben seiner Meta begraben.

Klopstocks Dichtung hat verschiedene Wandlungen durchlebt. Wir können deshalb mit Hettner sein Leben schicklich in drei Perioden eintheilen. Die erste wird bis zum Jahre 1755 ausgedehnt werden dürfen. Sie ist die unbefangenste und erfreulichste. Wenn das richtig ist, was Hettner sagt, daß Klopstock schon in früher Jugend die Forderung einer volksthümlichen und doch zugleich ideal-stilvollen Kunst vor Augen gehabt habe, so müssen wir auch zugeben, daß der Dichter um so volksthümlicher sich erschienen sei, je wärmer er die tiefsten Anliegen des menschlichen Herzens, namentlich die religiösen, ergriff, und um so künstlerischer, je strenger er an

Stelle des plumpen Wörtergepolters des Reims die Hoheit der antiken Versmaße setzte. Das, was unserer Literatur im Vergleich mit den großen antiken und modernen fehlte, war allerdings eine vollendete epische Dichtung. Die Griechen hatten ihren Homer, die Römer ihren Vergil, die Italiener ihren Tasso, die Engländer ihren Milton. Frühzeitig lebte in Klopstock das heiße Streben nach Unsterblichkeit durch dichterischen Ruhm. Diesen Ruhm glaubte er nicht sicherer und schöner erreichen zu können, als durch ein Epos. Da Miltons verlorenes Paradies auch in Deutschland, und hier durch Bodmers Uebersetzung, Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden war, trieb es ihn, ebenfalls ein religiöses Epos zu dichten. Ein solches entsprach der tiefen Innerlichkeit seiner Natur und dem hohen feierlichen Pathos seines ganzen Wesens. Da Milton den Sündenfall dargestellt hatte, lag es ihm nahe das Werk der Erlösung zu seinem Gegenstande zu wählen, welchen Gegenstand auch die gleichzeitige Musik (Händels Messias 1741) verherrlichte. So konnte er sogar hoffen, den bewunderten Britten noch zu übertreffen. In Prosa den erhabensten und göttlichsten aller Stoffe durchzuführen, wie er ursprünglich beabsichtigt haben mochte, schien ihm bald unmöglich: für solchen Gegenstand mochte blos der hohe und ideale Stil Homers und Vergils taugen. So kam es, daß Klopstock in Hexametern seine Messiade abfaßte und eine Hoffnung Gottscheds verwirklichte, wofür er jedoch von diesem keine Anerkennung erfuhr: Gottsched blieb so taub gegen seine Verdienste, wie er es auch gegen Andere war, die seine Plane erfüllten. Im Jahre 1748 veröffentlichte Klopstock die ersten drei Gesänge seines Gedichts in den Bremer Beiträgen. Die Vollendung und der Abschluß des Ganzen hat sich aber lange hinausgeschoben. Erst 1773 erschien der Schluß, nachdem schon 1755 das Gedicht bis zum zehnten Gesang veröffentlicht worden war. Es ist keine Frage, daß diese Verzögerung dem Werke außerordentlich geschadet hat. Man ist heute über die Mängel der Messiade nicht mehr im Zweifel und Niemand wird das Gedicht, dem es an aller wirklichen Gestaltungskraft fehlt, das geflissentlich den Schauplatz von der Erde hinweg in den Himmel verlegt, an Stelle der Handlung nur immer Empfindungen vorträgt und Wesen auftreten läßt, die unserer Phantasie nicht erreichbar sind, für ein wirkliches Epos halten. Es ist ein lyrisches Gedicht, kein Epos und, was es zumal in seinen besseren zehn ersten Gesängen, um einzelner vortrefflicher Stellen willen, die voll tiefer Empfindung sind, eine Zeit hindurch war, ein Erbauungsbuch, das, da die Gefühlsinnerlichkeit der Menschen noch lediglich in der Religion lag, durch die Macht der religiösen Stimmung alle Herzen erobern mußte. Klopstock wurde nicht bloß wie ein Heiliger und ein auf die Erde verirrter Engel verehrt, [illegible] leben, [illegible] den für den besten Menschen halten, auf den die Messiade den tiefsten Eindruck gemacht hatte. Hoch und Niedrig, [illegible] damals erst beginnenden Dichter, wie auch Goethe, wurden mächtig ergriffen. [illegible] durchschaute [illegible] „das [illegible] und [illegible] Empfindungsvolle des [illegible] bewunderten Gedichtes". Uns ist der Enthusiasmus einer Zeit für die Messiade kaum begreiflich und Niemand wird heute bestreiten, daß die Darstellung der [illegible] z. B. in der Leidensgeschichte, unendlich [illegible] ist, als Klopstocks lyrische Ergüsse über dieselbe.

[illegible] bedeutender als in seinem religiös-lyrischen Epos ist Klopstock in seinen Oden. Diese sind seine beste Leistung. Bis in sein spätes Alter setzte der Dichter seine Odencompositionen fort. [illegible] zeichnen sich die der früheren Jahre aus. Wenn er es auch nie verstanden hat das Persönliche und Zeitliche zu allgemein menschlicher Bedeutung zu erheben, so ist doch seine Empfindung eine reine und frische und seine Persönlichkeit eine edle. Die schönsten Oden, für welche der

Deutsche so gern sich begeistert, sind von Klopstock im feierlichsten Pathos gepriesen worden: Gott und Unsterblichkeit, Liebe und Freundschaft, Natur und Tugend, Vaterland und Freiheit. Diese Oden wirkten auf die gleichzeitige Jugend des deutschen Volkes wahrhaft erhebend. Die späteren lassen dagegen den frischen Ton und die reichere Gestaltungskraft der früheren vermissen, doch enthalten auch sie Bekenntnisse über sein Denken und Empfinden. So spiegelt sich des Dichters Leben in seinen Oden ab, die deshalb ohne Kenntniß desselben nicht recht gewürdigt und verstanden werden können. Nachgebildet hat er sie, in Rücksicht der äußeren Form, dem Horaz. Doch hat Klopstock vom dithyrambischen Schwunge oft der Art sich hinreißen lassen, daß er dasselbe Metrum nicht gleichmäßig durch das ganze Gedicht beibehielt, sondern in freieren Weisen sich erging. Gelitten haben diese Gedichte auch durch seine spätere Vorliebe für germanische Mythologie, die seinen Zeitgenossen noch fremder und unverständlicher war, als uns, aber auch für uns einen Commentar nöthig gemacht hat. Als einmal diese „Schrulle" bei ihm sich festgesetzt hatte, entstellte er sogar die früheren und besseren Oden durch Eintragen nordischer Götternamen. Immerhin werden diese Gedichte ewigen Ruhm beim deutschen Volke behalten. Als durch und durch lyrische Natur und bei dem ihm innewohnenden Pathos konnte Klopstock nur in der Ode Großes leisten. Sie war so recht geeignet für sein Streben: mit einer idealen Kunstform und einem hohen Stil die Darstellung der höchsten Ideen zu verbinden, die den edleren Theil unseres Volkes von jeher so mächtig bewegt und begeistert hatten.

Die zweite Periode von Klopstocks dichterischer Thätigkeit beginnt mit dem Jahre 1755 und reicht bis 1775. Sie wird durch zwiefache Bestrebungen des Dichters bezeichnet. Zunächst finden wir ihn bemüht aus seiner Messiade, in die er ebenfalls die alte heidnische Mythologie hineinspielen ließ und die ihm wegen seines willkürlichen Umspringens mit der biblischen Ueberlieferung Seitens der rechtgläubigen Geistlichkeit harte Vorwürfe zugezogen hatte, so viel als möglich heidnische Vorstellungen und Worte zu entfernen. Seine Oden nehmen einen vorzugsweise geistlichen Charakter an, verlieren aber, je mehr sie sich von der Ursprünglichkeit der früheren entfernen, an Kraft und fester Gestaltung und lösen sich immer mehr in ein Spiel mit leeren und erzwungenen Empfindungen auf. Hatte Klopstock seiner Nation, wie er meinen mochte, ein geistliches Epos geschenkt, so wollte er dieselbe, um keine Dichtungsgattung unversucht zu lassen, nun auch mit geistlichen Dramen beglücken, die aber, da er seiner ganzen Anlage nach nichts weniger als Dramatiker war und nicht einmal die nöthige theoretische Einsicht besaß, vollständig mißriethen. Nachdem er eine Zeit lang einseitig eine christlich-biblische Richtung verfolgt hatte, begann er seit etwa 1766 ganz vaterländisch zu sein. Mit dieser vaterländischen Richtung hängt zunächst seine Verwendung der nordisch-germanischen Mythologie zusammen. Aufmerksam auf dieselbe wurde er außer durch andere Werke besonders durch Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden." Doch dürfen wir nicht meinen, daß Klopstock in Deutschland der Einzige war, der die alte Bardendichtung wieder herstellen wollte. Wie in England für Ossian, so war in Deutschland für die älteste Zeit unserer Geschichte ein lebhaftes Interesse erwacht, das nicht außer Zusammenhang steht mit der durch Rousseau in der ganzen gebildeten Welt damals erweckten Sehnsucht nach Wiederherstellung des ursprünglichen Naturzustandes. Klopstock mochte vermeinen, als einmal in seiner Phantasie diese Barden- und Götterwelt zu arbeiten begonnen hatte, etwas besonders Großes und Nationales zu leisten. Wie weit er sich von seinem Wahn fortreißen ließ, das beweisen eine Reihe wunderlicher Züge, die aus dieser Zeit von ihm berichtet werden. Er wollte sogar alles Uebersetzen aus fremden Literaturen den Deutschen verbieten. Nur die Griechische nahm er allenfalls aus. Diesen totalen

Umschwung seines Wesens verrathen nicht nur eine Reihe Oden, vor allen Dingen die neue Dichtart, mit der er den Gesang der alten Barden wieder herstellen zu können meinte, die Bardiete. In diesen wunderlichen Dichtwerken — die Hermannsschlacht nannte Schiller geradezu ein kaltes, herzloses, ja fratzenhaftes Product — verherrlichte er besonders Momente aus Arminius' (Hermanns) Leben. Klopstocks ganzes Denken und Sinnen während dieser Zeit ging in Hermann und dessen Thaten auf. Schon denkt er an ein Denkmal für den Befreier von römischer Herrschaft, er ist glücklich reines Cheruskerblut in sich zu fühlen, Angelica Kaufmann muß sich als Thusnelda für ihn malen. Mit dieser durch und durch verfehlten Bardenschwärmerei und Deutschthümelei hängt nun auch sein wunderlichstes Buch „Die deutsche Gelehrtenrepublik“ zusammen, mit der er nach vorausgegangener pomphafter Ankündigung und erwirkter zahlreichen Subscription alle Freunde und Verehrer sehr enttäuschte. Können wir auch einigen wenigen Sätzen unsere Zustimmung nicht versagen, so bleibt doch das Ganze, abgesehen von seiner Gehaltlosigkeit — der Dichter scheint gar keine gelehrten theoretischen Vorstudien gemacht zu haben — schon um seiner Einkleidung und seines absurden Apparates von Landtagen, Meistern und Gesellen, Ober- und Unterzünften u. s. w. willen, gänzlich verfehlt.

Die letzte Epoche von Klopstocks Leben beginnt mit dem Jahre 1775. Man kann es nicht leugnen, daß Klopstock allmählich trotz aller Wunderlichkeiten eine wirkliche Machtstellung in unserer Literatur gewonnen hatte. Auch darf man nicht verkennen, daß er zu den Bestrebungen der Sturm- und Drangperiode in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältniß stand. Er war und blieb der Meister und bewunderte Sänger der edleren aufstrebenden Jugend und zwar um der Ideale willen, die er in seinen Oden verherrlicht hatte. So konnte es kommen, daß der Göttinger Hainbund sich vorzugsweise um ihn schaarte. In der letzten Periode seines Lebens sehen wir den Dichter, in voller Begeisterung für die Idee der Freiheit, den großen Weltereignissen folgen. Man kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß es Klopstock doch an einer festen bestimmten Richtung von Jugend auf gefehlt und daß er sich, wie Alle, die sich zu Größerem berufen wähnen, als sie zu leisten im Stande sind, gern an fremde Richtungen angeschlossen hat, wenn er glaubte, daß er als ihr Prophet unsterblich werden könne. Mit Lob wollen wir es jedoch erwähnen, daß er im Gegensatze zu unseren größten Dichtern eingehender sich um Länderwohl und öffentliche Zustände gekümmert hat. Friedrich II. haßte er wegen seiner Verachtung der deutschen Literatur, wegen seiner Eroberungen und seines Despotismus. In Joseph II. glaubte er eine Zeit lang das ersehnte Fürstenideal verwirklicht. Als dieser sein Wort nicht halten konnte, wandte er sich von ihm ab und nun wurde Karl Friedrich von Baden, um der Aufhebung der Leibeigenschaft willen, sein Held. Ganz besonders freudig begrüßte er die Thronbesteigung des russischen Kaisers Alexander. Wie der nordamerikanische Freiheitskrieg, so weckte besonders die französische Revolution seinen Enthusiasmus, dem er auch in schwunghaften Oden Ausdruck gab. Wohl mochte ihn die Ernennung zum französischen Ehrenbürger erfreuen, als aber die Jacobinische Schreckenszeit begann, bereute er in bitterer Enttäuschung seinen früheren Irrthum. Wunderbar ist es, daß er in seinen letzten Lebensjahren, zu derselben Zeit, da Schiller und Goethe auf die Griechen zurückzugehen anfingen, wieder ein Lobredner der Alten wurde und, was ihm selbst oft gefehlt hatte, Maß bei ihnen zu lernen empfahl. —

Klopstocks Eigenthümlichkeit, die wesentlich in der gesteigerten Empfindsamkeit und in den Ideen wurzelt, welche das Aufklärungszeitalter charakterisiren, tritt uns am schärfsten entgegen, wenn wir den Dichter mit Lessing vergleichen. Während sein

Ansehen bei seinen Lebzeiten ein ungeheures war, wird es heute nur sehr Wenige geben, die seine gesammten Werke, vielleicht auch nur seine beste Schöpfung, seine Oden, gelesen haben. Die ganze Art zu fühlen und zu denken, wie sie in Klopstock vorliegt, ist uns fremd geworden. Dagegen ist Lessings Ruhm mit den Jahren gestiegen, sein wahres Verdienst gerade in unserer Zeit erst recht gewürdigt worden, was halb die Mitwelt, hat ganz die Nachwelt diesem gegeben, durch dessen Studium wir uns in unserem besten Streben und Wollen gefördert und gehoben fühlen. Während Lessings Thätigkeit vorzugsweise eine kritische und auf die unmittelbare Wirklichkeit gerichtet war, blieb Klopstock, fortwährend in höheren Regionen weilend, der Gegenwart abgewendet und von einem dithyrambischen Rausche einer überschwenglichen Phantasie fortgerissen. Lessing als echter Mann, der sich mühsam durch das Leben kämpfte und mit demselben in steter Wechselwirkung stand, zeigte seinen Zeitgenossen in gestrengem und scharfem Wort Ziel und Weg und schaffte aus eigener Kraft wirklich mustergiltige Vorbilder von unmittelbarem Leben, Wahrheit und Wirkung, Klopstock von einem weichen, sentimentalen, fast weiblichen Gemüthe, ohne je mit der Welt in ernstlichen Conflict gerathen zu sein, zum Theil auch unberührt von den geistigen Strömungen der Zeit, war nicht im Stande den Bildungsgehalt derselben vollständig in sich aufzunehmen und spann sich Ideale, denen oft alle wirkliche Grundlage fehlte.

Doch wir wollen nicht verkennen, was wir Klopstock ewig schuldig sein werden. Er war es, der, im Hochgefühle einer großen Mission, den dichtenden Genius von dem Zopf und Zwang Gottschedischen Regelkrams befreite und in einer längst nicht mehr dagewesenen Weise eigenes Empfinden und Erleben wieder zur Darstellung brachte. Er war es ferner, und hierauf möchten wir ein großes Gewicht legen, der seiner ganzen Zeit wie ein Prophet eine gewaltige Begeisterung mittheilte, und indem er Vaterlandsliebe, religiöse und freundschaftliche Gefühle, Enthusiasmus für Freiheit, Tugend und Natur in einem außerordentlichen Grade weckte, ein neues Leben in den Herzen seines Volkes und die Empfänglichkeit begründete, ohne welche kein Goethe und Schiller bei uns möglich gewesen wären. Er war es weiter, der unsere Sprache, indem er sie in die antiken heroischen und Odenmaße sich zu fügen nöthigte und in ihr für seine erhabenen Gedanken einen entsprechenden Ausdruck suchte, in einer ähnlichen Weise, wie Luther, neugestaltete, ihre Kraft und Poesie zu neuem Leben brachte, so daß man nicht mit Unrecht das Wort Gottfrieds von Straßburg über Heinrich von Veldeke auf ihn anwenden darf: „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge". Er war es endlich, der durch die Weihe und Hoheit, den Ernst und die Männlichkeit, die in seinem ganzen Wesen sich aussprach, eine Autorität und ein Mittelpunkt für unsere schöne Literatur, das Vorbild, der Richter und Meister der nachstrebenden Jugend auf eine ziemlich lange Zeit hinaus in einer Weise werden sollte, so daß Hölty sagen durfte: „Wessen Arbeiten Klopstock gefallen, der ist schon in den Vorhof des Tempels der Unsterblichkeit eingegangen und wird gewiß in's Allerheiligste kommen. Die Stimme der Nachwelt wird mit der Klopstocks einerlei sein."

Sehr treffend hat sich, wie es uns scheinen will, Droysen in seinen „Vorlesungen über die Freiheitskriege" über die Eigenthümlichkeit der Klopstockschen Dichtungsweise geäußert: „Mit Klopstock zuerst löst sich jenes Princip der Subjectivität, frei und völlig, gestaltend los aus den Gebundenheiten, die bisher noch hielten, über jene Gegensätze sich emporzuschwingen, die schon das populäre Bewußtsein erfüllen, sie in höherer Einheit zu versöhnen. Ein neues Lebensprincip ist geboren, nach allen Richtungen hin empfinden wir das tausendfache Keimen und Regen; die Welt der Geister ist wie mit einem Zauberstab berührt, alles Leben und Dichten und Denken verwandelt sich und jedes Jahrzehend nun bringt Fortschritte, wie sonst Jahrhunderte

kaum. Klopstock ist der erste dieses neuen Wesens; aber er ist selbst noch wie befangen; er hat die neue Kraft, aber sie ist ihm selbst noch wie ein Traum, ein Genuß; er schwärmt noch statt zu arbeiten, er fühlt noch statt zu denken, er formt noch statt zu schaffen, er macht noch nicht Ernst mit der Riesenstärke, die ihm die neue Zeit in die Wiege gelegt hat. Er sieht die Welt nicht, sondern träumt von ihr und sein Träumen ist ihm die Welt; in den höchsten Erhebungen findet er das Wort nicht, seine höchste Kraft ist die Interjection und das Verstummen; nicht in den Worten ist ihm die Fülle der Gedanken, seine Worte sind zuletzt nur die Anreger der eigentlichen Poesie, die wunderlich künstlichen Stiftchen, welche die harmonischen Klänge der gleichen Mitempfindung in des Hörers Brust hervorlocken sollen. So die tausendmal tausend Herrlichkeiten, vor denen die Seraphim stille beten, so die schweigenden Reden des Erlösers mit Gott, die kein Erschaffner versteht; tausend Gedanken, die ihm die Sionitin, seine Muse, sagte, erflog sein Geist nicht, zu tausenden fehlt ihm die Stimme und tausendmal tausend verbarg sie dem Hörer. So leitet er stufenweise zu dem Verstummen des erhabenen Staunens; eben das Beste und Tiefste sagt er nicht; er wirft uns in das träumerische Nichts des subjectiven unaussprechlichen Empfindens. Und woher dies? Weil das Material der Poesie das Wort ist, das heißt die Objectivität in ihrer menschlichen Erfassung und Vergeistigung; wie kühn und glücklich auch Klopstock die Sprache weiter bildet, sie reicht für diese Weise der Subjectivität nimmer aus; mit allem Amen und Halleluja, mit allen fremdartigen trüben Namen und Bildern regt er doch nur jene Klänge in des Hörenden Brust an, die zu vernehmen man das Auge schließen und den Verstand schweigen heißen mag." Ist diese geistvolle Darlegung Droysens nicht zum Theil eine weitere Ausführung und Bestätigung des Schillerschen Urtheils, daß Klopstock ein musikalischer Dichter sei?

Die Nachahmer Klopstocks.

Im Allgemeinen ist das, was in Nachahmung Klopstocks von Anderen gedichtet worden ist, ohne größeren Werth. So die „Noachide" Bodmers, welcher eine Reihe anderer „Patriarchaden" folgten. Auch Klopstocks vaterländische, mit germanischer Mythologie durchwebte Oden ahmte man nach und es entstand eine ganze Reihe von Barden, die neben Klopstock auch Ossian sich zum Vorbild nahmen, zum Theil also nicht direct von ihm angeregt waren. Wir nennen Mich. Denis (1729 bis 1800), einen Jesuiten und kaiserlichen Bibliothekar in Wien, der sich als Barde in anagrammatischer Verschiebung seines Namens Sined nannte und auch den Ossian übersetzte, und K. Fr. Kretschmann (geb. 1738 und gest. 1809 als Gerichtsactuar in Zittau), der unabhängig von Klopstocks Bardieten 1768 zur Verherrlichung der Hermannsschlacht seinen „Gesang Rhingulphs des Barden" und 1771 „die Klage Rhingulphs des Barden" (über den Tod Hermanns) dichtete. Auch Heinr. Wilh. v. Gerstenberg (geb. 3. Jan. 1737 zu Tondern, gest. als Director des Lottos in Altona am 1. Nov. 1823) hatte, wie wir schon andeuteten, in seinem „Gedicht eines Skalden" (1766) Ossian nachgeahmt. Er ist also nicht ein Nachfolger Klopstocks, da umgekehrt dieser erst durch ihn auf die nordische Mythologie aufmerksam gemacht wurde. Bedeutender als Gerstenbergs Skaldenpoesie ist dessen unter Shakespearischem Einfluß gedichtete Tragödie „Ugolino" (1768), die einen aus Dantes Hölle entlehnten, Grausen erregenden Stoff behandelt. Sie wird von Vielen als die erste Aeußerung der Sturm- und Drangperiode angesehen, in welche der Dichter auch um seiner Vorliebe für Ossian willen gehört.

Christoph Martin Wieland.

Den entschiedensten Gegensatz zu Klopstock bildet Chr. M. Wieland. Auch er stand unter dem Einfluß der Empfindsamkeit und auch in ihm lebten die Anschauungen des Aufklärungszeitalters. Obgleich in seinem persönlichen Charakter von echt deutscher Gemüthlichkeit und in seinem Leben sittlich tadellos, schlug er doch in seiner Dichtung Richtungen ein, die entschieden nicht deutsch waren. Denn die Darstellung und Verherrlichung des Sinnengenusses, wenn sie auch in Verbindung mit Geist und Philosophie auftritt, können wir schon um der Keuschheit und Sittenreinheit der alten Germanen willen als deutsch nicht gelten lassen. Auch war Wieland gewiß kein geborener Dichter, wohl aber ein frühreifes Talent und in seinen späteren Jahren ein nicht unbedeutender Gelehrter. Daß er über das Wesen und die Aufgabe des Dichters in so treffender Weise sich äußern konnte, wie Niemand vor ihm in Deutschland gethan hatte, dies beweist nur, daß er durch Studium die richtigen Anschauungen sich erworben hatte. Auf sein eigenes Dichten haben dieselben jedoch nicht merklich eingewirkt, da er zu leicht arbeitete und seinen Gegenstand nicht tief und allseitig genug durcharbeitete. Zwar gibt er in seinem berühmtesten Roman, dem Agathon, ein Bild seiner Entwicklung und Wandlungen und auch sonst hat er eigenes Erlebniß zu verwenden gewußt, gleichwohl war er nicht im Stande die großen Ideen, welche seine Zeit bewegten, in künstlerischer Weise zu ihrer rechten Versöhnung zu führen. Dazu kam, daß es ihm an Originalität fehlte. Er verfolgte zu viel fremde Spuren und schloß sich zu eng an ausländische Vorbilder an. Eine eigenthümliche Stellung gewann er dadurch zu den großen Factoren des deutschen Geisteslebens, zum Christenthum, zur antiken Bildung und zum vaterländischen Wesen. Obgleich streng orthodox erzogen und längere Zeit Klopstocks eifrigster Nachfolger und Bodmers treuster Schüler, hat er sich doch bald vom Christenthum völlig abgewendet, zu dessen strenger Ethik seine sittenlosen Schilderungen auch nicht passen wollten. Frühzeitig war er mit dem classischen Alterthum bekannt geworden, die Cyropädie Xenophons war sein Lieblingsbuch von Kindheit auf gewesen und Sokrates sein Ideal eines Weisen, im Agathon, wie im Aristipp versuchte er Darstellungen des antiken Lebens, verschiedene antike Schriftsteller übersetzte und commentirte er und doch hat er den hellenischen Geist nicht rein aufgefaßt. Das, was uns als der specifisch deutsche Charakter erscheint, kommt bei ihm so wenig zur Darstellung, jenes uns in Anderen anheimelnde echt deutsche tiefinnige und tiefsinnige Wesen erfüllte sein Bewußtsein so wenig, daß er auch nach der Seite hin uns nicht befriedigen kann. So ist es denn heute nicht mehr recht möglich selbst an seinen besseren dichterischen Leistungen unbedingtes Wohlgefallen zu finden.

Wieland war am 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim in Würtemberg in der Nähe der alten Reichsstadt Biberach geboren, nach welch letzterem Orte sein Vater, als Schüler Francke's ein eifriger Anhänger des Pietismus, schon 1734 als Geistlicher versetzt wurde. Um dem Sohn, der bereits als Kind große Anlagen zeigte, eine streng christliche Erziehung zu Theil werden zu lassen, übergab ihn der Vater 1747 der Schule in Klosterbergen bei Magdeburg, welche damals unter dem frommen Abt Steinmetz als eine hervorragende Pflegestätte des Pietismus galt. Als Wieland 1749, mit Kenntnissen reich ausgestattet, diese Schule verließ, wandte er sich zuerst nach Erfurt, wo er bis zum Frühjahr des Jahres 1750 bei Verwandten blieb. Den Sommer desselben Jahres brachte er im elterlichen Hause zu Biberach zu. In dieser Zeit ergriff ihn eine schwärmerische Liebe zu der ihm verwandten Sophie Gutermann. Er erscheint in dieser Zeit als ein durchaus empfindsamer Jüngling. Vom

Herbst 1750 bis zum Sommer 1752 studirte er in Tübingen die Rechte; doch zogen ihn Poesie, Philosophie und Geschichte mehr an als die gewählte Berufswissenschaft. Zu Bodmer in Zürich trat er schon 1752 in ein ähnliches Verhältniß als Klopstock. Bis zum Jahre 1754 wohnte er im Hause seines Gönners. Von da ab fungirte er durch vier Jahre als Hauslehrer in der Grebelschen Familie. Im Jahre 1759 verließ er Zürich, um eine Hauslehrerstelle bei dem Landvoigt Sinner in Bern anzutreten. Hier faßte er eine tiefe Neigung zu Rousseau's Freundin Julie Bondeli, doch löste sich das Verhältniß zu dieser bald, und zwar zu seinem Glück, wieder auf. Von Bern wurde er 1760 als Stadtschreiber in den Rath seiner Vaterstadt Biberach berufen und schon bald nach seiner Ankunft daselbst zum Kanzleidirector ernannt. Von großem Einfluß auf seine Entwicklung und sein Schicksal war es, daß 1762 der hochbetagte kurmainzische Minister Graf Stadion das Schloß Warthausen in der Nähe von Biberach bezog und ihn seines näheren Umgangs würdigte. Stadion war ein nach französischer Weise fein gebildeter Weltmann, ein großer Kenner der modernen, namentlich französischen Literatur und im Besitz einer ausgesuchten Bibliothek. Die Beziehung zum Stadionschen Hause, das ein treuer Widerschein der eleganten, aber frivolen Cultur der höheren Schichten der damaligen französischen Gesellschaft war, erhielt für ihn noch dadurch eine besondere Würze, daß er in demselben seine ehemalige Jugendgeliebte, Sophie Guttermann, als Gemahlin des kurmainzischen Hofraths La Roche wieder fand. Wieland selbst verheirathete sich im Jahre 1765 auf Empfehlung mit einer Augsburgerin, mit der er, trotzdem ihr alle Genialität abging, eine sehr glückliche Ehe führte. Sein Haus galt auch später als wahres Muster einfachen, patriarchalischen, gemüthlichen Lebens. Aus seiner amtlichen Stellung in Biberach, deren freie Muße er in emsiger Thätigkeit zu nutzen gewußt hatte, wurde er 1769 durch den mainzischen Kurfürsten Emmerich Joseph, einen erklärten Anhänger der Aufklärungsideen, dem er durch das Stadionsche Haus bekannt geworden war, als Professor der Philosophie nach dem damals noch kurmainzischen Erfurt berufen. Verschiedene Momente persönlicher und literarischer Art wirkten zusammen, daß ihn 1772 die verwittwete Herzogin Anna Amalia von Weimar, der er durch Karl von Dalberg empfohlen war, als Erzieher und Lehrer ihrer Söhne, der Prinzen Karl August und Constantin, berief, welche Stellung er bis zum Regierungsantritt Karl Augusts im Jahre 1774 bekleidete. Von da ab lebte er bis zu seinem Tode in ungetrübter freundschaftlicher Beziehung zu seinem fürstlichen Schüler und dessen erlauchter Mutter in Weimar. Zu Goethe, der seine Alceste in der Farce „Götter, Helden und Wieland“ arg verspottet hatte, faßte er, trotz der von ihm erfahrenen Beleidigung, eine große Zuneigung, ganz besonders intim aber verkehrte er mit Herder. Beide hielten, so grundverschieden sie waren, um so mehr zusammen, als sie sich von Goethe und Schiller überflügelt und in Schatten gestellt fühlten. Durch die Gesammtausgabe seiner Werke, welche sein Schwiegersohn, der Buchhändler Goeschen in Leipzig, in verschiedenen Formen, auch in einer wahren Prachtausgabe, veranstaltete, wurde es ihm, in dem von Jugend auf auch ein idyllischer Zug lebendig gewesen war, möglich sich 1797 das nahe bei Weimar gelegene Gut Osmannstedt zu kaufen, das er einige Jahre hindurch (bis 1803) bewohnte. Der Mißerfolg seiner Bewirthschaftung bewog ihn jedoch, das Gut wieder zu verkaufen, er behielt sich aber das Eigenthumsrecht an der Grabstätte seiner Gattin und seiner Freundin Sophie Brentano, der Enkelin seiner Jugendfreundin Sophie La Roche, vor, und wollte, wie auch geschehen ist, auch selbst einmal an der Seite derselben beigesetzt sein. Im Jahre 1808 hatte er, wie auch Goethe, eine Unterredung mit Napoleon, der ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh. Er starb, 80 Jahre alt, glücklich im Kreise

einer zahlreichen Familie, am 20. Januar 1813. Am 18. Febr. desselben Jahres hielt Goethe in der Freimaurerloge zu Weimar eine Rede zu seinem Gedächtniß.

Das Merkwürdige in Wielands Entwicklung ist, daß er aus einem christlich-orthodoxen, ja fast asketischen Pietismus, den die Erziehung im elterlichen Hause und die Schule in Klosterbergen begründet und der Aufenthalt in Bodmers Haus genährt hatte, zu dessen schroffstem Gegensatz, zu einem materialistischen Unglauben im Sinne der französischen Encyclopädisten überging, der nicht blos das Christenthum, sondern auch die Tugend verhöhnte und in den ausgeprägtesten heidnischen Lebensformen sich gefiel. Mit dieser Wandlung seiner religiösen Weltanschauungen correspondirt genau die Wandlung in seinen Ansichten von der Liebe. Diese tritt bei ihm zuerst in ihrer geistigsten und schwärmerischsten Form, als sogenannte platonische, auf, streift aber allmählich der Art alle ideale Zuthat ab, daß nur noch die nackteste Sinnlichkeit übrig blieb. In nicht geringem Maße lebte auch in ihm das Wohlgefallen an idyllischen Zuständen, welches wir früher besprochen haben. Nachdem er aber in Folge seiner religiösen Umstimmung den verlorenen Naturzustand nicht mehr im biblischen Paradiese und in den Zeiten der Erzväter suchte, übertrug er die ihn erfüllenden Lebensideale der Anakreontiker, d. h. die Darstellung eines ungehinderten und durch Philosophie verfeinerten Sinnesgenusses, auf zwei an sich sehr verschiedene Zeitalter, auf das hellenische Alterthum, dessen sinnliche Richtung als ausgemacht gelten konnte, und auf das romantische Mittelalter, auf dem ein besonderer Reiz um des in ihm gepflegten Liebeslebens willen lag. Doch erreichte er weder die gesunde Sinnlichkeit und die mit ihr sich paarende Naivetät der Griechen, noch jene Zartheit und Verschämtheit, welche der Minne des Mittelalters den eigenthümlichen Zauber verleiht. Wie er in seinem ganzen Denken nur Kosmopolit war, so trugen auch seine Erzählungen und Romane keine treue und bestimmte Localfarbe. Da er aber in seinem Leben ehrbarer war, als in seinen Schriften, so zeigt sich bei ihm ein Widerspruch zwischen seinen Worten und seinem privaten Charakter, der seltsam genug ist. Er ist als Schriftsteller ein anderer und ein anderer als Mensch. Hiernach erscheint seine Dichtung nur als ein vom Verstand geleitetes, aber sehr gefährliches Spiel der Phantasie mit der Sünde, dessen Gemeinschädlichkeit er sich kaum recht vorgestellt haben mag. Als seine christlichen und platonischen Ideale zerrannen und mit ihnen der optimistische Glaube an den Engel im Menschen und streng genommen aller Glaube gefallen war, da mochte es ihm wahrhaftes Behagen machen, die thierische Natur im sinnlichen Geschlechtsleben zu verfolgen und jene Triebe auszumalen, die so süß erscheinen, und deren freies, ungezügeltes Walten doch alle männliche Sittlichkeit zerstört. Ihm scheint diese Gefahr lange verborgen geblieben zu sein, um so mehr, als er dem Tugendenthusiasmus Klopstocks und der ganzen Ueberschwänglichkeit und Verstiegenheit der Seraphiker gegenüber ein Recht auf die Betonung des Sinnenlebens zu haben schien. Auch dachte er in seinen Schriften weniger an den ehrbaren deutschen Bürger, dessen Philisterthum er nicht minder heftig bekämpft als die Schwärmerei und den Idealismus, als an die mit französischer Frivolität erfüllte aristokratische Gesellschaft, zu der er seit seiner Bekanntschaft mit dem Grafen Stadion im nächsten Verkehr bleiben sollte. Es mag richtig sein, daß er die höheren Gesellschaftskreise für die deutsche Literatur empfänglicher gemacht hat. Aber schon, daß er gerade an diese, als an sein wahres Publicum, seine Dichtungen richtete, entfremdete ihn dem deutschen Wesen, das im Bürgerstand seinen volleren Ausdruck fand. Daß er aber die französisch gebildete Aristokratie für seine deutschen Schriften dadurch zu gewinnen suchte; daß er zeigte, er könne, was schicklicher Weise sich nicht gut direct sagen läßt, in zierlicher und verhüllender und zum Errathen auffordernder Umschreibung ebenso

gut deutsch sagen, als es die lüsternsten Franzosen französisch gesagt hatten, dafür läßt sich kaum eine Entschuldigung finden. Er betrachtete es freilich als seine Aufgabe die Aeußerungen nacktester Sinnlichkeit mit Anmuth und Grazie zu umkleiden, welche Worte er mehr als billig im Munde führte. Doch hat er durch alle seine Künste die Sünde nicht zur Tugend machen können. Als von den verschiedensten Seiten, nicht blos von der Geistlichkeit, gegen ihn als Sittenverderber ein Sturm sich erhob, da hielt er plötzlich inne und begann sich zu mäßigen und die Mitte, welche die Schriften der griechischen Philosophen als das wahre Wesen der Tugend hingestellt hatten, und überhaupt das Maßhalten zu predigen, ohne jedoch den Satyr ganz verleugnen zu können, sein Denken blieb, was es war, sinnlich und lüstern.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen treten wir in die Darstellung des Einzelnen ein. Die Wieland anerzogene Pietisterei erhielt frühzeitig ein Gegengewicht durch das Studium der Werke von Wolff, Bayle und Voltaire. Er war auf dem besten Weg zur Freigeisterei. Zunächst flüchtete er sich jedoch in die menschliche Sittenlehre, die das 18. Jahrhundert allein vom Christenthum übrig gelassen hatte. Der Lieblingsheld der Aufklärungsphilosophen, Sokrates, wurde auch sein Ideal. In Nachahmung Hallers schrieb er 1751 ein Lehrgedicht: „die Natur der Dinge“, in welchem er die Glückseligkeit als Ziel und Zweck des Menschenlebens hinstellte. In den „moralischen Briefen“ erwies er sich als Schüler Hagedorns und im Anti-Ovid (1752) wollte er zeigen, wie die anakreontischen Scherze sein müßten, wenn sie unschuldig sein sollten. Doch erfolgte bald ein Rückschlag. Er wurde in das verlassene Fahrwasser zurückgeworfen. Der Schmerz über die Untreue der Jugendgeliebten ließ die alte Gefühlsüberschwänglichkeit und die früheren pietistischen Neigungen auf längere Zeit in ihm wieder zur Herrschaft kommen. Bodmers Einfluß und der Ehrgeiz, Klopstock nachzueifern, steigerten seine Schwärmerei. Diese veränderte Stimmung sprach sich zuerst in den „Sympathien“ aus (1754), schärfer bereits in den „Empfindungen eines Christen“ (1755), in denen er sich sogar zu einem Tadel gegen den Dichter Uz fortreißen ließ. Doch blieb es der Kritik nicht verborgen, daß er eine Rolle spielte, die seiner eingeborenen Natur nicht anstand. Schon 1755 prophezeite Nicolai, daß die Muse Wielands aus der Betschwester sich nächstens als Modeschönheit entpuppen werde. Aehnlich äußerte sich Lessing in den „Literaturbriefen“. Der prophezeite Umschlag blieb auch nicht lange aus. Herbeigeführt wurde er durch die in das Jahr 1756 fallende neue Liebe des Dichters und seine gleichzeitige Bekanntschaft mit Shaftesbury, dem Prediger einer heiteren Lebensweisheit. Schon 1758 ist dieser Wandel vollständig vollzogen. Shaftesbury ist sein Ideal geworden. Nun will er nicht mehr aus allen Menschen sittenstrenge Catone bilden oder Mädchen in die Geheimnisse der platonischen Liebe einführen. Seine Bewunderung gegen die großen Kirchenväter sinkt und zugleich steigt die gegen die französischen Encyclopädisten, gegen Voltaire und Diderot. Anstatt des Lebens der Heiligen entzücken ihn die Lebensbeschreibungen Plutarchs. Cervantes' Don Quixote lehrt ihn auch den letzten Rest der Schwärmerei noch überwinden. Fortan ist ihm die Messiade ein bezauberndes Ungeheuer. Zu Cervantes gesellt sich ihm bald Ariost. Er labt sich an Rousseau's Predigt der Rückkehr zur Natur. Die französischen Dichter, wie Prior, ziehen ihn durch ihre frische Sinnlichkeit und naturwahre Charakterzeichnung an. Ganz besonders aber begeistert ihn Shakespeare, der ihm allein die Natur studirt zu haben scheint.

Wieder erwacht die alte Liebe zum Lieblingsbuch seiner Kindheit, zur Cyropädie. Er unternimmt es, den Helden derselben in einem Epos zu verherrlichen, das er jedoch nicht zu Ende führt. Als besondere Episode ließ er die Geschichte von

Araspes und Panthea erscheinen. Dies Epos wollte ihm so wenig gelingen, als ihm früher sein „geprüfter Abraham“, eine Nachahmung des Klopstockischen Messias, geglückt war. Zu seiner Muse erhebt er jetzt die sittliche Venus, welche Xenophon und Shaftesbury gekannt hatten. Auch im Trauerspiel versucht er sich. Er schreibt einem englischen Stück eine „Johanna Gray“ nach. Bereits durfte Lessing sagen, Wieland wandle wieder unter den Menschenkindern. Nun folgt die einflußreiche Bekannschaft mit Stadion, die ihn in der begonnenen Wandlung bestärkt. Ueberwunden wird der Enthusiast, Asket, Prophet, Mystiker, Seraphim und Inspirirte. Er ist wieder Mensch. Fortan ist er von einem fast fanatischen Eifer ergriffen, die falsche Tugendgleißnerei zu entlarven und die Sinnlichkeit in ihre Rechte wieder einzusetzen. Der Taumel, der sich seiner bemächtigt, reißt ihn über alles Maß fort. Er jubilirt, daß Tugend und jegliche Seelenerhebung vor den Anfechtungen der Sinnenlust keinen Bestand halten könnten, und wird zum Satyr. Seinem Eifer entspricht seine vermehrte literarische Thätigkeit. Wohl war es verdienstlicher, anstatt eigene Dramen zu schreiben oder fremde zu copiren, die Shakespeare's zu übersetzen. Wielands Uebersetzung derselben fand auch allgemeinen Beifall und hat im vorigen Jahrhundert nicht wenig zur Bekanntschaft unseres Volkes mit dem großen britischen Dichter beigetragen. Unter Cervantes' Einfluß schreibt er einen Roman: Don Sylvio von Rosalva (1762 und 1763), in welchem er den Sieg der Natur, im Grunde den der frechen Sinnlichkeit, über die Schwärmerei und jeglichen Idealismus verherrlicht. Schon hier versuchte er eine Darstellung seiner inneren Wandlungen. Vollständiger und deutlicher führte er dieselben in einem zweiten Roman durch, im „Agathon“ (1761 angefangen und 1766 abgeschlossen), in welchem er sich selbst unter der Maske eines jungen Griechen schilderte, der anfänglich in den orphisch-platonischen Idealen und Verzückungen gelebt hatte und zuletzt doch den Verführungskünsten einer Buhlerin unterlag. Klopstocks Empfindsamkeit verspottete er hier in dem Idealismus Platons, die französische Freigeisterei aber ließ er den Sophisten Hippias vertreten. Er war bemüht, wie er sich ausdrückte und es bald sprüchwörtlich wurde, Kopf und Herz in Einklang zu bringen, aber mit der Heuchelei verspottete er zugleich die wahre Tugend. Wenn ihm in Folge dessen auch eine künstlerische Lösung seiner dichterischen Aufgabe nicht glückte, so hat er doch durch diesen einst viel bewunderten Roman, dessen Lectüre man bis in dieses Jahrhundert von jedem gebildeten jungen Menschen verlangte, ein Verdienst sich deshalb erworben, weil er zum ersten Mal dem Roman, der zeither nur ein stoffliches Interesse verfolgt hatte, einen tieferen Gehalt gegeben und denselben zum Darstellungsmittel innerer Kämpfe und der Bildungsgeschichte des Geistes erhoben hatte.

Agathon wurde von Lessing für den ersten und einzigen Roman erklärt, den ein denkender Kopf lesen könne. Wieland schrieb übrigens noch viele andere Romane, die aber alle an den gleichen künstlerischen Mängeln leiden. Auch in Sterne's humoristische Manier suchte er sich hinein zu empfinden, ja er wagte sich selbst an den historischen Roman, wie sein Aristipp (1800) beweisen kann, in welchem er eine Darstellung des altgriechischen Lebens im Perikleischen Zeitalter geben wollte. Im Peregrinus Proteus verspottete er wohl Lavater. Seine beste Leistung auf dem Gebiet des Romans sind aber seine satirisch gehaltenen „Abderiten“ aus dem Jahre 1781. Sie erinnern an das alte deutsche Lalenbuch und halten sich strenger an das wirkliche Leben, indem sie einzelne wirklich ergötzliche kleinstädtische Genrebilder bieten, zu denen er die Anregung wohl in seiner Biberacher Stellung empfangen hatte.

Der gleichen Zeit mit dem Agathon entstammen seine komischen Erzählungen, die um ihrer Frechheit willen jedoch entschiedenen Tadel verdienen. Wieland erscheint in denselben als Nebenbuhler von Boccaccio und Prior. Die

schmutzigen Schilderungen, welche selbst den Cynismus der Alten in Schatten stellten, gaben allgemeines Aergerniß. Vergeblich suchte er sich zu rechtfertigen. Doch versuchte er von jetzt ab sich zu mäßigen. Den ersten Beweis hierfür gab er in der der „Alma“ Priors nachgebildeten Musarion (begonnen 1764, vollendet 1768.) Zu der in dieser Erzählung vorgetragenen Philosophie bekannte er sich gern auch noch im späteren Alter. Wiederum bekämpfte er die falsche Tugendgleißnerei, aber an die Stelle der rohen Sinnlichkeit hatte er einen behaglichen, anmuthsvollen Lebensgenuß gesetzt.

Die frühzeitig erwachte Liebe zu Ariost, dem er in schalkhafter Ironie und entschiedener Sinnlichkeit verwandt war, und die blühende Einbildungskraft, die ihm zu Gebote stand, führten ihn, der sich nach einander in den verschiedensten Aufgaben versuchte, folgerichtig auch in die romantische Welt der Ritter- und Feenmärchen, die mit seiner Lebensanschauung recht wohl harmonirte, obgleich er sie früher im Don Sylvio von Rosalva verspottet hatte. Suchte er doch im Grunde nur ein höchstes irdisches Glück, die Möglichkeit des vollsten und reizendsten Sinnengenusses, und diese Möglichkeit fand er in jener Phantasiewelt, der Romantik, am reizendsten verwirklicht. Daß er auch hier seine Satyrnatur nicht verleugnete, begreifen wir leicht. So wurde Wieland der Erste, welcher den Geschmack an den Ritterzeiten und ihren Geschichten wieder erneuerte, der Vorläufer der Romantiker, der erste Einführer des romantischen Epos. Seine Quellen waren freilich nur secundärer Art, die französische Bibliothèque universelle des Romans und eine ebenfalls französische Bearbeitung der arabischen Märchen aus Tausend und Einer Nacht. Einiges Verdienst erwarb er sich dadurch, daß er in einzelnen dieser Dichtungen, wenn auch in sehr freier Weise, die italienische Stanze (die ottave rime) und damit auch wieder den von Klopstock verschmähten Reim zur Anwendung brachte. Die neue Bahn betrat er zuerst in „Idris und Zenide“ (aus 1766 und 1767). Diesem in der Stanze verfaßten Epos ließ er, zum Theil auf Goethe's Anregung, noch eine Reihe anderer Erzählungen folgen, von denen einzelne, wie „Gandolin“ (1776) und „Gorm der Adeliche“ (1777) nicht ohne poetischen Werth sind. Die Perle seiner romantischen Dichtungen ist jedoch der aus der freien Verflechtung mehrerer ursprünglich ganz heterogener Sagen erwachsene „Oberon“ (1780), dem er neben dem „Sommernachtstraum“ Shakespeare's auch den alten französischen Roman Huon de Bordeaux zu Grunde legte. Goethe übersandte dem Dichter nach der Lectüre desselben einen Lorbeerkranz und schrieb an Lavater: „Wielands Oberon wird, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“

Es ist weder möglich noch gerechtfertigt, hier sämmtliche Schriften Wielands durchzusprechen. Doch wollen wir nicht übergehen, daß derselbe (1772), kurz vor seiner Berufung nach Weimar, auch einen politisch-didaktischen Roman verfaßt hatte: „der goldene Spiegel“, dessen Fortsetzung die „Lehren des weisen Danischmed“ bilden sollten. In beiden Schriften stellte er eine Regierungsweisheit dar, wie sie dem weltbürgerlich gesinnten Aufklärungszeitalter gemäß sein mochte. Seine Lehren waren, genau besehen, eine Verherrlichung der von Joseph II. verfolgten Politik. Noch heute lesbar sind seine gut geschriebenen „Aufsätze über die französische Revolution“ (1789), in denen er mit prophetischem Blick auf den Mann hindeutete, der die Wiederherstellung der von ihm geforderten monarchischen Herrschaft vollziehen werde. Das Recht der Vernunft in Glaubensangelegenheiten verfocht er in seinen „Gedanken über den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen“ (1788). Auch trat er dem Cynismus Rousseau's entgegen. Eine grammatische Abhandlung verfaßte er unter dem Titel: „über die Frage, was ist Hochdeutsch?“ (1782).

Nicht unerwähnt dürfen wir es lassen, daß Wieland, in Nachahmung eines ähnlichen französischen Unternehmens, des „Mercure de France“, auch als Herausgeber einer großen belletristischen Vierteljahrsschrift des „deutschen Merkur“ (1773—1789, von 1790—1810 unter dem Titel „Neuer deutscher Merkur“), eine nicht unbedeutende Herrschaft und ein ziemlich ausgedehntes Geschmacksrichterthum in der deutschen Literatur ausgeübt hat. Im „deutschen Merkur“ veröffentlichte er seit 1773 auch die meisten seiner eigenen Dichtungen. Selbst Goethe hat vielfache Beiträge zu demselben geliefert. Von 1795 ab zog er sich aber ganz von dieser Zeitschrift zurück, zu deren Herausgabe er schon seit 1790 seinen Schwiegersohn, den angesehenen Kantischen Philosophen Reinhold, und K. A. Böttiger hinzugezogen hatte. Doch betrat er nochmals die journalistische Laufbahn, indem er von 1796—1801 das „attische Museum“ und von 1802—1810, im Bund mit den Philologen Hottinger und Jacobs, das „neue attische Museum“ herausgab.

Nicht geringes Verdienst erwarb er sich als Uebersetzer. Zu einem solchen eignete er sich durch seine große Sprachgewandtheit ganz besonders. Daß er als der Erste in Deutschland eine Shakespeare-Uebersetzung lieferte (von 1762 bis 1768 22 Stücke in 8 Bänden, die übrigen übersetzte Eschenburg), haben wir schon erwähnt. Als mit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Interesse am Alterthum immer mehr stieg, gab er zuerst eine Uebersetzung der Briefe (1782) und dann eine solche der Satiren des Horaz (1786) mit Einleitungen und Anmerkungen heraus. Beide Leistungen behaupten noch heute ihren Werth. Am berühmtesten machte ihn als Uebersetzer die Uebertragung des ihm geistesverwandten Lukian (1788 und 1789 in 6 Bänden). Nicht zu Ende geführt hat er eine Uebersetzung der Briefe Cicero's (1808—1809, 3 Bände). Auch an Aristophanes hatte er sich versucht, ohne jedoch die Meisterschaft Fr. A. Wolfs erreichen zu können.

Ein Schriftsteller von so ausgebreiteter und vielseitiger Thätigkeit konnte nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung unserer Sprache bleiben. Nach zwei Seiten hat er dieselbe mit Geschick weiter gebildet, indem er ihr eine größere Leichtigkeit und Zierlichkeit verlieh und indem er sie fähiger machte zu geistreicher und witziger Darstellung. Seine Prosa ist jedoch entschieden besser als seine Verse. Diesen fehlt es an der rechten und vollen Durchbildung. Auch wurde es ihm schwer, sich streng an Metrum und Reim zu binden. Obgleich die Liebe in allen Formen der Lieblingsgegenstand seines Dichtens war, versuchte er sich doch kaum in der lyrischen Poesie, ein Beweis, daß er weniger mit dem Herzen, als mit dem Kopf geschrieben hat. In ihm lebte nicht jener Ueberschuß an poetischer Empfindung, dem wir in Klopstock begegnen. Der berechnende Verstand ließ ihn zu keiner vollen poetischen Erfassung des Lebens kommen. Gleichwohl ist die Erhebung des Romans zum Darstellungsmittel innerer Bildungskämpfe ein Verdienst. Auch darin hat er wohl das Rechte getroffen, daß er in seinen Romanen als Träger verschiedener Welt- und Lebensanschauungen entgegengesetzte Charaktere vorführte, durch welches Kunstmittel einst Cervantes in seinem Don Quixote so große Wirkung erzielt hatte. Seine Nachahmer haben sich vorzugsweise an die Sinnlichkeit und Schlüpfrigkeit seiner Darstellungen gehalten. Noch wollen wir bemerken, daß er zu Klopstock einen ähnlichen Gegensatz bildet, als Gottfried von Straßburg zu Wolfram von Eschenbach in unserer mittelalterlichen Dichtung, wie wir dies früher bereits angedeutet haben.

Gotthold Ephraim Lessing.

Wir haben die siebente Periode unserer Literatur als die Zeit des poetischen und philosophischen Aufschwungs bezeichnet. Lessing ist der Erste, welcher diesen doppelten Aufschwung, in einer Person, in hervorragender Weise repräsentirt. Er hat der deutschen Dichtung einen nicht minder kräftigen Anstoß durch eigene Meisterwerke gegeben, als der wissenschaftlichen Forschung durch seine Kritiken und seine unübertroffenen philologischen, antiquarischen, ästhetischen und theologischen Abhandlungen. Er ist in Wahrheit der Begründer der zweiten Blütezeit unserer Poesie, der Meister unserer Prosa, das Vorbild für fast jede Art wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Der dichterische Geist war in ihm nicht minder stark, als der philosophische und kritische.

Wir nannten die erste Epoche der siebenten Periode die Zeit der erwachenden Empfindsamkeit und der Blüte der Aufklärung. Zwar theilte Lessing nicht jene Empfindsamkeit, welche bei Gellert in weibliche Weinerlichkeit ausartete, und auch nicht jene allen Boden der Wirklichkeit verlassende überschwängliche und in den Regionen der Engel und Seraphim verweilende Gefühlsschwelgerei, zu welcher Klopstock in seinem religiösen Enthusiasmus sich fortreißen ließ, auch scheint ihm fast gänzlich eine Hinneigung zur lyrischen Poesie abzugehen, da sein dichterisches Interesse sich vielmehr ganz auf das Drama concentrirte: doch wer wollte leugnen, daß ihn ein echtes tiefes Gefühl beherrscht, daß er bis in das innerste Mark empfunden, was er gesagt, für die Nachempfindung jeglicher Schönheit und jeder wahren menschlichen Aeußerung die glücklichsten Anlagen gehabt habe? Aber er war ein Mann im vollsten Sinn des Worts, der doch, vom Schmerz übermannt, gleich den Homerischen Helden, weinen konnte, wie ein Kind, ein Mann, den das tiefste Gefühl der persönlichen Verantwortung, das schärfste Bewußtsein der Pflicht erfüllte, der in allem seinen Thun und Denken nur von den strengsten sittlichen Principien sich leiten ließ, in dem der stärkste Unabhängigkeits- und Freiheitssinn lebte und der durch ritterliche Uebungen, selbst in der körperlichen Erscheinung, nach männlicher Kraft, Schönheit und Gewandtheit strebte, und nie sich eine Nachlässigkeit erlaubte. Dieser männliche Geist und Charakter stellte sich ganz in den Dienst der Aufklärung, denn die Wahrheit war der Leitstern, Belehrung das Ziel seines Strebens, und Schärfung des Verstandes seine stete Uebung. Die religiösen Interessen, die das Hauptanliegen dieses Zeitalters bildeten, lagen auch ihm am Herzen. Er hat den muthigsten Kampf für seine Ueberzeugung geführt. Auch er erhob die sittliche That über das Dogma, auch ihm galt die werkthätige Liebe höher, als ein buchstabentreues Bekenntniß, auch sein Testament lautete, wie das des Johannes: „Kinderchen, liebt euch!“ Wie kein Anderer, war er ein Apostel der wahren Humanität und Toleranz.

Und sind wirklich in jenen Zeiten die literarischen Angelegenheiten die maßgebenden gewesen, so ist er auch nach dieser Seite ein echter Repräsentant seines Zeitalters, denn die Literatur war in jedem Betracht das wahre Element seines Lebens. Er ist nicht blos Dichter, er ist auch Gelehrter, Gelehrter von so immensem Wissen, daß man ihm nur die großen Polyhistoren des 17. Jahrhunderts vergleichen kann. Er hat die literarische Beschäftigung geradezu zu seiner Lebensaufgabe gemacht, er war lange, so wenig gern wir ein solches Wort gebrauchen, ein fahrender Literat. So mächtig es ihn zu Zeiten in ein bewegtes Weltleben hineinzog, so hat er doch mehr ein gelehrtes Stillleben geführt. Als Knabe schon wollte er nur unter einem Haufen von Büchern gemalt sein, als Mann betrachtete er sich als einen Aufseher über den großen Bildersaal der Literatur. Alles hier in das rechte Licht zu

stellen, verkanntes Verdienst aufzufrischen, die unwürdigen Götzenbilder des Tages zu stürzen, die wahren Vorbilder für jedes Gebiet der literarischen Thätigkeit aufzustellen, jede neue Erscheinung an den höchsten Gesetzen der Kunst zu messen, die Kritik in unparteilichster und strengster Weise zu üben, das war die höchste Lust und Freude seines Lebens.

Dieser Mann arbeitete mit unermüdlichem Eifer an der steten Weiterbildung und Klärung seines Wesens. Klopstock war als Jüngling ein großer Dichter, die Höhe hat er später nicht wieder erreicht, auf der ihn seine Jugendschöpfungen zeigen. Auch von Wieland, der doch so manche innere Wandlung durchmachte, kann man nicht behaupten, daß er bis zur wahren Classicität sich durchgearbeitet habe. Leute, wie Gleim, bezeichneten wir geradezu als Zurückgebliebene. Aber Lessing ist auf jeder Lebensstufe ein anderer, ein größerer, und von den Dichtern dieser ersten Epoche der einzige, den wir als wahren classischen Schriftsteller bezeichnen dürfen. Er allein von den früheren kann Goethe und Schiller als ebenbürtig zur Seite gestellt werden, wenn diese ihn auch in nicht unwesentlichen Punkten überholt haben. Aber auch er wurde, wie der letztere, auf der Höhe seines Könnens und Schaffens aus dem Leben abgerufen. Die Welt hat ihn darum nie kleiner, nie schwächer gesehen, als er selbst einmal war. Er ist nie hinter sich selbst zurückgegangen.

Mit dem Treiben der Geniedichter der Sturm- und Drangzeit war er zwar nicht zufrieden und konnte es auch nicht sein, obgleich er doch auch bereits das Genie zu feiern und zu würdigen verstanden hatte. Aber die literarische Revolution, von der die Geniedichtung jener Epoche nur eine vereinzelte Aeußerung war, ist doch wesentlich durch ihn begründet worden. Er hat das Verständniß der neuen großen Vorbilder jener denkwürdigen Epoche, das Homers und Shakespeare's, zuerst erschlossen, er hat in die Behandlung aller wissenschaftlichen Aufgaben Geist, Methode und eine Gelehrsamkeit gebracht, wie sie vordem nicht zusammen aufgetreten waren. Auch er hat, alle fremde Autorität über Bord werfend, sich unmittelbar wieder vor das Object und die Natur gestellt. Indem er über all sein Thun sich selbst Rechenschaft ablegte, jeden seiner Schritte und Gedanken durch die Reflexion überwachte, als Feind jeglicher Mittelmäßigkeit an sich selbst für jede Arbeit die höchste Forderung stellte, gegen sich die unerbittlichste Selbstkritik übte, war er nicht nur im Stande, als Dichter immer Größeres zu leisten, sondern vermochte er auch den Disciplinen, mit denen er sich beschäftigte, eine neue Grundlage zu geben. Er ist dadurch der wahre Reformator geworden, von dem jene literarische Revolution ausging. Von jetzt ab konnte Niemand mehr auf Erfolge rechnen, der nicht ähnlich, wie er, sich selbst höher zu erheben und fortzuschreiten verstand, der nicht mit der Production die umfassendste und gründlichste Bildung, die Fähigkeit zur Ausübung der strengsten Kritik an Anderen, nicht minder, als an sich selbst verband, der nicht das Einzelne unter die Gesichtspunkte einer freien und stets weiter arbeitenden Forschung zu stellen im Stande war. Hierin ist er, wie in seiner kräftigen, charaktervollen, in ihren Bildern eine ungemeine Umsichtigkeit, einen weiten Blick in das Leben verrathenden Sprache, noch heute Meister und Vorbild.

So stark die theoretische Richtung seines Denkens war, so hat er es dennoch verschmäht Systeme aufzustellen oder gar Lehrbücher zu schreiben. Fast alle seine wissenschaftlichen Arbeiten haben einen gelegentlichen Ausgangspunkt. Nicht unpassend hat er seine Auseinandersetzungen darum „Spaziergängen" verglichen. Was sich nicht mit einer herrschenden Lebensfrage, mit einem Vorkommniß oder einer Erscheinung der Zeit in nächste Verbindung setzen ließ, das hatte keine Anziehungskraft für ihn, der auch in diesem Punkt ein Mann des unmittelbaren Lebens und der

That war. Kein Wunder, wenn dieser Mann, dessen ganzes Thun und Denken im strengsten Wechselbezug mit dem Leben blieb, in der dramatischen Dichtung seinen wahren dichterischen Lebensberuf erkannte. Wie er im Leben That auf That folgen ließ, so war er auch ein Meister darin, mit dem rechten Worte zu antworten. Ja er ist der größte Dialektiker unserer Literatur; wie kein Anderer, war er mit dem Vermögen ausgerüstet, Alles in wechselseitiges Gespräch umzusetzen, er dachte geradezu dialogisch und war auch von dieser Seite in eminentem Grade zum Dramatiker befähigt. Insofern aber das Drama die Dichtungsgattung ist, welche das 18. Jahrhundert bei uns zu einer besondern Blüte bringen sollte, ist er auch in diesem Betracht ein Bannerträger desselben gewesen.

Lessing wurde den 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater, ein Mann von nicht unbedeutender Gelehrsamkeit, Geistlicher war. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt besucht, übergaben ihn seine Eltern der Fürstenschule in Meißen (1741). Hier zeichnete er sich in Kurzem in den alten Sprachen und in der Mathematik vor seinen Mitschülern so aus, daß seine Lehrer ihm das Zeugniß geben konnten, er sei ein Pferd, das doppeltes Futter brauche. Mit besonderer Vorliebe las er die Charaktere des Theophrast und die Lustspiele des Plautus und Terenz, die bald „seine Welt waren“. Auch begann er bereits eigene dichterische Versuche, übersetzte Anakreon und faßte den Plan zu seinem ersten Lustspiel „der junge Gelehrte“.

Im Herbst 1746 bezog er die Universität Leipzig, um daselbst nach dem Wunsch seiner Eltern Theologie zu studiren. In der ersten Zeit widmete er sich hier, in stiller Zurückgezogenheit und Selbstbeschäftigung, nur ganz den Büchern. Doch bald drang die Einsicht bei ihm durch, daß die Bücher ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem wahren Menschen machen könnten. Er gab deshalb sein zurückgezogenes Leben auf und ließ seine gelehrten Studien eine Zeit lang ruhen. Mit größtem Eifer warf er sich nun auf gymnastische Uebungen, um seinem Körper eine größere Gewandtheit und sich selbst ein sichereres Auftreten zu geben: er lernte fechten, tanzen, voltigiren. Zugleich mischte er sich mehr unter seines Gleichen und suchte Fühlung und Reibung mit Anderen in geselligem Verkehr. Zu seinen Freunden zählte er vor Allen den einige Jahre älteren Christlob Mylius, einen geistvollen, aber leichtsinnigen und sehr freigeistig gesinnten Menschen, dessen Umgang nicht ohne Einfluß auf seine weitere Entwicklung blieb. Durch diesen Freund wurde ihm auch die erste Anregung und Gelegenheit geboten, öffentlich als Schriftsteller aufzutreten, indem er zu den von diesem gegründeten Zeitschriften Beiträge, kleine lyrische und epigrammenartige Stücke, lieferte, den „Naturforscher“ vielleicht auch mit ihm gemeinschaftlich herausgab. Viel verkehrte er auch mit Chr. Fel. Weiße, der mit ihm das gleiche Interesse am Schauspiel theilte. Beide besuchten sehr häufig das Theater, welches unter der Leitung der Frau Neuber damals noch in vollster Blüte stand, und wußten sich durch Uebersetzungen das nöthige Eintrittsgeld zu verdienen. Mit leidenschaftlicher Liebe las er Komödien, die ihm, wie er selbst gestand, sehr große Dienste leisteten. Bei seinem ausgesprochenen Hang zum Theater konnte es nicht ausbleiben, daß er, schon um das Technische der Schauspielkunst besser kennen zu lernen, auch mit Schauspielern Verkehr unterhielt. Nicht geringe Ermunterung, auf der betretenen Bahn fortzufahren, wurde ihm Seitens der Frau Neuber, welche seinen „jungen Gelehrten“, den er unter der Anregung ihrer vortrefflichen Bühne in Leipzig vollendet hatte, im Januar 1748 zur Aufführung brachte und den jungen Dichter, der durch sein Stück reichen Beifall geerntet hatte, als ein theatralisches Genie begrüßte.

Wir begreifen leicht, daß Lessing bei seinen belletristischen Beschäftigungen und bei

der Aufmerksamkeit, welche er dem Drama widmete, die erwählte Berufswissenschaft nicht eifrig pflegen konnte. Die Theologie vermochte ihm nicht die rechte Befriedigung zu gewähren. Gleichwohl können wir nicht sagen, daß er seine wissenschaftliche Ausbildung vernachlässigt habe. Er studirte eifrig die deutschen Schriften Wolffs. Unter den Lehrern der Universität waren es aber nur Ernesti und Christ, welche ihn einigermaßen anzogen, indem sie ihn in die Welt und Kunst des Alterthums einführten, für das er von der Fürstenschule her begeistert war. Doch war der Besuch von Vorlesungen im Allgemeinen seine Sache nicht. Mehr gefielen ihm die Disputationsübungen bei Kästner, die er nie versäumte. An denselben nahmen außer Mylius auch Zachariä, J. H. und J. A. Schlegel u. A. Theil. Mit Kästner gestaltete sich eine innige Freundschaft, die nur der Tod trennen konnte. Lessings durch und durch dialektische Natur fand in diesen Disputationen, die eine gute Vorschule für seine dramatische Dichtung werden sollten, reiche Befriedigung. Auch später in Berlin richtete er mit seinen Freunden Mendelssohn und Nicolai ähnliche Uebungen wieder ein.

Da seine Eltern mit seinem Treiben nicht zufrieden waren, beriefen sie ihn, nicht lange nach der Aufführung seines jungen Gelehrten, nach Hause zurück. Doch ließen sie ihn beruhigter zu Ostern nach Leipzig zurückkehren. Da sich aber Mylius nach Berlin gewendet hatte, er selbst in steten Geldverlegenheiten schwebte, die Neubersche Truppe verfiel, beschloß er, dem Freunde nach Berlin zu folgen. Unterwegs erkrankte er aber in Wittenberg. Seine Eltern gestatteten ihm, daß er sich daselbst (im August 1748) als Student der Medicin einschreiben ließ, mit welchem Studium er es schon in Leipzig versucht hatte. Doch hielt er es hier nicht lange aus. Die Möglichkeit, unter Mylius' Beistand durch literarische Thätigkeit sich selbst erhalten zu können, lockte ihn nach Berlin, dem damaligen Sitz der Aufklärung, nach welchem wir ihn, vor seiner festen Anstellung in Wolfenbüttel, zu verschiedenen Malen und zwar auf längere Zeit zurückkehren sehen. Im Anfang seines ersten Berliner Aufenthalts hatte er mit bitterer Noth zu kämpfen, da er aber unermüdlich thätig war, gelang es ihm doch, das Leben zu fristen und wie in Leipzig zu seiner dramatischen Dichtung, so hier den Grund zu seiner Ausbildung zum Kritiker zu legen. Mit Mylius begann er noch vor Ablauf des Jahres 1749 „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ herauszugeben und im Febr. 1751 übernahm er die Redaction der gelehrten Artikel der Voßischen Zeitung und ihres Beiblattes. In diesem Jahre veröffentlichte er auch die erste Sammlung seiner kleinen Gedichte.

Den Aufenthalt in Berlin unterbrach er gegen Ende des Jahres (1751) dadurch, daß er sich nach Wittenberg zurückwandt. Es galt ihm Vertiefung seiner Studien und Gewinnung einer akademischen Würde. Mit großem Eifer warf er sich auf die Gelehrtengeschichte und die Geschichte des Reformationszeitalters, nicht minder fleißig aber studirte er die römischen Dichter, wie Martial und Horaz. Fast den ganzen Tag brachte er auf der Universitätsbibliothek zu. Außer Nachträgen und Berichtigungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon schrieb er in dieser Zeit „Rettungen“ und Epigramme. Nachdem er im Frühjahr 1752 die Magisterwürde erworben, kehrte er gegen Ende des Jahres nach Berlin zurück.

Schon in der nächsten Zeit (sein zweiter Aufenthalt in Berlin währte bis zum October 1755) gab er die beiden ersten Theile seiner Schriften heraus. Durch sein „Vademecum für den Herrn S. G. Lange“ (1754) machte er seinen Namen in der gelehrten Welt geachtet und gefürchtet. Auch begann er (ebenfalls 1754) die Herausgabe der „theatralischen Bibliothek“, die ihn wieder in dramatischer Thätigkeit zeigt. Bereits vollzog sich sein Bruch mit dem französischen Geschmack. Er begann nach

dem Vorbild der Engländer ein bürgerliches Trauerspiel „Miß Sara Sampson“ zu dichten, das er im Frühjahre 1755, während eines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Potsdam, vollendete. Mit den Hauptvertretern der Aufklärung, Mendelssohn und Nicolai, wie mit dem Dichter Ramler schloß er eine innige Freundschaft.

Im October 1755 verließ er Berlin. Er kehrte nach Leipzig zurück. (Dritter Aufenthalt daselbst.) Der Ruf der Koch schen Schauspielergesellschaft, die damals in Leipzig spielte, hatte ihn angezogen. Doch blieb er dieses Mal nur kurze Zeit. Mit einem jungen Mann, dem er zum Begleiter empfohlen war, trat er im Mai 1756 eine Reise durch Norddeutschland nach Holland an, um von da nach England überzusetzen, das kennen zu lernen ihm bei seiner mittlerweile gewonnenen Vorliebe für Shakespeare und die englische Literatur wichtig erschienen war. Da eröffnete Preußen den Krieg gegen Sachsen und dessen Verbündete. Die Reisenden kehrten um. Schon am 1. Oct. 1756 war Lessing wieder in Leipzig (vierter Leipziger Aufenthalt).

Um bestehen zu können, mußte er wieder zu literarischen Lohnarbeiten, so zum Uebersetzen, greifen. Doch unterließ er es nicht, auch an seiner eigentlichen Bildung weiter zu arbeiten. Er vertiefte sich in das Studium der altdeutschen Sprache und Literatur. Daneben beschäftigte ihn die Theorie der Tragödie. Mit seinen Berliner Freunden Nicolai und Mendelssohn führte er darüber einen sehr lebhaften Briefwechsel. Erwünscht war ihm, daß der Dichter Ew. v. Kleist 1757 als preußischer Officier nach Leipzig verlegt wurde, mit dem er nun viel verkehrte. Im Mai 1758, zu derselben Zeit, da auch Kleist die Stadt verlassen wollte, unterbrach er seinen vierten Leipziger Aufenthalt, um nach Berlin zurückzukehren. (Dritter Aufenthalt daselbst bis zum Ende des Jahres 1760.)

Hier finden wir ihn zunächst mit Ramler an der Herausgabe der Logauischen Sinngedichte thätig. Im nächsten Jahre (1759) gründete er mit Nicolai und Mendelssohn die Literaturbriefe, „Briefe die neueste Literatur betreffend“, in denen die neuesten Erscheinungen der deutschen Literatur besprochen werden sollten. Sie wurden die erste wissenschaftliche Zeitschrift für literarische Kritik, die geradezu Epoche machte. Damals (1759) gab er auch seine prosaisch geschriebenen Fabeln heraus, in welchen er seine neue Theorie dieser Dichtungsgattung rechtfertigte. Unter der Einwirkung des Studiums, welches er in dieser Zeit der Poetik des Aristoteles und den Tragödien des Sophokles widmete, schrieb er das Trauerspiel Philotas, welches wieder eine neue Stufe seines dichterischen Schaffens bezeichnet. Auch fällt in die gleichen Monate die Abfassung seines „Lebens des Sophokles“. Im Jahre 1760 besorgte er eine Uebersetzung von Diderots Theater. Für diesen Franzosen, der ebenfalls gegen die klassische französische Tragödie zu Felde zog und in welchem er das größte dramatische und kritische Genie seiner Zeit erkannte, faßte er von jetzt ab eine besondere Vorliebe. Gegen Ende von 1760 ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitglied. Mit der Magisterwürde nun auch diese Würde verbindend, brach er plötzlich seinen dritten Berliner Aufenthalt ab, um, wie es scheinen mochte, die Wissenschaften wieder eine Weile ruhen zu lassen und sich ganz in ein bewegtes Weltleben zu stürzen. Wohl mochte er ein verjüngendes Bad der Wiedergeburt nöthig haben. Er verließ Berlin, um in Breslau als Gouvernements-Secretär in die Dienste des Generals Tauenzien zu treten. Statt seiner wurde nun Th. Abbt als Mitarbeiter an den Literaturbriefen gewonnen.

Der Breslauer Aufenthalt brachte Lessing mancherlei Abwechselung und Zerstreuung. Er bewegte sich viel in militärischen Kreisen, begleitete Tauenzien zur Blockade von Schweidnitz, gab sich aber auch der Leidenschaft des Spiels hin. Doch war er deshalb nicht unfleißig. Er versenkte sich in das Studium Spinoza's, dessen Philosophie ihm

besonders zusagte, und in das der Kirchenväter, schrieb den Laokoon, und dichtete unter den großen Eindrücken des zu Ende gehenden Kriegs (1763) sein vortreffliches Lustspiel Minna von Barnhelm, das jedoch erst 1767 gedruckt und 1768 aufgeführt wurde.

Gegen Ostern des Jahres 1765 kehrte Lessing, der schon nach dem Abschluß des Friedens seine Entlassung genommen hatte, nach Berlin zurück (vierter und letzter Aufenthalt daselbst). Da seine Hoffnungen auf eine feste Anstellung sich zerschlugen, nahm er 1766 einen Ruf nach Hamburg an, wo eine Gesellschaft ein deutsches Nationaltheater zu gründen die Absicht hatte. Im März 1767 traf er in Hamburg ein. Alsbald begann er die Herausgabe seiner Dramaturgie, die er durch zwei Jahre fortsetzte. Freilich mußte er sich bald darauf beschränken die aufgeführten Stücke ohne Rücksicht auf ihre Darstellung durch die Schauspieler zu besprechen. In jener Zeit gerieth er auch mit dem Halleschen Hofrath Klotz in Streit, der für ihn die Veranlassung wurde zur Abfassung der „Briefe antiquarischen Inhalts“ (1768 und 1769) und der Abhandlung „wie die Alten den Tod gebildet“ (1769). Aber auch die an Hamburg geknüpften Hoffnungen erfüllten sich nach keiner Seite und schon stand er im Begriff, wie Winckelmann, nach Rom sich zu wenden, um hier einzig seinen Studien zu leben, als (Ende 1769) der sehr ehrenvolle Ruf an ihn gelangte mit dem Titel als Hofrath die Leitung der herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel zu übernehmen. Er nahm denselben an und trat im Frühjahr 1770 in seine neue Stellung ein, die er bis zu seinem Tod bekleidet hat.

Die Zeit seines Aufenthalts in Wolfenbüttel hat ihm viel Leid und schwere Kämpfe gebracht. Zwar war er hier so glücklich durch die Auffindung des verloren geglaubten Werkes von Berengar von Tours über das Abendmahl einen wichtigen Fund zu thun, durch die endliche Ausführung seines Trauerspiels Emilia Galotti (1772) vielen Beifall zu ernten und 1775 den Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien zu begleiten. Daß er aber in den von ihm seit 1773 herausgegebenen „Beiträgen zur Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel“ als „Fragmente des Wolfenbüttelschen Ungenannten“ eine gegen die Ueberlieferung der Evangelien gerichtete Schrift des Hamburger Freidenkers H. S. Reimarus veröffentlichte, verwickelte ihn, zum Theil gegen seine ursprüngliche Absicht, in die ärgerlichsten Streitigkeiten mit dem Hamburger, ihm von früher bekannten, orthodoxen Pastor Goeze, die seine Stellung zum Braunschweiger Hof wesentlich erschwerten und ihm sogar eine Beschränkung seiner Freiheit als Schriftsteller zuzogen. Allerdings hat die Nachwelt dieser Fehde die vortrefflichsten Schriften Lessings zu danken, seinen „Anti-Goeze“ (1778), das dramatische Gedicht „Nathan“ (1779), in welchem er den fallen gelassenen Streit auf dichterischem Boden wieder aufnahm, und die „Erziehung des Menschengeschlechts“ (1780), welche gewissermaßen sein philosophisches Testament bildet. Die furchtbare Aufregung aber, in welche ihn diese Händel versetzten, untergrub seine Gesundheit um so mehr, als ihm in dieser gleichen Zeit das häusliche Glück, das ihm durch seine Verheirathung mit der vortrefflichen Wittwe Eva König (im Herbst 1776) zu lächeln begonnen hatte, jäh und mit einem Schlag vernichtet wurde. Seine Gattin wurde ihm, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, der alsbald wieder verschied, ebenfalls durch den Tod entrissen. Als er Anfangs des Jahres 1781 nach Braunschweig ging, um hier im Kreise von Freunden Aufrichtung und Erholung zu suchen, wurde er selbst aus dem Leben abgerufen (den 15. Febr.).

Nach dieser Uebersicht von Lessings äußerem Lebensgang versuchen wir eine kurze Darstellung seiner wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen, da Niemand ihn recht zu würdigen vermöchte, der ihn blos als Dichter betrachten wollte,

für den er sich selbst nicht gelten lassen wollte. Da er die Grundlage seiner Bildung der Beschäftigung mit den alten Classikern verdankte, fragen wir zunächst nach seiner Stellung zum griechischen und römischen Alterthum. Lessing hatte schon auf der Fürstenschule in Meißen sich tief in die altclassische Literatur eingelesen. Von seiner Vorliebe für Theophrast und die beiden lateinischen Komödiendichter haben wir bereits gesprochen. Die „Captivi“ des Plautus galten ihm für das schönste Lustspiel, das er auch später (1750) übersetzte und kritisch untersuchte. Als echter Fürstenschüler hatte er sich eine große Fertigkeit im Lateinschreiben angeeignet, aber auch die prosodischen Uebungen fleißig gepflegt. Seine eigenen dichterischen Versuche in lateinischer Sprache zeigen ihn bereits als tüchtigen Epigrammatisten. Noch sind 21 lateinische Epigramme „von echt antiker Farbe“ von ihm erhalten. Im Gefühl seiner Fertigkeit hegte er sogar die Absicht die Messiade in das Lateinische zu übersetzen. Daß er auch ein gründlicher Kenner des Horaz war, das bewies er sowohl durch die Zurechtweisung, welche er der Uebersetzung Lange's, des Freundes Pyra's, zu Theil werden ließ, als auch die „Rettungen“, in welchen er Horaz gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit und des politischen Wankelmuths rechtfertigte. Auch in seinen spätern deutschen Epigrammen nahm er sich einen lateinischen Schriftsteller, den Martial, zum Muster, auf den er auch in seiner Abhandlung über das Epigramm zurückging. Aber nicht blos die lateinischen Dichter, unter denen er besonders die Dramatiker studirt hatte, waren ihm vertraut. Er lebte nicht minder in der Welt der alten Griechen, die bei ihm mit den Jahren immer mehr in den Vordergrund traten. Ihm gebührt das Verdienst, die Größe der Homerischen Dichtungen zuerst richtig erkannt und das eigenthümliche Wesen derselben in ein besseres Licht gestellt zu haben. Ihm war nicht mehr Virgil der bedeutendere Dichter. Wie ernst seine Studien des Sophokles waren, das beweist das von uns erwähnte Fragment seiner Lebensbeschreibung dieses größten griechischen Tragikers und der aus der Nachahmung des Sophokles erwachsene Philotas. Da er Alles bis auf seinen letzten Grund zurückzuverfolgen sich gewöhnt hatte, so untersuchte er auch an der Quelle, d. h. in der Poetik des Aristoteles selbst, ob die diesem von den französischen Dramatikern zugeschriebenen Lehren von den drei Einheiten dort auch wirklich zu finden wären, und überzeugte sich, daß die Lehre dieses größten Systematikers der Alten, der seine Poetik auf dem Studium der großartigen dramatischen Literatur des hellenischen Volkes auferbaut hatte, nicht minder weit, als die Dramen Shakespeares von der Theorie und Praxis der Franzosen ablag. Wenn auch Goethe und Schiller auf der Höhe ihres poetischen Schaffens zu Aristoteles zurückgriffen, so mag ihnen die Anregung dazu aus jener Partie der Hamburgischen Dramaturgie geflossen sein, in der Lessing die Definition des Aristoteles von der Tragödie zergliedert und untersucht hatte. Insofern aber Goethe's und Schillers Dichtung erst in der bewußten Nachahmung der Alten, d. h. des Homer und Sophokles, ihre höchste Vollendung erreichte, so dürfen wir nicht vergessen, daß das, was sie erstrebten und glücklicher, als Lessing, hinausführten, von diesem doch zuerst angebahnt worden war. Darum aber auch die große Verehrung, welche beide Dichterheroen ihrem großen Vorgänger zollten. Aber Lessing war auch ein gründlicher Kenner der bildenden Kunst der Alten. Mit richtigem Blick hatte er sofort das Verdienst Winckelmanns in seinem vollen Umfang erkannt. In der Verehrung dieses Mannes begegnete er sich mit Goethe, der den angeborenen Sinn für die griechische Plastik nicht wenig im Studium des großen Kunsthistorikers genährt hatte, wie seine dem Andenken Winckelmanns gewidmete Schrift beweisen kann. Goethen, wie Lessing, waren die Griechen nicht blos Muster in der Dichtkunst, sondern auch in der bildenden Kunst, für welche Schiller kein Verständniß zeigte. Auch Lessing sehnte sich nach

Italien, ja, er hegte zeitweilig die Absicht, wie Winckelmann, ganz nach Rom überzusiedeln. Nur ein kurzer flüchtiger Besuch des alten classischen Landes war ihm verstattet. Von seiner genauen Kenntniß der hellenischen Sculptur legte rühmliches Zeugniß sein Laokoon ab. Als tüchtigen Archäologen erwies er sich besonders in den oben angeführten „Briefen antiquarischen Inhalts“ und in der vortrefflichen Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“. Wohl dürfen wir deshalb behaupten, daß Lessing den späteren Generationen nicht nur das Verständniß der griechischen Dichtung, sondern auch das der griechischen bildenden Kunst erschlossen hat, und daß er nicht minder der Vater des Classicismus unserer Literatur, als der Neubegründer der classischen Philologie ist, die der Stolz der deutschen Gelehrsamkeit genannt werden darf. Gewiß war es daher nur ein Act der Dankbarkeit und Pietät, wenn ein Philolog ersten Ranges, wie K. Lachmann, die erste des großen Dichters würdige kritische Gesammtausgabe von dessen Werken besorgte. Aus Lessings Beispiel aber können wir es mit größter Bestimmtheit folgern, daß ohne die Kenntniß der beiden antiken Literaturen keine wahre Bildung und keine vollendete Dichtung bei uns möglich ist. Goethe hatte guten Grund, als er es aussprach, daß die Alterthumsstudien auf immer die Grundlage unserer höheren Bildung bleiben möchten. Der Sinn für echte Schönheit kann nur aus dem liebevollen Verständniß der Hellenischen Poesie und Kunst fließen.

Auch darin ist Lessing der ebenbürtige Vorgänger Goethe's und Schillers, daß er nach höchster wissenschaftlicher Ausbildung, nach einer klaren Erkenntniß der Wahrheit strebte und im Suchen nach dieser, das ihm als Menschen noch höher galt, als der unmittelbare Besitz der Wahrheit selbst, den sauren und entsagungsvollen Weg der philosophischen und wissenschaftlichen Forschung überhaupt nicht verschmähte. Schon in der ersten Zeit seines Studentenlebens war er mit der Lectüre der deutschen Schriften Wolffs beschäftigt. Unzählige Stellen in seinen Werken beweisen es, daß er die Philosophie von Leibniz gründlich durchgearbeitet hatte. Auf der Fürstenschule verband er mit den classischen Studien die mathematischen, wie ja auch Leibniz und Wolff in der Mathematik sich ausgezeichnet hatten. Frühzeitig hatte er das verstandbildende Element der Wissenschaft von Zahl und Raum würdigen gelernt. Zu Mylius zog ihn die gleiche Vorliebe für diese Studien. In Kästners Disputatorium ging ihm die Wichtigkeit strenger Begriffsbestimmung und folgerichtigen Denkens überhaupt auf. Fortan war er eifrig bemüht, den Begriff jeder Sache festzustellen und scharf zu umgränzen, die er in das Licht stellen wollte. Er wußte, daß ein Urtheilen über Einzeldinge und Einzelerscheinungen unmöglich sei, wenn man sich nicht im Besitz des vollen, fest umrissenen Begriffs, der reinen Theorie derselben befinde. Diese zu gewinnen setzte er alle geistigen Hebel und Mittel und jede Art literarischer, namentlich auch historisch-philologischer Forschung in Bewegung. Nicht umsonst verwandte er so viel Mühe auf die Feststellung des Begriffs der Fabel, des Epigramms, der Tragödie. Er wäre der Kritiker nicht gewesen, der er war, wenn er nicht philosophische Bildung und theoretische Kenntniß der Sachen gehabt hätte. Doch verstand er Poesie und Philosophie wohl zu scheiden und wollte darum die Dichtkunst nicht zur Metaphysik herabwürdigen lassen. Deshalb konnten Pope und dessen Nachahmer ihm nicht für wahre Dichter gelten. Zwar hat er sich weder zu Leibnizs, noch zu Wolffs System bekannt, auch kein eigenes philosophisches Lehrgebäude aufgeführt, das ihm, dem blos Suchenden, überhaupt fern lag, aber in späteren Jahren scheint ihn die Lehre Spinoza's stark gefesselt zu haben, wie das sein Gespräch mit F. H. Jacobi, der bei Lessing Hilfe gegen seinen eigenen Spinozismus suchte und in diesem selbst einen erklärten Spinozisten fand, und dann die Aufschrift beweist,

welche er einer Wand in Gleims Gartenhause gegeben. An derselben hatte er das Symbolum des Pantheismus, dem zur selben Zeit auch Goethe huldigte, des ἓν καὶ πᾶν (das Eine und Alles), angeschrieben. Je mehr er sich aber von den recepirten Vorstellungen der Menge entfernte, zumal in religiösen Fragen, um so mehr scheint er, was, wie er annahm, auch Leibniz gethan habe, esoterische und exoterische Glaubenssätze unterschieden zu haben. Waren ihm doch hierin schon die großen griechischen Philosophen als Beispiel vorangegangen, die ebenfalls einen Unterschied zwischen einer geheimen Privatansicht und solchen Ansichten gemacht hatten, die auch für die große Menge taugten. So mag Lessing seinen Pantheismus selbst vor Mendelssohn geheim gehalten haben, denn sonst würde dieser den Spinozismus Lessings nicht geleugnet und seinen Freund gegen einen solchen Vorwurf zu vertheidigen nicht unternommen haben. Beachtenswerth bleibt es jedenfalls, daß ein so strenger Wahrheitsforscher, wie Lessing, den man deshalb nicht der Heuchelei zeihen darf, Bedenken trug, Alles, was er dachte, auch öffentlich auszusprechen. Er hat einmal geradezu erklärt, daß der „Weise nicht sagen könne, was er besser verschweigt“. Nicht ohne Grund wohl hat er in seiner letzten philosophischen Schrift, in der Erziehung des Menschengeschlechts, verschiedene Entwicklungsstufen der Menschheit angenommen. Er, den kein äußeres Motiv von Lohn oder Ehre, sondern nur die Wahrheit und die Pflicht selber trieb, worin er sich mit dem kategorischen Imperativ Kants begegnete, mochte sich wohl selbst für die dritte von ihm statuirte Phase reif fühlen, Andere dagegen ihm noch im ersten Alter der Menschheit zu stehen scheinen. Mit dieser Schrift aber hat er den Anstoß zu jener philosophischen Betrachtung der Geschichte gegeben, die zunächst Herder weiter verfolgte und zu der sich allmählich immer mehr unsere speciellen historischen Untersuchungen zugespitzt haben, so daß die Philosophie der Geschichte eine der größten Aufgaben der Zukunft bildet. Verwundern könnte uns aber, daß Lessing auch in jenem letzten Werke zu der Annahme einer Seelenwanderung hinneigte. Vielleicht suchte er mit derselben nur seine pantheistischen Ideen zu verdecken, in Folge deren er wohl an ein beseeltes Universum glaubte, dessen ewiger Bestand auf dem ewigen Werden, Untergehen und Wiederkommen der Individualerscheinungen und Wesen beruhe. Insofern er in der geschilderten Weise nach Wahrheit und Licht strebte, theilte er den großen Zug der Zeit nach Aufklärung, deren Apostel Mendelssohn und Nicolai seine intimsten Freunde waren, insofern er aber seine Anschauungen bis zu einer Höhe trieb, zu der ihm die Menge nicht folgen konnte, und von der aus ihm eine Beschränkung der allgemeinen Aufklärung nothwendig erschien, fand er sich im Widerspruch mit der allgemeinen Tendenz seiner Zeit.

Nach diesen Auseinandersetzungen darf man fast annehmen, daß seine theologischen Streitigkeiten ihn weiter zu gehen genöthigt haben, als er ursprünglich wollte. Zwar hat er der modernen theologischen Forschung, namentlich der historischen nach dem Ursprung des Christenthums, die ein wissenschaftliches Hauptanliegen unserer Zeit bildet, den mächtigsten Anstoß gegeben, gewiß aber auch Viele in ihrem Glauben wankend gemacht, ohne ihnen etwas Besseres bieten zu können. Er gerieth dadurch in ein Schwanken, das ihm zum öftern eine falsche Beurtheilung Seitens seiner Freunde zuzog. Diesen erschien er manchmal zu rechtgläubig gegenüber seiner sonstigen freien Gesinnung. Es war wohl keine leere Phrase, wenn er an der lutherischen Dogmatik, wie sie das 16. und 17. Jahrhundert herausgebildet hatte, eine große Consequenz des Denkens rühmte. Luther selbst fühlte er sich verwandt, weshalb wir ihn auch früher mit demselben verglichen haben. Auch der große Reformator theilte eine ähnliche Vorsicht. Wohl durfte er einmal im Unmuth äußern, wer uns von dem viel schrecklicheren Joch des Buchstabens befreien werde, nachdem uns Luther von dem der

Tradition erlöst habe. Seine Ansicht war, daß das Christenthum auch ohne die Bibel fortbestehen könne. Den größten Nachdruck legte er auf die Bethätigung des Glaubens durch strenge Sittlichkeit und eine werkthätige Liebe. Auch er wollte, nach dem neutestamentlichen Wort, die Menschen an ihren Früchten erkennen. In seinem Freund Mendelssohn aber war ihm ein Jude begegnet, der ihm um seines Wandels und seiner Menschenliebe willen die größte Achtung zu verdienen schien. Seine durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente veranlaßten Streitschriften gegen Goeze (Parabel, Absagungsschreiben, Axiomata, Anti-Goeze, nöthige Antwort) sind Meisterstücke der Dialektik. Wohl kämpfte er gegen die hergebrachte kirchliche Form und Lehrverfassung an, niemals aber gegen das Wesen des Christenthums selbst.

Fast auf jedem Gebiet sehen wir Lessing seiner Zeit voraneilen und Forderungen stellen, die heute noch zu erfüllen sind. Nicht mit Unrecht ist darum gesagt worden, daß Fortschreiten heute heiße auf Lessing zurückgehen. Wenn man bedenkt, daß er ein geborener Sachse war und mit größter Entschiedenheit an der Sache des großen Königs und am preußischen Staate überhaupt Antheil nahm, so wird man ihm auch nach dieser Seite ein Verständniß seiner Zeit und die rechte Erkenntniß zuerkennen müssen. Nicht etwa blos als Sitz der Aufklärung war ihm Berlin, dessen Schwächen er übrigens kannte, so werth, er hatte gewichtigere Gründe für seine Preußenliebe, die man in Sachsen für Abtrünnigkeit halten mochte. Nichts lag Lessing mehr am Herzen, als daß der Deutsche als solcher, als Nation sich fühlen lernen sollte. Der französische Charakter war ihm dem deutschen weit nachstehend und doch wurden seine Zeitgenossen nicht müde französisches Wesen nachzuahmen und die französische Literatur vor der deutschen zu bevorzugen. Nur was Deutsch, erschien ihm auch einfach, natürlich, sittlich und tüchtig. Darum sollte aber auch der Deutsche mit Freude ein Deutscher sein und einen gewissen Nationalstolz pflegen. Er vermißte das rechte deutsche Selbstgefühl im Volke. Aus diesem Grunde erschien ihm Friedrich II. so groß und fühlte er sich selbst veranlaßt, unmittelbar am Kriege als Secretär Tauenziens Theil zu nehmen. Er erkannte es dankbar, daß der Preußenkönig dem nationalen Selbstbewußtsein einen neuen Impuls gegeben. Wohl mochte ihm eine Ahnung davon aufgehen, daß Preußen allein die Führung Deutschlands in die Hand zu nehmen berufen sei. Wenn er zeitweilig für seine eigene Person Hoffnungen an Wien und Josephs II. Absichten auf Gründung eines Nationaltheaters knüpfte, auf seiner Reise nach Italien dem österreichischen Kaiser und der Kaiserin sich vorstellte, so beweist dies nur, daß Preußen seinem treusten Anhänger seine Anhänglichkeit durch eine sichere Lebensstellung nicht zu lohnen verstanden hatte. Sein Herz blieb immer gut preußisch. Denn ihm sagte auch die strenge Disciplin in Heer und Beamtenthum, die Rührigkeit des Bürgerstandes, der patriotische und aufopfernde Sinn des Volkes zu, wie er in Preußen an den Tag getreten war. Das Beispiel seines Freundes Ew. v. Kleist hatte ihm Achtung vor dem preußischen Officier eingeflößt. Sein Lustspiel „Minna von Barnhelm“ war gewiß auch ein Versuch die gegen Preußen gereizte Stimmung in Sachsen zu mildern und die Versöhnung beider deutschen Stämme dichterisch in Scene zu setzen. Wenn auch Friedrich II. nichts für Lessing that, so ist derselbe doch untrennbar mit den Thaten des großen Königs verbunden und mit Recht hat ihn deshalb Rauch unter die Reliefﬁguren seines Standbilds Friedrichs des Großen aufgenommen. Hat doch auch er, wie man nicht unpassend sich ausgedrückt hat, den Franzosen manches Roßbach geschlagen. Daß Lessing, was in den einzelnen deutschen Ländern zu wünschen war, recht wohl erkannte, ergibt sich aus zwei Dingen. Nicht ohne Grund kam er immer wieder auf den seiner Emilia Galotti zu Grunde gelegten Stoff zurück. Dies

lange geplante Trauerspiel, das er 1772 vollendete, zeugt für seinen unabhängigen und freien Bürgersinn, der, wie jeden Uebergriff der Regierenden in das Rechtsgebiet der Unterthanen, das ganze Treiben verurtheilte, wie es damals in so manchen kleinern deutschen Ländern bestand. Auch war er einer der Wenigen, der auf Befragung der von alten Zeiten her zu Recht bestehenden Landtage und also auch auf die gebührende Bethätigung des Volkes an der Regierung drang. Kaum können wir ahnen, wie Lessing seine Stimme erhoben haben würde, wenn er außer dem nordamerikanischen Freiheitskrieg auch noch die französische Revolution erlebt hätte. Vermuthlich hätte er sich mit der Verfolgung rein literarischer Interessen nicht mehr begnügt. Weniger in Goethe, mehr in Schiller lebte seine streng sittliche und vaterländische Gesinnung fort, welch letzterer ihn auch treffend in dem Epigramm feierte:

Vormals im Leben ehrten wir Dich wie einen der Götter,
Nun Du todt bist, so herrscht über die Geister Dein Geist.

Wir haben mit Absicht Lessings poetische Verdienste noch nicht ins Einzelne verfolgt, vielmehr gezeigt, wie sein Streben ein Ringen nach der ewigen Schönheit, der Wahrheit und dem Sittlichguten war. Sein Bild als Mensch zu vervollständigen haben wir noch seiner Pietät gegen Vater und Mutter, seiner Anhänglichkeit an seine Geschwister, seiner hingebenden Liebe zu seiner Gattin, seiner Treue gegen seine Freunde zu gedenken. Wie er in diesen Beziehungen und Verhältnissen erscheint, so zeigt sich nur der volle Mann, der im Gefühl seiner Kraft keiner Schwachheit oder Untreue fähig ist. Er hat sein Weib, das ihm so bald von der Seite gerissen werden sollte, so tief und innig geliebt, wie es nur einem menschlichen Herzen möglich ist. Jene flatterhafte Liebe, wie sie uns in Goethe's Leben begegnet, und der selbst Schiller vor seiner Verheirathung zuneigte, ist bei Lessing nicht zu finden. Er war auch in diesem Punkte ein ganzer Mann. Da er selbst so viel der Freundschaft zu danken hatte, so verfolgte er nicht ohne Hoffnungen für die Zukunft die Entwicklung der Geheimbünde, die damals in auffälliger Weise zunahmen, und hegte nicht unbedeutende Erwartungen vom Freimaurerorden.

Nachdem wir den Menschen und Gelehrten Lessing kennen gelernt haben, erübrigt es seine Verdienste um unsere Dichtung kurz zu besprechen. Lessing ist der eigentliche Vater und Begründer unserer classischen Poesie geworden, einmal durch seine kritischen und theoretischen Schriften, die alle früheren Leistungen dieser Art weit hinter sich lassen, und dann durch die Meisterwerke, die er nach den von ihm aufgestellten Regeln selbst geschaffen hat. Sein Dichten war ein stufenweises Emporstreben aus den engen und falschen Anschauungen, die er von der nächstälteren Generation überkommen hatte, zu einer freieren, höheren und würdigeren Ansicht von der Poesie. Auch ihm galt das Drama als die vollendetste Dichtungsform. Auf dieses war schon frühe seine Aufmerksamkeit gerichtet gewesen und zu diesem kehrte er immer wieder zurück, nachdem er in der Jugend auch in der Fabel- und Odendichtung, wie in den Scherzen der Anakreontiker und im Sinngedicht sich versucht hatte. In die Bahn, welche Gottsched eröffnet, der zuerst geordnete Bühnendarstellungen ermöglicht hatte, lenkte er immer bewußter wieder ein, so weit sich auch seine Zeitgnossen von demselben entfernten, aber ohne in seine Fehler zu verfallen. Sollte die dramatische Poesie zu einem wirklichen Aufschwung sich erheben, so mußten andere Vorbilder als die französischen Tragiker aufgestellt werden. Die aus dem Alterthum überlieferten Kunstregeln durften nicht mehr in der schiefen und pedantischen Manier gefaßt und befolgt werden, die durch jene Franzosen herrschend geworden war. Der platte Grundsatz von der bloßen Naturnachahmung mußte fallen, Belehrung und moralische Besserung und jeder fremdartige

äußere Zweck aus der Dichtkunst verbannt, diese selbst aus der verkehrten Stellung, in die sie durch die Gleichstellung mit der Malerei gebracht worden war, befreit, menschliche Handlungen als ihr eigenthümlicher, naturgemäßer Gegenstand wieder erkannt werden. Die einzelnen Dichtungsgattungen mußten strenger als bisher geschieden, in die Dichtung ein größerer Reichthum von Gedanken eingeführt, überhaupt die Enge und Dürftigkeit der Denkweise, die bis dahin grassirt hatten, überwunden, die gegebene Wirklichkeit durch die Hand des Dichters zu einem vollendeten typischen Ausdruck der Idee erhoben werden. Zu der besseren Einsicht und dem tieferen höheren Gehalt mußte aber auch eine reinere, edlere, männlichere Sprache sich gesellen. Mit der classischen Form mußte volksthümlicher Gehalt sich verbinden. Im Streben nach solchen Zielen hat Lessing unseren beiden Dichterheroen, Goethe und Schiller, die Wege geebnet und allein unter ihren Vorläufern zu solcher Höhe sich emporgeschwungen, daß er jenen beiden Großen als Ebenbürtiger zur Seite gestellt zu werden verdient.

Wir können hier nicht in voller Ausführlichkeit auf die kritischen und theoretischen Leistungen Lessings eingehen. Nur vorübergehend erwähnen wir seine Abhandlungen über die Fabel (aus 1759), deren wir schon früher gedachten, und in denen er den Begriff dieser Dichtungsgattung auf jede moralische Erzählung auszudehnen versuchte, und seine trefflichen Untersuchungen über das Epigramm (aus 1771), das nach ihm aus zwei Theilen bestehen sollte, von denen der eine die Erwartung zu reizen und der andere die erregte Neugierde zu befriedigen habe, den er deshalb Aufschluß nannte. Ueberall war er um „wissenschaftliche Selbstverständigung“ bemüht. Es war ihm Bedürfniß, zur höchsten möglichen Klarheit und Bestimmtheit des behandelten Begriffs sich durchzuarbeiten. Die künstlerische Regel sollte als das Resultat der eifrigsten und allseitigsten Betrachtung des Gegenstandes sich ergeben, die er meist nur von einem gelegentlichen Ausgangspunkte aus anstellte, das Gebiet der einzelnen Dichtungsgattungen aber streng abgegrenzt werden. Wie er schon in Wittenberg darauf bedacht gewesen war, mit der älteren deutschen Literatur sich näher bekannt zu machen und zu einem geschichtlichen Verständniß unserer Dichtung und Wissenschaft zu gelangen, das heute keinem Gebildeten mehr erlassen werden kann, so suchte er auch unter den literarischen Erscheinungen seiner Zeit Umschau zu halten und erklärte aller Mittelmäßigkeit den Krieg. Aus diesem Streben erwuchsen die mit Nicolai (1759—65) gemeinschaftlich herausgegebenen Literaturbriefe, ein wahrhaft Epoche machendes Werk. Mit unerbittlicher Strenge unterwirft er in denselben alle hervorragenderen Tageserscheinungen seiner scharfen Kritik, die selbst seine nächsten Freunde, wie Kleist und Gleim, nicht verschonte, wenn sie gegen seine Lehren verstießen. Gottscheds dramatische Theorien und Versuche, Klopstocks Messias, Wielands christliche Jugenddichtungen, Lichtwers Fabeln werden mit eben soviel feinfühligem Tact als männlichem Freimuth beurtheilt und das Verdienstliche, wie das Verkehrte und Fehlerhafte an denselben mit gleicher Strenge hervorgehoben. Wie er der Nachahmung des französischen Theaters, das unserem nationalen Wesen widerstrebte, mit aller Entschiedenheit entgegentrat, ebenso nachdrücklich wies er auf Shakespeare als das für uns wirklich mustergiltige Beispiel hin. Nicht minder eifrig bemüht war er, das vergessene Große der Vergangenheit wieder an das Licht zu ziehen, wie seine Logau gewidmeten Briefe beweisen können. Wohl verdienen deshalb Lessings Literaturbriefe neben den literarischen Abschnitten in Goethe's „Wahrheit und Dichtung“ und in Schillers Abhandlung „über die naive und sentimentalische Poesie“ als Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts angelegentlichst empfohlen zu werden.

In den Abhandlungen über die Fabel und das Epigramm hatte er, wie wir

sahen, die begriffliche Erkenntniß einzelner Dichtungsgattungen angestrebt. Wollte er mit Erfolg auch den reinen Begriff des Dramas festsetzen, so mußte er vorher das Wesen und das Gebiet der Dichtkunst überhaupt fester umgränzen. Dies hat er in zwei Schriften und nach zwei verschiedenen Seiten hin gethan. In der mit Mendelssohn gemeinschaftlich verfaßten Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" suchte er der Vermischung der Poesie mit der Philosophie zu steuern, wie sie, in Nachahmung englischer Vorbilder, namentlich durch Haller, bei uns eingerissen war. Die Poesie sollte keine Magd der Philosophie sein und versificirte philosophische Lehrgebäude nicht als Poesie gelten dürfen. Wo immer die Dichtkunst auf Abwege gerathen ist, da war ihr der wahre Begriff ihrer selbst verloren gegangen. Ihre Aufgabe aber liegt in der Mitte zwischen der allgemeinen Behandlung der Begriffe, die von aller Wirklichkeit abstrahirt, und der nackten unverkürzten Wiedergabe des Thatsächlichen, Erlebten, Geschehenen, Individuellen, welches Gegenstand der Geschichte ist. Die Poesie gibt das Individuelle, aber verklärt zum Bild und Typus des Allgemeinen oder Ideellen und ist deshalb rationeller als die Geschichte und durch die Hineinbildung des Begrifflichen in das Einzelne individueller wahr als die Philosophie. Aber sie soll nicht lehren, denn sie ist eine Kunst, deren Gegenstand das Schöne ist. Wollte darum Lessing tiefer in das Wesen der Poesie eindringen, so mußte er folgerichtig, nachdem er vor der Vermischung derselben mit der Wissenschaft gewarnt hat, sie auch als Kunst von den übrigen Künsten unterscheiden, und das Gebiet zu bestimmen suchen, das ihr als Dichtkunst allein zusteht. Diese Aufgabe hat er im „Laokoon oder: über die Grenzen der Malerei und Poesie" (erster Theil, 1766) gelöst, der „sein kunstkritisches und ästhetisches Hauptwerk" ist. Wie Pope's und Hallers philosophirende Gedichte ihn zu der Abhandlung über Pope veranlaßt hatten, so gab die damals ebenfalls aus England übernommene beschreibende Dichtung (man denke an Thomsons Jahreszeiten und Kleists Frühling) und die Lehre der Schweizer Kritiker, welche die Dichtkunst zu einer redenden Malerei gemacht hatten, die nächste Anregung zu seiner Untersuchung. Zum Ausgangspunkt nahm er die Darstellung des Todes des Laokoon aus der Aeneide des Virgil und verglich mit derselben die uns erhaltene antike Statuengruppe, welche denselben Gegenstand behandelt und so eben von Winckelmann, für den er die höchste Begeisterung zeigte, in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums in meisterhafter Weise beschrieben worden war. Wie Simonides die Dichtkunst für ein „redendes Gemälde" erklärt hatte, so pflegte man umgekehrt in der Malerei ein „stummes Gedicht" zu sehen. Um die hier vorliegenden Irrthümer zu bekämpfen, mußte Lessing ebenso sehr auf das Wesen der Skulptur, wie auf das der Malerei eingehen und beide wieder mit der Poesie vergleichen. Dabei hätte es nahe gelegen auch die Musik mit in die Vergleichung hereinzuziehen, was jedoch Lessing nicht gethan hat. Dies hat zur Folge gehabt, daß er bei seiner Definition der Poesie ein sehr weites Gebiet derselben, die Lyrik, wie schon von Herder gerügt wurde, ganz außer Acht ließ, was selbst wieder die Folge davon war, daß ihm, was man nicht übersehen darf, fast alle lyrische Anlage abging und als Poesie immer nur Epos und Drama vor Augen schwebte. Für diese beiden Dichtungsgattungen gelten denn nun auch besonders die von ihm aufgestellten Gesetze. Seine Untersuchung geht von Raum und Zeit und von der Unterscheidung von Körpern und Handlungen aus. Das Gebiet der bildenden Künste ist der Raum, das der Poesie als redender Kunst die Zeitfolge. Die bildenden Künste stellen durch Figuren und Farben im Raume dar, die Poesie durch articulirte Töne in der Zeit. Darum bilden Körper die Objecte jener, Handlungen die Objecte dieser. Schilderungen aus der Körperwelt gehören nicht in die Poesie. Will die Poesie Körper darstellen, so kann sie es nur durch Bewegung der

Handlungen, wie die bildenden Künste eine Handlung nur dadurch darstellen können, daß sie die Körper in einem Moment erfassen, der ebenso sehr das Nichtmehr als das Nochnicht innerhalb einer Reihe natürlich zusammenhängender Thätigkeiten zur Anschauung bringt. Wenn darum Homer den Schild des Achilles schildern will, so führt er ihn nicht als fertigen oder vollendeten vor, sondern als werdenden. Diese Auseinandersetzungen ermöglichten zum ersten Mal ein tieferes Verständniß der Homerischen Dichtung, das den modernen Völkern durch Lessings Laokoon erschlossen werden sollte. Dieses Werk legt überhaupt das rühmlichste Zeugniß ab für die tief eindringenden Studien, die Lessing für antike Poesie und Kunst gemacht hat. Der Laokoon ist Fragment geblieben. Doch haben sich Collectaneen zu einem zweiten Theil in Lessings Nachlaß vorgefunden. Mit großer Freude und Befriedigung haben die einsichtigeren Zeitgenossen das Buch begrüßt, außer Herder besonders Garve und Goethe. Goethen würde nimmer in Hermann und Dorothea, trotz der Voßischen Odysseeübersetzung und Luise, das treue Festhalten des homerischen Tons, die wahrhaft epische Darstellung, die lebhafte und leibhaftige Zeichnung der Gestalten geglückt sein, wenn er nicht in Lessings Laokoon seine Vorstudien gemacht hätte. Darum die begeisterten Worte, die der greise Dichter diesem genialen Werk im siebenten Buch von „Wahrheit und Dichtung" gewidmet hat.

Am andauerndsten und eindringlichsten beschäftigte sich Lessing mit der dramatischen Poesie. Es gibt kaum eine Weise des Studiums, sei sie kritischer oder historischer Art, theoretische Abhandlung oder Uebersetzung, die er nicht für seine Lebensaufgabe, die Reform der deutschen Bühne und ihre Erhebung zu einer wirklich nationalen, in Anwendung gebracht hätte. Um sein großes Ziel zu erreichen, welches das poetische Hauptanliegen des 18. Jahrhunderts von Gottsched bis Schiller bildet, bewährte er einen Fleiß und eine Umsicht, die die größte Bewunderung verdienen. Wie Aristoteles, dessen Poetik auch ihm die Richtschnur war, seine Theorie auf die Kenntniß der sämmtlichen dramatischen Erzeugnisse seines eigenen kunstbegabten Volkes gebaut hatte, so suchte auch er aus der unmittelbaren Anschauung der Kunstwerke seine Kunstlehre zu schöpfen, ohne sich aber auf die heimische Literatur der von ihm bevorzugten Dichtungsgattung allein zu beschränken, und durch seine unmittelbare Kenntniß der Dramen der verschiedensten Zeiten und Völker Aristoteles und jeden anderen Forscher vor ihm weit hinter sich lassend. Denn er hat nicht nur mit den classischen Dramen der alten Griechen, er hat auch mit den Stücken der Römer Plautus, Terenz und Seneca sich eingehend beschäftigt; und wie ihm die dramatische Literatur der Alten bekannt war, so war es ihm auch die der bedeutenderen modernen Völker. Er war nicht weniger vertraut mit den großen Bühnendichtern der Engländer, als mit denen der Franzosen, Spanier und Italiener. Zwar hat er nicht in einer bestimmten, vorhergesehenen Ordnung oder gar in chronologischer Folge diese großartigen Studien betrieben, gleichwohl aber schließlich den weiten Kreis umspannt, den wir so eben umschrieben haben. Je tiefer seine Kunde und Einsicht wuchs, um so eifriger hielt er sich an die großen Vorbilder, deren Bedeutung und Werth ihm nach Jahre langem Suchen und Irren immer deutlicher zum Bewußtsein gekommen war. Keinen dramatischen Dichter aber hat er höher gestellt als Sophokles und Shakespeare. Mit besonderer Freude mußte es ihn erfüllen, daß auch ein Franzose über Corneille, Racine, Voltaire und die übrigen Vertreter der französischen Bühnendichtung zu ähnlichen Ansichten, als er, gekommen war. Daher der Eifer, mit welchem er in Diderots Schriften eindrang und dessen Theater auch bei uns bekannt zu machen suchte. Seine der dramatischen Poesie gewidmeten theoretischen, kritischen und historischen Arbeiten haben wir schon oben genannt. Auf die „Beiträge zur Historie und Aufnahme

des Theaters" (1750) folgte die „theatralische Bibliothek" 1754. In das Jahr 1760 fällt sein „Leben des Sophokles", das Fragment geblieben ist. Die Krone seiner theoretischen Arbeiten auf dem Gebiete des Dramas ist aber die „Hamburgische Dramaturgie" (1767—1769). So nannte er die Kritiken, welche er während der zwei Jahre, da er dem Hamburger Theater angehörte, in 104 Nummern über meist französische Stücke verfaßt hatte, welche von jener Bühne, die doch ein deutsches Nationaltheater sein wollte, in dieser Zeit aufgeführt wurden. Lessing hatte sich auf die Beurtheilung der Stücke als solche, mit Ausschluß der Bühnendarstellungen, beschränken müssen, weil die Schauspieler aus übertriebener Empfindlichkeit und Eitelkeit keine Besprechung ihrer schauspielerischen Leistungen gestatten wollten. Dadurch ist Lessings Arbeit jedoch nur um so verdienstlicher geworden, denn er darf nun als der Lehrer nicht nur seiner Zeitgenossen, sondern aller kommenden Geschlechter gelten. Besonders in dieser Theaterzeitung, deren Lebensseele die stolze Stimmung einer Zeit ist, die so eben auch politisch den frechen Uebermuth der Franzosen gedemüthigt hatte, bekämpfte er die von Gottsched proclamirten Muster aller Bühnendichtung, die französischen sogenannten classischen Dramatiker, als weder den Gesetzen wahrer Kunst, noch unserem eingeborenen deutschen Charakter entsprechend. Aus dem Aristoteles selbst bewies er, daß die Franzosen die dramaturgischen Regeln desselben falsch verstanden hätten. Er wies überzeugend nach, daß von den Aristotelischen drei Einheiten des Orts, der Zeit und der Handlung nur die letztere mit Nothwendigkeit und unbedingt einzuhalten sei. Auf diesem Standpunkt mußten ihm die französischen Dramen mit ihrem ängstlichen und pedantischen Festhalten auch des gleichen Orts und der gleichen Zeit als gänzlich verfehlt, dagegen Shakespeare, obgleich derselbe so häufig die Scene wechselt und in seinen Stücken kühn auch den engen Raum eines Tages weit überspringt, als in treuer Uebereinstimmung mit den Grundgesetzen des alten griechischen Theaters und der Poetik des Aristoteles erscheinen. Noch heute gilt Lessings Erklärung der Aristotelischen Definition der Tragödie als in der Hauptsache richtig getroffen. Da er in seiner Dramaturgie auch noch viele andere, die dramatische Dichtung und scenische Darstellung berührende Punkte besprach, so daß es kaum einen für das Theater wichtigen Gegenstand gibt, über den er das Richtige nicht wenigstens angedeutet hätte, so ist jenes Werk in der That ein Epoche machendes geworden, von dem wir mit Recht den Aufschwung datiren dürfen, welchen die deutsche dramatische Dichtung nach Lessing genommen hat.

Wie Lessings kritisch-theoretische Thätigkeit vorzugsweise dem Drama galt, so auch seine Dichtung. Von seiner mangelnden Anlage als Lyriker haben wir schon gesprochen, aber auch zum Epiker hatte ihn die Natur nicht bestimmt, wenn gleich sein Laokoon von großem Verständniß für diese Dichtungsgattung zeugt. Lessing hat ähnlich, wie Schiller, mit dem er auch den Drang nach wissenschaftlicher Thätigkeit neben der dichterischen theilt, über sich selbst und seine dichterische Eigenthümlichkeit sich klar zu werden versucht. Je mehr er das mitgegebene Genie, auf das die ihm folgende Generation so stark zu pochen pflegte, als erstes Erforderniß für den wahren Dichter erkannte, um so mehr war er geneigt, von sich selbst und von seinen dichterischen Leistungen gering zu denken. Auch darin glich ihm Schiller, der zum öftern an seinem dichterischen Beruf geradezu verzweifeln wollte. Höchst bezeichnend und Ausdruck der genauesten Selbstkenntniß und der scharfen Kritik, die er gegen sich selbst zu üben sich gewöhnt hatte, sind die oft citirten Worte aus dem Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht

so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.“ Doch waren es nicht allein die Kritik und die vielerlei literarischen Studien, welche wir oben angeführt haben, die ihn zum dramatischen Dichter befähigten. Wir haben seiner eminenten dialektischen Anlage bereits früher gedacht. Auch haben wir angedeutet, daß sein männlicher, sittlich tüchtiger Sinn ihn auf das handelnde Leben hinwies und zur Beobachtung trieb. Und die zahlreichen Situationen, in welche ihn sein unstetes Wandern von Ort zu Ort geführt hatte, konnten nicht verfehlen, ihn mit einer reichen Welt- und Menschenkenntniß auszustatten. So erscheint er denn trefflichst für den Beruf des dramatischen Dichters vorbereitet. Und doch können wir nicht in Abrede stellen, daß es ihm, zumal im Vergleich mit Goethe und Schiller, an wahrer schöpferischer Dichtungskraft, an Reichthum der Phantasie, an Tiefe und Erhabenheit der Gedanken, mit einem Wort an jenem geheimnißvollen Etwas fehlte, das wir in jenem Dichterpaare ahnen und fühlen und das bei diesen mit wunderbarer Gewalt, fast möchte man sagen, in mystischer, unerklärlicher Weise, die Gemüther aller Leser zwingt und überwältigt. Lessing konnte, obgleich ihm die treffendsten Bilder, namentlich in prosaischer Rede, zu Gebote standen, eine gewisse Nüchternheit nicht überwinden. Man fühlt sich versucht zu glauben, daß der Verstand die übrigen Seelenkräfte bei ihm weit überragt und beherrscht habe. Daher mag es auch gekommen sein, daß er eine gewisse didaktische Richtung fast nirgends verleugnen konnte, denn der Verstand ist einmal nicht minder zum Lehren, als zum Lernen geneigt, und daß er in seinen dramatischen Versuchen, so großen Fortschritt dieselben auch unter einander zeigen, sich doch nicht bis zur wahren Tragödie, zur Charaktertragödie, erhoben hat. Miß Sara Sampson und Emilia Galotti sind Intriguenstücke, der Nathan aber eine dramatische Dichtung mit entschieden didaktischer Tendenz. In das innerste Compositionsgeheimniß Shakespeare's ist Lessing niemals eingedrungen: den tragischen Untergang des Helden einzig und allein nur als die naturnothwendige und unabwendbare Folge seiner tragischen Schuld zu behandeln, Schuld und Katastrophe in feste, ursächliche Verbindung zu bringen. Erst Goethe und Schiller haben das Wesen der Shakespeareschen Charaktertragödie wiedergefunden.

Am größten ist Lessing offenbar als Lustspieldichter. Hatte er in früheren Jahren besonders Molière's Beispiel sich angeschlossen, so schlug er in Minna von Barnhelm, seiner besten dramatischen Leistung (1763), einen echt deutschen und wahrhaft patriotischen Ton an. Wir haben schon früher angedeutet, daß dieses Lustspiel aus dem siebenjährigen Kriege heraus erwachsen ist, daß der Dichter in demselben die Versöhnung Preußens und Sachsens, seines ursprünglichen und seines Adoptiv-Vaterlandes, die sich im Kriege feindlich gegenüber gestanden hatten, durch den Bund zwischen dem preußischen Major Tellheim und dem sächsischen Fräulein von Barnhelm symbolisch feiern wollte. Den strengen militärischen Ehrbegriff, wie er die besten der preußischen Officiere erfüllte, verherrlichte er in Tellheim, die wahre deutsche Liebe und Treue in Minna, und das deutsche Wesen überhaupt indirect durch die Art, wie er das

Franzosenthum in dem abenteuerlichen Glücksritter Riccaut de la Marlinière lächerlich zu machen wußte. Wie die Gesinnung in diesem Stück vortrefflich ist, der Stoff zeitgemäß und packend, die Charaktere unmittelbar aus dem Leben gegriffen und von strenger Wahrheit, so ist der Bau des Ganzen in sich fest geschlossen, das Gesetz der drei Einheiten streng beobachtet, die auftretenden Personen in einem gewissen Parallelismus einander gegenübergestellt, der Dialog lebendig und von schlagender Kraft, ja selbst ein gewisser Humor ist nicht zu verkennen, der Lessing sonst abzugehen scheint. Auch von der ungemeinen Wirkung, die dieses Lustspiel in ganz Deutschland, zumal in Berlin, hervorbrachte, haben wir schon gesprochen. Es ist das erste wahrhaft deutsche, echt nationale Lustspiel, das bis heut nicht übertroffen worden ist und Lessings Verdienst um unsere Poesie in seinem vollsten Glanze erscheinen läßt, denn kaum in einer anderen Dichtung ist ihm die Versöhnung des künstlerisch Idealen und des eigenartig Volksthümlichen in gleichem Grade wieder gelungen.

Der Tragödie und dem Schauspiel wandte sich Lessing mit Erfolg erst in seinen späteren Jahren zu. Auch auf diesem Gebiete zeigen seine ersten Entwürfe und Versuche ihn noch im Glauben an die bindende Urbildlichkeit der französischen Dramatik, wie sie Gottsched gelehrt hatte. Erst allmählich wird er inne, daß unsere dramatische Poesie, wenn wir unserem eigenen Naturell treu bleiben wollen, mehr der englischen, als der französischen Schaubühne sich anzuschließen habe. Mit seinen Freunden Mendelssohn und Nicolai vertieft er sich daher in das Studium der englischen Literatur. Bald zog ihn das bürgerliche Trauerspiel an, welches aus dem englischen Sitten- und Familienroman sich herausgebildet hatte und der Herrschaft, die damals noch der Bürgerstand in unserer Literatur behauptete, genau entsprach. In Miß Sara Sampson machte er (1755) den ersten eigenen Versuch in dieser Gattung. Wenn auch diese Tragödie, welche die Leidensgeschichte eines jungen verführten Mädchens darstellt, die einem sühnbaren Fehltritt, nicht einer unsühnbaren tragischen Schuld zum Opfer fällt, schon deshalb verwerflich erscheint, weil, wie Hettner auseinandersetzt, die Katastrophe in derselben nicht mit innerer Nothwendigkeit entspringt, die rachsüchtige Eifersucht einer gekränkten Nebenbuhlerin gewaltsam als Deus ex machina herbeigezogen wird, eine Buhlerin als Verkörperung der sittlichen Gerechtigkeit erscheint, wodurch das Stück zu einer schlechten Intriguentragödie herabgedrückt wird: so ist doch nicht zu übersehen, daß Lessing in demselben die Zwingherrschaft der französischen Tragik völlig abgeworfen hat, daß wir in diesem Stücke das erste deutsche Trauerspiel zu begrüßen haben, das sich von den hergebrachten großen mythischen und geschichtlichen Helden, von dem steifen Pomp des Alexandriners und von der engen Begrenzung der althergebrachten drei Einheiten freigehalten hat, und daß in ihm, zumal in dem schwachen Mellfort und der dämonischen Lady Morwood, bereits ein so vortrefflicher Anfang zur Charakterzeichnung und zur Darstellung der menschlichen Leidenschaft gemacht ist, wie er vor Lessing in Deutschland nicht nachzuweisen ist. Auch die Wirkung der Miß Sara Sampson war eine mächtige. Wie in Nachahmung der später gedichteten Minna von Barnhelm unsere Literatur von einer Menge von Soldatenstücken überschwemmt wurde, so in Nachahmung der Miß Sara Sampson von einer Flut bürgerlicher Trauerspiele, die im Grunde nur dialogisirte Criminalgeschichten waren.

Je weiter Lessing als dramatischer Dichter fortschritt, um so mehr erfüllte sein ganzes Sinnen seine ungemeine dramatische Schaffenslust. Seine wissenschaftliche Thätigkeit und seine Philosophie schienen als letztem Zweck nur dem Theater zu dienen. Er äußerte, noch drei Mal mehr Schauspiele dichten zu wollen, als Lope de Vega. In Gedanken spielte er sich ganze Tragödien und Komödien vor, lachte und weinte, und ließ seine Freunde, an deren Zustimmung ihm am meisten gelegen war, sich

Beifall klatschen. In dieser Zeit der regsten poetischen Schaffenslust lernte er die ewigen Urbilder aller echten Tragik Shakespeare und Sophokles näher kennen. Die erste Frucht seiner Sophokelischen Studien war der Philotas (1759). Die mannhafte Gesinnung, welche dieses kleine einactige Stück belebt, gehört der thatkräftigen Stimmung der ersten Jahre des siebenjährigen Krieges an, die Einmischung lustiger Tonarten in die Hoheit des tragischen Stils erinnert an Shakespeare, der Trotz des Helden an Ajas und die gesammte Charakterzeichnung, wie die von Haus aus gegebene tragische Situation, das Streben nach Klarheit und Maß, das Typische und die Einfalt des Ganzen an die griechische Tragödie. Schon hier ist fast jeder Satz ein Epigramm.

Aus den Shakespearestudien, welche seiner Hamburgischen Dramaturgie zu Grunde lagen, gingen Emilia Galotti und Nathan der Weise hervor. Schon frühzeitig hatte er sich mit der Erzählung von der Römerin Virginia beschäftigt, die er dem zuerst genannten Stück zu Grunde legte. Aber erst 1772 schloß er sein Trauerspiel ab, das die römische Geschichte auf modern-italienischen Boden verpflanzte. Nicht mit Unrecht begrüßten die Zeitgenossen den Dichter der Emilia Galotti als „Shakespeare-Lessing". Zwar ist dieses Trauerspiel auch nur eine Intriguentragödie. Die Tugend erliegt in demselben dem Laster und die dichterische und sittliche Gerechtigkeit erscheint verletzt. Der Tod der Heldin war durchaus nicht mit Nothwendigkeit gefordert. Ja der Dichter hat, um denselben motiviren zu können, einen häßlichen Makel auf den sonst reinen Charakter der Emilia und ihre jungfräuliche Empfindung fallen lassen, der die Theilnahme an ihrem Schicksal wesentlich abschwächt. Auch befriedigt der Ausgang nicht, daß, während Emilia von ihrem Vater erstochen wird und dieser den Gerichten sich überliefert, der Prinz, der Urheber alles Unglücks im Stück, welcher der poetischen Gerechtigkeit als Opfer hätte fallen müssen, frei ausgeht, denn die Verbannung seines Höflings Marinelli kann ihn unmöglich von aller Schuld entsühnen. Diese Schwächen des Stückes sind von den verschiedensten Seiten von Anbeginn an gerügt worden. Gleichwohl hat dieses Trauerspiel mächtig die Zeitgenossen ergriffen und bis auf den heutigen Tag seine Anziehungskraft nicht verloren. Auch wir bewundern noch die scharfe und lebenswahre Charakterzeichnung, wie sie bis dahin nur einem Shakespeare gelungen war. Die Darstellung des Marinelli und der in Liebe und Haß gleich leidenschaftlichen Gräfin Orsina sind Lieblingsaufgaben der größten Schauspieler geblieben. Auch der biedere und ehrenfeste Odoardo und die schwache, eitle Mutter Claudia sind meisterhaft geschildert. Der Gang der Handlung ist so lebendig und rasch fortschreitend, die Sprache so knapp, epigrammatisch-scharf und treffend, die Motivirung im Allgemeinen so sorgsam, der Uebergang von Scene zu Scene so spannend, daß man über diese Vorzüge der Tragödie gern die Mängel derselben vergißt. Freilich die politisch-sociale Bedeutung des Trauerspiels ist für uns bereits stark erblaßt. Wir müssen uns künstlich in das Treiben der kleineren deutschen Fürstenhöfe versetzen, wie es noch in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hier und da vorkommen mochte, um die Wirkung des Stücks auch als eines warnenden Fürstenspiegels zu begreifen. Ein Beweis, daß sein Stoff nicht zu jenen ewig menschlichen von unvergänglicher Dauer und Wahrheit gehört. Uebrigens ist nicht zu übersehen, wie geflissentlich Lessing aller politischen Anspielungen, die hier so nahe lagen, sich enthielt. Den durch und durch politischen Stoff der römischen Erzählung schwächte er zu einem bloßen bürgerlichen Familiendrama ab. Seine Emilia Galotti konnte dadurch keine Tragödie des hohen und großen Stils werden.

Während alle übrigen Dramen Lessings in Prosa geschrieben sind, erscheint sein Nathan (1779) im fünffüßigen Jambus d. h. jenem Versmaße, das J. El.

Schlegel für das Drama zuerst in Anwendung gebracht hatte. Ein richtiges Gefühl mochte den Dichter drängen, hier von der ungebundenen Rede Abstand zu nehmen. Denn sein Werk war durchaus Gedicht. Wir haben bereits vom Ursprung desselben erzählt und auseinandergesetzt, wie es mit den theologischen Streitigkeiten zusammenhing, in die ihn die Wolfenbüttler Fragmente in den letzten Jahren seines Lebens verwickelt hatten. Nachdem ihm die weltliche Behörde verboten hatte, weiteres im Streit gegen Goeze drucken zu lassen, spielte er diesen auf ein Gebiet hinüber, wo Niemand ihm etwas anhaben konnte, auf das der Poesie. Es trat der Fall ein, den Schiller in den „Künstlern" so schön besungen hat:

„Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr."

So ist der Nathan das ethisch-religiöse Vermächtniß Lessings an seine Nation, ja an die gesammte gebildete Menschheit, das Evangelium wahrer Toleranz und echter menschenbrüderlicher Liebe geworden, welches geistlicher Herrschsucht und Fanatismus für alle Zeiten den Spiegel vorzuhalten vermag. Den Mittelpunkt und Kern des Ganzen, in welchem des Dichters eigene Anschauung verborgen liegt, bildet die aus Boccaccio entlehnte Erzählung von den drei Ringen. Sie läßt keinen Zweifel darüber, daß Lessing, der um seines Freundes Mendelssohn willen vom Judenthum besser hatte denken lernen, alle drei Hauptreligionen: Christenthum, Judenthum und Islam als gleich wahr erschienen, d. h. daß ihm nicht die Dogmen als Hauptsache galten, die Einer glaubte, sondern wie er sittlich sich bethätigte und allgemeine Menschenliebe übte, ganz in Uebereinstimmung mit dem biblischen Worte: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Mit diesem Bekenntnisse stimmt nun auch die Art, wie Lessing die Charaktere seines Stücks in zwei Gruppen getheilt hat, indem die einen als die Träger und Vertreter der freien Humanitätsreligion, die andern als die Bekenner der kirchlichen Offenbarungslehre erscheinen. Des Dichters Herz aber war bei Nathan, der ihm der ächte und rechte Mensch, das Urbild der höchsten, harmonisch in sich abgeschlossenen Lebensweisheit ist. So ist in die Dichtung eine ausgesprochene didaktische Tendenz gekommen. Doch bleibt dieselbe, auch trotz der Anachronismen, die sich der Dichter hat zu Schulden kommen lassen, und obgleich es ihm nicht gelungen ist, das Charakteristische des Zeitalters der Kreuzzüge zu treffen, in welches die Handlung verlegt ist (für das Romantische ging ihm wohl aller Sinn ab), und trotz mancher anderen Mängel, an denen das Schauspiel leidet, dem die rasch fortschreitende Handlung und eine strenger individualisirende Charakterzeichnung der Personen fehlt und das dem Spiel des Zufalls zu vielen Raum gestattet, eine Perle der deutschen Literatur, der auch die fremden Nationen ihren Beifall zu zollen nicht versäumt haben.

Wir haben Lessing als letzten Dichter des Aufklärungszeitalters aufgeführt. Sein Nathan erscheint, wie Hettner treffend bemerkt, als der dichterische Abschluß der großen Aufklärungskämpfe und ist neben Goethe's Faust die eigenthümlichste deutsche Dichtung. „Es ist das hohe Lied von der Herrlichkeit der frei in sich selbst ruhenden Menschennatur, der Triumphgesang über die Erlösung des Geistes aus den Banden des Buchstabens, die lichte Botschaft der befreienden Toleranz- und Humanitätsidee."

Die Prosa.

Nachdem wir die verschiedenen Dichterkreise und zuletzt die drei großen, für sich stehenden, neue Bahnen eröffnenden Dichter des Zeitalters der Empfindsamkeit und Aufklärung besprochen haben, müssen wir noch einer Reihe Schriftsteller gedenken, in denen zwar ebenfalls die eigenthümlichen Züge jener Epoche wieder zu erkennen sind, die es aber nicht zu einem Aussprechen ihrer Gedanken in gebundener Rede gebracht haben, denn sie sind nur Prosaiker. In dem Zeitraum, den wir hier durchlaufen, hat aber unsere Sprache als Darstellungsmittel, sowohl der Poesie als auch der Wissenschaft, die größten Fortschritte gemacht. Das Beispiel eines neuen schwung- und kraftvollen dichterischen Ausdrucks, der alle Höhen und alle Tiefen menschlichen Denkens gleichmäßig zu decken suchte, hatte Klopstock, das einer neuen, nicht weniger kraftvollen, dabei lebendigen, klaren, wissenschaftlichen Sprache Lessing gegeben. So ist, wie wir früher auseinandergesetzt haben, Klopstock der Schöpfer und Vater unserer modernen Poesie, Lessing der Begründer der modernen deutschen Wissenschaft geworden.

Mit Ausnahme von Winckelmann, dessen Größe von keiner Seite verkannt wird, ist es, möchte man sagen, Mode geworden, über die meisten der hierher gehörigen Prosa-Schriftsteller ziemlich geringschätzig zu urtheilen. Dies ist jedoch weder vom historischen, noch von einem allgemeineren Standpunkt aus gerechtfertigt. Denn die meisten der hier zu nennenden Männer, nicht zum wenigsten die viel geschmähten Popularphilosophen, haben entschiedene Verdienste um unser Volk und seine Bildung sich erworben. Wir beginnen mit der Behandlung der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte.

Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte.

Baumgarten. Meier. Sulzer. Winckelmann.

Die erste Epoche der siebenten Periode unserer Literatur hat zwei große wissenschaftliche Neuschöpfungen zu verzeichnen: die Begründung der Aesthetik oder der Wissenschaft vom Schönen und die erste Grundlegung einer wahren Geschichte der bildenden Kunst der Alten.

Der Schöpfer der Aesthetik, der auch den hier in diesem Sinne zum ersten Mal auftretenden Namen einführte, war Alex. Gottl. Baumgarten (geb. am 17. Juni 1714 zu Berlin, seit 1735 Privatdocent in Halle und seit 1740 Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder, wo er nach langer Krankheit am 27. Mai 1762 starb). Nachdem bereits 1748 seine Vorlesungen unter dem Titel „Anfangsgründe aller Wissenschaften“ von seinem nächsten Schüler und Nachfolger G. Fr. Meier, Professor der Philosophie in Halle (1718—77), veröffentlicht worden waren, gab er dieselben 1750 selbst heraus, unter dem Namen „Aesthetica“ (1758 einen zweiten Band). Es ist höchst merkwürdig und unsere Charakteristik der Epoche als Zeitalter der Empfindsamkeit und der Aufklärung genau bestätigend, wie Baumgarten zu seiner Aufgabe und zur Namengebung seiner neuen Wissenschaft gelangte. Die Aufklärung erstrebte die Ausbildung der Vernunft, des Logos, was die Logik ergibt, welche zur Erforschung der Wahrheit und zur Vermeidung des Irrthums anleiten soll, aber auch die Empfindsamkeit, welche das Schöne in seinem ganzen Umfang erfassen will, mußte Gegenstand einer besonderen Wissenschaft werden können.

Da dieselbe zugleich auf der Empfindungs- und auf der Einbildungskraft beruht und das griechische Wort, aus welchem Aesthetica abgeleitet ist, sowohl das Empfinden und Fühlen, als wie das Vorstellen durch die Phantasie bezeichnet, so konnte füglich Aesthetik das Analogon der Logik auf dem Gebiet des künstlerischen Empfindungslebens oder (wie Baumgarten nach Wolffs Vorgang sich ausdrückte), auf dem des niederen oder sinnlichen Erkenntnißvermögens (Gedankenlaufs), heißen. Mit seiner Aesthetik wollte Baumgarten zum schönen Denken anleiten, die Thätigkeit der Phantasie, die in seinem Zeitalter so mächtig und vorherrschend geworden, zur Selbständigkeit erheben, das ihr der Vernunft gegenüber zustehende Recht geltend machen, und da die Empfindsamkeit nach Vertiefung in die Schönheit der Natur und aller Künste strebte, das Wesen der Künste und ihr Verhältniß unter einander und zur Natur erforschen. Wohl gelang es ihm, das eigenthümliche Wesen dieser Aufgabe zu ahnen, doch nicht sie selbst zu lösen. Er vermochte nicht, die von ihm aus den verschiedensten alten Schriftstellern zusammengetragenen Kunstlehren aus der schöpferischen Phantasie selbst abzuleiten, auch nicht die Dichtkunst und Beredsamkeit streng auseinander zu halten, ja es fiel ihm nicht einmal ein, die Musik und bildenden Künste in seine Betrachtung mit hereinzuziehen. Ueber sein Leben und seinen Charakter schrieb Th. Abbt einen Aufsatz (1763).

Nicht viel weiter kam sein Schüler Meier, obgleich er ganz richtig die Aesthetik, die fortan Gegenstand des allgemeinsten Interesses bleiben sollte, als „Theorie und Grundwissenschaft der schönen Erkenntniß überhaupt“ oder als „Theorie der schönen Wissenschaften“ bezeichnete. Auch er beschränkte sich auf eine „Metaphysik der Rede- und Dichtkunst“, was Moses Mendelssohn mit Recht rügte. Da der Franzose Batteux (1715—1780) in seinem kunsttheoretischen Werke (principes de littérature 1747—55) eine eingehende Behandlung der einzelnen Künste geboten hatte, so konnten seine Schriften, obgleich sie hinter Baumgartens Forderung zurückblieben, in Deutschland in den Uebersetzungen von J. Ad. Schlegel (1752) und von Ramler (1758 u. ö.) raschen und reichen Beifall finden. J. G. Sulzer (geb. zu Winterthur 1720 und 1779 als Director der philosophischen Classe der Akademie in Berlin gest.) erbaute auf denselben sogar seine „allgemeine Theorie der schönen Künste“ (schon 1757 angekündigt, aber erst 1771 erschienen), welche lange Zeit großes Ansehen genoß. Batteux's Einfluß wurde aber erst durch die Sturm- und Drangperiode gebrochen.

Nicht vergessen darf man an dieser Stelle zu erwähnen, daß ein großer Theil der deutschen Aufklärungsphilosophen in unverkennbarer Vorliebe mit der psychologischen Zergliederung des künstlerischen Schaffens und Empfindens sich beschäftigte. Auch dies ist ein Beweis dafür, daß der Sinn für das Schöne und die phantasievolle und tiefere Erfassung desselben d. h., wenn wir den damals üblichen Namen gebrauchen, die Empfindsamkeit so mächtig geworden war, daß sie auch Gegenstand des Nachdenkens und der Philosophie werden konnte. Darum war die Psychologie, die dem Seelenleben auf den Grund sehen wollte, ein bevorzugter Gegenstand unter Gebildeten und Gelehrten. Bei der allgemeinen Empfänglichkeit für ästhetische Fragen mußten aber auch die Schriften der englischen Moralphilosophen, die sich damals ebenfalls eifrigst mit dem psychologischen Ursprung der Idee des Schönen beschäftigten, baldigst Eingang in Deutschland finden. Das Interesse an diesen Objecten des Nachdenkens war so groß, daß selbst gebildete Frauen die einschlagenden Schriften mit Theilnahme studirten. Von den hierher gehörigen englischen Werken nennen wir: Burke's Abhandlung über das Erhabene und Schöne (1756), Gerards Versuch über den Geschmack (1756), Home's Grundsätze der Kritik (1762—1765). Nicht blos Moses

Mendelssohn und Garve gewannen aus diesen Büchern Anregung zu eigenem Nachdenken, auch Lessing und Kant waren bemüht, die Lehre der Engländer in sich aufzunehmen und weiter zu bilden. Erst wenn man neben den Leistungen der größeren Dichter, d. h. Klopstocks, Wielands und Lessings, auch diese allgemein verbreiteten ästhetischen und psychologischen Bestrebungen in das Auge faßt, vermag man zu begreifen, wie mit dem Beginn der Siebziger Jahre eine totale Revolution auf dem Gebiete des literarischen Schaffens bei uns eintreten konnte.

Auch die Kunstgeschichte nahm damals ihren ersten ruhmreichen Anfang durch Joh. Joachim Winckelmann. Auch er stand unter dem Einfluß der Hauptrichtung seiner Zeit, der Empfindsamkeit, denn er war auf das Mächtigste ergriffen von dem Verlangen das Schöne auf das Tiefste zu empfinden. Der Ausdruck „Empfindung des Schönen" kommt bei ihm mehrfach vor, auch schrieb er eine Abhandlung über die Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst (1763). Wohl mochte er später glauben, daß ihn die Natur ursprünglich zu einem großen Maler bestimmt habe. Da er ein solcher nicht hatte werden können, so wollte er das schön beschreiben, was ihn zu sehen und zu schauen verlangte, das Schöne in der Kunst. Die Gelegenheit zu sehen sollte ihm auch werden, so viel er anfänglich mit Armuth und Noth zu kämpfen hatte, und zwar zuerst in Dresden und dann in Rom. Doch hätte sein gesteigertes künstlerisches Empfindungsleben und die Sucht nach Gelegenheit zu sehen allein nicht genügt, sein großes Werk der Geschichte der Kunst der Alten hervorzubringen, hinzukommen mußte, daß er mit einer glühenden Begeisterung für das griechische Alterthum große Kenntnisse in griechischer Sprache und Literatur und einen empfänglichen Sinn für das rein Menschliche, für die Schönheit der nackten menschlichen Gestalt, namentlich der männlichen, verband. Der Geist des Alterthums trat ihm um so näher, als er fast als ein alter Grieche oder Römer lebte, denn es war etwas antik Heidnisches in ihm. Eine ungemeine Weltfreudigkeit erfüllte ihn, er vermochte es sich ganz an die Gegenwart hinzugeben, Mensch, voller, ganzer Mensch wollte er sein und in Italien fühlte er sich deshalb so heimisch, weil dies Land ihm das Land der reinen Menschlichkeit zu sein schien. Wie in den großen Alten, so lebte auch in ihm ein mächtiges Freundschaftsbedürfniß. Die Freundschaft stellte er höher als jede andere menschliche Vereinigung. Namentlich zu schönen Jünglingen konnte er ein fast leidenschaftliches Freundschaftsgefühl empfinden. Um nach Rom kommen und dort im Vollgenuß aller Kunstschätze leben zu können, war er zum Katholicismus übergetreten. Die Gründe, mit denen er seinen Uebertritt vor Freunden zu rechtfertigen suchte, entsprachen genau den deistischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts und zeugen auch für das in ihm eingewurzelte Heidenthum. Er war nie ein eifriger Katholik, vielmehr regte sich, bei aller heidnischen Richtung, der anerzogene protestantische Geist fort und fort in ihm. Ließ er sich doch nach Rom sein altgewohntes hannöverisches Gesangbuch kommen und war ärgerlich, daß in demselben sein Lieblingslied fehlte: „Ich singe dir mit Herz und Mund", denn er sang fast alle Morgen Lieder zu seiner Erbauung. Auf die Stütze der Religion wollte er nicht ganz verzichten, da die philosophische ihm zuweilen nicht zuverlässig genug erschien.

Winckelmann war am 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark als der Sohn eines armen Schuhflickers geboren. Ein ungemeiner Wissensdrang und eine glühende Ruhmbegierde erfüllten ihn von Kindheit an. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und dann in Berlin das Gymnasium zum grauen Kloster besucht hatte, dessen Rector ihm freundliche Aufnahme und Unterstützung gewährte, bezog er Ostern 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Doch wie Lessing, vermochte auch ihn die damalige Universitätsgelehrsamkeit nicht zu befriedigen. Mit Noth bekam

er ein „kahles Theologenzeugniß“. Nicht die Theologie, sondern die griechische Sprache und Literatur zogen ihn an. Schon als Jüngling war er von dem Wunsch beseelt Italien zu besuchen. Er trat auch 1740 eine Reise dahin zu Fuße an, Herberge und Unterhalt in den Klöstern suchend, und die Absicht, zum Katholicismus übertreten zu wollen, vorschützend, aber der ausbrechende Krieg nöthigte ihn schon bei Gelnhausen zur Umkehr. Von 1741—43 war er mit einer kurzen Unterbrechung, während welcher er in Jena Medicin zu studiren versuchte, an zwei verschiedenen Orten, zuletzt in Heimersleben Hauslehrer. Auf Empfehlung eines nach auswärts berufenen Lehrers, der ihn zufällig im Krug von Heimersleben kennen gelernt hatte, wurde er 1743 als Conrector in Seehausen angestellt. Nachdem er fünf Jahre dies Amt bekleidet, in welchem er sich höchst unglücklich fühlte, nahm ihn (1748) der sächsische Graf von Bünau in Nöthenitz in seine Dienste. Von hier aus konnte er das nahe gelegene Dresden und dessen Kunstsammlungen öfters besuchen, wobei ihm Oeser vielfach an die Hand ging. Nachdem er am 8. Juli 1754 zur katholischen Kirche übergetreten war, siedelte er, noch in demselben Jahre, nach Dresden über. Aber erst 1755 im Herbst konnte er die lang ersehnte Reise nach Rom zur Ausführung bringen. Hier gewann er bald die Freundschaft von Raphael Mengs und die Gunst des Cardinals Albani, der ihn vielfach unterstützte, in seine Dienste nahm und sogar zu seinem Vertrauten erhob. Von Rom aus unternahm er mehrfache Reisen in Italien, so nach Florenz und Neapel. Im April 1763 wurde er als Oberaufseher der römischen Alterthümer angestellt. Er hatte bereits zwölf Jahre auf italienischem Boden geweilt, da überfiel ihn (1768) die Sehnsucht nach seinen alten Freunden in der Heimat. Aber bereits in Wien trieb es ihn nach Italien zurück. Doch er sollte Rom nicht wieder sehen. In habgieriger Absicht ermordete ihn in Triest am 7. Juni 1768 ein junger Italiener, Arcangeli, den er erst kürzlich hier kennen gelernt hatte.

Winckelmanns Erstlingsschrift waren seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1755). Sie sind gegen den Rococo- oder Zopfstil in der damaligen Kunst gerichtet. Zum ersten Male brachte hier Winckelmann den Menschen die Idee des hohen Kunststils wieder in das Bewußtsein. An den Alten rühmt er bereits die edle Einfalt und stille Größe, die fortan als charakteristische Merkmale der alten Kunst überhaupt aufgefaßt wurden. Die Schrift machte ungeheures Aufsehen, obgleich sie die Malerei von den bildenden Künsten nicht unterschied und die Allegorie begünstigte, in deren Anwendung der Maler sich als Dichter zeigen sollte. Dies ist der Punkt, gegen welchen Lessings Laokoon ankämpfte.

Nachdem Winckelmann in verschiedenen kleineren Abhandlungen vorbereitende Beiträge zur Geschichte der alten Kunst geliefert hatte, brachte er sein Hauptwerk, die Geschichte der Kunst der Alten, 1762 zum Abschluß (die Veröffentlichung desselben erfolgte jedoch erst 1764). Dieses Werk ist in gewisser Weise bis heute nicht übertroffen. Sein Verdienst beruht zunächst auf der scharfen Grenzbestimmung seines Gebiets. Winckelmann will nicht Antiquar sein, der Massen todter Gelehrsamkeit anhäuft, auch nicht bloßer Biograph der einzelnen Künstler, sondern in das wahre Wesen der antiken Kunst und ihrer Schönheit selbst eindringen. Darum ist ihm die künstlerische Form die Hauptsache. Mit genialem Scharfsinn weiß er die Merkmale der verschiedenen Kunststyle und die Gründe für die Bewunderung zu entdecken, welche einzelnen Kunstwerken gebührt. Da er die Kunst der Aegypter, Etrusker, Griechen und Römer vergleichend gegenüberstellte und namentlich die der Griechen wieder durch ihre verschiedenen Epochen vergleichend verfolgte, so mußte er zur Erkenntniß der charakteristischen Unterscheidungszeichen und des in der Kunst zur

Erscheinung gekommenen Fortschritts gelangen, die geschichtliche Entwicklung ahnen d. h. die Geschichte der Kunst als eines in sich selbständigen und organischen Lebens begreifen lernen. Wenn sich ihm auch noch nicht der rechte Begriff der Schönheit erschloß, da er diese zu eng und nur als Schönheit der Form und Zeichnung, noch nicht als Ausdruck und Verkörperung der Ideen des Geistes faßte, so lassen doch seine Beschreibungen der einzelnen Kunstwerke kaum diesen Mangel gewahren, denn den Kunstwerken gegenüber zeigte er volles und unbedingtes, alle möglichen Seiten der Betrachtung würdigendes Verständniß. Auf den Inhalt achtete er insofern, als er durch eingehende Studien ermittelte, daß bis in die alexandrinischen Zeiten Gegenstand der bildenden Kunst allein nur die Götter- und Heroenwelt der Griechen gewesen sei. Ganz richtig fand er, daß die dargestellten Begebenheiten nicht über die Rückkehr des Odysseus nach Ithaka und die Einwanderung der Herakliden in den Peloponnes hinaus reichten. Wenn auch die Werke, welche er als griechische pries, so der Torso, die Niobegruppe, der Laokoon, die medicäische Venus, der vaticanische Apollo, meist nur römische Nachbildungen waren, so entgingen ihm doch nicht die wahren Züge der vollendeten griechischen Kunst, ihr typischer Charakter und die Einheit, Einfalt und Großheit der Form. Aber seine Geschichte der alten Kunst war nicht blos um ihrer neuen Anschauungen willen ein epochemachendes Werk, sie war es auch durch ihre Sprache, die so schön, klar, kräftig, schwungvoll und bilderreich ist, daß sie ihrem großen Gegenstand genau entspricht. Er wollte über das Schöne auch schön schreiben, und seine Werke sollten nicht nur der deutschen Wissenschaft, sondern auch der deutschen Sprache Ehre machen.

Voll gewürdigt hat ihn von seinen Zeitgenossen wohl nur Lessing. Auch der Philolog Heyne in Göttingen, der die Kunstgeschichte der Alten unter die akademischen Lehrgegenstände aufnahm, drang tiefer in sein Verständniß ein. Winckelmanns Einfluß ist aber noch heute nicht erstorben. Derselbe erstreckt sich nicht weniger stark auf die bildenden Künste als auf die Poesie und die Geschichte der Wissenschaften. Künstler, wie Asmus Carstens, Thorwaldsen, Schinkel haben in seinem Geist geschaffen, Goethe und Schiller, deren Classicismus in nächstem Bezug zu seiner Auffassung des antiken Geistes und zur plastischen Kunst der Griechen steht, in seinem Geiste gedichtet. F. A. Wolfs geniale Darstellung der Alterthumswissenschaft, Herders Ideen der Geschichte der Menschheit, Fr. Schlegels Geschichte der griechischen Literatur, Otfr. Müllers und Welckers literar- und kunsthistorische Arbeiten haben ihren Ausgangspunkt in Winckelmanns Geschichte der Kunst der Alten. Nicht nur die Kunst-, auch die Literaturgeschichte ist durch ihn überhaupt erst möglich geworden. Wie er den Begriff der geschichtlichen Entwicklung erschloß, so führte er auch zuerst das geistige Leben der Völker auf die Grundlagen der allgemeinen Culturbedingungen zurück.

Die Popularphilosophie.

Unter diesem Namen werden wir hier literarische Bestrebungen der verschiedensten Art zusammenfassen, philosophische, theologische, politische, pädagogische, ästhetische, die alle auf die sogenannte Aufklärung hinauslaufen, d. h. auf die Ausbreitung von Bildung und auf die Beförderung freien und selbständigen Denkens im Volke. Die Männer, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dieser Richtung hin thätig waren, pflegen heute von Vielen nicht gerade sehr günstig beurtheilt zu werden. Die Theologen sehen in ihnen nur Volksverderber, die durch ihr energisches Auftreten

gegen Intoleranz, Aberglauben, hierarchische Uebergriffe das Ansehen der Geistlichkeit, durch ihre vom positiven Christenthum losgelöste Glaubens- und Sittenlehre, die wohl einen Gott als den verständigen und moralischen Leiter der Welt und die Unsterblichkeit der Seele voraussetzte, aber den Inhalt der Offenbarung an der Vernunft messen wollte und allgemeine, unterschiedslose Menschenliebe und eine auf die Vernunft und menschliche Natur gegründete, die Wohlfahrt und Glückseligkeit der Einzelnen und der Gesammtheit befördernde Moral verlangte, das Christenthum untergraben hätten. Die Philosophen sehen mit einer gewissen Geringschätzung auf sie herab, da sie weder originelle noch scharfe und tiefe Denker gewesen seien, keinen neuen metaphysischen Standpunkt gewonnen, kein neues großartiges philosophisches System ausgebildet, mit dem von Locke, den englischen Moralisten und Wolff verkündigten Deismus sich begnügt, statt in die Regionen der sublimen Speculation hinaufzusteigen, zum allgemeinen Menschenverstand und einer trivialen Lebensweisheit sich herabgelassen hätten. An diesen Vorwürfen ist allerdings manches wahr, und dennoch sind dieseben nicht im Stande, das Verdienst dieser ernsten, gewissenhaften, wohlwollenden Denker und Menschen in Frage zu stellen. Recht beherzigenswerth sind darum die Worte, mit denen Hettner den Abschnitt über die Popularphilosophie in seiner Literaturgeschichte schließt: „Wer noch selbst das Glück gehabt hat, Menschen zu kennen und zu lieben, die unter den Eindrücken dieser mächtigen Zeit geboren und erzogen waren, der weiß aus unvergeßlicher Erfahrung, wie dieser Geist heller Verständigkeit, schlichter und selbstloser Tüchtigkeit, dieser wohlthuende Geist stillwaltender Liebe und Menschenfreundlichkeit immer weiter und weiter alle Kreise durchdrungen und eine Einfachheit und Milde der Gesinnung erweckt und verbreitet hatte, welche wir Nachgeborenen unter dem Drang und Trubel künstlicherer Lebensverhältnisse uns nicht in gleicher Weise erhalten haben.“ Dabei ist nicht zu vergessen, daß der Aufschwung, den die gesammte deutsche Bildung gegen die Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts hin nahm, nicht zum kleinsten Theil auf die Popularphilosophen zurückzuführen ist. Auch verdient es gewiß nur Anerkennung, daß diese sich der französischen Aufklärerei entgegen zu stellen suchten und vor den materialistischen Neigungen der englischen und französischen Freidenker zurückschreckten und warnten. Die Schriften von Shaftesbury und Rousseau hielten sie der geoffenbarten Religion für nachtheilig, Spinoza war ihnen noch zu unbekannt, als daß sie ihn hätten zum Führer wählen können, erst die Sturm- und Drangperiode erhob diesen Philosophen auf den Schild. Dagegen gedachten sie gern, wie wir schon früher angedeutet haben, des Sokrates als ihres Vorbildes. Wie dieser, suchten sie auf das handelnde Leben einzuwirken und drangen auf Selbsterkenntniß. Sie erscheinen darum theils als Moralphilosophen, theils als Psychologen. Als Psychologen zeigen sie sich in genauem Zusammenhang mit der empfindsamen Richtung der Zeit. Sie gehen auf die feinste Zergliederung und Ableitung der Gefühle aus, behorchen sich und ihre Seele, zumal was das Empfindungsleben in der Liebe und in der Dichtkunst anlangt, mit fast peinlicher Sorgfalt und Genauigkeit und suchen den ästhetischen Empfindungen, dem Wohlgefallen am Schönen, auf den Grund zu kommen,

Es gebricht uns hier der Raum, den eine vollständige Uebersicht der hierher gehörigen Schriftsteller und ihrer Werke beanspruchen würde. Wir müssen uns also mit Andeutungen begnügen. Als Theologen, welche der Aufklärung dienten und die Bestrebungen der Popularphilosophen durch Predigt und Abhandlungen unterstützten, haben wir außer Gellert, von dem wir gehandelt haben, namentlich Jerusalem (den Vater des unglücklichen Jünglings, dessen Schicksale Goethe zum Theil in seinen Werther verwebt hat), Spalding und Zollikofer zu nennen. Jerusalem (1709—1789) verfaßte Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (1768), die dem Standpunkt

der Popularphilosophie im Allgemeinen entsprechen. Auch trat er, was wir nicht übergehen wollen, in seiner Abhandlung „über die deutsche Sprache und Literatur“ (1781) den ungerechten Urtheilen entgegen, die Friedrich II. in seinem Buch über die deutsche Literatur gefällt hatte. Spalding (1714—1814) schrieb außer zahlreichen, durch Tiefe des Gefühls und besonnene Auffassung des Christenthums ausgezeichneten Predigten eine in vielen Auflagen verbreitete, meist mit Andacht und Erbauung gelesene „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen“ (1748) und „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum“ (1761), Zollikofer (1730—1788) neben anderen Predigten auch solche „über die Würde des Menschen“. Würde und Bestimmung des Menschen waren Lieblingsgegenstände und Lieblingsausdrücke im Aufklärungszeitalter, dessen Interesse vorzugsweise auf den Menschen gerichtet, also anthropologisch war; nach dem Werth der Gefühle zu fragen mußte aber dem Zeitalter der Empfindsamkeit besonders nahe liegen.

Als den hervorragendsten Politiker der Aufklärung haben wir K. Fr. von Moser, den freisinnigen Sohn des freisinnigen, edlen, gelehrten und durch seine Schicksale berühmt gewordenen Begründers des deutschen Staatsrechts Joh. Jac. Moser (1701—1785) zu nennen. K. Fr. v. Moser (1723—1798) hat neben vielen anderen staatsrechtlichen und auch schöngeistigen Schriften (er verfaßte selbst Lieder, auch geistliche, und Fabeln und ein prosaisches Epos „Daniel in der Löwengrube“ [1763]) ganz besonders durch sein Buch: „der Herr und der Diener“ (1759) sich bekannt gemacht. Die Verfasser der Literaturbriefe faßten den Inhalt desselben dahin zusammen: es wolle die kleinen Tyrannen unter Fürsten und Ministern bestrafen und zugleich den Grundriß von der Einrichtung einer vernünftigen Landesregierung geben. Mit größtem Freimuth werden hier zuerst die Regenten- und Beamtenpflichten besprochen. Die Wirkung dieses Buches, wie der übrigen von Moser verfaßten Schriften, unter denen besonders die „vom deutschen Nationalgeist“ auszuzeichnen ist, war eine außerordentliche. Aber eine merkwürdige und für den eigenthümlichen Geist der Zeit bedeutsame Erscheinung ist es, daß, während die Wortführer der Aufklärung sich der Politik fast gänzlich enthielten und ihre Bestrebungen vorzugsweise auf Beförderung freieren Denkens in religiösen Angelegenheiten richteten, worin sie bei den Regierungen willige Unterstützung fanden, die freisinnigsten Politiker (als solche dürfen wir doch Moser, Vater und Sohn, bezeichnen) in religiösen Dingen streng conservativ gesinnt waren. In unseren Zeiten dagegen sollte der orthodoxen religiösen Richtung stets eine ähnliche politische entsprechen.

Wer für allgemeine Aufklärung wirkt, dem pflegt kaum eine andere Angelegenheit wichtiger zu sein, als die Heranbildung des nachwachsenden Geschlechts. So erklärt es sich, daß von der Popularphilosophie des vorigen Jahrhunderts auch verschiedene Versuche ausgingen, das Erziehungs- und Unterrichtswesen zu verbessern. Wenn J. B. Basedow (geb. 1724 zu Hamburg, gest. 1790 in Dessau, wo er 1774 seine Musterschule, das Philanthropin, gegründet hatte, von der er sich aber schon 1776 zurückzog) als Pädagog einmal den gesammten Unterricht vernunftgemäßer gestalten, dann die Erziehung durch Basirung auf das Princip der allgemeinen Menschenliebe (der Philanthropinismus ist das unmittelbare Resultat der herrschend gewordenen anthropologischen Richtung) menschenwürdiger machen, ferner durch Entwicklung eines weltbürgerlichen Sinns die allgemeine Menschenverbrüderung befördern wollte, so zeigt er sich in allen diesen Bestrebungen als ein echter Sohn und Repräsentant seiner Zeit, welche die Vernunft auf ihre Fahne und die Menschenliebe und den Kosmopolitismus zu ihrer Parole erhoben hatte. Wohl waren Basedows Bemühungen nicht frei von Uebertreibung und anderen Fehlern, gleichwohl gebührt ihm das Verdienst

einen kräftigen Anstoß zur Reformirung auf pädagogischem Gebiet gegeben zu haben. Die Aufgabe, die er verfolgte, hat später glücklicher und besonnener Pestalozzi wieder aufgenommen. Zu größerer praktischer Wirksamkeit und zu allgemeinerer Geltung, als Basedow selbst, gelangten dessen ehemalige Genossen am Dessauer Philanthropin, dem er so bald den Rücken zugewendet hatte, Gutsmuths, Campe und Salzmann, von denen wir hier ein Wort hinzufügen wollen, obgleich sie streng genommen für einen späteren Abschnitt aufzusparen wären. Gutsmuths (1759 bis 1839) hat sich um die deutsche Jugend durch Einführung und Pflege der Gymnastik, wie durch Ausbildung einer bildenderen Methode des geographischen Unterrichts nicht wenig verdient gemacht, auch ist nicht zu vergessen, daß Karl Ritter, der Begründer unserer wissenschaftlichen Erdkunde, seine erste Anregung Gutsmuths zu danken hat, dessen Schüler und später auch College er eine Zeit lang in der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal gewesen ist. Diese einst so berühmte Anstalt ist eine Schöpfung Chr. G. Salzmanns (1744—1811), der sich nicht nur durch diese, sondern auch durch seine zahlreichen, klar und ansprechend geschriebenen Kinderschriften (Krebsbüchlein und Ameisenbüchlein und viele andere) nicht geringes Verdienst um die nachwachsenden Geschlechter erworben hat. J. H. Campe (1746—1818) würde auch ohne seine Schriften, unter denen „Robinson der Jüngere“ ein Liebling der deutschen Kinderwelt, wie kaum ein anderes Buch, geworden ist, den bei allen Mängeln und trotz seiner verfehlten, weitschweifig moralisirenden Einlagen endlose Nachahmungen und Neubearbeitungen des Defoeschen Originals bis heute nicht ganz haben verdrängen können, und unter denen auch das deutsche „Wörterbuch“ eine immerhin beachtungswerthe Erscheinung bleibt, er würde auch ohne diese Schriften auf ein ehrendes Gedächtniß in unserer Geschichte der deutschen Literatur Anspruch haben, da er der Lehrer zweier unserer größten Gelehrten und Schriftsteller gewesen ist, der Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt.

Nachdem wir die Popularphilosophie auf dem Gebiet der Theologie, Politik und Pädagogik verfolgt haben, können wir die Männer kurz besprechen, welche in allgemeinerer Wirksamkeit und ohne sich auf eine der genannten Disciplinen ausschließlich zu beschränken, als Kritiker, Journalisten, Essayisten, Philosophen, den Zwecken der Aufklärung gedient haben. Da Lessing über den Anschauungskreis der Aufklärung schon nach kurzer Zeit weit hinausging, so werden wir ihn, trotz seiner nahen Beziehung zu den Hauptvertretern derselben in Berlin, hier nicht mit zu zählen und nur von Nicolai, Mendelssohn, Abbt, Engel, Garve und Zimmermann zu reden haben.

Chr. Fr. Nicolai war als Sohn eines Buchhändlers am 18. März 1733 zu Berlin geboren. Nachdem er die Schule des Waisenhauses in Halle und die Realschule seiner Vaterstadt besucht, begab er sich 1749 nach Frankfurt a. d. Oder, um als Buchhändlerlehrling zu lernen. Hier verkehrte er viel mit Schülern des Aesthetikers Baumgarten und begann Homer, Milton, Wolff, Bayle, Cartesius und Locke fleißig zu studiren. Kurz nach seiner Rückkehr nach Berlin (im Jan. 1752) starb sein Vater, und er trat nun bei seinem Bruder, der das väterliche Geschäft übernommen hatte, als Gehilfe ein, fortwährend mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Kaum hatte er (im März 1758) das geschäftliche Verhältniß mit seinem Bruder gelöst, so starb auch dieser (im Herbst 1758) und er mußte nun selbst die väterliche Buchhandlung übernehmen. Nach einer langen einflußreichen Thätigkeit als Schriftsteller und Buchhändler starb er am 6. Januar 1811. — Nicolai's Bedeutung und Verdienste sind weit größer, als gewöhnlich angenommen zu werden pflegt. Allerdings haben Schiller und Goethe ihn in den Xenien arg, und nicht ohne Grund, mitgenommen, denn er

hatte längst sich überlebt und, verwöhnt durch seine früheren Erfolge, in einer souveränen Selbstüberschätzung das wahrhaft Große, das während seiner späteren Lebenszeit ins Dasein trat, angegriffen, ohne es doch recht verstehen und würdigen zu können. Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, daß er in jüngern Jahren mit Lessing an der Spitze der neuen Bestrebungen gestanden hatte. Seine „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1755), in denen er einen höheren Standpunkt, als Gottsched und die Schweizer einzunehmen versuchte, den christlichen Epen Bodmers und Wielands entgegentrat und die Pflege der dramatischen Poesie, das Studium und die Nachahmung Shakespeare's und eine strengere Handhabung der Kritik verlangte, hatten den Beifall Lessings gefunden, mit dem ihn von da an viele Jahre hindurch, wie mit Moses Mendelssohn und Th. Abbt, eine enge Freundschaft verband. Ueberhaupt trat er allmählich mit allen bedeutenderen Schriftstellern Deutschlands in Verbindung. Sein Verdienst ist es, die literarische Journalistik in größerem Stil in Deutschland eingeführt und in den Dienst der neuen Zeitideen, vor Allem der Aufklärung und Popularphilosophie, gestellt zu haben. So lange ihm Lessing zur Seite stand, haben die von ihm gegründeten Zeitschriften auch der schönen Literatur die wesentlichste Förderung gebracht. Nachdem aber Lessing sich von ihm zurückgezogen hatte, war sein Streben vorzugsweise nur noch auf religiöse und philosophische Aufklärung gerichtet, als deren eifrigsten Beförderer er sich fortwährend zeigte. Nicht blos durch Friedrich II., ganz besonders durch Nicolai ist Berlin der wahre Sitz der Aufklärung geworden. Ganz in den Anschauungen der Popularphilosophie befangen, verfiel er jedoch oft in die platteste Nützlichkeitstheorie und vermochte nicht den etwas extravaganten Flügen der Genien der Sturm- und Drangperiode zu folgen oder gar die classische Dichtung unserer beiden Dichterheroen und die neue deutsche Philosophie in ihrem wahren Werth zu erkennen. Er griff Goethe's Werther durch seine „Freuden des jungen Werther" an, goß über Kants Philosophie seinen Spott aus, trat der damals erwachenden, so wohlberechtigten Vorliebe für das Volkslied entgegen. Mit größerem Recht bekämpfte er Aberglauben, Pietismus und Mysticismus, suchte den geheimen jesuitischen Umtrieben auf die Spur zu kommen und pfäffischen Uebergriffen und geistlichem Hochmuth sich entgegen zu stellen. Die erste Zeitschrift, welche er (1757) gründete, war „die Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste". Nach dem Tod seines Bruders trat er dieselbe an Chr. Fel. Weiße ab, der sie von 1765 bis 1806 unter dem neuen Titel: „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste" fortsetzte. Seit Anfang des Jahres 1759 gab er gemeinschaftlich mit Lessing und Mendelssohn und nach Lessings Rücktritt mit Th. Abbt die Literaturbriefe heraus. Ostern 1765 schloß er dieses Unternehmen, um die „Allgemeine deutsche Bibliothek" folgen zu lassen, die er in Folge des Wöllnerischen Religionsedicts eine Zeit hindurch (von 1792 bis 1801) in fremdem Verlag und außerhalb Preußens (in Hamburg) erscheinen ließ. Während dieser Zeit nahm die Zeitschrift den Titel: „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" an. Am Ende des Jahres 1805 gab Nicolai des ganze Unternehmen auf. Nicht nur durch diese Zeitschriften, die einst eine wirkliche geistige Macht repräsentirten, sondern auch in Romanen, Reisebeschreibungen und anderen Schriften suchte er für die Ideen der Aufklärung zu wirken. Unter seinen Romanen verdient vielleicht die meiste Anerkennung „das Leben und die Meinungen des Herrn Sebaldus Nothanker" (1773). Trotz entschiedener Mängel war die Wirkung dieses Buchs eine außerordentliche, in welchem neben der christlichen Heuchelei auch die süßliche Sentimentalität in der Poesie durchgezogen wurde. Ew. v. Kleist, Abbt, Möser, Engel u. A. setzte er biographische Denkmale.

Wir lassen Moses Mendelssohn folgen, der unter den deutschen Popular-

Philosophen offenbar der bedeutendste ist, geb. am 6. (oder 9.) Sept. 1729 in Dessau als der Sohn eines armen jüdischen Lehrers. Aus kümmerlichen, engen Verhältnissen hat Mendelssohn durch eigene Kraft und unermüdliches, redliches Streben zu einer hohen Bildung und geachteten Stellung in Leben und Literatur sich emporgearbeitet. Nachdem er im Jahre 1743 seinem vielgeliebten Lehrer, dem Rabbi Fränkel, nach Berlin gefolgt war, setzte er hier, unter den größten Entbehrungen, in einer kleinen Dachkammer, seine Studien namentlich der Philosophie fort, wurde 1750 Erzieher in dem Hause eines jüdischen Seidenfabrikanten, 1754 dessen Buchhalter und 1768, auf Wunsch der Wittwe, sogar Theilhaber des Geschäfts. Bibel und Talmud waren seine erste geistige Nahrung gewesen. Als sein Gesichtskreis sich erweitert hatte, vertiefte er sich mit ganz besonderem Eifer in Locke und Shaftesbury, überhaupt zogen ihn die englischen Philosophen mehr an, als die französischen, welche, mit Ausnahme Rousseau's, für den er sich rasch begeisterte, seinem ernsten Wesen nicht zusagen wollten. Aber auch in der Philosophie von Leibniz und Wolff hatte er sich heimisch gemacht. Von großer Wichtigkeit sollte für ihn seine Bekanntschaft mit Lessing werden (1754), der sehr günstig von ihm urtheilte, einen zweiten Spinoza in ihm ahnte und ihn auch als Schriftsteller dadurch in die Oeffentlichkeit einführte, daß er für eine ihm nur zur Durchsicht übergebene Schrift des Freundes (die „philosophischen Gespräche") heimlich sofort einen Verleger vermittelte, der dieselbe alsbald auch druckte (1755). Mit Lessing gemeinschaftlich verfaßte Mendelssohn die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker". Durch Lessing wurde er auch mit Nicolai bekannt, an dessen Literaturbriefen und anderen journalistischen Unternehmungen er sich auf das regste betheiligte. Lessing hat ihm auch das schönste Denkmal gesetzt, das ein Freund dem andern setzen kann, indem er ihn für seinen Nathan zum Vorbilde nahm. Außer den „Briefen über die Empfindungen", in denen er die seinem Zeitalter eigene Lust an philosophisch-ästhetischer Zergliederung bekundete, und, wie Lessing rühmte, eine neue Theorie der Empfindung aufstellte, sind unter Mendelssohns Schriften namentlich seine „Morgenstunden" (1785), sein „Phädon" (1767) und sein „Jerusalem" (1783) rühmend hervorzuheben. Als echter Vertreter der Aufklärungsideen suchte er in den Morgenstunden das Dasein Gottes, im Phädon, dem er die Einkleidung des gleichnamigen platonischen Dialogs zu Grunde legte, die Unsterblichkeit der Seele, im Jerusalem die Nothwendigkeit religiöser Gewissensfreiheit im Staate zu erweisen. Auch darin zeigte er sich als einen Sohn seiner Zeit, daß er in die tiefen Geheimnisse einzudringen versuchte, welche in den Regeln der Schönheit liegen, die das Genie des Künstlers empfindet und der Kunstrichter in Vernunftschlüsse auflöst. Jede Regel der Schönheit galt ihm zugleich als eine Entdeckung in der Seelenlehre. Wolffs und Baumgartens Lehren wollte er mit denen von Shaftesbury und Burke zu einem System verschmelzen. In seiner Abhandlung „über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" wies er bereits den Unterschied zwischen den bildenden Künsten und der Dichtkunst auf, den dann Lessing in seinem Laokoon weiter verfolgte. Auch lenkte er bereits die Aufmerksamkeit auf Gegenstände der Aesthetik, wie z. B. auf das Erhabene und Naive, die später Schiller, freilich in tieferer Erfassung, weiter entwickelte. Nachdem ihm schon 1769 Lavater nicht geringen Verdruß dadurch bewirkt hatte, daß er alles Ernstes an ihn die Forderung stellte, Christ zu werden, verletzte ihn in seinem letzten Lebensjahre (1785) F. H. Jacobi durch Veröffentlichung seines Gesprächs mit Lessing über den Spinozismus, das diesen als Anhänger des damals noch verschrieenen Spinoza und als „Atheisten" bloß zu stellen schien. In einer kleinen Schrift „an die Freunde Lessings" (1786), suchte Mendelssohn den Verstorbenen zu vertheidigen. Diese Streitigkeiten haben wohl nicht wenig zu seinem bald darauf (am 4. Jan. 1786) erfolgten Tode beigetragen.

Thomas Abbt wurde den 25. Nov. 1738 zu Ulm geboren. Er entwickelte sich sehr frühzeitig. Nachdem er von 1756 ab in Halle erst Theologie, dann Philosophie, Mathematik und schöne Wissenschaften studirt hatte, wurde er 1760 Professor der Philosophie in Frankfurt a. d. Oder und 1761 solcher der Mathematik in Rinteln. Da ihm das akademische Leben weniger zusagte und er sich nach einem größeren praktischen Wirkungskreis sehnte, nahm er 1765 bei dem edlen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe eine Stelle als Hof-, Regierungs- und Consistorialrath in Bückeburg an, wo er jedoch schon im folgenden Jahre (3. Nov. 1766) starb. Seiner Freundschaft mit Mendelssohn und Nicolai, seines Antheils an den „Literaturbriefen", wie seiner Abhandlung „Vom Tod fürs Vaterland" (1761) haben wir schon gedacht. Besondere Erwähnung verdient auch seine Schrift „Vom Verdienst" (1765), in welcher er für die geistige und sittliche Hebung des Volkes das Wort ergriff. Schon vor Lessing war er gegen den Hamburger Pastor Goeze aufgetreten. Auch hat er sich in geschichtlichen Arbeiten, die der Popularphilosophie sonst ferner lagen, versucht, schrieb eine Uebersetzung des Sallust, den er sich, wie auch den Tacitus, für seinen Stil zum Muster genommen hatte, und eine unvollendete „Portugiesische Geschichte". Abbt war ein durch würdige, männliche Gesinnung nicht weniger, als durch eine kräftige, gedrungene Sprache ausgezeichneter Schriftsteller, der bei einem längeren Leben gewiß in den engen Grenzen der Popularphilosophie sich nicht gehalten und für die weiteren Entwickelungsstadien unserer Literatur Verständniß gezeigt haben würde. Außer Nicolai schrieb auch Herder zu seinem Gedächtniß (1768). Der letztere sollte übrigens selbst, einige Jahre nach Abbts Tode (1771), in die Dienste des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe berufen werden.

Zum späteren Kreis der Berliner Aufklärer gehört Joh. Jac. Engel, geb. am 11. Sept. 1741 zu Parchim im Mecklenburgischen. Derselbe hatte in Rostock und Leipzig studirt und am letzteren Ort auch längere Zeit privatisirt, um seine Kenntnisse in den alten Sprachen zu vervollständigen. Mit Weiße und Garve unterhielt er freundschaftlichen Verkehr. Im Jahr 1776 wurde er als Professor an das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin berufen. Von 1787 bis 1794 stand er dem Berliner Nationaltheater mit Ramler als Oberdirector vor. Nachdem er von 1794 ab in Schwerin gelebt hatte, kehrte er 1798 auf Wunsch Friedrich Wilhelms III., dessen Lehrer er gewesen war und der ihn zum Mitglied der Akademie erhoben und ihm ein ansehnliches Jahrgehalt ausgesetzt hatte, nach Berlin zurück. Er starb auf einer Besuchsreise in seiner Vaterstadt den 28. Juni 1802. Als Vertreter der Popularphilosophie erwies sich Engel besonders in seinen kleinen, auf sittliche Belehrung abzielenden, oft anekdotenartigen, stets aber klar und anziehend geschriebenen Aufsätzen, Erzählungen und Gesprächen (z. B. „Tobias Witt", „Traum des Galilei", „Entzückung des Las Casas"), die er zugleich mit Beiträgen von Garve, Mendelssohn u. A. unter dem Titel „der Philosoph für die Welt" (1775—77) herausgab. Auch der erst 1798 veröffentlichte „Fürstenspiegel", der sich durch großen Freimuth auszeichnet, bewegt sich im Vorstellungskreis der Aufklärung. Ihm, dem Lehrer verschiedener preußischer Prinzen und Prinzessinnen, lag es nahe, auf Friedrich den Großen, den Schirmherrn der deutschen Aufklärung, die Lobreden zu verfassen, die wir schon früher erwähnt haben. Mit Lessing, dem er auch in der Form der Darstellung ähnelt, theilte er das lebendigste Interesse für die Bühne. Dasselbe hat er nicht nur durch seine mehrjährige Leitung des Berliner Theaters bekundet, sondern auch durch seine „Ideen zu einer Mimik", die eine Fülle treffender Beobachtungen enthalten, ganz besonders aber auch durch Abfassung einer Reihe eigener Lust-, Schau- und Trauerspiele, von denen jedoch die ersteren um ihres strengen Baues und ihres lebendigen, natur-

wahren Dialogs willen die besseren sind. In wie großer Achtung er bei den Zeitgenossen stand, läßt sich daraus ersehen, daß ihn Schiller zur Theilnahme an den „Horen“ aufforderte. Engel entsprach der Aufforderung durch Einsendung seines Familienromans „Herr Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde“, in welchem er seinem Großvater Brasch ein ehrendes Denkmal gesetzt und Züge aus dem deutschen kleinbürgerlichen Leben dargestellt hatte. Der Stoff war von ihm ursprünglich zu einer Komödie bestimmt gewesen, wie uns berichtet ist und die zahlreich eingestreuten dialogischen Partien, Ueberbleibsel der früheren dramatischen Anlage, beweisen. Der Roman, welcher alle Vorzüge der Engelschen Darstellungsweise in sich vereinigte, fand außerordentlichen Beifall. Als Aesthetiker bezeigte sich Engel durch seine „Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten“ und eine Untersuchung „über die musikalische Malerei“. Nicolai, zu dem er in freundschaftlicher Beziehung gestanden hatte, verfaßte auf ihn eine Gedächtnißschrift (1806).

Wir gehen zu Christian Garve über, einem der edelsten Menschen unter den Popularphilosophen des vorigen Jahrhunderts (geb. den 7. Jan. 1742 in Breslau, gest. den 1. Dec. 1798 ebendaselbst). Der Vater, ein einfacher Färber, der frühzeitig starb, hatte den Sohn für die Wissenschaften bestimmt, die Mutter, eine fromme, aber weit über ihren Stand gebildete, geistig begabte Frau, hatte die vortrefflichsten Anstalten für die Erziehung und den Unterricht desselben getroffen. Nachdem Garve durch einen Hauslehrer eine vorzügliche Vorbereitung erhalten hatte, bezog er (1763) die Universität Frankfurt a. d. Oder, um Theologie zu studiren. Von hier ging er, nach Baumgartens baldigem Tode, nach Halle, wo er sich der Philosophie zuwandt und eifrigst auch philologische und mathematische Studien betrieb. Bereits im Besitz der Magisterwürde begab er sich nach Leipzig, wo ihn auf den Wunsch seiner Mutter Gellert in sein Haus aufnahm, der ihn bald so lieb gewann, daß er ausdrücklich wünschte, es möge ihm einmal sein junger Freund auf seinem Lehrstuhl nachfolgen. In Leipzig schloß Garve eine enge, durch das Leben dauernde Freundschaft mit Chr. F. Weiße, Zollikofer und dem Philologen Reiz. Im Jahre 1767 kehrte er auf das Verlangen seiner Mutter nach Breslau heim, aber schon im Frühjahr 1768 eilte er auf Gellerts Zureden nach Leipzig zurück, wo er bald eine außerordentliche Professur erhielt. Von schwächlicher, außerordentlich reizbarer Constitution gab er schon 1771 sein akademisches Lehramt wieder auf, um fortan in Breslau in ungestörter Freiheit den Wissenschaften zu leben. Hier verkehrte er besonders freundschaftlich mit Herrn von Paczensky, der auch Friedrich den Großen auf ihn aufmerksam machte. Doch wollte seine Gesundheit sich nie recht wieder erholen, ja es befiel ihn zuletzt ein schreckliches krebsartiges Leiden am Auge, das ihm schwere Geduldsproben auferlegte, zumal er schon 1792 durch den Tod seiner Mutter und seines Freundes Paczensky fast völlig vereinsamt war. In seinen letzten Lebensjahren, da er kaum mehr die Augen gebrauchen konnte und Alles dictiren mußte, haben jüngere Freunde, wie Schneider, Manso, Fülleborn, nach Kräften ihm beizustehen gesucht. Garve hat eine sehr große Zahl kleinerer Abhandlungen über moralische, literarische, ästhetische, philosophische Gegenstände, auch verschiedene biographische Denkmale (z. B. für Gellert, Zollikofer, Paczensky, Friedrich den Großen) geschrieben, die sich alle durch Klarheit und musterhaften Stil auszeichnen. Er ist einer unserer ersten und besten Essayisten. Seine Vorbilder waren die englischen Moralphilosophen, von denen er auch verschiedene Werke übersetzt und mit Anmerkungen begleitet hat, so Burke's Abhandlung über das Erhabene und Schöne, Fergusons Grundsätze der Moralphilosophie, Gerards Schrift über das Genie, Macfarlans Buch über die Anmuth, Payley's Grundsätze der Moral und Politik, Ad. Smiths Werk über den Nationalreichthum.

Bekannt ist, daß er auf Veranlassung Friedrichs II., mit dem er in Breslau eine Unterredung hatte und der ihn zu schätzen wußte, Cicero's Bücher von den Pflichten deutsch übersetzte und commentirte. Diese Uebersetzung hat verschiedene Auflagen erlebt und ist von allen seinen Schriften wohl in die meisten Hände gelangt. In seinen späteren Jahren warf er sich, als auch anderwärts der Sinn für das hellenische Alterthum erstarkte, mit großem Eifer auf das Studium der griechischen Literatur. Eine Frucht seiner Beschäftigung mit derselben waren seine Bearbeitungen einzelner Partien aus Herodot und Thukydides und seine Uebersetzungen von Aristoteles' Ethik und Politik. Zur gleichzeitigen deutschen Literatur nahm er eine ziemlich selbständige Stellung ein. Lessings Schriften erregten der Art sein Interesse, daß er über einzelne derselben (Emilia Galotti, Laakoon, Hamburgische Dramaturgie) noch heute lesenswerthe Aufsätze verfaßte. Auch von anderer Seite ist anerkannt worden, daß über Goethe's Werther kaum einer der Zeitgenossen begeisterter und treffender sich geäußert habe, als Garve. Doch darf man, um hier nicht irre zu gehen, nicht den in Engels Philosophen für die Welt aufgenommenen Essay zum Maßstab nehmen, der schon den Einfluß der durch das Wertherfieber hervorgerufenen moralischen Reaction erkennen läßt, sondern muß den Brief lesen, den Garve unmittelbar nach der Lectüre des Goethischen Romans an Zollikofer geschrieben hat. Wenn in irgend Jemand die Empfindsamkeit des Zeitalters in hohem Grade herrschend war, so in ihm, der zudem, wie seine Briefe an eine Freundin (aus dem Jahre 1767) verrathen, während seines ersten Leipziger Aufenthaltes in Gefühlen sich bewegt hatte, die ihm das volle Verständniß des Werther eröffnen konnten. Dem Genietreiben der Sturm- und Drangperiode zeigte er sich dagegen abgeneigt, auch scheint es ihm nicht gelungen zu sein, die classischen Dichtungen Goethe's und Schillers richtig zu würdigen. Durch Dan. Jacoby ist neuerdings nachgewiesen worden, daß Schiller für verschiedene Partien seiner ästhetischen Abhandlungen aus Garve's Abhandlungen Anregung erhalten hatte. Aus diesem Verhältniß mag sich die große Achtung erklären, die der Dichter gegen den Philosophen hegte, den er auch zur Theilnahme an den Horen aufforderte. Garve ist einer der wenigen, welchen in den Xenien Anerkennung zu Theil wurde. Gleichwohl hat er sich bitter über dieselben beklagt und auch einige Anti-Xenien gedichtet, die sich in seinem Briefwechsel mit Weiße finden. Wie er Goethe und Schiller nicht gerecht zu werden vermochte, so auch nicht Kant, der ihn an philosophischer Schärfe und Tiefsinn weit überragte. Doch hat er die Kritik der reinen Vernunft in einer Weise, die selbst Kant befriedigen mochte, besprochen und in seiner Darstellung der Grundsätze der Sittenlehre eine Beurtheilung der Kantischen praktischen Philosophie gegeben, die noch heute Beachtung verdient. Als eine Fundgrube der herrlichsten Gedanken und zahlreicher Notizen über die gleichzeitige Literatur sind seine Briefe an seine Freunde, an Weiße, Zollikofer, Thümmel, die an seine Mutter und an die Leipziger Freundin, hervorzuheben. Auch hat Garve auf verschiedene jüngere Männer den günstigsten Einfluß geübt, unter denen als einer der begabtesten, der später eine große Rolle auf dem Welttheater spielen sollte, Fr. Gentz erscheint. Auch hat es ihm nicht an einem Aufzeichner seiner Gespräche und Tischreden gefehlt, wie Dittmars Erinnerungen aus seinem Umgange mit Garve beweisen. Noch immer vermissen wir eine ausreichende Biographie dieses noch lange nicht genug gewürdigten Mannes. Als einen ersten, auf genauer Kenntniß beruhenden Beitrag zu einer solchen haben wir den von Dan. Jacoby verfaßten Artikel über Garve in der Allgemeinen deutschen Biographie zu begrüßen.

Mit wenigen Worten gedenken wir hier noch J. Chr. Zimmermanns, der in seinen Bestrebungen den Popularphilosophen ziemlich nahe stand. Derselbe war

den 8. Dec. 1728 zu Brugg im Kanton Bern geboren, hatte unter Haller in Göttingen Medicin studirt, seit 1752 die Stelle eines Stadtarztes seiner Vaterstadt bekleidet und war 1768 als Leibarzt nach Hannover berufen worden. Hier gewann er bald so großes Ansehen, daß er sogar in den Adelsstand erhoben wurde. Friedrich der Große consultirte ihn in seiner letzten Krankheit. Seine Schriften über den König haben wir schon oben erwähnt. Mit den meisten bedeutenderen Gelehrten und vielen hochgestellten Personen stand er in literarischem Verkehr. Seine Briefe sind deshalb für die Literatur- und Zeitgeschichte nicht unwichtig, zeigen ihn aber als einen höchst eitlen Mann. Den Grund zu seinem literarischen Ruhm hatte er schon während seiner ärztlichen Thätigkeit in Brugg gelegt. Hier verfaßte er nicht nur die Abhandlung vom Nationalstolz (1758), sondern auch seine „Betrachtungen über die Einsamkeit“ (1757), aus denen sein größeres Werk über das gleiche Thema hervorging (in 4 Bänden, 1784—85) und eine von tiefer Beobachtung zeugende Schrift „von den Erfahrungen der Arzneikunst“ (1763—64). Zimmermanns Schriften zeichnen sich alle durch eine Fülle interessanter Notizen, anekdotenhafter Züge und detaillirter Mittheilungen aus dem Leben und den Werken großer Männer aller Zeiten aus, durch welche er den von ihm behandelten Gegenständen Reiz zu verleihen und sich selbst den Schein großer Gelehrsamkeit zu geben wußte.

An dieser Stelle, wo wir unsere Darstellung der Popularphilosophie abschließen, geziemt es sich wohl, noch einen streng wissenschaftlichen und höchst scharfsinnigen Denker zu nennen, der sich weit über das Niveau der Aufklärung erhob und lange ziemlich einsam dastand, J. G. Lambert. Derselbe war als der Sohn eines armen Schneiders zu Mühlhausen im Sundgau geboren. Obgleich durch väterlichen Willen zu einem Handwerk bestimmt, wußte er sich doch durch Selbststudium eine solche Bildung anzueignen, daß er 1748 Hofmeister in einem adelichen Hause werden konnte. In dieser Stellung setzte er mit großem Eifer seine Studien fort, begleitete 1756 seine Zöglinge nach Göttingen und später auf Reisen nach Holland und Frankreich und kam nach manchem Wechsel seines Aufenthaltes 1764 nach Berlin, wo er zum Mitglied der Akademie und dann zum Oberbaurath ernannt wurde und 1777 starb. Durch sein Buch: „Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung von Irrthum und Schein“ (1764), ist er der nächste Vorläufer Kants geworden, wie R. Zimmermann nachgewiesen hat. Kant selbst lehrte zwar schon seit 1755 an der Universität zu Königsberg, trotzdem werden wir ihn, da seine Wirksamkeit auf die Zeitgenossen erst mit der Veröffentlichung seines Hauptwerkes, der Kritik der reinen Vernunft, beginnt, besser in der folgenden Epoche besprechen.

Geschichte und Biographie.

Auch in dieser Epoche nahm die politische Geschichtschreibung noch nicht den Aufschwung, den man bei den Fortschritten der Sprache, welche wir jetzt zu constatiren haben, und bei dem Anstoß, den der siebenjährige Krieg dem Nationalgefühl gegeben hatte, erwarten sollte. So lange das politische Leben noch darniederlag und die traurigen Zustände im Reiche fortdauerten, die Deutschland nicht zu Einheit und Macht kommen ließen, so lange das Volk zum Mitrathen und -thaten nicht herangezogen wurde, so lange der Deutsche als Deutscher sich nicht mit einem gewissen Stolze gegenüber den übrigen Nationen fühlte, so lange die geistigen Hauptinteressen ausschließlich die literarischen waren, so lange konnte es auch keine wirkliche politische Geschichtschreibung in Deutschland geben. Wir haben uns deshalb auch nicht darüber zu

verwundern, daß noch der beste politische Geschichtschreiber der Zeit, aber freilich in französischer Sprache, der ist, der auch die größten geschichtlichen Thaten vollbracht hatte, Friedrich der Große, und daß andere Gegenstände, als die Thaten und Schicksale unseres Volkes, eine ausgezeichnete Darstellung und Behandlung erfuhren. Wie schon früher, in Folge des erregteren religiösen Lebens, die Kirchengeschichte nicht unbedeutende Leistungen aufzuweisen hatte, denen in unserer Epoche die einen wirklichen Pragmatismus durchführende, mit Absicht aber lateinisch geschriebene Kirchengeschichte von Mosheim an die Seite trat (geb. am 9. Oct. 1694 zu Lübeck, gest. den 9. Sept. 1755 als Kanzler und Professor der Theologie in Göttingen), so war Winckelmanns Geschichte der Kunst der Alten ein Werk, an dem, wer wollte und konnte, die Methode wahrer Geschichtschreibung und einen schönen, klaren und geistvollen Stil hätte lernen können. Und doch fand sich Niemand, dem auch nur eine ähnliche Darstellung der heimischen Geschichte und zwar in deutscher Sprache geglückt wäre, als sie dem fast zum Römer gewordenen Winckelmann in so herrlicher Sprache für die Geschichte der Kunst der Alten gelungen war. Dagegen ging einem jungen, strebsamen Manne, den es mit unwiderstehlicher Gewalt in das praktische Leben zog und der, um eine segensreiche politische Wirksamkeit zu gewinnen, den akademischen Lehrstuhl mit der Stellung eines ersten Berathers eines edlen Fürsten eines kleinen deutschen Ländchens vertauscht hatte, dem schon von uns besprochenen Th. Abbt, das Bewußtsein der Aufgabe auf, der sich ein deutscher Historiker zu unterziehen hätte. Seine Ansichten sind in seinen kleineren Beiträgen für die Literaturbriefe niedergelegt. An Sallust und Tacitus hatte er seinen Stil zu bilden gesucht und von Montesquieu die bedeutendsten Anregungen erfahren. Voltaire erklärte er für seinen Lehrer in der Geschichte, von dem er die „Logik der Geschichte“ lerne, Hume entzückte ihn, weil er die Berathschlagungen einer freien Nation beschreibe, unter Winckelmanns Anregung wollte er die Geschichte der Kunst mit der politischen verbinden. Man sieht, daß ihm die Geschichte schon nicht mehr bloße Regentengeschichte war, sondern Darstellung der inneren Entwicklung, die sich in der gegenseitigen Wechselwirkung von Politik, Gesellschaft, Sitte und Bildung ausspricht, und daß ihm der Begriff des historischen Pragmatismus zum vollen Bewußtsein gekommen war. Es ist sicher ein Verlust für unsere Wissenschaft gewesen, daß Abbt so frühzeitig aus dem Leben abgerufen wurde. Was er wollte, das hat in umfassenderer Weise J. Möser erstrebt, von dem wir jedoch erst in der nächsten Epoche zu sprechen haben. In diese fallen dagegen noch die Anfänge einer Geschichtsbetrachtung, die sehr leicht auf Abwege führen kann, der philosophischen. Die Wichtigkeit derselben ist nicht zu bestreiten, sie ist wohl das Höchste, was irdischer Verstand auf historischem Gebiet erstreben darf, aber sie war noch nicht zu einer Zeit möglich, wo die Detailforschung, die einfache Feststellung der Thatsachen aus den Quellen, noch so sehr im Argen lag. Die ersten Versuche in dieser Richtung gingen von dem Schweizer Is. Iselin aus (geb. zu Basel am 17. März 1728, 1754 Mitglied des großen Raths und 1756 Rathsschreiber in Basel, gest. den 15. Juni 1782). Angeregt von Voltaire, mit dessen Schriften er auf einer längeren wissenschaftlichen Reise in Frankreich näher bekannt geworden war, schrieb er 1764 „philosophische Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit“, die er in bedeutender Erweiterung 1768 unter dem Titel „Ueber die Geschichte der Menschheit“ wieder herausgab. Das Buch fand ungemeinen Beifall, um so mehr, als es einem Bedürfniß zu genügen suchte, das in jenem philosophisch angehauchten Zeitalter sich mehrfach regte, und Rousseau entgegen trat, welcher in der Geschichte nur einen Abfall von dem Idealzustand des goldenen Zeitalters gesehen hatte. Mit großer Entschiedenheit verlegt Iselin den Idealzustand in die Zukunft, d. h. er erkannte

in der Geschichte ein stufenweises Vorrücken zu immer höheren Zielen an, das den menschlichen Altersstufen einigermaßen entspricht. Es ist nicht schwer zu sehen, daß Lessings Erziehung des Menschengeschlechts in den gleichen Grundanschauungen wurzelte. Wie Lessing, so hat auch Herder von Iselin Einfluß erfahren.

Nicht unerwähnt wollen wir es lassen, daß in genauem Zusammenhang mit der durch die Empfindsamkeit bedingten Vertiefung des persönlichen Lebens und des allgemeineren Interesses an Bildung, die Pflege und Vermehrung der biographischen Literatur steht. Immer zahlreicher werden von jetzt ab eigene Lebensbeschreibungen (Memoiren) und immer häufiger die Veröffentlichung von Briefen bedeutender Personen, die oft zum Besten gehören, was diese Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Dagegen können wir aus derselben keine Biographie namhaft machen, welche unseren heutigen Anforderungen einigermaßen genügte.

2. Die Sturm- und Drangperiode oder die Zeit der literarischen Revolution. (1770—1788).

Während in die vorige Epoche die Kriege Friedrichs des Großen fallen, ist die, in welche wir jetzt eintreten, eine Zeit äußeren Friedens, die keine Störung durch den Lärm der Waffen erfahren hat. Diese Epoche, welche über zwei Jahrzehnte sich hin erstreckt, steht in der Mitte zwischen den beiden großen Weltereignissen, welche die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einem der wichtigsten Abschnitte in der Menschengeschichte machen, zwischen dem siebenjährigen Krieg und der französischen Revolution. Sie ist dadurch von selbst als eine Nachwirkung jenes und als eine Vorläuferin dieser bezeichnet. Der siebenjährige Krieg hatte ein neues nationales Selbstbewußtsein geweckt, den dominirenden Einfluß Frankreichs zurückgedrängt, Sinn und Verständniß für das Große gefördert. Ein erhöhtes nationales Selbstgefühl, ein auf das Große gerichteter Sinn, ein gewisser Schwung und Begeisterung mußten auch Charakterzüge der neuen Epoche sein, welche die Kämpfe, welche der Preußenkönig auf dem Schlachtfeld geliefert, auf literarischem Gebiete fortzusetzen suchte. Indem diese sich allmählich gegen alles Abgelebte in Literatur, Gesellschaft, Kirche und Staat richteten, gestalteten sie sich zu einer vollständigen Revolution im geistigen Leben der Nation, wie sie kaum anderwärts je wieder erlebt worden ist. Die Epoche war darum in Wahrheit eine Vorläuferin der französischen Revolution, von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß sie ohne Feuer und Schwert und, des Volkes der Dichter und Denker würdig, den großen Erneuerungsproceß einzig literarisch vollzogen hat.

Wir pflegen nach dem Namen eines Klingerschen Dramas die Zeit, um die es sich hier handelt und die wir am besten von Goethe's Zusammentreffen mit Herder in Straßburg (1770) bis zur Rückkehr des ersteren aus Italien (1788) datiren, die Sturm- und Drangperiode zu nennen. Der Eifer, mit welchem der Held des siebenjährigen Krieges in den Kampf gestürmt war, ohne doch seine Gegner völlig niederwerfen und eine Neugestaltung des Reiches und aller öffentlichen Verhältnisse durchsetzen zu können, die seinen und den Wünschen der Bestgesinnten in der Nation entsprochen hätte, dieser, wenn ich so sagen darf, verhaltene Eifer übertrug sich in verstärktem Maße auf die während des Krieges herangewachsene jüngere Generation und suchte sich nun auf die natürlichste Weise Luft zu machen. Wie der, in dem eine Leidenschaft kocht und stürmt, die er nicht handgreiflich befriedigen darf und kann, durch rücksichtsloses Aussprechen sich wenigstens das Herz erleichtert, so hat die Jugend

der Sturm- und Drangzeit, die sich die Kraft zum Höchsten zutraute und in welcher die begeisterte Hingabe an ihre Ideale, wie der Ingrimm gegen das, was sie haßte und verwarf, zur Leidenschaft emporgelodert war, durch freiestes sich Ergehen in Wort und Schrift ihrem Drang ein Genüge zu thun gesucht.

Wir haben absichtlich an die leidenschaftliche Erregung der Geister angeknüpft, welche der siebenjährige Krieg zur Folge hatte, weil wir durch literarische Einwirkung, zumal aus fremden Anregungen, die geistige Bewegung jener eigenthümlichen Epoche allein nicht erklären können. Daß aber dieselbe keine politische Richtung nahm, dies erklärt sich einmal daraus, daß die allgemeinen Verhältnisse und die Zerrissenheit des Reiches noch zu traurig waren, dann daraus, daß ein politischer Sinn in uns erst in einer Schule schwerer Leiden allmählich großgezogen, zuvor aber unsere eigenthümliche geistige Anlage bis zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt werden sollte. Dabei dürfen wir aber die Grundstimmung unseres Volkes im vorigen Zeitabschnitt nicht außer Rechnung lassen, in welcher wir die Empfindsamkeit erwachen und die Aufklärung zur Blüte gedeihen sahen. Empfindsamkeit wie Aufklärung beweisen, daß vorzugsweise zwei Seelenkräfte in jener Zeit zur Ausbildung gelangt waren, Gefühl und Erkenntnißvermögen. Da jenes für das dichterische Schaffen, dieses für die wissenschaftliche oder philosophische Thätigkeit die Grundbedingung ist, so läßt sich schon im Voraus begreifen, daß in jener Zeit Poesie und Philosophie zugleich einen Aufschwung erlebt haben werden. Nicht ohne guten Grund hatten wir deshalb die siebente Periode unserer Literaturgeschichte als die Zeit des poetischen und philosophischen Aufschwungs bezeichnet. Dieser doppelte Aufschwung vollzieht sich ganz besonders innerhalb der Epoche, von welcher wir hier zu reden haben, die Goethe nicht unpassend einen „geistigen Frühling" genannt hat und die wir als „eine zweite Jugend der Nation" bezeichnen dürfen.

Noch fehlt es an einer befriedigenden Darstellung der Geschichte der Empfindsamkeit, bei der es sich jedoch nicht etwa blos um das sogenannte Empfindsamkeitsfieber handelt, von dem Goethe im Werther sich zu heilen verstand. Nicht einmal die Geschichte des Wortes empfindsam ist sattsam aufgeklärt, wenn wir auch wissen, daß Lessing dem ihm befreundeten Uebersetzer von Sterne's sentimental journey (Bode) dies Wort für das englische sentimental in Vorschlag gebracht hatte. Wenn man dem Gebrauch des Wortes empfinden und seinen Ableitungen in den Schriftstellern der vorigen Epoche sorgfältiger nachgeht, so wird man erkennen, welche wichtige Rolle lange vor dem Bekanntwerden des Sterne'schen Romans Empfindung und empfinden in unserer Literatur gespielt hatten. Wie wir schon früher aus einander setzten, war das Empfinden aber vorzugsweise auf das Schöne und die Kunst gerichtet, was Baumgarten bewegen mochte, seiner Kunstlehre den Namen Aesthetik zu geben, indem er sicherlich an das deutsche Wort „empfinden" mit dachte. Auch hat es seinen guten Grund, wenn der Uebersetzer von Hemsterhuis Abhandlung über das Verlangen (Paris 1770) dem kunstsinnigen Volk der Griechen, das wohl das ästhetisch gebildetste der Welt gewesen ist, die „äußerste Empfindsamkeit" zuschrieb. Der Empfindsame wird also, so dürfen wir uns wohl ausdrücken, derjenige sein, welcher sein Gefühl ästhetisch gebildet hat. Schiller, welcher, was sehr zu beachten ist, die gesammte Literatur des 18. Jahrhunderts sentimentalisch nannte und sich selbst zu den sentimentalischen Dichtern zählte, hat nicht nur das Wort sentimental in die Literaturgeschichte eingeführt, sondern auch, was nicht minder bezeichnend und wichtig ist, den Ausdruck ästhetisch mit ganz besonderer Vorliebe gebraucht. Er redet von ästhetischer Erziehung des Menschen, von ästhetischer Cultur und Beurtheilungsweise, überhaupt von ästhetischen Dingen, von ästhetischem Gefühl, Gefallen,

Gesetz, ja selbst von ästhetischer Welt und ästhetischem Staat. Wenn Schiller, den W. von Humboldt den modernsten aller Dichter nannte, ein echter Sohn seines Jahrhunderts war, wie wir dies durchaus glauben annehmen zu dürfen, dann dürfen wir auch wohl in diesem selbst eine vorwiegend ästhetische Richtung anerkennen. Dann verschwindet aber auch aller Grund zur Verwunderung, warum schon um die Mitte desselben der Mann habe auftreten können, in welchem, wie in keinem anderen, das Schönheitsgefühl so lebendig war, daß er der verständnißvollste und begeistertste Interpret und Geschichtschreiber der Kunst der alten Griechen werden konnte. Auch begreifen wir, wie Lessings Bestrebungen im Grunde sämmtlich in seinem ästhetischen Interesse wurzelten und verstehen es, wie selbst die so viel geschmähten Popularphilosophen, ein Mendelssohn und Garve, der letztere zumal in seiner Jugend, dazu kamen, in einer Weise mit ästhetischen Fragen sich zu beschäftigen, daß ihre Abhandlungen der Ausgangspunkt tieferer Untersuchungen für Schiller werden konnten, wie dies für Garve von Dan. Jacoby außer Zweifel gesetzt ist. Nun auch erst erklärt es sich natürlich, wie das achtzehnte Jahrhundert das Zeitalter der erstarkenden Kritik hat werden können, die der wachsenden ästhetischen Einsicht und dem sich ausbreitenden ästhetischen Interesse genau entsprach. In Lessing war die kritische Neigung nicht weniger mächtig, als sein ästhetischer Trieb. Der größte Aesthetiker des 18. Jahrhunderts und auch sein größter Kritiker ist aber offenbar derselbe Schiller, den wir auch für den vollgiltigsten Repräsentanten desselben anerkannt haben. Wie aber steht nun Goethe zu diesen Bestrebungen, der doch nicht in gleichem Umfang und Maß, wie Schiller und Lessing, ästhetische Abhandlungen und Kritiken geschrieben, wie wohl er auch das zu thun nicht versäumt hat? Seine Bedeutung ist eine andere, man möchte sagen, höhere. Er, der die Empfindsamkeit in ihrer höchsten Stärke und vollen Tiefe in sich durchlebte, hat in den Stürmen und Leiden derselben den reinsten ästhetischen Sinn sich herausgebildet. Er ist es, dessen ganzes Wesen instinctiv mit der Idee und dem Gesetz des Schönen sich erfüllte, der verkörperte Genius der Schönheit, der im Künstler menschgewordene ästhetische Sinn selber. Was überhaupt das 18. Jahrhundert bei uns Großes, Ewiggiltiges geleistet, das steht Alles mit diesem ästhetischen Sinn in Verbindung. Erst von solchen Betrachtungen aus lassen sich Schillers Worte in den Künstlern würdigen, die nicht blos für die Anfänge der menschlichen Cultur, recht eigentlich auch für das achtzehnte Jahrhundert gelten:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.“

Und so ist es denn auch nicht ohne Grund, warum Schiller, der stets anregend und erhebend auf seine Zeitgenossen wirken wollte, in dem Gedicht, dem wir die eben angeführte Stelle entnahmen und das den großen geistigen Aufschwung des Jahrhunderts gleich in den Eingangsversen in enthusiastischer Weise verherrlicht, doch nicht zu vergessen mahnen konnte, was unsere heutige Cultur, was Technik, Philosophie und Wissenschaft der Kunst und Pflege des Schönen schuldig geworden sind.

Wir dürfen also wohl behaupten, daß im Zeitalter der Empfindsamkeit und gerade in dieser sogenannten Empfindsamkeit der ästhetische Sinn unseres Volkes großgezogen und die Poesie das Hauptanliegen der hervorragendsten Geister geworden ist. Zunächst hieraus und nur hieraus haben wir alle eigenthümlichen Erscheinungen

der Sturm- und Drangperiode zu erklären. Die gewaltige Bewegung der Geister in dieser Zeit war nicht eine Folge fremden äußeren Einflusses, sondern nur die Bedingung und Voraussetzung, unter welcher die Einwirkung der fremden Literaturen bei uns so tief greifend sich gestalten konnte.

Woraus will man es ableiten, frage ich, daß in dieser Epoche der Werth des Genies so hoch steigt und so viele junge Männer mit genialer Anlage bei uns hervortreten? Je mehr die Empfindung sich vertiefte, um so mehr mußte der Geist überhaupt sich entwickeln. Je mehr der ästhetische und poetische Sinn erwachte, um so mehr mußte der Geist auf das Schöne sich richten. Was ist aber das Genie anders, als die Kraft unseres Wesens, welche das Schöne mit Lust und Leichtigkeit empfindet und auf schöne Weise unser innerstes Leben und Fühlen darzustellen vermag? Zu keiner Zeit hat das Wort und der Begriff des Genies bei uns den Werth gehabt, wie damals. Schon Lessing hatte in seiner Selbstkritik am Schluß der Hamburgischen Dramaturgie sich selbst darauf hin angesehen, ob er sich den angeborenen Genius zusprechen dürfe, und, was man in den rechten Zusammenhang zu setzen versäumt hat, J. Huarts „Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" aus dem Spanischen übersetzt, welches Werk im Grunde nur eine Abhandlung über das Genie ist, die ihren Gegenstand auch medicinisch und physiologisch untersucht und jeder eingeborenen Kraft das ihr von Natur bestimmte Arbeitsgebiet zuweisen wollte. Der Preis des Genius wurde in den verschiedenartigsten Tönen in jener Epoche angestimmt und mit größter Entschiedenheit gegen alles pedantische Wesen geeifert. Gewiß wäre es keine undankbare Arbeit einmal zusammenzustellen, was von den Schriftstellern jener Zeit über den Genius und gegen die Pedanterei gesagt worden ist. Ganz besonders schwungvoll sind die Aeußerungen Lavaters, der in seiner Physiognomik selbst den äußeren körperlichen Erscheinungsformen und Erkenntnißzeichen des Genies nachging, höchst originell, was Claudius über das Genie an seinen „Vetter Andres" schreibt. Bis in die nächste Epoche hinein wird man nicht müde den Genius zu besingen und das starre Festhalten an der schulmäßigen Tradition und Routine zu züchtigen, wie Schillers Gedicht „Natur und Schule" beweisen kann. Aus allen diesen Momenten darf man doch wohl auf den Eifer schließen, mit welchem die auf psychologische Analyse und Selbstbeobachtung gerichtete Zeit das Wesen der dichterischen Kraft im Menschen zu erforschen und ein neues, frischeres geistiges Leben herbeizuführen bemüht war. Indem man aber über den Genius klar zu werden suchte, wollte man zugleich in das eigenthümliche Wesen des Schönen, in sein innerstes Geheimniß und Werden selbst eindringen.

Sobald eine Zeit die Frage nach dem Genius stellt, sofort ist ihre Stellung zur zeitherigen Poesie verändert. Sie empfindet Ekel an den ausgefahrenen Gleisen und sucht nach solchen geistigen Erzeugnissen, die Wirkung auf das Gemüth hervorbringen, die neu und originell sind. Indem ihr das Bewußtsein davon aufgeht, daß nicht Uebung und Mühe und eine gewisse äußerliche Gewandtheit allein zureichen, um das Schöne hervorzubringen, daß nur die Wenigsten tief, so recht tief, und die Wenigsten, was das Leben bringt oder in einem Kunstwerk liegt, deutlich und wahr empfinden, wird sie zugleich inne, daß selbst mit dem ausgesuchtesten Regelkram auf poetischem Gebiet nichts gethan ist. So muß der Werth der Regel, die man bis dahin vergötterte, sinken, und das angeborene schöne Empfindungsvermögen, dessen man sich immer freudiger bewußt wird, im Werthe steigen. Doch lauert hier sofort eine Gefahr, der eine im Preis des Genius berauschte Zeit, wie nun einmal die menschlichen Dinge geartet sind, kaum entgehen konnte. Aus der einen Uebertreibung verfiel man in die andere. An die Stelle der geistlosen Regelrechtigkeit (man erlaube dies Wort) trat die geniale

Regellosigkeit. Ja man ging so weit die Herrschaft der letzteren geradezu zu proclamiren und, je trunkener man im Gefühl der neubelebten dichterischen Schöpfungskraft schwelgte, das Genie von aller Regel zu entbinden, dasselbe zum alleinigen Gesetzgeber im Reich des Schönen oder des Geschmacks zu erheben. Dagegen wäre an und für sich nichts einzuwenden, wenn nur das Genie in Allem und zu allen Zeiten das gleiche wäre. Doch auch der Genius will gepflegt und entwickelt und gebildet sein und wehe dem Zeitalter, das dem nicht gebildeten vertraut. Ihm droht mit der Regellosigkeit die Gefahr der Rohheit und das Ziel, dem man plötzlich so nahe zu sein glaubte, ist wieder in weite Fernen, das Bild der Schönheit in die Wolken entrückt. Von dieser Stelle aus läßt sich der Gang des Kommenden recht wohl begreifen. Erst dann konnte es gelingen das Schöne festzuhalten, wirklich schön zu bilden und zu dichten, als der mit dem Genius begnadigte Dichter, in der strengsten Schule der Uebung und Selbstkritik, zur höchsten eigenen, zur vollen harmonischen Ausbildung seines ganzen Wesens sich hindurcharbeitete, sich hinaufläuterte. Das ist das Kunstgeheimniß Goethe's und Schillers, dies der Schlüssel zur classischen Vollendung ihrer Dichtkunst, dies die Forderung, die Schiller in seiner, das Programm seiner Zukunft formulirenden Recension der Bürgerschen Gedichte mit so großer Entschiedenheit gestellt hat, dies aber auch der Grund, warum derselbe später mit so wenig Zufriedenheit auf seine eigenen dichterischen Jugendleistungen zurückzublicken vermochte. Die Sturm- und Drangperiode ist S t u r m - und D r a n g periode, weil sie die hier ausgesprochene Wahrheit noch nicht erkannte, in die Regellosigkeit und die einseitige Betonung des Genialischen sich verlor. Nicht unpassend hat man sie darum auch die Geniezeit und ihre Dichter die Geniedichter genannt. Goethen aber durften selbst die Werke seiner Jugend mit Befriedigung erfüllen, da seine ästhetische Bildung in einer erstaunenswürdigen Tiefe rascher und zeitiger sich vollzogen hatte, und die eingeborene Kraft seines Genius überhaupt eine größere war.

Zu dem hier Gesagten müssen wir sofort ein Anderes hinzufügen. Es war nur zu natürlich, daß ein Geschlecht, welches in der Empfindung des Schönen sich berauscht hatte, bei der bloßen Empfindung nicht stehen bleiben, sondern zum Erleben und zum Genuß des Schönen übergehen wollte. So kam es, daß die Zeit, welche dichterisch und ästhetisch so stark angelegt war, auch p o e t i s c h z u l e b e n versuchte. Indem sie dies that, machte sie zugleich die Rechte des Genius geltend, der ihr nun für ein bevorzugtes Wesen galt und gelten mußte. Kein Wunder, wenn diese Versuche, das Leben poetisch zu gestalten, in einem Zeitalter, das so wenig politischen Sinn hatte und in welchem die allgemeinen Ordnungen nicht das Ansehen von sittlich bindenden Mächten besaßen, sondern nur als hemmende Schranken für den sich frei bethätigen wollenden Geist erschienen, auch im Gebiet des sittlichen zum Umsturz der Regel d. h. des Gesetzes führten, wenn die jugendlichen Stürmer und Dränger, die zu dem Satze sich bekannten: „Erlaubt ist, was gefällt", bald nur noch wenig von einem Begriff der P f l i c h t wußten, wenn überall das Ich, der ausgesprochenste Subjectivismus, d. h. die egoistischste und persönlichste Willkür, die Entfesselung der sinnlichsten Triebe nicht ausgeschlossen, sich breit machte und alles Streben die Gestalt in das Unendliche annahm, die Jugend von einer Sehnsucht nach diesem, nach dem Schrankenlosen heimgesucht wurde und von einem Gefühl sich erfüllen ließ, dem das Leben und die Wirklichkeit nicht mehr genügen und kein Erfolg eine Befriedigung gewähren konnte. Eine solche Zeit mußte das Gefühl zuletzt über Alles erheben, Alles Andere dagegen für Rauch und Schall erklären. Diesen Trieb in das Unendliche, Weite, Ferne, diese Ueberschätzung des subjectiven Gefühls neben dem Göttertraum allempfänglichsten Weltgenusses hat Goethe mit Meisterschaft im Werther und

im Faust und selbst noch im Tasso und Wilhelm Meister zur Darstellung gebracht. Einer Generation von solcher Art und Richtung konnte aber das Leben nicht mehr lebenswerth erscheinen, wenn seinem subjectiven Gefühlsdrang irgendwelche Hindernisse sich in den Weg stellten, und dieselbe Zeit, welche den Genius vergötterte, welche um seinetwillen, im ausgeprägtesten Optimismus, den Menschen zum Gott erhob, mußte zugleich des herbsten und tiefsten Weltschmerzes fähig und, wo sie auf Schranken ihrer Empfindung und ihres Gelüstens stieß, das Leben wegzuwerfen bereit sein. Daher die damals oft, zuerst vom Engländer Hume vertheidigte Lehre des Selbstmordes, die auch im Werther widerklingt. Wohl ist es etwas Eigenes um die Jugend dieser Periode, in welcher neben dem übermüthigsten Titanentrotz und der höchsten Weltlust eine so geringe Selbstüberwindungskraft und eine solche Verzagtheit sich ausspricht. Aber wir begreifen es nun, warum selbst ein Lessing vom Goethischen Werther sittliche Gefahr befürchten konnte, und sehen in Kant den rechten Zuchtmeister der verirrten Jugend, der in treuem Festhalten an der bürgerlichen Ehrbarkeit den Begriff der Pflicht seiner trunkenen jüngeren Mitwelt mit aller Schärfe wieder einzuprägen suchte. Das bürgerliche Element, welches die vorige Epoche noch beherrschte, war jetzt fast ganz zurückgetreten, ja es galt dieser Jugend, die sich für ein bevorzugtes, ausgesuchtes Geschlecht hielt, nur für beschränkt und philisterhaft.

Aus dem bis jetzt Auseinandergesetzten ergibt sich fast von selbst ein Anderes. Wenn eine Empfindung bis zu einem solchen Grad sich steigert, daß sie die ausschließliche Herrschaft im Menschen gewinnt, so pflegen wir sie Leidenschaft zu nennen. Es bedarf kaum des Nachweises, daß der Sturm- und Drangzeit, die selbst auf das leidenschaftlichste erregt war, die Leidenschaft als der rechte und interessanteste Stoff für die Dichtung gelten mußte. Darum die große Begeisterung für Shakespeare's Dramen, welche, so zu sagen, eine Naturgeschichte der menschlichen Leidenschaft sind und so wahre und treffende Gemälde derselben enthalten, wie sie kaum anders wo zu finden sind. Es war darum nur natürlich, daß ein Geschlecht, welches so ganz in Empfindung und leidenschaftlicher Erregung lebte und zur Erkenntniß kam, daß keine Dichtungsgattung sich mehr zur Darstellung der Leidenschaft eigne, als die dramatische, und auch keine großartiger und darum des Genius würdiger, sei als diese, ganz besonders diese zu pflegen suchte und die Vorliebe für das Theater, von dem man die höchste Einwirkung auf die Bildung der Nation erhoffte, bis zu einem bedenklichen Grad steigerte, wie Goethe's Wilhelm Meister beweisen kann. — Ebenso natürlich war es, daß man sich auch des Romans zur Abschilderung einer Leidenschaft und ihrer Geschichte bediente und denselben in genauer Nachahmung der Wirklichkeit, wie sie damals vielfach mag erlebt worden sein, aus Briefen auferbaute, die den großen Vortheil boten den Leser Schritt für Schritt in das Innerste der handelnden Personen, in ihr tiefstes und geheimstes Empfindungsleben blicken zu lassen. Gerade die Briefform mußte einem Geschlecht zusagen, das in Briefen sein Herz den Freunden auszuschütten liebte, und ein fortwährendes Verlangen nach psychologischer Analyse der Stimmungen und Gefühle hegte, die sich auf keine Weise besser, als in Briefen geben läßt. Nun ist es allerdings richtig, daß Rousseau's Roman „die neue Heloise“, welcher auch in Deutschland so außerordentliches Aufsehen erregte, ebenfalls in Briefen geschrieben war, sollte denn aber Goethe in seinem Werther nur der blinde Nachahmer Rousseau's gewesen sein? Es erscheint dies um so weniger glaublich, als ja diesem Romane Goethe's wirkliche Briefe an Lotte Kestner vorausgegangen waren. Uebrigens hat Goethe im Werther uns nicht Briefe an die Geliebte mitgetheilt, sondern solche, die er seinen Helden an einen Freund schreiben ließ. — Wir hätten bereits oben, als wir von der

durch und durch subjectiven Richtung des Zeitalters sprachen, es erwähnen können, daß dasselbe in hohem Grade lyrisch angelegt gewesen sei. Wir fügen diese Bemerkung hier hinzu, wo wir von der herrschenden Vorliebe für das Drama und von der äußerst geschickten Verwendung der Briefform für den Roman reden, um noch darauf aufmerksam zu machen, daß erst jetzt wieder, wo die Dichter von einer wirklichen Empfindung und oft selbst von der tiefsten Leidenschaft ergriffen waren, eine wahre, echte Lyrik möglich war. Dies können uns vor allem Goethe's Lieder aus seiner Jugendzeit beweisen, die zum Schönsten gehören, was irgend eine Zeit der Art hervorgebracht hat. Wie anders ergreifen uns diese, als die meist nur gemachten und auf fingirten Stimmungen beruhenden Erzeugnisse der vorigen Epoche, etwa der Anakreontiker. Wir dürfen es getrost aussprechen, zumal in dieser Goethe'schen Lyrik, aber auch im Werther und in Goethe's Dramen der Sturm- und Drangzeit, wurde der Menschheit der Begriff echter Poesie zuerst wieder offenbart. Selbstverständlich konnte von jetzt ab von moralischen Zwecken und Tendenzen der Dichtkunst keine Rede mehr sein, wenn auch durch die Sturm- und Drangperiode die didaktische Poesie bei uns nicht ausgerottet worden ist. Es war ein Rest des alten Zopfes, wenn selbst ein Lessing die didaktische Richtung nicht ganz verwinden konnte; und wenn Herder mit besonderer Vorliebe immer wieder der lehrhaften Poesie sich zuwendete, so beweist dies nur, daß seiner besseren Einsicht doch nicht sein Können entsprach. Wie die ältere und durch die Zeit, von der wir hier reden, zurückgedrängte und überholte Generation über die so eben besprochenen Fragen dachte, das kann uns eine Aeußerung zeigen, die der alt gewordene Garve, der doch in seiner Jugend (1771) „eine gewisse Ausschweifung und Schwärmerei der Leidenschaft" für den besten poetischen Stoff erklärt hatte, an seinen jungen Freund Manso that, den wir uns als einen Anhänger der neuen Richtung denken müssen. „Sie werden", schreibt der Philosoph im Jahre 1798, „einer richtigen und lebhaften Schilderung der Leidenschaft, besonders wenn sie in schönen Versen enthalten ist, immer einen sehr hohen Werth beilegen, und ich selbst habe mich oft an diesen Schilderungen ergötzt: aber Sie werden es doch mit gleichem Unwillen empfinden, wenn auf unrechtmäßige und strafbare Leidenschaften so viel Talent verwandt und soviel Anmuth ausgestreuet ist." Um solcher Anschauungen willen durfte Goethe über Garve an Schiller schreiben (den 24. Nov. 1797): „Bemerkt man doch bei diesem so guten und wackern Manne keine Spur eines ästhetischen Gefühls!" und im nächstfolgenden Briefe: „Die Poesie ist doch eigentlich auf die Darstellung des empirisch pathologischen Zustandes des Menschen gegründet, und wer gesteht denn das jetzt wohl unter unsern fürtrefflichen Kennern und sogenannten Poeten? Hat ein Mann wie Garve, der doch auch zeitlebens gedacht haben will und für eine Art von Philosophen galt, denn nur die geringste Ahnung eines solchen Axioms?" Er hatte sie, als der Sturm und Drang begann, wohl gehabt, aber später zu Gunsten der bürgerlichen Moral wieder aufgegeben.

Freilich waren die Dichter, welche die menschliche Leidenschaft zum Gegenstand ihrer Darstellung wählten, so lange sie zum Begriff der wahren Schönheit nicht durchgedrungen waren, verschiedenen Verirrungen ausgesetzt. Einer Seits konnten sie sich verleiten lassen im Gräßlichen, anderer Seits in der Häufung menschlicher Laster und Verbrechen die rechte Aufgabe der Dichtung zu sehen. Nach beiden Seiten ist von den Geniedichtern sehr viel gefehlt worden. Im Gräßlichen hat sich besonders Gerstenberg in seinem „Ugolino" bewegt, den Manche, gewiß nicht zutreffend, zum Ausgangspunkt der Sturm- und Drangperiode nehmen, in der Häufung von Verbrechen und Schandthaten aller Art aber hat unter Goethe's Freunden und Nach-

ahmern namentlich Lenz das Aeußerste geleistet. Die Zeit war allerdings ästhetisch gerichtet, sie suchte das Schöne und die wahre Poesie, auch brachte und entwickelte sie alle Vorbedingungen zu einem neuen Aufschwung der letzteren, aber nur einem Goethe war es vorbehalten, auch schon als Jüngling Werke von ewiger Schönheit zu dichten. Erst als die zu Männern herangereiften Dichter, nach den Verirrungen der Sturm- und Drangzeit, zu den Griechen in die Schule gingen, und bei diesen Maß und Beschränkung lernten und eine Ahnung des hohen Kunststils empfingen, da war ein classisches Zeitalter unserer Poesie möglich. Die Sturm- und Drangzeit ist nicht schon dieses selbst, sondern nur die Vorbereitung desselben, so groß wir auch von ihr zu denken Ursache haben, da sie Genialität und Originalität auf ihre Fahne geschrieben hatte. Der Preis der Vollendung unserer Dichtkunst gebührt ihr nicht.

Man hat als den wahren Ahnherrn der Sturm- und Drangperiode Rousseau bezeichnet und zwar, weil dieser in verschiedenen Schriften, zumal in seinem Emil, der von der Erziehung handelt, immer wieder das Evangelium von der Rückkehr zur Natur gepredigt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß neben vielen Anderen besonders Goethe und Schiller, und was verwunderlich erscheinen könnte, nicht minder fast Kant, mit außerordentlicher Begeisterung dem Studium dieses französischen Schriftstellers sich hingegeben haben, dessen Einwirkung auf unsere Literatur in der Geniezeit außer allem Zweifel steht. Trotzdem kann ich mich nicht davon überzeugen, daß der Naturenthusiasmus, welcher damals aller Orten sich kund gab, allein auf Rousseau zurückzuführen sei. Nur weil dieser mit größerer Entschiedenheit, mit lebhafteren Farben und mit klarerem Bewußtsein, als Andere, die Rückkehr zur Natur predigte, fühlte man sich von seinen Schriften so mächtig angezogen und ging man auf ihn als den Zeugen und Hauptvertreter der eigenen Ansicht zurück. Der Drang nach Natur war dem ganzen Zeitalter eigen und eingeboren, und gewiß uns Deutschen viel mehr, als irgend einem Franzosen. Dies ergibt sich zunächst aus dem, was wir über die Idylle und Naturdichtung oben auseinandergesetzt haben. Dann aber glauben wir hier hervorheben zu müssen, daß sich die Sehnsucht nach der verlorenen Natur, die Auffassung der heutigen Culturzustände als Abirrungen von derselben, die Begeisterung für großartige äußere Naturumgebung, in der man das Menschenelend vergessen kann und das Herz sich frei und gehoben fühlt, aus der allgemeinen Zeitstimmung, aus der Empfindsamkeit sattsam erklären lassen. Je tiefer ich fühle und empfinde, je mehr ich meine Lust- und Schmerzgefühle an dem Mahnruf der mir mitgegebenen Triebe messe, um so klarer muß mir der Widerspruch zwischen Ideal und Leben, zwischen dem, was wir eigentlich sind und sein sollten und könnten, und den historisch gewordenen Zuständen in das Bewußtsein treten. Das ist einmal das Wesen der Empfindung, daß sie, wenn sie selbst nur wahr ist, auch zum Wahren und Ursprünglichen zurückführt. Die Empfindung ist darum die Quelle aller Offenbarung des Idealen und im Herzen tönt fort die Stimme der Natur durch alle Abweichungen hindurch. Ein Zeitalter, das die Empfindung bis zu dem Grade vertiefte, wie es die Aufklärungs- und die ihr folgende Sturm- und Drangperiode thaten, mußte unwillkürlich zur Anschauung und Forderung des Naturgemäßen gelangen, wie umgekehrt ein Mensch, der keiner starken Empfindung fähig ist, oder grundsätzlich gegen alle feineren Gefühle sich abgestumpft hat, weder zur Ahnung der Idealwelt, noch zur Erkenntniß der ewigen Natur durchzudringen im Stande sein wird.

Die Sehnsucht nach der Natur offenbarte sich damals auf die verschiedenste Weise. Zunächst aber führte sie zu einer Verherrlichung der alten germanischen Urzeit, in deren Preis sich Klopstocks und seiner Nachahmer Bardengesänge bewegten, deren vorzüglichstes Thema Hermann, der Befreier Deutschlands

von der Römerherrschaft, bildete. Diese Bardenpoesie war selbst wieder ein Nachklang der Ossianschen Dichtungen, die damals in Deutschland bekannt wurden und die untergegangene Heldenwelt der britischen Inseln zum Gegenstand hatten. J. Macpherson, der diese Ueberreste uralter Poesie sammelte, hatte den alten gaelischen Sagen dadurch ein reizendes Colorit zu geben gewußt, daß er, in Nachahmung der Thomsonschen Jahreszeiten, Schilderungen der wildromantischen Natur Schottlands und in Nachahmung der pessimistischen Youngschen Nachtgedanken, düstere schwermüthige Betrachtungen über die Eitelkeit der menschlichen Dinge einfließen ließ.

Wer die Schriftsteller jener Epoche genauer kennen gelernt hat, wird bemerkt haben, daß sich in denselben bereits eine große Hochschätzung der Poesie der alten Griechen ausspricht. Je tiefer man in diese eindrang, um so mehr empfand man, daß die Griechen mehr, als wir, von der verlorenen Natur gerettet hatten, daß ihre besten dichterischen Erzeugnisse noch den vollen Stempel unverfälschter Natur trugen, daß sie ein reiner Spiegel derselben waren. Garve's Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neueren Schriftsteller, besonders der Dichter, welche das Wesen der griechischen Poesie bereits ziemlich richtig klargestellt hatte, führte Schiller zu seiner Unterscheidung der sentimentalischen und naiven Poesie, welche letztere er besonders den Griechen und unter den Neueren vorzugsweise nur Goethe zuschrieb. Es ist die naive Dichtung aber die Darstellung der Natur auf eine ungezwungene, reine und freie, obgleich künstlerische, doch selbst wieder natürliche Art. Schiller erkannte, daß wir, wenn wir Höheres in der Dichtkunst leisten wollten, die Griechen nachahmen und eine Versöhnung der beiden Richtungen, der sentimentalischen und naiven, erstreben müßten. Indem aber unsere Dichter und Philosophen der verlorenen Natur in den Werken der alten Griechen nachgingen, mußten sie von der Verehrung des so lange überschätzten Virgil abkommen und zur rechten Werthschätzung der Homerischen Gedichte gelangen. Hier kam ihnen nun zu Statten, was Lessing für das formelle Verständniß Homers bereits in seinem Laokoon geleistet hatte. Bald war neben Shakespeare Homer der gefeiertste Liebling der gebildeten deutschen Jugend, der diese besonders durch die aus seinen Gedichten widerleuchtende Natur anzog. Den Unterschied zwischen unseru künstlichen inhumanen Verhältnissen und der Humanität der Hellenen in ein recht grelles Licht zu stellen, ließ Goethe seinen Werther, der den Homer in einer Taschenausgabe immer bei sich führte, nachdem er als Bürgerlicher Anstoß in einer adelichen Gesellschaft gegeben und diese hatte verlassen müssen, auf einen Hügel steigen und dort im Angesicht der untergehenden Sonne, deren Genuß doch keinem Sterblichen verwehrt ist, in seinem Homer den Gesang lesen, wie der göttliche Sauhirt Eumäus den Odysseus bewirthete. Noch hatte J. H. Voß seine Uebersetzung der Odyssee nicht unternommen, als Goethe seinen Werther dichtete. Aber noch innerhalb der Sturm- und Drangperiode trat diese meisterhafte Uebertragung des großen hellenischen Sängers an das Licht (1781), die mehr als alles Andere die Begeisterung für Homer weiter verbreiten sollte. Als Schiller seine langen, mühsamen Studien beendigt und mittlerweile auch Goethe näher getreten war, da gab er im „Spaziergang" ein großartiges Bild der menschlichen Culturentwicklung als Abfalls von der Natur, das in dem stolzen Bewußtsein, auch selbst nicht ohne Erfolg nach der Palme der naiven Dichtung gerungen d. h. nach Natur gestrebt zu haben, mit den Worten schließen durfte: „Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns."

Wie hier Schiller für den modernen Dichter die Möglichkeit festhält, die Natur noch ebenso wahr schildern zu können, als Homer, da die Natur selbst sich ja durch alle Zeiten hindurch treu und dieselbe geblieben sei, so mag Goethe an die

Wiederkehr eines goldenen Zeitalters glauben, dessen Idee fortan zum Ausdruck der nach Wiederherstellung der Natur sich sehnenden Seele wurde. Mit wahrer Begierde suchten die Dichter der Sturm- und Drangzeit alle die Quellen zu erschließen, aus denen noch der unverfälschte Born der Natur fließt. Je mehr sie sich von der Etikette und dem heuchlerischen Scheinwesen der obern Gesellschaftsschichten abgestoßen fühlten, um so mehr suchten sie die von der Cultur unberührt gebliebenen Kreise der niederen oder, wie wir fälschlich zu sagen pflegen, gemeineren Bevölkerung auf (man denke, was ja am nächsten liegt, an verschiedene Stellen im Werther) und schüttelten im ungezwungenen Verkehr mit derselben all den Druck ab, den sie im Umgang mit den höheren Gesellschaftskreisen oft als so lästig empfanden. Was Goethe den Faust im ähnlichen Fall sagen läßt: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein", das bezeichnet genau und treffend das geheimste Streben in der Brust der Stürmer und Dränger. Wahre Menschen wollten sie sein, weshalb sie die Griechen so hoch gestellt hatten, die ihnen als solche erschienen. Diese Sehnsucht nach dem Menschlichen war jenem Geschlecht um so näher gelegt, als dasselbe, wie wir früher auseinandergesetzt haben, überhaupt keinen interessanteren Gegenstand der Untersuchung kannte, als den Menschen, und an die Stelle der Theologie die Anthropologie hatte treten lassen. Dabei ist festzuhalten, daß ihm der Begriff der Humanität ein doppelter war. Einmal sollte dieselbe die Menschenliebe und allgemeine Duldung bezeichnen, welcher Lessing (es geschah innerhalb der Sturm- und Drangperiode, 1779) so beredten Ausdruck im Nathan gab. Dann galt sie als der Inbegriff alles dessen, was wir als Eigenschaft und eigenthümliches Wesen der Menschen uns zu denken haben, als die Idealvorstellung von der Natur des Menschen oder als die Natur im Menschen selbst. Bei diesem Streben nach Erkenntniß der wahren Menschennatur mußten die Stürmer und Dränger sich von Spinoza angezogen fühlen, der da bekennt, sich gewöhnt zu haben „die menschlichen Leidenschaften, wie Liebe, Haß, Zorn, Neid, Ruhmbegierde, Mitleid und alle die anderen Gemüthsbewegungen nicht als Fehler der menschlichen Natur, sondern als deren Eigenschaften zu betrachten, die zum Wesen derselben ganz ebenso gehören, wie zur Natur die Luft, Hitze, Kälte, Sturm, Donner und andere Erscheinungen der Art, die wohl unbequem, aber doch nothwendig sind und bestimmte Ursachen haben." Es ist nicht schwer zu vermuthen, daß die Dichter der Sturm- und Drangzeit aus dieser Erkenntniß die Lehre gezogen haben werden, daß der Mensch handeln und leiden, im Handeln Freude und im Leiden Schmerz, in der Freude Liebe und im Schmerze Haß empfinden, und in diesem Wechsel entgegengesetzter Gemüthsbewegungen die ganze Scala der Leidenschaften durchwandern müsse, die seine Natur in sich schließt. Darum hat man nicht mit Unrecht als die Parole der Sturm- und Drangperiode die bekannten Verse angegeben:

> Lieben, hassen, fürchten, zittern,
> Hoffen, zagen bis ins Mark,
> Kann das Leben zwar verbittern;
> Aber ohne sie wär's Quark.

Auch versteht man von hier aus erst das „lustige Leben", welches Goethe selbst mit seinem Herzog noch eine geraume Zeit hindurch in Weimar fortsetzte.

Doch wir haben noch zweier anderer Quellen für Offenbarung der menschlichen Natur zu gedenken. Wie im Menschen der Urzeit, der von der Cultur noch unberührt war, reine Natur zur Erscheinung kam, so wiederholt sich dieselbe im Kinde. Daher die liebevolle Beachtung, welche man damals der Kinderwelt zu schenken, die Freude, welche man an den harmlosen Aeußerungen eines unverdorbenen Kindergemüths zu empfinden pflegte. Auch von ihr gibt Goethe's Werther, aber auch schon sein

Goetz Zeugniß, das durch Schillers schöne Worte aus späterer Zeit Bestätigung und Erklärung findet: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Wohl darf man die Behauptung wagen, daß die Besseren jener gewaltig ringenden Zeit das Verlangen, von dem das Evangelium spricht, wirklich erfüllt habe, „zu werden, wie die Kinder.“ Man wird darum aus der Weise, wie ein Zeitalter vom Kind denkt und dasselbe hält, auf seinen Geist einen Rückschluß machen dürfen. Wie in den mittleren Zeiten, da die Dichtkunst ihren ersten wunderbaren Aufschwung nahm, ein Cultus des Weibes sich ausgebildet hatte, so kam auch in der Sturm- und Drangzeit die Verehrung der Frauen wieder zu größerer Geltung. Diese Erscheinung mag, abgesehen von der Begeisterung, welche mit der Liebe Hand in Hand geht, zum Theil wenigstens in Zusammenhang mit dem Interesse stehen, welches das weibliche Geschlecht damals an den großen bewegenden Fragen der Zeit nahm. Mit Vorliebe legten verehrten Frauen, begierig ihren Beifall zu erwerben, die Dichter ihre Werke vor, und in verständnißvoller Theilnahme, die freilich zumeist einen persönlichen Charakter trug, gingen jene, als die zunächst berufenen Kunstrichter, auf die Dichtungen ihrer Freunde ein. Gerade in diesem geistigen Verkehr und Gedankenaustausch mag es Einzelnen, wie namentlich unserem Goethe und Schiller, bewußt geworden sein, daß die Frauen, wie der Letztere sich sinnig ausgedrückt hat, „treue Töchter der frommen Natur“ geblieben sein, und daß, um ein Goethisches Wort anzufügen, den Menschen, dem im Gewühl und Kampf des Tagelebens die Stimme der Natur zu schweigen droht, das „Ewigweibliche“ wieder „hinanzuziehen“ vermag.

Die Verehrung des Weibes wurde aber Veranlassung, den Unterschied der beiden Geschlechter genauer zu untersuchen, und dies führte wieder dazu, das männliche und weibliche Idealbild auszugestalten. Merkwürdig und bezeichnend ist nach dieser Seite eine Stelle aus Goethe's, aus dem Jahre 1772 stammender Recension der „Gedichte eines polnischen Juden“, die wir uns nicht enthalten können, hier mitzutheilen. Sie gibt die Schilderung des Weibes, wie er es sich wünscht, und ist offenbar mit Bezug auf Lotte Kestner geschrieben. Uebrigens ist festzuhalten, daß Goethe ein relativ tieferes Verständniß für die weibliche Natur hatte und daß ihm die Charakteristik des vollen, ganzen Mannes kaum gelungen ist, Schiller dagegen stets das männliche Ideal suchte. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten“, so sagt Goethe an der angezogenen Stelle von dem Jüngling, „laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie.“ Es ist aber keine Frage, daß das tiefe Gemüthsleben Goethe's, abgesehen von der ihm von Natur mitgegebenen Anlage, durch seine vielfachen Beziehungen zu edleren Frauen nicht wenig gefördert worden ist. Es ist darum wohl berechtigt mit G. Kühne davon zu reden, daß Goethe „in der Schule der Frauen“ sich gebildet habe.

Noch haben wir Verschiedenes hinzuzufügen, um die Schilderung des poetischen Treibens in der Sturm- und Drangperiode zu vervollständigen. Das junge Geschlecht, welches in der Literatur so plötzlich zur Herrschaft kam, vereinigte alle Vorzüge, aber auch alle Fehler in sich, welche der Jugend eigen zu sein pflegen. Mit einer großen Selbstüberschätzung verband sie die rücksichtsloseste Geringschätzung gegen Alles, was ihr in der zunächst vorausgegangenen oder gleichzeitigen Literatur schwach und mittelmäßig

zu sein schien. Sie wollte von der Vergangenheit sich völlig emancipiren und in Allem, was sie schuf, neu, überraschend, großartig sein. In Folge der Betonung der Leidenschaft trugen die Gestalten der neuen Poesie vielfach den Charakter des Dämonischen an sich. Die Liebe trat in der schwärmerischsten und sinnlichsten Gestalt zugleich auf. Nicht mehr ein überkommener Kanon galt als Richtschnur des Dichters, sondern dieser überließ sich einem ungezügelten Naturalismus, der oft in die schrankenloseste Phantastik ausartete. Alles sollte genial und geistreich sein. Darum nahm auch die Sprache ein neues Kleid an. Sie wurde bilderreicher, knapper, lebendiger, witziger. Nur zu loben war es, daß man für das Volksmäßige allmählich ein größeres Interesse zeigte. Man sammelte Volkslieder und ahmte sie nach. So sind Goethe's beste Lieder unter ihrem Einfluß entstanden. Auch tauchte bereits eine Lust am Märchen auf, dessen poetischen Gehalt man zu ahnen begann. Indem so der Sinn für die volksmäßigen Formen der Dichtung erstarkte, erwachte zugleich eine gewisse Begeisterung für unsere ältere Literatur. Mit Vorliebe ging man auf die Zeiten der Reformation zurück, die eine ähnliche, großartige Bewegung der Geister gewesen war. Goethen sprach besonders die Weise Hans Sachsens an, dessen Andenken er in einem vortrefflichen Gedicht erneuerte. Wie er des alten Meistersängers Vers und Stil zur Anwendung brachte, so gab er im Goetz eine Darstellung aus dem wilden und wüsten Treiben des Bauernkrieges. Der Held seiner großartigsten Dichtung, deren Anfänge bis in diese Epoche hineinreichen, wurde der Schwarzkünstler Faust des deutschen gleichnamigen Volksbuches. Das poetische Interesse ermöglichte bald das Verständniß der Poesie aller Völker. Beweis dafür sind nicht nur die neuern dichterischen Vorbilder, die man aufstellte: Homer, Ossian, Shakespeare, sondern auch die Sammlung von Liedern aller Völker und Zeiten, welche Herder unter dem Namen: „Stimmen der Völker“ zuerst veranstaltete. Die Poesie sah man bald als die reinste und echteste Aeußerung des Menschengeistes an, und so mußte sie interessiren, wo sie auch vorkam. Um einen vollen, umfassenderen Begriff derselben zu gewinnen, begann man die poetischen Formen und Schöpfungen der verschiedenen Nationen und Jahrhunderte einer vergleichenden Betrachtung zu unterwerfen. Auch in diesen Arbeiten war das Bestreben zu erkennen, zum umfassendsten Begriff des Menschen durchzudringen. Indem man aber das Dichterische zur allgemeinen Herrschaft brachte und die Poesie sich zum höchsten und hauptsächlichsten Anliegen der Zeit erhob, mußte auch die Person des Dichters selbst an Geltung gewinnen. Der Dichter wurde bald für ein bevorzugtes Wesen anerkannt, in dessen Verehrung selbst die höheren Stände wetteiferten, die ihn durch die Bezeichnung „Dichterfürst“ im Rang zu sich heraufheben zu wollen schienen.

Wir haben oben hervorgehoben, daß der Sturm- und Drangperiode im Ganzen der politische Sinn gefehlt habe und daß sie fast ganz in einer Vergötterung des dichterischen Genius, des Ichs, der Natur und des weiblichen Elements aufgegegangen sei. Durch Schiller, den letzten großen Repräsentanten dieser Zeit, der als ihr Abschluß gelten kann, gelangte auch das politische Interesse zur Aussprache. Er stand entschiedener als die übrigen unter dem Einfluß Rousseau's und die jenseits des Meeres, in Nordamerika, begonnene Freiheitsbewegung hat wohl auch ihn nicht gleichgiltig gelassen. Dies hatte zur Folge, daß das weibliche Element, das bis dahin der vorherrschende Charakter gewesen war, zurück- und eine schärfere Betonung des männlichen eintrat. Hatten die Anderen mehr als billig in einem durch die Empfindsamkeit groß gezogenen Subjectivismus mit dem Ich, ihren persönlichen Wünschen, Gelüsten, Phantasien, Leiden und Freuden sich beschäftigt, deren Spiegel auch ihre Werke sind, und über dem Behagen des Individuums die Rechte und Ansprüche der großen sittlichen

Verbände, der Familie, Gesellschaft, des Staats und der Menschheit, fast vergessen, so beseelte dagegen Schiller vom ersten Anfang an die Sorge für das Wohl und Wehe des Ganzen. Sein Interesse war ein allgemeines, kein persönliches. Nicht sich und seinem Ich wollte er Genüge, Befriedigung, Behagen schaffen, nicht, wie Andere, den Göttertraum allseitigsten Genusses träumen, wiewohl auch er nach dieser Seite eine Neigung verspüren mochte, sondern für das allgemeine Wohl wirken, für die Besserung und Hebung der Menschheit überhaupt. In ihm sprach sich ein großartiger, auf unmittelbare praktische Wirksamkeit gerichteter reformatorischer Sinn aus, der aber auch nicht frei von der kosmopolitischen Tendenz war, welche die ganze Zeit beherrschte. Während die anderen Stürmer und Dränger die Natur in der Idylle des Menschenlebens suchten, erfüllte ihn eine gewaltige heroische Begeisterung Gesellschaft und Staat nach den Forderungen der Natur in Vernunft und Freiheit umzugestalten. Während seine meisten Zeitgenossen noch in den Schwärmereien und Liebhabereien der Empfindsamkeit befangen waren, erhob er sich über seine Zeit, ein großer Seher und Prophet der Zukunft, dem höhere Interessen heiliger waren, als die egoistischen Tändeleien mit dem eigenen verwöhnten Herzen. Er zog sich nicht scheu vor den Berührungen mit der Welt in sein Ich zurück, sondern trat aus seinem Ich recht kühn und wagehalsig in die Welt hinaus. Doch auch er ist ein Sohn der empfindsamen Periode, denn die Liebe ist es, die ihm dem Leben erst den Reiz zu geben scheint, wie seine Dramen beweisen können, die er alle mit einem ergreifenden Liebesverhältniß ausgestattet hat. Die Richtung auf das Aesthetische war aber bei ihm so tief eingewurzelt, daß er selbst die Erziehung des Menschengeschlechts, auch im Staate, nur ästhetisch sich denken konnte.

Während der dichterische Aufschwung der Periode aus der Empfindsamkeit sich ableitete, weist dagegen der wissenschaftliche und philosophische auf die Aufklärung zurück. Ein Zeitalter, welches im Gegensatz zur kirchlichen Offenbarungslehre die Vernunft zur alleinigen Quelle ihres Glaubens erhob und im Gebiet des Schönen die Kritik zu einer wunderbaren Höhe ausbildete, mußte sich folgerichtig im weiteren Verlauf der Entwicklung, um dem Irrthum nicht zu verfallen, dazu verstehen, das Anrecht dieser Vernunft auf die Wahrheit, wie ihren gesammten Fähigkeitskreis, d. h. die Möglichkeit und den Umfang der Vernunfterkenntniß zu untersuchen, die Vernunft selbst einer Kritik zu unterwerfen. Dies ist der Weg, auf dem Kant, nicht ohne Anregung durch den englischen Philosophen Hume und in Fortsetzung von Lamberts Arbeiten, zu seiner „Kritik der reinen Vernunft“ gelangte und die Philosophie, welche sich aus der Höhe der metaphysischen Speculation herunter in den Dienst und auf das Niveau des gemeinen Menschenverstandes begeben und dadurch ihre wahre Aufgabe fast vergessen hatte, zur Höhe der sublimsten und strengsten Untersuchung zurückzukehren zwang. Der großartige Aufschwung, den fortan die deutsche Philosophie nahm, ist auf den durch Kant gegebenen Impuls zurückzuführen. Indem dieser aber Stellung gegen die Bestrebungen seiner Zeitgenossen nahm, mußte er nach der Darlegung der Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens, durch die er die Aufklärungsbestrebungen durchbrach, zu der Frage sich veranlaßt fühlen, wie es denn mit dem sittlichen Willensvermögen seines Zeitalters beschaffen sei. Diese Frage lag ihm um so näher, als der Begriff der deutschen bürgerlichen Ehrbarkeit in ihm noch lebendig war und er sich selbst stets in die strengste Zucht genommen hatte. Da fand er denn, daß der Zeit der Begriff der Pflicht und sittlichen Zucht in ihrem ästhetisch-empfindsamen Taumel abhanden zu kommen drohte. Er bemühte sich nun durch seinen kategorischen Imperativ dem im Empfindungsleben verweichlichten Geschlecht den Spiegel männlicher Sittlichkeit und Thatkraft vorzuhalten. Seine „Kritik der

praktischen Vernunft" wurde dadurch zum Theil die directeste Strafpredigt auf die Verirrungen der Zeit. Doch auch er sollte als Sohn der ästhetisch-kritischen Epoche sich zeigen, indem er in einem dritten Hauptwerke, dem er den Titel „Kritik der Urtheilskraft" gab, das Empfindungsvermögen untersuchte und dem „ästhetischen „Urtheil", d. h. der ästhetischen Kritik eine sichere Unterlage zu schaffen, die Gesetze des Schönen und der künstlerischen Darstellung auf dem zuerst von Baumgarten betretenen Wege zu erforschen sich bemühte. Es ist aber nicht zu verwundern, daß Schiller, in welchem das höchste Verlangen nach philosophischer Vertiefung lebte, den engsten Anschluß an Kant erstrebte. Die totale Umwälzung aber, welche in der Behandlung der Wissenschaften sich von da ab vollzog, ist Kants Verdienst und dieser auf dem wissenschaftlichen Gebiet nicht zum mindesten der Urheber der „literarischen Revolution", die dieses Zeitalter charakterisirt.

Als ein ausgeprägter Zug der Epoche erscheint das sich überall kundgebende Verlangen die „Geheimnisse von Anfang her" zu ergründen. Man begann darüber Aufschluß zu suchen, wie die menschliche Cultur, wie Sprache, Religion, Kunst und die gesellschaftlichen Ordnungen entstanden seien. Indem die historische Forschung auf die Natur und Urzustände zurückging, legte sie den ersten Grund zur Ausbildung der Culturgeschichte. Iselins Geschichte der Menschheit, deren wir schon früher gedachten und die in diesem Zeitraum in mehreren frischen Bearbeitungen erschien, und Herders „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit" waren die ersten Versuche die neue Aufgabe zu lösen. So wenig historischen Sinn die Zeit im Allgemeinen besaß, so hat sie doch die ersten Anfänge zu einer geistvolleren Behandlung der Geschichte zu verzeichnen. Je mehr das Interesse den Kunstwerken und Schriften der alten Griechen sich zuwandte, um so eifriger begann man die philosophischen Studien zu betreiben, die dadurch in der Epoche des Sturms und Drangs einen neuen Aufschwung nahmen, daß sie sich immer mehr als einen Theil der allgemeinen Culturgeschichte erkannten und die ästhetischen Errungenschaften unserer Dichter für das Verständniß des Alterthums nutzbar zu machen suchten. Mit dem erwachenden politischen Sinn wuchs auch die durch Rousseau genährte Vorliebe für die Lebensbeschreibungen Plutarchs und die römische Geschichte begann immer größere Kreise anzuziehen. Anregend nach dieser Seite hatte der große französische Politiker Montesquieu durch seine „Betrachtungen über die Ursachen der Größe und des Verfalls des römischen Reichs" gewirkt. Derselbe hatte aber auch in seinem „Geist der Gesetze", welcher das wahre Grundbuch für die moderne constitutionelle Monarchie werden sollte, das aus der lebendigen und unmittelbaren Anschauung der englischen Verfassungsverhältnisse geflossen war, die Geschichte der römischen Republik vielfach berücksichtigt. Es war nur eine Consequenz des hier Mitgetheilten, daß selbst Schiller in reiferen Jahren an eine Bearbeitung der römischen Geschichte dachte, und daß das, was ihm zu unternehmen das Schicksal versagte, einige Jahre später Niebuhr zur Ausführung brachte. Bereits wurden auch vielverheißende Anfänge in der heimischen Geschichtschreibung gemacht. Joh. Müller, den wir in seinem schon oben einmal citirten „Briefe eines jungen Gelehrten" an der großartigen Bewegung der Zeit vollen Antheil nehmen sehen und in dem es nicht minder gährte, als in den gleichzeitigen Geniedichtern, begann, erfüllt vom Geiste Montesquieu's und im vollsten Bewußtsein der wahren Aufgabe des Geschichtschreibers, die ihm in dem Studium der alten Griechen und Römer aufgegangen war, eine Geschichte seiner Heimat, des Schweizer landes, auf Grund des sorgfältigsten Quellenstudiums, der genauesten Localkenntniß und in Nachahmung der Sprache des Tacitus. Bereits einige Jahre früher hatte Just. Moeser ein neues Beispiel der Geschichtschreibung durch seine „Osnabrückische

Geschichte" gegeben, die in quellenmäßiger Darstellung eine Herleitung der bestehenden Zustände aus der Entwicklung der Vergangenheit und eine unparteiische Beurtheilung des Mittelalters anstrebte und in strengster Objectivität und mit wahrhaft conservativer Gesinnung die eigenartigen Verhältnisse seiner Vaterstadt zur Darstellung brachte. Erst durch Schiller aber trat die Freiheitsbegeisterung als ein neues Ferment in die Geschichte ein, das um so anziehender wirken mußte, als es im Bunde mit einer blühenden und durch rhetorischen Schmuck ausgezeichneten Sprache auftrat.

Was die formelle Behandlung der Wissenschaften anlangt, so ist eine Einwirkung der poetisch-ästhetischen Richtung der Epoche nicht zu verkennen. Man war bemüht die wissenschaftliche Sprache durch Nachahmung der dichterischen zu beleben. Auch die Wissenschaften wollte man neu, tiefsinnig, geistreich, schön und in frischerem Ton behandeln. Von der Poesie sollten dieselben Geist und Form entlehnen. Der Subjectivismus, welcher das Zeitalter kennzeichnet, trat auch in ihnen zu Tage. Immer mehr sprach sich im Object der Charakter und die Kunst des Subjects aus, und schon begann das Interesse für die Persönlichkeit und die Denk- und Anschauungsweise des Schriftstellers das für den poetischen oder wissenschaftlichen Gegenstand in den Hintergrund zu drängen. Die Folge davon war, daß Sinn und Verständniß für die Form immer herrschender wurde. So konnte es kommen, daß diese schließlich für die Hauptsache erklärt wurde und Goethe bekennen durfte, auch einen Herodot nur um der Form willen zu studiren.

Aber der Subjectivismus trat auch noch in einer anderen Weise zu Tage. Die einer erstarrten trockenen und pedantischen Gelehrsamkeit abgeneigte Zeit, welche bereit war alle historische Ueberlieferung über Bord zu werfen und von ihrem vergötterten Ich aus die Welt, ihre Bildung und ihre Sitte neu zu construiren, mußte auch in den Wissenschaften auf das Gefühl, das geistige Schauen, die unmittelbare Intuition, den Gedankenblitz, oder wie man das Walten einer genial-originalen und instinctiven Empfindungs- und Anschauungsweise nennen soll, den höchsten Werth legen. Kein Wunder, daß, wenn diese Art der Betrachtung, wie sie dem namentlich durch Klopstock religiös so mächtig erregten Zeitalter nahe lag, der heiligen Schrift und christlichen Dogmen sich bemächtigte und mit einem gewissen Kindessinn oder auch mit einer ausgesprochenen Prophetennatur sich paarte, eine tiefsinnige Mystik zu Tage kam, die für den Augenblick bestechend wirken konnte. Dies ist der Grund zu dem Aufsehen, welches zumal Lavater erregte. Hier lagen jedoch verschiedene Gefahren nahe, von denen nicht die geringste die war, von der Vergötterung des subjectiven Gefühls fortzuschreiten bis zur Vergötterung des Menschengeistes überhaupt und dem widerlichsten Schwindeltreiben und der plumpesten Aufschneiderei zu verfallen. Nachdem bereits Swedenborg (geb. den 29. Jan. 1688 in Stockholm, gest. den 29. März 1772 in London), dessen Schriften auch in Deutschland vielfach gelesen wurden und der auf die Sturm- und Drangperiode mehr Einfluß gehabt hat, als man gewöhnlich annehmen mag, die Möglichkeit zugegeben hatte, daß der menschliche Geist, in das Absolute sich versenkend, auch in die Geheimnisse der Natur eindringen könne, und im weiteren Fortgang seiner mystisch-magischen Phantastik die Fähigkeit sogar des Umgangs mit Geistern für sich in Anspruch genommen hatte, da durften wohl auch Andere Geister beschwören und magisch-alchymistisch-magnetische Kunststückchen und Täuschungen versuchen. So war es denn die ganz richtige Consequenz der geistigen Selbstüberhebung des Zeitalters, daß es im crassesten Aberglauben den Betrügereien eines Cagliostro und den geheimen Künsten anderer, weniger gewandter Meister (eines Meßmer, Gaßner, Schrepfer) zum Opfer fiel. Für eine wahre Ironie des Schicksals aber muß man es erachten, daß im aufgeklärten Berlin, wo freilich auch heute noch das Hufeisen

an vielen Hausthüren dem Teufel den Eingang wehrt, der Ober- und Altmeister aller Aufklärer und der erklärteste Feind alles genialen Treibens und der gesammten Sturm- und Drangperiode, Fr. Nicolai, durch den vermeintlichen Geisterspuk im eigenen Hause dem Aberglauben der Zeit seinen Tribut entrichtete.

Nur wer die sämtlichen Momente, die wir hier nach einander aufgezählt haben, scharf in das Bewußtsein faßt, und wem es nicht entgeht, daß das Zeitalter, welches seine Empfindung so vertiefte und das regste Gefühls- und Gemüthsleben unterhielt, die Liebe, das Glück, die Schönheit, die Wahrheit und Gott suchen mußte, wird im Stande sein, die Entstehung und den Geist des Buches zu begreifen, welches der treuste und großartigste Widerhall der Sturm- und Drangzeit ist, den Goethischen Faust. Ueberhaupt muß man festhalten, daß in Goethe mehr, als in jedem Anderen, diese wunderbar bewegte Zeit oder, sagen wir es so, die Empfindsamkeit in ihrer höchsten Potenz sich gespiegelt hat und daß alle Töne, die in derselben angeschlagen worden sind, in ihm widerklingen. In ihm kam das dichterisch-empfindsame Individuum zur ausgesprochensten Geltung und erhielt der Subjectivismus seinen vollsten Ausdruck. Keiner aber auch hat die Schwachheiten seiner Zeit so selbständig und tiefgreifend überwunden, als er. Sie zu überwinden ist ihm aber nicht zum geringsten Theil durch die Versenkung in die philosophische Anschauung des damals in Deutschland plötzlich bekannter werdenden Spinoza möglich geworden, der da verlangt, nicht auf den Tod, sondern auf das Leben zu sinnen (vitae meditatio), die Leidenschaft durch die Bildung einer klaren und deutlichen Einsicht, also auf dem Weg des Verständnisses, zu bewältigen, alle Dinge für nothwendig und im Einzelwesen Gott zu erkennen. Goethe's Ergänzung aber war Schiller, um seines historischen und politischen Sinnes willen.

In der Sturm- und Drangperiode liegt der Keim für die Richtungen beschlossen, welche nach derselben in unserer Literatur zur Geltung kommen sollten. Die Bewunderung der griechischen Poesie, des Homer und Sophokles, die Betonung der Form, das Vorwalten des plastischen Sinnes, das Zurückdrängen der einseitig lyrisch-musikalischen Stimmung, die Mäßigung und Selbstbeschränkung, das vertiefte Humanitätsideal, das Zurücktreten des dichtenden Subjects hinter sein Werk, führten zum Classicismus. Der Romanticismus dagegen griff, in bewußtem Gegensatz zum Classicismus, auf das germanische, aber auch romanische Alterthum zurück, erhob die christlichen Lebensanschauungen und Ordnungen zu neuem Ansehen und gefiel sich mehr oder minder in einer gewissen Mystik, genialen Ueberschwänglichkeit und hochmüthigen Ironie. Goethe hatte ihm durch die germanistische Richtung seiner Jugend, Schiller durch seine romantische Tragödie die „Jungfrau von Orleans“, Wieland durch den „Oberon“ und die Ausbeutung der romanischen Sagenwelt vorgearbeitet. Die patriotische Richtung endlich, welche nach der Schlacht bei Jena anhob, knüpfte an die nationalen Regungen an, welche ebenfalls schon in der Sturm- und Drangzeit sich kundgegeben und in Schillers „Tell“ den dichterisch vollendetsten Ausdruck gefunden hatten, sie führte mit dem Kantischen Pflichtbegriff die Liebe zum Vaterland wieder ein und kehrte aus der Ferne und Vergangenheit, wohin der Classicismus und Romanticismus ausgeschweift waren, zu den Aufgaben der unmittelbaren Gegenwart und zum heimischen Boden zurück. Dieses langen Weges bedurfte es, auf daß der Deutsche sich auf sich selbst besinnen und aus einer Welt der Phantasie zu sich selbst einkehren lernte.

Mit allen tieferen Bewegungen des geistigen Lebens ist bei uns von jeher die Musik Hand in Hand gegangen. Dies können wir auch in dieser Epoche beobachten. Merkwürdig aber ist, daß, während der protestantische Norden überwiegend den Aufklärungsbestrebungen huldigte und der neue Aufschwung der Poesie vorzugsweise auf

die Schweiz und das nichtkatholische Deutschland beschränkt blieb, die Musik dagegen fast allein nur in Oestreich gedeihen sollte. Wenn auch Kaiser Joseph II. nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia (1780) sofort, als ein „Revolutionär auf dem Throne", die Folter und Leibeigenschaft aufhob und die religiöse Toleranz proclamirte und die Aufklärungsideen überhaupt nach Oestreich zu verpflanzen suchte, und wenn auch schon 1773 der Jesuitenorden durch Papst Clemens XIV. aufgehoben worden war, Oestreich war deshalb damals doch nicht im Stande der geistigen Bewegung Deutschlands sich voll und ganz anzuschließen. Auf dem Boden, den seit der Reformation die Jesuiten mit allen Mitteln für den kirchlichen Obscurantismus bearbeitet hatten, konnten die Bestrebungen Lessings und Kants kein reines Echo finden. Aber auch nicht einmal in der Poesie sollte es Oestreich in dieser damals doch nach dieser Seite so mächtig angeregten Zeit zu einer nennenswerthen Leistung bringen, wenn auch das hochtönende Pathos einzelner Barden und die frivolen Töne Wielandischer Nachzügler sich von dorther vernehmen ließen. Dagegen ist die Musik in jener Epoche in einer Weise in Oestreich aufgeblüht, daß man deutlich erkennen kann, daß dieses Land, wenn es auch in der Ausgestaltung der Wissenschaften und in den Schöpfungen der dichterischen Phantasie mit der Schweiz und dem protestantischen Deutschland keinen Vergleich aushalten konnte, doch nicht minder intensiv von dem neuerwachten Gefühls- und Empfindungsleben berührt worden war. Denn die Blüte, welche die Musik zu jener Zeit in Oestreich erlebte, ist der sprechendste Beweis dafür, daß das in der Empfindsamkeit neu erwachte Geistesleben, das tiefere Gefühl für das Schöne, der ästhetische Sinn, wenn auch in anderer Richtung und in anderen Formen, doch nicht minder stark auch dort sich entwickelt hatten. Die großen Musiker, deren Meisterschaft in die Sturm- und Drangperiode fällt und die als Tondichter nicht geringere Bedeutung haben, als Klopstock, Lessing und Goethe auf dem Gebiete der Poesie, waren, wie Haydn und Mozart, geborene Oestreicher und Gluck, der ältere von ihnen, hat doch in Oestreich wenigstens seine Ausbildung erhalten und die längste Zeit hindurch hier, namentlich in dem musikliebenden, munteren und lebensfrohen Wien gewirkt.

Ueber die Lebensschicksale der drei großen Musiker fügen wir Folgendes hinzu. Christoph Willibald Gluck war den 2. Juli 1714 zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz als der Sohn eines Forstmanns geboren, der schon wenige Jahre nach der Geburt dieses Sohnes nach Böhmen übersiedelte. Gluck hat, wie auch Mozart, viele Opern componirt, unter diesen auch eine „Iphigenia in Aulis" und eine „Iphigenia in Tauris", welche letztere sein Meisterwerk ist. Nicht sie, sondern der Tod von Glucks Nichte, scheint zu dem gleichnamigen Goethischen Drama die erste Veranlassung gegeben zu haben. Gluck starb den 15. Nov. 1787 in Wien. Joseph Haydn war den 31. März 1732 in dem Dorfe Rohrau, an der Grenze zwischen Ungarn und Oestreich, geboren. Sein Vater war ein armer Wagner. Am berühmtesten unter seinen Compositionen sind die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten." Doch hat er noch unzählige andere Musikstücke componirt, Symphonien, Quartette, Trios, Sonaten, aber auch Opern und zu 365 altschottischen Liedern die Begleitung. Er ist der eigentliche Vater der neueren Instrumentalmusik. Er starb zu Wien den 31. Mai 1809. Wolfgang Amadeus Mozart stammt aus Salzburg, wo er als Sohn eines Kapellmeisters den 27. Jan. 1756 geboren wurde. Er war ein frühreifes Genie, das rasch die ungemeinsten Erfolge erzielte. Noch heute erfüllen uns mit immer neuem Entzücken seine Opern, unter denen der Don Juan für seine großartigste und genialste Schöpfung gilt. Er starb den 5. December 1791 in Wien.

Wie wir schon früher, als wir von Klopstock sprachen, eine Stelle aus Droysens „Vorlesungen über die Freiheitskriege“ mitgetheilt haben, so können wir auch hier uns es nicht versagen, noch eine andere folgen zu lassen, die zum Theil an jene sich anschließt und die Entwicklung unserer Musik bespricht. Das Urtheil Droysens ist um so werthvoller, als derselbe ein intimer Freund des genialen Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy war: „Ich wage es auszusprechen,“ so lauten seine Worte, „daß eben hier die Musik Haydns in wahrhaft geschichtlicher Bedeutendheit eintritt. Die Instrumentalmusik, deren eigentlicher Schöpfer er ist, gestaltet eben das in vollster Vollkommenheit, was Klopstock anstrebt. Ueberall ist in Haydns Musik die höchste Grazie, die sprudelnde Lebendigkeit, die volle Lust innerster Heiterkeit, eine ewige Jugend; er hat keinen Zorn, keinen Kampf, keinen inneren Zwiespalt, er ist stets klar und sicher in sich; er setzt sich, so beschreibt er es selbst, an sein Klavier, beginnt zu phantasiren, je nachdem er ernst oder froh, traurig oder tändelnd gestimmt ist, bis sich sein Empfinden in eine bestimmte melodische Bewegung zusammenordnet; und wenn es nicht weiter will, nimmt er den Rosenkranz, betet ein Ave „„und dann kommen mir die Ideen.““ Eben jenes Unaussprechliche Klopstocks ist Haydn unermüdlich musikalisch auszuprägen als Melodie, die gleichsam der erste und nächste Ausdruck der Empfindung, in unendlich reichen, beredten, überzeugenden Modulationen sie hindurchzuführen, sie ganz zu erschöpfen. Man hat mit Recht gesagt, bei Haydn vergehe Einem Hören und Sehen; man empfindet eben; er zieht uns ganz in diese ruhige, wohlthuende Wellenbewegung seiner eigenen Stimmung; und auch ohne ausgesprochenes Wort, ohne Bestimmtheit der Situation, ohne specielle Anschaulichkeit ist man in diesen lichten Aether, in eine Welt versetzt, die nicht die compact wirkliche, nicht die Welt der Ideale, sondern eben eine eigene subjective Welt ist. Es wird uns in unserer rationellen Weise oft schwer, uns genug selbst hinzugeben, um ihn zu nehmen, wie er ist; wir erwarten immer bestimmte, auch anders ausdrückbare Motive, Ideen, Tendenzen; aber seine Musik ist eben wie die Luft, deren laue Wärme, deren erquickende Frische oder ermattende Schwüle wir empfinden und doch nur empfinden. Ich versage es mir weiter auszuführen, wie von diesem Anfang her sich die wunderbare Herrlichkeit der deutschen Musik emporbaut, wie ein tiefer historischer Entwicklungsgang zu dem hochblickenden, durch und durch charaktervollen Gluck führt, — dann zu Mozart, der eine allseitige Vollendung, Versöhnung der Schönheit und Tiefe darstellt, deren Gleichen die Welt nur einmal noch in Raphael gesehen hat, — dann zu Beethoven, der in mächtigem Weiterringen tief und tiefer wühlend, endlich — schon war er völlig taub — aus seiner letzten riesenhaften Symphonie das lebendige Menschenwort, den Hymnus an die Freude, emporbrausen läßt. Man sieht schon, wie sich hier ein analoger Weg mit dem, den unsere Poesie seit Klopstock genommen, darstellt.“

So weit Droysen, aus dessen Worten die Macht der Empfindung, welche in jenem Zeitalter zur Herrschaft gekommen war, sich deutlich erkennen läßt. Wir wiederholen es noch einmal, nicht aus der Aufklärung, obgleich auch diese für den Gedankengehalt nicht gleichgiltig war, sondern aus der Empfindsamkeit, wie wir sie verstehen, aus dem tiefen Gefühlsleben, das in der Empfindung des Schönen wurzelte, läßt sich der Aufschwung, den Poesie und Musik, und, wenn wir gerecht sein wollen, auch der begreifen, welchen, in Rückwirkung jenes, die Wissenschaften in der Sturm- und Drangperiode genommen haben. Wir wenden uns nunmehr zur Darstellung des Einzelnen und beginnen mit Hamann, weil dieser auf Herder und Herder wieder

auf Goethe eingewirkt hat, die Sturm- und Drangperiode unserer Literatur aber erst von der Zeit ab sichtbar wird, da Goethe's Wesen eine neue Richtung durch Herder erhielt.

Der deutsche Ahnherr der Sturm- und Drangperiode:

Joh. Georg Hamann.

Wenn wir die tiefgreifende Bewegung der Geister, welche wir mit dem Namen der Sturm- und Drangperiode befassen, auf den Anstoß einer einzelnen Persönlichkeit zurückleiten sollten, so würden wir nicht Rousseau, sondern Joh. G. Hamann als denjenigen nennen, von dem dieser Anstoß ausgegangen ist.

Hamann war den 27. Aug. 1730 als der Sohn eines Wundarztes zu Königsberg in Preußen geboren. Nachdem er seit 1746 anfänglich theologische, dann philosophische und ästhetische Studien betrieben, verließ er 1752 seine Vaterstadt und begab sich nach Livland und Kurland, wo er bis 1756, zum Theil als Hauslehrer, ein sehr unstetes Leben führte. Von Riga aus, wo er sich den Handelswissenschaften zugewandt und mit dem Hause Berens bekannt geworden war, machte er 1756 im Auftrage des letzteren eine Reise nach Berlin, wo er Mendelssohn, Sulzer und Ramler kennen lernte. Im folgenden Jahre schickte ihn sein Handlungshaus über Hamburg und Holland nach London. Doch zeigte er sich hier den ihm anvertrauten Geschäften nicht gewachsen, fiel schlechten Menschen in die Hände und ergab sich einem ausschweifenden und lüderlichen Lebenswandel. Als Kind in frommer Weise erzogen, wie dies in dem bürgerlich streng ehrbaren Königsberg damals selbstverständlich war, wo die pietistischen Bestrebungen Speners eifrige Nachfolge gefunden hatten, erinnerte er sich in seinem tiefen Falle der Bibel und suchte und fand in ihr Trost und neuen Lebensmuth. Nachdem er 1758 nach Riga zurückgekehrt war, zerfiel er mit dem Berensschen Hause und begab sich nun auf den Wunsch seines Vaters in die Heimat zurück (1759), wo er im elterlichen Hause vielerlei Studien betrieb, namentlich aber in die orientalischen Sprachen sich vertiefte. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er mit den „Sokratischen Denkwürdigkeiten" 1759. Aus Sorge für die Zukunft bekleidete er sehr untergeordnete Stellungen als Schreiber beim Magistrat und dann bei der Cammer. F. K. von Moser, der ihm auch den Namen der „Magus im Norden" beigelegt hat, wollte ihn in Darmstadt anstellen. Hamann reiste auch dahin, traf aber Moser nicht und so zerschlug sich die Sache. Dann machte er eine Zeit lang wieder den Hauslehrer in Mietau. Im Jahre 1767 kehrte er nach Königsberg zurück und erhielt nun hier auf Kants Verwendung eine Stelle bei der Accise- und Zolldirection. Erst zehn Jahre später wurde er Packhofsverwalter, doch hatte er fortwährend mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Nachdem er im Jahre 1787 seinen Abschied genommen, begab er sich nach Münster in Westphalen zu der frommen katholischen Fürstin Gallizin, die durch F. H. Jacobi auf ihn aufmerksam geworden war. Im Begriff in die Heimat zurückzukehren, ereilte ihn hier der Tod am 21. Juni 1788.

Hamann ist eine der eigenthümlichsten Persönlichkeiten unserer Literatur, an der uns manches auffällig erscheinen muß. Zunächst dies, daß er nach einer frommen Erziehung sittlich auf das Tiefste sinken konnte. Doch erhob er sich wieder aus diesem tiefen Verfall durch die Rückkehr zu dem Glauben und den frommen Anschauungen seiner Kindheit. Thatsächlich machte er dadurch an sich und als einzelner Mensch das durch, was er später von dem gesammten Menschengeschlecht verlangte, zu dem frommen Glauben des Kindeszeitalters, zu der ursprünglichen Einfalt, Unschuld und Gläubigkeit

zurückzukehren. Den Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens bildeten fortan die Bibel und ein strenger Offenbarungsglaube. Bei diesem religiösen Standpunkt muß uns die sittliche Gleichgiltigkeit Wunder nehmen, die er für seine Person, nach seiner Erhebung aus so tiefem Verfall, dadurch an den Tag legte, daß er für das eheliche Verhältniß, das er unterhielt, die gesetzliche Sanction durch Kirche und Staat zu suchen sich niemals entschließen konnte. Er stellte sich dadurch in einer Weise, die höchst auffällig ist, über das Gesetz, als gäbe es keine geordnete menschliche Gesellschaft und als wäre es ihm, dem Einzelnen, erlaubt auf den Urzustand zurückzukehren.

Er war nicht Dichter und auch nicht Philosoph, ja nicht einmal ein Schriftsteller im gewöhnlichen Sinn des Worts. Sein Verdienst war offenbar nur das, ein Anreger für Andere zu sein. Er selbst übersah weder die Tragweite seiner eigenen Gedanken, noch war er im Stande diese folgerichtig auszugestalten. Anregend gewirkt aber hat er auf Viele, vor Allen auf Herder, Goethe, F. H. Jacobi, Claudius, Jean Paul. Herder, der ihm längere Zeit persönlich nahe gestanden hatte, hat seinen Ideen erst die rechte Fassung und Verbreitung gegeben. Hamanns Schriften, die nicht sowohl Bücher oder Abhandlungen, als sibyllinische Blätter sind, stoßen durch ihre Formlosigkeit, durch den Mangel an strenger Logik und durch ihre eigenthümliche, oft barocke Sprache ab. Es sind Aphorismen, Gedankenblitze, Einfälle, Räthsel, Orakelsprüche, welche durch die seltsamsten Anspielungen, die ein Reflex der augenblicklichen Lectüre gewesen sein mögen, oft so schwer zu verstehen sind, daß er sie selbst später nicht mehr zu deuten vermochte.

Hamanns ganzes Streben war darauf gerichtet, entgegen der seichten Aufklärerei und der einseitigen Betonung der Vernunft, ein wärmeres Phantasie- und Gemüthsleben zur Geltung zu bringen, in dem er selbst sein wahres geistiges Element fand. Indem er in die Tiefen der Empfindung hinabstieg, mußte ihn ein Verlangen nach dem Ursprünglichen überkommen. Dieses Verlangen äußerte sich nach religiöser Seite mehr in Ahnungen und dunklen Gefühlen, als in klaren und einfachen Vorstellungen und führte ihn zu einer gewissen Mystik. Auf dem Gebiete der Poesie aber führte es zur Verachtung der Regel, zur Forderung einer genialen Ursprünglichkeit und einer größeren Beachtung der Volkspoesie. So ist Hamann, religiös und ästhetisch, der Vater der Sturm- und Drangperiode geworden und hat sowohl die neue mystische Richtung angeregt, die diese Epoche kennzeichnet, als auch den Anstoß zu der neuen Poesie und Kritik gegeben, die damals in Aufnahme kam.

Was seine religiösen Ansichten anlangt, die er namentlich in den „Sokratischen Denkwürdigkeiten", den „Wolken" und den „biblischen Betrachtungen eines Christen" vorgetragen hat, so war es von seinem Standpunkt aus natürlich, daß er gegen diejenigen eiferte, welche für die Wissenschaft Freiheit nnd Selbständigkeit in Anspruch nahmen. Nicht das Denken ist ihm die Hauptsache, sondern das Glauben und Empfinden. Das religiöse Gefühl wollte er bis zur tiefsten Innigkeit und zur höchsten Selbstgewißheit erheben. An Sokrates, welcher das Ideal der Aufklärer war, lobte er den Kampf gegen die Sophisten, in denen er die antiken Vorläufer der Aufklärer sehen mochte. Auch das gefiel ihm, daß derselbe der inneren Stimme, seinem Genius oder Dämon, mehr gehorcht habe, als seiner Vernunft. Die Natur und die heilige Schrift galten ihm für die einzigen Quellen der Offenbarung, doch könne die menschliche Vernunft allein die Räthsel der Natur und Geschichte nicht auflösen.

Goethe, der mehrfach den Einfluß Hamanns auf sich bekannt hat, hebt hervor, daß demselben es auf ein Zusammenwirken aller menschlichen Seelenkräfte angekommen sei, weshalb ihn auch Sprache und Poesie so sehr interessirten, die ohne dieses

harmonische Zusammenwirken nicht denkbar sind. Seine Ansichten über die Sprache hat er in den „Kreuzzügen des Philologen" niedergelegt. Die Sprache war ihm das wahre Organon und Kriterion aller Erkenntniß, auch eine Art der Offenbarung. Gegen Kant berief er sich gern auf Sprache, Tradition und Erfahrung. Herder erhielt wohl von Hamann die erste Anregung über die Sprache nachzudenken, seine Preisschrift über dieselbe aber tadelte Hamann, weil sie die Sprache nicht für eine göttliche Offenbarung gelten lassen wollte.

Hamanns Gedanken über die Poesie ersehen wir vor Allem aus seiner „Aesthetica in nuce", die er mit dem wichtigen und Epoche machenden Satz eröffnet, daß die Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechts sei. Die Poesie will er nicht für echt anerkennen, welche aus bewußter Reflexion und nicht vielmehr aus der unmittelbarsten und tiefsten Empfindung stamme. Treffend weiß er auf die Bedeutung der Leidenschaften hinzudeuten: die Leidenschaften seien die Waffen der Mannheit. Auf ihnen beruhe die Ueberzeugungskraft der Rede. Diderot lobt er, weil derselbe verlangte, daß den dramatischen Dichter nicht Regeln leiten sollten, sondern „ein Etwas, das weit unmittelbarer, weit inniger, weit dunkeler und weit gewisser sei". Das Wesen der naiven Volkspoesie ahnte er wohl, doch gebührt Herder das Verdienst die Bedeutung derselben klar hingestellt zu haben. Die ausschließliche Nachahmung der Griechen und Römer mißbilligte er und er wünschte, daß die Dichter lieber auf die morgenländische Dichtung der Bibel zurückgehen möchten.

Wohl durfte er sich später dahin äußern, daß seine Gedanken nur Samenkörner seien, die erst durch Herder in Blumen und Blüten sich verwandelt hätten. Wer offenes Auge und Verständniß genug besitzt, wird die Nachwirkung dieses großen „Anregers" bis in die romantische Schule hinein zu verfolgen im Stande sein. Noch heute können wir Hamann Belehrung und Förderung verdanken. Auch das Wenige, was wir über ihn mittheilten, wird gezeigt haben, daß in ihm die Empfindsamkeit des Zeitalters, und zwar als religiöse und ästhetische, in einem hervorragenden Maße ausgebildet war.

Die neue Kritik und Poesie.

Joh. Gottfr. Herder.

Um Herders Entwicklungsgang und die Ziele seines Strebens zu verstehen, wird man verschiedene Momente in das Auge fassen müssen. Nicht in schöpferischer Thätigkeit durch eigene große Meisterwerke hat er die Erfüllung dessen gebracht, was Lessing angebahnt hatte, dessen ebenbürtiger Nachfolger er ist, aber wohl hat er die Brücke von diesem zu Goethe und Schiller geschlagen und zu dem herrlichen Erblühen unserer Dichtung durch diese beiden in sehr wesentlicher Weise beigetragen, indem er einen neuen lebendigen Geist der Wissenschaft und Poesie einzuhauchen verstand. Er ist der größte und bedeutendste Anreger des vorigen Jahrhunderts. Fast alle wissenschaftlichen Bestrebungen, auf die unsere Gegenwart stolz ist, sind von ihm ausgegangen. Er besaß theilnehmendes Interesse für Alles, was den Menschen angeht und worin dessen eigenthümliche Natur zum Ausdruck kommt. Die Sache des Menschengeschlechts betrachtete er als seine und in der Bildung zur Humanität glaubte er, daß das Göttliche im Menschen zur Erscheinung komme. In der Universalität des Geistes übertraf er fast noch Leibniz. War auch seine dichterische Produktionskraft nicht gleich der Goethe's oder Schillers, so war doch seine dichterische Nachempfindungskraft wahrhaft bewunderungswürdig. Er besaß eine staunen-

erregende Anempfindungsfähigkeit für jede individuelle Erscheinung in Geschichte und Menschenleben, eine Feinfühligkeit für alle Aeußerungen und Formen des dichtenden Menschengeistes, die uns eine unbedingte Anerkennung abnöthigt. Mit einer Innigkeit und Tiefe drang er in alle Geheimnisse der Menschenbrust, daß wir von ihm sagen dürfen, er verstand es, sich in alle Zeiten und Zonen, in alle Menschenracen und auf alle Bildungsstufen zu versetzen, er besaß wirkliches psychologisches und historisches Verständniß. Durch eine tiefe anthropologisch-poetische Kenntniß suchte er die Siegel zu lösen, mit denen bis dahin die Bücher der Vergangenheit geschlossen waren. Die Menschheit als solche kam in ihm zur Besinnung auf sich selbst, zur Selbsterkenntniß. Bei ihm war eine einseitige und ungerechte Beurtheilung anderer Völker, eine Verkennung unseres eigenen Charakters und der großen Epochen unserer heimischen Geschichte nicht mehr möglich. Trotz seiner stark entwickelten kosmopolitischen Richtung fühlte und dachte er so deutsch, wie irgend Einer. Darum eiferte er auch gegen den Wahn, als ob unsere Dichtung und Kunst ewig nur an das eine Formenideal der Alten gebunden wäre, und forderte, daß wir sein sollten, was wir wären und immer gewesen wären, und daß wir endlich einmal auch zur Nachahmung unserer selbst kommen möchten.

Es ist merkwürdig, daß diese deutsche Gesinnung bei ihm gerade so entschieden auftrat, der doch aus der Ostmark unseres Vaterlandes stammte. Aber dort, an der Peripherie, in den der Reichsgrenze benachbarten Gebieten, lebte und fühlte der Deutsche als Deutscher in größerer Reinheit, als in der verwelschten Mitte, wo Leipzig um seiner französischen Sitte und Bildung willen für ein Klein-Paris gelten durfte. Goethe mußte im Elsaß, und zwar unter dem Einfluß des Ostpreußen Herder, sich wieder auf sein deutsches Wesen besinnen, das er in Leipzig mehr oder weniger verleugnet hatte. Es ist ja wahr, daß auch für Herder die Poesie und Kunst ein Hauptanliegen war. Aber über das ästhetische Interesse hat er niemals das nationale vergessen. Sein Ziel war nicht ausschließlich ein theoretisches, vielmehr ein praktisches, ein pädagogisches im größten Stil. Erziehung und Veredelung des Menschengeschlechts und der eigenen Nation waren der Angelpunkt, um den alle seine Bestrebungen sich drehten. Darum konnte er an den Schriften des französischen Kosmopoliten Rousseau sich begeistern, welche das Verdammungsurtheil über die Verkehrtheiten unserer heutigen Cultur aussprachen und in einer neuen Erziehungsweise den Weg zum wahren menschlichen Glück suchten, und doch im vollsten Ver ständniß der unserer nationalen Selbständigkeit drohenden Gefahren den Siegeslauf der französischen Armeen mit Angst und Sorge verfolgen und eine Einigung von Oestreich und Preußen fordern. Wie sehr ihm eine allgemeine menschenwürdige Bildung am Herzen lag, das beweisen unzählige Stellen seiner Schriften, die er wohl alle schrieb, wie jene „Briefe", „zur Beförderung der Humanität", das beweisen auch seine Predigten und Schulreden, die alle dasselbe hohe Ziel verfolgen, und selbst seine persönlichen Beziehungen zu Anderen, auf die er erhebend, bestimmend, anregend einzuwirken gewußt hat. Selbst daran dürfen wir hier erinnern, daß er, nicht etwa nur in Folge seines Mangels an größerer dichterischer Befähigung, die lehrhafte Neigung in seinen eigenen Gedichten nicht überwinden konnte und in den letzten Zeiten seines Lebens Goethe und Schiller gegen seine nächsten Vertrauten tadelte, weil sie die Vergötterung der Kunst auf Kosten der Veredelung der Menschheit zu weit getrieben hätten.

Die Tiefe der Auffassung, die Genialität der Anschauung, die Glut der Gefühle, das Feuer der Begeisterung, den brennenden Durst nach Ruhm, alle diese Züge seines Wesens werden wir kaum begreifen können, wenn wir nicht bedenken, daß in ihm schon als Knaben das Empfindungsleben und zwar in directer Proportion

zum Druck und zur Enge der Verhältnisse, in die ihn das Schicksal hineingestellt hatte, auf das stärkste ausgebildet war. Alle Erscheinungen, die wir vorhin aus der Empfindsamkeit ableiteten, gelten für ihn. Auf die Empfindsamkeit müssen wir, wie seine außerordentliche Liebesfähigkeit und Liebesbedürftigkeit, so auch die Empfindlichkeit zurückführen, die ihm durch sein ganzes Leben eigen blieb und die verstärkt durch eine körperliche Verstimmung, welche eine schwere Krankheit zur Folge hatte, nicht am wenigsten zur Verbitterung seiner späteren Lebensjahre beigetragen hat. Wie sich aus der Empfindsamkeit das tiefe Verständniß für Andere erklärt, nach dem Dichterwort: „Willst du die Anderen verstehen, blick in dein eigenes Herz", so kann dieses empfindsame Verstehen der Anderen vom eigenen Herzen aus leicht aber auch dazu führen, nicht blos die beiderseitigen Gefühle, sondern auch die beiderseitigen Schicksale und Ansprüche zu messen und diese Messung wird gerade bei tief entwickeltem Gefühl, welches das Bewußtsein der persönlichen Würdigkeit steigern muß, immer die Unzufriedenheit wecken mit dem eigenen Geschick. Im höchsten Maß betrübend sind die Klagen, mit denen Herder in der zweiten Hälfte seines Lebens gegen seine Gattin und seine nächsten Freunde seinem Mißmuth Luft zu machen gesucht hat. Auf das drückendste empfand er das wahrhaft tragische Loos der nicht sein zu dürfen, der er eigentlich war. Nach dieser Seite beneidete er wohl Goethe und selbst auch Schiller. Er scheute sich darum nicht, sein Leben geradezu verfehlt zu nennen. Wie schwer mußte auf ihm, der doch Alles so tief empfand und für Anderer Schwächen ein so scharfes Auge hatte, der Widerspruch lasten die oberste Stelle im Kirchenregiment des Landes zu bekleiden und doch offen seine Hinneigung zum Spinozismus ausgesprochen zu haben, der mit einer solchen Stellung sich kaum verträgt. Wie bitter empfand er den Umschwung der Zeiten, daß er, der einst das viel gefeierte und bewunderte Haupt der sich um ihn schaarenden jüngeren Generation gewesen war, durch diese Jüngeren in den Schatten gestellt war und immer mehr vereinsamte. Wenn er unter diesen Umständen zu hämischen, giftigen und gehässigen Ausfällen sich verleiten ließ, so ist dies zwar nicht zu loben, aber zu begreifen. Auch in seinen Schriften finden sich Stellen, die das deutliche Bewußtsein dieser Mißverhältnisse, seines tragischen Schicksals verrathen. Als eine Folge dieser seiner Verstimmung haben wir anzusehen, daß er sich von Goethe und Schiller immer mehr zurückzog und dafür an Gleim und Heyne enger anschloß, mit einer gewissen Bitterkeit das zu bekämpfen begann, was er einst dankbar verehrt hatte, die Philosophie Kants, seines ehemaligen großen Lehrers, und im Aerger darüber, mit Goethe und Schiller nicht gleichen Schritt halten zu können und in ihrem Bunde der Dritte zu sein, die abgelaufene Periode der deutschen Literatur als deren goldenes Zeitalter zu preisen und die Zeitgenossen zu ihrer Vergleichung aufzufordern nicht müde wurde.

Trotz dieser Verhältnisse, die deutlich genug zeigen, daß seine Bedeutung für unsere Literatur in seiner Jugend eine größere war, als in seinen späteren Jahren, dürfen wir doch nimmermehr seine Verdienste verkennen, unter denen das größte offenbar das ist, was wir schon anführten, der Literatur ein neues Leben und einen neuen Geist eingehaucht zu haben. Einen Nachklang dieser mächtigen geistigen Wirkung möchte ich aus den älteren Bestandtheilen des Goethischen Faust herauslesen, deren Entstehung in die gleiche Zeit mit des Dichters Bekanntschaft mit Herder fallen mag. Derselbe Haß, welcher Faust gegen den Pedantismus in allen seinen Formen beseelt, beseelte auch Herder. Auch dieser wollte, vom heftigsten Wissensdrang erfüllt, nicht in bloßen Worten kramen, verschmähte die Buch- und Stubengelehrsamkeit und ein bloßes Tintenfaß, Repositorium und Wörterbuch zu sein, beklagte das Erstarren der Gefühle in dem irdischen Treiben und die Fesseln, welche Sorgen und Noth,

Zweifel und Sünde dem menschlichen Geist anlegen. Dagegen wollte auch er im begeistertsten Idealismus und im Anflug eines gewissen optimistischen Mysticismus den Erdensohn abstreifen, als Ebenbild der Gottheit sich fühlen, dem Spiegel ewiger Wahrheit sich nähern, seine freie Kraft durch die Adern der Natur ergießen, im Schaffen ein Götterleben führen, allein nur dem innern Drang gehorchen, den Sinn öffnen, das Herz aus dem Todesschlaf wecken, die Phantasie mit kühnem Flug zum Ewigen erheben, die Natur des Schleiers berauben, von ihr sich unterweisen zu lassen, wie ein Geist zum andern spricht, mit allen Kräften an die Geisterwelt sich drängen, mit seinem Geiste das Höchste und Tiefste greifen, in seinem inneren Selbst genießen, was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern, fühlen wie Alles sich zum Ganzen webt und Eins in dem Andern wirkt und lebt, die Quellen alles Lebens suchen, an denen Himmel und Erde hängt, den Geist erfassen, der am sausenden Webstuhl der Zeit schafft, auch er hat eine Fülle der Gesichte, auch ihm soll Erquickung aus eigener Seele quellen und, was er sagt, aus der Seele dringen und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingen, auch ihm soll es von Herzen gehen, auch er will Herz zu Herzen schaffen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in den angeführten Stellen aus Faust einen Widerschein des neuen geistigen Lebens erkennen, welches Hamann in Herder und dieser wieder im jungen Goethe angezündet hatte. Diese Stellen illustriren zugleich das Suchen nach Ursprünglichkeit, die Vertiefung des Gefühls, überhaupt das Walten und Weben des Genius, wie es in Hamann und durch diesen in Herder und weiter wirkend in Goethe zur Aeußerung gekommen war. Sie sind der schlagendste Beweis für den geistigen Titanismus, dem mehr oder minder alle drei huldigten, der Nachklang des Einflusses, den fortzeugend die Hamannsche Gedankenwelt durch Herder auf Goethe geübt hatte. An ein Streben von solcher Kraft und Höhe, wie es unsere Blumenlese von Faustischen Stellen kennzeichnet, muß man denken, wenn man bis in seinen tiefsten Ursprung das neue Leben und den neuen Geist verfolgen will, den Herder unserer Literatur eingehaucht hat. Nun versteht man Goethe's Ausspruch über Herder: „Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen“, und begreift, wie Goethe von Herders Gedanken sagen konnte, daß sie wie Göttererscheinungen herabgestiegen seien, daß sie ihm „Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebten“, daß sie ihm gewesen seien „wie ein rauh hären Tuch dem aus dem Bad Steigenden.“

Wir haben es schon angedeutet, daß Herder ein Nachfolger Lessings war, dessen literarische Ziele er zu den seinigen machte. Seine ersten Schriften, die „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ (1767) und die „Kritischen Wälder oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend“ (1769) knüpfen unmittelbar an Lessing an. Die Fragmente sind eine weitere Ausführung und Kritik der Literaturbriefe und die Kritischen Wälder eine Kritik des Lessingschen Laokoon und, gleich Lessings antiquarischen Briefen, auch eine solche einiger Schriften des in jenen arg mitgenommenen Hofraths Klotz. Aber nicht blos auf ästhetischem Gebiete schloß sich Herder an Lessing an. Auch er wollte, wie sein großer Vorgänger, ein Apostel der Humanität sein, auch er beschäftigte sich in ähnlicher Weise, wie dieser, mit den heiligen Schriften, auch ihm war die Erziehung des Menschengeschlechts, wie wir schon sagten, das höchste und letzte Anliegen, auch er klagte über den Mangel an nationaler Gesinnung und bekämpfte das Franzosenthum. Darum ist auch Lessing kaum von einem anderen Zeitgenossen so gewürdigt worden, als von Herder. Als der „edle Wahrheitsucher, Wahrheitkenner und Wahrheitverfechter“ gestorben war, widmete

ihm Herder einen Nachruf im „Teutschen Merkur“. „Augen und Herz“, heißt es dort, „suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann.“ „So weit ich ihn gekannt habe,“ fügt Herder hinzu, „mag ich in diesem Punkt nichts Geringeres als Shakespeare's Wort sagen: Lobe ihn nicht, sprich nur, er war ein Mann.“ Trotz dieser begeisterten Anerkennung des Charakters und der Persönlichkeit Lessings brachte es Herder nicht zu der plastischen Durchbildung der Form, zu der logischen Schärfe und Consequenz, zu der Gründlichkeit der Untersuchung, die Lessing auszeichnet. So stark dieser als Dramatiker war, so schwach dagegen Herder, der aus der Dämmerung Klopstocks, den er für das größte dichterische Genie pries, nie recht herauskam und dessen dithyrambischen Schwung der Rede er in die Prosa übertrug.

Für Rousseau blieb Herder durch sein ganzes Leben begeistert. Gleichwohl dürfen wir nicht annehmen, daß er die sittliche Lebensführung des Philosophen gebilligt habe, wie sie in Schrecken erregender Offenheit in den „Bekenntnissen“ desselben zu Tage tritt. Auch kann Herder unmöglich der Lehre Rousseau's zugestimmt haben, „daß Kunst und Wissenschaft das Unglück der Menschheit seien, die, um alle Uebel loszuwerden, wenn möglich nur zu jenen Urzuständen, dem goldenen Zeitalter der Unwissenheit und Einfalt, zurück zu kehren brauche.“ Herder zeichnete ja gerade ein gerechter geschichtlicher Sinn, ein tiefes Verständniß für alle geschichtlich gewordenen, individuellen Gestaltungen aus, das Rousseau gänzlich abging, dem er also auch nicht bis in alle absurden Consequenzen seiner Doctrin folgen konnte und an dem er mit Recht tadelte, daß er sich an eitle Romanbilder weggeworfen und Zeiten gepriesen habe, die niemals gewesen seien. Gleichwohl mag auch Herder als Jüngling in Verkennung der Schranken, welche dem menschlichen Wollen und Wünschen gezogen sind, da die Jugend nur zu stark den Idealen zuneigt, die auf dem Boden des Radicalismus gewachsen sind, an die Möglichkeit der sofortigen Verwirklichung der Rousseau'schen Anschauungen in Staat, Erziehung, Kunst und Sitte geglaubt haben. Denn, was die letztern anlangt, so ist es ja bezeugt, daß die Rousseau begeisterten Kunstjünger der Sturm- und Drangperiode bald alle Achtung vor Convenienz und Schicklichkeit ablegten und nur nach dem schon früher citirten Worte leben wollten: „Erlaubt ist, was gefällt“. Das was Herder an Rousseau besonders anzog, war die sich überall in dessen Schriften aussprechende Empfindsamkeit und das aus dieser fließende begeisterte Naturgefühl und der lebendige Sinn für das Natürliche. Diese Momente sind neuerdings wieder von Du Bois-Reymond als charakteristisch für Rousseau's Weltanschauung treffend hervorgehoben worden. „Träumerischen, menschenscheuen Sinnes,“ sagt dieser vom Genfer Philosophen, „ohne bestimmte Beschäftigung, achtete er auf jedes Gekräusel an der Oberfläche seines Gefühlsmeeres. Aus den mit schmerzlicher Wonne gehegten Empfindungen, die der Anblick der Natur, der Schönheit oder dessen, was man damals eine schöne Handlung nannte, ihm erregte, wob er den Schleier der Empfindsamkeit, mit welchem er die Gebilde seiner Phantasie verklärend umgab. Unaufhörlich auf sich zurückkehrend, in dem von gekränkter Freundschaft, nicht erhörter Liebe wunden Herzen wühlend, seine Wünsche und Enttäuschungen, Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten selbstquälerisch zergliedernd, ward er einer der ersten Verkünder des Weltschmerzes.“ Dies sind die Züge, in denen Herder sich wieder erkannte. Wenn man nun noch die Gewalt der Beredsamkeit bedenkt, mit welcher Rousseau seine Gedanken vorzutragen verstand und durch die er seinem Streben den Schein des edelsten Wollens zu geben wußte, dann wird man den Enthusiasmus verstehen, den Herder für diesen Verkündiger

des Naturevangeliums nährte. So wird man wohl Herders Stimmungen aus Rousseau's Empfindsamkeit beleuchten, niemals aber seine literarische Wirksamkeit aus den Schriften des französischen Philosophen ableiten können. Herder war unendlich mehr, als Rousseau.

Der Sinn, welcher für die Volkspoesie im 18. Jahrhundert, namentlich in England aufging, erschloß sich auch Herder. Das Interesse, welches dieser für unsere Volkslieder zu erwecken wußte, und der Eifer, mit dem er die größten Erzeugnisse der Volkspoesie aller Völker und Zeiten untersuchte, sollte nicht nur zu einer sicheren Unterscheidung von Volks- und Kunstpoesie, die eine wesentliche Grundlage aller literar-historischen und poetischen Betrachtung geworden ist, sondern auch zu einer Neubelebung unserer Poesie führen. So sind unsere Volkslieder der Jungbrunnen geworden, „aus welchem unsere altklug und lendenlahm gewordene gelehrte Poesie neue Lebenskraft trank, in welchem Goethe's Dichtung sich stählte, aus dem in unserm Jahrhundert Uhlands Muse schöpfte.“ Aber für die „kraftgenialische“ Dichtung der sogenannten Stürmer und Dränger hat Herder kein besonderes Verständniß an den Tag gelegt. Es scheinen ihn die Consequenzen seiner eigenen Doctrin nicht gerade erbaut zu haben. Ebensowenig war er mit dem Classicismus Goethe's und Schillers einverstanden, der doch auch von ihm gefördert worden war, denn er hatte unermüdlich auf das Humanitätsideal der Griechen aufmerksam gemacht und, wie er schon frühzeitig eine tiefgehende Begeisterung für Homer entzündet, später Pindarische Oden, Lieder der griechischen Lyriker und Elegiker und zugleich kleine Stücke aus dem großen Sammelwerk der sogenannten griechischen Anthologie übersetzt. War er mit der Dichtung der Sturm- und Drangperiode und mit dem Goethe-Schillerschen Classicismus nicht einverstanden, so mußte ihm, der von jeher Klopstock als den größten deutschen Dichter gepriesen hatte, das goldene Zeitalter der deutschen Poesie für abgelaufen gelten. In seiner eigenthümlichen zwiespältigen Natur aber lag es begründet, daß er sich von der neuen mystischen Richtung Lavaters, Claudius', F. H. Jacobi's zeitweilig sehr angesprochen fühlte. Ebenso ist der Einfluß verständlich, den er auf die neuen deutschen Humoristen geübt hat, unter denen Jean Paul ihm nicht lange nach seinem Tode (Herder starb 1803) im Schlußkapitel seiner „Vorschule der Aesthetik“ ein Denkmal gesetzt hat, das manchen schönen und treffenden Ausspruch über den großen Mann enthält, dessen eigenthümliches Wesen und weltumfassendes Wirken so schwer sich mit wenigen Worten charakterisiren läßt. Mit Rücksicht auf diese Schwierigkeit sagt dort Jean Paul: „ein Mensch, der in Worte aufzulösen wäre, würde ein alltäglicher sein; den Sternenhimmel malt keine Sternkarte“. Dann weiter: „Gleichsam mit einem Liebestrank der Inbrunst gegen die ganze Natur geboren, hielt er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüte werth und am Herzen fest.“ „Aber wie soll ich es auseinandersetzen, da in der schönen Seele, eben wie in einem Gedicht, alles zusammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne eine untheilbare Dreieinigkeit war?“ Dann spricht er davon, wie derselbe „alle Zeiten, Formen, Völker, Geister mit der großen Hand eines Gottes unparteiisch vor das säcularische Auge (das Jahre nur am Jahrhundert ausmißt) und also auf die weiteste Bühne führt.“

Der Grund, warum die Humoristen von Herder sich so angesprochen fühlten, liegt einmal in dessen poetischer, bilderreicher, lebensvoller, leidenschaftlicher Sprache, die der genialen Sprache jener theilweise zum Vorbild dienen mochte, dann aber in der Zwiespältigkeit des Wesens, aus welcher der Humor hervorgeht. In Herder mischten sich die entgegengesetztesten Seelenkräfte, Stimmungen, Richtungen und Weltanschauungen. Mit einer glühenden, tiefen Empfindung, mit einer feurigen, leichtbeflügelten Phantasie verband er kalte und nüchterne Verständigkeit, mit der liebevollsten Sanftmuth und

humansten Umgänglichkeit anmaßlichen Trotz, herrschsüchtigen Stolz und ein unerträgliches, bissiges und neckendes Wesen, mit dem bewußtesten Selbstgefühl eine weltabgewandte, melancholische, trübsinnige Unzufriedenheit mit sich selbst und seinem Schicksal. Obgleich der eifrigste Vertreter der Aufgaben der Zukunft konnte er doch wünschen, im Mittelalter geboren zu sein. Sein Interesse an griechischer Literatur und Kunst war nicht weniger groß, als das an den erhabenen und kindlichfrommen Dichtungen des Orients, so daß er mit seinem geistigen Auge Orient und Occident zugleich umspannte. Er hatte sich in Shakespeare und Ossian, die Vertreter nordisch-germanischer Weltanschauung, ganz vertieft und folgte doch nicht minder begeistert den Dichtungen der Romanen, zumal der Spanier. Aus einem ahnungsvollen, fast mystischen Glaubensleben war ihm der Uebergang leicht zu einem ungezügelten freisinnigen Scepticismus. Er besaß ein reizbares, vielbesaitetes Gemüth, die höchste Empfänglichkeit für alle Stimmungen. Sein Wesen war nicht ein einiges, einheitliches, ein fester, unverrückbarer Charakter, der einem einzigen Grundsatz die Lebensführung unterwirft, sondern Laune und die sprunghafteste Beweglichkeit. Bei dieser Eigenthümlichkeit war es für ihn wohl schwer, sich zu voller Klarheit und Harmonie und zu jener Ruhe und Objectivität durchzubilden, die wir an den Griechen bewundern. Seine Natur war die ausgesprochenste Subjectivität.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen lassen wir eine kurze Skizze seines äußeren Lebensganges folgen. Herder war den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren, wo sein Vater Mädchenschullehrer und Cantor war. Er besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, deren Rector Grimm ein sehr strenger und pedantischer Lehrer war. Schon als Knabe, der zur einsamen Selbstbeschäftigung großen Hang verrieth und gern in freier Natur sich aufhielt, legte er eine unersättliche Lernbegierde an den Tag. Von großem Einfluß auf sein Gemüthsleben waren seine Mutter und sein Religionslehrer, der herzvolle und liebenswürdige Willamow. Der Diakonus Trescho, ein seiner Zeit nicht unbekannter theologischer Schriftsteller, nahm ihn als Famulus und Abschreiber in sein Haus. Wenn er auch diesem, der seine Anlagen nicht ahnte, keine besondere Förderung seiner Bildung verdankte, so war doch dieses immerhin dankenswerth, daß er die Bibliothek desselben in seinen Freistunden benutzen durfte. Mit großem Eifer las er die classischen Schriftsteller der Alten, unter den deutschen Dichtern aber erbaute er sich besonders an Kleist, was bezeichnend für seinen empfindsamen Natursinn ist. Bei der Mittellosigkeit seiner Eltern schien sich dem hoffnungsvollen Jüngling kaum eine Aussicht zur Verwirklichung seines Lieblingsgedankens zu bieten, eine Universität zu beziehen. Trotzdem sollte ihm eine Gelegenheit dazu werden. Ein durch Mohrungen kommender russischer Regimentschirurg, Namens Schwarzerloh, fand Wohlgefallen an dem strebsamen Jüngling und erbot sich, ihn mit nach Königsberg zu nehmen, wo er zunächst die Chirurgie erlernen sollte, um dann die Medicin in Petersburg zu studiren. Herder nahm den Vorschlag an und ging im Sommer 1762 mit nach Königsberg. Da er jedoch hier bereits bei der ersten Operation in Ohnmacht fiel und seine Untauglichkeit zum Wundarzt erkannte, trennte er sich von seinem Gönner und ließ sich durch einen Schulfreund, den er in Königsberg getroffen hatte und der ihm Gelegenheit zu Privatunterricht zu verschaffen versprach, bestimmen, zur Prüfung behufs der Zulassung zur Universität sich zu melden. Er bestand dieselbe sehr rühmlich und ließ sich nun als Student der Theologie einschreiben. Da auch der Buchhändler Kanter, dem er sich schon von Mohrungen her durch ein Gedicht empfohlen hatte, sich seiner dadurch annahm, daß er ihm den freien Gebrauch aller Bücher gestattete, die er auf Lager hatte, Gedichte und Aufsätze von ihm in die Königsberger Zeitung aufnahm und ihm

auch andere Freunde und Gönner zuzuführen bemüht war, so wurde es ihm möglich, wenn auch unter vielen Entbehrungen, das Leben in Königsberg zu fristen. Schon im nächstfolgenden Jahre besserte sich seine Lage, er erhielt ein Stipendium, auch wurde ihm ein Theil des Unterrichts am Collegium Fridericianum übertragen, den er mit großem Erfolg besorgte, was ihm die Achtung und Zuneigung vieler Königsberger Familien einbrachte. Unter den Lehrern der Universität trat er besonders Kant näher, der ihn aber in seinen naturwissenschaftlichen Collegien mehr anzog, als in den streng philosophischen. Am innigsten schloß er sich an Hamann an, mit dem er zeitlebens eng verbunden blieb. Von ihm lernte er Englisch und durch ihn Shakespeare und Ossian kennen, im Umgang mit ihm erstarkte immer mehr seine Vorliebe für das Ursprüngliche und Naturgemäße, auch in der Poesie. Durch Hamann wurde er auch als Collaborator an die Domschule zu Riga empfohlen, welche Stelle er im Herbst 1764 antrat. Von jetzt ab gestaltete sich seine Lage sorgenfreier. Er konnte sich ganz den Wissenschaften widmen, es fehlte ihm nicht an Freunden und geselligem Verkehr, Rigas städtisches Gemeinwesen und blühender Handel zeigten ihm den Werth wahrer bürgerlicher Freiheit, um ihn zu halten, stifteten seine Mitbürger sogar eine neue Predigerstelle für ihn. In die Zeit seines Rigaer Aufenthaltes fällt nun die Ausarbeitung und Herausgabe der „Fragmente“ (1767), deren erste Keime sich bis in seine Königsberger Zeit verfolgen lassen, dann die der „Kritischen Wälder“ (1769) und einer Schrift zum Andenken Th. Abbts. Die gehässigen Anfeindungen, die er von Klotz erfuhr, der die zweite Auflage seiner Fragmente angriff, bevor dieselbe noch öffentlich erschienen war, verstimmte ihn der Art, daß er seine Aemter niederlegte und auf einige Zeit Riga zu verlassen beschloß, um hier später, wenn er die besten Erziehungsanstalten in Frankreich, Holland, England und Deutschland kennen gelernt haben würde, eine großartige, livländische Nationalerziehungsanstalt zu gründen. Im Juni 1769 ging er von Riga aus zur See. Sein nächstes Ziel war Nantes. Auf dieser Seereise, welche epochemachend für sein inneres Leben war, führte er ein uns erhaltenes Reisetagebuch, welches uns den genauesten Einblick in seine Gedankenwelt verstattet. Im Angesicht der Küsten Schwedens, Dänemarks und Englands wehte ihn ganz mächtig der Hauch der alten nordischen Skalden und Ossians an. Von Nantes, wo er sich vier Monate halten ließ, ging er nach Paris. Hier lernte er unter Anderen auch Diderot kennen. Ein theilnehmendes Interesse widmete er dem französischen Theater. Hier wurde ihm auch der Antrag, den jungen Prinzen von Holstein-Eutin als Lehrer und Reiseprediger auf drei Jahre zu begleiten. Er nahm die angebotene Stelle an und ging durch die Niederlande und über Hamburg, wo er die persönliche Bekanntschaft Lessings und Claudius' machte, nach Kiel, wo er den Prinzen fand. Im Juli 1770 trat er nun mit diesem und dessen Oberhofmeister die beabsichtigte Reise an, zunächst nach Süddeutschland. In Darmstadt lernte er Merck kennen, der sein und Goethe's gemeinschaftlicher Freund werden sollte, und durch Merck Caroline Flachsland, mit der er sich verlobte. Auch gelangte bereits in Darmstadt ein Ruf des Grafen Wilhelm von Bückeburg an ihn, der, durch seine Schrift über Th. Abbt auf ihn aufmerksam gemacht, ihn als Hauptpastor und Consistorialrath nach Bückeburg ziehen wollte. Erst in Straßburg, wohin die Reisenden von Darmstadt gegangen waren (Sept. 1770), entschied sich Herder zur Annahme dieses Rufs, nachdem er die ihm durch den prinzlichen Oberhofmeister verleidete Stellung aufgegeben hatte. Da er von Kindheit an an den Augen gelitten und im Laufe der Zeit eine Thränenfistel sich bei ihm ausgebildet hatte, beschloß er in Straßburg zu bleiben, um einer Operation sich zu unterziehen. Bis zum April 1771, fast fortwährend das Zimmer hütend, harrte er in Straßburg aus, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen.

Während dieser Zeit näherte sich ihm Goethe, der ihn, wie auch Jung-Stilling, fast täglich besuchte. Goethe hat über seinen Straßburger Verkehr mit Herder eingehend in „Wahrheit und Dichtung“ berichtet und zu erkennen gegeben, von welchen wohlthätigen Folgen für ihn dieses Zusammentreffen mit Herder gewesen ist. Damals gingen Hamanns Ideen in der Klärung und Fortbildung, die sie durch Herder, zumal im Studium von Homer, Ossian, Shakespeare, des Volkslieds und Rousseau's, erhalten hatten, mit dem Interesse für die früheren Perioden unserer Literatur und Kunst auf Goethe über, der allein berufen war, in dichterischen eigenen Schöpfungen der großartigen Gedankenwelt jener Beiden plastische Gestalt zu geben. Damals begann ein neues Leben in Goethe und durch diesen in unserer Literatur und, wie günstig das Schicksal über diesen bevorzugten und auserwählten Genius waltete, das ergibt sich daraus, daß die neuen Offenbarungen Herders in einer Zeit der größten Empfänglichkeit an ihn herantraten, da er sich des beseligendsten Liebesverhältnisses erfreute. Nicht mit Unrecht glaubten wir daher von dieser Begegnung Herders mit Goethe an die neue Epoche datiren zu müssen, die dadurch erst möglich geworden ist, daß die theoretischen Anschauungen Hamanns und Herders in dessen Besitz übergingen, der allein von ihnen den rechten, künstlerischen Gebrauch zu machen Kraft und Beruf in sich fühlte. So ist Straßburg die Wiege unserer neueren classischen Literatur geworden.

In Straßburg arbeitete Herder fleißig an seiner Abhandlung „über den Ursprung der Sprache“, die ihm den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis eintrug. Im Mai 1771 trat er seine neue Stelle in Bückeburg an. Hier fühlte er sich anfänglich nicht so glücklich, als er erwartet hatte. Doch besserte sich seine Stimmung, als sich zu der edlen Gräfin Maria und durch diese auch zu dem Grafen Wilhelm ein schönes, ihn befriedigendes Verhältniß bildete. Sein Glück erhöhte sich noch, als er im Frühling 1773 seine innig geliebte Braut als Gattin heimführen konnte. Unterdessen hatte er zwar kein größeres Werk, aber viele Recensionen für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen verfaßt, an deren Spitze Merck und Goethe standen und die das Organ der von Herder begeisterten mittelrheinischen Jugend bildeten. Der erste Jahrgang (1772) dieses Unternehmens gehört zum Originellsten und Besten, was die Kritik des vorigen Jahrhunderts zu Tage gefördert, und mit Recht hat neuerdings W. Scherer auf die hohe Bedeutung desselben hingewiesen und, da er bereits zu den literarischen Seltenheiten gehört, einen Wiederabdruck desselben empfohlen. Damals hegte Herder für die altdeutschen Dichter ein großes Interesse, das sich bald auch auf Goethe übertragen sollte, wie aus dessen Vorliebe für Hans Sachs zu sehen ist. Nachdem er Percy's Sammlung englischer Balladen kennen gelernt hatte, begann er selbst eine Sammlung einheimischer und fremder Volkslieder zu veranstalten, auf deren Werth er in den mit Goethe und Moeser gemeinschaftlich herausgegebenen Blättern „Von deutscher Art und Kunst“ hinwies (1773). Die beiden ersten Stücke „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ und „Shakespeare“ sind darin allein von Herder. Diese Blätter können in gewisser Weise als eine Fortsetzung der Frankfurter gelehrten Anzeigen gelten, von denen sich allmählich der Herdersche Freundeskreis zurückzog. Im Sommer 1773 ging er an die Ausarbeitung der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“, die 1774 im Druck erschien. In diesem Jahre veröffentlichte er auch die äußerst gedankenreiche und gehaltvolle Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“, welche die Vorläuferin seiner späteren „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ geworden ist. Im nächsten Jahr erhielt er zu seinen bisherigen Aemtern auch noch die Superintendentur im Bückeburgischen und schrieb eine zweite Preisabhandlung „Ursachen des gesunkenen Geschmackes bei den verschiedenen Völkern,

da er geblühet", die ebenfalls von der Berliner Akademie gekrönt wurde. In dieser Zeit hatte er auch mancherlei theologische Arbeiten verfaßt, denn es wäre ihm außerordentlich erwünscht gewesen, wenn er eine Professur an einer Universität hätte erhalten können. Aussichten dazu eröffneten sich ihm von Göttingen aus und zwar durch den ihm befreundeten Philologen Heyne. Doch geriethen die Verhandlungen ins Stocken, da man auf Betreiben seiner Gegner ein Colloquium zur Untersuchung seiner theologischen Kenntnisse und seiner Rechtgläubigkeit zur Bedingung seiner Berufung machte.

Herder kam in Folge der so herbeigeführten Verzögerung in eine höchst peinliche Lage, aus der ihn sein alter Straßburger Freund Goethe, der mittlerweile weimarischer Minister geworden war, dadurch befreite, daß er, nicht ohne zuvor große Schwierigkeiten überwinden zu müssen, beim Herzog Karl August seine Berufung als Oberpfarrer und Generalsuperintendent nach Weimar durchsetzte. Hier traf Herder im October 1776 ein, nach Wieland und Goethe der dritte große Schriftsteller, den der weimarische Hof an sich zog. Wir haben es schon angedeutet, daß sich Herder im Laufe der Jahre von Goethe immer mehr entfernt habe. Anfänglich mochte er das fortgesetzte geniale Treiben Goethe's und seines fürstlichen Freundes nicht billigen, das ihm von seiner kirchlichen Stellung aus tadelnswerth erschien, dann nahm die Dichtung Goethe's immer mehr eine Richtung, die ihm nicht zusagte, endlich erbitterte ihn die enge Verbindung desselben mit Schiller, die für ihn keinen Raum übrig ließ. Trotz dieser Verhältnisse ist Goethe nicht müde geworden, Herder zu beruhigen und ihm jeden Wunsch, so weit es in seinen Kräften stand, zu erfüllen.

Sowohl von Hillebrand, als von Hettner ist darauf hingewiesen worden, daß Herders Leben in zwei ziemlich scharf getrennte Hälften zerfällt; doch hat man die zweite wohl einige Jahre später anzusetzen, als es der letztere gethan hat. Wenigstens hat Herder seine schriftstellerische Thätigkeit bis zum Jahre 1787 noch mehr oder minder im alten Geiste fortgesetzt. Im Jahre 1778 erschien die Sammlung der Volkslieder als „Stimmen der Völker in Liedern", 1780 die herrlichen „Briefe, das Studium der Theologie betreffend", 1782 die Schrift „vom Geist der ebräischen Poesie", von 1784 ab die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", von 1785 an „die zerstreuten Blätter" mit den „Blumen aus der griechischen Anthologie", 1787 sein Buch über Spinoza „Gott! einige Gespräche über Spinoza's System", das eine weitere Ausführung seiner durch und durch spinozistischen Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" aus dem Jahre 1778 ist.

In demselben Jahr, da Goethe aus Italien zurückkehrte (1788), trieb es auch ihn, eine Reise in das gelobte Land der Kunst zu unternehmen, um dort eine Erfrischung und Verjüngung seines ganzen Wesens zu suchen. Der Herzog Karl August gab ihm bereitwilligst den erbetenen Urlaub. Als Reisebegleiter schloß sich ihm bis Rom der Freiherr von Dalberg an, von dem er sich hier trennte, um die Herzogin Amalia nach Neapel zu begleiten. Außerordentlich ansprechend sind die Briefe, die er von Italien aus an die Seinigen richtete, zumal die an seine Kinder, welche oft an die ähnlichen Luthers erinnern. Im Jahre 1789 traf Herder wieder in Weimar ein. Einen neu an ihn gelangten, weit ehrenvolleren Ruf nach Göttingen lehnte er nach langem Kampfe mit sich selbst ab, nicht ohne später diesen Entschluß bitter zu bereuen. Der Herzog hatte ihn zuvor zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt. Seit dieser Zeit (1789) vermehrten sich seine Amtsgeschäfte in außerordentlichem Maße. Zudem wuchs seine Kränklichkeit und mit ihr seine Gemüthsverstimmung. Wohl blieb er auch noch in dieser Zeit literarisch thätig, indem er die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" mit dem vierten Theil zum Abschluß brachte (1791), die „zerstreuten Blätter" fortsetzte, von 1793—97 die „Briefe

zur Beförderung der Humanität" und die „Terpsichore" herausgab, in welcher er die Gedichte Balde's übersetzte und besprach, auch an den Horen, der Schillerschen Zeitschrift, betheiligte er sich, für die er einige Aufsätze, wie den über das „eigene Schicksal" lieferte. Immer mehr verloren seine Schriften von ihrem früheren Schwung, an dessen Stelle eine lästige Breite und Weitschweifigkeit trat. Die letzten derselben sind zum Theil Erzeugnisse seiner gereizten Stimmung. In „Verstand und Erfahrung, eine Metakritik der reinen Vernunft" (1799) griff er Kants Kritik der reinen Vernunft, in der „Kalligone" (1800), dessen Kritik der Urtheilskraft an, in der „Adrastea" aber, deren erste fünf Bände er, von 1801 bis 1803, noch selbst herausgab, unternahm er jene nicht von Gehässigkeit freien Streifzüge in die Literatur des 18. Jahrhunderts, die auf eine Herabwürdigung der Bestrebungen Goethe's und Schillers berechnet waren. Im Winter von 1802 auf 1803 übersetzte er in musterhafter Weise den Cid, welche Dichtung ihn am meisten populär gemacht hat, doch erst nach seinem Tode vollständig im Druck erschienen ist (1805). Seine körperlichen Leiden, zu denen sich eine Schwäche der Augen gesellt hatte, nahmen in dieser Zeit zu, ohne daß wiederholte Badereisen sie zu lindern im Stande waren. Behufs eines Gutskaufes in Baiern hatte ihn der Kurfürst von Baiern 1801 in den Adelstand erhoben. In demselben Jahre wurde er auch wirklicher Präsident des weimarischen Oberconsistoriums. Doch sollte er die neue Würde nicht lange bekleiden, da er schon am 18. Dec. 1803 aus dem Leben schied. Er liegt in der Stadtkirche zu Weimar begraben. Auf seinem Grabmal liest man die von ihm selbst verfaßte Inschrift: „Licht, Liebe, Leben".

Herders Bedeutung liegt, wie sich aus dem Vorigen hinlänglich von selbst ergeben haben wird, nicht auf Seiten seiner eigenen dichterischen Production. Wie wenig er selbständiger Dichter war, beweist sowohl der Umstand, daß er dem Reim sich nicht gewachsen fühlte, der durch seine Zeitgenossen Goethe, Wieland, Bürger und Schiller nach der Bodmer-Klopstockschen reimlosen Aera wieder zu vollen Ehren gekommen war, als auch die didaktische Richtung, welche die meisten seiner Gedichte verfolgen und in Folge deren er auch mehr als billig der Allegorie huldigte. Trotzdem ist ihm manches tief empfundene Lied gelungen. In Aufnahme brachte er die Legende wieder, in der auch Goethe sich mehrfach versuchte. Seine Paramythien aber sind mythisch gehaltene Erzählungen mit allegorischem Zweck. Viel bedeutender als seine eigenen Dichtungen sind seine Nachdichtungen und Uebersetzungen. Mit bewunderungswürdigem Geschick und anschmiegender Feinfühligkeit hatte er fremde Volkslieder so in das Deutsche übertragen, daß wir ein Original in ihnen zu lesen wähnen. Dasselbe Anempfindungsvermögen hatte er im Cid bewiesen, den er bis auf 14 Romanzen einer in der Bibliothèque universelle des Romans 1783 erschienenen französischen Erzählung in Prosa so nachdichtete, daß der spanische Localton vollständig gewahrt zu sein scheint. Aber auch viele kleinere Dichtungen aus dem griechisch-römischen Alterthum, das er viel gründlicher als Goethe und Schiller kannte, übersetzte er. Besonderes Lob verdienen die schon erwähnten Uebertragungen griechischer Lieder, Elegien, Idyllen, Sprüche und Epigramme und die zahlreicher Stücke aus der sogenannten Anthologie. Ebenso machte er die Poesien des Orients uns zugänglich. Selbst den Neulateinern wandte er sich zu, wie die in der Terpsichore gegebene Bearbeitung der Baldischen Gedichte beweist. Ueberschauen wir seine gesammte producirende und reproducirende dichterische Thätigkeit, so drängt sich die Wahrnehmung auf, daß er im Gegensatz zu Lessing, der vorzugsweise im Drama gelebt hatte, das Gebiet der lyrischen Poesie einer größeren Beachtung würdigte. Zu dem Aufschwung, den das Lied in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts nahm, hat er dadurch nicht unwesentlich beigetragen.

Wie er, so haben später viele Andere das angeborene dichterische Sprach- und Empfindungsvermögen, wenn es zu eigenen Schöpfungen nicht ausreichte, in Uebersetzungen der großen Dichtungen des Auslandes und der Vorzeit bethätigt, auf diese Weise die Schätze der fremden Literaturen uns zugänglich gemacht und unsere Literatur zum Rang einer Weltliteratur erhoben. Immer mehr aber ist seit seinem Vorgang auch für unsere geborenen Dichter die Uebersetzung ausländischer Meisterwerke eine Schule formeller Bildung geworden. Schiller hat französische und italienische Lustspiele, griechische, französische und englische Tragödien und selbst zwei Gesänge aus Virgils Aeneide metrisch übersetzt. Die Uebersetzung ist seitdem auch als der beste Schlüssel erkannt worden, um in das volle und allseitige Verständniß einer Dichtung einzudringen, die uns in einer fremden Sprache überliefert ist.

Herders größte wissenschaftliche That ist seine geniale Einsicht in Wesen und Ursprung der Volkspoesie. Erst seit ihm unterscheiden wir mit Bewußtsein und Verständniß Volks- und Kunstpoesie und wissen die erstere ihrem wahren Werth und Wesen nach zu würdigen. Daß zu der Zeit, da Herder auftrat, der Sinn für dieselbe aller Orten bereits zu erwachen begann, wenigstens in Deutschland und England, die in der Entwicklung des natürlichen Sinnes ziemlich gleichen Schritt hielten, haben wir schon angedeutet. Gerstenberg und Klopstock hatten auf die Edda, der Engländer Lowth auf die hebräische Dichtung, dessen Landsmann Dodd auf die Schönheiten Shakespeare's und Wood auf die Homers hingewiesen, Macpherson in seinem Ossian die alten gälischen Volkslieder erneuert, Percy eine Sammlung alter englischer Balladen veranstaltet, Lessing seinen Geschmack für unser Volkslied gegen Nicolai gerechtfertigt. Dieses Zurückgehen auf die Volksdichtung war von dem segensreichsten Einfluß, da es die Verjüngung befördern half, die unsere Poesie damals erstrebte. So ist diese Zeit auch in dichterischer Hinsicht eine Art Reformation geworden, als eine Rückkehr zur Natur und zum Volksmäßigen und zum ewig und rein und unverkünstelt Menschlichen, wie die Reformation Luthers, nicht ohne vom gleichen Trieb, jedoch in anderer Richtung und unbewußter ergriffen zu sein, eine Rückkehr und zwar zum ursprünglichen unverdrehten Wortlaut des Evangeliums gewesen war. Herder galt die Poesie als eine allgemeine Welt- und Völkergabe, als die naturnothwendige Muttersprache des menschlichen Geistes, der seine ersten religiösen, philosophischen und geschichtlichen Erkenntnisse in dichterischer Form ausspricht. Die ältesten dichterischen Urkunden sind darum meist zugleich die ältesten religiösen, wie umgekehrt, und die Poesie der Naturvölker der Schatz ihrer Wissenschaft und Geschichte, aus dem sich die redendsten Züge zum Bild des menschlichen Geistes und Herzens entlehnen lassen.

Der Begriff einer Literaturgeschichte ist wohl Herder zum ersten Mal voll und ganz aufgegangen. Das Ideal derselben schwebte vor seiner Seele, wenn er es auch nicht zur Ausführung brachte. Er war bemüht die Literatur aus Geist und Empfindung einer Zeit und eines Volkes und aus den allgemeinen weltgeschichtlichen, örtlichen und zeitlichen Bedingungen und Grundlagen abzuleiten. Auch dachte er bereits daran, dieselbe Dichtungsgattung durch verschiedene Zeiten und Völker durch zu verfolgen. Dabei war ihm die Wandelbarkeit des dichterischen Ideals nach dem Geschmack und den Tendenzen der verschiedenen Zeitalter nicht verborgen geblieben. Was Winckelmann für die griechische bildende Kunst, das wollte er für die griechische Dichtung werden. Seine Darstellung aber sollte dazu führen die Alten nicht blind und abergläubisch und nur in äußerlichen Dingen nachzuahmen, da Alles darauf ankomme, in ihrem Geist, aber von unseren Verhältnissen aus, nach dem Maß unserer Zeit und unseres Landes, in Uebereinstimmung mit unserer Cultur und Denkart und

in unserer Sprache weiter zu dichten. Die Nachahmung der Alten habe also ihre Grenzen. Man möge lieber durch Erklärungen und Uebersetzungen die Kenntniß der Alten befördern, als sie kritiklos blos in ihrer äußeren Schale nachahmen. Das Wort classisch sei wegen der Verführung, die es veranlaßt, zu verwünschen. Der noch sichtbare lateinische Zuschnitt unserer Bildung und Dichtung sei gänzlich zu beseitigen. Dagegen müßten wir die Fäden unserer eigenen naturwüchsigen und volksthümlichen Bildung wieder aufnehmen, die das 16. Jahrhundert durchschnitten habe. Luther sei nachahmungswürdig, der die deutsche Sprache, wie einen schlafenden Riesen, wieder aufgeweckt und die ganze Nation zum Denken und Fühlen angeleitet. Auf unsere ältere Dichtung müßten wir zurückgehen, da wir den volksthümlichen Geschmack und Gepräge und uns selbst verloren hätten, nie fast wir selbst geblieben wären. Unsere Schriftsteller schrieben nicht für das Volk, sondern was Niemand verstehe, Niemand wolle, Niemand fühle. Unsere Literatur habe ihren Fuß nicht mehr auf deutscher Erde. Wer um Märchen, Lieder, Sprache, Aberglauben des Volkes sich kümmere, den halte man für einen Barbaren. Die Reflexionsdichtung sei zu verbannen, der Dichter dürfe nicht um einer Moral willen dichten, sondern, wie die Entstehung des Volksliedes es zeige, aus dem Nothdrang der Verhältnisse und der Empfindungen heraus, mit ganzer und ungetheilter Seele. Nur da sei wahre Poesie, wo Natur, Naivetät, Gemüth und Phantasie. Diese Anschauungen mußten, wie wir es schon andeuteten, zu einem neuen Aufschwung der Lyrik führen, die alte, bis dahin beliebte stelzfüßige und unanmuthende Odendichtung begraben und das sangbare Lied wieder zu Ehren bringen, wie es Goethe und Bürger pflegten.

Bei seinem durchaus deutschen Denken und Fühlen mußten seine neuen Gedanken auch anderen Gebieten, als der Dichtkunst, förderlich werden. Er sprach sich für die Pflege des evangelischen Kirchengesanges und die Erhaltung der alten schlichten Volksmelodieen aus. In der bildenden Kunst warnte er, wie in der Poesie, vor der ausschließlichen Nachahmung der Antike und vor der Vermischung von Malerei und Plastik, wie Lessing gegen die Vermischung der Dichtung und bildenden Künste geeifert hatte, auch erneuerte er das Andenken der alten deutschen Malerschulen. In der Baukunst, für die er anfänglich weniger Verständniß gezeigt hatte, entschied er sich auch bald für die altdeutsche Form, die Gothik, und veröffentlichte Goethe's vortreffliche Arbeit über Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters, in seinen Blättern über deutsche Art und Kunst.

Gerade von seinem echt germanischen Denken und Empfinden aus war es nicht schwer zur Bewunderung und Anpreisung Shakespeare's zu gelangen und in diesem wahre deutsche Art und Kunst zu erkennen. Hatte Lessing Shakespeare den Alten gleichgestellt, weil er beide gleich weit vom französischen Classicismus entfernt sah, so betonte er dagegen die durchgängige Verschiedenheit beider, da Shakespeare keinen Chor, keinen einfachen Volkscharakter, keine einfache Fabel vorgefunden, sondern verschiedenartige Stände, Völker und Sprachweisen, Könige und Narren und eine Welt der disparatesten Auftritte und Begebenheiten dargestellt und stets Ort und Zeit auf das Strengste individualisirt habe. Er machte geltend, daß Shakespeare, wie jeder große Schriftsteller, durchaus nur aus sich selbst zu erklären sei, stellte auch vielfache Zergliederungen seiner Stücke an, was Lessing, der wohl nur Plautus analysirte, nie gethan hatte, aber auch Goethe versucht hat, wie die meisterhafte Analyse Hamlets im Wilhelm Meister beweist. Wollte Lessing, was sein Philotas bestätigt, den Sophokles ganz unmittelbar nachahmen, so wies dagegen Herder auf Shakespeare als das alleinige Muster für den modernen Dramatiker hin. Darin blieb jedoch Herder hinter Lessing zurück, daß er, dem überhaupt die tiefere Einsicht in die Stylunterschiede der einzelnen Dichtungs-

gattungen abging, nicht bis zum wahren Unterschied der epischen und dramatischen Poesie durchdrang und in Folge dessen, von Shakespeare's geschichtlichen Stücken verleitet, die doch nicht dessen spätere, vollendetere Kunst repräsentiren, selbst dialogisirte Geschichte für das Drama zuließ und die Einheit der Handlung durch die Einheit der Person genugsam gewahrt erachtete, was für die Dramatik sowohl der Sturm- und Drangperiode, als auch der romantischen Schule, die gleichermaßen Lessings ästhetisch-kritische Feststellungen völlig ignorirte, so verhängnißvoll werden sollte, indem sie das Drama zur Historie und einem Größe habenden Ereigniß, also fast zur Helden- und Staatsaction wieder zurücksinken ließ. Darin aber fehlten Herder und Lessing, daß sie nicht zu der Einsicht gelangten, daß der Untergang des tragischen Helden nicht aus einem Götterverhängniß, also aus dem Schicksal, sondern, wie es der Vorgang Shakespeare's auf der höchsten Stufe seiner Kunstentwickelung zeigt, allein aus der verantwortlichen tragischen Schuld des Handelnden abzuleiten sei.

Wie auf das Volkslied, die ältere heimische Dichtung und Shakespeare, so wies Herder auch auf den hohen dichterischen Werth Ossians, Homers und der Bibel hin, überall bemüht, gerade die ältesten Urkunden des dichtenden Volksgeistes in das wahre Licht zu setzen. Den volksthümlichen Charakter Homers, die bildliche Kraft und die anschauliche Wahrheit seiner Epen hat er noch besser hervorgehoben, als Lessing. Homer galt ihm als die höchste Blüte und als der Abschluß der griechischen Epik, das homerische Epos als „die Gesammtstimme der Gesangsvorwelt.“ Seine Begeisterung für Homer theilte sich bald der jüngeren Dichtergeneration mit, ganz besonders Goethe wußte an diesem unversiegbaren Quell reinster Poesie zu schöpfen. Auch den Werther stattete der letztere mit seinem Homerenthusiasmus aus und blieb durch sein ganzes Leben ein begeisterter Verehrer des großen Sängers, mit dem er später in Hermann und Dorothea und in der Achilleis sogar zum Wettkampf in die Schranken trat.

Für die Bibel wußte Herder das Interesse seiner Zeitgenossen neu zu erwecken und zu vertiefen. Die Bibel war seine erste geistige Bildungsquelle gewesen und besonders der Hiob, der Prediger Salomonis, Jesaias und die Evangelien hatten ihn frühzeitig angezogen. Einem ähnlichen Einfluß der Bibel begegnen wir bei Goethe und Schiller, die auch schon in der Kindheit in den schlichten Ton und die kräftigen Weisen der lutherischen Bibelübersetzung sich eingelebt hatten. Herder bemühte sich den dichterischen Werth und Charakter der heiligen Schriften hervorzuheben und seinen Zeitgenossen das Auge für die unvergängliche Poesie derselben zu öffnen. In der Geschichte von der Schöpfung, der Sündflut und der Sendung Mosis sah er Reste alter orientalischer Nationalgesänge. Das hohe Lied galt ihm für eine Sammlung altmorgenländischer Minnegesänge, für die er weder eine mystische, noch rationalistische Auffassung zulassen wollte, und deren dichterische Form er durch eine selbstgefertigte Uebersetzung anschaulich zu machen suchte. In seinen „Briefen über das Studium der Theologie“ (1780) dehnte er seinen neuen Gesichtspunkt auf die ganze Bibel aus. Seiner Begeisterung für die hebräische Poesie, die ihm als die älteste, einfachste und herzlichste der Welt erschien, in der er das innigste Naturgefühl, ein wahrhaft dichterisches Innewerden und Anschauen Gottes und seiner Werke anerkannte und die er auf das Höchste achtete als die Poesie eines Volkes, das vom tiefsten und kräftigsten Gottesbewußtsein durchglüht und erfüllt gewesen sei, gab er den beredtesten Ausdruck in seiner Schrift „über den Geist der hebräischen Poesie“ (1782), in der er auch auf die eigenthümliche Form derselben, bis zum Parallelismus der einzelnen Gedankenglieder, einging. Wohl durfte er von diesem Buche sagen, „er habe es von Kindheit an in seiner Brust genährt“, ist es doch ein redendes Zeugniß für die Thatsache, daß einzig nur

der dichterische Zauber der Bibel ihn bei der Wahl des theologischen Studiums geleitet hatte.

An dieser Stelle ist es wohl am Platze noch einige Worte über sein Verhältniß zum Christenthum hinzuzufügen. Daß Herder in seinen späteren amtlichen Stellungen sich unzufrieden fühlte, da er den Offenbarungsglauben nicht theilte, haben wir bereits hervorgehoben. Wohl können wir es verstehen, daß er Spinoza's Lehre huldigte, den er bis zu der kühnen Aeußerung verherrlichte: „wollen wir dieses dem heiligen Johannes, so mögen wir es ohne Zweifel dem noch göttlicheren Spinoza glauben", und doch auch wieder das ergreifendste Gottesgefühl in seinen Schriften zum Ausdruck brachte. Denn es wiederholt sich an ihm die Erscheinung, der wir mehrfach begegneten, daß tiefer angelegte Geister ein gewisses Schwanken zwischen dem Pantheismus und dem Glauben an einen persönlichen Gott nicht recht überwinden können. Die Religion war Herder vorzugsweise thätiges Werk des Lebens, das Christenthum die reinste Theorie der Wahrheit und Pflicht, die lauterste Philosophie der Sittenlehre, der menschenliebendste Deismus, das Evangelium der Humanität, der Liebe und Duldung, nicht sowohl Lehre, als ein lebendig wirkendes Institut, nicht Schule, sondern thätige Gemeinde, eine über alle Nationalität erhöhte Menschen- und Völkerreligion. Die wahre Christusreligion, durfte er darum sagen, sei Gewissenhaftigkeit in allen menschlichen Pflichten, innigste Rechtschaffenheit, reine Menschengüte und Großmuth, thätige Erkenntniß und Liebe. Der Geist der Liebe weht in allen seinen christlichen Schriften, in seinen „Zerstreuten Blättern", in den Briefen zur Beförderung der Humanität", in dem von ihm veranstalteten Katechismus und Gesangbuch, wie in seinen im Sophron vereinigten Schulreden und in seinen Predigten, die er menschliche Empfindungen eines vollen Herzens nannte, frei von allem Predigtwust und Predigtzwang.

Dieser selbe Geist der Humanität durchzieht nun auch die Hauptschrift seines späteren Lebens „die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 bis 1791), in der er dasselbe feine und lebendige Nachempfinden der individuellen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker und Zeitalter bekundet, das seine ästhetischen Abhandlungen ausgezeichnet hatte, und die Naturseite und Naturbedingungen des Menschenlebens, in Folge der durch seine spinozistischen Studien neu gewonnenen Einsicht in die Naturnothwendigkeit und innere Gesetzmäßigkeit alles menschlichen Handelns, mit schärferem Nachdruck betont. Auch hier gilt ihm als die höchste Blüte und als letzter Endzweck des Menschendaseins die Humanität und mit Verleugnung seiner geheimen pantheistischen Neigung preist er das Christenthum als die Religion der echtesten Humanität und ergeht sich in gänzlichem Absehen von seiner früheren Bekämpfung aller teleologischen Weltanschauung in theosophisch-teleologischer Geschichtsbetrachtung über die Pläne und Zwecke, die Gott mit der Schöpfung der Welt und des Menschen gehabt habe.

Es ist nicht zu leugnen, daß Herder durch dieses Werk, wie durch das diesem vorausgegangene „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit", wie überhaupt durch seine literarische Thätigkeit nicht wenig zur Hebung des historischen Sinnes in unserem Volke beigetragen hat. Er hat uns die Augen für eine gerechtere, tiefere und großartigere Beurtheilung der Vergangenheit geschärft. Was auf dem Gebiet der Cultur- und Literaturgeschichte die Deutschen Großes nach ihm geleistet haben, ist nicht zum Wenigsten seiner Anregung zu danken. Selbst unsere deutsche Geschichtschreibung, d. h. die Bearbeitung und Darstellung unserer nationalen Geschichte, mußte die mächtigsten Impulse von ihm empfangen, da er so nachdrücklich auf eine gerechtere Beurtheilung des Mittelalters drang. Nach einzelnen Aeußerungen aus seiner Jugend

zu schließen mochte er die Geschichte geradezu für seine Lebensaufgabe angesehen haben. Er wollte der Newton derselben werden. Weniger lag es ihm jedoch an einer Feststellung der Thatsachen, für die es ihm bei seiner subjectiven Beweglichkeit an der nöthigen objectiven Ruhe des Geistes gefehlt haben würde, als an der Erkenntniß der in der Geschichte zur Erscheinung kommenden Ideen und an der Erfassung des eigenthümlichen Entwicklungsganges einer geschichtlichen Persönlichkeit. Seine historische Thätigkeit war darum mehr philosophisch und biographisch gerichtet. Dem Bildungsgang der Menschheit und der Einzelnen wollte er nachspüren, das Menschliche in jeder Zeit und jedem Volk sich zur Erkenntniß bringen, die besonderen Erscheinungen des Menschendaseins, ohne Rücksicht auf unser Ideal von Glückseligkeit und Bildung, nach den besonderen Bedingungen untersuchen, wie sie durch Zeit, Ort, Klima, Bedürfniß, Welt und Schicksal gegeben sind. Alles Messen der Vergangenheit an unseren Idealen, meinte er, müsse zu romanhaften Darstellungen von nie gewesenen und nie zu hoffenden Paradieseszuständen oder zu Zweifeln führen, indem die ewigen Revolutionen, in denen die Weltgeschichte sich bewegt, dem Weben und Aufreißen des Gewebes der Penelope zu gleichen schienen. Zudem hätten die verschiedenen Zeiten verschiedene Ideale gehabt.

Herders unmittelbarer Einfluß auf unsere Literatur war in seiner Jugend am größten, er selbst in dieser größer als später. Wie Goethe und Schiller, so haben die Romantiker, ganz besonders aber Schelling und Hegel, ihm Vieles zu danken. Unsere gesammte heutige Wissenschaft ruht auf seinen Schultern. Von ihm ist die erste Anregung zum Ausbau völlig neuer Wissenschaftsgebiete ausgegangen. Neben Goethe hat kaum ein anderer unserer großen Schriftsteller die Beachtung und Anerkennung im Ausland gefunden, wie er. Ein Franzose, Joret, hat uns sogar den Vorwurf gemacht, daß wir des großen Mannes geschichtliche Bedeutung nicht gehörig zu schätzen wüßten. Edgar Quinet begann deutsch zu lernen, um Herders „Ideen" in das Französische übersetzen zu können. Renan aber schrieb 1870 an D. F. Strauß: „Ich war im Seminar zu St. Sulpice, ums Jahr 1843, als ich anfing Deutschland kennen zu lernen durch die Schriften von Goethe und Herder. Ich glaubte in einen Tempel zu treten und von dem Augenblicke an machte mir Alles, was ich bis dahin für eine der Gottheit würdige Pracht gehalten hatte, nur noch den Eindruck welker und vergilbter Papierblumen." Bei dieser Werthschätzung des Mannes durch die Fremden ist die Gleichgiltigkeit in der That verwunderlich, ja tadelnswerth, die das größere deutsche Publicum schon seit lange gegen Herder zeigt. Der wievielste kennt heute etwas Anderes von ihm als einige Gedichte, die sich, und wohl nur in Folge einer gewissen noch vorhandenen Pietät, aus einer Anthologie in die andere übertragen, und etwa noch einige Romanzen aus dem Cid. Der Gleichgiltigkeit des großen Publicums entsprach der Zustand der Ausgaben der Werke des großen Mannes. Da war es wohl am Platze, daß der durch sein Leben Hegels, W. von Humboldts und durch seine Geschichte der romantischen Schule um unsere Literaturgeschichte höchst verdiente und wohl vorbereitete R. Haym unter Benutzung vieles neuen Materials eine der hohen Aufgabe entsprechende Darstellung von Herders Leben unternahm und fast gleichzeitig mit ihm Bernh. Suphan, der auch eine Reihe trefflicher Abhandlungen über Herder bereits geschrieben hat, eine neue Ausgabe von Herders Werken veranstaltete, die ebenfalls viel Neues und das frühere in größerer Vollständigkeit und mit diplomatischer Treue und nach einem anderen Plane geordnet bringt, als den die Veranstalter der ersten Gesammtausgabe: Heyne, J. G. Müller, J. v. Müller u. A. befolgt hatten. Erst durch diese neue Suphansche Ausgabe, die eine Zierde der deutschen Literatur zu werden verspricht, wird es möglich sein, den Entwicklungsgang Herders auch chronologisch leichter zu übersehen.

Joh. Heinr. Merck.

Nachdem wir Herder eingehender besprochen haben, ist es durchaus am Platze auch J. H. Mercks zu gedenken, der auf Goethe fast nicht weniger Einfluß gewonnen hat, als jener. Merck hat Goethe's wahre dichterische Natur zuerst erkannt, ohne allen Neid den jungen Dichter zum Produciren ermuthigt und getrieben, ihn im Rechten bestärkt und vor Abwegen auf dem Gebiete der Kunst, wie in der sittlichen Lebensführung zu bewahren gesucht. Seine Kritik war so besonnen und objectiv, daß man ihn mit Lessing vergleichen darf. Mit einer nicht ungewöhnlichen Bildung verband er eine große gesellige Gewandtheit und praktische Tüchtigkeit, Eigenschaften, die ihn befähigten den Mittelpunkt eines größeren literarischen Kreises zu bilden, der sich von Darmstadt über Frankfurt, Wetzlar und Gießen bis an den Rhein hin erstreckte. Er war eifrig gesuchter Berather und Begleiter hoher Fürstlichkeiten und vereinigte in sich den sichersten weltmännischen Tact mit der Pflege der idealsten Interessen. Schon hierdurch wurde er für Goethe vorbildlich, der nach gleichen Zielen strebte. Aber auch den Zug theilten beide, daß sie sich nicht einseitig auf literarische Studien beschränkten und den regsten Sinn für die zeichnenden und bildenden Künste an den Tag legten und, als ob der Geist des 19. Jahrhunderts bereits in ihnen lebendig wäre, auch den Naturwissenschaften eifrig sich widmeten. Beide trieben Botanik, Mineralogie und Osteologie und besaßen ein wunderbares Talent zum Zwecke ihrer Nebenstudien große Sammlungen zusammenzubringen.

Merck war am 11. April 1741 zu Darmstadt geboren und hatte in Altorf und Göttingen studirt. Seine Vermögensverhältnisse erlaubten ihm von einem eigentlichen Fachstudium abzusehen. Großes Interesse fand er an der englischen Literatur, aus der er verschiedenes übersetzte. Nachdem er einen jungen Edelmann auf Reisen begleitet und in der Schweiz eine Französin geheirathet, kehrte er nach Darmstadt zurück, wo er 1768 als Kriegs-Cassierer mit dem Titel eines Kriegsraths angestellt wurde. Sein Haus wurde bald der Mittelpunkt des ausgewählten Kreises geistreicher und gelehrter Männer, den wir schon erwähnten. Er verkehrte mit Fürsten und Fürstinnen, Dichtern und Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern, frommen Enthusiasten und Weltleuten, Aufklärern und Mystikern. Unter seinen Freunden erscheinen neben Goethe und Herder F. H. Jacobi, Nicolai, Lichtenberg, Lavater u. A. Nicht ohne Einfluß auf diesen Kreis strebsamer Geister war die Landgräfin Karoline, die für die neue Bewegung in der vaterländischen Literatur, besonders aber für Klopstock sich sehr interessirte, der Friedrich der Große seine Achtung bezeigte und die von Goethe und seinen Freunden „die große Landgräfin“ genannt wurde. In „Wahrheit und Dichtung“ hat der Dichter über diesen literarischen Darmstädter Kreis sich dahin geäußert: „wie sehr dieser Kreis mich belehrte und förderte, wäre nicht auszusprechen.“ Goethe ging oft nach Darmstadt hinüber. Merck veranlaßte die Herausgabe der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“, deren Redaction Schlosser, Goethe's späterer Schwager, übernehmen mußte. Von der Bedeutung dieses kritischen Unternehmens haben wir schon bei Herder gesprochen. Da Merck sich vorzugsweise durch Verstand und Kritik auszeichnete, zu widersprechen und zu verneinen liebte, wo es ihm nöthig schien, doch nicht ohne von einem aufrichtigen Streben nach Wahrheit geleitet zu sein, in Ironie und Satire sich erging, im Verkehr oft stark beleidigte, selbst in seinen Schriften derb und cynisch war, überhaupt einen stark ausgeprägten Realismus vertrat, so mag Goethe manchen Zug von ihm auf seinen Mephistopheles übertragen

haben, bekannte er doch selbst: „Merck und ich waren immer mit einander, wie Faust und Mephistopheles."

Die höchste Beachtung verdient, was Merck über Goethe's dichterische Richtung geurtheilt hat, denn es trifft den Nagel auf den Kopf: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist," so lauten seine an den jüngeren Freund gerichteten Worte, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt Nichts als dummes Zeug." Werther, meinte er, sei und bleibe allen unseren angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun außer uns oder in uns. Er klagt, daß die Dichter malten, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat." Darum verlangte er von ihnen vor Allem wackere, frische Sinne und Schärfe der sinnlichen Auffassung. Auch forderte er, es solle einer doch probiren einen Tag oder eine Woche seines Lebens lesenswerth und unbefangen so darzustellen, daß „Alles so dasteht, als wenns so sein müßte." Mit Goethe's Clavigo und Stella war er nicht einverstanden: „solch einen Quark dürfe er ihm künftig nicht mehr schreiben; das könnten die Andern auch."

Merck blieb mit Goethe auch nach dessen Uebersiedelung nach Weimar eng befreundet, immer bemüht zu warnen und auf den rechten Weg zu leiten. Nur ein einziges Mal trat eine Entfremdung zwischen den Beiden ein. Auch ist Merck in Weimar einmal auf längere Zeit gewesen. Karl August schenkte ihm das größte Vertrauen und zog ihn beim Ankauf von Gemälden und auch in anderen Geschäften gern zu Rath. Im Jahr 1790 war er in Paris. Die französische Revolution erfüllte ihn mit hohem Enthusiasmus. Verschiedene Umstände aber wirkten zusammen, daß er schon 1791 sich erschoß. Industrielle Unternehmungen waren ihm fehlgeschlagen, und da er seine Kassengeschäfte nicht mit der pünktlichsten Ordnung geführt hatte, besorgte er in schimpfliche Verachtung zu gerathen.

Seine eigenen Productionen entsprechen nicht der Höhe und Schärfe seiner Kritik, von der er übrigens nicht blos in seinen Briefen und in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" Proben abgelegt hat. Er arbeitete längere Zeit auch für Wielands „Deutschen Merkur" und schrieb auf Nicolai's Wunsch eine Anzeige des Werther für die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", die neben Garve's Brief an Zollikofer das beste war, was die Zeitgenossen über den Goethischen Roman geurtheilt haben. Von seinen Erzählungen sagt Hettner, sie seien „in ihrer Art klassische Novellen von unveraltbarer Kraft", was jedoch von Anderen, wie Hillebrand, bestritten wird. Mercks Correspondenz, die uns heute in verschiedenen Sammlungen vorliegt, ist von unschätzbarem Werth für die Geschichte der Sturm- und Drangperiode.

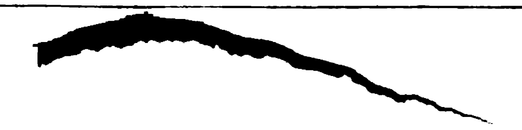
Der Weimarische Musenhof.

Es kann nicht unsere Absicht sein hier in irgend welcher Ausführlichkeit auseinander zu setzen, wie Weimar seit den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum literarischen Mittelpunkt Deutschlands sich erhoben hat. Doch halten wir einige orientirende Andeutungen für geboten, ehe wir in die Darstellung von Goethe's Leben und Wirken eintreten. Daß Weimar eine so hervorragende Stellung gewann und Thüringen zum zweiten Male die höchste Blüte deutscher Dichtkunst erlebte, dies

ist vorzugsweise der Anregung der geistvollen und lebensfrohen Herzogin Amalie (geb. den 20. Oct. 1739) zu danken. Dieselbe war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Schwester Friedrichs des Großen. Daß Braunschweig an seinem Carolinum eine Anzahl strebender und dichterisch nicht unbegabter Männer vereinigte, haben wir bereits früher erwähnt. Der Herzog Karl, der Begründer des Carolinums, war nicht minder eifrig in der Pflege und Förderung deutscher Kunst und Wissenschaft als sein großer Schwager auf dem preußischen Throne in der Hinneigung zu französischer Sprache und Literatur. So konnte Amalie schon am väterlichen Hof geistige Interessen und wissenschaftliche Bildung schätzen lernen und wir begreifen es, wie die frühverwittwete Herzogin mit allem Fleiß darauf bedacht war ihren beiden Söhnen, den Prinzen Karl August (geb. den 3. Sept. 1757) und Constantin (geb. den 8. Sept. 1758), eine gründliche Erziehung zu Theil werden zu lassen. Auf Dalbergs Empfehlung, die wir an anderer Stelle motivirt haben, berief sie Wieland zum Lehrer ihrer Söhne. Derselbe siedelte 1772 von Erfurt nach Weimar über. Damit war der erste Schritt zu der hervorragenden Stellung gethan, die Weimar fortan in der deutschen Literatur einnehmen sollte. Daß sich hier unter der Hand die ersten Repräsentanten der deutschen Dichtung zusammenfanden, das war nicht sowohl einer planmäßigen Veranstaltung, als der Anziehungskraft, welche große Geister auf einander üben, und der glücklichen Fügung zu danken, welche über der kleinen Stadt und ihrem Fürstenhause waltete.

Um Wieland kennen zu lernen, kam Carl Ludwig von Knebel (geb. den 30. Nov. 1744 auf dem Schlosse Wallerstein in Franken) im Jahre 1773 nach Weimar, wo er bei Hofe so gut gefiel, daß man ihn als Erzieher des Prinzen Constantin gewann. Da er ein begeisterter Freund der Poesie war und an Goethe's Götz und Werther großes Wohlgefallen gefunden hatte, so war es natürlich, daß er mit den beiden Prinzen Karl August und Constantin, als er dieselben im Jahre 1774 auf einer Reise durch Süddeutschland nach Paris begleitete und durch Frankfurt kam, hier den gefeierten jungen Dichter aufsuchte. Dieser Besuch sollte die Freundschaft begründen, welche Karl August und Goethe bis in den Tod verbunden hat. Als Karl August im Frühjahr 1775 mit der edlen und feingebildeten Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt (geb. den 30. Jan. 1757) in Karlsruhe sich verlobte, war Goethe in seiner Begleitung, und als er im Oct. desselben Jahres, wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt (3. Sept. 1775) die fürstliche Braut heimholte und mit seiner jungen Gattin Frankfurt passirte, suchte er Goethe wieder auf und nahm ihm das Versprechen ab ihn baldigst in Weimar zu besuchen. Hier traf derselbe am 7. Nov. 1775 ein.

Unmöglich können wir hier das Leben schildern, welches nun in dem damals fast noch einem Dorfe ähnlichen Weimar begann. Es genüge zu bemerken, daß den Weimarischen Hof, dessen Mitglieder fast alle noch in jüngeren Jahren standen, der Sturm und Drang erfaßte, der bis dahin nur in der jüngeren Dichtergeneration in den Gegenden des Mains und Mittelrheins geherrscht hatte. Mit der Pflege der Poesie, die sich in gegenseitiger Mittheilung der neuesten literarischen Erzeugnisse und in Aufführungen des fürstlichen Liebhabertheaters kund gab, verband sich eine ausgesprochene Weltlust und Sinnenfreude, ein äußerst heiteres, freies, ungezwungenes Leben und Wesen und die Feier zahlreicher Feste, zu deren Verschönerung die Poesie ihren verklärenden Beitrag liefern mußte, so daß man nicht mit Unrecht von einer „lustigen Zeit“ Weimars redet. Allen voran im jugendlichen Uebermuth, oft ohne Schonung der hergebrachten Sitte und des eigenen Lebens, gingen Goethe und sein fürstlicher Freund, den wir wohl den Stürmer und Dränger auf dem Thron nennen



dürfen, ein hochbegabter genialer Jüngling, der die bewegenden Ideen der Zeit in sich aufgenommen hatte und ein echter Mensch zu sein alles Ernstes bestrebt war.

Außer Wieland und Knebel fand Goethe bei seiner Ankunft manchen anderen literarisch gebildeten Mann in Weimar vor. So Musäus, den späteren Sammler der Volksmärchen, der an Wieland sich enger anschloß, und die Bekämpfung der Empfindsamkeit sich zur Aufgabe machte, ferner Bertuch (geb. den 30. Sept. 1748), damals noch Cabinetssecretär und Schatzmeister des Herzogs, einen äußerst regsamen Mann, der durch Uebersetzungen und Dichtungen, mehr aber noch als speculativer Buchhändler durch die Gründung des Industrie-Comptoirs in Weimar, der Allgemeinen Literaturzeitung in Jena und durch die Herausgabe des nach ihm benannten Bilderbuches sich bekannt gemacht hat, dann Hildebrand von Einsiedel) geb. den 30. April 1750 zu Lumpzig bei Altenburg), damals Kammerherr und Oberhofmeister der Herzogin Amalie, einen großen Musikliebhaber, der verschiedene Opern, auch Lust- und Schauspiele für die Aufführungen des herzoglichen Liebhabertheaters in Weimar, Tiefurt und Ettersburg vorrichtete, übersetzte oder selbst verfaßte. Auch Siegmund Freiherr von Seckendorf (geb. 1744 zu Erlangen), der durch seine Compositionen und Bühnenstücke viel zur Erheiterung der fürstlichen Kreise beitrug und der Erste war, welcher den Werther in das Französische übersetzte, Weimar aber bald wieder verließ, verdient hier genannt zu werden.

Auch der Frauen haben wir mit einem kurzen Wort zu gedenken, die am Weimarischen Hofe in jener Zeit eine bedeutendere Rolle spielten. Viel geneckt, aber von schneidendem Witz war das verwachsene geniale Hoffräulein Thusnelda von Göchhausen, von Wieland die Gnomide, von allen andern Thusnelda genannt, deren umfangreiche Correspondenz leider nach ihrem Tod verbrannt worden ist. Durch ihre Beziehung zu Goethe, dessen intimste Vertraute sie bis zu seiner Rückkehr aus Italien war, ist Charlotte von Stein berühmt geworden, die Gattin des unbedeutenden Oberstallmeisters Freiherrn von Stein. Als Besitzerin des zwischen Weimar und Rudolstadt gelegenen Ritterguts Kochheim war sie den Lengefeldischen Schwestern in Rudolstadt eng befreundet, von denen die eine, Charlotte, Schillers Gattin, die andere, Karoline, dessen edelste Freundin werden sollte. Auf Goethe's Veranlassung wurde nach Weimar berufen Corona Schröter (geb. 1750 zu Guben in der Niederlausitz). Er kannte die durch körperliche und geistige Vorzüge ausgezeichnete Sängerin schon von Leipzig her. Sie spielte bei der ersten Aufführung der Goethischen Iphigenia auf dem herzoglichen Liebhabertheater neben Goethe als Orest die Titelrolle und ist von diesem, der eine leidenschaftliche Liebe zu ihr gefaßt hatte, in dem Gedicht auf den Tod Miedings, des herzoglichen Hofebenisten, Modelltischlers und Theatermeisters, verherrlicht worden.

Goethe war es nun auch, der seinen Freund Herder, dem er so viele Anregung verdankte und nach dessen Umgang er große Sehnsucht empfinden mochte, nach Weimar zog, wie wir schon früher auseinander gesetzt haben. Hier traf derselbe im October 1776 ein, also nicht ganz ein Jahr nach Goethe's Ankunft daselbst. Elf Jahre später (1787), während Goethe gerade in Italien weilte, begab sich Schiller nach Weimar, angezogen von dem regen literarischen Leben, das sich durch Goethe, Herder und Wieland daselbst entwickelt hatte, nicht ohne Hoffnungen auf eine sichere Lebensstellung, da er bereits den Titel eines Weimarischen Rathes trug, mit dem ihn der Herzog Karl August beehrt hatte, nachdem er ihn einen Act des Don Carlos am Darmstädtischen Hof vorlesen gehört hatte. Es ist bekannt, daß Schiller zunächst nur die beiden Winter von 1787 auf 1788 und von 1788 auf 1789 in Weimar, den dazwischenliegenden Sommer aber in der Nähe von Rudolstadt verlebte und im Laufe des Jahres 1789 auf Goethe's Betreiben, dem er übrigens persönlich deshalb nicht

näher kam, eine Professur an der Universität Jena erhielt. Von Jena zog Schiller im Jahre 1799 nach Weimar hinüber. Inzwischen hatte er doch, wie er längst sehnlichst wünschte, ein engeres Verhältniß zu Goethe gewonnen, ja es hatten beide Dichter den innigsten Freundschaftsbund geschlossen. Seit er in Wallenstein die dramatische Dichtung wieder aufgenommen hatte, zog ihn das neue Theater nicht wenig an, dessen sich Weimar seit 1790 erfreute und das unter Goethe's Oberleitung rasch aufblühte, auch wollte er seinem großen Freunde dauernd näher sein.

Am Beginn des neuen Jahrhunderts sah Weimar, wenn wir von Klopstock absehen, der hochbetagt, aber ohne directe Einwirkung auf den Gang der Literatur in Hamburg lebte, die größten Dichter und Schriftsteller Deutschlands in seinen Mauern vereinigt: Wieland, Goethe, Herder und Schiller. Es war jetzt der allgemein anerkannte literarische Mittelpunkt unseres Vaterlandes. Von allen Orten her wanderte nun schon ein Vierteljahrhundert nach Weimar, wer literarische Interessen verfolgte. Wir können die Einzelnen hier nicht aufführen, die seit 1776 am Weimarischen Musenhof als Gäste vorsprachen. Daß Goethe's Freunde, wie Lenz, Klinger und Merck, sich bald einstellten, war sehr natürlich. Längere Zeit hindurch lebte auch Jean Paul hier, der sich ganz besonders zu Herder hingezogen fühlte. Napoleons große Feindin, Frau v. Staël, sammelte hier im Verkehr mit Schiller und Goethe ihre eindringende Kenntniß der deutschen Literatur, von der ihr berühmtes Buch „über Deutschland" ein rühmliches Zeugniß ist.

Der Kreis der Weimarischen Dichter lichtete sich im neuen Jahrhundert allmählich. Zuerst wurde Herder vom Schauplatz abgerufen, den 18. Dec. 1803. Ihm folgte Schiller im 46. Lebensjahre den 9. Mai 1805. Die Zeiten der französischen Knechtschaft verlebte Goethe noch an der Seite Wielands, der zu Anfang des Jahres starb, welches uns die Erlösung vom Joch der Fremdherrschaft bringen sollte (den 20. Jan. 1813). Von da ab hat Goethe noch fast zwei Jahrzehnte hindurch (er starb den 22. März 1832) die unbestrittene Oberherrschaft in der deutschen Literatur inne gehabt. Auch seinen fürstlichen Freund und dessen erhabene Gemahlin sollte er überleben: Karl August starb auf der Rückreise von Berlin am 14. Juni 1828 in Schloß Graditz bei Torgau, die Großherzogin Louise aber am 4. Febr. 1830. Als der letzte aus dem Kreise der Herzogin Amalie, die am 10. April 1807 gestorben war, schied Knebel aus dem Leben, den 23. Febr. 1834 in Jena, wohin er sich für seine letzten Lebensjahre zurückgezogen hatte. Hier starb auch Schillers Schwägerin und Biographin, Karoline von Wolzogen, geborene von Lengefeld, den 11. Januar 1847.

Johann Wolfgang Goethe.

Das achtzehnte Jahrhundert hat die glänzendste Erfüllung dessen gesehen, auf das es selbst die Verheißung war. Das Genie, von dem sein Ahnen und Träumen erfüllt war, der Dichter, nach dem sein Schönheitssinn verlangte, der „menschliche Mensch" mit dem großen edlen Herzen, dem sein Humanitätsideal zustrebte, erschien in Goethe.

In Goethe fand die Empfindsamkeit ihre größte Vertiefung und ihre höchste Verklärung, verkörperte sich der ästhetische Schönheitssinn zu einer vollen und ganzen, immer höher sich hinauf läuternden Persönlichkeit, hielt die Natur sich selbst den Spiegel vor, lüftete die Wahrheit den Schleier, mit dem sie sich sonst vor den Blicken der Sterblichen verhüllt, schlossen Leben, Kunst und Wissenschaft zu einem segensreichen Bunde sich zusammen, erlebte die Poesie der alten

Hellenen ihre Wiederauferstehung und das klassische Formideal seine Versöhnung mit dem christlichen Humanitätsideal, durchdrang sich der hohe Kunststil mit volksthümlichem, echt deutschem Gehalt.

Unser Volk hatte im 17. Jahrhundert die Bahn nationaler Entwicklung verlassen, die es im Reformationszeitalter so siegreich eingeschlagen. Wir hatten uns unserer selbst entäußert und uns unter das Joch einer sklavischen Nachahmung der Fremden gebeugt und waren verwelscht. Goethe knüpfte an die Poesie, Sprache und Sagenwelt des Reformationszeitalters wieder an, brachte das Andenken Hans Sachsens zu neuen Ehren und dichtete in dessen schlichtem und einfältigem Ton sein größtes Meisterwerk. Er führte jene vielbewegten Zeiten in seinem Goetz von Berlichingen leibhaftig uns wieder vor das Auge, stimmte die Weisen des Volksliedes wieder an, für das uns Sinn und Verständniß fast abhanden gekommen war, und erhob den Faust zum Gefäß der tiefsten Geheimnisse seines Busens.

Schales, abgestandenes, kraft- und saftloses Zeug hatte unsere in fremder Nachahmung befangene Literatur im Ueberfluß producirt, ehe Klopstock, Lessing und Wieland, die unmittelbaren Vorgänger Goethe's, auftraten. Wohl hatte schon der unglückliche Chr. Günther eigenes Denken, Fühlen und Leiden in seinen Liedern ausklingen lassen, aber es war doch zumeist um seinetwillen, daß fortan ein gewisser Fluch auf dem dichterischen Genius lag. Goethe erst hat den hinweggenommen und das Leben, das er nach allen Richtungen, in seinen Höhen und Tiefen zu durchmessen das Glück hatte, zur Darstellung gebracht, denn gerade ihm hatte ein Gott gegeben „zu sagen, was er leide.“ Darum sind seine Werke Selbstbekenntnisse, Beichten, das künstlerische Widerspiel seines Lebens und wir erfassen ihn nicht recht, wenn wir nicht die Situationen und Stimmungen kennen, aus denen heraus er gedichtet hat. Das dichtende Subject und dessen Leben wird durch ihn ein nicht weniger interessanter Gegenstand, als das dichterische Product, dieses bleibt ohne jenes oft nur halbverstanden.

Nichts Menschliches war ihm fremd. Er hat mit allen Ständen verkehrt. Wohl mochte die Weimarische Hofluft ihm manchmal zu drückend werden, so daß er nach Ilmenau oder Jena entfloh, doch verkannte er nie den Vortheil, den seine hohe Stellung für seinen nimmersatten Durst nach Sehen, Erleben, Anschauen und Wirken bot. Wie viele Seiten des Menschentreibens bleiben dem verschlossen, der auf zu niederer Warte steht und die Fäden sich nicht kreuzen sieht, aus deren Einschlag das große Gewebe des Menschenlebens sich zusammensetzt. Wer die Leitung auch nur eines kleineren Staatswesens in den Händen hat, vermag schon eher über menschliche Dinge mitzureden. Eine solche hohe Stellung führte Goethe in viele merkwürdige Situationen. Er ist seinem fürstlichen Freund auf Ausflügen und Reisen, auf die Jagd und in den Krieg gefolgt, er hat Aushebungen geleitet, Fürsorge getroffen für die durch die französische Invasion Vertriebenen, die bis in die Gegend von Eisenach geflüchtet waren. Er hat um Berg-, Wald-, Land-, Garten- und Straßenbau und um alle möglichen Gewerbe sich gekümmert und Karl Augusts Bemühungen, Handel und Industrie zu heben, eifrigst unterstützt. Er hat Hoffeste arrangirt, Maskenzüge und andere Aufführungen durch sein dichterisches Wort belebt, ist in seiner Iphigenie als Orestes aufgetreten, hat den Bau und die Einrichtung des neuen Hoftheaters geleitet, ein Schauspielerpersonal allmählich herangebildet, wie es keine zweite Bühne in Deutschland besaß, Schillers neue Dramen und das Beste aller Zeiten zur Darstellung gebracht. Nicht weniger als für das Theater war er um die Hebung der Landesuniversität bemüht. Wie Weimar der dichterische Mittelpunkt Deutschlands durch ihn geworden war, so machte er Jena auf eine Reihe von Jahren zum ersten Sitz der deutschen Wissenschaft, unterstützte die

Jenaer Literaturzeitung, welche in dieser Zeit das erste kritische Organ Deutschlands bildete, sorgte für Berufung der geeignetsten Persönlichkeiten, förderte alle mit der Universität in Verbindung stehenden Institute, wie die Bibliothek, den botanischen Garten, die naturwissenschaftlichen Sammlungen, unterhielt mit einzelnen Professoren einen auf wissenschaftliche Untersuchungen abzielenden Verkehr, so mit dem Anatomen Loder, den Chemikern Göttling und Döbereiner. Aber nicht blos Theater und Landesuniversität bildeten sein Interesse. So gering die finanziellen Mittel Weimars waren, suchte er doch auch für die bildende Kunst thätig zu sein. Er zog seinen kunstverständigen Freund Meyer nach Weimar und richtete mit diesem einen besseren Zeichenunterricht ein. Auf die verschiedenen Künstler wirkte er persönlich anregend ein, er redigirte selbst eine Zeitschrift, welche die Hebung der bildenden Künste zum Ziele hatte. Er schrieb über Winckelmann und Hackert und übersetzte die Autobiographie Benvenuto Cellini's. Auch war er bei der Anlage des Weimarischen Parkes thätig, der in den sinnreichen Inschriften, die ihn zieren, heute noch an den großen Dichter erinnert.

Wir haben einen kurzen Ueberblick über seine Betheiligung am Staats- und Hofleben, Theater, Universität, Künsten und Gewerben gegeben, um im Leser eine Ahnung aufsteigen zu lassen von der allseitigen riesenhaften Thätigkeit, die er entwickelte und ohne deren Berücksichtigung man ihm nicht gerecht werden kann. Er war Kopf, Herz und Hand, der intellectuelle Mittelpunkt, das zusammenfassende und überwachende Organ des ganzen Weimarischen Landes durch lange Jahre hindurch. Aber mit seinem geistigen Auge überspannte er weit größere Flächen, als die wenigen Quadratmeilen des kleinen Herzogthums, denn er schenkte dem fortdauernd sein Interesse, was ihm einmal näher getreten war. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die gesammte deutsche, selbst ausländische Literatur, Wissenschaft und Kunst. Er verfolgte im Geiste die Personen und Kreise, von und in denen dieselben gepflegt wurden und die ihm in Deutschland und Italien meist persönlich bekannt geworden waren. So nahm er schließlich eine Stellung ein, wie Niemand vor und nach ihm. Er war die höchste literarische und künstlerische Autorität in unserem Vaterland, wenn nicht gar, wie die Widmungen verschiedener englischer Werke an ihn beweisen, in Europa. Denn nicht blos Deutsche drängten sich an ihn, meist um durch ein Wort von ihm einen Beglaubigungs- und Empfehlungsbrief für ihre weitere Lebensreise zu erhalten. Er wurde selbst von den ersten Repräsentantan der fremden Nationen aufgesucht und Weimar bildete schließlich in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts einen Wallfahrtsort, nach dem sich Alles aufmachte, was auf Sinn und Interesse für Kunst und Literatur Anspruch erhob.

Daß ein Mann von Goethe's Streben, Geist und gesunden Sinnen in den vielen anregenden und begünstigenden Situationen, durch die ihn sein Leben führte, eine Sicherheit und Weite des Blickes erwerben mußte, der jedem seiner Worte den Stempel der Wahrheit aufdrückt, also daß kaum ein Anderer neben ihm in gleichem Maße als ein Lehrer für das Leben erscheint, das ist wohl schon aus dem Wenigen ersichtlich, was wir hier beigebracht haben. Aber er darf als ein solcher auch gelten, da kaum ein Anderer auf die Art aus dem Leben gelernt hat, wie er. Uns Uebrigen zerrinnt dieses kostbare Geschenk der Gottheit meist ohne einen höheren geistigen Ertrag abzuwerfen, weil wir das Bild des Erlebten in der Seele zu fixiren und aus dem Erlebten, im inwendigen Hin- und Herwenden desselben, im Reflectiren über dasselbe, in der geschichtlichen Betrachtung desselben, tiefere, neue Einsichten zu ziehen oder überhaupt künstlerische, ethische und historische Studien an demselben anzustellen nicht vermögen, denn wir halten unser eigenes Erleben aus einer falschen

Bescheidenheit nicht werth genug. Darin aber war Goethe ein Meister, seinem eigenen Grundsatz treu „Glaube dem Leben, es lehrt besser als Lehrer und Buch.“ Vor der Büchergelehrsamkeit hatte er wenig Respect. Darum drängte er auch auf Versuche und fand so vielen Geschmack an der experimentalen Naturwissenschaft. Alles zielte bei ihm auf Anschauung und das eigene Sehen hin. Die Art, wie er sich in allen Dingen zu orientiren pflegte, darf nicht zum Wenigsten als Beweis dafür gelten, daß des Menschen Geistesbildung vorzugsweise auf seinem richtig gewöhnten Sehen beruht, da der Mensch, wie man sich etwas derb, aber nicht unzutreffend, ausgedrückt hat, wesentlich ein Gesichtsthier ist. Man wird Goethe um so besser verstehen, je mehr man eingedenk bleibt, daß alles Denken bei ihm aus unmittelbarer innerer und äußerer Anschauung floß. Darum muß man seine Worte und Gedanken in eigene Anschauungen umsetzen, sie gleichsam sehend nachzudenken oder denkend selbst zu sehen versuchen.

Man darf aber auch wohl sagen, daß er ein Meister war im Hören und hörend nicht weniger gelernt habe, als sehend. Denn es war ihm heiligstes Anliegen Jeden anzuhören, der ernstlich für seine Weiterbildung bestrebt war. Er verstand zu fragen, zum Erzählen und Mittheilen anzuregen, mit liebevollem Antheil in Andere sich zu versetzen, ihr Erleben, Denken und Sein in sich aufzunehmen, so seine einzelne Persönlichkeit zur Erfassung aller menschlichen Daseins- und Erscheinungsformen zu befähigen und schließlich sein Wesen zum Wesen der gesammten Menschheit zu erweitern. Wohl mochte er abstoßend und kalt erscheinen gegen hochmüthigen Dünkel, wer ihn von einem wirklichen Streben überzeugte, der durfte seiner Theilnahme und Förderung sicher sein. Immer interessirte ihn die Frage, wie sich ein Mensch entwickelt habe. Denen, welche geschäftlich ihm unterstellt wurden, pflegte er meist eine Darstellung ihres Lebenslaufs abzuverlangen. Der Verkehr mit Gelehrten, zumal solchen, die Bahnbrecher ihrer Wissenschaft geworden waren, wurde für ihn die reichste Quelle der Belehrung. Er gehörte zu denen, bei welchen das Sachinteresse im directen Verhältniß zum persönlichen steht. Er drang in die Dinge am schnellsten und tiefsten ein, die ihm durch die Theilnahme an Anderen nahe gelegt waren. Bei dem leichten Blick, den er besaß und den Herder an ihm so rühmte, konnte er in der Unterredung auch über solche Dinge, die er bis dahin nicht genau kannte, weil die Divinationskraft seiner Phantasie sofort Alles übersah und anticipirte, als vollständig orientirt erscheinen. So dürfte man fast sagen, er habe es verstanden, Andere auszuhorchen; es habe Jeder dafür, daß er ihn seines Verkehrs würdigte, seinen Zoll ihm entrichten müssen, er habe, ein geistiger Vampyr, Allen das innerste Lebensblut auszusaugen gewußt.

Was wir soeben auseinander setzten, zeigt, wie er Belehrung durch Andere auf einem leichteren und gründlicheren Wege gewann, als durch Bücher. Das aber übersieht man gewöhnlich, wie er sich selbst Quelle der Erkenntniß war. Die wenigsten Menschen trauen, weil sie von Jugend auf zu eigenem Denken und dem selbständigen Gebrauch ihrer Sinne nicht angehalten worden sind und darum Alles auf fremde Autorität hin glauben annehmen zu müssen, ihren eigenen Augen und Ohren nicht, aber auch ihrem inneren Empfinden und Erkennen nicht. Das unterscheidet nun Goethe von den meisten Anderen, daß er sein Gefühl, sein Wahrnehmen, die Stimme, die er in sich vernahm und die so Mancher so bald zu überhören lernt, überhaupt die Aeußerungen seiner Natur für normal, für nicht in Widerspruch stehend mit der allgemeinen Menschennatur und darum als unmittelbare und verläßliche Quelle der Erfahrung und Wahrheit anzusehen sich gewöhnt hatte. Er war um so besser über alle Formen menschlicher Existenz, über alle Regungen des menschlichen Herzens, man möchte sagen, über jeden möglichen Gedanken und Irrthum unterrichtet, als er sich

selbst genau kannte. Sein Mikrokosmus war ihm der wahrhaftige Spiegel des Makrokosmus, die Offenbarungen seines Herzens- und Geisteslebens unmittelbare Offenbarungen der Natur, der Laut in seinem Innern die Stimme der Menschheit. Er brauchte nur zu sein, wie er war, und den Menschen zu nehmen, wie er sich kannte, — und er kannte den ganzen Menschen. Kaum ein Anderer hat darum je das Recht gehabt von sich zu sagen: Homo sum (ich bin ein Mensch). So erschreckend das Wort klingt, so zutreffend ist es, er habe niemals von einem Verbrechen gehört, das er nicht selbst hätte begehen können. Er durfte darum sich wohl zutrauen, wahre Menschheit zu schildern, indem er die Menschen schilderte, wie er sich selbst kannte. Auch von dieser Seite her mußte er darauf geführt werden seine Dichtung zu einer großartigen Beichte oder Confession zu machen.

Sehen wir schärfer zu, so muß es freilich scheinen, als ob er das eigene Ich in den Mittelpunkt alles seines Denkens gestellt habe. In gewissem Sinne ist dies auch wahr, und seinen Widersachern fehlte nicht alle Berechtigung, wenn sie ihn eines ausgesprochenen Egoismus ziehen, hat doch selbst Schiller, vor ihrer näheren Bekanntschaft, sich dahin geäußert, er sei „ein Egoist in ungewöhnlichem Grade". Ist doch ohne einen Egoismus die Empfindsamkeit nicht denkbar, die Goethe, wenn irgend Einer, im vollsten Maß in sich durchlebt hat. Höchst ungerecht aber wäre es, wenn wir diesen Egoismus also deuten wollten, als ob er kein Herz und keine Theilnahme für den Mitmenschen, seine Freunde und seine Nation gehabt habe. Hier ist an das Wort über ihn zu erinnern, er sei im Leben noch größer gewesen, als in seinen Schriften. „Edel sei der Mensch und hilfreich und gut". Nach dem Satz lebte er selbst. Sein Erstes, als er nach Straßburg kam, war, dem armen blinden Limprecht, seinem ehemaligen Stubennachbar in Leipzig, eine Geldunterstützung zu übersenden. Von unschätzbarem Werth für uns ist, was Schiller kurz nach seiner Ankunft in Weimar an seinen Freund Körner berichtet: „Goethe wird von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat öffentlich noch Niemand verfolgt, auch keines Andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte und mit eben demselben Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Er ist ihm ein allumfassender Geist." Auch Herders Gattin weiß in ihren Briefen an J. G. Müller von Goethe's Edelmuth, Treue und Freundschaft zu rühmen. Wir wollen nicht entschuldigen, daß er so manches weibliche Herz schwer gekränkt, indem er von der Geliebten sich zurückzog, um sein eigen Selbst für seine große Aufgabe, für die hohe Mission zu retten, an die er glaubte. Auch wir beklagen es tief, daß er Friderike Brion verlassen konnte. Aber hat er nicht stets sein Unrecht bereut und an die Stelle einer leidenschaftlichen Liebesneigung eine dauernde freundschaftliche Gesinnung treten lassen, die seine Schuld einigermaßen zu sühnen im Stande war und ihm das Wohlwollen der einst so heiß Geliebten und, wo dies möglich war, auch der Gatten derselben bis an deren Ende erhielt? Hat er nicht durch die dichterische Verklärung und Unsterblichkeit, die er den Verlassenen in seinen Werken zu Theil werden ließ, auch seinem Dankgefühl einen Ausdruck gegeben? In seinen Briefen an Kestner und Lotte erscheint er entschieden besser und größer, als der allbewunderte Werther, der durchaus nicht als sein reines und volles Gegenbild gelten

darf. Treue in der Freundschaft hat er in seltener Weise gegen Karl August, gegen Herder, auch trotz des bald klaffenden Zwiespaltes zwischen Beiden, gegen Schiller, man kann sagen, gegen Jeden bewährt, den er derselben einmal gewürdigt hatte und der derselben auch würdig blieb. Ein Mensch wie Lenz, der von seiner allmächtigen Stellung in Weimar profitiren wollte und sich doch selbst nicht zu zügeln verstand, machte ihm freilich viele Noth.

Aber auch darin ist Goethe vielfach falsch beurtheilt worden, daß man ihm allen patriotischen und nationalen Sinn abgesprochen hat. Bei der Richtung, welche sein Denken frühzeitig genommen hatte, konnte ein bewußter Kosmopolitismus nicht ausbleiben, der in seinen späteren Jahren am entschiedensten in dem Versuch sich documentirte die deutsche Literatur zu einer Weltliteratur zu erheben. Wahre Wissenschaft ist immer kosmopolitisch, unsere deutsche Wissenschaft, als die erste der Welt, hat sich von jeher nach dieser Seite ausgezeichnet, Lessing, Schiller und Herder sind nicht weniger Kosmopoliten als Goethe, und die übertriebene Aufstachelung des Nationalgefühls, das unselige Werk der Napoleoniden, wie jüngst Du Bois-Reymond treffend erwiesen hat, unter Umständen geradezu barbarisch. Unsere großen Dichter mußten Kosmopoliten sein, denn sie repräsentirten auch die gleichzeitige Wissenschaft, und daß sie nicht blos Deutsche, auch wahre Menschen sein wollten, sichert ihnen bei der Nachwelt unseres gesammten Geschlechtes den ewigen Ruhm. Anders stellt sich die Sache, wenn wir Goethe's Verhalten zu den großen politischen Fragen seiner Zeit untersuchen. Da finden wir allerdings, daß er nicht einverstanden war mit seines politisch kühneren und weitsichtigeren Herzogs Theilnahme am Fürstenbund, wie am Feldzug gegen die junge französische Republik und daß er die Erhebung des Volkes im Jahre 1813 mit mißtrauischen Augen ansah. Auch fällt die geringe Begeisterung auf, mit der er in „des Epimenides Erwachen“ die Befreiung Deutschlands von der französischen Gewaltherrschaft feiert, und die von einem gewissen Fatalismus nicht frei zu sprechende Bewunderung Napoleons, in dem er als in einem dämonischen Menschen ein Werkzeug höherer Mächte anzuerkennen geneigt war. Dazu nahm er mit den Jahren immer mehr ein steifes, aristokratisches Wesen an und in der Zeit, da in der studirenden Jugend der patriotische Enthusiasmus in lichte Flammen aufschlug, neigte er immer entschiedener einem ausgeprägten Quietismus zu, der jede Störung seines äußeren und inneren Friedens ängstlich zu vermeiden schien. Und trotz dieses Kleinmuths, dieser kurzsichtig zaghaften Enthaltung von allem entschiedenen Handeln in den großen politischen Fragen, müssen wir in Goethe, da er sich nach dieser Seite in Uebereinstimmung zeigt mit seinem Ausspruche: „nur der Betrachtende hat Recht, der Handelnde niemals“, echten patriotischen und nationalen Sinn anerkennen. Ich will nicht darauf hinweisen, wie er durch seine Schriften des Vaterlandes Ruhm, dessen Bildung, und da Bildung Macht ist, auch dessen Macht gehoben, in den Zeiten des Sturms und Drangs durch die volksthümliche Richtung seiner Poesie, deren wir bereits gedachten, auch unmittelbar nationalen Sinn und Begeisterung geweckt, in Hermann und Dorothea geradezu zur Vertheidigung des von außen bedrohten Vaterlandes aufgefordert, durch seine Sprache und Werke als der erste und gefeiertste Dichter und Schriftsteller unserer Literatur ein geistiges Band geschaffen hat, das alle Glieder deutscher Nation fest zusammenhält, und alle Spaltung unseres Volkes nach Stämmen, Confessionen und sonstigen Unterschieden zum Schweigen bringt. Wenn das der richtigste Weg zur Aufbesserung der allgemeinen und öffentlichen Verhältnisse ist mit der Besserung bei sich daheim, in seinen eigenen Verhältnissen, zu beginnen, so hat Goethe allen Anspruch auch auf den Dank der Nation, wenn er als weimarischer Minister, in dem kleineren Kreis, den er beherrschte, nach allen Seiten und in jeder

Richtung ein Verständniß des Besseren zu begründen, eine höhere, segensreichere Thätigkeit zu befördern bemüht war, und gewiß hat er in den Worten, in denen er seinen Herzog feiert:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

auch an das viele Verdienstliche gedacht, das er selbst an der Seite jenes in das Leben gerufen und es dürfte wohl seine Ansicht gewesen sein, daß es im ganzen deutschen Vaterland besser gestanden hätte, wenn jeder einzelne Staat dem Beispiele Weimars, von dem er so schön singt:

O Weimar! dir fiel ein besonderes Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

wie in anderen Dingen, so auch nach Seiten seiner politischen Verwaltung hätte nacheifern wollen. Wenn Weimar der erste deutsche Staat war, der nach den Wiener Verträgen, dem gegebenen Versprechen getreu, eine ständische Verfassung einführte, und wenn bis auf den heutigen Tag dieses Land allen übrigen als ein Muster des Fortschritts vorangeleuchtet hat, ein Theil dieses Verdienstes kommt sicher mit auf Goethe's Rechnung. Mit vollem Rechte gebührte darum diesem die Anerkennung, die ihm sein fürstlicher Freund am 7. Nov. 1825, an dem Tage, da das 50. Jahr seit seinem Eintritt in Weimar sich vollendete, in einem Briefe in folgenden Worten aussprach: „Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte."

Man hat Goethe vielfach der Unsittlichkeit geziehen, wir müssen deshalb auch die Frage nach seiner sittlichen Lebensführung und Lebensanschauung stellen. Von seinen Liebesverhältnissen und wie sich dieselben meist in bleibende Freundschaften aufgelöst, haben wir schon andeutend gesprochen. Daß er so lange Zeit hindurch (vom 13. Juli 1788 bis 19. Oct. 1806) für die Gewissensehe, die er mit Christiane Vulpius eingegangen, die kirchliche Sanction nicht nachgesucht hat, dem Bunde, den er eigenmächtig und einseitig geschlossen hatte, die öffentliche und kirchliche Anerkennung erst in den schweren Tagen nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena ertheilen ließ, als die Gefährtin mit entschlossenem Muthe gegen rohe französische Anmaßung ihm das Leben gerettet, das ist bedauerlich, schon weil es gegen die alte gute deutsche Sitte verstößt, findet aber einigermaßen Entschuldigung in der treuen Anhänglichkeit, die er der hingebenden Leiterin seines Hauswesens bis in deren Tod bewährte, so weit dieselbe auch geistig unter ihm stand. Schwieriger ist es über die sinnlichen Schilderungen zu urtheilen, die einen nicht geringen Raum in seinen Dichtungen einnehmen. Doch haben wir zu bemerken, daß dieselben nirgends aus bloßer Lüsternheit geflossen sind. Goethe ist von der Absicht nur allein die Sinne zu kitzeln gänzlich rein und frei zu sprechen. Indem er das Leben darstellte, wie er es kannte, wie es besonders zu seiner Zeit und leider auch in den ihm nahestehenden Kreisen in Wahrheit war, glaubte er auch diese Seite derselben nicht übergehen zu dürfen, sondern ihr, von der soviel für das Glück und Weh des Individuums abhängt, den Antheil zufallen lassen zu müssen, den sie in Wirklichkeit in Anspruch nimmt. Dadurch sind

freilich für den unerfahrenen und grundsatzlosen Menschen, für den, der nicht mit jener gesunden Objectivität und inneren Festigkeit und Reinheit von den Aeußerungen des Sinnenlebens zu hören, und der zur Höhe der künstlerischen Anschauung eines Dichtwerkes als Ganzen sich nicht aufzuschwingen vermag, Goethe's Schriften ein nicht ungefährliches Gift geworden. Wie viel Schönes aber, das durch keinerlei derartige Flecken entstellt ist, steht bei ihm dem gegenüber, das sorglichen Pädagogen bedenklich sein muß. Iphigenie, Tasso, Hermann und Dorothea, um nur einige seiner größeren Dichtungen zu nennen, reichen zum Zartesten und Reinsten hinan, was je aus einem dichterischen Gemüth geflossen ist. Auch ist nicht zu vergessen, wie weit sich Goethe, selbst da, wo er das Sinnenleben schildert, über einen Wieland und Heinse und viele Andere erhebt. Mit Recht hat darum Vilmar in seinem Aufsatz über die Genieperiode hervorgehoben, daß sich bei Goethe, auch in seinen frühesten Versuchen, das entschiedene Streben zeige, den wilden Strom der sinnlichen Leidenschaft durch starke Dämme edlerer Stoffe und besonders durch die festen Ufer reiner Formen einzuschränken, daß er durch die reine Form, welche den wilden Leidenschaften Gebiß und Zügel angelegt, diese zu einem wirklichen, wirksamen poetischen Stoff verklärt habe und daß, wo eine edle lyrische Poesie aufgewachsen, diese zur einen größeren, auch besseren Hälfte aus der reinen Neigung der Geschlechter zu einander, aus keuscher und treuer Herzensliebe hervorgegangen sei. Wir dürfen ferner nicht vergessen, daß Goethe fast mit den Augen der alten Griechen das Leben betrachtete, welche die menschliche Gestalt in unverhüllter Nacktheit zur Darstellung brachten, im Anschauen dieses Nackten der höchsten Schönheit und Wahrheit und Natur sich bewußt wurden und in den größten Zeiten ihrer Geschichte frei von unlauteren und unkeuschen Nebenvorstellungen waren. Und die Heilige Schrift, hat sie nicht auch da, wo sie dem menschlichen Leben den Spiegel vorhalten wollte, dies in voller natürlicher Nacktheit gethan? Bis zu jener unverdorbenen Darstellung des Natürlichen wollte Goethe vordringen, wie sie die Schriften der Griechen und auch die Bibel uns zeichnet, in der wir jene Naivetät anerkennen müssen, die in Wahrheit von sich sagen darf: „dem Reinen ist Alles rein“.

Es kommt ein Anderes hinzu. Auf Goethe's Dichtungen ist, wie dies nicht anders möglich war, seine Ansicht vom Sittlichen oder, sagen wir lieber so, vom Guten nicht ohne Einfluß geblieben. Zwar hat er an den verschiedensten Orten auch an die Pflicht appellirt. Doch ist der Pflichtbegriff nicht der wahre und einzige Regulator seiner sittlichen Vorstellungen gewesen, so wenig wir ihm im Leben Pflichtversäumniß zur Last legen können und so stark er in seinen dienstlichen Verhältnissen, wie in seinen späteren Schriften, so in den „Wanderjahren“, auf Gehorsam und Aufrechterhaltung der gegebenen Autorität gedrungen hat. Kants kategorischer Imperativ war ihm zuwider, da er einseitig die Pflicht betonte, die schon dem Namen nach auf eine äußere Quelle der guten Handlungen hinweist, und zu Gunsten des pflichtmäßigen Thuns und um jeglichem subjectiven Gelüst die Thüre zu verschließen, der Neigung allen Werth und alle Berechtigung abspricht. Auch Schiller, der sonst gut kantianisch gesinnt war, entfernte sich in diesem Punkt vom großen Königsberger Philosophen und kam, je mehr er sich in eine sittliche Anschauung vertiefte, die in der unmittelbaren Lust und Freude am Guten dieses um seiner selbst willen zu thun bereit ist, der christlichen Ethik wieder näher. Goethe nahm jedoch in diesen Fragen einen zum Theil noch anderen Standpunkt ein. Ihm galt als die wahre Aufgabe des Menschen die schöne Entfaltung seiner Natur. In der Natur sind ihm die Gefühle gegeben, in denen Kindes- und Eltern-, Gatten- und Geschwister-, Freundes- und allgemeine Menschenliebe, aber auch diejenige Selbstliebe wurzelt, ohne welche eine gesunde Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit nicht denkbar ist.

Der Mensch nähert sich nach ihm dem sittlich Guten um so mehr, je treuer er der Natur ergeben bleibt und je strenger er sich gewöhnt der Stimme dieser Natur zu folgen, die sich im Innern seines Herzens offenbart. Das ist die Vorstellung, welcher er im Tasso, in dem wir sein Glaubensbekenntniß nach dieser Seite suchen dürfen, in der verschiedensten Weise Ausdruck gegeben hat, besonders in den schönen Worten:

> Ach, daß wir doch dem reinen, stillen Winke
> Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
> Ganz leise spricht ein Gott in uns'rer Brust,
> Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
> Was zu ergreifen ist und was zu flieh'n.

mit welcher Stelle folgende zu vergleichen ist:

> Doch glaube nur, es horcht ein stilles Herz
> Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
> Und übt sich insgeheim an jedem Guten.

Der Mensch soll aber nach Goethe seine Natur *schön* entfalten, das Schöne ist die Idee, welcher er die natürliche, echt menschliche Entwicklung seiner selbst und aller seiner Triebe unterwirft und die ihn zu einem gesunden, normalen, in sich harmonischen Menschendasein führt. Goethe erscheint hier in voller Uebereinstimmung mit den alten Griechen, welche auch der Schönheit huldigten, in dem Naturgesetz die oberste Norm des sittlichen Handelns erkannten, die Grenzen der Natur nicht überschreiten wollten und eine wirkliche geistige und leibliche Gesundheit erstrebten. Wenn der Philosoph *Fries* mit seiner Unterscheidung einer *ästhetisch-idealen* und einer *ästhetisch-natürlichen* Weltanschauung in der Kunst Recht hat, so haben wir die letztere offenbar Goethe zuzuerkennen. In dieser ästhetisch-natürlichen Anschauung Goethe's sprachen sich aber zugleich die beiden Hauptfactoren der Literatur des 18. Jahrhunderts aus: die Empfindsamkeit und die ästhetische Richtung. Da die Empfindsamkeit, wie wir oben gefunden haben, den Sinn für Natur bedingte, so ist ihre höchste Stufe, die auch ihre Berechtigung außer allen Zweifel stellt, wohl die, daß man die Empfindung (die Stimme im Innern, die Stimme des unverdorbenen Triebes) zur Stimme der Natur und damit zum obersten Gesetz für das sittliche Handeln erhebt. Ein Zeitalter aber, welches der Schönheit und der Humanität in dem Maße huldigte, wie es das 18. Jahrhundert that, konnte nicht dabei stehen bleiben die Schönheit als das oberste Gesetz der *Kunst* anzuerkennen, sondern mußte dieselbe auch zur höchsten Norm für die Lebensführung machen. Sein Ziel mußte sein: die menschliche Natur schön zu entfalten. Goethe lag aber, ganz abgesehen von der Richtung des Jahrhunderts, schon darum eine solche Weltanschauung nahe, weil er, worin wir eine hohe Begnadigung und den wahren Freibrief für sein künstlerisches Streben und Schaffen erkennen, sich stets als eine gesunde, wahre, unverfälschte Natur, als die Natur selbst erschien, wie wir dies schon oben angedeutet haben. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß das *Natürliche*, wir meinen hier in seinem engern Sinn, in dem es dem Sinnlichen gleichkommt, eine verhältnißmäßig große Rolle bei ihm spielt. Hiermit und mit unserer obigen Ausführung stimmt gut das Wort *Droysens* über Goethe: „Seine sittliche Würde ist, daß er nicht müde geworden ist, diese Lebenskraft — *ihre Berechtigung nimmt er unmittelbar und ohne Grübeln an* — in sich arbeiten und wirken zu lassen; gesund, kräftig, einig an Leib und Seele, ein voller Mensch, man möchte sagen, das Bild des natürlichen Menschen in höchster, edelster Vollendung — er ist es, der die Grundlage aller echten, rein menschlichen Cultur für unsere Entwicklung gegründet hat, in Mitten der verzerrten, fieberhaften Verbildung und Verwilderung der modernen Welt uns ein Vorbild, ein erneuerter Lebensanfang, wie kein anderes Volk der Gegenwart ein gleiches hat."

Dies führt uns auf ein Anderes, auf die Schranke, welche wir in Goethe's Wesen anzuerkennen haben. Des Menschen Bestimmung ist nicht einzig die schöne Entfaltung seiner Natur. Wir sind nicht bloße Naturwesen, die allein nur den Eingebungen ihrer Natur zu folgen das Recht haben, gleich als ob die Welt mit uns erst anhöbe und es keine Jahrtausende alte Vergangenheit oder Geschichte gäbe, die eine Macht ist, nicht minder groß als die Natur, und deren Ordnungen wir uns ebenfalls nicht entziehen können und dürfen. Darum ist es nicht genügend nur sein Ich auszuleben, wie es vor Allem die Sturm- und Drangperiode wollte, und sich inmitten der Natur zu erkennen, wir müssen uns willig auch den sittlichen Mächten der Geschichte unterwerfen und in den Ordnungen derselben Gottesordnungen verehren lernen, in deren Erfüllung und Beobachtung der Einzelne erst die Berechtigung zu seiner Existenz und freien Bethätigung, d. h. zur Bethätigung seiner Natur innerhalb der Grenzen des historisch Gegebenen, gewinnt. Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst, daß Goethe zu seiner Dichtung, ja zum Theil auch in seinem Leben — man denke an seine Ehe — nicht von den sittlichen Anschauungen ausgegangen ist, die wir die geschichtlichen nennen würden und auf denen das beruht, was Kant, der Philosoph der preußischen Heeres- und Beamtendisciplin, Pflicht nannte und als solche predigte. Es mag darum nicht unpassend sein hier auch noch die Worte folgen zu lassen, welche der oben citirten Stelle unser großer Geschichtsforscher hinzufügt. „Er ist die Spitze jener subjectiven Richtung, aber indem er sie zu ihrer höchsten Energie vollendet, führt er sie über sich hinaus. Der neue Faust ist es, der das bekennt. Aber dieser Faust kommt nur zu der Allegorie einer Versöhnung. Durch alle Lebenskreise hindurch führt das bedeutsame Spiel; aber das monadische Ich, ob es die Welt in sich spiegele, es kommt nicht von sich selber los; in seiner Starrheit löst es sich nicht, nur ein Tropfen im Strome der Menschheit zu sein, von den großen sittlichen Mächten, die die Geschichte bewegen, ergriffen, verwandelt, der ewigen Gottesordnung ein lebendiger, schmiegsam thätiger Theil zu sein, sich und seine Berechtigung erst zu finden, indem es sich selber aufgibt."

Anzuerkennen ist jedenfalls das Bemühen Goethe's die Phantastik oder, anders ausgedrückt, den Sturm und Drang seiner Jugend zu überwinden. Daß ein sittlicher Geist in ihm arbeitete und wirkte, das kann uns das gesunde Maß zeigen, auf das er immer mehr in Leben und Dichtung die wilden Triebe seines Herzens zurückzuführen suchte. Nicht allen seinen Genossen aus jener stürmischen Jugendperiode gelang es ähnlich wie Goethe sich abzuklären, den Most der jugendlichen Ueberschwenglichkeit und Leidenschaft zum reinen, herzerquickenden Wein ausgähren zu lassen, aus dem Sturm und Drang sittlich befestigt, innerlich gestärkt hervorzugehen. Gar Mancher hat damals den rechten Weg verloren und ist zu Grunde gegangen. Sehen wir aber recht hin, so sind eben die Dichtungen, welche jene so erregte Zeit auf das mächtigste ergriffen und ihre leidenschaftliche Gährung fast noch zu vermehren schienen, bereits von einem höheren, sittlichen Geiste erfüllt und getragen und der tiefer Blickende sieht in ihnen, wie im Werther, nicht eine Verführung zu gleichem Handeln, sondern nur das warnende, weil wahre und getreue Abbild des entsetzlichen Verlaufs, den ungezügelte Leidenschaften und regellose Begierden naturgemäß nehmen müssen. Goethe fand in der Art, wie er seine Erlebnisse in sich verarbeitete, den Standpunkt, der ihn hoch über die leidenschaftliche Strömung des Augenblicks erhob. Indem er, als Künstler und Historiker in einer Person, den Stoff seines Lebens zu gestalten suchte, läuterte er seine eigene Persönlichkeit höher hinauf und trat selbst unter das Gesetz der sittlichen Weltordnung, dem er die Gestalten und Schicksale der Helden seiner Dichtung unterwarf. Indem er künstlerisch gestaltete, wurde er sittlich frei. Indem er das Erlebte dem

Gesetz schöner Darstellung unterstellte, verklärte die Schönheit auch sein sittliches Denken und Handeln. Goethe hat selbst mehrfach darauf hingedeutet, daß seine Dichtungen Confessionen oder Beichten seien. Man muß das letztere Wort in seinem eigentlichen Sinn nehmen, da es den Act vor der Absolution und Lossprechung von der Sünde bezeichnet, also den Weg zur Erlösung. Sicher dachte er zunächst an sich, als er in der Schlußscene des zweiten Theils des Faust, die ohne Zweifel älteren Ursprungs ist, den Engel, der Faustens Unsterbliches trägt, sagen läßt: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Das wahre Geheimniß seines Kunstschaffens auszusprechen fiel ihm aber von jeher sehr schwer. Ein einziges Mal, gegen F. H. Jacobi, hat er sich offener erklärt in Worten, denen er aber auch gleich wieder einen Zaum anlegte: „Sieh', Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduction der Welt um mich durch die innere Welt, die Alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." Der Dichter gewann, indem er das Erlebte unter dem Einfluß der „inneren Welt" neu gestaltete, d. h. der ewigen Ideen des Wahren und Guten, die ihren Einklang in der Schönheit finden, ebenso Verklärung und Verjüngung und Erhebung in die Sphäre der Geister, wie es Gretchen am Schluß des Faust sagt: „Vom edlen Geisterchor umgeben wird sich der Neue kaum gewahr, er ahnet kaum das frische Leben, so gleicht er schon der heiligen Schaar. Sieh', wie er jedem Erdenbande der alten Hülle sich entrafft und aus ätherischem Gewande hervortritt, erste Jugendkraft." In der poetischen Neuschaffung des Erlebten tritt der Dichter, auch wenn ihn das Leben ähnlich, wie Faust, an den Abgrund der Sünde und Hölle geführt hätte, in edlen Geisterchor ein und wird selbst ein Neuer, ein sittlich Neuer, der der heiligen Schaar, die nun sein Geistesleben erfüllt, immer mehr ähnelt, je mehr er in der dichterischen Verklärung des Erdenlebens der alten Hülle sich entrafft und in dem ätherischen Gewande, das er dem eigen Erlebten, dem irdischen Stoff, im Verkehr mit der Geisterwelt angelegt, nach aller Trübsal und Wirrniß verzehrender Leidenschaftlichkeit, doch wieder in erster Jugendkraft erscheint. In dieser das Toben der Leidenschaft überwältigenden Thätigkeit der schaffenden Dichterphantasie offenbart sich eine Macht und Kraft der Selbsterrettung, die nicht zum Wenigsten aus jenem von wildem Titanentrotz erfüllten Fragmente des Prometheus hervorleuchtet. Wohl durfte er sich dort fragen: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz? Und glühtest jung und gut, betrogen, Rettungsdank dem Schlafenden da droben."

Zu dem, was wir hier, zuletzt unter Bezugnahme auf den Prometheus, auseinandersetzten, passen treffend die Worte unseres großen Historikers: „Allmählich vertoste der Sturm, klärte sich der Himmel; wie eine Sonne klar und groß und leuchtend stieg unser Goethe empor; er ist es, der uns jenen dunkeln Kampf innerlich ringend überwunden hat. Aber wie überwunden? Wenn es gestattet ist ein so unendlich reiches Geistesleben, solchen Wunderbaum voll Blätterpracht und Blüten und Frucht in seinem stillen Keimen zu belauschen. Beginnt er nicht in Mitten jener Andern, frei und kühn mit glühender Inbrunst sich dahinzugeben, vom Verlangen zum Genuß zu schwelgen, sich und die Welt zu vergessen? Aber freilich, da stößt man überall an, gegen Alles, was ist und was gilt. Es währt wohl seine Weile; wenn aber dann der Phaethonsrausch verflogen ist, folgt ein schmerzliches Erwachen des ruhigeren Bewußtseins; die alte Welt steht noch, wie sie stand, die alltäglichen Dinge machen ihr unverlorenes Recht geltend, in ihrer bestäubten und vergriffenen Hülle doch einen tiefen sittlichen Inhalt, eine ruhig sichere Macht zu haben gegen jene subjectiven

Ueberschwenglichkeiten. Ist das nicht die Geschichte jeder Jugend — von unzähligen Blüten kaum Eine Frucht, von stolzesten Hoffnungen kaum Eine, die nicht täuscht. Dann ist der Glückliche, wer sich den Thoren schilt, — „„denn er ist Phöbus nicht, noch Phöbus Sohn““ —; er unterwirft dann sich jener objectiven Sittlichkeit mit allen ihren Vorurtheilen und Convenienzen, zufrieden, in irgend einem Pünctchen der Wirklichkeiten sein kleines Lebensnetz anzuspinnen und sein Brod zu finden; wem es nicht gelingt, jämmerlich spurlos verstäubt der ins Leere. Wenn Einer empfindet Goethe jenen tiefen Schmerz des Erwachens, jenen qualvollen Widerspruch; denn wer erhob sich kühner, wer schlürfte seliger den Göttertraum allempfänglichen Genießens? Nun ist er erwacht, enttäuscht, rings Nacht und Oede. Wie an allen Fasern seines Daseins verletzt, zieht er sich in sich selber hinein, — „„wird sich selbst versöhnen.““ Zunächst ganz darniedergeworfen und zerbrochen, beginnt die zerstäubte eigene Kraft sich zu sammeln; dann sucht sie, gestaltend und formend an jenen Schmerzen und dem nachzitternden Erbeben, ihrer Meister zu werden, über sie mit sich selber abzuschließen, so sich selber wieder zu gewinnen. Doppelt geklärt und gestärkt tritt sie hervor, und hinter ihr — eine abgestreifte Schlangenhaut — bleibt das geschaffene Seelenbild jenes Kummers, aus den persönlichst zufälligen Erlebnissen umgestaltet zu einem allgemein menschlichen Typus.“

Es ist schwer und in so engem Rahmen, als er uns hier zu Gebote steht, kaum möglich, Goethe's Bild einigermaßen deutlich auszuführen. Doch sei es uns gestattet noch einige Bemerkungen über ihn, sein Dichten und Forschen und seine Weltstellung hinzuzufügen. Das biographische Material, welches zur Erläuterung seines Lebens und zur Charakteristik seiner Persönlichkeit dient, Briefe, erste Bearbeitungen, Mittheilungen Anderer, die ihn mit eigenen Augen sahen, mehrt sich von Jahr zu Jahr und ist jetzt schon, obgleich das Archiv Goethe's noch Vieles zurückhält, zu einer mächtigen Literatur angeschwollen. Freunde und tiefere Kenner des Dichters, und ihrer sind heute schon nicht wenige, halten genaue Buchführung über die letztere und sein Leben, fast in kalendarischer Anordnung und Vollständigkeit. Der nun verstorbene Buchhändler S. Hirzel hatte eine seltene Sammlung Goethischer Schriften und auf sie bezüglicher Actenstücke zusammengebracht, die an die Leipziger Universitätsbibliothek übergegangen ist, auch mehrfache, höchst werthvolle Verzeichnisse der Goetheliteratur zusammengestellt. Aus seinen Schätzen ist das Werk „der junge Goethe“ erwachsen, zu dem Mich. Bernays eine geistvolle Einleitung geschrieben und das, mit Ausnahme der ersten Bestandtheile des Faust und des Egmont, in genauer chronologischer Anordnung Alles enthält, was von Goethe von 1764 bis zum Jahre 1776 geschrieben worden ist. Nach diesem Vorbild mag dereinst eine Ausgabe der sämmtlichen Werke und Briefe des Dichters veranstaltet werden. Denn nur eine solche gestattet die Möglichkeit in den Entwicklungsgang des Mannes tiefer einzudringen und seine wirklich riesenhafte Thätigkeit genauer zu verfolgen. Sehr erfreuliche Anfänge zur Herstellung und Revision des Textes sind von dem schon genannten Bernays gemacht worden, der z. B. das Factum, daß Goethe in der ersten Gesammtausgabe seiner Werke in Goeschens Verlag Himburgsche Nachdrucke dem Werther zu Grunde legte, und damit die Quelle unzähliger Fehler derselben auf überraschende Weise nachgewiesen hat. Aber auch durch den Leichtsinn der Correctoren, durch Mißverständnisse der Nachschreiber beim Dictiren, was Goethe zumal später viel gepflegt hat, haben sich zahlreiche Fehler in die Goethischen Schriften eingeschlichen.*) Muster von erläuternden und kritischen Ausgaben einzelner Goethischer Werke

*) Auch dem Verfasser dieses Buches ist es, mit Hilfe der kritischen Methode, der er sich in früheren Jahren bei der Emendation der Texte der alten klassischen Schriftsteller bedient

sind uns besonders durch G. von Loeper geworden. Hohe Auszeichnung verdienen die von diesem äußerst fleißigen, gewissenhaften, best unterrichteten und scharfsinnigen Gelehrten im Verlage der Hempelschen Buchhandlung in Berlin veranstalteten Ausgaben der beiden Theile des Faust, von Dichtung und Wahrheit, des West-östlichen Divan nud der Sprüche in Prosa.

Eine der lohnendsten, wenn auch heute noch immer sehr schwierige Aufgabe ist die Darstellung des Lebens dieses unseres größten Dichters, das vielleicht sein größtes Kunstwerk ist und an dem noch viele Generationen sich erbauen, erfrischen, aufrichten werden. Alles Lob verdienen die Werke von J. W. Schäfer, Goedeke, Düntzer, die Vorlesungen von H. Grimm und die kürzere, aber vortreffliche Uebersicht des Goethischen Lebensgangs von M. Bernays in der Allgemeinen Deutschen Biographie. Mit Recht tritt dagegen heute die zwar populär, aber ansprechend geschriebene Biographie des Engländers Lewes auch im deutschen Publicum wieder mehr zurück. Mit ganz besonderer Vorliebe und oft in der vortrefflichsten Art sind einzelne Partien aus dem Leben des Dichters bearbeitet, namentlich auch seine Beziehungen zur Frauenwelt.

Goethe hat zwar selbst, wie seine autobiographischen Werke: Dichtung und Wahrheit, die Italienische und Schweizerreise, die Campagne in Frankreich, die Tages- und Jahreshefte beweisen können, welche Arbeiten eine Ergänzung finden in den zahlreichen Briefwechseln und den Niederschriften Goethischer Gespräche durch Eckermann und den Kanzler Müller, das vorhandene Interesse an seinem Leben richtig geschätzt und die Kenntniß desselben als wünschenswerth anerkannt. Gleichwohl hat er doch auch wieder dem leichteren Verständniß von dieser Seite mit vollem Bewußtsein entgegengearbeitet. So hat er in der Ausgabe letzter Hand die chronologische Anordnung grundsätzlich ausgeschlossen. Er scheint den Wunsch gehegt zu haben, daß der Leser ein einzelnes Gedicht und seine Werke überhaupt nicht von den speciellen Lebensverhältnissen aus allein betrachte, aus denen sie geflossen sind. Und wohl mit Recht. Denn schon ist es in Folge des Eifers, mit welchem man alles biographische Material sammelt und zur Erklärung heranzieht, nöthig geworden, daß die großen Kenner daran mahnen, die Goethischen Gedichte auch für sich zu nehmen, als in sich ausreichend verständlich, sie voll und ganz und ohne alle weitere Nebenrücksicht zu genießen, da der ästhetische Genuß von der historischen Kenntniß der Gelegenheit allein nicht abhängig sein könne und dürfe. Nachdem jedoch die Forschung soviel für die Aufhellung der gelegentlichen Veranlassungen gethan hat, wird man die Frage nach dem Bezug des Einzelnen auf des Dichters Leben nicht mehr unterdrücken können. Es wird darum der tiefer eindringende Leser bei Goethes Schriften stets eine doppelte Aufgabe haben: einmal das einzelne Gedicht historisch nach allen Anspielungen auf die zu Grunde liegenden Facta und Personen zu untersuchen, und dann es rein nur für sich, als schönes auf sich selbst ruhendes Erzeugniß der dichterischen Schöpfungskraft aufzufassen. Diese rein ästhetische Betrachtung darf um so weniger versäumt werden, als Goethe mit einer wunderbaren Kunst es verstanden hat seinen Gedichten ein Gepräge aufzudrücken, als wenn sie nicht Werke eines nach Absichten und mit Bewußtsein dichtenden Geistes, sondern, möchte man sagen, ebenso lebendige und in sich geschlossene Wesen wären, als die Producte der organischen Natur sind. Er hat ihnen einen schwer auflösbaren Zauber verliehen, Alles in denselben so verbunden

---

hat, gelungen, hier und da einen Fehler im Goethischen Texte ausfindig zu machen und des Dichters eigene Worte wieder herzustellen. In den „Wanderjahren“ Bd. 23, S. 156 der Ausgabe letzter Hand stand bisher: „Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe seinem Schreiber dictirt hatte: „Die Natur ist durch Emsigkeit, der Mensch durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen“. Vergl. Neue Jahrb. für Philol. u. Pädag. Abth. II, 1878, Heft 7, S. 354 f.

und verkettet, daß keine Zahnungen stehen geblieben sind und der Beschauer gestehen muß, daß sie „jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit“ ausgestoßen haben, denn „schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick“. Sie sind der redendste Beweis, daß er, wenn er zum Schreiben sich anschickte, die Kämpfe, Beängstigungen und Zweifel überwunden hatte, in denen der erste Keim ihres Werdens lag, daß er „des Sieges hoher Sicherheit“ sich erfreute, in der „alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen.“

Wir nannten Goethe's Leben sein größtes Kunstwerk. In der That ist bewunderungswürdig, was er geleistet, geschaffen und mit welcher universalisch wirkenden Kraft er in die verschiedensten Gebiete eingedrungen ist. Aber mehr noch als die intellectuelle Seite seines Wesens interessirt die ethische. Es ist eine Freude zu sehen, wie er sich selbst erzog, wie er in den Zerstreuungen und Eitelkeiten des Hoflebens keine Einbuße an seinem inneren Menschen erlitt, wie er auch im sinnlichen Genuß ein voller, echter Mensch blieb, wie er nach immer größerer Selbständigkeit, nach sittlicher Klärung, nach ruhigerer Anschauung strebte, wie er die rechten Augenblicke stets zu treffen, die Stunde zu behorchen wußte, wie er die Gelüste ausschweifender Phantasie zu beschränken, im kleinsten Punkte die höchste Kraft zu entfalten, Alles zu seiner eigenen Veredelung und Bildung zu benutzen, durch Generalresignation sich vor aller verzehrenden Trübsal zu schützen, wenn es galt auch abzubrechen, und einen Strich unter gewisse Existenzen zu machen, trotz vielfacher Anfeindung und mancher bitteren Erfahrung doch bis zum letzten Augenblick, als der erklärteste Optimist, die reinste Freude am schönen Erdendasein zu fühlen verstand.

Ihm war ein hohes Glück beschieden, die mehrfache Verjüngung seines Lebens. Man hat viel vom alternden Goethe gesprochen und doch wer darf dem gegenüber einen Tadel oder Vorwurf erheben, der bis in sein höchstes Greisenalter jugendliche Frische und Empfänglichkeit und Liebesbegeisterung sich zu wahren gewußt hat? Man hat verschiedene Epochen seiner dichterischen Wirksamkeit unterschieden und in denselben keinen Fortschritt, sondern eher Stillstand oder Rückschritt sehen wollen. Phänomenartig war allerdings sein erstes Auftreten und die schnelle Folge der großartigsten, Epoche machenden Werke gewesen. Die Zeit seiner Jugendschöpfungen war seine dichterisch höchste und fruchtbarste, in der er am meisten deutsch zu denken und zu fühlen schien, in der seine Liebe am wenigsten einen sinnlichen Beigeschmack, sondern mehr einen psychischen Charakter trug. Während des ersten Jahrzehents in Weimar aber scheint seine dichterische Thätigkeit ganz zu ruhen. Selbst die Herzogin Amalie sprach gegen Herder davon, daß Goethe nichts Großes mehr hervorbringe. Dann kommt er von Italien zurück, bringt Iphigenia, und vollendet den Tasso. Aber die Welt kennt ihn immer nur noch als den Dichter des Goetz und Werther, sie hat Aehnliches erwartet, sie fand ihn und sich selbst in seinen neuen Dichtungen nicht wieder. Es bedurfte des Bundes mit dem gleichstrebenden Schiller, auf daß die Zeitgenossen seine neuen Werke nach ihrem vollen Werth erkennen und schätzen lernten. Als ihm aber der Freund durch den Tod entrissen wird, beginnt er wieder neue Seiten seines ewig jungen Wesens zu zeigen. Man entdeckt einen lehrhaften Zug in ihm, hört die socialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts in seinen Dichtungen widerklingen, sieht verwundert, wie er orientalische Dichtungen nach Deutschland verpflanzt, oder vielmehr in orientalischem Geist als Dichter sinnt und dichtet und die deutsche Literatur zu einer Weltliteratur erheben will. Andere wittern freilich in den neuen Tönen, die er anschlägt, die abnehmende Lebenskraft, und die Beschäftigung des Dichters mit seinem eigenen Leben bestärkt sie in ihrer Ansicht.

Allerdings zeigt Goethe's langes Leben den Dichter von immer anderen Seiten. Er

ließ die Welt nicht über sich zur Ruhe kommen, da er sie sich nicht selbst gönnte. Aber sein Leben ist kein Rückgang, es ist die naturgemäße Fortentwicklung größter und allseitiger Begabung zu immer höheren Stufen, die in sich wohl zusammen hängen und den reiferen Jahren und einer reiferen Lebensweisheit wohl entsprechen. So hat seine Dichtung immer neue Phasen durchlebt, und wer wollte eine derselben missen oder wer wagte ihn nur allein nach dieser oder jener zu beurtheilen? Wer kann ernstlich fordern, daß Goethe als Mann, als Greis in derselben Manier habe schreiben und dichten sollen, in der als Jüngling? Indem er zu neuen Standpunkten, zu neuen Formen überging, zeigte er, daß die Welt sich in und mit ihm verwandelt hatte, daß die Spiegelung derselben in seinem Innern eine andere geworden, aber die Kraft in ihm nicht gealtert, das Herz nicht vertrocknet, sondern jung geblieben war. Denn auf jeder neuen Stufe zeigt er das innigste Verständniß seiner Zeit und bringt er Neues, Vollendetes hervor. Er hat nie sich überlebt, er war seiner Zeit stets voran. Daß aber die Zeugen seines frühesten Ruhmes in ihrer Entwicklung nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnten, war doch nicht seine Schuld.

Eine Reihe günstiger Momente, die er theils sich selbst, theils einem gütigen Schicksal verdankte, haben auf diesen glücklichen Verlauf seines Lebens eingewirkt. Zuerst die eingeborene Kraft und Gesundheit, die er, als die jugendliche Leidenschaft sich ausgetobt hatte, durch eine naturgemäße, streng geordnete Lebensweise, je länger, je mehr zu regeln, zu schonen und in nie rastender, vielseitiger Thätigkeit immer neu zu heben verstand. Von wunderbarem Zauber für ihn war die Art, wie er in der Natur lebte und zumal in dem Garten, den ihm schon im ersten Jahre seines Weimarischen Aufenthalts sein fürstlicher Freund geschenkt hatte, Sonne, Mond und Sterne, Luft und Wasser und die wechselnden Farben und Gestalten der Jahreszeiten auf sich wirken ließ. Als eine Verjüngungsmaßregel im größten Styl erscheint seine Reise nach Italien. Aber auch die wiederholten Besuche der Schweiz, seine Betheiligung am Feldzug in Frankreich und an der Belagerung von Mainz, die übrigen Ausflüge von kürzerer oder längerer Dauer, auch seine vielfachen Badereisen sind beachtenswerthe Factoren. Gewiß ebenso segensreich, als erwünscht, war die von ihm seit seiner Rückkehr aus Italien mehr und mehr benutzte Gelegenheit „hinter die Berge“, sei es nach Ilmenau, oder, was er, um ungestörter zu arbeiten, ganz besonders gern that, nach Jena, später auch nach Dornburg „zu verschwinden“. Erfrischend wirkte immer die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften auf ihn. Von ihnen kehrte er neu belebt und gestärkt zur Dichtkunst zurück. Daß er nicht verknöcherte, davor schützte ihn auch sein Interesse an allen möglichen technischen und praktischen Beschäftigungen. Von höchstem Belang war der Wechsel und die Mannigfaltigkeit der Situationen, durch die ihn das Leben führte und ohne die weder sein Dichten noch seine Bildung begriffen werden kann. Nicht minder günstige Folgen hatte er dem ausgedehnten Verkehr mit Menschen zu danken, an denen den lebhaftesten Antheil zu nehmen er nicht müde wurde. Hoch schlagen wir auch seinen Verkehr mit der Jugend an, der ihn mit dem zunehmenden Alter immer mehr erfreute. Ein Kinderfreund war er zu aller Zeit. Selbst der Liebe müssen wir hier gedenken, die in späteren Lebensjahren, noch in der Glut der Jugend, zu wiederholten Malen ihn in die lebhafteste Erregung versetzte und in dieser Zeit wieder einen reineren, geistigen Charakter trug, als in seinen mittleren Jahren. Als die höchste Erquickung aber, die ihm von oben werden konnte, haben wir seine Freundschaft mit dem zehn Jahre jüngeren, durch und durch von Geist und Feuer und Streben erfüllten Schiller zu erkennen. Ihr und nur ihr hat er es zu danken gehabt, daß er im kräftigsten Mannesalter noch einen neuen Dichtungsfrühling erleben sollte, welcher die

höchsten und vollendetsten Früchte gezeitigt hat, die auf dem deutschen Parnaß erwachsen sind.

Will man Goethe richtig würdigen, so muß man ihn an der Richtung seines Jahrhunderts messen und ihn zum wenigsten mit den Geniedichtern, mit Herder und Schiller in Vergleich stellen. Alle großen Bestrebungen der Zeit, die wir kennen gelernt haben, gipfeln in ihm. Niemand hat ihn in wahrer und tiefer Empfindung, an Sinn für Kunst, Dichtung und Schönheit übertroffen, kein Anderer hat eines größeren Genies sich rühmen dürfen, auch ist keinem Anderen ein höherer, umfassenderer Begriff der Menschheit aufgegangen. Der mystische und pantheistische Zug des Zeitalters haben ihn zeitweise beherrscht. Zwar ist er dem hohlen Nichts metaphysischer Speculation abhold, so daß Schiller vom Goethischen Kreis an Körner schreiben konnte: „Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen erginge.“ Doch steht er deshalb der Philosophie nicht fern. Er hat mehr eigenen philosophischen Instinct als Kenntniß der philosophischen Systeme. Er lebt und webt in der Spinozistischen Weltanschauung und die zahllosen Sprüche und allgemein gehaltenen Stellen, die wir aus allen Epochen seines Lebens, besonders aber aus der letzten zu verzeichnen haben, sind redende Zeugnisse für die ethisch-psychologische Speculation, der er stets eifrigst zugethan war. Er war Lessing und Winckelmann in einer Person, denn seine künstlerische Thätigkeit und Befähigung war nicht weniger groß, als seine dichterische, und in dem Verständniß und der Nachahmung der Alten überragte er alle seine Zeitgenossen. Nach einer Seite hin war er sogar größer als alle deutschen Dichter und Denker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Denn weder Lessing, noch Winckelmann, noch ein späterer Dichter oder Philosoph hat zugleich die großartige naturwissenschaftliche Richtung vertreten, in welcher Manche, und nicht mit Unrecht, den Fortschritt der Neuzeit sehen wollen. In ihm war der Geist lebendig, aus dem die Erfindungen geflossen waren, welche das Ende des Mittelalters herbeiführten, der Geist, in dem kühne Seefahrer den Blick über die gesammte Wohnstätte des Menschen, Kopernikus und Kepler den in das unendliche Weltgebäude eröffnet hatten, der Geist, in dem Baco empirische Naturbetrachtung und Erforschung der gegebenen Welt und gleichmäßige Umfassung aller Wissensgebiete angeregt, Galilei und Newton die allein zum Ziele führende Methode wahrhafter Naturerkenntniß ersonnen und zur Anwendung gebracht hatten. Noch Leibniz hatte dieser neuen geistigen Bewegung sich voll und ganz angeschlossen. In Haller haben wir noch einen Dichter zu erkennen, der als Begründer der Physiologie zugleich auf der Höhe der Naturforschung stand. Aber an dieser naturwissenschaftlichen Richtung waren Klopstock und Lessing und Winckelmann und selbst die sämmtlichen Popularphilosophen verständniß- und theilnahmlos vorübergegangen, einzig mit der Erkenntniß des Schönen, mit der Vertiefung der Empfindung und mit dem Ideal reiner Menschlichkeit beschäftigt. Erst Goethe war es, der, wie in ihm die ästhetisch-humane Richtung culminirte, mit Bewußtsein, man denke nur an seine vortreffliche Geschichte der Farbenlehre, Anschluß an die großen Naturforscher der Vergangenheit suchte, ihnen und den wenigen gleichstrebenden naturforschenden Zeitgenossen ebenbürtig, ja in der Divination der Wahrheit weit überlegen. Was er entdeckte, die Existenz des Zwischenkieferknochens beim Menschen, die Metamorphose der Pflanzen, oder den Ursprung aller peripherischen Organe derselben, auch der meisten Blüten- und Fruchttheile, aus der Blattform, seine Ahnung des Kampfes um das Dasein und der Descendenztheorie, und derentwillen er als Vorläufer Darwins erscheint, dies Alles floß aus dem Streben im Einzelnen das Ganze, im kleinsten das große, allgemein geltende Naturgesetz wieder zu erkennen, in jeglichem Mikrokosmus den Makrokosmus zu schauen. Seine Ansicht über die Farben hat bei den neuesten Naturforschern zwar nicht mehr

den Glauben gefunden, dessen sie sich bei den großen Philosophen lange Zeit erfreute, ja wir haben uns entschließen müssen Newton vor ihm Recht zu geben. Gleichwohl enthält seine Farbenlehre viel Treffliches, selbst die erste genaue Darstellung der Farbenblindheit, und doch hat man deren Entdeckung dem Engländer Dalton zugeschrieben. Kein Anderer hat das unfaßbare Walten der Natur, ihr ewiges Schaffen und Zerstören schöner und poesievoller geahnt und geschildert, als er in dem erst in den nachgelassenen Werken veröffentlichten Aufsatz aus 1780: „Die Natur.“ So erscheint er denn an all den großen Fragen und Richtungen betheiligt, die das eigenthümliche Wesen des 18. Jahrhunderts ausmachen und das 19. brachte, wenn wir von einzelnen Erfindungen absehen, kaum etwas Neues, das ihm neu gewesen wäre.

Vergleichen wir ihn mit den Geniedichtern, so zeigt sich sofort, daß keiner derselben an wahrer Dichterkraft, an „Genie“, an wissenschaftlicher und allgemeiner Bildung an ihn heranreichte. Wohl suchten sie ihn zu copiren, aber in den eigentlichen Kern seines Wesens vermochten sie nicht einzudringen. Daher ihr Hängen an Aeußerlichkeiten, ihre manirirte burleske Sprache, ihre Kraft und Originalität und Herzlichkeit affectirenden Formen des Freundschaftsverkehrs, die leidenschaftlichen Tollheiten und die Verachtung alles Gesetzes und aller Regel im Leben und in der Dichtkunst, der Mangel alles Maßes und ethischer Richtung, die Goethe selbst im Goetz und Werther nicht vermissen läßt, daher aber auch das Gräßliche, Entsetzliche und Haarsträubende, in dessen Darstellung sie sich, des wahren Schönheitssinnes entbehrend, gefallen. Sie waren mit wenigen Ausnahmen der sittlichen Klärung nicht fähig und haben es meist auch zu keiner nennenswerthen, ewigen Werth beanspruchenden Leistung gebracht. So ist und bleibt Goethe der große und unerreichte Repräsentant der Sturm- und Drangzeit, neben welchem fast alle Anderen klein und unbedeutend und auf Abwegen erscheinen.

Auch Herder hat ihn nicht erreichen können, zumal als Dichter, denn Herder ist überhaupt kein wirklicher Dichter gewesen, hat als ein solcher vielleicht auch gar nicht gelten wollen, wie überzeugend von Suphan nachgewiesen worden ist. Aber er ist der Lehrer Goethe's, er hat diesem das Wesen wahrer Dichtung zuerst erschlossen. Doch der Schüler hat den Lehrer überragt und dieser ist in seinen späteren Jahren seiner eigenen Theorie nicht treu geblieben. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Herder an Goethe die Vergötterung der Kunst getadelt habe. Aus den von Herders Gattin verfaßten Erinnerungen ersehen wir, daß er auch das energische Betonen der Form mißbilligte, zu dem Goethe hinneigte, und daß er mit den zunehmenden Jahren von der Dichtkunst immer mehr eine auf Veredelung des Geistes und Herzens abzielende directe Einwirkung verlangte. Dazu kam, daß Beider Humanitätsideal ein wesentlich verschiedenes war, wie ihre sittliche Weltanschauung überhaupt. Es war nur zu natürlich, daß Herder als Theologe, bei aller freisinnigen Ansicht, eine gewisse priesterliche Würde in Anspruch nahm und das Gesetz christlicher Ethik zur Geltung zu bringen suchte, das ein Leben aus dem Geiste und die Niederhaltung und Bewältigung der sinnlichen Triebe bedingt. Dagegen war Goethe's Ideal kein abstract geistiges oder idealisches, sondern verklärte Sinnlichkeit, von der Schönheit getragene Natur. Dieser fundamentale Gegensatz, der mehr als alles Andere den endlichen Bruch zwischen den beiden Männern herbeiführen mußte, verdient die sorgfältigste Beachtung. Er ist vom höchsten Werth für die Erkenntniß von Goethes Wesen. Recht bezeichnend ist die Art, wie Caroline Herder (1789 in einem Briefe nach Italien) ihren Gatten Goethe zu lieben und nun nicht mehr zu verlieren mahnt: „Du achtest und liebest an der Angelica (Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat, er ist von dieser Seite ihr Bruder.“

Das meiste Licht auf Goethe's eigenthümliches Wesen wirft eine Vergleichung mit Schiller. Wenn irgend Jemand, so hatte dieser es sich zur Aufgabe gemacht, Goethe's dichterischen und menschlichen Charakter sich zur vollen Klarheit zu bringen, denn er wollte an Goethe lernen. An verschiedenen Stellen, so in dem Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, in einem eigens zu diesem Zwecke geschriebenen Brief beim Beginn ihrer näheren Bekanntschaft hat Schiller seiner Ansicht Ausdruck gegeben. Ihren beiderseitigen Unterschied haben beide Dichter auch vielfach zum Gegenstand ihrer mündlichen Unterhaltung gemacht. Selbst mit Körner und W. v. Humboldt tauschte Schiller häufig seine Ansicht über Goethe's dichterische Natur aus. Obgleich wir hier in keiner Art den Charakterunterschied unserer beiden großen Dichter allseitig in klares Licht stellen zu können hoffen dürfen, wollen wir doch einige orientirende Bemerkungen hinzuzufügen nicht versäumen. Wenn wir Schiller und Goethe mit einander vergleichen, so fällt zunächst auf, daß Schiller eine größere Verwandtschaft mit Herder zeigt, als mit Goethe. Schillers geheimste Intention ist sittliche Veredlung der Menschheit, Erziehung derselben zu den höchsten Idealen, gerade so wie dies die Absicht Herders ist. Schiller geht so wenig unmittelbar von der Natur und Sinnlichkeit aus, als Herder. Beide haben wohl auch ein Interesse an der Natur, aber sie besitzen weder die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die Goethe zur Verfügung stehen, noch sind sie im Besitz der naturwissenschaftlichen Methode, die Goethe fortwährend in praktischen Versuchen übte. Dagegen ist ihnen die geschichtliche Betrachtung der Dinge geläufiger. Die Geschichte der Menschheit und Völker bildet einen Hauptgegenstand ihrer Studien. Auch nahmen Beide einen intensiveren Antheil an den großen Freiheitsbewegungen der Völker. Schiller verherrlichte den Abfall der Niederlande und die Befreiung der Schweiz, doch hat ihn die französische Revolution nicht in der Art enthusiasmirt, daß er die Verleihung des französischen Ehrenbürgerrechts wirklich verdient zu haben scheinen könnte. Dagegen war Herders ganze Familie zeitweilig von starker Theilnahme für die Neufranken ergriffen, die sich aber auch bald wieder abkühlen sollte. Auch darin gleichen sich Beide, daß sie in Mitten der großartigen philosophischen Bewegung des Jahrhunderts standen, von Haus aus begeisterte Verehrer Rousseau's waren und schließlich zur Kantischen Philosophie bestimmte Stellung einnahmen. Schiller, indem er geradezu der Kantischen Philosophie beitrat, jedoch nicht ohne sie in sehr wesentlichen Punkten, auf dem Gebiet der Aesthetik und Ethik, weiter zu bilden, Herder, obschon er einst als Schüler zu Füßen des großen Königsberger Philosophen gesessen hatte, indem er Kants Erkenntnißtheorie und Aesthetik in seinen letzten Lebensjahren sehr energisch bekämpfte. Trotz dieser Aehnlichkeiten und obgleich Herder an Schiller, von dessen Werken er, als dieser ihn zum ersten Mal besuchte, noch gar keine Notiz genommen hatte, später in einzelnen Fällen, so namentlich wegen des „Spaziergangs", das höchste Lob gespendet hat, sind Beide doch nicht in die enge freundschaftliche Beziehung getreten, die Schiller und Goethe verband. Diese eigenthümliche Erscheinung erklärt sich zunächst durch die offene und unbedingte Anerkennung, die Schiller Goethen zollte. Dazu kam, daß Beide wirkliche Dichter waren, die, von so verschiedenen Punkten sie auch ausgegangen waren, doch gleiche Ziele zu verfolgen schienen und Erfahrung genug besaßen, um sich verstehen und gegenseitig anerkennen zu können, auch vorurtheilsfrei genug dachten, um Einer vom Andern zu lernen, jeder im Anderen die nothwendige Ergänzung seines eigenen Wesens zu sehen. Auch waren Beide in dem Augenblick, da sie sich einander näherten, von demselben Streben beseelt unsere Dichtkunst, auch formell, zur gleichen Höhe mit der der alten Griechen zu erheben, mit den großen Meistern der Hellenen den Wettkampf unmittelbar aufzunehmen. Schiller sang: „Und die Sonne Homers,

siehe! sie lächelt auch uns" und sein Freund Goethe war es, der, wie er früher in der Iphigenia den Euripides überboten hatte, im Geiste Homers sein herrliches Epos: „Hermann und Dorothea" verfaßte. Goethe sang: „Die Schule der Griechen blieb noch offen, das Thor schlossen die Jahre nicht zu" und sein Freund Schiller war es, der in seinem „Wallenstein" als der gelehrigste Schüler des Sophokles sich zeigen sollte.

Aus dem Mitgetheilten, zumal der Zusammenstellung Schillers mit Herder, dessen Gegensatz zu Goethe wir bereits früher erörtert haben, läßt sich zwar schon Manches für den Unterschied der beiden großen Dichter gewinnen, doch wollen wir noch auf Folgendes aufmerksam machen. Goethe geht in seinem Dichten, wie wir schon sagten, immer vom Erlebten, von seiner eigenen Erfahrung, vom Object, von der gegebenen Welt oder Sinnlichkeit aus, denn sein ganzes Denken war gegenständlich, er dachte geradezu in Gegenständen, sein innerer Sinn war ebenso plastisch gebildet, wie es sein äußeres Auge war, er wußte, daß Alles in der Kunst ankam auf das „sehen mit fühlendem Aug', fühlen mit sehender Hand", wie es Suphan mit Goethe's eigenen Worten so hübsch ausgedrückt hat. Schrieb er doch selbst einst an Herder: „Drein greifen, packen ist das Wesen jeder Meisterschaft. Ihr habt das der Bildhauerei vindicirt und ich finde, daß jeder Künstler, so lange seine Hände nicht plastisch arbeiten, nichts ist." Ganz anders Schiller. Er geht nicht von dem Erlebten aus, sondern von einer Idee. Nicht das Erlebte hin und her zu wenden ist ihm die Aufgabe, sondern Ideen zu produciren und für diese Ideen Körper zu suchen und diese mit höherem Inhalt zu erfüllen, also vom Geist herunter den Schritt zur Wirklichkeit zu thun, diese zum Geist emporzuheben. Nicht das plastische Denken zeichnet ihn aus, sondern jenes, das den Stoff, die irdische Welt, das Erdenleben zur Geisterwelt hinaufzwingen will. Er will die Dinge gar nicht lassen, wie sie sind, denn sie befriedigen ihn nicht, er sieht in ihnen, wie in der Geschichte und im Leben überhaupt, nur Abfall, Entartung und unvollkommenes Stückwerk. Darum will er sie zu der Höhe, von der er träumt, zum Ideal der Zukunft, das vor seiner Seele steht, emporläutern und erziehen. Goethe kennt und preist auch den Genuß, das ruhige sich Hingeben an die Sinnenwelt und ihre Freuden. Diesen Genuß verschmäht Schiller, der als den berufenen Pädagogen der Menschheit sich fühlt, immer die Fahne des Geistes hochhaltend, jeder Gemeinheit mit größter Entschiedenheit entgegen tretend, nur bemüht ein Höheres und Edleres herauszubilden. Er kennt das Faulbett des Genusses gar nicht, er gönnt dem creatürlichen Menschen keine Ruhe, immer höher hinauf winkend, zur größten Kraftanstrengung mahnend, denn sein Geist schreitet, wie Goethe im Epilog zur Glocke es bekannte, „gewaltig fort in's Ewige des Wahren, Guten, Schönen" und läßt „in wesenlosem Scheine" hinter sich das, „was uns Alle bändigt, das Gemeine". Bei solchem Streben und solcher Weltanschauung, die den Menschen treibt „zur Geisteswürde" sich aufzuraffen, war es natürlich, daß, während Goethe's Sprache klar, ruhig und einfach, alles Pathos verschmähend, dahin fließt, ein treuer Spiegel der Welt, Schiller, auch in Aufbietung aller rhetorischen und poetischen Mittel, seine Sprache, wie unter dem Sturmwind höchster Begeisterung und einen „mit Donnersungestüm Alles mit sich fortreißenden" Regenstrom, daherbrausen läßt, denn er will, im Bunde mit den Schicksalsmächten und als führte er den Stab des Götterboten, das bewegte Herz „staunend himmelwärts" heben. Zwar lebt ja auch Goethe in der Empfindung, aber sie gefällt ihm da am meisten, wo sie am wenigsten mit Bewußtsein auftritt und als unmittelbare Stimme der Natur erscheint, denn er ist der Meister der naiven Poesie. Schiller kann und will sich mit dieser anmuthigen Naivetät nicht begnügen, denn so sehr sie Natur sein mag, enthält sie ihm doch nicht Geist

genug, sie entspricht seiner ästhetisch-idealen Weltanschauung nicht, die mehr das Erhabene und die Würde sucht, als die Anmuth. Darum muß er die Empfindung steigern, Geist in sie legen, sie mit Ideen bereichern. Auf diesem Wege wird er zum modernsten Dichter, Repräsentant der sentimentalen Poesie, wie er sie kennt und bestimmt. Daher nun auch der merkwürdige Unterschied zwischen ihm und Goethe. Goethe singt: „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan", denn im Weibe findet er am ehesten noch die Naivetät, die er sucht, zumal in den niederen Ständen, da wo es von aller Afterkultur frei geblieben ist. Ihn interessiren Mädchengestalten, wie Gretchen im Faust, Clärchen im Egmont. Von der etwas unnatürlichen Freundschaft zur hochgebildeten „Seelenführerin" Frau von Stein, geht er zur Liebe zu dem Naturkind Christiane Vulpius über. Sein Herz hängt überhaupt am Weibe. In zahlreichen Liebesverhältnissen, die bis in sein spätes Greisenalter sich fortspinnen, sucht sein solcher Liebe bedürftiges Herz immer neue Anregung und Erquickung. Er ist der Meister in der Darstellung des weiblichen Charakters. Eine ganze Gallerie von Frauengestalten können wir, wie es z. B. auch von Stahr und Düntzer geschehen ist, aus seinen Werken zusammenstellen, von denen allen wir gestehen müssen, daß sie, wenn auch nicht gerade immer „edle Weiblichkeit", doch stets der Natur getreu nachgezeichnet sind. Die Darstellung des weiblichen Charakters ist dagegen die schwache Seite in Schillers Dichtung. Wie dieser durch und durch als ein Mann dachte, so gelang ihm auch nur die Zeichnung männlicher Charaktere. Während in den Goethischen Dichtungen wir so mancher verschwommenen männlichen Erscheinung begegnen, der es am entschiedenen sittlichen Willen gebricht, weisen Schillers Dramen eine große Zahl tüchtiger Männer auf, die nicht in Selbstsucht und krankhafter Empfindelei aufgehen, oder in Unklarheit über ihre Pflicht dahin siechen, sondern ihre Aufgabe als Bürger wohl kennen und für das Vaterland Gut und Blut zu opfern bereit sind.

Wenn man Schiller und Goethe vergleicht, muß man aber auch darauf achten, wie sie sich zu den Hauptgattungen der Dichtung verhalten. Bei Goethe waltet das lyrische und epische Element vor, während Schillers wahre Größe in der Tragödie und, wie Körner sich ausgedrückt hat, in der philosophischen Ode zur Entfaltung gekommen ist. Und dies stimmt genau zu ihrer Eigenthümlichkeit. Der durch und durch subjective Goethe (so nenne ich ihn trotz der realistischen Grundlage seiner Poesie), der so viel mit den Angelegenheiten seines Herzens zu thun hatte und dessen Dichtungen unmittelbare Offenbarungen, wahre Naturlaute der Empfindung sind, mußte zur Liedform greifen, so oft ihn das überwältigende Gefühl zur dichterischen Aussprache drängte. Wollte er dagegen das Bild wieder geben, das sich seiner Seele vom Leben und von der Welt eingeprägt hatte, da bedurfte er eines weiteren Rahmens und einer anderen Form, die sich der Breite des Lebens besser bequemte. Diese bot ihm die epische Poesie, zumal der Roman, doch hat er auch, denn „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön", in der epischen Weise der Alten gedichtet, wie „Hermann und Dorothea" beweisen kann, das er selbst für sein größtes Meisterwerk hielt und das unbedingt als die vollendetste aller Goethischen Dichtungen anerkannt zu werden verdient. Sehr bezeichnend ist, was er selbst einmal geäußert hat, daß der Versuch eine wirkliche Tragödie zu dichten ihn vernichten würde. Darum hat er den Elpenor, einen hervorragend tragischen Stoff, wieder fallen lassen. Trotzdem haben wir zwei Tragödien von ihm zu verzeichnen, den Clavigo, in welchem er den Wettkampf mit Lessings Emilia Galotti bestand, und die Gretchentragödie im Faust, die zum Tragischsten gehört, was unsere Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Größere Anlage mochte er zur Komödie besitzen, obgleich er dieselbe nicht in dem Maße, als wir wünschen würden, gepflegt hat. Schiller gelang weder das eigentliche Lied

noch das Epos. Das Gebiet, auf dem er das Größte leisten sollte, ist, wie wir schon andeuteten, das Drama. Diese Erscheinung entspricht genau seiner gesammten Eigenthümlichkeit und Weltanschauung, seinem Streben Alles unter das Gesetz der sittlichen Weltordnung zu zwingen.

Auch ein Wort über die Wirkung wollen wir hinzufügen, welche Goethe als Dichter ausgeübt hat. Er hat sich selbst an einer Stelle einen „Befreier" genannt. Um diese Bezeichnung in ihrem vollen Umfang zu verstehen, muß man sich an den „Zopf" erinnern, wie er noch in Goethe's Jugend herrschte, an den Bann, unter dem alles freiere, rein menschliche Gebahren damals stand, an den Zwang unnatürlicher Sitte und Convenienz, den Druck, den der abgestandene Wust unbefriedigender schulmäßiger Gelehrsamkeit ausübte, die Enge, in die man sich nach jeder Seite eingeschlossen fühlte. Goethe theilte dem Zeitalter das Gefühl mit, das uns beschleicht, wenn wir zum ersten Mal die Schönheit menschlicher Gestalt gewahren, die uns bis dahin, durch fremdartige Hüllen verdeckt, unbekannt geblieben war, jenes Gefühl, das wir auch der Nacktheit der griechischen Sculptur gegenüber empfinden. Wie ein Gefangener aufathmet, der lange Jahre in dunkler Kerkernacht geschmachtet und zum ersten Mal wieder den köstlichen Balsam freier gesunder Luft kostet, so athmeten die Zeitgenossen auf unter der Einwirkung der Goethischen Poesie. Sie lehrte das feste, sichere Wohnen in sich selbst, sie gab dem Menschen die Selbstachtung wieder und setzte die unterdrückten Triebe in ihre angeborenen Rechte wieder ein, sie nahm den Fluch hinweg, der das Natürliche als unerlaubt und verwerflich erscheinen läßt, sie vollzog denselben Act für die Dichtkunst, den Bacon für die Wissenschaft vollzogen hatte, da er die Natur für den ersten und würdigsten Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß proclamirte. Goethe wirkte aber als Befreier auch in dem Sinne, in welchem alle echten Lehrer der Menschheit Befreier heißen können. Er hat sich nicht begnügt die Natur zu entfesseln, sondern sie sofort auch unter das Gesetz der Schönheit, des Maßes und der Gesundheit gestellt. Kaum ein Anderer darf in dem Umfang den Anspruch erheben ein Lehrer der Weisheit zu heißen, als er. Nicht nur, daß fast jede seiner großartigen Dichtungen eine Antwort auf die Frage enthält: wie bringe ich das Ich zur Ruhe, wie verliere ich mich nicht selbst, wie bleibe ich ein voller Mensch, wie stelle ich die Uebereinstimmung mit der Natur her, wie finde ich die Beschränkung und Resignation, zu der mich jede Stunde aufzufordern scheint, er hat in zahllosen Stellen, in Vers- und Prosaform, im laufenden Text seiner Werke und in selbständigen, abgerissenen Sätzen den Gewinn seines Lebens niedergelegt und kein Anderer mag an Reichthum solcher belehrenden Worte an ihn heranreichen. Für uns gilt es nur, wenn wir seine Werke lesen, auch in der That die Befreiung und Belehrung zu suchen, die wir aus ihnen wirklich schöpfen können.

Dieser Wirkung entsprechend lauten nun auch die begeisterten Lobsprüche, die ihm seit seinem Auftreten in Straßburg gespendet worden sind. Herrlich sind die Worte, in denen ihn Jung-Stilling feiert, Kestner nennt ihn einen sehr merkwürdigen Menschen, er würde nicht fertig werden, wenn er ihn ganz schildern wollte. Heinse schreibt ihm zu: vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, einen Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, Jacobi fügt dieser Heinsischen Schilderung hinzu, er sei ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln. Klinger deutet in einem seiner Trauerspiele mit den Worten auf ihn hin: „Ein wunderbarer Mensch, der Doctor! der Erste von den Menschen, die ich je gesehen, der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!" Wieland gesteht, so voll von ihm zu sein, wie ein Thautropfen von

der Morgensonne, er nennt ihn einen Zauberer, einen schönen Hexenmeister mit schwarzem Augenpaar und Götterblick; nie habe in Gottes Welt sich ein Menschensohn gezeigt, der alle Güte und alle Gewalt der Menschen so in sich vereinige, so mächtig alle Natur umfasse, so tief sich in jedes Wesen grabe und doch so innig im Ganzen lebe. Wir könnten diesen Zeugnissen eine Reihe anderer hinzufügen. Höchst beachtenswerth ist Herders Ausspruch, den wir schon oben mitgetheilt haben. Nicht minder enthusiastisch lauten die Aeußerungen über Goethe's äußere Erscheinung. Eine Wirkung derselben spiegelt sich auch in den oben angeführten Stellen. Das Schönste über ihn nach dieser Seite aber hat wohl Hufeland gesagt, als Arzt hier der competenteste Richter: „Man kann sich keinen schöneren Mann vorstellen. Dabei sein lebhafter Geist und seine Kraft, die seltenste Vereinigung geistiger und körperlicher Vollkommenheit, groß, stark und schön; in allen körperlichen Uebungen: Reiten, Fechten, Voltigiren, Tanzen war er der Erste. Ich habe nie etwas Schöneres und Vollendeteres gesehen, als ihn den Orestes in seiner Iphigenie darstellen." Die Worte klingen, als wäre der Welt das Geheimniß seiner Existenz nicht verborgen geblieben, das er selbst in der schon früher berührten Recension der Gedichte eines polnischen Juden, in dem mit den Worten beginnenden Wunsch verhüllt hatte: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit u. s. w." Man sollte fast glauben, Goethe habe den Ausspruch Garve's (aus dem Jahre 1771) zu Schanden gemacht (Sammlung einiger Abhandlungen, Leipzig 1779, S. 370): „aber einen Menschen, der bei der größten Gelehrsamkeit, dem feinsten Witze, auch der artigste Hofmann, der tapferste Soldat, ein guter Fechter, Reiter und Tänzer sei, den kann es nicht geben", denn es war in ihm ein Mensch erschienen, der alle die Vorzüge in sich vereinigte, deren Vereinigung in einer Person der Philosoph für unmöglich erklärt hatte. Wohl war die Welt im Rechte, daß sie Goethe so begeistert empfing, als sie es wirklich gethan hat.

Wir lassen eine Darstellung der Hauptmomente im äußern Lebensgang des Dichters folgen. Joh. Wolfgang Goethe entstammte väterlicher Seits einer wohlhabenden, aufstrebenden Frankfurter Bürgerfamilie, die in zwei sich folgenden Generationen durch glückliche eheliche Verbindungen rasch zu Reichthum, Ansehen und höherer Bildung gelangt war. Sein Großvater, Friedr. Georg Goethe, Sohn eines Hufschmieds und selbst Schneider von Profession, war aus Artern in der Grafschaft Mansfeld in Frankfurt eingewandert, hier Bürger und in zweiter Ehe Gatte der verwittweten reichen Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof, der Frau Cornelia Schellhorn, geworden. Der jüngste Sohn derselben, des Dichters Vater, Joh. Caspar Goethe (geb. 1710, gest. 1782), hatte am 20. Aug. 1748 Katharina Elisabeth Textor (getauft den 19. Febr. 1731, gest. den 13. Sept. 1808), die älteste Tochter des höchsten städtischen Beamten, des Stadtschultheißen Joh. Wolfgang Textor (1693—1771), als Gattin heimgeführt. Ihm wurden sechs Kinder geboren, von denen die vier jüngeren frühzeitig wieder dahin starben, nur der älteste Sohn, Joh. Wolfgang (geb. den 28. Aug. 1748, gest. den 22. März 1832 in Weimar), und die älteste Tochter, Cornelia (geb. den 7. Dec. 1750, gest. den 8. Juni 1777 in Emmendingen), gelangten zu höheren Lebensjahren.

Zumal im Vater des Dichters, obgleich derselbe kein öffentliches Amt bekleidete, denn seinem Titel „kaiserlicher Rath" entsprach keine dienstliche Stellung, kam die aufstrebende Tendenz der Familie zu vollem Bewußtsein. Auf dem Gymnasium in Coburg vorgebildet, hatte derselbe in Leipzig Jurisprudenz studirt, in Wetzlar die Praxis des Reichskammergerichts kennen gelernt, in Gießen durch eine werthvolle juristische Dissertation zum Dr. jur. promovirt, später als Freund der Malerei und

noch das Epos. Das Gebiet, auf dem er das Größte leisten sollte, ist, wie wir schon andeuteten, das Drama. Diese Erscheinung entspricht genau seiner gesammten Eigenthümlichkeit und Weltanschauung, seinem Streben Alles unter das Gesetz der sittlichen Weltordnung zu zwingen.

Auch ein Wort über die Wirkung wollen wir hinzufügen, welche Goethe als Dichter ausgeübt hat. Er hat sich selbst an einer Stelle einen „Befreier" genannt. Um diese Bezeichnung in ihrem vollen Umfang zu verstehen, muß man sich an den „Zopf" erinnern, wie er noch in Goethe's Jugend herrschte, an den Bann, unter dem alles freiere, rein menschliche Gebahren damals stand, an den Zwang unnatürlicher Sitte und Convenienz, den Druck, den der abgestandene Wust unbefriedigender schulmäßiger Gelehrsamkeit ausübte, die Enge, in die man sich nach jeder Seite eingeschlossen fühlte. Goethe theilte dem Zeitalter das Gefühl mit, das uns beschleicht, wenn wir zum ersten Mal die Schönheit menschlicher Gestalt gewahren, die uns bis dahin, durch fremdartige Hüllen verdeckt, unbekannt geblieben war, jenes Gefühl, das wir auch der Nacktheit der griechischen Sculptur gegenüber empfinden. Wie ein Gefangener aufathmet, der lange Jahre in dunkler Kerkernacht geschmachtet und zum ersten Mal wieder den köstlichen Balsam freier gesunder Luft kostet, so athmeten die Zeitgenossen auf unter der Einwirkung der Goethischen Poesie. Sie lehrte das feste, sichere Wohnen in sich selbst, sie gab dem Menschen die Selbstachtung wieder und setzte die unterdrückten Triebe in ihre angeborenen Rechte wieder ein, sie nahm den Fluch hinweg, der das Natürliche als unerlaubt und verwerflich erscheinen läßt, sie vollzog denselben Act für die Dichtkunst, den Bacon für die Wissenschaft vollzogen hatte, da er die Natur für den ersten und würdigsten Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntniß proclamirte. Goethe wirkte aber als Befreier auch in dem Sinne, in welchem alle echten Lehrer der Menschheit Befreier heißen können. Er hat sich nicht begnügt die Natur zu entfesseln, sondern sie sofort auch unter das Gesetz der Schönheit, des Maßes und der Gesundheit gestellt. Kaum ein Anderer darf in dem Umfang den Anspruch erheben ein Lehrer der Weisheit zu heißen, als er. Nicht nur, daß fast jede seiner großartigen Dichtungen eine Antwort auf die Frage enthält: wie bringe ich das Ich zur Ruhe, wie verliere ich mich nicht selbst, wie bleibe ich ein voller Mensch, wie stelle ich die Uebereinstimmung mit der Natur her, wie finde ich die Beschränkung und Resignation, zu der mich jede Stunde aufzufordern scheint, er hat in zahllosen Stellen, in Vers- und Prosaform, im laufenden Text seiner Werke und in selbständigen, abgerissenen Sätzen den Gewinn seines Lebens niedergelegt und kein Anderer mag an Reichthum solcher belehrenden Worte an ihn heranreichen. Für uns gilt es nur, wenn wir seine Werke lesen, auch in der That die Befreiung und Belehrung zu suchen, die wir aus ihnen wirklich schöpfen können.

Dieser Wirkung entsprechend lauten nun auch die begeisterten Lobsprüche, die ihm seit seinem Auftreten in Straßburg gespendet worden sind. Herrlich sind die Worte, in denen ihn Jung-Stilling feiert, Kestner nennt ihn einen sehr merkwürdigen Menschen, er würde nicht fertig werden, wenn er ihn ganz schildern wollte. Heinse schreibt ihm zu: vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, einen Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, Jacobi fügt dieser Heinsischen Schilderung hinzu, er sei ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln. Klinger deutet in einem seiner Trauerspiele mit den Worten auf ihn hin: „Ein wunderbarer Mensch, der Doctor! der Erste von den Menschen, die ich je gesehen, der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war!" Wieland gesteht, so voll von ihm zu sein, wie ein Thautropfen von

der Morgensonne, er nennt ihn einen Zauberer, einen schönen Hexenmeister mit schwarzem Augenpaar und Götterblick; nie habe in Gottes Welt sich ein Menschensohn gezeigt, der alle Güte und alle Gewalt der Menschen so in sich vereinige, so mächtig alle Natur umfasse, so tief sich in jedes Wesen grabe und doch so innig im Ganzen lebe. Wir könnten diesen Zeugnissen eine Reihe anderer hinzufügen. Höchst beachtenswerth ist Herders Ausspruch, den wir schon oben mitgetheilt haben. Nicht minder enthusiastisch lauten die Aeußerungen über Goethe's äußere Erscheinung. Eine Wirkung derselben spiegelt sich auch in den oben angeführten Stellen. Das Schönste über ihn nach dieser Seite aber hat wohl Hufeland gesagt, als Arzt hier der competenteste Richter: „Man kann sich keinen schöneren Mann vorstellen. Dabei sein lebhafter Geist und seine Kraft, die seltenste Vereinigung geistiger und körperlicher Vollkommenheit, groß, stark und schön; in allen körperlichen Uebungen: Reiten, Fechten, Voltigiren, Tanzen war er der Erste. Ich habe nie etwas Schöneres und Vollendeteres gesehen, als ihn den Orestes in seiner Iphigenie darstellen." Die Worte klingen, als wäre der Welt das Geheimniß seiner Existenz nicht verborgen geblieben, das er selbst in der schon früher berührten Recension der Gedichte eines polnischen Juden, in dem mit den Worten beginnenden Wunsch verhüllt hatte: „Laß, o Genius unseres Vaterlandes, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit u. s. w." Man sollte fast glauben, Goethe habe den Ausspruch Garve's (aus dem Jahre 1771) zu Schanden gemacht (Sammlung einiger Abhandlungen, Leipzig 1779, S. 370): „aber einen Menschen, der bei der größten Gelehrsamkeit, dem feinsten Witze, auch der artigste Hofmann, der tapferste Soldat, ein guter Fechter, Reiter und Tänzer sei, den kann es nicht geben", denn es war in ihm ein Mensch erschienen, der alle die Vorzüge in sich vereinigte, deren Vereinigung in einer Person der Philosoph für unmöglich erklärt hatte. Wohl war die Welt im Rechte, daß sie Goethe so begeistert empfing, als sie es wirklich gethan hat.

Wir lassen eine Darstellung der Hauptmomente im äußern Lebensgang des Dichters folgen. Joh. Wolfgang Goethe entstammte väterlicher Seits einer wohlhabenden, aufstrebenden Frankfurter Bürgerfamilie, die in zwei sich folgenden Generationen durch glückliche eheliche Verbindungen rasch zu Reichthum, Ansehen und höherer Bildung gelangt war. Sein Großvater, Friedr. Georg Goethe, Sohn eines Hufschmieds und selbst Schneider von Profession, war aus Artern in der Grafschaft Mansfeld in Frankfurt eingewandert, hier Bürger und in zweiter Ehe Gatte der verwittweten reichen Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof, der Frau Cornelia Schellhorn, geworden. Der jüngste Sohn derselben, des Dichters Vater, Joh. Caspar Goethe (geb. 1710, gest. 1782), hatte am 20. Aug. 1748 Katharina Elisabeth Textor (getauft den 19. Febr. 1731, gest. den 13. Sept. 1808), die älteste Tochter des höchsten städtischen Beamten, des Stadtschultheißen Joh. Wolfgang Textor (1693—1771), als Gattin heimgeführt. Ihm wurden sechs Kinder geboren, von denen die vier jüngeren frühzeitig wieder dahin starben, nur der älteste Sohn, Joh. Wolfgang (geb. den 28. Aug. 1748, gest. den 22. März 1832 in Weimar), und die älteste Tochter, Cornelia (geb. den 7. Dec. 1750, gest. den 8. Juni 1777 in Emmendingen), gelangten zu höheren Lebensjahren.

Zumal im Vater des Dichters, obgleich derselbe kein öffentliches Amt bekleidete, denn seinem Titel „kaiserlicher Rath" entsprach keine dienstliche Stellung, kam die aufstrebende Tendenz der Familie zu vollem Bewußtsein. Auf dem Gymnasium in Coburg vorgebildet, hatte derselbe in Leipzig Jurisprudenz studirt, in Wetzlar die Praxis des Reichskammergerichts kennen gelernt, in Gießen durch eine werthvolle juristische Dissertation zum Dr. jur. promovirt, später als Freund der Malerei und

bildenden Künste, eine Reise nach Italien unternommen, von der er vielerlei Abbildungen mitbrachte und die er in italienischer Sprache beschrieb, als Verehrer der Dichtkunst in den Besitz einer auserlesenen poetischen Bibliothek aus der vorklopstockischen Zeit sich gesetzt. Dieser vielseitig gebildete, von ernstem Streben erfüllte, auf peinliche Ordnung haltende Mann kannte keine höhere Lebensaufgabe, als den ihm gebliebenen Kindern eine gründliche und ausgesuchte Bildung zu geben. Er leitete darum selbst die Erziehung derselben, ließ dem Sohn, der überhaupt nur eine kurze Zeit (1755) eine öffentliche Schule besuchte, mit einigen Altersgenossen privaten Unterricht ertheilen, drang auf klare Begriffe und lebendige Anschauung, suchte frühzeitig historisches Verständniß für alle Dinge und Erscheinungen in Stadt und Reich in ihm zu erwecken, ja er machte ihn fast schon als Knaben mit der Jurisprudenz bekannt, förderte aber auch technische und künstlerische Geschicklichkeiten desselben und schenkte auch seiner körperlichen und geselligen Ausbildung die gebührende Aufmerksamkeit. Denn er war bei vorwaltenden Verstandskräften ein geborener Pädagog, der auf Autorität und Gehorsam hielt, ein Muster strenger und grundsätzlicher Lebensführung, gewissenhaft in der Beobachtung geschäftlicher Ordnung, wie in der Erfüllung aller bürgerlichen und menschlichen Pflichten. Seine politische Gesinnung, die ausgesprochene Vorliebe für den großen Preußenkönig, durch die er in starken Gegensatz zu seinem Schwiegervater und der allgemeinen Parteiansicht seiner Vaterstadt trat, nicht minder sein entschiedener Franzosenhaß beweisen, daß das deutsch-bürgerliche ehrbare Wesen ihn beherrschte, das die Grundlage der preußischen Staatsordnung bildete.

Wenn Joh. Wolfgang Goethe von Jugend auf ein rastloses Streben nach universeller Ausbildung und vor allen Andern sich auszuzeichnen und später als Geschäftsmann und Beamter, wie in der Führung seiner eigenen Angelegenheiten einen strengen Ordnungssinn bewährte, so haben wir in diesen Eigenschaften gewiß das Erbtheil und den Einfluß seines Vaters anzuerkennen. Wenn er aber fast schon als Knabe nach dem Dichterlorbeer rang, kein Ruhm ihm süßer und lockender dünkte, als der im Dienst der Musen erworbene und wenn er von früh auf eine reiche Phantasie, tiefes Gefühl, lebendige Darstellungs- und Erzählungsgabe, bildliche Ausdrucksweise, Witz und einen heiteren, lebensfrohen und geselligen Sinn bezeigte, so hatte er diese Eigenthümlichkeiten offenbar seiner Mutter zu danken. Zwischen ihr und dem Sohne bestand das verständniß- und liebevollste Verhältniß, das durch alle Zeiten sich gleich geblieben ist. In der mütterlichen Liebe trat ihm zum ersten Mal, und zwar im Gegensatz zur väterlichen, fast pedantischen Strenge, die wohlthuende Kraft des ausgleichenden, versöhnenden, milden und Antheil nehmenden weiblichen Wesens entgegen. Da nach der Mutter die ihm fast gleichalterige Schwester seine innigste Vertraute war, der er seine geheimsten Anliegen ungescheut und der zärtlichsten Theilnahme gewiß offenbaren durfte, lebte er sich frühzeitig in die weibliche Seele hinein. An der Mutter erschien ihm zuerst die Einfachheit, Naivetät und Heiterkeit, mit denen er die lieblichsten Frauengestalten seiner Dichtung ausgestattet hat. „Frau Rath", so heißt auch noch heute dieselbe allgemein in der Literatur, wußte jede Gesellschaft zu beleben und zu entzücken, in die sie trat und wenn sie hier in ihrer originellen, anschaulichen, kräftigen, bilderreichen, humoristischen und an die Bibel erinnernden Weise zu „fabuliren" begann. Wie mögen ihre beiden Kinder gelauscht haben, wenn sie ihnen Märchen und die Geschichten des Alten und Neuen Testamentes erzählte! Und wie sie sprach, so schrieb sie in ihren Briefen, die köstliche Documente frischesten Humors sind. An ihr bewährte sich der Satz, daß strenge Bibelgläubigkeit dem Frohsinn und der heiteren Lust und Lebensfreude keinen Eintrag zu thun vermag, im Gegentheil diese befördert. Sie war die intimste Freundin des edlen Fräuleins von Klettenberg, die in herrnhuterischer

Frömmigkeit erzogen, von Goethe in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" verherrlicht worden ist. Auch Lavater stand sie nahe. Bei dieser frommen Richtung ihres Herzens litten die rein menschlichen Züge desselben keine Einbuße. Was so Viele damals suchten, so Wenige erreichten, das war ihr möglich geworden, Kopf und Herz in den rechten Einklang zu bringen.

Nachdem wir kurz den Einfluß angedeutet, den Vater und Mutter auf den jungen Goethe geübt, fügen wir einige andere Momente hinzu, die auf die erste Entwickelung desselben anregend eingewirkt haben. Vor allem Andern müssen wir hier die Stadt Frankfurt selbst hervorheben, die als Wahl- und Krönungsstadt des deutschen Kaisers, mit ihren Messen und zahlreichen Erinnerungen an die Vergangenheit in Gebäuden, Mauern, Wällen, Denkmalen, Verfassung und Gebräuchen des Knaben Interesse in hohem Grade zu erwecken im Stande war. Diese Dinge traten Goethe von früh auf in um so deutlichere Nähe, als sein Großvater der oberste städtische Beamte war, sein Vater und dessen gelehrte Freunde sich bemühten das historische und juristisch-politische Verständniß derselben ihm zu vermitteln und er selbst bald die Erlaubniß zu freierem Ergehen in der Stadt erhielt, das nicht ohne traurige Folgen für ihn bleiben sollte. Seinen Verkehr mit einigen leichtfertigen Gesellen, die Liebe zu Gretchen und den Abschluß beider Beziehungen kurz nach den Krönungsfeierlichkeiten Josephs II. hat er in „Wahrheit und Dichtung" gar anmuthig später selber erzählt. Der siebenjährige Krieg übertrug die väterliche Begeisterung für den großen Preußenkönig auch auf ihn. Er hat die Verdienste desselben um die Hebung des deutschen Nationalgefühls stets richtig zu würdigen gewußt. Mit dem Schauspielwesen wurde der Knabe auf verschiedene Weise bekannt. In Folge der Besetzung der Stadt durch die Franzosen war auch ein französisches Theater nach Frankfurt gekommen, das er fleißig, selbst hinter den Coulissen, besuchte. Ein ihm von der Großmutter geschenktes Puppentheater hatte ihn frühzeitig zu eigenen dramatischen Versuchen und Darstellungen angeregt.

Daß seine Ausbildung eine allseitige Richtung erhielt, haben wir schon angedeutet. Zu ausgebreiteten geschichtlichen Kenntnissen gesellte sich die Beschäftigung mit fremden Sprachen. Von den alten wurde ihm die lateinische und von den modernen die französische zu schriftlichem und mündlichem Gebrauch bald geläufig. Zur Befestigung in der letzteren trug außer dem Besuch des französischen Theaters besonders der häusliche Verkehr mit dem Königslieutenant Graf Thorane bei, der seinem Vater, zu dessen großem Aerger, während der ganzen Zeit, da Frankfurt von den Franzosen besetzt gehalten wurde, ins Quartier gegeben worden war. Welche Freude er an der praktischen Anwendung der kaum erworbenen Sprachkenntnisse hatte, kann der kindliche Versuch beweisen einen Roman in Briefen in sieben Sprachen zu verfassen. Das Frankfurter Judendeutsch, das er hier mit eingeführt hatte, regte ihn zum Studium des Hebräischen an, wie es in der Bibel vorliegt. In das Griechische drang er zwar nicht in dem Grade, bis zu welchem er das Lateinische sich zu eigen gemacht hatte, doch immerhin soweit, um ihm auch später noch einen unmittelbaren Genuß Homers, Pindars und der großen Tragiker zu ermöglichen.

Das früh erwachte Streben nach dichterischem Ruhm gab sich sowohl in massenhafter Lectüre, als auch in eigenen dichterischen Productionen kund. Von nicht geringem Werth für ihn war seine gründliche Vertiefung in die Bibel, ihren geschichtlichen Inhalt und die Sprache der lutherischen Uebersetzung. Die letztere sollte nicht nur sein Sprachvermögen beleben, mit ihr und durch sie sog er auch jene Vorliebe für den Geist und die Darstellungsweise des Reformationszeitalters, überhaupt für das Leben und Denken unserer Altvordern ein, die sich auch in der Art aussprach, wie er die Erzählungen der alten Volks- und Ritterbücher,

den dichterischen Nachklang der romantischen Zeit in sich aufnahm, der gut zum monumentalen Nachklang derselben in den Denkmalen seiner Vaterstadt, wie zu seiner späteren Begeisterung für das Straßburger Münster stimmte. Auch steht mit dieser Vorliebe in Verbindung sein späteres Studium und die Nachahmung des Hans Sachs, ja selbst sein Schauspiel Goetz von Berlichingen. Daß er, in Folge väterlicher Abneigung und Verbots, sich nur verstohlen an die Lectüre der Klopstockischen Messiade wagen durfte, hat er sammt einem komischen Abenteuer, das aus derselben resultirte, ergötzlich genug selbst erzählt. Unter diesen Verhältnissen war es wohl natürlich, daß seine eigenen dichterischen Versuche zunächst an die Welt der Bibel sich anschlossen. Er behandelte die Geschichte Josephs und seiner Brüder und schrieb ein Gedicht über „die Höllenfahrt Christi“, das jetzt die Hirzelsche Sammlung der poetischen Jugendarbeiten des Dichters eröffnet. In welcher Weise er aber die verschiedensten dichterischen Formen schon im elterlichen Hause zu handhaben gelernt hatte, kann ein uns erhaltener Brief beweisen, den er alsbald nach seiner Ankunft in Leipzig an seinen Freund Riese in Frankfurt schrieb, in welchem er nicht ohne Geschick aus fünffüßigen Jamben in deutsche und aus diesen in freilich mehr als kühne lateinische Hexameter und aus diesen wieder in deutsche Alexandriner übergeht. In einem zweiten Briefe an denselben Freund hat er auch anakreontische Tändeleien eingeschoben, an A. Trapp aber sogar gereimter französischer Alexandriner sich bedient, die nicht übel klingen. Auch ist hervorzuheben, daß er schon als Knabe die Gelegenheitsdichtung pflegte, freilich im gewöhnlichen Sinn dieses Wortes, doch immerhin schon in solcher Weise, daß er die Gelegenheit als den natürlichen Ausgangspunkt für alle wahre Dichtung würdigen lernte.

Man ist gewohnt, Goethe sich so vorzugsweise als Dichter vorzustellen, daß man sehr beachtenswerthe Seiten seines Wesens übersieht, die sich doch auch schon in seiner Kindheit deutlich ausgesprochen haben. Seine Pflege der Poesie ist nur der eine Ausdruck seiner Liebe zur Kunst überhaupt und die Begeisterung für die Natur hat ihm nicht nur Motive und Stimmungen für seine dichterischen Arbeiten geliefert, sie ist ihm auch der Antrieb zu ernster wissenschaftlicher Untersuchung der gegebenen Welt, ihrer Objecte und Gesetze geworden, die sich ihre Aufgaben im Lauf der Jahre immer höher gestellt hat. Wer Goethe richtig kennen lernen will, muß unter seinen Schriften besonders die Italienische Reise studiren, zumal in der Bearbeitung H. Düntzers. Dies aus Briefen aus der Zeit seiner vollsten Reife und Kraft erwachsene Werk ist für das Verständniß seiner Person und Bestrebungen unendlich belehrender, als „Wahrheit und Dichtung“, das viel späterer Zeit entstammte, eine Menge chronologischer und anderer Irrthümer enthält, der poetischen Abrundung mehr als billig huldigt und in Folge der abgeblaßten Erinnerung auch die frische Unmittelbarkeit und Wahrheit nicht beanspruchen kann, welche die Italienische Reise so wohlthuend auszeichnet.

Um Goethe gerecht zu beurtheilen, muß man besonders seine Liebe zur bildenden Kunst in Anschlag bringen. Daß er in Italien schwanken konnte, ob er von der Natur mehr zur Malerei oder zur Dichtkunst bestimmt sei, beweist, wie stark die Neigung zur Kunst in ihm sich entwickelt hatte. Diese Neigung, welche außer auf die Malerei auch auf Sculptur und Architektur sich erstreckte und ihn, wenn auch nicht zu einem hervorragenden ausübenden Künstler, doch zum Verständniß der Kunstwerke aller Zeiten befähigte, so daß als artistischer Interpret kaum ein Anderer an ihn heranreicht, sie wurzelte zunächst in dem ihm eingeborenen Verlangen zu sehen, das frühzeitig von allen Seiten her gefördert wurde und sich später zu einer fast krankhaften Sehnsucht nach Italien steigerte. Genährt hat diesen künstlerischen Trieb offenbar

sein Vater, der den Knaben unablässig zur Anschauung anleitete und demselben auch frühzeitig Zeichenunterricht ertheilen ließ. Wenn auch nicht tieferen Einblick in die Geheimnisse der Kunst, so hat Goethe doch manchen technischen Kunstgriff den Malern ablauschen können, die in seinem elterlichen Hause, auch vom kunstliebenden Grafen Thorane, beschäftigt wurden. Hier ist der Grund zu den Studien gelegt worden, die er in Leipzig unter Oesers Leitung fortsetzte. Es ist nichts Zufälliges oder Unvermitteltes, sondern nur das Resultat des in der Kindheit schon gepflegten Triebes, wenn ihm sein Blick in Straßburg alsbald den ursprünglichen, aber nicht ausgeführten Plan des dortigen Münsters verrieth. Eine größere Sammlung von Kunstwerken hat er vor seiner Italienischen Reise zuerst in Dresden, das er als Student von Leipzig aus besuchte, und später in Mannheim gesehen.

Auf väterliche Anregung und Gewöhnungen im Kindesalter ist wohl auch sein allmählich immer stärker hervortretendes Bestreben zurückzuführen, in jedem Ort und in jeder Gegend sich sofort zu orientiren und nicht bloß einen Totaleindruck und eine Uebersicht von den höchsten Thürmen und Bergen aus zu gewinnen, sondern auch auf den bloßen Blick hin den geologischen Charakter eines Landes und den eigenthümlichen landwirthschaftlichen und technischen Betrieb seiner Einwohner zu ermitteln. Bis zu welcher Virtuosität der Auffassung er es nach dieser Seite gebracht hat, davon ist mir ganz besonders der Theil seiner Italienischen Reise Beweis, der Sicilien gewidmet ist. Fast möchte man glauben, er habe im Gedanken an die sicilianischen Nationalökonomen der künftigen Jahrhunderte die Insel gesehen und geschildert.

Seine eigenen späteren Darstellungen haben es verschuldet, daß wir seinem Vater einen weniger günstigen Einfluß auf ihn zuschreiben, als er in Wahrheit gehabt haben muß. Wie sehr derselbe bestrebt war dem Sohne alle die Erfahrungen zu gute kommen zu lassen, die er selbst gemacht hatte, geht auch daraus hervor, daß er durchaus wünschte, daß derselbe denselben Studiengang nehme, den er genommen hatte. Darum sollte derselbe auch, obgleich ihn die Neigung für alte Sprachen, Literatur und Geschichte nach Göttingen zog, wo diese Disciplinen damals besonderer Blüte sich erfreuten, und so heftig auch sein Verlangen nach dichterischem Ruhme war, die Universität Leipzig beziehen, um hier, wie einst auch sein Vater, Jurisprudenz zu studiren. Später, so war es bereits beschlossen, sollte er, nach dem väterlichen Vorgang, eine Zeit lang im Reichskammergericht in Wetzlar arbeiten und dann wohlvorbereitet in die Laufbahn der Ehren in seiner Vaterstadt eintreten.

Im Spätherbst 1765 traf Goethe in Leipzig ein. Die Universität hat ihn nur wenig fördern können. Bei Ernesti hörte er über Cicero's Gespräche über den Redner, bei Böhme, dem er besonders empfohlen war, und dessen Frau sich seiner sehr liebevoll annahm, juristische Collegien, die aber hinter dichterischen Versuchen, der Malerei und geselligen Freuden bald ganz in den Hintergrund treten sollten. Gottsched hat er einen Besuch abgestattet und unter Gellerts Leitung deutsche Stilübungen getrieben. Nicht ohne Einfluß auf ihn war die meist aus reiferen Männern bestehende Tischgesellschaft, die sich an der Schönkopfischen Wirthstafel zusammenfand und dem Leipziger und Braunschweiger Dichterkreis nahe stand. Zu Anna Katharina Schönkopf, der Tochter seines Wirths, faßte er eine leidenschaftliche Neigung. Viele glückliche Stunden hat er im Schönkopfischen Familienkreis verlebt. Auch der Familie des Malers Oeser, bei dem er durch zwei Jahre Zeichenunterricht nahm, trat er näher, Friederike Oeser war in den letzten Zeiten seines Leipziger Aufenthaltes seine intimste Vertraute. Durch Oeser wurde er zu empfindungsvoller Betrachtung des Kunstschönen angeleitet und mit den Winkelmannschen Anschauungen bekannt gemacht. Daß er die Dresdener Gallerie von Leipzig aus besucht hat, ist schon

erwähnt worden. Nachdem er sich anfänglich noch in hochtönenden Ramlerschen Oden versucht hatte, drängten ihn bald eigene Erlebnisse und Wahrnehmungen und sein volles Herz zu freierer dichterischen Aussprache. Seine Beziehung zu Käthchen Schönkopf gab ihm den Gedanken zu dem Schäferspiel: „die Laune des Verliebten“ ein und die wenig erfreulichen sittlichen Beobachtungen, welche er im damaligen Leipziger Gesellschaftsleben machen konnte, verwerthete er in einem nach Molièrischem Vorbild entworfenen Lustspiel: „die Mitschuldigen“, das er später umgearbeitet und von dem Schlüpfrigen und Verfänglichen der ersten Fassung gereinigt hat. Viel bedeutender als diese noch in Alexandrinern verfaßten dramatischen Spiele sind die 20 Lieder, welche er während der Leipziger Zeit gedichtet und sein Freund Breitkopf componirt und mit der Melodie gedruckt hat (Leipziger Liederbuch). An diesen Liedern erkennt man den künftigen großen Dichter, den im eigentlichen Lied Niemand weder vor noch nach ihm wieder erreicht hat. Hat auch Goethe während seiner Leipziger Studienzeit seine juristische Vorbereitung nur wenig oder gar nicht gefördert, so ist ihm doch in künstlerischer und dichterischer Hinsicht mancherlei Anregung in Leipzig geworden, wo im Kampf um Gottsched noch vor nicht lange die alte und neue Zeit mit einander gerungen hatten. Daß er einzelnen Gliedern der neuen Richtung persönlich bekannt wurde, ist bereits angedeutet. Nicht ohne Belang war es, daß er darauf verfiel, Molière nachzuahmen, den wir für den größten französischen Dramatiker erklären müssen. Noch wichtiger aber war es, daß ihm in dieser Zeit auch Shakespeare näher trat. Einzelne Stücke desselben hatte der Leipziger Kreissteuereinnehmer Weiße für die Bühne bearbeitet und in jenen Jahren gelangte auch Wielands Uebersetzung der Shakespearischen Dramen (Zürich 1762—66) zum Abschluß. Wieland selbst war Goethe's deutscher Lieblingsdichter während seines Leipziger Aufenthalts. Dieser Aufenthalt ging aber für den jungen Dichter rasch zu Ende, als ihn im Sommer 1768 ein Blutsturz aufs Krankenlager warf. Der erfreulicher Weise nur eingebildete Gedanke, der Lungenschwindsucht erliegen zu müssen, wirkte sehr drückend auf ihn. Dem Kranken wurde viel Liebe und Theilnahme von den verschiedensten Seiten zu Theil. An seinem Geburtstage (28. Aug. 1768) verließ er Leipzig, um krank und elend nach Frankfurt zurückzukehren.

Vom Herbst 1768 bis zum Frühling des Jahres 1770 brachte Goethe im Elternhause zu. Nur allmählich gewann er die alte Spannkraft wieder. Nachdem er die Folgen eines neuen Krankheitsanfalls überstanden, unternahm er im Sommer 1769 verschiedene kleinere Reisen, die ihn ungemein stärkten. Im nächstfolgenden Winter durfte er sich für völlig hergestellt betrachten, ja er fühlte sich so kräftig, wie seit lange nicht. Mit den Leipziger Freunden unterhielt er regen brieflichen Verkehr. Tief betrübte ihn die Nachricht von der Verlobung und Verheirathung Käthchen Schönkopfs, der er wie ihrem Gatten eine treue Freundschaft durch das Leben bewahrte. Je weniger ihn Leben, Gesellschaft und Gesundheit befriedigte, um so inniger schloß er sich an Mutter und Schwester an. Die Krankheit und die Gedanken an den Tod stimmten ihn empfänglich für die Lehren seiner mütterlichen Freundin, des frommen Fräuleins von Klettenberg. Er lebte sich in den empfindungsseligen Verkehr mit Gott und dem Heiland ein, wie er in jenen pietistischen Kreisen heimisch war, ohne jedoch das Weltkind verleugnen zu können. Daß er zu aller Zeit die treuen Regungen des Herzens Anderer zu verstehen vermochte, das hat er neben der religiösen Einwirkung der Mutter im Kindesalter seiner gründlichen Kenntniß der Bibel und Kirchengeschichte, in der er mehr, als in der Weltgeschichte zu Hause war, vorzugsweise dem Umgang mit jener „frommen Seele“ zu danken. Damals fühlte er sich zu theologischen und theosophischen Studien aufgefordert, er vertiefte sich sogar in kabbalistische und

alchymistische Schriften und stellte entsprechende Versuche an, die man als eine Art Vorbereitung und Ueberleitung zu seiner Faustdichtung ansehen darf. Denn daß sich ihm schon 1770 der Stoff des ihm in der Kindheit lieb gewordenen Volksbuchs und der Puppencomödie als Gefäß für die unter Herders Einfluß gewonnenen neuen großartigen Anschauungen darbot, hat man sicher auf diese Beschäftigungen zurückzuführen.

Um seine Rechtsstudien zu vollenden und die juristische Doctorwürde zu erwerben, begab sich Goethe zu Anfang Aprils des Jahres 1770 nach Straßburg. Nichts ist entscheidender und für sein ganzes Leben einflußreicher geworden, als sein Straßburger Aufenthalt. Erfüllt mit dem herrlichsten Jugendmuth, im Vollgefühl der frischesten geistigen und leiblichen Kraft, für Natur und Kunst, Liebe und Freundschaft empfänglich gestimmt wie nie zuvor, geläutert und gereift durch die Leipziger Erfahrungen, in seinem ganzen Wesen vertieft durch die mystisch-fromme Richtung seines letzten Frankfurter Lebens, erquickt von der Schönheit des Landes, das er im herrlichsten Frühlingswetter zum ersten Mal soeben durchreist hatte, — so traf Goethe in Straßburg ein, wo er alsbald den Münsterthurm bestieg, um Ausschau über Stadt und Land zu halten, wo ihn so viel Gutes erwartete. Hier, im alten, damals noch französisch regierten Reichsland, wo deutsches und welsches Wesen mit einander im Kampfe lagen, ist seine deutsche Natur siegreich zum Durchbruch gekommen, hier hat er die geistige Freiheit gewonnen, der wir die höchste Blüte unserer Literatur verdanken. Wohl ist es ein sonderbares Zusammentreffen, daß sich an die Zurückeroberung von Elsaß und Lothringen ebenso die Wiederaufrichtung des neu geeinten deutschen Reiches knüpfen sollte, wie gerade ein Jahrhundert früher von diesen alten, gut deutschen Provinzen der Aufschwung unserer Literatur ausgegangen ist, der die geistige Einigung bedingte, die der Boden für unsere politische Wiedergeburt geworden ist.

Auch in Straßburg blieb für Goethe, trotz der anders gefaßten Pläne, die Rechtswissenschaft bald die Nebensache. Zwar warf er sich im ersten Halbjahr mit erneutem Eifer auf die juristischen Studien und bestand ein vorbereitendes Examen, wie er auch an der von der mütterlichen Freundin ihm eingeflößten religiösen Stimmung eine Zeit lang noch festhielt, die Kreise der Brüdergemeinde aufsuchte und kurz vor seinem Geburtstag 1770 das heilige Abendmahl feierte. Bald aber traten die väterlichen Mahnungen, wie die frommen Entschließungen hinter anderen Bestrebungen zurück. Mit vollster Kraft brach sein Natursinn durch, er faßte Neigung zur Medicin, hörte ein Klinikum und über Anatomie, an die Stelle der Frankfurter Alchymie trat Chemie und in großen Wanderungen zu Pferd und zu Fuß suchte er Land und Leute kennen zu lernen, Brust und Herz zu erweitern, mit zwei Freunden unternahm er sogar eine Tour in das Lothringische.

Der ihm inwohnende Trieb nach rascher Ausbildung auf dem Wege des persönlichen Verkehrs, vielleicht auch eine väterliche Erfahrung, die er zu nutzen verstand, ließ ihn, wie schon in Leipzig, auch hier, eine zum Theil mit aus älteren Mitgliedern bestehende Tischgesellschaft der geistigen Aristokratie der Jugend aufsuchen und finden. Den Vorsitz in derselben führte der welterfahrene und wohlwollende, echt deutsch gesinnte Actuar Salzmann, der den besten Theil seiner Bildung der deutschen Popularphilosophie verdankte und auf alle Weise deutschen Sinn zu pflegen und zu schützen bemüht war, auch eine Gesellschaft leitete, die deutsche Rede und Schrift zu fördern als ihre Aufgabe verfolgte. Wie Goethe in späteren Jahren auf strebsame und talentvolle Jüngere Einfluß zu üben liebte, so daß man geneigt sein könnte, ihm das väterliche Erziehungstalent in erhöhtem und gesteigertem Grade zuzuerkennen, so stellte er sich in seiner Jugend gern freiwillig unter den Einfluß einer ihm als Autorität anfänglich imponirenden älteren Persönlichkeit, zu der sein Verhältniß aber fast immer

bald in eine herzliche Freundschaft überging, die den angestaunten älteren Freund zu seinem Bewunderer machte. So gestaltete sich auch seine Beziehung zu Salzmann rasch zu einer vertrauten Freundschaft, ja derselbe wurde ihm der Beichtiger, dessen er für seine Studien und Leidenschaften bedurfte. Immer mehr gewann der lebensfrohe, kecke, oft selbst übermüthige Jüngling eine Art Herrscherstellung über seine Tischgenossen. Einzelne Freunde schloß er enger an sein Herz, wie den trefflichen Lerse, dem er im Goetz ein Denkmal gestiftet, auch nahm er sich in liebevoller Weise des armen, bedrängten Jung Stilling an.

Ein wichtiges geistiges und gemüthliches Ferment und hellsten Sonnenschein in seinem Straßburger Leben bildet seine Liebe zu der durch seine spätere meisterhafte Schilderung in „Wahrheit und Dichtung", deren feine Kunst H. Grimm ins rechte Licht gestellt hat, zu dichterischer Unsterblichkeit emporgehobene Pfarrerstochter von Sessenheim Friederike Brion. Die Beziehung begann im Herbste 1770 und bestand während seines ganzen Straßburger Aufenthalts fort. Daß Goethe das Verhältniß, dem er so viele glückliche Stunden verdankte, mit seiner Abreise jählings abbrach, ist ihm nie ganz verziehen worden, wenn auch die Verlassene selbst anders geurtheilt hat. Keine Partie seines vorwertherischen Lebens ist so oft behandelt worden, als diese Liebesepisode. Mit einem dichterischen Glanz ist das fast zum Wallfahrtsorte gewordene, längst durch ein neues Gebäude ersetzte Pfarrhaus von Sessenheim umwoben, der weiter strahlt, als das englische Romanbild in Goldsmiths Vicar of Wakefield, das Goethe durch seltsame Fügung durch Herder zu derselben Zeit kennen lernen sollte, da Liebe und Poesie ihn in einem echt deutschen Pfarrhaus des Elsaß in so reichem Maße beglückten. Nicht ohne einen leisen Vorwurf im Innern zu spüren, machte er mit diesem poetischen Spiegel ihres Zusammenlebens die Geliebte und deren Angehörige bekannt. Die Lieder, welche ihm damals aus der Seele flossen, gehören zum Schönsten, was er gedichtet. Sie sind nicht nur durch eine reine und tiefe Empfindung verklärt, die sie in jedem Wort aussprechen, auch durch den Widerschein der herrlichen Volkslieder, für die er unter Herderischer Einwirkung sich damals erwärmt hatte und die Friederike für ihn sammelte und ihm mit lieblicher Stimme vorsang. In Leipzig war es ihm noch nicht gelungen, die ihn beherrschende Empfindung voll und ganz zum Ausdrucke zu bringen, jetzt gewann plötzlich sein Gefühl Stimme und herzbezwingende Sprache und Leben und Dichtung schlossen sich ihm in wunderbarer Harmonie in Eins zusammen.

Da ist es wohl nun mehr, als bloßes Spiel des Zufalls gewesen, daß der Lehrer, den er vergebens bisher gesucht, auch in Leipzig nicht gefunden hatte, der ihm den Weg in die Geisterwelt zeigen und den rechten Sinn der Poesie erschließen sollte, zur besten Stunde, ungesucht und ungerufen, ihm erschien. Gerade an dieser Stelle dürfen wir den Bibelvergleich auf ihn anwenden, mit dem er selbst die Summa von Wilhelm Meisters Lehrjahren gezogen hat: „du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand." Dieses Königreich ward ihm zu Theil, als Herder, der zu Anfang Septembers 1770 nach Straßburg gekommen war, ihn, wie wir schon früher auseinandergesetzt haben, in den Geist der Bibel, Homers, Ossians, Shakespeares und des Volksliedes einführte, mit Hamanns genialen Offenbarungen ihn bekannt machte, den Gang seiner eigenen Entwickelung ihm vertraute, den Stand der deutschen Literatur, ihre Hoffnungen und Aussichten ihm eröffnete und mit Interesse an der heimischen Vergangenheit ihn erfüllte, in die gewaltigen, titanenhaften Anschauungen ihn fortriß, die ihm auf seiner Seereise aufgegangen waren, wie in sein Streben nach Ursprünglichkeit und Natur, in seinen Haß gegen alles abgelebte, todte Formelwesen und Pedantenthum, in seine Sehnsucht nach

Erkenntniß der ersten und wahren Quellen alles Lebens und nach Verjüngung aller Wissenschaft und Kunst. In den Unterredungen mit Herder, den er immer wieder aufsuchte, trotz der oft unerträglichen Neckereien, die derselbe sich gegen ihn erlaubte, ging ihm die großartige Gedankenwelt und, nennen wir es so, der philosophische Sinn auf, dem sein Faust entstammt, den zum Träger des höchsten menschlichen Strebens zu machen kein Anderer den Beruf hatte, wie er, der durch sein ganzes Leben der Menschheit Leiden und Fühlen auf dem eigenen Herzen getragen hat. Von Herder hat Goethe gelernt, wie es ein Mensch vom andern überhaupt sollte, wie es jedoch nur der Genialste vom Genialen vermag. Ihr Verkehr ist der schlagendste Beweis von der fortzeugenden und Wunder wirkenden Kraft der Ideen, die neues Leben im Reich der Geister entzünden und zum künstlerischen Schaffen und Gestalten treiben. Je mehr ihm aber daran lag, seines großen Lehrers ganzes Denken in sich aufzunehmen, um so weniger verrieth er demselben die großartigen Pläne, die in schöpferischer Werdelust sofort damals seine Seele zu erfüllen begannen. Herder aber scheint anfänglich die volle Bedeutung seines Schülers nicht erkannt, ja nicht einmal geahnt zu haben, wie er denselben mit einem Schlag gleichsam über sich selbst hinaus gehoben hatte. Wie ein Zauberer hat er im jungen Dichter die geheimsten Kräfte entfesselt und in ein unaufhaltsames Wirken, Weben und Schaffen mit Sturmesgewalt fortgerissen: er hat den Sturm und Drang in ihm erzeugt, in dem wir das charakteristische Zeichen dieser Epoche im Leben Goethe's und in dem unserer Literatur erkennen.

Aus dem Schüler wurde Goethe der Apostel Herders. Als dieser Straßburg verlassen, begann er im Kreis der Freunde die neu gewonnenen Ueberzeugungen, deren Mittelpunkt Shakespeare, die Natur und die Rückkehr zur heimischen Vergangenheit und Dichtung bildeten, mit der Glut eines Bekehrten zu predigen, immer tiefer sich in dieselben hineinzuleben und in die eigene Begeisterung Andere mit fortzureißen, so daß diese bald ebenso bewundernd und staunend zu ihm aufblickten, wie er noch eben zu Herder aufgeschaut hatte. So konnte es nicht fehlen, daß schon in Straßburg und dann in Frankfurt Gleichstrebende um Goethe sich schaarten, die es ihm nachzuthun versuchten. Diese seine Freunde und Nachahmer meint man, wenn man in dieser Periode von „Geniedichtern" spricht. Der erste in ihrer Reihe ist Lenz, der Ende April 1771 nach Straßburg kam und sofort sich an Goethe anschloß. Schon an anderer Stelle haben wir darauf hingewiesen, daß diese „Stürmer" das Maß und die Schönheitslinie nicht einzuhalten vermochten, die Goethe auch in den originalsten Schöpfungen seiner Jugend nicht vermissen läßt, daß sie fast alle das Unreife in diesem Stürmen und Drängen zu überwinden nicht im Stande waren, in Extreme und damit auch in das Häßliche verfielen und des alten Horaz Wort bewahrheiteten: „es täuscht ein Muster durch seine Fehler" (decipit exemplar vitiis). Als das wahre Beispiel echten Sturms und Drangs darf uns nur Goethe gelten. Unsere Aufgabe aber kann es nicht sein, auf Kosten des großen Führers unserer Literatur, als der dieser von jetzt ab erscheint, so interessant dies auch in mehrfacher Hinsicht sein möchte, allen Verirrungen einer sich überstürzenden und im Größendünkel befangenen Jugend nachzugehen. Dagegen glauben wir es hier aussprechen zu dürfen, daß unsere heutige Jugend, um ein Gegengewicht gegen die materialistischen Bestrebungen der Zeit zu gewinnen, das Bild des jungen Goethe fleißiger sich vorhalten sollte. Noch sind aber in den vorhandenen Darstellungen die eigenthümlichen Wege seiner Entwicklung und die besondere Art seines Lernens und Strebens, die sich pädagogisch so gut verwerthen ließen, zu Gunsten der äußeren Lebensschicksale und seiner Liebesverhältnisse, zumeist in Folge des Zaubers der Erzählung in „Wahrheit und Dichtung", dem fast noch kein Biograph sich zu entziehen vermocht hat, so kümmerlich bedacht, daß

uns das Leben Goethe's, wie wir es für unsere Jugend wünschen, noch ungeschrieben zu sein scheint.

Ehe Goethe Straßburg verließ, suchte er noch dem väterlichen Willen zu genügen und durch eine juristische Dissertation die Doctorwürde zu erwerben. Die Abhandlung, welche er schrieb (über das Recht und die Pflicht des Staates für Geistliche und Laien einen gewissen Cultus festzusetzen), erregte Bedenken bei der Facultät und mußte ungedruckt bleiben. Dafür disputirte er am 6. Aug. 1771 über 56 Thesen, in deren einer er sich auch für Abschaffung der Todesstrafe erklärte. Bald darauf brach er von Straßburg auf, nicht ohne daß ihn der Abschied von Friederiken tief und schmerzlich bewegt hätte.

Er kehrte nach Frankfurt zurück, wo er das Recht gewann als Advocat zu prakticiren. Der Vater und ein in den geschäftlichen Formen gewandter Schreiber standen ihm hilfreich zur Seite. Doch mehr als Processe und Acten beschäftigten ihn dichterische Plane. Die neuen Ideen wollten in ihm ausgähren, die Herder in ihn gelegt und die er nun auch in seiner Vaterstadt zu predigen begann. Da Herder durch seine Verlobung mit Caroline Flachsland intime Beziehungen zum Darmstädtischen Kreise besuß, auch Mercks Freund geworden war, lag es Goethe nahe genug, auch für sich dort engeren Anschluß zu suchen. Wie Merck, dem er durch seinen späteren Schwager Schlosser bekannt wurde, ihm Leiter und Berather geworden ist, haben wir schon früher besprochen. Wohl hatte Herder ihm die neue Gedankenwelt eröffnet, dagegen war es Merck, der ihm zum eigenen Produciren ermuthigte, zu dem er sich jetzt so mächtig angeregt fühlte, und der die Kritik gegen ihn übte, welcher der aufstrebende Genius bedarf, wenn er zur Selbsterkenntniß kommen, das rechte Selbstvertrauen gewinnen und doch vor Irrwegen bewahrt bleiben soll. Worauf Schiller später in den Worten: „denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten", so großen Werth legte, das lag Goethe von seinem ersten literarischen Auftreten ab am Herzen. Immer hat er einen kleinen Kreis erwählter Personen vor Augen gehabt, an die er schon im Geiste seine Schöpfungen richtete und die ihm Mit- und Nachwelt vertreten mußten. Vom lebendigen Eindruck auf Andere hat er überhaupt als Dichter gezehrt. Er hat den Widerhall in der Brust geliebter und geschätzter Menschen nie entbehren können, was er glücklich vollendet, den anwesenden Freunden vorgelesen, die abwesenden mit Abschriften versehen. Während seines damaligen Frankfurter Aufenthalts waren es vor allen vier Menschen, die ihm im Schaffen stets vor Augen standen. Seine Schwester Cornelia, der er stückweise Alles vorlas, wie es ihm aus der Feder kam, Merck, den er auch persönlich aufsuchen konnte, wenn ihn das Herz trieb, Salzmann und Herder, zu denen er als Abwesenden nur in Briefen und Abschriften reden konnte. Noch im Laufe des Jahres 1771 begann er nach Shakespearischem Vorbild die Geschichte Goetzs von Berlichingen auf Grund von dessen ihn wunderbar berührenden Selbstbiographie zu dramatisiren. Unter dem steigenden Beifall der Schwester vollendete er seine Arbeit in der kurzen Frist von sechs Wochen. Durch Merck ließ er sich bestimmen, an den vom Anfang des nächsten Jahres ab (1772) erscheinenden Franckfurter gelehrten Anzeigen sich zu betheiligen, in welchen von den neuen Ideen und Tendenzen aus die literarischen Tageserzeugnisse gerichtet werden sollten. Die Thätigkeit, die er als Journalist damals entfaltet hat, ist neuerdings von W. Scherer gründlich untersucht und gebührend gewürdigt worden.

Goethe's Leben bis zu seiner Italienischen Reise ist ein immer neu ansetzender Kampf seiner dichterischen und künstlerischen Neigung mit dem Lebensweg, zu dem ihn väterlicher Wille bestimmt hatte. Nur dem kurzsichtigen Auge kann es so erscheinen, als ob die Rechtswissenschaft ein Hemmniß für den Dichtergenius und alle für sie und

später im praktischen Leben aufgewandte Mühe ein Umweg gewesen wäre. Auch ist nicht zu vergessen, daß Goethe, ohne Jurist zu sein, wohl nie der Freund und Rathgeber Karl Augusts geworden wäre, noch in Weimar die Stellung gewonnen hätte, die ihn erst zu dem Mann gemacht hat, den wir heute in ihm bewundern. Wir bedauern es also auch nicht, daß er in scheinbarer Unterbrechung seiner dichterischen Arbeiten auf väterlichen Wunsch im Frühjahr 1772 nach Wetzlar sich begab, um hier als Praktikant eine Zeit lang am Reichskammergericht zu arbeiten (vom 25. Mai ab). Wir schweigen von den Mißständen, die er hier kennen lernte und die ihm die Hinfälligkeit und Ohnmacht des römischen Kaiserreichs deutscher Nation lebhaft vor Augen stellten und ein Gegenstück zu den Verhältnissen boten, die ihm in der Geschichte seines Goetz begegnet waren. Aber auch in Wetzlar überwogen bald die literarischen Interessen alle anderen. Er vertiefte sich in die Lectüre der Alten, auf die ihn Herder hingewiesen hatte, besonders in Homer und Pindar. Auch hier bewegte er sich inmitten der Elite der gebildeten Jugend, die ziemlich zahlreich dort vertreten war, gehörte mit zur „Rittertafel“ und fast schien es, als ob er die Ungebundenheit und Ausgelassenheit seines akademischen Lebens fortsetzen wollte. Von den wichtigsten Folgen aber war es, daß er Charlotte Buff, die Braut des jungen Kestner, der ihm bald Freund wurde, inmitten eines Familienkreises kennen lernte, in welchem der Himmel auf Erden Wahrheit geworden zu sein schien. Die Erscheinung Lottens, die alle liebenswerthen weiblichen Eigenschaften in sich vereinigte, nahm ihn in Herz und Sinnen gefangen und er beschloß zu fliehen, um sich nicht tiefer in eine Leidenschaft zu verstricken, der zu widerstehen ihm die Pflicht gegen den Freund und sich selber gebot. Am 11. Sept. 1772 verließ er Wetzlar. Er wanderte das Lahnthal hinunter an den Rhein und brachte mehrere Tage in der Familie La Roche zu, die ihm fortan durch mehrere Generationen verbunden blieb und damals eine Art literarischen Mittelpunkt bildete. Dann kehrte er in das elterliche Haus zurück.

Vom Herbst 1772 bis Ende Octobers 1775 weilte Goethe, von verschiedenen kleineren und größeren Reisen abgesehen, seinen Freunden hieß er der „Wanderer“, in Frankfurt. In diese drei Jahre drängen sich seine größten Jugendschöpfungen zusammen: es ist die Zeit seiner reichsten und glücklichsten Production, die noch heute mit Erstaunen erfüllt. Die Werke, welche der deutschen Literatur neue Bahnen weisen und sie zur Ebenbürtigkeit mit allen fremden erheben sollten, hat er damals gedichtet. Er selbst wurde von jetzt ab der anerkannte Führer und das bewunderte Haupt der jüngeren Dichtergeneration. Diese Zeit war auch durch innere und äußere Erlebnisse ausgezeichnet. Als er seine Frankfurter Dachstube wieder bezog, die nun Zeuge so mancher tiefgehenden Bewegung seines Geistes und Herzens werden sollte, da stand die Liebe zu Lotten noch in hellen Flammen, die ihn aus Wetzlar getrieben. Mit ihr und ihrem Verlobten unterhielt er auch nach ihrer Verheirathung (am Palmsonntag 1773) einen häufigen Briefwechsel, der uns heute gedruckt vorliegt und vollen Einblick in die Reinheit und Liebenswürdigkeit seines Gemüths gestattet. Noch manchen harten Kampf hatte er zu bestehen, ehe er Herr der Leidenschaft wurde; erst in der dichterischen Verarbeitung des Erlebten gelang ihm der Sieg über sich selbst. Tröstend und in jeder Weise theilnehmend und rathend stand ihm die Schwester zur Seite, seine liebste Vertraute, deren Abschied nach ihrer Verheirathung mit seinem Freund Schlosser (1. Nov. 1773) eine schmerzliche Lücke in sein inneres Leben riß. Mit den alten Freunden, zu denen bald viele neue traten, unterhielt er den regsten und muntersten Verkehr. Die jungen Leute lebten auch in Wirklichkeit ein tolles, ausgelassenes Leben des Sturms und Drangs, das nach jeder Seite, bis auf die Sprache, geniale Formen annahm. - Wie sonst und auch später brachte er viele Zeit in freier Natur zu, wandernd, reitend, schlittschuhlaufend. Auch

in seiner körperlichen Erscheinung überragte er alle Anderen. Das Bild seiner jugendherrlichen und apollogleichen Gestalt hat uns Kaulbach in der Eisscene glücklich und meisterhaft gezeichnet. Wie sein dichterischer Ruhm wuchs, so wuchs die Zahl derer, die, um ihn zu sehen, nach Frankfurt kamen. Alle waren von ihm und seinem Wesen bezaubert und fanden die Vorstellung, die sie sich von ihm nach seinen Schriften gebildet hatten, durch die Wirklichkeit noch überboten. Besonders seit dem Jahre 1774 mehrten sich seine Beziehungen zu literarisch bedeutenden Männern. In diesem Jahre lernte er Lavater und Basedow kennen, mit denen er auch eine Reise rheinabwärts unternahm. In Pempelfort suchte er Fr. H. Jacobi auf, mit dem ihn alsbald die innigste Freundschaft verband, die durch die gleiche Verehrung Spinoza's eine besondere Weihe erhielt. Vor seiner Bekanntschaft mit Schiller hat er gegen Niemand so sein Herz geöffnet, als gegen diesen. Auch Klopstock, der zu jener Zeit einer Einladung des Markgrafen von Baden folgte, suchte ihn in Frankfurt auf, wir wissen nicht, ob auf der Hin- oder Rückreise. Folgenreicher, als jede andere Begegnung wurde seine durch Knebel vermittelte Vorstellung beim Erbprinzen Karl August von Weimar am 11. Dec. 1774, der Frankfurt auf der Reise nach Paris berührte. Goethe wußte ihn durch die an Moesers Schriften angeknüpfte Unterhaltung, die zufällig aufgeschlagen auf dem Tische lagen, sofort ganz für sich zu gewinnen. Er mußte dem jungen Fürsten sogar auf einige Tage nach Mainz folgen. Seit Anfang des Jahres 1775 trat er mit der ihm zeitlebens persönlich unbekannt gebliebenen Gräfin Auguste Stolberg, deren Brüder damals auch seine Freunde wurden, in einen vertraulichen brieflichen Verkehr, dem wir manches wichtige Selbstbekenntniß des Dichters verdanken. Die Beziehung zu der frommen Dame konnte ihm als eine Art Ersatz für den Verlust der mütterlichen Freundin von Klettenberg gelten, die in den aufregenden Tagen des ersten Besuchs der Weimarischen Prinzen (13. Dec. 1774) aus den Leben scheiden sollte. In das letzte Jahr seines Frankfurter Aufenthalts fällt nun auch seine Liebe zu Anna Elisabeth Schönemann, von ihm als Lili gefeiert, die alle äußeren und inneren Vorzüge in sich vereinigte, um als des Dichters völlig würdig zu erscheinen. Aber die verschiedenen Verhältnisse der beiderseitigen Familien, vielleicht auch Eifersüchteleien auf Seiten des Dichters, der nicht dulden wollte, daß die ihn aufrichtig liebende Braut, der Sitte des Hauses entsprechend, auch gegen Andere freundlich war, zuletzt wohl auch Zuträgereien, untergruben die Beziehung. Im Mai unternahm Goethe mit den Brüdern Stolberg und Haugwitz eine Schweizerreise, auf der er auch wieder mit Karl August zusammentraf, er schien versuchen zu wollen, ob er Lili entbehren könne. So sehr er sich auch nach der Heimkehr zur Geliebten wieder hingezogen fühlte, es kam doch schließlich zur Entfremdung. Lili hat sich 1778 an einen vortrefflichen Mann, den Baron von Türckheim, verheirathet. Gegen Goethe bewahrte sie durch ihr ganzes Leben eine gewisse Verehrung; sie nannte ihn „den Schöpfer ihrer moralischen Existenz". Seiner Darstellung der Geschichte des Verhältnisses in „Wahrheit und Dichtung" ist neuerdings von dem Grafen Dürckheim, dem Gatten einer Enkelin Lili's, zu Gunsten der letzteren mehrfach widersprochen worden.

Nach dieser Uebersicht über den äußeren Gang seines Lebens während jener denkwürdigen dreijährigen Frankfurter Epoche lassen wir eine kurze Darstellung seiner Entwicklung als Dichter folgen. Als eine Art indirecter Kundgebungen, in denen er der Welt von dem Geist Zeugniß ablegte, in dem er zu schaffen sich vorgesetzt hatte, haben wir drei merkwürdige Schriftstücke aus jener Zeit anzusehen. Einmal die schon bald nach seiner Rückkehr aus Straßburg (am 14. Oct. 1771) gehaltene Rede auf Shakespeare, dann die schon früher erwähnte Recension der Gedichte eines polnischen Juden (vom 1. Sept. 1772) und endlich seine

wohl noch in demselben Jahre entstandene, aber erst 1773 in Herders „Blättern von deutscher Art und Kunst“ erschienene Abhandlung „von deutscher Baukunst“. In jener Rede gestand er, daß die erste Seite, die er in Shakespeare gelesen, ihn auf Zeitlebens diesem zu eigen gemacht habe. „Wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt.“ Er proclamirt den Bruch mit der französischen Dramatik, deutet bereits auf die Griechen, auch benutzte er schon die Sage von Prometheus als Bild des dichterischen Schaffens, wir aber fühlen heraus, daß er die Idee zum Goetz bereits im Busen trägt, daß er selbst mit dichterischer Gestaltung beschäftigt war. „Hinterdrein erkenne ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß uns Shakespeare die Natur weissagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind von Romanengrillen aufgetrieben.“ Da hören wir es, was er zum Ziel sich gesteckt hat: es auch dahin bringen, daß „die Natur aus ihm zu weissagen scheine.“ Mit dieser geistvollen Rede muß man zusammenhalten, was er später im Wilhelm Meister über Shakespeare gesagt hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm an Shakespeare der Begriff des Dichters und das Bewußtsein des von ihm selbst einzuschlagenden Weges aufgegangen war. In der an zweiter Stelle genannten Recension zeichnet er in den Zügen des vom deutschen Volke erwarteten Dichters sein eigen Bild. Wie er an Shakespeare zum Dramatiker werden will, so soll die Liebe ihn zum lyrischen Dichter weihen, denn noch scheint er nicht zu ahnen, daß er im Roman weitaus den größten Erfolg erzielen soll. Aber Wesen und Aufgabe des Liedes, in dem er ja auch unerreicht geblieben ist, stehen ihm klar und deutlich vor der Seele, er will „all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzen, vorspotten.“ Da haben wir in kürzester Form den Inhalt und die Quelle seiner Lyrik. Nicht weniger Selbstbekenntniß ist das Blatt „von deutscher Baukunst“, das er dem Andenken des Erbauers des Straßburger Münsters gewidmet. Auch er scheint es dahin bringen zu wollen, daß er sterbend einmal von sich sagen darf: „ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes“. Seine Abhandlung ist ein sprechender Beweis für die Gabe, die er später immer tiefer ausgebildet hat, in den Geist eines fremden Kunstwerkes allseitig einzudringen, den ersten Ursprung desselben im Geist des Künstlers wieder zu entdecken. Er will überall bekennen dürfen: „da offenbarte sich mir, in leisen Ahndungen, der Genius des großen Werkmeisters“. Das ist die Aufgabe, die auch jeder Andere sich stellen soll, er redet von seinem lieben Bruder im Geist des Forschens nach Wahrheit und Schönheit. Wahrheit und Schönheit, das sind die Ziele geblieben, deren Dienst er sein Leben geweiht. Aber er erkennt im Münster auch ein Werk „deutscher Baukunst, unserer Baukunst.“ Der deutsche Sinn, im Gegensatz zur französischen Lüge und Phrase, wie er Salzmanns deutsche Gesellschaft und Herder erfüllte, er spricht sich hier mächtig aus. Wir gewinnen die Gewißheit, daß auch sein Dichten und Denken deutsch sein wird. Schon beschäftigt ihn auch ein Gedanke in Betreff des Ursprungs alles künstlerischen Schaffens, dem wir auch in einem Schriftstück der letzten Zeit seiner Italienischen Reise begegnen. Des Menschen „thätige Kraft“ will der Außenwelt sich bemächtigen, entweder sinnlich zu greifend und genießend, oder bildend, indem er an dem Scheine den Blick sich weiden läßt. „Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu befürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff ihm seinen Geist einzuhauchen.“ Alles kommt dann auf die „innige, einige, eigne, selbständige Empfindung,“ und die Erhebung des Geistes zur

Schönheit an. „Je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes eindringt, daß sie mit ihm entstanden zu sein scheint, daß ihm nichts genug thut als sie, daß er nichts aus sich wirkt als sie, desto glücklicher ist der Künstler, desto herrlicher ist er, desto tiefgebeugter stehen wir da und beten an den Gesalbten Gottes.“ Schon hat er also auch jenen hohen Begriff der Kunst gefaßt, der den Künstler aus aller irdischen Niedrigkeit erheben muß, schon klingt die von Herder später gerügte Vergötterung der Kunst an, schon ist ihm der Künstler ein Prometheus, ein Gesalbter Gottes, ein Halbgott. Der Glaube war nöthig, wenn die Dichtkunst Wunder wirken und Wunder schaffen, aus ihrer Kläglichkeit zum höchsten Gedankenflug sich erheben sollte. Denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“.

In jenen Jahren glücklichster geistiger Gehobenheit lebte und webte Goethe in dichterischem Schaffen Tag und Nacht, daheim im mondscheinbeleuchteten Kämmerlein und draußen im Sturm und Wetter der Fußwanderung. In die große Oeffentlichkeit traten freilich nicht sofort alle die herrlichen Lieder, die er dichtete. Wir erst heute können sie und an ihnen seine Entwicklung als Lyriker übersehen. Immer mehr gelang es ihm, das Persönliche zu allgemein menschlicher Bedeutung zu steigern. Vielfach ließ er jetzt auch die neuen Kunstansichten durchklingen, von denen seine Seele erfüllt war. Den Mittelpunkt seiner Empfindungen aber bildet immer die Liebe und so spiegeln seine Lieder die freudigen und leidvollen Stimmungen, die sein Herz in Wetzlar und Frankfurt durchwogten.

Seinen Ruhm hat sein Goetz begründet. Erst dann entsandte er das Stück in die Welt (Juni 1773), als er das Urtheil der Freunde eingeholt und es völlig umgestaltet hatte, um den eigenen strengern Anforderungen, die sich ihm während der Ausarbeitung in stilistischer und künstlerischer Hinsicht gebildet hatten, zu genügen. Auch uns entzückt noch heute die feste und scharfe Charakteristik, der Reichthum an lebendigen, tiefgefühlten Scenen, der echt deutsche, volksthümliche Ton und Geist, die dichterische Reproduction einer Zeit, welche, wie keine andere, unser Volk in gewaltigster Gährung zeigt. Die Zeitgenossen hatten ein Recht im jungen Dichter den künftigen „Shakespeare“ Deutschlands zu begrüßen, selbst Herder, der Goethen erst ein Halbjahr nach Empfang der Handschrift antwortete, aber alsbald gegen seine Braut von der „ungemein viel deutschen Stärke, Treue und Wahrheit“ im Goetz gerühmt hatte, schloß seine gleichzeitige Abhandlung über Shakespeare mit einer Mahnung an den jungen Dichter um Shakespeare's Kranz zu ringen. Die erste Anregung zur „dramatischen Geschichte“ seines Helden war Goethe schon in Straßburg durch Moesers Abhandlung „vom deutschen Faustrecht“ geworden. Das Stück entspricht durchaus noch nicht den höchsten Anforderungen dramatischer Poesie, da es wohl Einheit der Person, aber nicht Einheit der Handlung besitzt. Am wenigsten konnte Lessing mit demselben zufrieden sein, dessen Lehren es geradezu widersprach. Nicht Shakespeare's vollendetste Stücke, sondern die aus seiner früheren Zeit stammenden englischen Historien hatten dem jungen Dichter als Muster vorgeschwebt. Sein Beispiel sollte freilich verhängnißvoll werden, indem die Kraftgenies in den gleichen Fehler undramatischer Composition verfielen. Der Erfolg des Goetz trieb zu unzähligen Nachahmungen. Selbst die Räuber- und Ritterromane, die nun aller Orten aufschießen, leiten sich auf Goethe's Drama zurück und so ist dieser erste gewaltige Wurf seiner Poesie der Anstoß für ein ganzes Zeitalter geworden, ein größeres Interesse der heimischen Vergangenheit zu schenken.

Im Goetz hatte Goethe nicht ein alle Seiten seiner eigenen Dichterpersönlichkeit in volles Licht setzendes Bild geben können. Seine Lieder ließen wohl schon mehr von seinem inneren Leben ahnen, als Empfindungslaute aber waren sie nur vereinzelte poetische „Lebensspuren“, kein allumfassendes Bild. Er mochte fühlte, daß er des größten Erfolges sicher sein dürfte, wenn es ihm, der den Schatz kannte, den er im Busen

trug, ein Gefäß zu finden gelänge, in das er den ganzen Inhalt seines Geistes und Gemüthes, seines seit seiner Erweckung durch Herder so wunderbar gewachsenen inwendigen Menschen, seiner eigenartig denkenden, dichtenden, empfindenden Persönlichkeit niederlegen und in dem er zugleich die Erinnerung an so manche glücklich, aber auch wieder in tiefstem Schmerz verlebte Stunde festhalten könnte. Im brieflichen Verkehr mit Lotte, ihrem Verlobten und mit Merck mag ihm blitzartig der Gedanke gekommen sein, seine unglückliche Liebe zur Unterlage einer solchen allseitigen Darstellung seines eigenen Selbst, einer großen Confession zu machen. Vielleicht hat ihn auch das Vorbild Rousseau's, als dessen begeisterter Verehrer ihn Kestner gleich in den ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft kennen lernte, zur Briefform bestimmt. Nun traf es sich zufällig, daß sich der junge Jerusalem, den er in Wetzlar persönlich gekannt hatte, daselbst in Folge einer ebenfalls unglücklichen Liebe erschoß. Sofort ließ er sich von Kestner den detaillirtesten Bericht über Motive und Verlauf dieser unglückseligen That einsenden. Seine Empfindungen, Gedanken und Erlebnisse wob er mit dem Schicksal Jerusalems zu „Werthers Leiden" zusammen. Er vollendete den Roman in der kurzen Zeit von etwa sechs Wochen. Obgleich er ihn schon am 1. Febr. 1774 abgeschlossen hatte, erschien derselbe doch erst im Herbst dieses Jahres. Was dem Goetz, der doch ein Drama sein wollte, fehlte, das besaßen Werthers Leiden im vollsten Maß: einen tief greifenden tragischen Conflict. Wie schon seine Briefe an Lotte, ihre kleineren Geschwister und Kestner, man möchte sagen, Lieder in ungebundener Rede waren, so waren auch die Briefe im Werther echt lyrisch, voll der tiefsten Empfindung. Da das Ganze, trotz der mannichfachen Umgestaltungen, die er der künstlerischen Idee zu Liebe an Charakteren und Begebenheiten vornahm, durchaus den Stempel der Wahrheit an sich trug und in einer Sprache verfaßt war, die an poetischem Reiz und hinreißender Gewalt der gebundenen Form in keiner Weise nachstand, da er ferner dem Helden die höchste Virtuosität in der Empfindung von Natur, Liebe und Poesie, eine tiefe philosophische Speculation über Welt, Leben und Schicksal, den hochgebildetsten ästhetischen Sinn, eine reine Freude an Homer und Ossian und eine rührende Hinneigung zu Kindern mitgegeben hatte, Charakterzüge, in welchen die Zeit ihr Ideal sah: so war die Wirkung eine wahrhaft unerhörte. Nie wieder hat ein dichterisches Erzeugniß Mit- und Nachwelt in gleichem Maße gepackt. Durch den Werther hat Goethe Weltruhm erlangt. Die Jugend und Alles, was dem Idealismus des Herzens huldigte, war entzückt und bezaubert von dem Werk. Lotte und Kestner, denen Goethe glaubte eine besondere Freude gemacht zu haben, beschwerten sich aber über Profanation und Verzerrung ihres Bildes, nicht ahnend das Gebot der künstlerischen Nothwendigkeit, dem der Dichter gefolgt war. Lessing und Kant hielten sich zu ängstlich an den Stoff und befürchteten von der Verherrlichung der Phantastik Gefahr für die Sittlichkeit. Nicolai verspottete Goethe's Roman in einer Dichtung, die er diesem entgegensetzte. Eine ganze Literatur schoß auf, die wenig Verständniß für den wahren Werth des Kunstwerks zeigte. Am treffendsten urtheilten Merck und Garve. Es wurde Mode in der Kleidung Werthers zu gehen: war es doch Goethe's eigene. Man wallfahrtete an Jerusalems Grab und suchte die unter anderem Namen verherrlichten Lieblingsplätze des Dichters in und bei Wetzlar auf. Gar mancher Jüngling hat sich freilich auch zu gleicher That fortreißen lassen, was Goethe nicht wenig betrübte. Da er aber einmal die Wirkung einer Darstellung seiner eigenen Erlebnisse in romanhafter Form erprobt hatte, hat er auch später solche unternommen. An die strenge Geschlossenheit und wahrhaft dramatische Composition des Werther reicht jedoch sein „Wilhelm Meister" nicht heran; der ist, man verstehe es nicht unrecht, wieder mehr „dramatisirte Geschichte". Auch „Wahrheit und Dichtung", so ausgezeichnet es in einzelnen Partien ist, unterscheidet sich doch himmelweit vom Werther.

Außer Goetz und Werther beschäftigten Goethe während seiner Frankfurter Zeit noch eine Reihe anderer Dichtungen, von denen er verschiedene aber nie zum Abschluß gebracht hat. Er faßte den Plan zu einem Mahomet, auch den ewigen Juden und Prometheus gedachte er zu behandeln. Einzelne Scenen und Gesänge aus diesen projectirten Dichtungen sind uns erhalten und über ihre Idee hat er sich selbst später in „Wahrheit und Dichtung" ausführlicher geäußert. Es ist kaum zu glauben, daß er auch diese Stoffe in einer gleich vollendeten Weise, wie den Werther, hätte durchführen können.

Fester hielt er am Faust, dessen erster Theil aber auch erst nach langen Zwischenräumen seine heutige Gestalt gewann. Wie er zu diesem Stoffe kam und daß er denselben zum Träger der großen Probleme machte, die sein Inneres seit seinem Zusammenleben mit Herder bewegten, das haben wir schon früher angedeutet. Goethe's Faust ist der rechte poetische Ausdruck des Sturms und Drangs und des Titanenthums der Jugend der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Keine andere Dichtung hat so reichen philosophischen Gehalt, als diese. Wenn auch Goethe selbst abstracten metaphysischen Untersuchungen stets abhold blieb, hier hat er gezeigt, welcher philosophischen Tiefe der deutsche Geist überhaupt fähig ist. Sein Faust darf als Nachklang des Leibnizischen Gedankenflugs und als die poetische Ouvertüre der großartigen Entwicklung gelten, welche die deutsche Philosophie in dem himmelsuchenden Wunderbau geschlossener Systeme von Kant bis herauf in unsere Tage genommen hat und die einer wahren Riesenfuge gleicht. Noch sind die Forscher damit beschäftigt die Entstehungszeit der einzelnen Scenen festzusetzen. Nicht ohne Grund hat man neuerdings die Vermuthung gewagt, daß die zuerst entstandenen Partien des Gedichts in Prosa abgefaßt gewesen seien. Wie er auch die Iphigenia zuerst in Prosa schrieb, aber dann in Italien in die classische Form umgoß, so, dürfte man vielleicht annehmen, habe er, und das wäre kein unwichtiges Zeugniß für seine damalige deutsche Richtung, natürlich noch vor seinem Eintritt in Weimar, die Prosa der meisten älteren Scenen in den Vers und volksthümlichen Ton Hans Sachsens übertragen. Wohl lohnt es der Mühe der Uebereinstimmung nachzuforschen, welche in den älteren Herderschen Schriften, vor Allem in dessen „Reisetagebuch", mit den Ideen des Goethischen Faust besteht. Daß in diesem auch Anklänge an Hallers Gedichte sich finden, haben wir schon früher angedeutet. Es würde sich fragen, aus welcher Zeit diese offenbare Verwendung Hallerscher Gedanken zu datiren ist. Denn auch dieses Moment könnte möglicherweise weiteres Licht über die Entstehungszeit und damit auch über den ursprünglichen Plan und Gedankeninhalt des Gedichts verbreiten. Auch bedarf wohl Goethe's Beschäftigung mit Hans Sachs noch einer genaueren Untersuchung, ebenso die Frage, wie weit in den muthmaßlich ältesten Bestandtheilen des Gedichts Spinozistischer Einfluß wieder zu erkennen sei. In der Periode, von der wir hier handeln, ließ Goethe noch Nichts aus seinem Faust zum Druck gelangen. Dagegen scheint er zum öfteren Partien aus dem Manuscript, wie schon in Wetzlar Einzelnen seiner Tischgesellschaft, so namentlich in Weimar bei Hofe vorgelesen zu haben. Er selbst berichtet später aus Italien, wie vergilbt und abgegriffen die Blätter seiner Fausthandschrift allmählich geworden seien. Das erste größere Fragment, das er vermuthlich im Ganzen schon fertig mit nach Weimar brachte, rückte er in die Goeschensche Gesammtausgabe seiner Werke ein (1790). Durch Schiller, der als philosophischer Dichter von diesem Fragment sich ganz besonders angesprochen fühlen mußte, erhielt Goethe den mächtigsten Anstoß die Dichtung wieder vorzunehmen. Mit ihm hat Goethe bereits auch von der Absicht, einen zweiten Theil hinzuzufügen, gesprochen. Doch hat Schiller auch den Abschluß des ersten Theils, der erst in das Jahr 1808 fällt, nicht mehr erlebt.

Goetz, Werther und das Faustfragment, das sind die drei großen echt deutschen Schöpfungen Goethe's aus seiner Jugendzeit, zugleich die charakteristischsten dichterischen Denkmale der beginnenden Sturm- und Drangperiode, aus denen wir über diese wunderbare, im Grunde national gerichtete Zeit den besten Aufschluß erhalten. Daß Goethe in den drei Jahren seines Frankfurter Aufenthalts eine Erstaunen erregende poetische Fruchtbarkeit an den Tag legte, haben wir bereits bemerkt. Wir haben jetzt noch die anderen Dichtungen aufzuführen, welche aus jener ewig denkwürdigen Epoche seines Lebens stammen. Es sind theils Dramen, und unter diesen auch einige Singspiele, theils satirische Schriften. Zu den ersteren gehört Clavigo, Stella und Egmont, die angedeuteten Singspiele aber sind Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella, die beide Goethe später in Rom überarbeitete.

Im Clavigo, dessen Abfassung in das Frühjahr 1774 fällt, hatte sich wohl Goethe Lessings Emilia Galotti zum Muster genommen. Es lag ihm daran zu zeigen, daß er auch den künstlerischen Anforderungen dieses ersten und größten, von ihm hochverehrten deutschen Kritikers, der seinen Goetz nicht ohne Grund getadelt hatte, zu genügen im Stande sei. Wie Hettner treffend erwiesen hat, hat er in dieser Tragödie sogar einen Schritt über die Lessingsche Tragik hinausgethan und, indem er sich an die vollendeteren Dramen Shakespeare's aus dessen späterer Zeit hielt, deren Geheimniß: den Begriff der tragischen Schuld, ihre Ableitung aus dem Charakter des Helden und die Sühnung der gestörten sittlichen Weltordnung durch den Untergang des letzteren wieder entdeckt. Während Emilia Galotti noch ein reines Intriguenstück ist, darf daher Clavigo bereits als eine Charaktertragödie nach Shakespearischem Muster gelten. Auch hat Goethe in derselben mit Erfolg den Kunstgriff zur Anwendung gebracht, dem wir auch sonst bei ihm mehrfach begegnen, den Conflict oder Gegensatz, um den die Handlung sich dreht, hier den Kampf der Treue mit dem Egoismus, durch zwei Personen zu repräsentiren. Clavigo läßt die Stimme seines Inneren, die ihn mahnt, der Geliebten das gegebene Wort zu halten, durch die Vorstellungen seines Freundes Carlos übertäuben, der ihm die Pflicht der Selbsterhaltung vorpredigt. Gewiß hat Hettner Recht aus dieser Tragödie eine Erinnerung an den schmerzlichen Kampf herauszufühlen, den Goethe im eigenen Herzen durchzukämpfen hatte, als er Friederike verließ.

Im Februar und März des Jahres 1775 verfaßte Goethe Stella. Dieses „Schauspiel für Liebende“, wie er das Stück selber nannte, steht entschieden hinter Werther und Clavigo zurück, in denen beiden es ihm gelungen war, die sittliche Weltordnung über die Leidenschaft siegen zu lassen, das verletzte Sittengesetz durch den Untergang des Helden zu sühnen. Eine Dichtung, die zu einem anderen Ausgang führt, als zur Anerkennung der geheiligten Gesetze der Sitte, ist stets, wie sie unsittlich ist, auch unkünstlerisch. Goethe's Stella aber kann als eine Vertheidigung der Doppelehe erscheinen. Da Goethe, je älter und reifer er wurde, desto mehr bestrebt war, das Unsittliche und Lüsterne seiner früheren Schriften auszumerzen, so hat er dem Drama, das er in die erste Gesammtausgabe seiner Werke noch unverändert aufgenommen hatte, in der Ausgabe von 1807 einen tragischen Ausgang gegeben. Denn an der Hand der verschiedenen Aufführungen, die er in Weimar mit angesehen hatte, war er inne geworden, wie sehr das Stück gegen unsere gute deutsche Sitte verstieß, die wesentlich auf Monogomie beruht. Künstlerisch und sittlich betrachtet ist also Stella eine seiner verfehltesten Dichtungen. Gleichwohl darf sie ein gewisses kulturhistorisches Interesse beanspruchen, da sie ebenso wie der Werther „pathologische“ Zustände blos legt, die damals häufiger wiederkehren mochten. Gewiß hatte noch mancher andere junge Mann sich im gleichen

Fall mit Werther befunden. Die Verirrung aber, welche der Stella zu Grunde liegt, war leider fast zur gleichen Zeit in Bürgers Leben zur Wirklichkeit geworden. Auch in anderen Schriften der Sturm- und Drangperiode steht ein solches unsittliches Doppelverhältniß im Hintergrund, so im „Woldemar“ des gefühlsseligen Jacobi. Uebrigens hatte Goethe im Stück selbst die Sage vom Grafen von Gleichen herangezogen.

In den letzten Wochen seines Frankfurter Aufenthalts begann Goethe den Egmont auszuarbeiten, den er aber erst 1782 in Weimar abschloß, ohne ihn sofort durch den Druck zu veröffentlichen. In Rom, im Sommer 1787, hat er dann das Drama behufs der Aufnahme in die Gesammtausgabe nochmals überarbeitet, doch die ursprüngliche Prosaform nicht, wie bei der Iphigenia und Tasso, aufgegeben. Die dramatische Composition des Stückes kann allerdings nicht genügen. Es ist, wie der Goetz, mehr „dramatisirte Geschichte“, denn wirkliche Tragödie. Mit der Einheit der Person verbindet sich nicht auch Einheit der Handlung, der Held geht nicht durch eine tragische Schuld, sondern an Leichtlebigkeit und Sorglosigkeit zu Grunde, überdies erscheint die geschichtliche Ueberlieferung völlig verlassen, nach welcher Egmont verheirathet und Vater vieler Kinder war. Trotzdem ist das Stück ausgezeichnet durch vortreffliche Charakteristik, durch volksthümlichen, deutschen Ton, den zu bewahren allein schon der Dichter von der Umschreibung in die classische Form sich abgehalten fühlen mußte, durch die Wahrheit der eingefügten Volksscenen, die den ähnlichen Shakespearischen nicht nachstehen, durch die Lieblichkeit und Anmuth der eingeschalteten Liebesidylle, die sicher im fünffüßigen Jambus verloren hätte, der sich aber in die lyrischen und opernmäßig gehaltenen Schlußscenen unvermerkt eingeschlichen hat, durch die Naivetät Clärchens, eines wirklich liebenswürdigen Naturmädchens. Den Unterschied zwischen der Goethischen und Schillerschen Dichtung kann man kaum besser veranschaulichen, als wenn man die beiden ziemlich gleichzeitig zum Abschluß gelangten Dramen Egmont und Don Carlos mit einander vergleicht, deren Stoff überdies der gleichen historischen Epoche entlehnt ist. Bei Schiller ein ausgeprägtes politisches und historisches Interesse, ein Ueberwiegen der Freiheitsidee über die persönlichen Angelegenheiten des Herzens, die Aufopferung des Genusses und selbst des Lebens zu Gunsten hoher sittlicher Aufgaben, bei Goethe dagegen die Vorherrschaft des Genusses über jede andere Rücksicht, die politischen Verwicklungen nur als der Hintergrund, von dem die Liebe Egmonts und Clärchens desto reizender sich abhebt. Wir begreifen es, wie Schiller aus verschiedenen Gründen sich getrieben fühlen konnte, gerade den Egmont zum Gegenstand einer Recension zu machen. Goethe aber läßt seinen Egmont, inmitten eines aufgeregten politischen Treibens, in der Liebe zu einem einfachen Bürgermädchen ebenso heimlich beglückt sein, als er es selbst war, da er an der Seite Gretchens die Illumination zu Ehren Josephs II. mit ansah. Wie er es während der Schaustellungen der Krönungsfeierlichkeiten empfinden mochte, daß alles äußere Gepränge, Thron, Scepter und Würden nichts werth seien, wenn sie nicht durch die stille Freude eines liebenden Herzens verklärt werden, denn „glücklich allein ist die Seele, die liebt“, und wie er in seinem Glück die traurige Katastrophe nicht ahnte, welche Gretchen für immer ihm entreißen und auf lange ihn betrüben sollte, ähnlich läßt er Egmont alle übrige Welt über sein Clärchen vergessen, ja selbst der Gefahr spotten, die tückisch auf ihn im Hintergrund lauert. Sehr bezeichnend aber ist es, daß in denselben Wochen, da er sich zur Abreise von Frankfurt anschickte und in Gedanken bereits vielleicht an einen fürstlichen Hof und inmitten eines beengenden Staatsgetriebes sich versetzt sah, durch die Erinnerung an jene glücklichen Tage mit Gretchen den Schmerz um das zu Ende gehende Verhältniß mit Lili der Art niederkämpfte und zurückdrängte, daß er sich sogar zur Abfassung dieses Dramas gestimmt fühlte. Gerade der Umstand, daß er dichterisch

die Vorstellung durchführte, wie Egmont, der nach der geschichtlichen Ueberlieferung Ehegatte und Vater war, von den beengenden Familienbanden befreit und ausgestattet mit seiner eigenen Weltlust, in stiller heimlicher Liebe zu einem naiven Kind der niederen Stände sich beglückt gefühlt haben würde, beweist, welche Gedanken damals Goethe's Innere bewegten. An Egmonts eingebildetem Schicksal maß er sein eigenes. Wie sehr jedoch die Liebe in der hier geschilderten Form seinem innersten Verlangen entsprach, das zeigte der spätere Gang seines Lebens. Gewiß nicht unzutreffend hat Caroline Herder, vierzehn Jahre nach der ersten Conception des Egmont, ihrem Gatten nach Italien geschrieben, daß Goethe „die junge Vulpius zu seinem Clärchen" habe. Auch hat dieselbe gewiß Recht, wenn sie einmal die erste Scene zwischen Egmont und Clärchen für den ursprünglichen Ausgangspunkt und Kern des Stückes erklärte, an den das Uebrige nach Art der Krystallbildung sich angesetzt hat.

Die hier am Faden der Biographie besprochenen Dichtungen, wie die vorausgeschickte allgemeine Charakteristik, haben uns zwar den Dichter von vielen Seiten kennen lernen. Sein Jugendbild aber wird, wie Hettner mit Recht hervorhebt, nur unvollständig bleiben, wenn man nicht auch seine aus der Frankfurter Zeit stammenden satirischen Schriften zur Ergänzung desselben heranzieht. Im Besitz einer Einsicht, die ihn über alle Anderen erhob, im Vollgefühl einer unerschöpflich scheinenden Dichterkraft, die schon im ersten Wurf die Welt in Erstaunen fortriß und für die Zukunft die größten Erfolge verhieß, im ausgelassenen, fast tollen Verkehr mit nicht minder tollen geistreichen Jünglingen, mußte Goethe sich auch zum Angriff auf alles Erbärmliche und Jämmerliche, was an Personen und Richtungen ihm nahe trat, unter Aufbieten aller Waffen des Hohnes und Spottes und unter Ergießung seiner ganzen genialen Laune geneigt fühlen. Zwar hatte er schon in seinen Recensionen der „Franckfurter Gelehrten Anzeigen" über seine Zeit zu Gericht gesessen, seine poetische Natur aber verlangte noch eine andere Art der Abfindung mit der Nichtswürdigkeit, die auch seinem genialischen dichterischen Gelüsten ein Genüge thun konnte. So verfiel er auf die Nachahmung der alten Fastnachtsspiele, auf dialogisirte Einzelscenen und auf Katechisationen. In allen diesen, meist im Winter von 1773 auf 74, man möchte sagen, hingeworfenen Schriften hat er bestimmte Personen der Wirklichkeit gegeißelt. So persönlich seine Satire ist, so allgemeingiltig ist doch ihr Gehalt. Immer führt sein Humor den Kampf für das Große, Echte und Wahre. Charakteristisch für seine ganze damalige Stimmung ist es, daß er wohl theologische, aber keinerlei politische Fragen behandelte. Sein Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen richtete sich gegen den Rationalismus, „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" war ursprünglich auch eine theologische Persiflage, in die er aber später einen Angriff auf die alte französische Alexandrinertragödie hineintrug, im „Pater Brey" verspottete er die weichliche Empfindsamkeit, im „Satyros oder vergötterten Waldteufel" die Uebertreibungen der Anhänger Rousseau's, vor Allen Basedows, wie neuerdings G. v. Loeper überzeugend nachgewiesen hat, „Hanswursts Hochzeit" zog die allgemeinen sittlichen und socialen Verhältnisse durch. In der Farce „Götter, Helden und Wieland", die er an einem Sonntagsnachmittag bei einer Flasche Champagner schrieb, stellte er Wieland wegen der Kläglichkeit seiner Alceste und der Entwürdigung der großartigen Welt der alten Griechen an den Pranger.

Nachdem Karl August am 3. Sept. 1775 die Regierung aus den Händen seiner Mutter Amalie übernommen hatte, beeilte er sich seine Vermählung mit der ihm verlobten edlen Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt zu vollziehen. Die Trauung fand am 3. Oct. d. J. am Hofe zu Karlsruhe statt. Auf der Hin- und Rückreise (22. Sept. und 12. Oct.) suchte er Goethe in Frankfurt auf und nahm diesem sogar

das Versprechen ab, ihn so bald als möglich in Weimar zu besuchen. Ein fürstlicher Wagen, der in den nächsten Tagen nachkommen sollte, würde den Dichter abholen. Dieser wartete volle 14 Tage, aber der Wagen kam nicht. Da entschloß er sich rasch zu einer Reise nach Italien. Schon hatte er Heidelberg erreicht, da brachte eine Estafette ihm die Nachricht, daß der fürstliche Wagen in Frankfurt angelangt sei. Nun kehrte er rasch um und schloß sich dem fürstlichen Cavalier an, der ihn und den Wagen nach Weimar begleiten sollte. Sein Vater, der eine tiefe Abneigung gegen alles höfische Wesen fühlte, sah sein Scheiden nicht ohne Besorgnisse. Am frühen Morgen des 7. Nov. 1775 traf Goethe in Weimar ein.

In Weimar war Goethe anfangs nur der Gast des Hofes. Ob er daselbst bleiben würde, entschied sich erst nach einem halbjährigen Aufenthalt, als sein fürstlicher Freund ihm ein Grundstück gekauft, an dessen Besitz ihm sehr gelegen zu sein schien. Hierauf ernannte er ihn (am 11. Juni 1776) zum geh. Legationsrath mit Sitz und Stimme im fürstlichen Conseil. Von dem wilden Leben der beiden Freunde, die den genialen Sturm und Drang in sich völlig austoben ließen, und von den nun folgenden Festlichkeiten bei Hofe haben wir früher gesprochen. In den ersten Jahren führte der Dichter die Leitung des jungen Fürsten, selbst bis auf dessen körperliche Abhärtung herab. Um denselben zu männlicherem Ernst zu stimmen, unternahm er mit ihm (vom 12. Sept. 1779 bis zum 13. Jan. 1780) eine Schweizerreise (Goethe's zweite Schweizerreise). Von der Bekanntschaft mit Lavater und von dem Anblick großartiger Naturscenen hoffte der Dichter heilsamen Einfluß auf seinen jungen Freund. Seit 1782 scheint Karl August, dem Wunsch Goethe's gemäß, mehr Selbständigkeit gewonnen, dieser dafür sich nun reservirter gehalten zu haben. In dem gleichen Jahre wurde der Dichter in den Adelsstand erhoben und zum Kammerpräsidenten ernannt. Die engere Freundschaft mit Karl August dauerte im Ganzen etwa zehn Jahre. Noch vor Ablauf dieser Zeit hatte Goethe sich enger an Herder angeschlossen, den er schon bald nach seiner eigenen festen Anstellung nach Weimar berufen hatte, wo dieser Oct. 1776 eintraf. Auch mit diesem dauerte die engere Freundschaft etwa ein Jahrzehnt. Sie wurde (seit 1794) durch den Bund mit Schiller abgelöst, der wiederum ein Jahrzehnt, bis zum Tod des letzteren (9. Mai 1805), ausfüllte. Bis zur Rückkehr aus Italien stand Goethe in vertraulichster Beziehung zu Frau von Stein, die sich (als „Seelenführerin") eine gewisse Leitung über den weit jüngeren Dichter anmaßte, nicht ohne auch vielfach günstig auf denselben einzuwirken. Das Verhältniß Beider, das uns in den meist noch erhaltenen Briefen Goethe's klar vorliegt, trug zu manchen Zeiten einen fast leidenschaftlichen Charakter. Es mußte zu Ende gehen, als Goethe zum vollen Künstler gereift war und die Sinnlichkeit, gegenüber der fast zehn Jahre hindurch gepflegten Platonik, ihre Rechte geltend zu machen begann. Vor der Freundschaft mit Schiller bildete Frau von Stein mit Herder und dessen Gattin des Dichters ideales Publikum. Mit ihnen sprach er von seinen geistigen Schöpfungen und ihnen las er sie bruchstückweise vor. Obgleich seine Amtsgeschäfte bis zur Italienischen Reise sehr mühevoll und zeitraubend waren, ist er dichterisch doch immer thätig gewesen, fortwährend bemüht, die Weltbühne, auf die er sich nach seinem Wunsche versetzt fand, zu seiner inneren Ausbildung nach jeder Seite auszunutzen.

Große Werke im Stil und von der Wirkung des Werther sandte er freilich während dieser „Weimarischen Lehrjahre" nicht in die Welt. Wie fleißig er jedoch auch als Dichter damals gewesen ist, das kann eine Uebersicht der in jener Zeit entstandenen Dichtungen beweisen, die sich am bequemsten in drei Gruppen vereinigen lassen. Zur ersten zählen wir die zahlreichen Maskengedichte und Dramen, welche er für den Hof und das fürstliche Liebhabertheater verfaßt hat. Zu den letzteren gehören „die Geschwister" und „Lila" aus 1776, „der Triumph der

Empfindsamkeit", abermals eine Verspottung der Empfindelei aus dem Anfang des Jahres 1778. „Jery und Bätely" entstand auf der Rückkehr aus der Schweiz. Die „Vögel" (aus 1780) waren eine Ueberarbeitung des gleichnamigen Aristophanischen Lustspiels. Goethe zog in diesen den Geschmack und die Urtheilslosigkeit des lieben Publicums durch. Unter Zugrundelegung eines Volksliedes aus den Herderschen „Stimmen" dichtete er die „Fischerin", die, ihrem Inhalt entsprechend, am 22. Juli 1782 an den Ufern der Ilm in Scene ging. Das Singspiel „Scherz, List und Rache" datirt aus dem Jahre 1784.

Eine zweite Gruppe bilden folgende Werke: Wilhelm Meister, Iphigenia, Tasso, Elpenor und Egmont. Von Egmont, der im Ganzen noch der Frankfurter Epoche angehört, haben wir schon oben gesprochen. Am Elpenor, einem höchst tragischen Stoffe, hatte Goethe seit dem 11. Aug. 1781 gearbeitet. Da er fühlte, daß ihn die Durchführung einer solchen tief erschütternden Tragödie fast zu Grunde richten würde, gab er die Beschäftigung mit derselben seit dem Jahre 1783 auf. So blieb das Gedicht Fragment. Die drei großen Meisterwerke aus dem ersten Weimarischen Jahrzehnt, die aber erst während oder nach der Italienischen Reise zum Abschluß gelangten, sind Wilhelm Meister, Iphigenia und Tasso. In ihnen vollzieht der Dichter den Bruch mit der Phantastik des Sturms und Drangs und seine eigene sittliche und künstlerische Läuterung. Diese Dichtungen beweisen, daß er das rechte Weltverständniß nun gewonnen und im Bewußtsein der wahren Aufgabe des thätigen Lebens die ungemessenen Forderungen des Herzens zu Gunsten der sittlichen Formen und Schranken, ohne welche die Menschheit als Ganzes nicht bestehen kann, zu opfern entschlossen ist.

Die ersten Ansätze zum Wilhelm Meister reichen bis in das Jahr 1776 zurück, 1778 schloß Goethe das erste, aber erst im November 1785 das sechste Buch ab. Später traten noch zwei Bücher hinzu. Wie wir schon an anderer Stelle andeuteten, so hat Goethe in diesem Roman eine Darstellung seines eigenen Entwicklungsgangs und ein charaktervolles Bild seiner Zeit geben wollen, die ganz in ästhetischen Interessen aufging. Eine Menge selbsterlebter Scenen nahm er in die Dichtung auf, wohl für alle Charaktere standen ihm bestimmte Persönlichkeiten aus dem wirklichen Leben vor Augen. Es ist heute ein schweres Unternehmen, das Einzelne auf seinen historischen Ursprung und die Charaktere auf ihre ersten Vorbilder zurückführen zu wollen. Der Dichter hat die Deutung absichtlich hier schwerer gemacht, als im Werther, Sachen und Personen in eine andere Welt entrückt, um das Ganze einen fremdartigen, oft wunderlichen Rahmen gespannt. Hierin mag zum Theil der Grund zu suchen sein, warum der Roman fast durchaus in der Theaterwelt spielt, für die das Interesse übrigens damals fast allgemein war, und warum er auch dem Ordenswesen Berücksichtigung gegönnt hat. Eine Fülle von Erfahrungen sittlicher und ästhetischer Art ist in diesem Roman niedergelegt, die ihn dem, der mit geistigem Auge und reiner Seele zu lesen vermag, zu einem werthvollen Lehrbuch der Lebenskunst macht. Sprache, Ton und Haltung des Buches, ganz besonders die Plastik in der Zeichnung der Charaktere, zeigen, daß der Dichter in seiner Entwicklung nicht zurückgegangen ist. Wohl steht er kühler jetzt den Dingen gegenüber, die er schildert, und mehr, als in jeder seiner früheren Schöpfungen, hat er dem Leser seine Kunst versteckt. Dies Versteckspiel wird von jetzt ab bei ihm herrschender Grundsatz. Ein poetisches Erzeugniß genügt ihm fortan um so weniger, je mehr es die ersten „Verzahnungen" und den poetischen Mechanismus durchblicken läßt, dem Leser den Dichter bei seinem Geschäft zu belauschen gestattet. Das wahre Kunstwerk, so lautet fortan seine Forderung, soll, wie ein Werk der Natur, für den Verstand etwas incommensurables sein. Darum wollten ihm auch die letzten Aufschluß gebenden Worte nie recht über die Lippen. So fühlt man denn durchweg den

neuen Kunstcharakter durch, der in ihm während seiner Weimarischen Amtsthätigkeit allmählich zur Reife gekommen war. Auf Niemand jemals hat der Wilhelm Meister einen überwältigenderen Eindruck gemacht, als auf Schiller, mit dem Goethe, als er zum Abschluß sich anschickte, (der letzte Theil erschien 1796), mehrfach über den Plan des Ganzen sich unterhalten hat. Schiller fühlte sich nach der Lectüre des Buches, wie er seinem Freund Körner bekennt, auf lange Zeit zu aller eigenen Production unfähig. Dagegen hat sich Herder, mit Rücksicht auf die sinnlichen Partien der Dichtung, über den Roman in einer Weise ausgesprochen, daß der Anstand verbietet seine Worte wiederzugeben. Wie aber Schiller und Herder in Beurtheilung dieses Goethischen Werks auseinander gingen, ebenso hat dieses bis zur Gegenwart, je nach dem verschiedenen Standpunct der Urtheilenden, entweder enthusiastische Bewunderung oder sittliche Mißbilligung gefunden. Einzelne Partien desselben haben dagegen einstimmiges Lob geerntet, so die tief empfundenen Lieder des Harfners und Mignons und die vortreffliche Analyse des Shakespearischen Hamlet. Um aber das Ganze richtig beurtheilen zu können, muß man sich in die Zeit versetzen, in der es erwachsen ist. Wenn wir festhalten, daß das vorige Jahrhundert in Folge seiner empfindsamen und ästhetischen Richtung in der künstlerischen Bildung die Blüte der individuellen Entwicklung sah und darum von dem Aufschwung der Bühne einen geistigen Aufschwung der ganzen Nation erwartete, so begreift man leicht, wie Goethe dazu kommen konnte, dem Theaterwesen im Wilhelm Meister so vielen Platz einzuräumen und das Loos des Dichters über jedes andere zu stellen. Da aber die Empfindsamkeit damals nicht bloß auf ästhetischem Gebiet herrschend war, sondern auch auf religiösem sich wieder fand, so war es wohl gerechtfertigt, daß er, unter Benutzung der Lebenserinnerungen seiner frommen Freundin Susanne Katharina von Klettenberg, in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ seinem in künstlerischen und ästhetischen Interessen befangenen und darum auch der Sinnlichkeit sich hingebenden, stets weiter strebenden und doch unbefriedigten Helden das Bild eines weiblichen Wesens entgegen stellte, das in Abwendung von allem irdischen Treiben in der Seelengemeinschaft mit seinem Herrn und Heiland seinen wahren Herzensfrieden gefunden hatte.

Noch entschiedener, als Wilhelm Meister, zeugt Iphigenia für den künstlerischen Umschwung, der sich in Goethe während des ersten Jahrzehnts seines Weimarischen Lebens vollzog. Dieses Schauspiel leitet als erste größere Dichtung die neue Epoche ein, da er in der bewußten Nachahmung der alten Griechen die nächste Aufgabe der deutschen Dichtkunst sah. Fortan traten Shakespeare und Gothik zu Gunsten anderer Kunstideale zurück. Fast will es scheinen, als ob er in der Weiterführung der unter dem Namen der Renaissance begriffenen modernen Kunstentwicklung an dem Punkt habe ansetzen wollen, wo der französische Classicismus stehen geblieben war. Oder anders ausgedrückt, als ob er der deutschen Poesie das Beispiel eines höheren, idealen, selbst vornehmen, von allen rohen und gemeinen Auswüchsen freien Kunststyls habe geben wollen, wie er auch in der classischen französischen Dramatik versucht worden war. Alles, was die Welt mit Recht an dieser bewunderte, wollte er festhalten, die Fehler, denen die Franzosen verfallen waren, jedoch vermeiden, und indem er mit christlich deutscher Gesinnung und moderner Tiefe der Weltanschauung die Formvollendung der Alten, ihre Plastik, Simplicität, Ruhe und Naturwahrheit verband, gewissermaßen eine neue Species der dramatischen Dichtung schaffen, in welcher der wahrhaft Gebildete, d. h. der, welcher Idealität und historische und ästhetische Kenntniß genug besitzt, um die dramatische Literatur aller Zeiten gerecht beurtheilen zu können, eine höhere Gattung und also auch einen Fortschritt anerkennen müßte. Nur allmählich und unter vielfachen Umgestaltungen einer zunächst nur, wie

H. Grimm erwiesen hat, durch einen zufälligen Anstoß, den Tod von Glucks Nichte, veranlaßten Dichtung, ist Goethe zum Bewußtsein dieser hohen Aufgabe und zur klaren Erkenntniß des rechten Weges zu ihrer Lösung durchgedrungen. Die erste prosaische Abfassung der Iphigenia fällt in die Zeit vom 14. Febr. bis zum 28. März 1779. Am 6. April desselben Jahres wurde das Stück auf dem Herzoglichen Liebhabertheater aufgeführt, wie wir schon früher erwähnt haben. In einem lebens- und charaktervollen Bild hat Kaulbach die Scene dargestellt, da Corona Schröter als Iphigenia dem Dichter, der an ihrer Seite den Orest gespielt hatte, unter den Beifallsbezeigungen des noch versammelten Hofes den Lorbeerkranz aufsetzte. Erst in Italien (am 1. Jan. 1787) gelangte die Dichtung in der Gestalt zum Abschluß, in der sie in die Goeschensche Gesammtausgabe überging und in der wir sie heute zu lesen pflegen. Da sich die früheren Fassungen erhalten haben und auch gedruckt worden sind, so können wir an der Hand derselben die lehrreichsten Betrachtungen über Goethe's künstlerische Fortentwicklung während seines ersten Weimarischen Jahrzehnts anstellen. In der Iphigenia brach Goethe für das Drama mit der Prosa, die seit Lessings bürgerlichen Trauerspielen allgemein in Aufnahme gekommen war. Bei aller Achtung vor den Franzosen konnte er aber nicht zum Alexandriner zurückgreifen. An dessen Stelle ließ er den Jambus treten, der sich ganz unwillkürlich, als die der Rede des gewöhnlichen Lebens und dem dramatischen Dialog nächstgelegene rhythmische Form, wie ihn bereits Aristoteles bezeichnet hat, schon in die alte Prosagestalt der Iphigenia eingeschlichen hatte. Gewiß that Goethe darin recht, daß er trotz seines Eifers für Nachahmung der Alten vom griechischen jambischen Trimeter absah, den er übrigens auch anderwärts, z. B. in der Pandora, angewandt hat, und unter Zulassung eines einsylbigen kurzen Nachschlags der fünffüßigen Form sich bediente, in welcher der jambische Vers von Engländern und Deutschen seit länger zu verschiedenen Zwecken und zuletzt auch von Lessing im Nathan (1779) gebraucht worden war. Sein feines dichterisches Gefühl und der eingeborene richtige Tact hielten ihn auch ab den Chor oder gar etwa die heidnische Schicksalsidee, die beide Schiller einzuführen sich leider später erlaubte, von den Alten zu entlehnen. Dagegen dürfen wir in den freieren Metren, die er an etwa vier Stellen, so im Lied der Parzen und in den Gebeten der Iphigenia, in Anwendung brachte, einen Versuch sehen, dem lyrischen Element auch bei uns Eingang in das Drama zu verschaffen. Ist doch im letzten Grund der antike Chor nur das Herüberspielen der Lyrik in die dramatische Poesie. Den Stoff zur Iphigenia entlehnte er dem gleichnamigen Stück des Euripides. Doch nahm er sich nicht sowohl dieses zum Vorbild, als den Sophokleischen Philoktet, den er, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Schiller und den Gesprächen mit Eckermann wissen, stets ganz besonders hochgestellt hat. Wie Sophokles, so hat auch er es durchgeführt, wie die Seele des edleren Menschen gegen die Lüge sich empört und von dieser kein Heil kommen kann. So hoch aber das Christenthum über dem roheren Heidenthum steht, so hoch steht Goethe's Iphigenia sittlich, religiös und auch künstlerisch über der Iphigenia des Euripides. Selbst ein so begeisterter Verehrer des Alterthums wie der berühmte Leipziger Philolog Gottfr. Hermann mußte der Goethischen Dichtung die Palme vor der griechischen zuerkennen. In diesem Anerkenntniß liegt es deutlich mit ausgesprochen, daß die Nachahmung der Alten gewisse Grenzen nicht überschreiten darf. Wunderbar ergreifend ist es, unter stetem Hinblick auf die alten hellenischen Dichter, zu verfolgen, wie Goethe den übernommenen Stoff umgeformt hat. Nicht an das todte hölzerne Bild der Artemis knüpft er die Erlösung des fluchbeladenen Orestes, sondern an das Wiederfinden und die Befreiung der eigenen Schwester aus ihrer langen Haft im Scythenland. Bei ihm führt nicht ein roher Raub des Bildes zu einem wüthenden Conflict

mit dem Scythenkönig, den nun das Machtwort der Athene als des deus ex machina schlichten muß. Seine Iphigenia ist frei von all den Listen und Ränken, auf welche ihre Euripideische Schwester sinnt, das Bild reinster Menschlichkeit und schönster Weiblichkeit, die nach allen Seiten Glück und Segen verbreitet, den Barbaren Bewunderung und Achtung vor höherer Gesittung abnöthigt und sie von blutigen Menschenopfern abhält, das Herz ihres Königs selbst mit Liebe erfüllt, dem Bruder die Wolken finsteren Wahnsinns aus der Seele verscheucht. Bei den alten Griechen war die traurige und unwürdige Vorstellung vom Neid der Götter so tief eingewurzelt, daß nur wenige ihrer edelsten Geister über dieselbe sich zu erheben vermochten. Goethe's Iphigenia spricht mit voller Ueberzeugung den Glauben an die Liebe der Götter zum Menschengeschlecht aus, das den Himmlischen kein verhaßtes ist. „Denn die Unsterblichen lieben der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter, und sie fristen das flüchtige Leben gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne ihres eigenen, ewigen Himmels mitgenießendes fröhliches Anschauen eine Weile gönnen und lassen“. Solche Voraussetzungen ließen keinen Raum für die Vorstellung von einem unabwendbaren Verhängniß, das eine Familie durch alle kommenden Generationen hindurch verfolgt. Wie anderwärts, so hat Goethe auch hier vielfach eigenes Erleben an- und widerklingen lassen und die Personen seines Stücks sammt ihrem Schicksal und ihren Gedanken zum Symbol seiner eigenen Herzens- und Geistesgeschichte gemacht. Wie Iphigenia, so suchte auch er „das Land der Griechen mit der Seele“, wie seine Sehnsucht nach Italien es bekundet. Wie Thoas die Iphigenia großmüthig in die Heimat ziehen läßt, so ließ Karl August ihn nach dem Lande seiner Sehnsucht ziehen. Den wohlthätigen Einfluß echter Weiblichkeit hatte er im vollsten Maße durch Frau von Stein und die Herzogin Luise erfahren. Wie ein von den Furien verfolgter Orest, der nirgends Ruhe finden kann und dem kein Mensch die Last von seiner Seele nimmt, so mag er sich oft in Weimar selbst vorgekommen sein. Den Sturm und Drang mit seinem mannigfachen Wahn, die Unruhe und den Druck des Geschäftslebens, das nun zehn Jahre auf ihm gelastet, die Unzufriedenheit, seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung nicht völlig leben zu können, fühlte er von sich genommen, als er den Boden Italiens betreten hatte. So war es natürlich, daß er von allen angefangenen Arbeiten zuerst die Iphigenia vornahm und vollendete und, wenn auch nur symbolisch, etwas von der innigen Freude, sich selbst endlich wieder geschenkt zu sein, in derselben durchleuchten ließ. So ist die Iphigenia seine erste großartige Schöpfung im höheren Kunststyl und in einer weihevollen, bilderreichen, man möchte sagen, ganz neuen poetischen Sprache und zugleich der Lobgesang auf seine eigene Erlösung und Befreiung.

Auf der in der Iphigenia betretenen Bahn schritt Goethe weiter fort zur Umgestaltung seines Tasso. Schon in früher Jugend hatte er das „befreite Jerusalem“ des italienischen Dichters kennen gelernt und an dessen Glück und Weh Antheil genommen. So lag es nahe, daß er sich in Weimar bald in ähnlichen Verhältnissen mit Tasso erkannte und der Weimarische Hof ihm als ein Abbild des Hofes von Ferrara erschien. Schon im März 1780 wählte er Tasso zum Gegenstand eines Dramas, dessen zwei ersten Acte er im Sommer des folgenden Jahres in Prosa zum Abschluß brachte. Der Aufenthalt in Italien vermittelte ihm viele neue Vorstellungen, reiches historisches und biographisches Detail und autoptische Localkenntniß, die er für sein Gedicht zu verwerthen wußte, das ihm, seit er die Iphigenia im neuen Kunststyl vollendet, eine gleiche Behandlung zu erheischen schien. Doch hat er die Umdichtung dieses Dramas nicht in Italien selbst, sondern erst nach seiner Rückkehr in Weimar und zwar in einer Epoche vollzogen, da es ihm fraglich erscheinen mußte, ob er das alte beseligende Verhältniß zum Hofe retten, ja ob er überhaupt nur in Weimar bleiben könnte. Denn gerade zu dieser Zeit hatte er mit Christiane Vulpius

die geheime Gewissensehe geschlossen, von der wir gesprochen haben. So wenig es nun zufällig ist, daß er in der gleichen Zeit seinen fürstlichen Freund in dem bekannten Epigramm verherrlichte, und so gewiß es nicht ohne Absicht war, daß er eben denselben die Pathenstelle bei seinem Erstgeborenen zu übernehmen ersuchte und Herder die Taufe vollziehen ließ und diesem auch die Sorge für die Mutter seines Kindes übertrug, als er die zweite Reise nach Italien antrat, — denn er wollte die ihm liebsten und nächsten Freunde in offene Theilnahme an seinem neuen Hausstand ziehen und diesen gewissermaßen so vor der Welt legitimiren, — ebenso sicher scheint es mir zu sein, daß er in seinem neuen Drama, das so recht auf eine Verherrlichung des Weimarischen Fürstenhofes abzielte, vieles mit durchfühlen ließ, was er auf anderem Wege weder offenbaren konnte noch wollte. So ist es ein gar merkwürdiges Zusammentreffen, daß er seine zarteste, reinste und vornehmste Dichtung in demselben Augenblick vollendete (Juli 1789), da die Welt bereit war, über ihn das Verdammungsurtheil der Unsittlichkeit zu sprechen. Darum entrollt das Schauspiel auf der einen Seite ein Bild des Dichters, wie es kaum je von einem Anderen schöner, tiefer, sinniger und höher gefaßt worden ist, wie es aber auch nur als Spiegelbild des eigenen Selbst einem so hochbegnadigten Dichtergenius gelingen konnte. Fast scheint die Dichtung sagen zu wollen: „Das sind die Züge dessen, der mich geschaffen hat, lernt ihn recht verstehen und erkennen.“ Während nach dieser Seite hin das Drama als eine Apotheose des Künstlers und dieser selbst als ein Wesen höherer Art erscheint, versucht es auf einer anderen eine Vertheidigung des Dichters, indem es an Tasso's Beispiel zeigt, daß der Genius nicht mit dem Maßstab gemessen werden kann, den wir sonst im Leben an Menschen anzulegen pflegen, daß für diesen vielmehr eine Art Ausnahmestellung und für seine Launen und Absonderlichkeiten Nachsicht und Geduld gefordert werden dürfe. Denn das Talent steht meist in „Disproportion zum Leben“, wie Goethe einmal der Caroline Herder mit Rücksicht auf den Tasso andeutete. Aber auch ein dritter Punkt ist in das Auge zu fassen. Indem der Dichter Tasso durch seine Liebeserklärung an die Prinzessin und das voreilige Ziehen des Degens doppelt an der Sitte und Etikette des Hofes schuldig werden und seine bevorzugte Stellung verscherzen läßt, erlebt er innerlich in sich den Schmerz, den es ihm bereiten würde, wenn er des ihn so beglückenden Verhältnisses zum Weimarischen Hofe verlustig gehen sollte. Die Möglichkeit solchen Verlustes scheint schon in Italien nicht außer dem Bereich seiner Betrachtungen gelegen zu haben. Auf jeden Fall ließ die lange Entfernung von seinen Weimarischen Freunden ihn erst recht erkennen, welches Glück er doch bei aller Last der Geschäfte in Weimar genossen hatte, wo Frau von Stein und die beiden Herzoginnen ihm nicht minder liebevolle Theilnahme schenkten, als er sie Tasso Seitens der beiden Eleonoren zu Theil werden läßt, und wo in Karl August ein Fürst ihm zur Seite stand, der kaum dem Herzog Alphons nachstehen möchte. Nach seiner Rückkehr aber sollte der kühne Schritt, mit dem er gegen Sitte und Hofetikette zugleich verstieß, den furchtbaren Gedanken einer Trennung von der lieb gewonnenen Stätte ihm noch näher rücken. So steht denn der thatsächliche Inhalt des Dramas nicht außer Bezug zu seinem eigenen Leben. Tasso aber ist, so wie er hier erscheint, in gewissem Sinne ein anderer Werther, wie auch die anderen großen dichterischen Spiegelbilder Goethe's, Faust und Wilhelm Meister, die Familienverwandtschaft mit Werther nicht verkennen lassen. Während dieser die Empfindsamkeit allgemeiner repräsentirt, tritt in Tasso die dichterische Künstlernatur schärfer hervor: Tasso ist der zum Dichter fortgebildete Werther. Auch an ihm kann man alle Züge der Empfindsamkeit, wie wir sie oben geschildert haben, nachweisen, dieselbe launenhafte Subjectivität, die die Welt nach ihrem Hirn modeln zu wollen sich vermißt, denselben Genialitätshochmuth, die gleiche höhere Genußsucht. Auch im Werther

hatte Goethe, jedoch nicht mit solcher Entschiedenheit, dem Idealismus des Herzens einen thatkräftigeren und der Welt gerechter werdenden Realismus entgegengesetzt. Auf dem Kampf dieser beiden Weltanschauungen beruht der Conflict, dem Tasso unterliegt, der anerkennen muß, daß nur in der Versöhnung jener scheinbar einander so feindselig gegenüberstehenden Richtungen das wahre Heil und die wahre Bildung zu finden ist, und in der Verzweiflung Trost und Aufrichtung schließlich bei dem sucht, von dem er früher um seines Realismus willen sich abgestoßen gefühlt hatte, bei Antonio. Wie Werther, so ist auch Tasso ein Seelengemälde. Dort hatte der Dichter die Briefform und jedes Mittel lebendigster Darstellung angewandt, um uns unmittelbar in das Denken und Empfinden, ja in die leidenschaftlichste Stimmung seines Helden fortzureißen. Ueber sein Drama Tasso hat er dagegen, wie über die Iphigenia, eine Ruhe ausgegossen, daß wir, um die zu Grunde liegende Stimmung nicht zu verfehlen, die Leidenschaft uns gegenwärtig halten müssen, in welcher der Held der Dichtung befangen ist. Kaum eine andere Goethische Dichtung trägt den Stempel der Vollendung im gleichen Maße als dieses Drama. Da ist kaum eine Seite, nach der nicht der Dichter das Höchste geleistet hätte, was dem Dichtergenius überhaupt möglich ist. Besonders bewunderungswürdig erscheint der Reichthum an künstlerischer und anderer Lebenserfahrung, der hier in zahlreichen allgemeinen Sätzen niedergelegt ist. Man sieht, was übrigens alle seine Schriften beweisen, daß Goethe ein Meister der Reflexion und ein philosophischer Denker war, wie kaum ein Anderer. Sein Tasso wird darum, so lange es eine deutsche Sprache geben und noch ein menschliches Herz für wahre Poesie empfänglich schlagen wird, stets in Ehren bleiben, ja das Zeichen sein, in welchem die Vertreter feinster und höchster Bildung sich wieder erkennen.

Die dritte Gruppe von Dichtungen aus seinem ersten Weimarischen Jahrzehnt bilden die lyrischen Ergüsse. Zu ihrem Preis noch etwas hinzuzufügen, ist kaum nöthig, nachdem wir wiederholt Goethe für unseren größten Lyriker erklärt haben. An die Innigkeit, Schönheit und den Wohlklang seiner Lieder reichen keine anderen. Damals entstanden die beiden tief empfundenen Wanderers Nachtlieder: „Der du von dem Himmel bist“ und „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, das letztere auf dem Kickelhahn bei Ilmenau am 6. Sept. 1780, das herrliche Lied „an den Mond“ schon 1778, der Preis der Phantasie „Meine Göttin“ 1780. Die wunderbar ergreifenden Lieder des Harfners und Mignons aus Wilhelm Meister haben wir schon erwähnt. Auch sein neugewonnenes höheres Menschheitsideal brachte er zur Aussprache in freien Odenmaßen, wie in „Grenzen der Menschheit“ und „Das Göttliche“: „Edel sei der Mensch und hilfreich und gut.“ Selbst ein größeres Lehrgedicht unternahm er im Sommer 1784: „Die Geheimnisse“, in welchem er in Kampf und Entsagung thätige Sittlichkeit und die Idee der Humanität als die innere Triebkraft aller Religion, freilich in etwas dunkler Symbolik, verherrlichen wollte. Dieses Gedicht scheint nicht außer Bezug auf Herder zu stehen, den er gern „Freund Humanus“ nannte. In anderen Liedern offenbarte er die Geheimnisse seines künstlerischen Schaffens, so vor Allem in der „Zueignung“, die ebenfalls im Sommer 1784 entstand. Hier preist er es als glücklichsten Gewinn, daß die trüben Nebel nun geschwunden seien, die sonst die Seele ihm umfangen, und stellt als sein künftiges Ziel hin: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ Als dichterisches Selbstbekenntniß kann „Hans Sachsens poetische Sendung“, als Nachklang erlebter Scenen „Ilmenau“ gelten. In dem Gedicht „auf Miedings Tod“, spiegeln sich die gleichzeitigen Weimarischen Theaterverhältnisse. Anklänge an Volksmäßiges und Sagenhaftes finden sich in den Liedern jener Zeit, so im „Fischer“, „Erlkönig“ und „Sänger“. Noch andere sind der geselligen Freude gewidmet, wie das „Bundeslied“

und die „Tischlieder“. In allen entwickelte Goethe eine Anmuth und Musik der Sprache, daß man nicht mit Unrecht den Aufschwung der neueren deutschen Musik auf den Aufschwung unserer Lyrik durch ihn zurückgeführt hat. Wie Gluck sich an Klopstockischer Poesie begeistert hatte, so ist Schubert, den Fr. Lißt den „poetischsten von allen Musikern“ nennt, namentlich durch die Goethischen Lieder angeregt worden. Ueberhaupt aber haben unsere großen Componisten für ihre Musik nicht wenig von der Musik der Sprache Goethe's und Schillers gelernt.

Nach dieser Uebersicht über des Dichters literarische Thätigkeit kehren wir zu seinem äußeren Lebensgang zurück und theilen das Wichtigste über seine italienische Reise mit. Goethe lief in Weimar schließlich Gefahr seinem dichterischen Berufe sich zu entfremden. Herder warf ihm vor, daß er „taubes Gestein klopfe“, die Herzogin Amalie klagte, daß er nichts Rechtes mehr zu Stande bringe, er selbst erzählt (im Brief aus Rom vom 11. August 1787), daß man ihn „so oft als einen gegenwärtig Todten bedauert“ habe, im Brief vom 25. Dec. 1787 deutet er sogar an, daß man ihn für „krank und bornirt“ gehalten habe. Auf der einen Seite hatte er sich zu tief in das gesellige Treiben des Weimarischen Hofes eingelassen, dessen wahre Seele er lange Zeit war. Wie man sich dieses, namentlich in den ersten Zeiten seines Weimarischen Aufenthaltes, zu denken hat, das hat er selbst am besten in einem Brief an Lavater ausgesprochen. „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Hohn, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft.“ Auf der anderen Seite war er im Laufe weniger Jahre aus dem Gast des Hofes der erste Beamte des Herzogthums geworden, der in einer Staunen erregenden Vielseitigkeit die verschiedensten Aemter, Würden und Beschäftigungen in seiner einen Person vereinigte. Schon im August 1782 schrieb Herder an J. G. Müller: „Alles thut hier Augen und Ohren auf, um zu sehen, wo das noch hinaus will, da die meisten wichtigen Aemter der Herr v. Goethe jetzt verwaltet, welches folgende sind: Wirklicher Geheimrath, Präsident des Kriegs-Collegiums, Präsident der Cammer, Director des Bauwesens vom Größten bis zum Kleinsten, Director des Bergwerks, Oberaufseher der Oekonomie und des Ackerbaus dieses Landes, Director der Kunst- und Maler-Akademie, Directeur des plaisirs, Schauspieldichter, Comödiant und Favorit des Herzogs. Wie wird Ihnen bei dieser Liste zu Muth, lieber Freund?“ Billiger fragen wir, wie es Goethe schließlich in allen diesen Geschäften zu Muth geworden sei, und finden es natürlich, daß er zur Erkenntniß kam, ein neues Leben anfangen zu müssen, daß er nach einer geistigen „Wiedergeburt“ verlangte und auf eine längere Zeit dem „geschlossenen heimathlichen Kreis“ zu entweichen suchte, da „ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Personen uns am Ende in die wunderbarste Lage versetzt“. Nicht weniger deutlich, als diese Erkenntniß, stand Italien als einziges und rechtes Reiseziel ihm vor Augen. Je unerträglicher für ihn der Zustand in Weimar wurde, desto mächtiger erwachte in ihm die alte Sehnsucht, welche einst die Erzählungen des Vaters und die Bilder auf dem Vorsaal des elterlichen Hauses nach dem „Paradies der Kunst“ wach gerufen hatten. Schon zwei Mal (im Sommer 1775 und im Herbst 1779) hatte er den Fuß bis hart an die Grenze Italiens gesetzt und vom St. Gotthard aus die Pfade überblickt, die hinunter nach dem Wunderland führen, doch beide Mal zur Heimat sich wieder zurückgewandt. Jetzt erst nach einem Zwischenraum von mehr denn zehn Jahren erhob er den Entschluß zur That, den er im Herbst 1775 im Unmuth über das Ausbleiben

des Weimarischen Cavaliers und Wagens zuerst gefaßt, damals aber, nach dem Eintreffen des Botens aus Frankfurt, alsbald wieder aufgegeben und dann immer weiter hinausgeschoben hatte. Es ist dies ein Beweis, daß er auf äußere Verhältnisse, die er ehedem in ihrer Entwicklung nicht stören wollte, die vielleicht auch ihn anzogen, nur keine weitere Rücksicht nehmen wollte, ein Beweis aber auch, daß er sich endlich innerlich für die Reise reif fühlte und die Vorstudien beendigt hatte, ohne die auf wahren Gewinn und Genuß bei einer solchen Reise nicht zu hoffen ist. Auch hatte sich, an der Hand der Arbeit an der Iphigenia, der künstlerische Umschwung in ihm vollzogen, der es ihm nun doppelt wünschenswerth erscheinen lassen mußte, eine lebendigere Anschauung des Alterthums aus den Ueberresten desselben und im Angesicht des classischen Bodens Italiens und Siciliens zu gewinnen.

Am 3. Sept. 1786 brach er heimlich aus Carlsbad auf. Nach einem längeren Aufenthalt in Venedig langte er am Abend des 29. Oct. durch die Porta del Popolo in Rom an. Vier Monate schwelgt er im Genuß der Kunstwerke der ewigen Stadt (erster Römischer Aufenthalt). Darauf brach er durch die Campagna nach Neapel auf, wo er am 25. Febr. 1787 eintraf, bestieg den Vesuv und besuchte die verschütteten Städte Pompeji und Herculanum. Von Neapel ging er im April zur See nach Sicilien, stattete in Palermo incognito der Familie Cagliostro's (Balsamo's) einen Besuch ab und zog quer durch die Insel. Während der Sicilianischen Reise beschäftigte ihn besonders Homers Odyssee und vor seiner Seele stieg der Plan zu einer dramatischen Behandlung der Nausikaaepisode auf. Von Messina aus kehrte er nach Neapel und von hier nach Rom zurück (zweiter Römischer Aufenthalt vom 6. Juni 1787 bis 22. April 1788). Am 22. Juni 1788 langte er wieder in Weimar an.

Die „Italienische Reise", wie sie heute in des Dichters Werken vorliegt, ist aus einem sehr sorgfältig geführten Tagebuch und den Briefen erwachsen, welche er von Italien aus an Frau v. Stein und Herder geschrieben hatte. Seine Berichte bekunden die allgemeine geistige Reife und Ausbildung, welche er in dem vielseitig anregenden Weimarischen Leben erworben hatte, und legen Zeugniß ab von seinem Thun und Treiben in Italien. Es ist erstaunlich, für welche Dinge er Augen hatte und wie rein und klar er alle menschlichen und natürlichen Verhältnisse aufzufassen und lebendig und greifbar durch das Wort darzustellen verstand. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß selbst Männer, wie W. v. Humboldt, der in Folge seines längeren Aufenthalts in Rom wie kein Anderer zu einem Urtheil berechtigt war, der Goethischen Reisebeschreibung so großes Lob gespendet haben. In Italien vollendete Goethe seine Bildung als Künstler, hier ging ihm das Verständniß der griechischen bildenden Kunst und der wahre Sinn für die menschliche Gestalt auf, hier lernte er begreifen, daß er darauf verzichten müsse ausübender Maler und Bildhauer sein zu wollen, daß die Natur ihn vorzugsweise zum Dichter bestimmt habe, hier kam ihm das Wesen der antiken classischen Dichtung zum Bewußtsein, hier fühlte er sich geistig völlig wiedergeboren und beruhigt. Daß er hier auch die in Weimar begonnenen dichterischen Arbeiten zum Theil zu Ende führte, haben wir bei der Aufzählung derselben bereits erwähnt. Außer Poesie, Kunst und Alterthum beschäftigte ihn auch die Musik und selbst seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen führte er weiter. Der Idee der Urpflanze kam er näher und mit derselben ging ihm zugleich das Gesetz alles poetischen Schaffens auf. Während Herder, der kurz nach ihm Italien besuchte, stets die Würde seiner hohen kirchlichen Stellung hervorkehrte, lebte er in völliger Ungebundenheit und selbst zeitweiliger Zurückgezogenheit mit Künstlern und wie ein Künstler. Er trat Tischbein, Hackert und der edlen Angelica Kaufmann näher, verkehrte viel mit Moritz, H. Meyer und dem Musiker Kayser, den Maler Kniep

nahm er nach Sicilien mit sich, wo derselbe viele Landschaftsbilder für ihn aufnahm. Auf diesen, wie auf Moritz und Meyer und den jungen Bury übte er entschiedenen Einfluß. Auch an Liebesabenteuern hat es ihm nicht gefehlt, seine Begegnungen mit der schönen Mailänderin hat er selbst höchst anmuthig erzählt. Wie sehr ihn das Glück aller Orten begünstigte und wie er stets überall und von Allen zu lernen, Worte in lebendige Anschauung umzusetzen und den höchsten Begriff dessen in sich aufzunehmen bemüht war, was die Menschen geleistet haben, spricht sich in seinen Berichten selbst deutlich genug aus. Wohl hatte er Ursache seinem Fürsten dankbar zu sein, der ihm in freigebigster und edelmüthigster Weise so langen Urlaub bewilligt hatte und nach seiner Rückkehr gestattete, sich nun denjenigen Thätigkeitskreis zu wählen und zu gestalten, der seinen Wünschen am genehmsten sein würde. So kam es, daß Goethe fortan in Weimar vorzugsweise die Leitung der wissenschaftlichen und künstlerischen Anstalten in die Hand nahm. Das rasche Aufblühen der Universität Jena, welche eine Reihe von Jahren hindurch den geistigen Mittelpunkt Deutschlands bilden sollte, nachdem er an dieselbe auch Schiller berufen hatte, ebenso die Blüte des Weimarischen Theaters sind zumeist sein Werk. Mit dem Eintritt Schillers in Jena aber, der kurz nach Goethe's Heimkehr aus Italien erfolgte, beginnt für uns ein neuer Abschnitt in der Entwicklung unserer Literatur, die Periode des Classicismus im engeren Sinn des Worts.

Dichtung, Mystik und Philosophie des Goethischen Kreises.

Es ist ein schwieriges Unternehmen die literarische Bewegung klar und übersichtlich darstellen zu wollen, welche wir unter dem Namen der „Sturm- und Drangperiode“ zusammenfassen. Denn diese Periode zerfällt selbst wieder in zwei wesentlich verschieden geartete Abschnitte, die beinahe ein Jahrzehent auseinander liegen. Als Goethe, der dichterische Hauptrepräsentant dieser ganzen Epoche, den Sturm und Drang in sich zu überwinden begann, Iphigenia in Prosa gedichtet, eine zweite Schweizerreise mitten im Winter zur innern Kräftigung und Erholung mit Karl August unternommen, seine Stellung zu diesem geklärt und geordnet und, was wir glauben dürfen, ein Verlangen empfunden hatte Lessing sich zu nähern, der in Folge seiner vorwiegenden Verständigkeit und eines Mangels an Phantasie und wirklicher dichterischer Anlage den jungen Stürmern sich wenig sympathisch gezeigt, damals aber gerade mit seinem „Nathan“ ein neues großes Beispiel gegeben hatte, da brach von Schwaben her eine zweite literarische Sturmflut los, welche mit einseitig ästhetischen Interessen sich nicht begnügte und die politische Freiheit, um die in Nordamerika bereits der Kampf tobte und die demnächst in Frankreich zu einer furchtbaren Staatsumwälzung führen sollte, zum Ziel nahm und mit jener Philosophie sich verband, die auf dem Gebiete des Geistes keine geringere Revolution vollzog, als die französische im politischen und rechtlichen Leben der Völker und Staaten. Diese zweite, politisch gerichtete Phase der Sturm- und Drangzeit leitete Schiller mit seinen Räubern ein. Es ist kein Wunder, wenn Goethe anfänglich sich wenig oder gar nicht um diesen jüngern Stürmer kümmerte, nachdem er ihn aber kennen gelernt, sich durchaus nicht von demselben angezogen fühlte. Das Große, was das Schicksal über Deutschland beschlossen, vollzog sich erst, als Schiller in philosophischen und historischen Studien Klärung, und durch Vertiefung in die alten Griechen ein neues Schönheitsideal gewonnen, durch seinen gefeierten Namen aber auch sein Theil dazu beigetragen hatte, Jena zu einem nicht minder bedeutenden wissenschaftlichen Mittelpunkt zu machen, als Weimar für die Dichtkunst war.

In dem, was wir vorhin andeuteten, liegt es ausgesprochen, daß Lessing, von dessen kritischen Errungenschaften die jungen Geniedichter um so weniger Notiz nahmen, als er kein Wort der öffentlichen Anerkennung für sie hatte, Mittelpunkt eines Kreises der neuen Bewegung nicht werden konnte. Dagegen fehlte es nicht an solchen, welche sich an Klopstock und an Wieland anschlossen. In Klopstock verehrten die im „Hainbund" vereinigten Dichter ihr Oberhaupt, auf die wir weiter unten zurückkommen werden. Auch die Barden hatten sich, wie wir schon früher auseinandersetzten, an ihn angelehnt, ohne jedoch an Bedeutung die jungen Göttinger Dichter erreichen zu können, gleichwohl ist ihr Verdienst um Hebung deutschen Vaterlandsgefühls, das selbst in Oesterreich Widerhall fand, immerhin einer Erwähnung werth. Von Wielands Jüngern ausführlicher zu sprechen, verbietet der Zweck dieses Buches. Thümmel, der Oesterreicher Blumauer (1755—1795, Verfasser der „travestirten Aeneis") und der aus Langenwiesen in Thüringen gebürtige Heinse (1749—1803) haben Wielandische Frivolität und Lüsternheit zum Theil in einer Weise zur Darstellung gebracht, welche den Gesetzen der Sittlichkeit nicht minder Hohn spricht, als denen der Schönheit. Zumal Heinse hat die Sinnlichkeit vollständig entfesselt und die Emancipation des Fleisches gepredigt. Obgleich von großer Begabung, mit einem außerordentlich feinen Verständniß für bildende Künste und Musik, für welches neben einigen höchst verdienstvollen Aufsätzen auch seine beiden berüchtigten Romane („Ardinghello" und „Hildegard von Hohenthal") Zeugniß ablegen, hat er es dennoch zu keiner durchschlagenden Wirkung gebracht, denn er hat das Maß und die Läuterung nicht gefunden, durch die Goethe und Schiller alle ihre dichterischen Zeitgenossen hinter sich zu lassen im Stande waren.

So sind es denn vorzugsweise zwei dichterische Kreise der vorschillerischen Zeit der Sturm- und Drangperiode, die Beachtung verdienen: der Goethische und der Klopstockische.

An Goethe schlossen sich die sogenannten Geniedichter an, von deren dichterischem Treiben wir schon zwei Mal oben im Allgemeinen gesprochen haben. Mit ihnen verbinden wir Lavater, in dem wir einen Repräsentanten einer neuen Mystik zu sehen haben, die damals ziemlich weit auch über Deutschland verbreitet war. Aber Goethe's liebster Jugendfreund, dem er am offensten sein Herz ausschüttete, wurde F. H. Jacobi, in welchem der Sturm und Drang oder, sagen wir, die Empfindsamkeit der Philosophie sich bemächtigte. Die Geniedichter suchten Goethe unmittelbar nachzuahmen und wählten zum Theil dieselben Stoffe, die auch er bearbeitet, so die Faustsage und die Leiden und das Ende einer Kindesmörderin. Fast mit allen diesen, meist aufdringlichen Jüngern der Muse, denen er übrigens manchen Dienst leistete und die ihm dafür viel Noth und Verlegenheiten bereiteten, zerfiel er später. Auch mit Lavater und Jacobi blieb die Freundschaft nicht ungetrübt. An beiden hatte ihn wohl die geniale und dichterische Weise angezogen, mit der sie Religion und Philosophie erfaßten.

Zu den Geniedichtern (Goethianern) zählen vornehmlich Lenz, Maler Müller, Wagner und Klinger. Reinhold Lenz (geb. den 12. Jan. 1750 zu Seßwegen in Liefland, gest. den 24. Mai 1792 zu Moskau) ist nicht mit Unrecht der „Affe Goethe's" genannt worden. Es fehlte ihm zwar nicht an Phantasie, aber an Zucht des Geistes. Seine lyrischen Gedichte erheben sich nicht über die alltägliche Empfindung zur Höhe reiner Menschlichkeit. Er besaß eine gewisse derbkomische Anlage, die ihn für das Lustspiel befähigt hätte. Aber seinen Dramen geht alle strengere Composition und Charakterzeichnung ab. Er ahmt Shakespeare nur in den Fehlern nach. Nicht ohne Werth sind seine kritischen Arbeiten, in denen er im Gegensatz zu Aristoteles vom Drama nur Einheit der Person verlangte. Die antike Tragödie erkannte

er bereits als Schicksalstragödie. Vergebens suchte er sich in das Herz der von Goethe verlassenen Friederike Brion zu stehlen (vgl. das Gedicht „Die Liebe auf dem Lande“). Aus Weimar, wo er von Goethe Förderung erwartet hatte, wurde er in Folge eines frechen Angriffs auf Frau von Stein ausgewiesen. Er verfiel in Wahnsinn und starb nach vielen traurigen Schicksalen in tiefster Armuth. Vom Maler Müller (1749—1825) haben wir bei Gelegenheit der Naturdichtung schon gesprochen. Hier wäre nachzutragen, daß auch er einen „Faust“ geschrieben, der jedoch nur unersättlich im Genuß ist. In der „Genovefa“ bearbeitete er einen altdeutschen Stoff, den später Tieck wieder aufnahm. Auch er entlehnte der antiken Mythologie eine Tragödie, die „Niobe“. Sein Soldatenabschied: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich“ ist in den Volksmund übergegangen. Durch Goethe's Verwendung wurde es ihm ermöglicht nach Italien zu gehen. Hier trat er 1778, auch darin ein Vorläufer der Romantiker, zur katholischen Kirche über. Als Fremdenführer war er beliebt und gesucht. Heinrich Leopold Wagner (geb. am 19. Febr. 1747 zu Straßburg, seit 1776 Advocat in Frankfurt) ist besonders bekannt geworden durch seine anonym erschienene Farce „Prometheus, Deukalion und die Recensenten“ (März 1775), in welcher die Gegner Goethe's im Ton der Goethischen Fastnachtsspiele verspottet werden, was den Grund abgab, daß sie Goethe selbst zugeschrieben wurde, wogegen sich dieser jedoch öffentlich verwahrte. Zu seinem Trauerspiel „Die Kindesmörderin“ hatten, nach Goethe's eigener Erklärung, dessen Mittheilungen über die Gretchentragödie im Faust die erste Anregung geboten. Schiller ahmte den Charakter des Vaters in diesem Stück in seinem „Musikus Miller“ nach. Der ehrenwertheste unter den Goethischen Jugendgenossen ist ohne Zweifel Friedrich Maximilian von Klinger (geb. den 15. Febr. 1752 als Sohn eines Holzhackers und Constablers zu Frankfurt am Main, gest. zu Dorpat als russischer Generallieutenant und Curator der Universität den 25. Febr. 1831). Obgleich ein geborener Frankfurter, hat ihn Goethe doch erst nach seiner Rückkehr von Straßburg und Wetzlar kennen gelernt. Klinger ist es gelungen durch eigene Kraft und Bravheit bis zu einer sehr einflußreichen Stellung sich emporzuarbeiten und seine sittliche Persönlichkeit zu einem Achtung gebietenden Charakter hinaufzuläutern. Die große Weltkenntniß, die ihm sein an Erfahrungen reiches Leben eintrug, führte ihn zwar zu einer gewissen Menschenverachtung und pessimistischen Lebensanschauung, die ihn jedoch niemals dem Idealismus des Herzens entfremdete. So ist er auch niemals müde geworden in uneigennützigster Weise an der Verbesserung des Menschengeschlechts zu arbeiten. Seine dichterische Begabung ist geringer als seine philosophische, seine sittliche Klärung entschiedener, als seine künstlerische. Humor und eine tiefere Lyrik des Herzens gehen ihm ab. Seine Jugenddramen sind ein Protest gegen alle Regel und alles Gesetz. Mit maßlosem Schwulst paaren sie die schrecklichsten Greuel und Leidenschaften. Sie sind der verkörperte Terrorismus in der Literatur. Auf Schiller haben sie mächtigen Einfluß geübt. Klingers Schauspiel „Sturm und Drang“ gab der ganzen Periode den Namen. Mit den „Zwillingen“ siegte er über Leisewitz in der Bewerbung um den von Schröder in Hamburg ausgesetzten Preis. In der „Medea“ betrat auch er den Boden des griechischen Alterthums und in dem Roman: „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt“ bemächtigte auch er sich der Faustsage. In seinen späteren Jahren schrieb er vorzugsweise Romane. Das Gespräch „Weltmann und Dichter“ erinnert durch die Behandlung des Gegensatzes zwischen Realismus und Idealismus an Goethe's Tasso. Weitaus das Beste, was wir von Klinger haben, sind seine aphoristisch gehaltenen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur“, ein wahrer Schatz treffender Bemerkungen, die auch heute noch alles Lob verdienen.

Wir haben oben erwähnt, daß Goethe durch seine mütterliche Freundin von Klettenberg nach seiner Rückkehr von Leipzig dem Pietismus der Brüdergemeinde nahe getreten war. Die Empfindsamkeit, welche das Zeitalter beherrschte, machte sich nicht nur auf dem Gebiete der Dichtkunst und im Verkehr der Geschlechter geltend, sondern führte auch zu einer innigeren und tieferen Religiosität. Es bemächtigte sich Einzelner eine gewisse Schwärmerei und wie schon Hamann für einen „Magus“ erklärt worden war, so fehlte es auch nicht an andern neuen Propheten, auf die Swedenborgs Beispiel und Herders poesievolle Erklärung der heiligen Schriften nicht ohne Einwirkung bleiben konnte. Ueberall verspürte man einen frischeren Geisteshauch und erkannte ein Höheres über sich an, kein Wunder, daß auch die fromm Gesinnten mit einem neuen lebendigen Glauben sich zu erfüllen suchten und die religiöse Mystik neue Blüten trieb. Als ein edlerer Repräsentant derselben darf vor Allen gelten Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (geb. den 12. Sept. 1740 in Grund im Nassauischen), den Goethe in Straßburg kennen lernte und mit dem er öfters den augenkranken Herder besuchte. Durch die wunderbarsten Schicksalswendungen fühlte sich Jung in seinem frommen Glauben bestärkt. Aus armer Köhlerfamilie stammend wurde er erst Schneider, dann Schullehrer und Hauslehrer, hierauf studirte er in Straßburg Medicin, war eine Zeit lang als Augenarzt sehr gesucht, dann legte er sich auf kameralistische Studien, wurde Professor der Volkswirthschaft an der Kameralschule in Lautern und an der Universität zu Marburg, später in Heidelberg und beschloß in Karlsruhe den 2. April 1817 sein vielbewegtes Leben, das er zum Theil selbst in einem auch heute noch lesenswerthen, durch kindliche Frömmigkeit und Tiefe der Empfindung ausgezeichneten Buche, „Wahrheit und Dichtung“ eines frommen Christen, betitelt: „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben“ (4 Bde., 1777—89) in schlichter und einfacher Sprache beschrieben hat.

Der genialste dieser neuen Mystiker, der ebenfalls zum Goethischen Kreise gehört, ist der Züricher Geistliche Joh. Caspar Lavater, geb. den 16. Nov. 1741. Schon als Jüngling hatte er durch entschlossenes Auftreten den Sturz des grausamen Landvogts Grebel herbeigeführt und durch diese kühne That die Bewunderung der gebildeten Welt erworben. Im Ton der Gleimschen Grenadierlieder und angeregt durch diese dichtete er 1766 „Schweizerlieder“, die sich lange im Munde seiner Landsleute erhielten. Mit Goethe verband er sich zur Herausgabe der „physiognomischen Fragmente“ (4 Bde., 1775—78), die zwar nicht frei von Spielerei und Uebertreibungen sind, aber doch auf scharfer Beobachtungsgabe beruhen. In diesem, noch heute für die Literaturgeschichte nicht unwichtigen Werk, das für einen echten Ausfluß des Geniewesens gelten darf, äußerte sich zum ersten Mal ein tieferes Interesse an der körperlichen Gestalt und sinnlichen Erscheinung des Menschen überhaupt, insofern diese ein Spiegel der Seele ist. Für Goethe, den Dichter, Künstler und Naturforscher waren diese Studien entschieden von größerem Belang, als für den Seelsorger Lavater, der durch sie die Menschenliebe befördern zu wollen vorgab, was Lichtenberg nicht mit Unrecht verspottete. Lavaters Streben ging darauf hinaus das in todtem Buchstabenglauben verknöcherte und durch die Aufklärung verflachte Christenthum zu einer lebendigen Religion des Geistes und der Kraft, des Herzens und der Liebe zu erneuern und sich selbst zum angebeteten Apostel derselben zu machen. In der That gelang es ihm auch durch Anknüpfung zahlreicher persönlichen Beziehungen, durch Reisen, die sich fast zu Triumphzügen für ihn gestalteteten, durch briefliche Correspondenz, durch Predigt und hilfsbereite Einmischung in Herzens- und Gewissensangelegenheiten, durch seine im Prophetenstil verfaßten Bücher einen großen Kreis von Verehrern, zumal unter dem weiblichen Geschlecht, um sich zu sammeln, dem er klugerweise besondere

Aufmerksamkeit widmete. Herder sah einen wahrhaft apostolischen Charakter in ihm und Goethe erklärte noch 1779, daß die Trefflichkeit dieses Menschen keiner genügend auszusprechen vermöge. Die Ueberzeugung jedoch, daß die Zeit der Wunder noch nicht vorüber sei, ließ ihn manchen Fehlgriff thun. Die Schwärmerei, welche, gleichzeitig mit dem Sturm und Drang in Poesie und Wissenschaft, auf religiösem Gebiete grassirte, hatte auch eine Reihe Schwindler aufkommen lassen. Gaßner heilte Kranke durch Gebet und Teufelsbeschwörung, Schröpfer citirte Geister, Mesmer trieb die Kraft des thierischen Magnetismus bis zur Charlatanerie, Cagliostro verübte Betrügereien aller Art. Daß er sich dieser höchst problematischen Naturen annahm, mußte ihm schließlich die Achtung der Verständigen verscherzen. Auch Goethe zog sich allmählich von dem einst geliebten Freunde zurück, dem er den eigenthümlichen, halb genialen, halb familiären Stil seiner Jugendbriefe verdankte, die zuweilen klingen, als wenn sie wunderliche Zwiegespräche mit dem originalen Schweizer Lavater wären. Lavater starb nach langen Leiden, die eine Folge einer am 26. Sept. 1799 bei Eroberung Zürichs erhaltenen Schußwunde waren, am 2. Jan. 1801.

Dichter, Mystiker und Philosoph in einer Person war unter Goethe's Freunden der edle, reine, geistig vornehme Friedr. Heinr. Jacobi, der Bruder des von uns früher besprochenen Dichters des Halberstädtischen Kreises. F. H. Jacobi war als Sohn eines reichen Fabrikherrn am 25. Jan. 1743 auf dem reizenden Landsitz Pempelfort bei Düsseldorf geboren. Um Kaufmann zu werden trat er im Alter von sechzehn Jahren in Genf in ein Handlungshaus, wo Rousseau, mit dessen Freunden er viel verkehrte, großen Einfluß auf ihn gewann. Nachdem er seit 1779 eine kurze Zeit hindurch Geheimrath in München gewesen war, lebte er in freier Muße in Pempelfort. Von hier vertrieb ihn 1794 die französische Revolution. Um Claudius' willen zog er nach Holstein, wo er fast zehn Jahre blieb. Im Frühjahr 1805 siedelte er nach München über, wohin er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften berufen war. Im Jahr 1807 wurde ihm das Präsidium der Münchener Akademie übertragen. Er starb am 10. März 1819. Der Grundzug seines Wesens ist vorherrschendes Gefühlsleben. Das Gefühl steht ihm höher, als alles begriffsmäßige Denken. Die Stimme des Herzens gilt ihm mehr, als alle Vernunftschlüsse des Kopfes. Was einseitig nur den Verstand befriedigt, will ihm nicht genügen. Doch war er selbst nicht im Stande Verstand und Gefühl in versöhnenden Einklang zu bringen. Noch in späten Jahren mußte er von sich bekennen, er sei „ein Heide mit dem Verstande, wenn auch mit ganzem Gemüth ein Christ". Ein solcher Mensch konnte sich als Kaufmann auf die Dauer nicht glücklich fühlen. Poesie, Religion und Philosophie versprachen ihm mehr Genuß. Auf allen diesen Gebieten hat er sich bewegt, ohne jedoch sie streng aus einander halten zu können. Obgleich kein wirklich schöpferischer Dichter, besaß er doch entschiedene poetische Neigung und ein großes Vermögen der Anempfindung. Mit poetischem Geist behandelte er die Religion nicht minder, als die Philosophie. Dabei geschah es, daß sich ihm auch die Grenzen der Religion und Philosophie verschoben, die Philosophie ihm zur Religion wurde und der Glaube ihm höher stand als alle Erkenntniß. Von dem scharfen kritischen Geist, der einen Lessing und Kant beseelte, hatte er keine Spur. Kant hat er wiederholt bekämpft. Eher fühlte er sich zu Hamann und Herder hingezogen. Durch Goethe ging ihm eine völlig neue Welt auf. In diesem sah er plötzlich seine eigenen Lebensideale verkörpert. Durch ihn ließ er sich auch zu eigener dichterischer Thätigkeit fortreißen. Er verfaßte zwei Romane „Ed. Allwills Papiere" (1775 in der „Iris" und 1776 im „Deutschen Merkur" erschienen) und „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte" (1779). Der letztere reizte Goethe zu einer argen Verhöhnung, der eine langjährige Entfremdung

der beiden Freunde folgte. Beide Romane, denen ein höherer dichterischer Werth abgeht, und die wir heute kaum mehr zu lesen uns überwinden können, sind nur als Zeugnisse der krankhaften Empfindelei des Zeitalters noch von Interesse. Zur Aufstellung eines selbständigen philosophischen Systems hat es Jacobi nie gebracht. Durch sein Buch über Spinoza, dessen wir früher gedachten, regte er das Studium dieses halb vergessenen großen Philosophen wieder an. Als ein tragisches Mißgeschick empfand er es, daß es ihm, bei allem guten Willen nach dieser Seite, nie völlig gelingen wollte, sich ganz in das historische, positive Christenthum einzuleben. So bleibt denn sein Hauptverdienst, der kahlen Aufklärung, dem Pantheismus und Materialismus entgegengewirkt, als ein echter Sohn seiner Zeit das Anrecht des Gefühls dem nüchternen und abstracten Verstand gegenüber zum Ausdruck gebracht und die Wechselwirkung unter Poesie, Religion und Philosophie angestrebt zu haben, durch deren Herstellung später Schleiermacher, mit soliden historischen Kenntnissen ausgerüstet, die protestantische Theologie neubeleben sollte.

Der Hainbund oder der Göttinger Dichterkreis.

Wenn auch die Bewegung der jüngeren Generation, welche wir unter dem Namen des Sturms und Drangs befassen, nur in Goethe und dessen Genossen einen leidenschaftlicheren Charakter annahm, so ist sie doch auf den Goethischen Kreis nicht beschränkt geblieben. Es wäre auch wunderbar, wenn die neuen Gedanken Herders und die großartigen Jugendschöpfungen Goethe's vereinzelte Erscheinungen geblieben wären und ihrerseits keinen Einfluß auf weitere Kreise geübt, die gebildete Jugend anderer Orte nicht mit fortgerissen hätten. Zwar ist es richtig, daß die jungen Dichter, welche in Göttingen studirten und hier am 12. Sept. 1772 den „Hain", einen schwärmerischen Freundschaftsbund, gründeten, in der Verehrung Klopstocks und dem Hasse gegen den sinnlichen und frivolen Wieland sich zusammenfanden, doch blieb Klopstock deswegen nicht ihr ausschließliches dichterisches Vorbild. Seinen Geist allerdings suchten sie zu dem ihrigen zu machen, indem sie Vaterlandsliebe und deutsche Gesinnung auf ihre Fahne schrieben. Sie waren Klopstockisch, weil sie deutsch denken und dichten wollten. So wie sie aber von den verschiedensten Anfängen ausgingen und zum Theil an ältere Richtungen anknüpften, nach ebenso verschiedenen Seiten gingen sie auch später wieder auseinander und es ist zum Verständniß ihrer Entwicklung durchaus nöthig die Punkte nicht unbeachtet zu lassen, in denen sie sich mit den beiden großen Führern der Jugend, mit Herder und Goethe, wie mit der nachfolgenden classischen, romantischen und patriotischen Dichtung berühren. Das Band, welches sie zusammenhielt, war außer dem Geist Klopstocks, auf den sie sich verpflichtet, zunächst der Ort, der sie zusammengeführt, die Universität Göttingen. Hinzu kam das gemeinschaftliche literarische Organ, für das sie beisteuerten, der nach französischem Vorbild von Heinr. Christian Boie (geb. in Meldorf in Ditmarschen den 19. Juli 1744, gest. ebendaselbst als dänischer Etatsrath den 3. März 1806) und Friedr. Wilh. Gotter (geb. den 3. Sept. 1746 zu Gotha, gest. ebendaselbst als Geh. Secretär den 18. März 1797) 1770 gegründete, von 1771—75 allein von Boie redigirte „Göttinger Musenalmanach". Während die beiden ersten Jahrgänge fast nur aus einer Blumenlese schon gedruckter Gedichte der älteren Dichtergeneration bestanden, wurden die von 1773—1774, wie Hettner sich ausdrückt, „die wichtigste Urkunde der neuerstehenden deutschen Lyrik", in der auch Goethe, der ja Gotter in Wetzlar zu seinen Freunden zählte, mit einzelnen Liedern (z. B. „dem Wanderer")

vertreten war. Wenn nun das unvergängliche Verdienst der jungen Göttinger Dichter darin besteht, das volksthümliche Lied, für das begabte Componisten, wie Hiller, Em. Bach, Reichardt, bald ansprechende Gesangesweisen fanden, wieder in den Mund des Volks gebracht, das Volk wieder singen gelehrt zu haben, so ist es ja deutlich, daß, wenn sie auch von Klopstock ausgegangen waren, doch nicht in den Fußtapfen des Erneuerers der unsangbaren antiken Odenmaße sich fortbewegten, sondern den Lehren und dem Beispiel Herders und Goethe's folgten. Daß dieser volksthümliche Trieb, vielleicht ganz unbewußt, der jungen Göttinger Dichter sich so bald bemächtigte, das ist vermuthlich dem Einfluß zweier älterer Dichter zu danken, die zwar auch dem Haine als Mitglieder zugehörten, aber als dieser ins Leben trat, bereits selbständig den Uebergang zum Volksmäßigen vollzogen hatten und überhaupt der neuen literarischen Bewegung nicht fern standen: des Holsteiners Claudius, der nicht in Göttingen studirt hat, und Bürgers, der zur Zeit der Stiftung des Bundes in der Nähe von Göttingen wohnte. Es scheint darum gerechtfertigt, zuerst von diesen beiden und nach ihnen von Hölty, Miller, den Stolbergs, Voß und Leisewitz zu sprechen.

Matthias Claudius (geb. den 15. Aug. 1740 zu Reinfeld) stammte aus einer alten holsteinischen Pastorenfamilie. In Jena hatte er anfangs Theologie, dann Rechtswissenschaft studirt. Seit 1770 wohnte er ohne alles Amt in Wandsbeck bei Hamburg. Durch Herder empfohlen wurde er 1776 als Oberlandcommissar nach Darmstadt berufen. Doch schon 1777 zog ihn das Heimweh nach Wandsbeck zurück. Im Jahr 1788 bestellte ihn der dänische König Friedrich VI. als Revisor bei der Holsteinischen Bank in Altona, um ihm bei weniger Mühe ein ausreichendes Einkommen zu sichern. Er starb in Hamburg im Hause seines Schwiegersohnes, des frommen und charaktertüchtigen Buchhändlers Perthes, am 21. Jan. 1815. Schon sein äußerer Lebensgang zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für Landleben und einfache unabhängige Verhältnisse. Er hat in Wirklichkeit eine Idylle gelebt. Seine Hinneigung zum niederen Volk bezeigte er auch dadurch, daß er eine einfache Zimmermannstochter zur Gattin wählte, mit der er die glücklichste Ehe geführt hat. Trotz seiner bescheidenen und anspruchslosen Verhältnisse kam er mit den bedeutendsten Männern der Zeit in Berührung. Mit Klopstock, Voß, den Stolbergs verkehrte er auf freundschaftlichem Fuße. F. H. Jacobi gab ihm seine Söhne in Pension und zog um seinethalben nach Holstein. Lessing und Herder lernte er persönlich kennen, mit dem letzteren wechselte er auch noch später Briefe. Durch seinen Verkehr mit dem genialen Schönborn, der ein Freund Goethe's war, mag er zuerst über diesen Näheres erfahren haben. Schon 1763 in Jena, wo er Mitglied der deutschen Gesellschaft war, veröffentlichte er „Tändeleyen und Erzählungen“. Den Wandsbecker Boten gab er von 1770—75 (in Hamburg bei Bode) heraus. Seit 1775 sammelte er unter Ausschluß der „Tändeleyen“, aus denen er nur ein einziges Gedicht herübernahm, seine verschiedenen meist kleineren Arbeiten in prosaischer und poetischer Form unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen“. Auch hat er eine Reihe ausländischer Werke, namentlich frommen Inhalts, in das Deutsche übersetzt. Drei Stadien sind in seiner literarischen Thätigkeit wohl zu unterscheiden. Zuerst erscheint er als Nachahmer Gleims und der anakreontischen Manier. Seit 1770 nimmt er an der Bewegung der Sturm- und Drangperiode Theil. Seine Aufsätze aus dieser Zeit bekunden das tiefste und innigste Verständniß für Poesie und tragen durch den eigenthümlichen schalkhaften Humor und die gemüthvolle und selbstgeschaffene originale, den Gesprächston nachahmende Sprache, in der sie verfaßt sind, ein wirklich geniales Gepräge. Mit feinem Tact beurtheilt er die

epochemachenden Erscheinungen der Zeit. Aus Werthers Leiden fühlt er die Macht der Liebe heraus, aus Herders Schriften die Gewalt neuer großartiger Anschauungen, bei Klopstocks Oden rührt sich ein Hallelujah in ihm, er möchte die Sterne vom Himmel reißen und sie zu'n Füßen des Erbarmers hinstreuen und in die Erde sinken. Daß er ganz und gar genial war und dachte, das kann auch seine wunderbarliche Schilderung des Genies beweisen, das er einem Wallfisch vergleicht, der bald durch die Tiefe in stiller Größe dahinfährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreimastern spielt. Ein Buch gilt ihm als mit Genie geschrieben, wenn einem beim Lesen wird, als ob man in Doctor Fausts Mantel davon sollte. Ist diese Erwähnung des Dr. Faust schon an sich bezeichnend, den Faustschen Drang verräth er auch noch dadurch, daß er in der ergötzlichsten Weise alle Pedanterie, zumal den Zopf der akademischen Gelehrsamkeit persiflirte und die Art, wie Philologen und Schulmänner das Verständniß der Alten durch einen Wust unnützen Citatenkrams erstickten, an der Art versinnlicht, wie er ein schlichtes Bauernlied Wort für Wort mit Citaten aus griechischen und römischen Schriftstellern belegt. Der Sturm und Drang nimmt bei ihm bereits eine politische Färbung an, er legt einem parforce gehetzten Hirsch eine Bittschrift in den Mund, erinnert an die furchtbare Verantwortlichkeit der Fürsten für die Schrecken des Krieges und, was er sonst auf dem Herzen hat, das trägt er in Audienz dem Kaiser von Japan vor. Vorherrschend in ihm war eine gewisse lyrische Anlage, mit der auch sein Hang zur Musik im Einklang steht. Als echter Sohn der Sturm- und Drangzeit hat er im Lied und anderen volksmäßigen Formen sich versucht, die ihm um so mehr gelangen, als er mit dem Volk und mit der Natur im eifrigsten Verkehr lebte. Sein Abendlied („Der Mond ist aufgegangen") ist das einzige der gleichzeitigen Literatur, welches Herder in seine „Stimmen der Völker" aufgenommen. Noch heute singen wir sein Rheinweinlied („Bekränzt mit Laub"). Voll des heitersten Humors ist sein „David und Goliath" und „Urians Reise". Tiefgefühlt sind die Verse am Grabe seines Vaters und die zu Ehren seiner Gattin. Schon spielt der Mond eine nicht unbedeutende Rolle in seinen Liedern, was für die sich vorbereitende romantische Stimmung der Zeit charakteristisch ist. Auch in Fabeln, Epigrammen, Sprüchen hat er Vortreffliches geleistet. Für seine prosaischen Aufsätze hatte er sich einen eigenen humoristischen Apparat construirt. Er selbst ist Asmus, dem er zwei Doppelgänger beigegeben hat, den Vetter Andres, dem er so gut das Komische und Verkehrte als Tiefpoetische vorträgt, und einen Freund Anselmus, dessen Tod ihn gar wehmüthig und sentimental stimmt. Manches legt er auch dem Invaliden Goergel in den Mund. Mit zunehmenden Jahren kehrte er immer mehr, und das ist die dritte Stufe seiner Entwicklung, eine fromme Seite heraus. Zwar war ihm eine aufrichtige Frömmigkeit von Haus aus eigen, durch das Studium Hamanns, Swedenborgs und Lavaters scheint sich aber allmählich in ihm ein starker mystischer Zug festgesetzt zu haben. So kam es, daß er zu der Zeit, da unsere Literatur das antike Heidenthum zu retabliren im Begriffe stand, als eine unerschütterte Säule an dem ererbten Christenglauben festhielt. Echte Frömmigkeit bewahrt und die edleren Züge der großen Sturm- und Drangzeit in gemüthvoll-humoristischer Weise dem Volke nahe gebracht zu haben, das wird sein unbestrittenes Verdienst bleiben.

Gottfr. Aug. Bürger, geb. den 31. Dec. 1747 zu Molmerswende am Harz, stammte ebenfalls aus einer Pastorenfamilie. In seinem äußeren Leben, das vielfach an das Schicksal des unglücklichen Christian Günther erinnert, spiegelt sich der Sturm und Drang der Zeit ab. Das ihm von der Natur mitgegebene dichterische Talent würde sich in unabhängigen Verhältnissen günstiger entwickelt haben. Unvermögend sich an geschäftliche Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen, konnte er sich trotz aller

Bemühungen wohlwollender Freunde aus Noth und Verlegenheiten nicht retten, so daß sein Leben eine fortlaufende Kette von Enttäuschungen und Mißgeschick aller Art bildet. Diese äußere Noth wurde noch gesteigert durch die in dieselbe verflochtene wahrhaft ergreifende Tragik seines Liebelebens. Als er seiner ersten Gattin am Altar die Hand reichte (1774), da gehörte sein Herz schon nicht mehr dieser, sondern ihrer (als Molly von ihm gefeierten) jüngeren Schwester. Das Verhältniß, was in Goethe's Stella nur als eine dichterische Phantasie erscheint, wird in seinem Leben zur erschreckenden Wahrheit. Als nach dem Hinsterben der Gattin eine offene eheliche Verbindung mit Molly erfolgt war (1785), wird diese ihm schon nach wenigen Monaten durch den Tod entrissen (1786). Als dann eine Süddeutsche, Elise Hahn, ihm in einem Gedicht freiwillig ihre Hand anbietet (1789), da glaubt er ein besonderes Glück sich in Aussicht gestellt, holt die Fremde als Gattin heim (1790) und muß schon nach wenig Jahren (1792) wegen mehrfach an ihm begangener groben Untreue den Ehebund wieder lösen. Da sein Herz ganz von der Leidenschaft der Liebe erfüllt war, so ist es bei seiner tiefen lyrischen Anlage nicht zu verwundern, daß die Liebe der Grundton seiner Lieder, seine Lieder der poetische Reflex seines Seelenlebens und das Leben ihm zum Stoff seiner Dichtung geworden ist. In diesem Punkt hat er mit Goethe die entschiedenste Aehnlichkeit, gegen den er aber dadurch zurücksteht, daß er es nie zu einer wahren inneren Läuterung und Selbsterziehung gebracht hat und die sinnliche Glut, die in ihm loderte, nicht zu dämpfen vermochte, so daß seine Lieder oft auch an das Gemeine streifen. — Diesen allgemeinen Bemerkungen schließen wir noch einige Daten aus seinem äußeren Lebensgang an. Auf dem Pädagogium in Halle vorgebildet, hatte er anfänglich hier Theologie, dann in Göttingen Jurisprudenz studirt. Sein ungeregeltes Leben entzog dem Vaterlosen die Unterstützung des Großvaters. Boie, der sein Freund geworden, verwendete sich für ihn bei Gleim und verschaffte ihm auch eine Anstellung als Gerichtsamtmann von Altengleichen, als welcher er in Gelliehausen seinen Wohnsitz nahm. Aber Unordnung und Säumigkeit brachten ihn um alles Ansehen. Vergebens suchte er eine Anstellung in Weimar und Berlin. In unabsehbare Verwicklungen stürzte ihn das nach dem Tode seines Schwiegervaters übernommene Curatorium des von diesem hinterlassenen Vermögens. Die schwersten Einbußen erlitt er durch die zeitweilige Pachtung eines Gutes. Michaelis 1784 zog er endlich nach Göttingen, um hier als akademischer Docent sein Glück zu versuchen. Heyne, Kästner und Lichtenberg wollten ihm zwar wohl, auch wurde er 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt, jedoch ohne alles Gehalt. Zur Zeit seiner größten Noth ließ ihn Schillers schonungslose Recension (1791) auch noch an seinem Dichterberuf verzweifeln. Den an Leib und Seele Gebrochenen erlöste endlich der Tod am 8. Juni 1794. An seinem Leben zumal läßt ein Goethischer Ausdruck: „die Disproportion des Talentes mit dem Leben" sich verstehen. — Mit Recht hat man neuerdings unter Bürgers Gedichten den lyrischen den Preis zuerkannt. Bürgers Lyrik, sagt Hettner, „hat gar manches Lied, das sich an Tiefe der Empfindung und an Schmelz und Wohllaut des Verses dem Schönsten anreiht, was deutsche Dichter gesungen." Namentlich in den Liedern und Sonetten an Molly, wie sie ursprünglich lauten, sei eine Glut und Zartheit, eine Ausgelassenheit jubelnder Lust und Munterkeit, deren süßem Zauber sich keiner entziehen könne. Aber auch seine Balladen verdienen alles Lob. Er ist der eigentliche Vater der neueren deutschen Balladendichtung. Auf Herders Anregung in den Blättern für deutsche Art und Kunst (1773) studirte er des Engländers Percy's Sammlung von Volksliedern und Balladen. Eine Frucht dieses Studiums war Lenore, die er 1774 im Göttinger Musenalmanach veröffentlichte und die ihm sofort den größten Ruhm einbrachte. Das Gedicht, welches ganz den Volksliederton, auch durch den eingemischten

Dialog und den unvermittelten raschen Situationswechsel, auf das Glücklichste trifft, wirkte um so zündender, als die ihm zu Grunde liegende Vorstellung auf einer durch alle germanischen Lande verbreiteten Volkssage beruht und er zum historischen Hintergrund den siebenjährigen Krieg nahm, dessen Erinnerungen das Volksgemüth damals wie ein großer Mythus beschäftigten. Man darf wohl sagen, daß diese Ballade als episch-mythischer Nachklang jenes Krieges nicht weniger volksthümlich geworden ist, als Lessings Minna als dramatischer. Der Leonore ließ Bürger eine Anzahl anderer Balladen folgen, die fast alle Eigenthum des Volks geworden sind, als das sie heute in keinem elementaren deutschen Lesebuch fehlen dürfen. Im „Kaiser und der Abt“ machte er einen altdeutschen Schwank wieder zugänglich, was wir hervorheben, weil es beweist, wie seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, unter der Einwirkung des Goethischen Beispiels, die Theilnahme an unserer älteren Literatur sich hob. Noch müssen wir erwähnen, daß Bürger auch an Versuchen betheiligt ist die beiden Dichter in einer lesbareren Gestalt seinem Volke zugänglich zu machen, an denen das Interesse während der Sturm- und Drangzeit im Vordergrund stand: Homer und Shakespeare. Schon 1771 begann er eine Uebersetzung der Iliade in Jamben, die er aber nicht zu Ende führte. Klopstock und Goethe waren mit dem gewählten Versmaß nicht einverstanden und wünschten den Hexameter. Mit A. W. Schlegel, auf den Bürger günstigen Einfluß geübt und dem er in einem Sonett ein fast überschwenglich gehaltenes Prognostikon gestellt hat, begann er 1789 Shakespeare's Sommernachtstraum zu übersetzen. Als Schlegel die Arbeit später allein in die Hand nahm, entfernte er Alles wieder, was von Bürger stammte. Durch Bürger kam auch das Sonett wieder in Aufnahme, eine Kunstform, die Schlegel ebenfalls mit Meisterschaft hundhabte. Gewiß hat Hettner Recht, der sein Urtheil über Bürger in die Worte zusammenfaßt: „Bürger ist einer der Größten der Sturm- und Drangperiode und zugleich eines ihrer unglückseligsten Opfer.“

Nächst Bürger ist die echteste Dichternatur im Hainbund Ludw. Heinrich Christoph Hölty, geb. den 21. Dec. 1748 zu Mariensee bei Hannover. Auch er ist eines Pfarrers Sohn. Vom Vater vorgebildet, bezog er 1765 die Schule in Celle und seit 1769 die Universität Göttingen, um hier Theologie zu studiren. Im Verkehr mit Voß, Miller, Boie, den Grafen Stolberg, mit denen er den „Hain“ gründete, ging ihm ein neues Leben auf. Lungenkrank zog er nach des Vaters Tode (1775) nach Hannover, um dem Arzt Zimmermann näher zu sein. Hier ereilte ihn aber schon am 1. Sept. 1776 der Tod. Hölty hat, da so jung gestorben, sein Dichtertalent nicht zu voller Entwicklung bringen können. Trotzdem hat er im singbaren Lied Vortreffliches geleistet und ist ein Liebling der Nation geworden, der seine Lieder im treuen Gedächtniß geblieben sind. Da er eine Sammlung seiner Werke nicht selbst hatte besorgen können, so haben diese durch die Herausgeber eine Menge Veranstaltungen erfahren. Erst seit wenig Jahren besitzen wir eine würdige diplomatisch genaue Ausgabe derselben (durch K. Halm). Für das Verständniß seines Wesens muß man auch seine Briefe zu Rathe ziehen. Außer Geßner und Kleist (dessen Frühling er Voß in idyllischer Frühlingsumgebung vorlas) hatte ganz besonders Klopstock auf ihn gewirkt. Daß er Rousseau's Schriften gekannt, ist zwar nicht zu behaupten, doch steht er dem Natursinn desselben nahe. Er ist ganz erfüllt von Sehnsucht nach idyllischen Zuständen. Daher seine Empfänglichkeit für Liebe, Freundschaft und die Freuden des Landlebens. Fast könnte man ihm eine gewisse Weltflüchtigkeit oder doch eine gewisse Abneigung gegen alles öffentliche Leben und Treiben zuschreiben. Sein sehnlichster Wunsch war mit Voß nach Wandsbeck zu Claudius zu ziehen. In einem Briefe sagt er einmal: „Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese

mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche." Obgleich er wußte, daß ihm kein langes Leben beschieden war, beseelte ihn doch eine rührende Liebe zur Welt. Zwar beschleicht ihn zuweilen eine weichliche Schwermuth, er ergeht sich in mondierleuchteten Nächten und sucht Friedhöfe auf, immer aber bricht im Anblick der schönen Welt die ihm eingeborne Heiterkeit wieder durch und er zeigt oft selbst derben Humor. Daß ihn unter Shakespeare's Dramen ganz besonders Romeo und Julie anzog, hängt mit der unerfüllten Liebessehnsucht zusammen, die ihn durchdrang. Die Freude an der Natur, das Vorherrschen der Empfindung bis zur Sentimentalität, die entschiedene Abkehr vom Geräusch und Trubel der Welt, die Scheu vor dem kleinlichen Zwang eines Amtes, die Pflege des volksthümlichen singbaren Liedes, die Begeisterung für Shakespeare, lassen auch in ihm wenn nicht den Sturm, so doch den Drang der Zeit wieder erkennen.

Mit dem Norddeutschen Hölty am meisten verwandt ist der Süddeutsche Martin Miller (geb. den 3. Dec. 1750 zu Ulm, gest. ebendaselbst als Geistlicher den 21. Juni 1814). Auch er studirte in Göttingen und half den Hainbund stiften. Manches singbare Lied ist ihm gelungen. Noch heute ist sein Preis der Zufriedenheit: „Was frag ich viel nach Geld und Gut" nicht vergessen. Bei seinen Zeitgenossen war er jedoch durch seinen unter dem Einfluß Werthers verfaßten, heute nicht mehr genießbaren Roman: „Siegwart, eine Klostergeschichte" (1776), berühmter als durch seine Lieder. Dieser Roman, eine widerliche Ausgeburt des thränenreichen Empfindsamkeitsfiebers der Siebziger Jahre, fand einen größeren Leserkreis, als die unvergängliche Goethische Dichtung, ist selbst in fremde Sprachen übersetzt worden und hat eine Flut von Nachahmungen hervorgerufen. Wie gering sein dichterischer Werth, das zeigt die unkünstlerische Verarbeitung fremder Motive. Das Klosterleben ist der Geschichte von Abälard und Heloisen entlehnt, an welcher das Interesse durch Rousseau's „neue Heloise" und Bürgers Uebersetzung eines Popischen Briefes zwischen Abälard und Heloisen damals neu belebt war, und der Tod Siegwarts auf dem Grabe seiner Geliebten der Schlußscene von Shakespeare's Romeo und Julie nachgebildet. Miller schrieb noch viele andere empfindsame und auf moralische Rührung abzielende Romane.

Von kräftigerem Ton und Schlag, als Hölty und Miller, die Vertreter einer weichlichen Empfindsamkeit, sind die beiden Grafen zu Stolberg. Der ältere, Christian, geb. den 15. Oct. 1748 zu Hamburg, lebte zuletzt als Landrath auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde, wo er den 18. Jan. 1821 starb; der jüngere, Friedrich Leopold, geb. den 7. Nov. 1750 in Bramstedt, war von 1791 bis 1800 Präsident in Eutin, was eine Zeitlang eine Art literarischen Mittelpunktes bildete, und starb auf seinem Gut Sondermühlen bei Osnabrück den 6. Dec. 1819. Erst diese Brüder, die schon, ehe sie die Universität Göttingen bezogen, wo sie alsbald dem Hainbund sich anschlossen, mit Klopstock befreundet waren, haben die engere Verbindung der jungen Göttinger Dichter mit Klopstock vermittelt, in Folge deren dieser auch 1774 bei seiner Anwesenheit in Göttingen, als er nach Baden durchreiste, vorzugsweise mit den Mitgliedern des Bundes verkehrte. So verschieden beide an dichterischer Anlage und Charakter sind, so haben sie doch, wie sie zusammen erzogen worden waren und zusammen die Universitäten Halle und Göttingen besucht hatten, Vieles gemeinschaftlich mit einander ausgeführt, Freunde, Studien, Vorbilder getheilt. Sie haben mit Goethe, dem sie zwar schon durch den Musenalmanach bekannt, besonders aber wohl erst durch Klopstock empfohlen waren, im Sommer 1775 eine Reise in die Schweiz unternommen. Ihre beiderseitigen Gedichte ließen sie vereinigt 1779 durch Boie herausgeben, Schauspiele veröffentlichten sie gemeinsam 1787, ebenso gaben sie „vaterländische Gedichte" zur Zeit der Befreiung des Vaterlandes von

französischer Herrschaft gemeinschaftlich heraus (1815), auch veranstalteten sie eine gemeinschaftliche Ausgabe ihrer gesammelten Werke, deren erster Band aber erst nach dem Tod des jüngeren Bruders erschien, ein Beweis, daß sie sich in vielen Dingen einig wußten und als Brüder vor der Welt gelten wollten. Beide Brüder hat Lavater in seinem großen physiognomischen Werke charakterisirt und Goethe diese Charakteristik in „Wahrheit und Dichtung" mitgetheilt. Lavater schreibt dem älteren einen festeren Charakter zu, dem jüngeren mehr Feuer und bei einer großen Empfänglichkeit des Geistes auch eine außerordentlich leichte Bestimmbarkeit des Wesens überhaupt, ein Urtheil, das sich in der Folge bewahrheitet hat. Aus der Schilderung, die uns Goethe von ihrem Auftreten in seinem elterlichen Hause gibt, läßt sich erkennen, daß der Sturm, selbst nach der politischen Seite, auch die jungen Göttinger ergriffen hatte. Obgleich aus alter gräflicher Familie spielten sie die erklärtesten Tyrannenhasser, ja dürsteten geradezu nach Tyrannenblut, statt dessen Frau Aja, so hatten sie Goethes Mutter zu taufen sich erlaubt, ihnen Wein von einem der edelsten Jahrgänge vorsetzte. Dieser Freiheitsschwindel, der sich namentlich in Friedrich Leopolds „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert" (1775), aber auch noch in seinem Schauspiel „Timoleon" (1785) ausspricht, sollte sich später stark abkühlen, als die französische Revolution die praktischen Consequenzen solcher Träumereien gezogen hatte, und Schiller durfte mit Recht in einem Xenion spotten, wie zahm die beiden „Centauren" geworden, denn als solche erschienen sie sich wohl selbst, warum hätten sie sonst zwei Centauren der Ausgabe ihrer Gedichte (1779) als Titelvignette beigegeben. Friedrich Leopold sah in den Neufranken, wie man damals die Franzosen hieß, bald nur noch Barbaren, daher der Titel seiner Schrift: „die Westhunnen" (1794). Der dichterisch Bedeutendere ist, wie sich schon aus dem Vorigen ergibt, der jüngere Bruder. Seinem oben bezeichneten Charakter getreu ließ er seine Weltanschauung und literarische Thätigkeit in den verschiedenen Lebensepochen durch Verschiedene bestimmen. Anfänglich hing er ganz vom Vorbild Klopstocks ab. Die Verherrlichung des ritterlichen Geistes deutscher Vorzeit in seinen beiden Gedichten aus 1774: „Sohn, da hast du meinen Speer" und „Mein Arm ist stark und groß mein Muth" ist nur eine andere Wendung des Bardenthums; auch er mochte, wie Goethe, die Zeiten des Cheruskers Hermann für keinen geeigneten poetischen Hintergrund halten. Nächst Klopstock scheint das Beispiel Voßens bestimmend auf ihn gewirkt zu haben. Wie dieser schreibt er Idyllen (eine Sammlung solcher ist die „Insel" 1788), preist deutsche Landschaften und die Natur überhaupt, verherrlicht den Rheinstrom in einem an den Gesang Mahomets von Goethe erinnernden Gedicht. Durch Voß, den streng philologisch gebildeten Dichter, ließ er sich auch bestimmen mit großem Eifer klassische Studien zu treiben. Eine Frucht derselben war seine auf Klopstocks Anregung unternommene Uebersetzung der Iliade (1776)—78. Seine Uebersetzung von vier Tragödien des Aeschylus (1802) und einiger Gespräche Plato's (1796—97) ist dagegen unter dem Einfluß einer veränderten Weltanschauung entstanden, als das Verhältniß zu Voß, dem er einst so befreundet gewesen und dessen Berufung nach Eutin er betrieben hatte, lockerer geworden war. Wie er schon 1788 vom griechischen Heidenthum dachte, das zeigt seine berühmt gewordene Beurtheilung von Schillers „Göttern Griechenlands". Seit der französischen Revolution (1789) bemächtigte sich seiner immer mehr eine Unzufriedenheit mit den öffentlichen Zuständen. Er suchte nach einem festeren äußeren Anhalt und glaubte diesen in der katholischen Kirche, die er auf einer Reise nach Italien näher kennen gelernt hatte, und in dem brüderlich gesinnten, frommen und gebildeten Kreise der Fürstin Gallizin in Münster zu finden, mit dem er seit länger in Verbindung stand. Wie einige Jahre später der Romantiker Friedrich Schlegel, trat er erst heimlich, dann im Juni 1800

öffentlich sammt seiner Familie (mit Ausnahme der ältesten Tochter) zur katholischen Kirche über. Voß empörte sich dermaßen über diesen Schritt, daß er den alten Freund noch 1819, kurz vor dessen Tode, in einer Schrift: „Wie ward Friedrich Stolberg ein Unfreier“ öffentlich schonungslos angriff. Seit seinem Uebertritt beschäftigte sich Stolberg fleißig mit der Geschichte der christlichen Kirche, wie sein umfangreiches Werk „Geschichte der Religion Jesu Christi“ (1807—18 in 15 Bdn.) beweisen kann. Daß er zur Zeit der Freiheitskriege auch sein poetisches Scherflein auf den Altar des Vaterlandes niederlegte, haben wir schon erwähnt.

Während Stolbergs Entwicklung eine Hinneigung zu den Tendenzen der romantischen Schule zeigt, ist Joh. Heinr. Voß einer der rüstigsten Bahnbrecher des Classicismus und im Gegensatz zu jenem, dem wir eine gewisse Bestimmbarkeit zuschreiben mußten, ein eiserner, unbiegsamer, streitbarer, durch und durch männlicher Charakter, der dem Freiheitsideal seiner Jugend und seinem Haß gegen „Pfaffen- und Junkerthum“ durch das ganze Leben treu blieb. Voß, geb. den 20. Febr. 1751 zu Sommersdorf in Mecklenburg als der Sohn eines zurückgekommenen Pächters, hat sich, ähnlich wie Herder, aus beschränkten Verhältnissen durch eigene Kraft emporgearbeitet. Nachdem er eine Zeit lang (seit 1766) die Schule in Neubrandenburg besucht, dann eine Hauslehrerstelle bekleidet, um einige Mittel für das akademische Studium zu gewinnen, zog ihn Boie, der durch Gedichte, die Voß für den Musenalmanach an Kästner eingeschickt, auf ihn aufmerksam geworden war, 1772 nach Göttingen. Zwischen beiden gestaltete sich bald die engste Freundschaft. Voß wirkte zur Stiftung des Bundes mit, ja er wurde die Seele desselben. Boie überließ ihm 1775 bei seinem Scheiden von Göttingen die Redaction des Musenalmanachs, darauf zog Voß nach Wandsbeck, wo er mit Claudius und Klopstock verkehrte und, obgleich nur auf die Einkünfte des Almanachs angewiesen, alsbald Boie's Schwester Ernestine als Gattin heimführte, die an seinem Geistesleben ununterbrochen den thätigsten Antheil nahm und die wir als eine der edelsten und gebildetsten deutschen Frauen zu bezeichnen haben. Bis 1778 blieb Voß in dieser freien unabhängigen Stellung. Dann übernahm er das Rectorat an der Schule in Otterndorf im Lande Hadeln, von wo er auf Betrieb Stolbergs 1782 als Rector nach Eutin berufen wurde. Im Jahre 1802 legte er wegen geschwächter Gesundheit sein Amt nieder. Eine nicht unansehnliche Pension war ihm auf Lebenszeit zugesichert. Nun zog er zuerst nach Jena, wo ihn Goethe gern festgehalten hätte, dem an dem Verkehr mit dem philologisch so gründlich gebildeten Manne sehr gelegen war, von da 1805 nach Heidelberg, wo er, nachdem er noch lange Jahre als badenscher Hofrath literarisch thätig gewesen war, den 29. März 1826 starb. Voß hat sich um unsere Literatur unvergängliche Verdienste erworben. Den Ausgangs- wie Mittelpunkt aller seiner Bestrebungen, seiner Bildung wie seiner Gesinnung, bildet die Beschäftigung mit den alten classischen Autoren. In diesen lebte er schon als Schüler, in sie vertiefte er sich unter Heyne's Leitung als Göttinger Student, nicht minder während seiner Wandsbecker Muße, in ihr Verständniß führte er seine Schüler in Otterndorf und Eutin ein, in ihnen wurzelten seine Studien auch in Jena und Heidelberg. Schon in dem Wunsch, der ihn von Jugend auf beseelte, daß man ihm einmal als Dichter eine Stelle zwischen dem von ihm hochverehrten Klopstock und Ramler einräumen möge, liegt der Gedanke ausgesprochen, daß er dieses Ziel nur durch Nachahmung der Alten zu erreichen hoffe. Er versuchte sich darum mit ganz besonderm Fleiß in der Nachbildung antiker Odenmaße. Dann that er einen Schritt weiter. Auch ihn mochte es drängen das Leben, das er lebte und aus nächster empirischer Anschauung kannte, dichterisch darzustellen. Voß war ein Bauernsohn, in ländlichen Verhältnissen aufgewachsen, mit leidenschaftlicher Liebe für das Landleben

und seine Heimat und von einem schlichten Natursinn erfüllt, auch nicht ohne einen gewissen idyllischen Zug, der aber bei seiner entschieden vordringenden Thatkraft und dem politischen Interesse, das ihn beseelte, einen wesentlich andern Charakter als bei Hölty annahm. Er trug das Wohl und Wehe der Volksschichten, unter denen er aufgewachsen, auf dem Herzen, sociale Probleme beschäftigten seinen Geist. Realistisch gesinnt und von derber, handfester Natur widerten ihn die Geßnerschen Süßlichkeiten und zogen ihn die Gedichte Theokrits an, die er nachzuahmen versuchte. So entstanden seine Idyllen, eine Reihe aus dem Leben gegriffener Bilder, nach dem Vorgang seines Musters in Hexametern und theilweise auch in der Sprache des Volkes (im niedersächsischen Dialekt) verfaßt. Durch diese Dichtung ist Voß der Vater der deutschen Dialektdichtung geworden. Sein größtes Verdienst aber ist die Homerische Dichtung dem deutschen Volke erschlossen zu haben. Schon 1777 ist er mit der Uebertragung der Odyssee im heroischen Versmaß beschäftigt, die ganze Uebersetzung derselben erschien 1781, die der Ilias folgte 1793. Es ist fast nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß für die Entwicklung unserer Dichtung diese Uebersetzung einen ähnlichen Werth beanspruchen dürfe, als Luthers Bibelübersetzung für die Entwicklung unseres Geisteslebens überhaupt. Nachdem Lessing im Laokoon auf die dichterischen Mittel der Gestaltenzeichnung, Herder dann auf den Geist und das Volksmäßige im Homer hingewiesen, hat Voß im emsigsten Studium und in wirklich schöpferischer Weise unserer Sprache das Gepräge der homerisch-epischen Form aufgedrückt, die epische Sprache uns geradezu geschaffen. Von der in der Uebersetzerarbeit gewonnenen Herrschaft über die epische Form hat er nun aber auch als Dichter selbständigen Gebrauch gemacht und in Homerischem Geist zwei kleinere Dichtungen verfaßt, die seinem Namen die Unsterblichkeit sichern: Den siebzigsten Geburtstag und drei erst 1795 zu einem Ganzen, der Luise, vereinigte Idyllen, die einzeln schon 1784, die erste im Musenalmanach, die beiden andern im Teutschen Merkur, erschienen waren. Für Goethe ist Voßens Luise der nächste Anstoß zur Abfassung von „Hermann und Dorothea“ geworden. Voß hat später, auch im Bund mit seinen Söhnen, noch eine Menge anderer Schriftsteller des klassischen Alterthums, sogar auch Shakespeare übersetzt, doch nie wieder die Höhe erreicht, auf der ihn die erste, poetisch gehaltene Ausgabe seiner deutschen Odyssee zeigt. Nächst der Homerübersetzung verdient das meiste Lob seine Uebertragung des Virgilischen Gedichts vom Landbau. Die Studien, welche er an den Alten gemacht, befähigten ihn nun aber auch der deutschen Prosodie und Metrik in seiner „Zeitmessung der deutschen Sprache“ (1802) eine festere Grundlage zu geben. Obgleich sich Voß so völlig in das Leben und die Gedankenwelt der Alten vertieft hatte, daß er eine Totalanschauung derselben besaß, wie selten ein Anderer, und selbst ein wiedererstandener Hellene zu sein schien, hörte er doch nie auf deutsch zu denken und zu fühlen, besonders aber hielt er an dem Geist freier protestantischer Forschung und Wissenschaft fest. Alles, was irgend an Mystik anstreifte, war ihm in tiefster Seele verhaßt. So konnte er sich auch mit den aufklärungsfeindlichen Tendenzen der Romantiker nicht einverstanden erklären, die er in Heidelberg aus nächster Nähe kennen lernen sollte. Er hat für seine wissenschaftliche und religiöse Ueberzeugung zu allen Zeiten erbitterten Streit (besonders mit Heyne, Creuzer und Stolberg) geführt. Goethe hat in seiner bekannten Anzeige der Voßischen Gedichte diese Seite des Mannes zu schildern sich, wie es scheint, gar nicht genug thun können. „Will man irgend eine besondere Lehre“, sagt er, „eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale,

gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerei, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel." Das sind die Züge, an die H. Heine dachte, als er in seinem „Schwabenspiegel" schrieb: „Der alte Joh. Heinr. Voß, der ungeschlachte, aber ehrliche sächsische Bauer, der, wie in seiner Gesichtsbildung, so auch in seinem Gemüthe die Merkmale des Deutschthums trug."

Wir beschließen die Reihe der Göttinger Dichter mit Joh. Anton Leisewitz, geb. den 9. Mai 1752 zu Hannover, gest. den 10. Sept. 1806 als Präsident des Obersanitätscollegiums zu Braunschweig. Leisewitz war einer der engeren Freunde Hölty's, der ihn auch dem Bund zuführte (1774). Außer einigen satirischen Gedichten, die Voß sehr günstig gegen ihn stimmten, verfaßte er das schon erwähnte Trauerspiel „Julius von Tarent", mit dem er sich um den von Schröder für das beste Trauerspiel ausgesetzten Preis bewarb. Daß er gegen Klinger unterlag, schreckte ihn dermaßen ab, daß er keine weiteren dichterischen Versuche veröffentlichte, die nachgelassenen aber nach seinem Tode zu verbrennen anordnete. Durch seinen „Julius von Tarent" hat er anregend auf Schiller gewirkt, der dieses Stück geradezu auswendig wußte, durch einen gleichen Reichthum der Reflexion zu glänzen suchte und in seiner Braut von Messina Motive verarbeitete, die demselben zu Grunde lagen. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften und Briefe erschien erst 1838.

Der Roman.

Wir lassen einen Augenblick den persönlichen Faden fallen, um die Geschichte des Romans zu verfolgen. Die Sturm- und Drangperiode, welche die literarische Production in Deutschland überhaupt bis zu einer noch nicht erlebten Höhe steigerte, mußte auch der Romandichtung vielfach Vorschub leisten. Bei der Massenhaftigkeit des Materials und der Menge des Schwachen und Verfehlten können wir hier auf keinerlei Vollständigkeit ausgehen. Dagegen sind wir dem Leser einige orientirende Andeutungen schuldig, um so mehr, als gerade im Roman die herrschenden Zeitrichtungen zum Ausdruck kamen. Wie immer bei uns, waren auch in dieser Periode fremde Muster für denselben von maßgebendem Einfluß. Die Vorliebe für den Familienroman, der von England aus durch Richardson in Aufnahme gekommen war, dauerte auch in dieser Epoche fort. Besondere Theilnahme erregte der von Herder und Goethe gepriesene „Landprediger von Wakefield" (1766) des Engländers Oliver Goldsmith (1728—74). Der Stimmung der Stürmer und Dränger entsprachen vor allem Andern die genialen, wenn auch formlosen, humoristischen Romane Lorenz Sterne's (geb. 1713, gest. 1768): „Yoriks empfindsame Reise" und „Tristram Shandy". Goethe's Urtheil über Sterne, im Anhang zu den Wanderjahren, wo er diesem eine freie Seele, eine gränzenlose Sagacität und Penetration, mit der er alles Unzulängliche und Lächerliche entdeckte, einen entschiedenen Haß gegen alle Arten Pedanterie zuschreibt und ihn „in Nichts ein Muster und in Allem einen Andeuter und Erwecker" nennt, zeigt seine Verwandtschaft mit dem Charakter der Sturm- und Drangperiode. Auch die beiden anderen großen englischen Humoristen und Satiriker jenes Zeitalters, Henry Fielding (1707—54), der Verfasser von „Joseph Andrews", „Tom Jones" und „Amelia", und der ältere Jonathan Swift (geb. 1667, gest. 1745 als Dechant zu St. Patrick), dessen berühmteste Dichtungen „das Märchen von der Tonne" und „Gullivers Reisen" sind und nach

welchem Herder unter seinen Freunden den Beinamen „der Dechant“ führte, fanden Beifall und Nachahmung. Daß Viele als den eigentlichen Ahnherrn der Sturm- und Drangperiode den Verkündiger des Naturevangeliums, den Genfer Bürger Jean Jacques Rousseau (1712—78) ansehen, ist oben angedeutet worden. Seine Romane: „Die neue Heloise“, „Emil“ und der nach seinem Tode erst veröffentlichte Roman seines Lebens, seine „Bekenntnisse“, wurden ganz besonders gern gelesen und übten einen ungemeinen Einfluß.

In der Manier Richardsons schrieb der Theolog J. Tim. Hermes (1738 bis 1821) den empfindsamen Familienroman: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ (1769—73) und Sophie von La Roche „das Fräulein von Sternheim“ (1771). Alle deutschen Romane aus jenem Zeitalter übertraf aber an Geist und Wirkung Goethe's „Werther“ (1774). Eine Nachahmung desselben ist Millers schon erwähnter „Siegwart“ (1776), nicht minder F. H. Jacobi's philosophisch-empfindsame Romane „Allwills Briefe“ und „Woldemar“. Als ein Nachfolger von Hermes darf gelten A. H. J. Lafontaine (1759—1831), ebenfalls Geistlicher, dessen moralisch sentimentale Romane einen ungemein großen Leserkreis fanden. Wie Iffland und Kotzebue im Drama, vertrat Lafontaine im Roman das spießbürgerlich moralische Element. Verwunderung erregt, daß selbst ein Mann wie Herder Lafontaine's Schriften auf das angelegentlichste empfehlen konnte. Die genannten Romane, von Hermes bis herauf zu Lafontaine, stehen sämmtlich unter dem Einfluß der Empfindsamkeit. Eine andere Reihe sucht, der allgemeinen Richtung der Zeit folgend, die verlorene Natur. Heinse, welcher seinen frivolen Erzählungen ein höheres Interesse durch ein beigemischtes ästhetisch-artistisches Element zu geben wußte, predigte die volle Emancipation des Fleisches und wollte durch Niederreißen aller conventionellen Schranken in der losgebundensten Sinnlichkeit die Natur wiederfinden. Andere, und ihre Zahl ist Legion, gingen zwar nicht bis auf einen vorweltlichen Urzustand oder, wie ehedem die Ziegler und Lohenstein, auf das älteste Germanenthum zurück, sondern feierten, zum Theil durch Goethe's „Götz von Berlichingen“ (1773) und Wielands „Oberon“ (1780) angeregt, in den Ritterzeiten, für die bei uns die Vorliebe nie ausstarb, das goldene Zeitalter der Liebe, Freiheit und des Heldenthums und der Verwirklichung ihrer eigenen Wünsche und Träume. Noch Andere machten als die rechten Stürmer und Dränger der bestehenden menschlichen Gesellschaft den Krieg und befriedigten in der Schilderung eines, wie ihnen scheinen mochte, poesievollen Räuberlebens, dem sie selbst Züge von Großheit und Edelmuth liehen, den dem deutschen Wesen einwohnenden Hang zum Abenteurerleben und Vagantenthum. Wie allgemein verbreitet diese Richtung damals war, kann beweisen, daß schon sechs Jahre vor Schillers „Räubern“, auf die man meist die „Räuberromane“ zurückleitet, Goethe in „Claudine von Villa Bella“ (1775) den Helden seines Stückes Crugantino aus Uebersättigung an der Langweile, Thatlosigkeit und Prosa des Alltagslebens zum Räuber und Abenteurer gemacht hatte. Einer der fruchtbarsten Producenten im Ritterromane war Goethe's Schwager Vulpius, der Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“.

Die Empfindsamkeits- wie Ritter- und Räuberromane flossen aus einer übertriebenen Phantastik, welche schließlich allen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen verlor und die Ueberschwenglichkeiten der späteren romantischen Schule vorbereiten half. Da das Leben überhaupt sich in Gegensätzen bewegt, so war es nur folgerichtig, daß gegen diese phantastischen Richtungen eine realistische Gegenströmung sich allmählich bemerklich machte. Der Todfeind der ungezügelten Phantastik ist die Komik. Unsere Epoche hat verschiedene komische Romane aufzuweisen. Wir erwähnen des Itzehoer Buchhändlers Joh. Gottw. Müller (1744—1828) lebenswahren

und für die Sittengeschichte bedeutsamen Roman: „Siegfried von Lindenberg“ (1779), der neuerdings in der Reclamschen Universalbibliothek wieder zum Abdruck gekommen ist. Wielands „Abderiten“ (1774) verdienen auch hier genannt zu werden, und da der Roman nur eine andere Form des Epos ist, auch K. A. Kortüms (1745—1824) heute noch nicht veraltetes komisches Heldengedicht: „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten“ (1784) und Blumauers schon oben angeführte „Travestirte Aeneis“ (1784—88), welche aufs bitterste alles aufklärungsfeindliche Treiben geißelt. Hieher dürfen wir wohl auch ein durchaus originelles Büchelchen zählen, welches sonderbarer Weise, obgleich von einem Deutschen, dem geflohenen ehemaligen Kasseler Professor und Bibliothekar R. Erich Raspe (1737—94), verfaßt, zuerst in englischer Sprache (London 1785) erschien und von Bürger, aber anonym, unter dem Titel: „Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“ 1787 in das Deutsche übersetzt wurde.

Als eine Rückströmung gegen die herrschend gewordene Phantastik dürfen wohl auch die ersten Anfänge des historischen Romans durch die heute halb vergessenen Meißner (Alcibiades, Cäsar, Epaminondas) und Feßler gelten. Wielands „Aristipp“, der uns in das alte Athen versetzt und auf den des Franzosen Barthélemy (1716—95) viel gelesener und heute noch lesenswürdiger gelehrter Roman „die Reise des jüngern Anacharsis“ (1788) nicht ohne Einfluß gewesen sein mag, erschien erst 1800. Bedeutender als diese Versuche einer poetischen Reconstruction längst vergangener Zeiten sind einige ins Romanhafte gezogene autobiographische Darstellungen, auf die zum Theil Rousseau's Confessionen eingewirkt haben mögen und die selbst wieder Vorläufer von Goethe's Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung“ wurden. Jung-Stillings hieher gehörige Schriften haben wir schon erwähnt. Ihnen reihen wir an: Ad. Freih. v. Knigge's, des Verfassers der einst beliebten Schrift „über den Umgang mit Menschen“ (1788), eigene Lebensbeschreibung: „der Roman meines Lebens“ und K. Ph. Moritzs, des Freundes Goethe's, „Anton Reiser, ein psychologischer Roman“ (1785—90), welchem die Lebensgeschichte des Verfassers zu Grunde liegt und der auch heute noch die entschiedenste Beachtung verdient.

In directen Gegensatz zu einzelnen Richtungen der Empfindsamkeits- und Genieperiode traten Musäus und Lichtenberg. Joh. K. Aug. Musäus (geb. 1735 in Jena, seit 1770 Professor am Gymnasium zu Weimar, gest. daselbst 1787) verspottete den weinerlichen Familienroman der Richardsonschen Manier in „Grandison der Zweite“ (unter diesem Titel zuerst erschienen Eisenach 1760—62, später „der deutsche Grandison“) und Lavaters Physiognomik in seinen „physiognomischen Reisen“ (Altenburg 1778—79). Am bekanntesten ist Musäus durch seine „Volksmärchen der Deutschen“ (Gotha 1782—86) geworden, die ein löbliches Zeugniß für seinen echt deutschen und volksthümlichen Sinn ablegen. Obgleich in denselben der wahre schlichte Märchenton nicht getroffen und viel Fremdartiges ihnen beigemischt ist, vor allem satirische Ausfälle, so verdienen sie doch als Vorbereitung auf der Brüder J. und W. Grimm unsterbliche Märchensammlung rühmliche Anerkennung. — G. Christoph Lichtenberg (geb. den 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt, seit 1770 Professor der Naturwissenschaften in Göttingen, wo er am 24. Febr. 1799 starb) hat zwar seine Absicht einen größeren Roman zu schreiben nicht zur Ausführung gebracht, aber in einer Reihe kleinerer Aufsätze, die von Witz und Humor sprudeln und durch eine bilderreiche, geniale Sprache ausgezeichnet sind, verschiedene Bestrebungen, Thorheiten und Schwachheiten der Zeitgenossen arg mitgenommen, be-

sonders aber die Lavatersche Physiognomik und das Treiben der Kraftgenies. In Folge der damals noch bestehenden Verbindung Hannovers mit England war es ihm vergönnt gewesen mit Unterstützung seiner Regierung wiederholt Reisen nach England zu unternehmen, wo er das Volksleben, vorzüglich aber das unter Garrick blühende englische Theater studirte. So offenbart sich denn auch in ihm neben dem volksmäßigen Zug der Zeit das Interesse an der Bühne. Seine reiche Kenntniß des wirklichen Lebens wußte er in bewundernswürdiger Weise für die „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche" (1794—99) zu verwerthen. In ihm erscheint philosophischer und wissenschaftlicher Geist mit poetischem und künstlerischem Sinn auf das glücklichste gepaart. Auch er gehört zu den großen „Andeutern und Anregern" der Epoche.

Eine Zeit, welche, wie die Sturm- und Drangperiode, in heftigster Gährung sich befand und aus deren Schooß eine größere und bessere Zukunft sich neu gebären zu wollen schien, mußte die poetische Lieblingsform — denn das war der Roman neben dem Drama — auch als Kampf- und Aufklärungsmittel zur Anwendung bringen. So geschah es, daß in jenen Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts noch in seinen alten Tagen ein Dichter, den wir in einem früheren Zeitraum besprochen haben, A. v. Haller in drei Romanen: „Usong"(1771), „Alfred" (1773) und „Fabius und Kato" (1774) seine politischen Ansichten über Despotie, Monarchie und Republik vortrug, aus deren erstem Goethe das Motto für seinen „Goetz" entlehnte. Nur im Vorübergehen wollen wir andeuten, daß Wieland seinen politischen Ansichten im „goldenen Spiegel" 1772 Ausdruck gab. Ebenso haben wir schon früher erwähnt, daß die neuen Pädagogen, wie Campe, Salzmann, Lossius, des Romans sich gern bedienten, um ihre Ideen in allgemeineren Umlauf zu bringen. J. H. Pestalozzi (1746 bis 1827), der allgemein als der Begründer des heutigen Volksschulwesens gilt, schrieb 1781—85 seinen Roman: „Lienhard und Gertrud". Erbitterten Kampf gegen die Orthodoxie und alle Feinde der Berliner Aufklärung führte Fr. Chr. Nicolai in seinem Buch: „das Leben und die Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker" (1773—76). Selbst Schiller dichtete einen Tendenzroman, den leider Fragment gebliebenen „Geisterseher" (erschienen 1789), in welchem er gegen die jesuitische Propaganda zu Felde zog. Und da wir einmal das Drama neben dem Roman als die poetische Lieblingsform des Zeitalters bezeichneten, dürfen wir wohl beiläufig hier daran mit erinnern, daß, wie Lessing seine Toleranzpredigt im „Nathan" (1779) gehalten hatte, Schiller seinen Freiheitsideen in seinen vier Jugenddramen, in den „Räubern", „Fiesko", „Kabale und Liebe" und im „Don Carlos" Ausdruck gab.

Wir beschließen die Umschau über den Roman mit einer kurzen Besprechung Th. Gottl. von Hippel's (geb. den 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreußen, gest. den 23. April 1796 als Kriegsrath und Stadtpräsident in Königsberg). Hippel war ein Freund von Hamann, ein Schüler Kants, dessen Ansichten er auch in seinen Schriften widerklingen läßt, ein Verehrer Rousseau's, in seinem Leben aber einer der sonderbarsten und widerspruchsvollsten Menschen. Er hat Vieles, aber nur anonym, auch über politische und sociale Tagesfragen geschrieben. Am bekanntesten ist sein heute noch beachtenswerthes Buch „über die Ehe" (1774) und die beiden Sterne nachgeahmten Romane: „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" (1778—81), die auf der Idee der fortgehenden Familienähnlichkeit fußen, und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z (1793—94). Beiden Romanen liegen Ereignisse und Erfahrungen seines eigenen Lebens zu Grunde, das er auch in einer vortrefflichen, aber nicht zu Ende geführten Selbstbiographie dargestellt hat,

die auf seine Dichtungen manches Licht zu werfen geeignet ist. Seine Romane sind so formlos, daß man neuerdings ihnen eine kürzere und verständlichere Fassung zu geben versucht hat, was sie um ihres großen Gedankenreichthums und um der tiefen Empfindung willen, die sie belebt, wohl verdienen. Hippel ist Vorbild für Jean Paul geworden, der ihm auch in Rücksicht der Form ähnelt. Beide verbinden mit dem genialsten Scharfsinn das weichste Gemüth, mit dem hochfliegendsten Idealismus einen theilnehmenden Sinn für die idyllischen Züge des alltäglichen Lebens. Beide sind leidenschaftliche Freunde der Musik und in beiden offenbart sich echtes deutsches Wesen. Noch wollen wir erwähnen, daß Hippel ein begeisterter Anhänger Friedrichs II. war und zu jenem Kreis tüchtiger Männer zählt, aus dem die großen Preußischen Staatsmänner um die Zeit der Freiheitskriege hervorgegangen sind. Hippel, der Verfasser des „Aufrufs an mein Volk", war der Neffe des großen Humoristen. Ueber die Widersprüche, die sich im Leben dieses Humoristen kund gaben, sagt Bach, der Biograph von Hippels Neffen: „Er war ein Mann, in dessen Charakter und Persönlichkeit die Extreme der Verständigkeit und des Gemüths, der Philosophie und der Phantasie, des Radikalismus und der Mystik, des sittlichen Rigorismus und des sinnlichen Behagens, der Theorie und Geschäftspraxis, des Stilllebens und der Weltsitte zusammen wohnen wollten." „Er sprach gegen geheimes Ordenstreiben und war doch Freimaurer, bekämpfte den Ahnenstolz und wurde doch der Erneuerer des Adels seiner Familie, eiferte gegen den Freiheitsschwindel und war Prediger der Emancipation der Frauen und Verkündiger der Grundsätze der französischen Revolution, war Staatsidealist und doch der regelrechteste Bureaukrat, schrieb ein vorzügliches Buch über die Ehe und blieb doch stets ehe- und kinderlos."

Wissenschaftliche Bestrebungen.

Geschichte. Kritik und Philologie. Naturwissenschaft.

Der neue Geist, welcher auf dem Gebiet der Poesie zum Durchbruch kam, mußte auch die wissenschaftliche Thätigkeit befruchten. Fortan streift die Gelehrsamkeit immer mehr die alten trockenen und pedantischen Formen ab und verjüngt sich in engster Berührung mit Poesie und Philosophie, sie steigt bis zu den unmittelbaren Quellen alles Wissens herunter, schöpft aus der Erfahrung neues Leben, gewinnt Augen für Dinge, an denen sie zeither wie blind vorübergegangen war, und nimmt allmählich schärferen Bezug auf die Gegenwart, deren Kritik sie immer mehr als Aufgabe der Wissenschaft erkennen lernt.

Auch in diesem Zeitraum überwiegt, aus den früher besprochenen Gründen, anfänglich noch das Interesse an der Kirchengeschichte das an der politischen, wofür selbst die Thatsache spricht, daß der junge Goethe mehr, als in alle andere Geschichte, in die Geschichte der christlichen Kirche, und zwar an der Hand von Arnolds Ketzerhistorie, sich eingearbeitet hatte. Als beachtenswerthe Nachfolger von Arnold und Mosheim haben wir J. Matth. Schröckh (1733—1808) und L. Tim. Spittler (1752—1810) zu nennen. Schröckh schrieb eine „christliche Kirchengeschichte" in 35 Bänden (1772—1803), von der Gervinus urtheilt: „unter all den älteren, stoffartigen Werken hat doch keines Schröckh's Kirchengeschichte übertreffen können", und Spittler, der nach Gervinus „in dem Gebiete der Kirchengeschichte das Erste und mit das Vortrefflichste geleistet hat", außer anderen hieher gehörigen Schriften auch einen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (1782). Beide haben aber auch Verdienstliches für die politische Geschichte geleistet, Schröckh durch seine „allgemeine

Biographie" 1767—91, die historischen Sinn in größeren Kreisen verbreiten half, Spittler, indem er der Behandlung der Local- und Weltgeschichte durch seine Arbeiten über Württembergische (1783) und Hannoverische (1786) und die Geschichte der europäischen Staaten (1793) einen kräftigen Impuls gab, höchst anregende Vorlesungen über Politik hielt, die nach seinem Tode veröffentlicht wurden, und im persönlichen Wirkungskreis als Lehrer mehr, als irgend einer zuvor, geschichtlichen und politischen Sinn zu wecken im Stande war. Unter seinen vielen Schülern sind die Geschichtsforscher Heeren und Schlosser und die Rechtslehrer Hugo und Savigny zu nennen. Als Wächterin und Richterin der Zeit erscheint die Geschichte besonders bei A. Ludw. v. Schlözer (1735—1809), der in seinem, von den Gewalthabern gefürchteten „Briefwechsel" (1776—82) und in dessen Fortsetzung „den Staatsanzeigen" (1782—93) politische Mißgriffe und Ungerechtigkeiten schonungslos aufdeckte. Durch beide Unternehmungen weht ein frischer politischer Geist, doch sympathisirt Schlözer weder mit dem nordamerikanischen Befreiungskrieg, noch mit der nach diesem folgenden französischen Revolution. Sowohl der Briefwechsel, als die Staatsanzeigen bilden eine Art Uebergang zu unseren heutigen Ton angebenden politischen Zeitungen, deren Idee und Plan bereits in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dem Tübinger Buchhändler Joh. Fr. Cotta (1764—1832), dem Begründer der „Allgemeinen Zeitung", vorschwebte.

Eine ganz eigenartige Stellung zu seiner Zeit nimmt Justus Möser ein (geb. den 14. December 1720 zu Osnabrück, gest. den 8. Januar 1794 ebendaselbst). Von Haus aus Jurist war er gleichzeitig zum Vertreter der Regierung und der Stände im Hochstift Osnabrück berufen worden, wo er lange Jahre bis zu seinem Tode, im vollsten Besitz des allgemeinsten Vertrauens, die Seele des öffentlichen Lebens blieb. Auf seine Anschauungsweise hatten die Verhältnisse seines Heimatlandes, wo altgermanische Ordnungen und Sitten noch in lebendiger Erinnerung standen, nicht minder eingewirkt, als die durch Osnabrücks nahe Beziehung zu dem mit England verbundenen Hannover gewonnene und gelegentlich einer Reise noch vertiefte Kenntniß vom englischen Verfassungsleben. Aus Allem, was Möser geschrieben hat, leuchtet der gesunde Verstand und die Besonnenheit hervor, mit der er, unbeirrt durch die Phantastik der Zeit und einzig der Wirklichkeit Rechnung tragend, von der hohen Vertrauensstellung aus, die er einnahm, das Leben nach allen Seiten auf das gründlichste beobachtet hatte. Stets war es ihm um das wahre öffentliche Wohl zu thun. Da ihm die Wirksamkeit der englischen Wochenblätter nicht verborgen geblieben war, gründete er 1768 in Nachahmung derselben die „wöchentlichen Osnabrückischen Intelligenzblätter", in denen er über „Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht", seine oft recht schroffen Ansichten auf das freimüthigste vortrug. Wir schaudern heute, wenn wir lesen, wie er Marterstrafen, Leibeigenschaft, Cölibat, Hierarchie zu rechtfertigen sucht. Auch sonst steht er im Widerspruch zu den Tendenzen seines Zeitalters. Er ist ein Feind des Kosmopolitismus, von dem er Untergrabung der wahren Vaterlandsliebe fürchtete, er will nur für seine Zeit an seinem Ort wirken, er bekämpft die flache Aufklärung und hält an christlicher Lehre und Sitte fest, historische Studien gelten ihm mehr als alle philosophischen Systeme, er haßt die Empfindsamkeit und dringt auf pflichtmäßige Arbeit, auf mannhaftes Thun und Abhärtung des Körpers, er nimmt die Realien den Humanitätsstudien gegenüber in Schutz, der neue Philanthropinismus in der Erziehung ist ihm ein Greuel, zu Gunsten des überkommenen historischen Rechts weist er die Ansprüche eines humanen Naturrechts zurück, dagegen aber dringt er auf Selbständigkeit des Gemeindelebens, unbedingte Handelsfreiheit, Schwurgerichte, verlangt Zurückgabe des Degens an das Handwerk und empfiehlt die Ausbildung eines wahrhaft deutschen

Volksheeres. Dabei fehlt es ihm nicht an Humor und Sinn für die Freuden des Lebens, er ist ein eifriger Vertheidiger des Tanzes. Die Aufsätze, in denen er in den Osnabrückischen Intelligenzblättern seine Ansicht vorgetragen, sammelte seine Tochter, Frau von Voigts, und gab sie unter dem Titel „patriotische Phantasien“ von 1775—86 heraus; an Goethe gelangte der erste Band derselben noch vor der öffentlichen Ausgabe desselben im December 1774. Nun erst thaten sie als kräftiges Ferment der Sturm- und Drangperiode ihre volle Wirkung. Möser hat sich aber auch um unsere Literatur nach verschiedenen Seiten verdient gemacht. Er verlangte ein historisches Studium unserer Sprache, interessirte sich lebhaft für unsere altdeutsche Literatur und das Volkslied, vertheidigte den Harlekin, nahm in seinem vortrefflichen Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur Goethes Götz gegen das unbillige Urtheil Friedrichs II. in Schutz und sprach es unverholen aus, daß die deutsche Literatur auf dem Grund fortbauen müsse, den Klopstock, Goethe, Bürger und andere Neuere gelegt hätten. Ein großes Beispiel gab er selbst mit seiner „Osnabrückischen Geschichte“, zunächst durch die quellenmäßigen Studien, auf die er sie gründete, die zum ersten Mal Licht in die älteste Geschichte unseres Volkes brachten, dann durch den Geist, den er in derselben offenbarte, indem er die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften für unzertrennlich von der Landesgeschichte hielt, bereits also das Ideal der Culturgeschichte aufstellte, dem auch wir nachzustreben haben, endlich durch den edeln, männlichen und kräftigen Stil, in welchem er schrieb.

Mösers Verdienste wußte namentlich ein jüngerer Historiker zu würdigen, der ebenfalls an der Politik praktischen Antheil genommen und ein überaus bewegtes und wechselvolles Leben geführt hat, der Schweizer Joh. v. Müller, ein Schüler Schlözers (geb. den 3. Januar 1752 in Schaffhausen, nacheinander Professor in Göttingen, Schaffhausen und Kassel, dazwischen von 1774 ab Hauslehrer beim Staatsrath Tronchin in Genf, seit 1786 in Mainz Bibliothekar, wo er bis zum Rang eines Geh. Staatsrath aufstieg und 1791 vom Kaiser geadelt wurde, hierauf im Dienst der verschiedensten Herren, Geh. Hofrath in Wien, Historiograph in Berlin, seit 1807 endlich Minister des Königs Jerôme in Kassel, wo er den 29. Mai 1809 als Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts starb). Von Müller gilt, was Schiller über Wallenstein sagt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. Als „ein Kind der Genialitätszeit“ zeigen ihn besonders seine aus den Jahren 1773—80 stammenden, 1802 veröffentlichten „Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund“ (K. V. v. Bonstetten, geb. 1745 zu Bern, gest. 1832 zu Genf, Freund auch von Matthisson und Salis). Vom größten Einfluß auf ihn waren Herders Schriften, an deren Herausgabe er sich auch später betheiligte. Mit fast allen hervorragenden Schriftstellern stand er in Beziehung, wie er an der ganzen literarischen Bewegung seiner Zeit regen Antheil nahm. Die Aufgabe des Geschichtsschreibers faßte er sehr hoch. Derselbe soll, um zu empfinden und zu wissen, wovon er spricht, „eine königliche Seele und neben der Geschichtsforschung alle Kenntnisse eines nicht gewöhnlichen Königs besitzen“. Darum vertiefte er sich selbst in die Kriegskunst. Er beherrschte die gesammte Literatur des classischen Alterthums, lebte in Homer und Aristoteles und ahmte Thucydides und Tacitus nach in der Kürze und Prägnanz des Ausdrucks. Er war nicht minder bewandert in den großen „Venetianern“ und den Quellenschriftstellern des Mittelalters. Selten hat ein Mensch so viel gelesen und excerpirt als er. Das Hauptwerk seines Lebens sind seine früh begonnenen „Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Bd. 1, 1780), für die er die von Haller veranstaltete Urkundensammlung benutzte und die durch feine Charakteristik, lebendigste Wiederbelebung des Mittelalters, wunderbar klare Schlachtschilderungen aus-

gezeichnet sind. Schiller hat Müllers Schweizergeschichte, als er den Tell schrieb, fleißig studirt und in diesem Drama auch Müllers Namen verewigt. Auch Goethe nahm großen Antheil an Müllers Arbeiten, übersetzte sogar dessen französische Rede über Friedrichs II. Ruhm. Erst nach Müllers Tod erschienen die von demselben gehaltenen Vorlesungen über allgemeine Geschichte unter dem Titel „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte". Er hat sein Leben bis zu seiner Anstellung in Berlin selbst beschrieben. Obgleich viele Briefe und anderes reiches Material vorhanden ist, fehlt es doch noch an einer erschöpfenden Darstellung seines ganzen Lebens und Wirkens. Von gewissen Schwächen, wie Ruhm- und Ehrsucht, Achselträgerei und Unbeständigkeit in der politischen Ansicht, auch selbst von einer gewissen Feigheit, ebenso von einer zu starken Hinneigung zur Mystik und zum Katholicismus, die an einem Protestanten besonders unangenehm auffällt, kann man ihn nicht freisprechen. Nie wird man ihm vergessen, daß er erst ein Gegner Oestreichs war und dann doch in östreichische Dienste trat, erst den von Preußen angeregten Fürstenbund und dann den Rheinbund vertrat, endlich daß er hohe Aemter unter einem Napoleoniden bekleidete und sich dadurch auf die Seite des Unterdrückers seines eigenen Heimatlandes stellte. Diese charakterlose Haltung erklärt sich nur aus dem ihm eingeborenen Drang nach großartiger Wirksamkeit, mit dem wir aber nicht entschuldigen können, daß er sich Verhältnissen anbequemte, unter denen ein echter Charakter lieber vom Schauplatz abgetreten wäre.

Je größer und bedeutender die Wandelung der öffentlichen und literarischen Verhältnisse war, die sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vollzog und je mehr der Einzelne auch an sich selbst Geschichte erlebte, um so häufiger trat der Fall ein, daß hervorragende Männer im vorgerückten Alter sich zu einem, Verständniß der eigenen Zeit suchenden Rückblick in das eigene Leben getrieben fühlten. So kam es, daß die Zahl wirklicher Selbstbiographien, neben den romanhaften, von denen wir oben sprachen, von Jahr zu Jahr sich mehrte. Eine der beachtenswerthesten ist zweifellos die 1781—82 erschienene des bekannten freisinnigen Theologen J. Sal. Semler (1725—1791), die einen wichtigen Beitrag zur Culturgeschichte der Aufklärungsperiode bildet. Als einen Anfang zu einer kunstgerechten fremden Biographie sind des ausgezeichneten Prosaisten G. P. Sturz „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. von Bernstorff" (1777) zu nennen. Auf Sturz, der ein Mitglied des Klopstockischen Freundeskreises war, ist man in neuerer Zeit wieder aufmerksamer geworden.

Hand in Hand mit dem Aufschwung der Poesie ging die höhere Ausbildung der ästhetischen und literarischen Kritik überhaupt, wie die wachsende Zahl kritischer und belletristischer Zeitschriften beweisen kann, welche neben der älteren Nicolaischen und Weißischen aufkamen. Während die schon früher besprochenen „Franckfurter Gelehrten Anzeigen" das Organ des Goethe-Merckischen Kreises bildeten, sammelte Wielands „Teutscher Merkur", der fast gleichzeitig mit jenen (1773) in das Leben trat, durch seine allgemeinere und weitherzigere Tendenz, einen größeren Kreis von Mitarbeitern und Lesern. Boie trat den „Göttinger Almanach", welchen er mit Gotter gegründet hatte, an Voß ab und gab von 1776 im Stil des Teutschen Merkur eine durch Vielseitigkeit und Gehalt ausgezeichnete Zeitschrift das „Deutsche Museum" heraus. Im „Wandsbecker Bothen" sprach sich Claudius über die neuen Erscheinungen der Zeit aus. Um „einzelne Stücke der Wissenschaft der Privilegierten dem ganzen Volke zugänglich zu machen", vereinigten sich 1780 Lichtenberg und Forster zur Herausgabe des „Göttingischen Magazins der Wissenschaften und Literatur". Welche Macht die Inhaber solcher periodischen Schriften auszuüben im Stande waren, blieb Niemand weniger verborgen, als Schiller, der von früh auf nach Wirkung auf die Massen und dominirender Stellung in der Literatur strebte. Nach Muster des „Deutschen

Museums" eröffnete er 1785 die „Rheinische Thalia" (später einfach „Thalia" genannt). Großen Einfluß vor allen Andern gewann die von Professor Schütz in Jena im gleichen Jahr mit der Thalia (1785) gegründete „Jenaer Literaturzeitung", die sich der Kantischen Philosophie auf das nachdrücklichste annahm.

An dieser Stelle dürfen wir nicht übergehen, daß das so stark erwachte literarische Interesse sich auch durch vervollkommnetere Uebersetzungen der Meisterwerke fremder Nationen aller Zeiten zu befriedigen suchte. Einzelne derselben, wie Wielands Shakespeare und Voßens Odyssee wirkten geradezu epochemachend, die letztere wurde ein deutsches Volksbuch. Fortan sind die ersten und begabtesten Schriftsteller mit Uebersetzungen, zumal aus dem classischen Alterthum, beschäftigt, so Wieland, Herder, Schiller, während Goethe in freierer Weise das Alterthum schöpferisch reproducirte. Alle diese Arbeiten mußten wie dem Aufschwung der heimischen Literatur, so auch der philologischen Wissenschaft zu gute kommen. Auf den Schulen griff eine geistvollere Behandlung der alten Classiker immermehr um sich und man führte in rechter Wahl die Jugend in die wirklich bedeutenden Schriftsteller ein. Außerordentlich anregend wirkte als akademischer Lehrer in Göttingen Chr. Gottl. Heyne (1729—1812), der mit einem wahrhaft geschichtlichen Sinn eine nicht minder große Empfänglichkeit für alle Schönheiten der antiken Poesie und bildenden Kunst verband. Bereits mehrte sich auch die Theilnahme für unsere eigene ältere Literatur; der Myllerschen Ausgabe des Nibelungenliedes (aus 1782) haben wir schon früher gedacht. Der „Teutsche Merkur" frischte das Andenken verschiedener verdienter Männer aus dem Reformationszeitalter auf, Goethe feierte Hans Sachs in dessen eigener Manier in einem herrlichen Gedicht. Befruchtend mußte auf diese Studien auch der neuerwachte Sinn für das Volkslied und für die homerischen Epen wirken. Schon regte sich aber auch das Interesse an orientalischer Poesie und Forster, von dem wir nachher sprechen werden, gab eine deutsche Uebersetzung der wunderlieblichen indischen Sakuntala nach einer englischen Bearbeitung. So bewies das deutsche Volk nach den verschiedensten Seiten seinen Beruf als legitimirtesten Erben der überkommenen Schätze der vergangenen Zeiten und brachte jene Studien zu immer höherer Blüte, welche die große internationale Dolmetscherrolle vertreten und in denen Deutschland bald alle übrigen Völker des Erdkreises überragen sollte, die philologischen.

Ehe wir von hier aus zu den literarischen Erscheinungen übergehen, die wir als unmittelbare Vorbereitung auf Schiller ansehen (Kant, Schubart und den Aufschwung der Bühne), haben wir des Naturforschers Georg Forster zu gedenken, dessen Verdienste als weit über die Grenzen der Naturwissenschaft hinaus reichend erst durch Gervinus besser gewürdigt worden sind. G. Forster ist vielleicht der merkwürdigste Repräsentant der Sturm- und Drangperiode, nicht nur, weil er aus eigener Kraft seine Bildung auf einem Weg gewonnen, der vom herkömmlichen weit ablag, aber doch dem Faustischen „Weltdurst" der Epoche, ihrem Streben in die Ferne und nach unmittelbarster Berührung mit den von Cultur nicht berührten Völkern und nach den wildesten Naturscenen genau entsprach. Auf seiner „Weltfahrt", die in Wahrheit eine Fahrt um die ganze Erdenwelt war, fand er Gelegenheit, den Menschen in allen Gestalten und auf allen Stufen kennen zu lernen und gelangte so zum wahren Begriff des Ewig-Menschlichen und zur Verachtung aller diesem entgegenstehenden Formen und Schranken und damit zum reinsten Kosmopolitismus und zur glühendsten Freiheitsliebe. Nach der Rückkehr in sein altes Vaterland ließ er sich sofort von der großartigen geistigen Bewegung desselben bis zur Schwärmerei und Theilnahme an dem Ordenswesen der Rosenkreuzer ergreifen und arbeitete sich im persönlichen Verkehr mit den bedeutendsten Männern, mit Heyne, dessen Schwiegersohn er wurde, mit den

Brüdern von Humboldt, von denen der ältere Alexander ihm die größte Anregung für seine eigene wissenschaftliche Richtung zeitlebens dankte, mit Joh. v. Müller, Heinse und dem Anatomen Sömmering auf die höchste Höhe der Bildung seiner Zeit empor. Obgleich von Haus aus Naturforscher, entwickelte er für die bildenden Künste den lebendigsten Sinn und wußte Kunstwerke in einer meisterhaften, bis dahin unerreichten Weise zu deuten und zu beschreiben. Aber gedrängt von den Verhältnissen und getrieben von einem heißen Verlangen nach praktischer Wirksamkeit ließ er sich zu tief in die Politik ein und fiel seinem Freiheitsdrang als Verbannter und Heimatsloser, fast gänzlich verlassen, zu einer Zeit zum Opfer, wo der Schmerz um die Untreue der Gattin das Herz ihm gebrochen hatte. Wir mußten diese lange Vorbemerkung vorausschicken, um dem Leser auf dem kürzesten Weg eine Ahnung von Forster's Größe zu erwecken, von der in wenigen Worten einen Begriff zu geben so schwer ist. Forster war am 26. Nov. 1754 zu Nassenhuben bei Danzig als Sohn des dortigen Pfarrers, des nachmals bedeutend gewordenen Naturforschers Joh. Reinhold Forster, geboren. Schon als elfjähriger Knabe begleitete er den Vater auf einer wissenschaftlichen Reise über Petersburg an die Ufer der Wolga. Nach der Rückkehr siedelte der letztere, um in Warrington in der Nähe von Manchester eine Stellung als Lehrer der Naturgeschichte anzutreten, mit seiner ganzen Familie nach England über. Cook nahm auf seine zweite große Entdeckungsreise um die Welt (vom 13. Juli 1772 bis 30. Juni 1775) Reinhold Forster und dessen Sohn Georg mit. Da die englische Regierung dem Vater die Veröffentlichung einer Reisebeschreibung verboten hatte, beschrieb der Sohn die Weltfahrt, zuerst englisch 1777, dann deutsch 1779, unter dem Titel: „Joh. R. Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772—75". Dieses Buch, von wunderbarster Darstellungskunst, machte den Jüngling alsbald in ganz Europa berühmt; O-Tahaiti wurde in Folge seiner Schilderung der Name für den Inbegriff und Sitz der wahren irdischen Glückseligkeit. Das, was Goethe und das neue Geschlecht der Genialen vom Schriftsteller verlangten, tiefe und wahre Empfindung, Fülle der Anschauung und Reichthum der Phantasie, das Alles hatte Forster in seinem Werke an den Tag gelegt. Gegen Ende des Jahres 1778 kam er nach Deutschland und vermittelte für seinen in Schuldhaft gehaltenen Vater eine Anstellung als Professor der Botanik in Halle und trat dann selbst am Carolinum in Kassel als Lehrer der Naturgeschichte ein. Diese Stellung gab er nach fünf Jahren auf, um (im Sommer 1784) einem Ruf an die Universität Wilna zu folgen, wohin er auch seine Braut Therese Heyne als Gattin heimholte, wo er sich aber nicht heimisch und glücklich fühlte. Im August 1787 verließ er Wilna; erst nach Jahresfrist (1788) fand er eine neue Anstellung als Bibliothekar in Mainz, wo er im regsten Verkehr mit Sömmering, J. v. Müller, Heinse und Huber lebte. Mit Al. v. Humboldt unternahm er im Frühling 1790 eine Reise über Köln und Düsseldorf nach den Niederlanden und England. Das Resultat dieser Reise waren seine „Ansichten vom Niederrhein" (1791), in denen er den Besten seiner Nation zu gefallen suchte; Lichtenberg erklärte sie auch öffentlich sofort für eines der ersten Werke in unserer Sprache. Die französische Revolution hatte von Anfang ab Forster mit höchster Begeisterung erfüllt. Auf seiner Durchreise nach England wohnte er dem großen Nationalfest auf dem Marsfeld in Paris bei. Als im October 1792 Mainz von den Franzosen erobert wurde, floh er nicht, wie Andere, und verhielt sich zunächst ruhig. Doch schon zu Anfang des nächsten Jahres trat er im vollen Bewußtsein der möglichen schweren Folgen auf die Seite der französischen Partei und wurde Mitglied der Klubbisten, welche die politische Propaganda für Frankreich betrieben. Als deutscher Seits Anstalten zur Rückeroberung von Mainz getroffen wurden, ging er (25. März 1793)

mit zwei anderen Abgeordneten nach Paris, um dort beim Nationalconvent die Einverleibung des Mainzischen Gebiets in die französische Republik zu beantragen. Mainz fiel, auf Forsters Kopf wurde ein Preis gesetzt. Nun brach alles erdenkbare Elend über ihn herein. Seine Familie, die er rechtzeitig hatte flüchten lassen, lebte zu seinem großen Schmerz getrennt von ihm, erst in Straßburg, dann in Neufchatel mit Huber, dem seine Gattin in treulosester Weise sich anschloß. Die Sehnsucht ließ Forster nicht ruhen, er sah die Seinigen nochmals an der Schweizergrenze wieder, wobei ihm die schrecklichste Wahrnehmung nicht erspart blieb. Auch die Revolution nahm eine Wendung, die ihn wenig erfreuen konnte. Gleichwohl wollte er nicht verzagen. Da erlöste den bitter Getäuschten am 12. Jan. 1794 in Paris der Tod von allem Elend.

Immanuel Kant.

Die Sturm- und Drangperiode haben wir als die Zeit der literarischen Revolution bezeichnet und den Charakter der gesammten siebenten Periode in einen neuen großartigen Aufschwung der Poesie und Philosophie gesetzt. Wie nun die Poesie jener Zeit ihre reichste und vollendetste Blüte in Goethe entfaltete, so hat die Philosophie ihren Höhepunkt in Immanuel Kant erreicht. Goethe's Einfluß war von seinem ersten Auftreten ab ein überwältigender, dagegen gewann Kant nicht sofort bei seinen Zeitgenossen die Geltung, die ihm gebührte und nachmals zu Theil wurde. Wenn er auch frühzeitig (seit 1755) mit philosophischen Werken hervortrat und alsbald einzelne vorzügliche Schüler fand, denen die Kraft seines Geistes nicht verborgen blieb, so bedurfte es doch geraumer Zeit, bis man ihn von den Popularphilosophen unterscheiden und seine eigenthümliche Stellung und Bedeutung erkennen lernte. Erst nach der Veröffentlichung der „Kritik der reinen Vernunft", d. h. um die Zeit, da Schiller mit seinen „Räubern" die zweite, mehr politisch geartete Epoche des Sturms und Drangs einleitete (1781), verbreitete sich sein Ruhm und Einfluß allgemeiner. Während des ganzen Jahrzehnts von 1770—80, in welchem der poetische Umschwung unserer Literatur sich vollzog, war Kant mit dem Aus- und Aufbau seines neuen philosophischen Systems beschäftigt. Darum hat es wohl guten Grund, wenn wir ihm seinen Platz an der Grenzscheide zwischen den beiden oben charakterisirten Epochen der Sturm- und Drangperiode anweisen.

Wenn Kant auch nicht sofort allgemeine Anerkennung errang und sein erstes Auftreten also hinter dem Goethe's zurückstand, darin ist Beider Schicksal wieder gleich, daß ihr Ruhm gewachsen ist wie der Abendschatten, daß ihre Werke noch auf lange hinaus der Forschung Stoff und Anregung bieten werden und daß gerade in unseren Tagen ein liebevolleres und eingehenderes Verständniß Beider begonnen hat, um das sich, wie um seine Pole, alles gesunde wissenschaftliche Leben und Streben der Gegenwart bewegt. Ja wir dürfen behaupten: wie fortan kein deutscher Dichter, ja überhaupt kein Deutscher, der ein Gebildeter zu heißen beansprucht, ohne eine gründlichere Notiznahme an Goethe „ungestraft" vorübergehen kann, auch die deutsche Philosophie keinen anderen Ausgangspunkt nehmen darf als Kant, denn in der Philosophie ist heute der Fortschritt gleichbedeutend mit der Rückkehr zu Kant.

Kants Beziehungen zur Sturm- und Drangperiode sind nicht so dürftig, als es auf den ersten Blick scheinen mag. An Rousseau's Schriften fand er ein besonderes Wohlgefallen, seinem Mitbürger Hamann vermochte er zwar nicht zuzustimmen, aber Herder ist doch sein begeisterter Schüler, mit dem er das Interesse für alle Formen des Menschendaseins theilt, das sich namentlich in seinen Vorlesungen über Anthropologie und in seiner leidenschaftlichen Lectüre von Reisebeschreibungen aussprach. Von Herder

hat Goethe reiche und fruchtbare Anregung erfahren. Ebenso hat der Freund und Nachahmer Goethes, Reinh. Lenz, zu Kants Füßen gesessen und seinen Lehrer auch dichterisch verherrlicht. Hippel hatte sich so in die Anschauungen des Philosophen eingelebt, daß sein Buch „über die Ehe" und die „Lebensläufe" für Kantische Werke gehalten wurden. Für Schiller begann ein neues Leben, als er im Studium von Kants Schriften innere Klärung und Kräftigung fand.

Kants geistige Richtung berührt sich in vielen Punkten mit dem Faustischen Streben Goethe's. Des Dichters Worte: „Und sehe, daß wir nichts wissen können" sind so recht eigentlich sein Bekenntniß. Auch er ist von der herrschenden Schulphilosophie unbefriedigt, auch er tritt allem dogmatischen Wissenskram entgegen und schöpft wieder an den ersten und unmittelbarsten Quellen, auch er führt in humoristisch gehaltener genialen Satire, die fast einen Dichter verräth, Kampf gegen Schwärmerei und Mystik, auch ihm stehen dichterische Bilder und Vergleiche im reichsten Maße zu Gebote, auch er hat das unbedingteste Vertrauen in die eigene Kraft, auch in ihm lebt das Bewußtsein einer neuen großen Zeit, auch er dringt auf Anschauung und Erfahrung, auch ihm wächst die Kraft von der Erde neu, so daß wir auch ihn, was Goethe so gern von sich selbst thut, dem Riesen Antäus vergleichen dürfen.

Aber auch mit Lessing hat Kant eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit. Es war daher ein genialer Griff Rauchs am Reiterstandbild Friedrichs des Großen den großen Reformator unserer Poesie dem großen Reformator der deutschen Philosophie so gegenüber zu stellen, daß sich die Beiden begegnen zu wollen scheinen. Beide sind die eminentesten kritischen Köpfe, die Deutschland bis jetzt hervorgebracht hat, und ihrem Namen wird, so lange Dichten und Denken der hervorragendste Zug unseres Wesens bleiben wird, unvergänglicher Ruhm unzweifelhaft gesichert sein. Vom lebendigsten Wahrheitsgefühl durchdrungen, der eine die Nichtigkeit des dichterischen, der andere die des philosophischen Treibens der Zeitgenossen durchschauend, waren Beide vor Allem bemüht, weiterer Verwirrung und Irrung vorzubeugen, indem sie die Grenzen der Gebiete festzusetzen suchten, denen sie ihre Thätigkeit gewidmet hatten. Lessing zog die Linie, welche die Malerei von der Poesie scheidet, Kant, ein argwöhnischer Wächter der Wahrheit mit Argusaugen, rief der ihre Grenzen überspringenden Menschenvernunft ein „bis hieher und nicht weiter" zu.

Mit Schiller berührt sich Kant vor Allem im entschiedensten Freiheitssinn. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei und würd' er in Ketten geboren", diese Vollfreiheit des sittlichen Menschen statuiren Beide. Beide sind aber auch vom wärmsten Interesse für die staatliche Befreiungsarbeit der Völker erfüllt. Den Nordamerikanischen Freiheitskrieg hat Kant nicht minder freudig begrüßt als die Französische Revolution und in den letzten Jahren seiner Wirksamkeit eine ungemein rührige Thätigkeit als politischer Schriftsteller entwickelt. Seinen kirchlichen Freimuth fürchtete das Ministerium Wöllner so sehr, daß es ihm alle weitere öffentliche Behandlung religiöser Fragen untersagte.

So zeigt Kant nach allen Seiten Beziehungen zur Sturm- und Drangperiode. Mit den Auswüchsen derselben ist aber vielleicht Niemand so streng in das Gericht gegangen, als er. Dem schwächlichen, faulen und unsittlichen Treiben der Empfindsamen hat er energisch sich entgegengestemmt durch die Verkündigung und Einschärfung des kategorischen Imperativs der Pflicht. Nicht minder scharf hat er das mystische Treiben gegeißelt, das unter den Genialen in bedenklicher Weise um sich zu greifen drohte.

Kants äußerer Lebensgang ist sehr einfach. Er stammt aus Königsberg in Preußen, wo er den 22. April 1724 als Sohn eines Sattlers das Licht der Welt erblickte. Seine Abkunft erinnert an die ähnlichen Verhältnisse der Philosophen Wolff und Garve. Ueber die Grenzen der Provinz ist er nie hinausgekommen. Da seine Mutter einem frommen Kreise angehörte, der in dem Sinn des Spenerschen Pietismus eine tiefere

Befriedigung des Gemüthslebens suchte, war seine Erziehung eine streng religiöse. Im Collegium Fridericianum empfing er von Ostern 1732 bis Michaelis 1740 die Vorbildung zu den Universitätsstudien. Mit großem Eifer las er sich in die lateinischen Classiker ein, wie sein später als Professor der Leydener Universität berühmt gewordener Mitschüler, der Philologe David Ruhnken (aus Stolpe) bezeugt hat. Auf der Universität seiner Vaterstadt hörte Kant, der der Theologie bestimmt war, schon von Anfang (von 1740 ab) auch Vorlesungen über Philosophie und Mathematik. Bald ließ er die Theologie gegen Naturwissenschaften und Philosophie ganz zurücktreten. Nach Vollendung seiner Studien fungirte er nacheinander in drei verschiedenen Familien als Hauslehrer (1746—55) zum Theil auf dem Lande, zuletzt in Königsberg. Dann habitilirte er sich hier als akademischer Docent (Michaelis 1755). Vergeblich bewarb er sich um eine außerordentliche Professur. Im Jahre 1766 wurde ihm endlich eine Stelle als Unterbibliothekar an der königlichen Schloßbibliothek mit 62 Thalern Gehalt verliehen. Im Jahr 1770 erhielt er die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik. Nun legte er seine Stelle als Bibliothekar nieder (1772). Seine Thätigkeit als Docent setzte er bis 1797 fort, wo Altersschwäche ihn zum Aufgeben der Vorlesungen zwang. In den letzten Jahren versagten ihm Gedächtniß und Verstand völlig den Dienst, er vermochte nicht einmal mehr seinen Namen zu schreiben. Sein Körper war fast mumienartig vertrocknet, als ihn am 12. Febr. 1804 der Tod aus diesem fast todähnlichen Zustand erlöste.

Mehr als bei jedem Anderen haben wir bei Kant nach der täglichen Lebensweise zu fragen, denn auch in seiner äußeren Lebensführung hat er sich als der große Philosoph erwiesen, der er war. Mit eiserner Consequenz hat er das einmal erwählte Ziel, als akademischer Docent in unbeschränkter Freiheit den höchsten Aufgaben der Philosophie leben zu können, verfolgt und den Begriff des Zwecks, den er aus der metaphysischen Betrachtung der Welt zu verbannen suchte, durch sein eigenes Beispiel zu unbedingter Herrschaft und Geltung im praktischen Leben empfohlen. Durch neun lange Jahre hielt er in der untergeordneten Stellung eines Hauslehrers aus, um nur erst die zur Habilitation nöthigen Mittel zu verdienen. Da er sich nicht eines festen, starken Körpers erfreute, sein eingeengter Brustbau sogar manche Besorgniß erregte, so wußte er, und hier zeigt er sich wieder als der planvolle Denker, durch die strengste Gesetzmäßigkeit in der Lebensweise Störungen seiner von Haus aus schwachen Gesundheit vorzubeugen. Er stand Tag für Tag um 5 Uhr Morgens auf, verließ zur bestimmten Zeit das Haus, fast zur selben Minute einen Tag wie den anderen, so daß sein Ausgang seinen Nachbarn zur Orientirung über die Tageszeit dienen konnte, um den zur Erhaltung des körperlichen Wohlbefindens nothwendigen Spaziergang allein und langsam anzutreten, und mit gleicher Pünktlichkeit ging er jeden Abend um 10 Uhr zu Bett. Sein Freund Hippel hat in seinem Lustspiel „Der Mann nach der Uhr“ sicher an den großen Philosophen gedacht. Befiel ihn ein Unwohlsein, so schlug er jede ärztliche Einmischung ab, in rationellster Weise einzig nur den Winken der Natur folgend. Niemand verstand, wie er, in Folge der sorgfältigsten Selbstbeobachtung krankhafter Gefühle, auch körperlicher Schmerzen, schon durch den bloßen Vorsatz Meister zu werden. Tausende mögen es ihm gedankt haben, daß er in einer kleinen Abhandlung, die später der treffliche Arzt Hufeland mit Anmerkungen versah, mit denen sie bis in unsere Tage zahlreiche Auflagen erlebt hat, seine Grundsätze Allen offen und klar dargelegt hat. Dieses kleine Schriftchen ist ein lobenswürdiger Anfang zu wahrhafter „Naturheilkunde“. Aber auch des Seelenschmerzes und der Trauer suchte er grundsätzlich Herr zu werden. Als Hippel am Tode lag, ließ er sich täglich auf das Angelegentlichste nach dessen Befinden erkundigen, als derselbe aber gestorben war, vermied er jede Erwähnung des

Freundes, um seinen Schmerz nicht neu wieder anzufachen. Nach dem Hinscheiden seines treuen Dieners Lampe schrieb er sich sogar einen Denkzettel, der unter seinen Papieren gefunden worden ist: „Lampe muß vergessen werden". Seine Neigung zur persönlichen Unabhängigkeit und seine Sorge, Alles zu verhüten, wodurch die Strenge seiner Lebensordnung eine Unterbrechung hätte erleiden können, hielt ihn ab, sich zu verheirathen. Doch war er deshalb kein Weiberhasser, noch weniger etwa ungesellig. So lange es ihm die Körperkräfte erlaubten, aß er täglich an öffentlicher Wirthstafel. Wie wußte er hier, in der Weise eines antiken Philosophen, durch Witz und heitere geistreiche Laune, in freigebigster Weise aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner Welt- und Lebenskenntniß spendend und den lebhaftesten Antheil an den politischen Tagesfragen nehmend, das Mahl zu würzen! Als es ihm in späteren Jahren außerhalb des Hauses zu essen zu beschwerlich geworden war, lud er fast täglich Freunde zu sich ein: nie unter der Zahl der Grazien, aber auch nie über die Zahl der Musen. Der tief gebildete Mann war ein unübertrefflicher Gesellschafter, der recht gut auch den Werth eines feinen und ungezwungenen Betragens kannte. Vorsatz, wie langjähriger Aufenthalt in vornehmen Häusern hatten ihm jenen sicheren Anstand gegeben, der so wohlgefällig und doch so häufig gerade dem deutschen Gelehrten fehlt. Zu seinem näheren Umgang hatte er nicht vorzugsweise gelehrte Zunftgenossen gewählt, sondern Männer praktischer Lebensrichtung, Kaufleute, wie Green und Motherly, den Bankdirector Ruffmann und den Oberförster Wobser in Moditten, bei dem er zum öfteren seine Ferien verlebte. Durch seine einfache Lebensweise und seinen nie rastenden Fleiß gelang es ihm, trotz des kärglichsten Diensteinkommens, seine Mutter und übrigen Angehörigen zu unterstützen. Daß er im vorgerückten Lebensalter eines gewissen Wohlstandes sich erfreute, ergibt sich aus der obigen Schilderung von selbst. Bei seinem Tode hinterließ er sogar ein nicht unansehnliches Vermögen.

Der Darstellung seiner Lebensweise mag es sich ziemen, ein Wort über seine Wirksamkeit als Lehrer hinzuzufügen. Nicht eine bestimmte Philosophie wollte er lehren, sondern zum „Philosophiren" anregen. Darum suchte er auch seinen Vorlesungen durch interessante Mittheilungen aus den verschiedensten Gebieten einen besonderen Reiz und dem Zuhörer eine Ahnung davon zu geben, wie Leben und Wissenschaft in fortwährender Wechselwirkung sich durchdringen und einander fördern müßten. Auch legte er nicht die Resultate seines Nachdenkens fertig und abgeschlossen vor, sondern stellte den Weg dar, den seine Untersuchung genommen, so daß der Schüler im gemeinschaftlichen Nachdenken mit ihm in gewissem Maße die Wahrheit selbst gefunden zu haben glauben konnte. Wohlberechtigt sind darum die Worte, in denen Herder, der von Michaelis 1762 bis Michaelis 1764 Kant's Vorlesungen besucht hat, die Weise seines großen Lehrers zeichnet: „Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte. Nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgiltig; keine Cabale, keine Secte, kein Vorurtheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüth fremd".

Ehe wir von seinen Hauptwerken sprechen, machen wir auf einige Punkte aufmerksam, die für das Verständniß seiner geistigen Entwicklung von Wichtigkeit sind. Die theologischen Anschauungen, in denen er aufgewachsen, ebenso die Vorstellungen, welche ihm von Leibnitz-Wolffischer Philosophie nahe gekommen waren, hat er allmählich gänzlich abzustreifen und seinen Geist, wie ein Gefäß, zur vorurtheilsfreien Aufnahme der Wahrheit von allem fremden Inhalt zu reinigen gesucht. Denn er wollte der Natur und Erfahrung so frisch und frei und neu gegenüber stehen, wie der eben erst

erschaffene Mensch. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß er überhaupt keinen fremden Einfluß erfahren habe. Der ihm eingeborene Genius hat sich auch dadurch bewährt, daß er ihn gerade an diejenigen Vorbilder wies, von denen zu seiner Zeit die meiste Förderung auf speculativem Gebiet zu erwarten war. Bei uns freilich ist heute die mechanische Welterklärung, wie sie durch Newton begründet wurde, fast allgemein verbreitet. Es will uns darum wenig bedeuten, daß Kant sich in die Theorie Newtons vertiefte und diese sogar ähnlich, wie es nachmals der Franzose Laplace that, weiter bildete, indem er allein in der der Materie innewohnenden Kraft der Anziehung das Triebwerk suchte, welches den uranfänglichen Stoff der Natur in Bewegung setzte. In den Jahren 1747 bis 1763 war Kant vorzugsweise mit dem Ausbau der Newtonschen Lehre beschäftigt. In ihrem Sinn verfaßte er auch 1755 die „allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels".

Auf diese erste Epoche seiner Entwicklung, die ihm die Schulung durch die naturwissenschaftliche Methode einbrachte, die heute keinem Philosophen mehr zu erlassen sein möchte, folgte eine zweite (von 1763 bis 1770) unter dem Einfluß des Engländers Hume. Jetzt steigt er vom Himmel herunter zum Menschen und untersucht die Naturgeschichte und Theorie des menschlichen Geistes. Hume hatte dadurch eine völlige Revolution im philosophischen Denken heraufbeschworen, daß er die Berechtigung unserer Begriffe von Ursache und Wirkung in Frage stellte und nachwies, daß wir das, was im gewöhnlichen Leben Ursache und Wirkung heiße, in seinem eigentlichen Wesen gar nicht zu erkennen vermöchten, da, was uns als ursächlicher Zusammenhang erscheine, einzig nur die zeitliche Aufeinanderfolge verschieden erscheinender Zustände sei. Unter dem Einfluß der schneidigen Schärfe der Humischen Deduction zerrann ihm bald alles Blendwerk der zeitherigen Philosophie in Nichts und mit wahrer Schadenfreude gewahrte er die Anmaßung, die darin liegt, die mathematische Methode auf Logik und Metaphysik übertragen zu wollen, als ob es sich bei unseren philosophischen Vorstellungen um die Bearbeitung von sicher und feststehenden Größen handle. Die heitere Stimmung, in die ihn die neugewonnene Freiheit der Anschauung versetzt hatte, klingt aus dem herrlichen Schriftchen wieder: „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik" (1766). Mit feinster Ironie, in munterer und übermüthiger Laune und in einer Form, die an die humoristischen Romane der Engländer erinnert und fast einen Dichter verräth, weist er hier, indem er von der Geisterseherei Swedenborgs ausgeht, schlagend und überzeugend nach, daß die Träume der falschen Wissenschaft auf gleichem Boden stehen mit den Träumen gemeiner Geisterseher. Alle Erkenntniß a priori sei unmöglich, die Erfahrung einzige Quelle unseres Wissens, die Feststellung der Grenzen zwischen den durch die Sinne zugeführten Erkenntnissen und denen, welche sinnlicher Erfahrung nicht entstammten, durchaus nothwendig, die Vorstellungen vom Verhältniß von Leib und Seele, von Vorherbestimmung und einem zukünftigen Zustand abzuweisen und unnöthig. Unsere Aufgabe bleibe allein für unser Glück hier zu sorgen, in den Garten zu gehen und den Boden zu bearbeiten.

In den Jahren 1770 bis 1780, also während des ersten Jahrzehnts der Sturm- und Drangperiode, hat nun Kant seine neuen Vorstellungen zu einem in sich zusammenhängenden System verarbeitet und der Philosophie die kritische Richtung gegeben, an die wir sofort zu denken pflegen, wenn wir seinen Namen aussprechen hören. Da sich auch ihm das menschliche Geistesleben in Erkenntniß, Wille und Empfindung theilte, erwuchs ihm die dreifache Aufgabe, diese geistigen Vermögen und Thätigkeiten, wie die ihnen entsprechenden philosophischen Gebiete der Metaphysik, Ethik und Aesthetik der strengsten Kritik und nüchternsten Prüfung in Bezug auf Möglichkeit, Quellen, Methoden, Grenzen und Umfang zu unterwerfen. So entstand seine „Kritik der reinen

Vernunft", die 1781 in die Oeffentlichkeit trat und allgemein für seine bedeutendste und gewaltigste Leistung gilt. Ihr ließ er 1788 die „Kritik der praktischen Vernunft" und 1790 die „Kritik der Urtheilskraft" folgen.

In der „Kritik der reinen Vernunft" vollzog Kant den Bruch mit aller vorangegangenen Philosophie, die durch seinen Kriticismus ebenso zur Scholastik herabsinken mußte, wie einst die mittelalterliche Philosophie durch Luthers reformatorische That. Kant zwingt hier die stolze menschliche Vernunft, ihre Ohnmacht zu gestehen und das Bekenntniß des Nichtwissens abzulegen. Seiner Seele schweben beständig die beiden herrschenden Richtungen seiner Zeit vor, die er als gleich bedenklich mit größter Entschiedenheit bekämpfte: die rationalistische Theologie der leibnitzisch-wolffischen Schule und die Gefühlsschwärmerei Hamanns und F. H. Jacobi's. Die Wolffianer zieh er des Irrthums, weil sie der Vernunft, Hamann und Genossen, weil sie dem Gefühl die Kraft der unmittelbaren Offenbarung übersinnlicher Wahrheiten beimaßen. Nach seiner Darlegung beschränkt sich unsere Erkenntniß einzig auf sinnenfällige Gegenstände, übersinnliche sind kein Gegenstand derselben mehr. So ist allein die Welt der sinnlichen Erfahrung das Gebiet, auf dem der Mensch mit Sicherheit sich bethätigen kann. In das Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Das Ding an sich ist uns nicht zugänglich. Dagegen sind Raum und Zeit, wie die Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität die apriorischen Formen, in denen alles menschliche Denken sich vollzieht. Unserer Vernunft ist nur die Fahrt an den stetig fortlaufenden Küsten der Erfahrung gestattet. Diese bildet das uns allein zugängliche Gebiet. Angesichts der menschlichen Beschränktheit und Ohnmacht und um der engen Grenzen unserer Erkenntniß willen gilt es aber weder zu klagen noch zu spotten.

Vom höchsten Interesse ist nun die Stellung, welche Kant in seinem nächsten großen Werke, in der Kritik der praktischen Vernunft, sowohl zu den Resultaten seiner „Kritik der reinen Vernunft" als zu den Ansichten und Meinungen seines Zeitalters einnimmt. Die Art, wie er hier die Untersuchung über die Quellen und Aufgaben der Ethik führt, zeigt, daß er, wie Lessing, zu einer Unterscheidung zwischen esoterischen und exoterischen Lehren sich gedrängt gefühlt haben mag, denn in sehr wichtigen Punkten widerruft er Sätze, welche er in der „Kritik der reinen Vernunft" aufgestellt hatte. In dieser hatte er die menschliche Willensfreiheit geradezu in Abrede gestellt, jetzt statuirt er dieselbe im vollsten Maße. Dort hatte er Gott und Unsterblichkeit aus aller philosophischen Betrachtung ausgeschlossen, hier weiß er auch diese übersinnlichen Vorstellungen in ihre alten Rechte wieder einzusetzen und die Gewißheit für dieselben in der Stimme des Gewissens, in dem im menschlichen Herzen sich offenbarenden Sittengesetz zu vernehmen, sie als Postulate der praktischen Vernunft zu erweisen. In einem halb poetisch-mystischen Anflug appellirt er im Schlußkapitel seines unsterblichen Werkes sogar an die Betrachtung des gestirnten Himmels über uns, der mit dem moralischen Gesetz in uns Gott, Freiheit und Unsterblichkeit verbürge. Durch diese merkwürdigen Widersprüche wird man gewissermaßen an Goethes Verhalten nach dem Erscheinen seines Werther erinnert, der einige Jahre früher einen noch gewaltigeren Sturm hervorgerufen hatte, als die Kritik der reinen Vernunft, die doch um ihrer abstracten Fassung willen nur Wenigen verständlich war. Wie Goethe aus allen Kräften die sittlichen Consequenzen abzuschwächen bemüht war, die man aus seiner genialen Dichtung herzuleiten sich nicht scheute, so suchte Kant in Rücksicht auf die allgemeine Wohlfahrt und den Bestand der historisch gewordenen Ordnungen der Menschheit den sittlichen Verirrungen vorzubeugen, die sich möglicher Weise auf seine Kritik der reinen Vernunft berufen konnten. Mit den schärfsten Waffen trat er zugleich dem unter seinen Zeitgenossen herrschend gewordenen gefährlichen Treiben entgegen. Er wies die Unwürdig-

keit des allgemein grassirenden Eudämonismus nach, der da vermeint, daß Alles in der Welt nur auf das Wohlbefinden und Behagen des Menschen abziele. Den entfesselten Leidenschaften, der vom thätigen Leben abziehenden Gefühlsüberschwenglichkeit und der eitlen, egoistischen und leeren Sophistik des Herzens und der Empfindung hielt er den Spiegel vor, indem er als Maxime des sittlichen Handelns bloß das, was als allgemein bindende Forderung in eine das Wohl des Ganzen berücksichtigende Gesetzgebung aufgenommen werden könnte, und als sittlich allein die Handlung gelten lassen wollte, die nicht aus Neigung, sondern aus dem Respect vor dem Gesetz als solchem, also aus reinem Pflichtgefühl stamme. Er scheint gemeint zu haben, daß der Mensch, wenn er vor seinem Geist und der Vernunft die Achtung habe, die denselben gebühre, das Gesetz nicht befolgen werde, weil dazu ihn irgend welcher Affect treibe, sondern weil er im Gesetz den reinsten und höchsten Ausdruck seiner menschlichen Vernunft erkenne und diese selbe Vernunft ihm sage, daß die menschliche Gesellschaft ohne das Gesetz nicht bestehen kann. Wir sollen in jedem einzelnen Fall denken, wie der Gesetzgeber gedacht hat, da er das Gesetz aufstellte, und uns vergegenwärtigen, daß es für den menschlichen Geist keine würdigere Bethätigung gibt, als das moralische Gesetz durch alle menschlichen Verhältnisse zur Herrschaft zu bringen. Nur Gesetze sich gebend und Gesetze befolgend steht der Mensch über dem Thier. Keinerlei fremde Macht oder Rücksicht darf Einfluß auf das menschliche Handeln gewinnen und es gibt kein erhabeneres Schauspiel als den Menschen, der auf Lohn und Ehren verzichtet und alle Neigungen und subjectiven Anwandlungen dem „kategorischen Imperativ“ oder der Pflicht zum Opfer bringt, die Kant an einer Stelle mit den begeisterten Worten anredet: „Pflicht, du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst“. „Tapfer ist der Löwensieger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapferer wer sich selbst bezwang“, so singt Kant's Schüler Herder, und Schiller, der wie Kant die Würde sucht und dem Erhabenen nachstrebt, verlangt: „der Pflichten schwerste zu erfüllen, zu bändigen den eignen Willen“.

In der „Kritik der Urtheilskraft“ untersuchte Kant das menschliche Empfindungsvermögen und das Wesen von Lust und Unlust. Dies führte ihn auf das Schöne in der Kunst und auf das Zweckmäßige in der Natur. Sein Werk ließ er darum in zwei Theile zerfallen, von denen der erste eine Aesthetik der Kunst und der zweite eine Aesthetik der Natur enthält. Indem er in der letzteren auf die in der Natur sich offenbarende Zweckmäßigkeit hindeutet, fühlt er recht wohl, daß er an den kosmologischen Beweis Gottes heranstreift, wie ihn Theologen und Philosophen in den Schulen zu führen pflegen. Diesen Beweis will er jedoch nicht gelten lassen. Für ihn hat nur der moralische Geltung, der sich auf Postulate der praktischen Vernunft stützt. Gott und Unsterblichkeit der Seele existiren ihm nur deshalb, weil ohne ihre Voraussetzung unserer moralischen Bestimmung auf Erden kein Genüge geschehen kann.

Aus dem, was wir oben über das Verhältniß der Kritik der praktischen Vernunft zu der der reinen Vernunft und hier wieder über die Zurückweisung des sogenannten „kosmologischen Beweises“ gesagt haben, ergibt sich, wie ängstlich Kant Sorge trug, die Pflichterfüllung und Sittlichkeit vor den Consequenzen seiner eigenen destructiven Untersuchungen zu schützen. Diese Sorge offenbart sich auch in seiner Schrift „über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (1792), in der er, wie Schiller sich ausdrückt, die Ergebnisse des philosophischen Denkens sogar an die Kindervernunft und die biblischen Vorstellungen von der Erbsünde und dem Erlösungstod Christi, von Himmel und Hölle und dem Reich Gottes anknüpfte, um nur der moralischen Besserung, als dem eigentlichen Zweck aller Vernunftreligion, jeden möglichen

Vorschub zu leisten. Da ist es nun recht verwunderlich, wie er, dem also doch die moralische Rücksicht über alle andern zu gehen schien, gegenüber dem Verbot der preußischen Regierung sich verhalten hat, fernerhin über religiöse Dinge Vorlesungen zu halten oder Schriften zu veröffentlichen. In einer unmittelbaren Eingabe an den König verpflichtete er sich feierlichst „als Sr. Königl. Majestät getreuester Unterthan“ dieser Aufforderung künftig nachzukommen. Er hat dies in der Vorrede zu seiner Schrift „über den Streit der Facultäten“ unter dem ausdrücklichen Zusatz selbst erzählt, daß er sich also zweideutig ausgedrückt habe, um sich nur für so lange zu binden, als Se. Majestät am Leben sein würde. Man kann nicht umhin, dieses Verfahren als des großen Philosophen unwürdig und sophistisch zu finden und muß sich fragen, ob derselbe in den Begriff der Pflicht den unbedingten Gehorsam gegen das jeweilige staatliche Gesetz auch wirklich eingeschlossen oder in seiner Maxime einer allgemeinen Gesetzgebung vielmehr nur auf das Zukunftsideal der staatlichen Gesetzgebung hingedeutet habe. Uns wenigstens will des Sokrates Verhalten, zumal sein Gespräch mit Kriton, ehrlicher und würdiger dünken. Und was die Kritik der einzelnen Landesgesetzgebungen betrifft, so sind wir nicht abgeneigt zu glauben, daß in Kants Maxime einer allgemeinen Gesetzgebung auch für die Staaten die Aufforderung liege, ihre speciellen Gesetzgebungen mehr und mehr mit dem wahren moralischen Gesetz in Uebereinstimmung zu bringen.

Fassen wir das, was wir so eben auseinandersetzten, recht in das Auge, so ergibt sich auch von hier aus, daß Kant die französische Revolution freudig begrüßen und an allen politischen Tagesfragen großes Interesse nehmen mußte. In der That ist die schriftstellerische Thätigkeit Kants in seinen letzten Lebensjahren vorzugsweise politisch und seine Aufmerksamkeit auf die Entwicklung der staatlichen Angelegenheiten blieb auch dann noch ungeschwächt, als andere, selbst ein Schiller, von den öffentlichen Angelegenheiten unmuthig sich abwendeten. Mit Recht hebt Hettner hervor, daß Kant den kühnsten reformatorischen Zug im Staatsrecht bewährte und daß keiner seiner Zeitgenossen ihm an unerschrockenem Freisinn gleichgekommen sei. Montesquieu und Rousseau bildeten durch sein ganzes Leben sein unausgesetztes Studium. Seine rechtliche und politische Anschauung hat er vorzüglich in seiner Schrift: „Zum ewigen Frieden“ (1795), in den „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre“ (aus 1796), in dem Aufsatz über „Theorie und Praxis“ und in dem auf die Rechtswissenschaft bezüglichen Abschnitt im „Streit der Facultäten“ (1798) ausgesprochen. Wie sich Goethe durch die Liebe neu verjüngte, so hat die französische Revolution Kant neue Jugendglut und Begeisterung eingeflößt. So revolutionär als seine Kritik der reinen Vernunft auf metaphysischem Gebiete wirkte, so revolutionär sind seine persönlichen Aeußerungen und letzten Abhandlungen über Politik, eine vernichtende Kritik der damaligen erbärmlichen politischen Verhältnisse Deutschlands. Aber auch dem überschwenglichen Kosmopolitismus unserer großen Schriftsteller hat er die einzig richtige Fassung gegeben, indem er an die Stelle eines verschwommenen Weltbürgerthums die Hoffnung auf einen freien Bund freier Völker setzte.

Man sieht, welch' reges Interesse er für die allgemeinen Angelegenheiten der Menschheit hegte und wie sehr die Rücksicht auf das Glück und den Fortschritt der Menschheit ihm alle anderen Rücksichten überwog.

Das Erwachen des Freiheitssinns. Chr. Fr. D. Schubart.

Wir stehen in der Vorbereitung auf Schiller. Wenn dieser, wie allgemein angenommen wird, zumal in seiner Jugend, also lange vor Kants politischen Schriften,

ein Verkündiger der Freiheit war, so gebührt es sich wohl auch, so weit dies hier möglich sein dürfte, der Entwicklung nachzuspüren, die der allmählich im Bewußtsein der Nation und ihrer Dichter immer deutlicher hervortretende staatliche Freiheitsgedanke und das öffentliche Rechtsgefühl genommen hat. Dabei bleiben wir eingedenk, daß das innerste treibende Element der Sturm- und Drangperiode die Idee der Freiheit überhaupt war. Bisher haben wir diese freilich meist nur nach ihrer ästhetischen Seite als Befreiung vom Druck der falschen ausländischen Muster, von der einengenden Regel, von Schulzwang und abgestorbener Scholastik und als Freiheit im Ausleben der Subjectivität verfolgen können. Doch haben wir auch schon mehrfach auf die innerhalb dieser literarischen Revolution still mitgehende politische Bewegung Bezug nehmen müssen.

In „Wahrheit und Dichtung" (Bd. 26, 139 A. l. H.) hat auch Goethe die Entwicklung des politischen Freiheitssinns in unserer Literatur besprochen. Was er sagt, ist im Ganzen, wenn auch einzelne seiner Bemerkungen zum Widerspruch auffordern, immerhin so vortrefflich, daß wir uns nicht enthalten können die Stelle hier einzurücken. Nachdem er kurz zuvor seiner Beziehung zu den beiden Grafen Stolberg, zu Bürger, Voß und Hölty gedacht, fährt er fort: „In einem solchen sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannigfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch. Der Zwang beschämt Niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden hingegen thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte".

„Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufsehen erregt und sich ehrwürdig gemacht. Für Deutschland fast noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt gewesen. Der ästhetische Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, strebte vorwärts, und da man noch vor kurzem studirte, um zu Aemtern zu gelangen, so fing man nun an den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nahe, wo der Theater- und Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt, eine Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereien und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publicum glauben machten, vor ihm sei der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung Niemandem nutzte oder schadete".

„Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche

tadelnswerth gewesen wäre, aber eine gewisse ähnliche Vorstellung hatte sich unserer bemächtigt, die, aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich, aber doch fruchtlos war".

„Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Wie aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß jeder vor seiner Thüre kehre, seines Amts warte, auch seine Lection lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten Theil an seinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen, nun bildete man sich Tyrannen und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im Allgemeinen, sodann nach und nach im Besondern hergeben; und hier schloß sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehen, die ganz in einem Sinn geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird".

Die hier mitgetheilte Stelle aus Goethe's Selbstbiographie, welche die interessantesten Streiflichter nach den verschiedensten Seiten wirft, vergißt doch gänzlich den trüben politischen und rechtlichen Hintergrund jener Zeit staatlicher Zerrissenheit und Willkür. Auch verkennt sie durchaus die Macht des öffentlichen Rechtsgefühls, das gerade damals zu erstarken begann und im Bund mit der Vaterlandsliebe später in den Freiheitskriegen so herrlich sich entfalten sollte. Auch scheint ihm verborgen geblieben zu sein, daß die rechtliche Ausgleichung innerhalb der menschlichen Gesellschaft nach dem unablässig treibenden Ideal der allgemeinen Gleichheit vor dem Gesetz hin nach Ausweis der Geschichte sich stets nur unter Kämpfen vollzogen hat. Daß wir uns heute eines Achtung gebietenden geeinigten Reichs, einer unparteiischen Justiz und verfassungsmäßiger Zustände überhaupt erfreuen, daß das Volk in Reichs- und Landtagen über seine eigenen Angelegenheiten mit zu rathen und zu thaten befugt ist, die Leibeigenschaft fast überall gefallen, die alten Privilegien und Sonderrechte wesentlich beschränkt sind: hierzu ist nicht minder, als zum Patriotismus der Freiheitskriege, in der großen literarischen Revolution der Sturm- und Drangperiode der Grund gelegt worden. Uebrigens mag Goethe später selbst nicht recht mehr gewußt haben, welche Gedanken einst auch seine Seele erfüllt hatten. Ich will vom Egmont nicht reden, in dem die politische Tendenz offen zu Tage liegt, aber recht bezeichnend finde ich einen Zug, den wir in „Wilh. Meisters Lehrjahren" lesen, die doch im Uebrigen die politische Indifferenz jenes staatlich und rechtlich noch so wenig entwickelten, fast nur ästhetisch interessirten Zeitalters in klarstes Licht stellen. Als dort Lothario, der im Nordamerikanischen Freiheitskrieg tapfer mitgefochten und eine freiere Anschauung gewonnen hatte, mit dem Kaufherrn Werner den Vertrag über die gemeinsam erworbenen freien Rittergüter abzuschließen im Begriff steht, läßt ihn Goethe im Gefühl der Gerechtigkeit und der durch diese verbürgten größeren Sicherheit den Wunsch aussprechen, daß diese Güter,

gleich denen des Bauern, dem Staate steuerpflichtig sein möchten, worauf Werner, was nicht minder charakteristisch ist, bekennt, in seinem ganzen Leben noch nicht an den Staat gedacht zu haben.

Ehe wir nach dieser Auseinandersetzung über die allmähliche Erstarkung des öffentlichen Rechtsgefühls ein kurzes Wort über die Entwicklung der Bühne einschalten, die mehr als alles Andere in den Dienst des erwachenden Freiheitssinns trat und darum Schiller so sehr am Herzen lag, müssen wir noch des Dichters Christ. Friedr. Dan. Schubart gedenken, der von den Literarhistorikern meist dem Göttinger Dichterbund zugezählt zu werden pflegt, besser aber wohl hier seine Stelle findet, zumal auch sein Einfluß auf seinen jüngeren Landsmann Schiller nicht unbedeutend gewesen ist.

Schubart (geb. den 22. Nov. 1743 zu Obersontheim in Schwaben) hat ein sehr unstetes und wechselvolles Leben geführt. In Erlangen, wohin er 1758 gegangen, um Theologie zu studiren, stürzte er sich durch ein ausschweifendes Leben so in Schulden, daß ihn seine Eltern zurückrufen mußten. Nachdem er eine Zeit lang als Hauslehrer fungirt, wurde er Schullehrer und Organist im Dorfe Geislingen. Im Jahr 1768 übertrug ihm der Herzog Karl Eugen von Württemberg, dem seine große musikalische Befähigung nicht entgangen war, eine Stelle als Organist und Musikdirector in Ludwigsburg. Hier erwarben ihm seine musikalischen Leistungen, ebenso wie seine Vorlesungen über Geschichte und Aesthetik vielen Beifall. Doch bald sollte er der alten Zügellosigkeit wieder verfallen. Seine allzufreien Reden und Gedichte und sein sittenloser Lebenswandel begannen allgemeinen Anstoß zu erregen. Seine vortreffliche Gattin verließ ihn und kehrte mit den Kindern in ihr elterliches Haus zurück. Die Behörden aber zogen ihn zur Verantwortung, setzten ihn fest und verwiesen ihn des Landes. Nun finden wir ihn nacheinander in Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, Würzburg, München, Augsburg und Ulm. In Mannheim fand er im Grafen Schmettau einen wohlwollenden Gönner, aus München, wo sich seiner der Fürstbischof angenommen hatte, wurde er auf die üblen Nachrichten hin ausgewiesen, die über ihn aus Stuttgart eintrafen, in Augsburg, wo er eine Zeitung gründete, die „deutsche Chronik", die von 1774 bis 1777 bestand und viele Leser fand, ging es ihm äußerlich recht gut, hier trug er auch in der Weise unserer heutigen Rhapsoden Stücke aus Klopstocks Messias vor, veranstaltete Concerte, ertheilte musikalischen und wissenschaftlichen Unterricht, doch auch Augsburg mußte er aus ähnlichen Ursachen wie Ludwigsburg verlassen. Darauf setzte er in Ulm seine Chronik fort und vereinigte sich endlich auch wieder mit den Seinigen. Aber die Feinde, die er sich durch seine religiöse und politische Freimüthigkeit zugezogen hatte, ruhten nicht, besonders fahndeten die Oesterreicher auf ihn, diesen kam aber Herzog Karl zuvor, der seinen ehemaligen Musikdirector auf Württembergisches Gebiet locken, daselbst verhaften und auf den Hohenasperg bringen ließ, wo derselbe zehn Jahre (von 1777—87) gefangen saß. Indeß gewährte der Herzog seiner Gattin ein Jahrgehalt und sorgte auch für seine Kinder. Da man dem Gefangenen grundsätzlich bloß fromme Bücher in die Hände gab, wurde derselbe allmählich milder gestimmt, ja endlich in religiöser Hinsicht vollständig bekehrt. Auf dem Asperg hatte er im Jahr 1786 auf Friedrich den Großen einen Hymnus und nach dessen Tode einen längeren Nachruf gedichtet. Daraufhin fühlte sich der Nachfolger des großen Königs, Friedrich Wilhelm II., bewogen, zu Gunsten des armen Gefangenen sich zu verwenden. Auch Goethe, der Schubart schon 1775 mit Klinger zu Ulm besucht hatte, soll um dessen Freilassung sich bemüht haben, die endlich 1787 erfolgte. Herzog Karl, der eines großartigen pädagogischen Erfolges sich rühmen mochte, ernannte den Gebesserten und Bekehrten sofort zum Director seiner Hofmusik in Stuttgart, auch zu seinem Hof- und Theaterdichter. Schubart setzte nun seine seit 1777 unterbrochene

Zeitung als „Vaterlandschronik“ weiter fort. Der viel Geprüfte starb aber schon am 10. October 1791.

Uns ist Schubart, für den sein Biograph Dav. Fr. Strauß neue Theilnahme zu erwecken verstanden hat, besonders um seiner Schicksals- und Geistesverwandtschaft mit Schiller willen interessant. Schiller mag den von ihm verehrten Dichter schon von Ludwigsburg her persönlich gekannt haben und durch sein Beispiel zuerst zu höherem Streben angeregt worden sein. So erklärt es sich auch, daß er ihn ein Mal auf dem Hohenasperg besuchte und in seinen Gedichten mehrfach nachahmte. Einzelnen Stellen in Schubarts „Fluch des Vatermörders“ klingen Scenen in den „Räubern“ nach, „Jupiter und Semele“ gab Schiller den Anstoß zur Behandlung desselben Gegenstandes, in der „Fürstengruft“ (aus 1782) sprechen sich Gesinnungen aus, die auch Schiller geläufig sind, und auch sonst begegnen wir in dessen Jugenddichtungen Ausdrücken und Gedanken, die auf Schubart weisen. Beide Dichter, die erst nach langen Irrfahrten einigermaßen zur Ruhe kamen, waren vom lebendigsten Freiheitsgefühl durchdrungen, das sich durch den Druck und die Verfolgung, die sie durch denselben Herzog Karl von Württemberg erfuhren, der auch wieder ihr Wohlthäter war, bis zum feurigsten Tyrannenhaß steigerte, beide trieb das gleiche Verlangen nach directer Einwirkung auf die großen Massen, beider Seele war auf das Erhabene und Grandiose gerichtet, beider Phantasie maßlos und überschwenglich. Doch überwiegt bei Schubart, dem großen Musikfreund, das lyrische und volksmäßige Element, während Schiller von Jugend auf einen ungemeinen Glanz der Rhetorik entwickelte. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß Schiller ein gesunderer sittlicher Geist einwohnte, der ihn vor den groben Verirrungen bewahrte, in Folge deren sein unglücklicher Landsmann nie das Maß und die innere Durchbildung und darum auch nicht die formelle Vollendung finden sollte, die den wahren Dichter auszeichnet und die Schiller wirklich erreicht hat.

Die Entwicklung der Bühne und Bühnendichtung.

Hettner hat das bedeutungsvolle Wort in seiner Literaturgeschichte ausgesprochen: „Die Sturm- und Drangperiode war das goldene Zeitalter der deutschen Bühnengeschichte“. Um die Hoffnungen zu verstehen, die sich in jenen Jahren an die Schöpfung eines Nationaltheaters knüpften, nach der so viele edle Geister verlangten, muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß die geistige Bewegung, die wir unter dem Namen des Sturms und Drangs befassen, in ihrem tiefsten Grunde von dem höchst anerkennenswerthen Streben nach Hebung und Besserung der öffentlichen und privaten Zustände getragen war. „Der Mensch hofft immer Verbesserung“, diese Hoffnung war ganz besonders damals rege und lebendig. Wenn wir dann weiter bedenken, daß eben diese Zeit im blinden Aufklärungseifer trotz der Gegenbemühungen einzelner religiös angeregter Kreise, den segensreichen Einfluß der Religion unendlich beeinträchtigt hatte, so daß selbst die Bessern sich nur noch wenig von ihrer Wirksamkeit versprachen, da, wie auch Schiller klagt: „Religion dem größeren Theile der Menschen nichts mehr ist, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle zernichten“, so werden wir begreifen, daß man nach einem anderen Mittel zu suchen anfing, das an Stelle der halbentthronten Religion die Gemüther umzustimmen, zu erheben und zur Besserung zu treiben im Stande wäre. Gerade das Studium Shakespeare's, das damals immer weitere Verbreitung fand, mußte nach dieser Seite Aufschluß geben, da Shakespeare seinen Hamlet durch eine Theateraufführung das Gewissen der Mörder seines Vaters so gewaltig erschüttern läßt. In Uebereinstimmung mit diesem Fall und

im Gedanken an die später in den „Kranichen des Ibykus" behandelte Erzählung, that Schiller in den „Künstlern" den Ausspruch: „Vom Eumenidenchor geschrecket, zieht sich der Mord, auch nie entdecket, das Loos des Todes aus dem Lied". Schon 1784 in der Abhandlung „über die Schaubühne als eine moralische Anstalt" hatte derselbe auseinandergesetzt, wie die Bühne ihre „Gerichtsbarkeit" bis in die verborgensten Winkel des Herzens fortsetze und den Gedanken bis an die innerste Quelle zu verfolgen vermöge. Denn was ist das Geschäft des Tragödiendichters, wie es zumal Shakespeare erfüllt hatte? Das Werden einer ungeheuern That so herzenskundig und so klar vor Aller Augen hinzustellen, als es Gott vorliegen mag, dem Nichts verborgen ist, zugleich aber auch im Namen der ewigen Gerechtigkeit das Gericht am Schuldigen nach Maßgabe der sittlichen Weltordnung zu vollziehen. Indem man so gewahr zu werden glaubte, daß man die Kanzel durch die Bühne ersetzen und die letztere zu dem Tribunal erheben könne, vor das sich alles Tadelns- und Verdammenswerthe überhaupt ziehen lasse, wurde man zugleich inne, daß sie die geeignetste Stelle sein möchte, um für das Edle, Gute, Große und Schöne bis in die untersten Schichten des Volkes hinab zu erwärmen, sie schien auch das rechte Mittel, um der Nation ein wirkliches Nationalgefühl einzuflößen und den erwachten politischen Sinn zu stärken und zu heben. Das sind die Vorstellungen, die, wie früher schon Lessing, vor Allen Schiller in seinem Enthusiasmus für das Theater leiteten.

Doch stand Schiller mit seinen Ansichten nicht allein. Goethe's Schwager, J. G. Schlosser, gab 1783 eine Uebersetzung von Aeschylos' Prometheus heraus, die er dem großen Schauspieler Schröder widmete, weil er hoffte, daß wie Shakespeares Stücke, so auch die Tragödien der alten Griechen auf unserer Bühne sich einbürgern lassen würden. Die Einleitung zu seinem Werk schließt er mit den Worten: „Denn der Dichter und der Schauspieler und der Tonkünstler sind wahrlich wichtiger im Staat als man glaubt! In ihrer Hand liegen Nerven der Seele, die kein Gesetzbuch, kein Monarchenwink spannen kann!"

Und ähnlich wie Schiller und Schlosser dachte auch Goethe. Sein Bekenntniß über die Bühne und ihre Wirksamkeit hat er seinen „Wilhelm Meister" aussprechen lassen: „Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen" (Bd. 18, S. 99 A. l. H.). „Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht miteinander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste" (ebenda S. 100). „Welche köstliche Empfindung müßte es sein, wenn man gute, edle, der Menschheit würdige Gefühle eben so schnell durch einen elektrischen Schlag ausbreiten, ein solches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als diese Leute (Seiltänzer) durch ihre körperliche Geschicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menschlichen geben, wenn man sie mit der Vorstellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unsinns und der Albernheit entzünden, erschüttern, und ihr stockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung setzen könnte" (ebenda S. 164 f.).

Sollte die Bühne die großen Ideale verwirklichen können, die unseren Dichtern vor der Seele schwebten, so mußte sich diese zu allernächst vom Einfluß des französischen Theaters, der bis dahin allein geherrscht hatte, freimachen. Diesen Schritt hatte schon Lessing gethan, der nicht nur auf andere bessere Muster, auf Shakespeare und Sophokles hinwies, sondern auch selbst vortreffliche Dramen schuf, das erste wahrhaft nationale Lustspiel in der „Minna von Barnhelm", die erste wirkliche Tragödie in der „Emilia Galotti", und wie er in dieser politische Zustände gegeißelt hatte, die

kirchliche Unduldsamkeit in seinem „Nathan“ an den Pranger stellte. Die Stürmer und Dränger hatten sich dann unter Verleugnung der Lessingschen Besonnenheit und strengen Stilgesetze ganz der Nachahmung Shakespeares überlassen, seit Goethe mit seinem „Götz“ Alt und Jung gleichermaßen entzückt hatte. Zugleich war man auf das eifrigste bemüht, Shakespeares Dramen in Uebersetzungen und Bearbeitungen der Bühne zugänglich zu machen. Noch war Schiller mit den „Räubern“ nicht hervorgetreten, da hatte Goethe bereits in der „Iphigenia“ der Nachahmung der Alten sich zugewendet. Glucks gleichnamige Oper, wie seine „Alceste“ und „Orpheus“ halfen ihrerseits den Classicismus vorbereiten. Indessen ergoß sich eine wahre Fluth von Ritterstücken, in Gegensatz zu welchen allmählich die platteste Natürlichkeit in rührenden Familienstücken sich breit zu machen suchte. Unmittelbar vor Schiller aber hatten schon Einzelne, wie Törring in der „Agnes Bernauerin“ (1780) einen historischen Stoff benutzt, um den „Kampf zwischen den Rechten des Herzens und zwischen der grausamen Unnatur der Staats- und Standesgesetze“ in grelles Licht zu setzen. Gemmingen im „deutschen Hausvater“ (ebenfalls 1780) hatte das Thema der Standesunterschiede mit heiterem Ausgang behandelt, dem Schiller in „Cabale und Liebe“ eine so tragische Wendung gab, Großmann im Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ (gleichfalls 1780) die hellsten Streiflichter auf Gewaltthätigkeit, Bestechlichkeit und Lüderlichkeit der Regierungs- und Beamtenkreise fallen lassen. Fast gleichzeitig aber mit Schillers Räubern (1781) rechtfertigte Babo in seinem „Otto von Wittelsbach“ einen Kaisermörder vor der richtenden Nachwelt.

Der Enthusiasmus, welcher fast aller Orten für die Bühne um sich gegriffen hatte, mußte aber auch der Schauspielkunst selbst zu gute kommen, das Interesse an der Geschichte der Bühne und an allen theatralischen Fragen beleben, die Anforderungen an den Schauspielerstand steigern und zugleich die Achtung gegen denselben erhöhen, jüngere Talente aber reizen um die Palme zu ringen, die hier zu verdienen war. Im „Wilhelm Meister“, der nach dieser Seite das belehrendste Zeugniß über jene Epoche ist, hat Goethe uns nicht nur einen Einblick gestattet in die Entwicklung, die sein eigenes scenisches Kunstverständniß genommen hat, sondern uns auch eine Zergliederung und Kritik des Shakespearischen „Hamlet“ gegeben, die ihres Gleichen noch heute sucht. Er hat uns dort zugleich mit Allem vertraut gemacht, was für die Aufführung eines solchen Stückes an Vorbereitung und Requisiten erforderlich ist, auch alle Spuren und Reste der volksmäßigen mimischen Darstellung aufgeführt oder angedeutet und mit ganz besonderem Nachdruck die Nothwendigkeit der persönlichen Ausbildung des Schauspielers, der äußerlichen, wie geistigen, betont und bekannt, daß außer dem Hofmann und Officier in unseren Verhältnissen nur noch dem Schauspieler den vornehmen und edlen Anstand zu gewinnen möglich sei. Da er die Vollendung seines Romans, dessen Anfänge bis in die ersten Zeiten seines Weimarischen Aufenthalts hinauf reichen, so lange hinausschob, hat er später das Theaterwesen, das im genauen Verhältniß zu seiner langjährigen Theilnahme für dasselbe den ursprünglichen Gegenstand seiner Romandichtung gebildet hatte, gegen das Ziel einer vollen und allseitigen oder harmonischen menschlichen Ausbildung stark zurücktreten lassen. Wie tief sich aber auch Schiller in das Schauspielwesen eingelassen, das ergibt sich aus seiner Aeußerung an Goethe nach der Lectüre des ersten Buchs des „Wilhelm Meister“: „Von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft kann ich mit vieler Competenz urtheilen, indem ich mit beiden besser bekannt bin, als ich zu wünschen Ursache habe“ (Brief vom 9. Dec. 1794).

Unter den Schauspielern, welche in jener Zeit des leidenschaftlichsten Interesses für die Bühne Großes geleistet und durch ihr vollendetes Spiel auch rückwärts auf die Dichtung anregend gewirkt haben, stehen neben dem älteren Eckhof (1720

bis 1778): Schröder, Fleck und Iffland oben an. Schröder (geb. den 3. Nov. 1744 zu Schwerin, gest. 3. Sept. 1816) hat Shakespeare der deutschen Bühne erobert und durch seine Aufführung des Hamlet (20. Sept. 1776) einen ähnlichen Umschwung für die Bühne hervorgerufen, als ihn Goethe in der Dichtung erzielt hatte. Er strebte den vollen, plastischen, persönlichen Ausdruck der großen Gestalten Shakespeares an. Auch hat er dessen Stücke höchst behutsam für die Bühne eingerichtet. Doch ist ihm noch nicht der hohe künstlerische Stil gelungen. Ein Meister in diesem wurde Fleck (geb. den 10. Jan. 1757 zu Breslau, gest. den 20. Dec. 1801 in Berlin), der die echte Poesie der Leidenschaft zur Darstellung brachte. Die Berliner Bühne, der er von 1783 angehörte, verdankte zumeist ihm ihren Glanz. Mit größter Bewunderung spricht Tieck von ihm, der erzählt, wie er, der für das Erhabene und die eigentlichen Heldenrollen geboren war, mit königlichem Anstand schon über die Straße gegangen sei. Die Rolle, die er am Abend habe spielen wollen, habe ihn schon vorher ganz erfüllt. Ganz besonders groß war auch er in Shakespearischen Stücken. Iffland (geb. den 19. April 1759 zu Hannover, gest. den 22. Sept. 1814 in Berlin) entbehrte dagegen der Anlage für das Heldenmäßige. Die fehlende Kraft suchte er durch Kunst zu ersetzen. Sein Talent war vorzugsweise für das bürgerliche Schauspiel geeignet. Daher er auch dieses als Dichter pflegte. Die schöne Wirkung, viele Menschen für Seelenleiden und Menschenschicksale erwärmt, laut und herzlich erklärt zu sehen, riß ihn, seinem Geständniß zufolge, hin, machte ihn unaussprechlich glücklich. So entstand der Vorsatz, mehrere bürgerliche Verhältnisse nach und nach dramatisch zu behandeln. Er hut dies in den „Jägern", den „Spielern" und den „Hagestolzen" gethan, die auch heute noch von Wirkung sind. Schiller, der gleichaltrig mit ihm war, lernte er in Mannheim kennen. Er war einer der ersten Darsteller Schillerischer Charakterrollen.

Johann Christoph Friedrich Schiller.

Wir haben schon oben bemerkt, daß mit Schiller die Sturm- und Drangperiode in eine zweite, mehr politisch gerichtete Phase eintrat. Doch dürfen wir dabei nicht vergessen, was Koberstein hervorhebt, daß der sittliche und dichterische Charakter Schillers sich ganz und gar unter den Einflüssen der in den Siebziger Jahren unter der Jugend herrschenden Ideen entwickelt und daß seine ersten Dichtungen die sämmtlichen drangvoll-stürmischen Tendenzen seiner Vorgänger vereinigt haben. Da 1759 geboren, war er erst ein Knabe von elf Jahren, als Herder mit dem jungen Goethe in Straßburg zusammentraf (1770). Schon hatte sich im „Götz" und „Werther" (1774) der Sturm und Drang voll und ganz ausgesprochen, als er seine medicinischen Studien auf der Militär-Akademie in Stuttgart begann (1775). Goethe war bereits, wie seine Beschäftigung mit der „Iphigenie" (seit 1779) beweist, auf gutem Weg zur sittlichen und künstlerischen Läuterung, da brachte Schiller den durch den Druck der Verhältnisse in ihm genährten titanenhaften Trotz und leidenschaftlichen Freiheitssinn in seinen „Räubern" zum Ausdruck (1781), die wir für das wildeste und gigantischste Product der ganzen Epoche halten dürfen.

Der leichteren Uebersicht wegen werden wir zuerst Schillers äußeren Lebensgang bis zu seinem Eintritt in Jena darstellen, hierauf in Ergänzung der früher gegebenen Vergleichung mit Goethe, Herder und Schubart die Eigenthümlichkeit seines Wesens und Werdens zu charakterisiren versuchen, endlich einen Ueberblick über seine schriftstellerische Wirksamkeit in der Jugendzeit hinzufügen.

Schillers Jugendgeschichte bietet so viele anziehende Momente, daß sie dramatisch

(von Laube) und als Roman (von H. Kurz) behandelt worden ist. Wir hier können uns jedoch nur auf das nothwendigste Detail aus derselben beschränken. Des Dichters Heimath ist Schwaben und zwar das Württembergische Dorf Marbach am Neckar. Sein Vater Joh. Kaspar Schiller (1723—96) war als Feldscheer in den niederländischen Krieg gezogen. Durch Pflichttreue, aufopfernde Thätigkeit und rastloses Streben hat er es allmählich bis zum Hauptmann, Intendanten des Lustschlosses Solitude und Aufseher über die dortigen herzoglichen Baumpflanzungen gebracht. Denn nachdem er auch am siebenjährigen Krieg Antheil genommen, beschäftigte er sich vorzüglich mit Obstbaumzucht, über die er auch ein Werk verfaßte, das seinen Landesherrn, den Herzog Karl, auf ihn aufmerksam machte. Seine Gattin, Elisabeth Dorothea geb. Kodweiß, eine Frau von tiefem Gefühl und dichterischem Sinn, (geb. 1732, gest. 1802), stammte aus Marbach, wo unser Dichter im großelterlichen Hause das Licht der Welt erblickte, als gerade der Vater im Felde stand. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in Lorch, einem Dorf an der Rems in der Nähe des Hohenstaufen und der als Wallfahrtsort bekannten Stadt Schwäbisch-Gmünd, durch den Pfarrer Moser, dem er in den Räubern ein so schönes Denkmal gesetzt hat. Von Lorch wurde sein Vater, der daselbst von 1765 ab als Werbeofficier gestanden hatte, nach Ludwigsburg versetzt, wo der Knabe, welcher frühzeitig Lust am geistlichen Stande bezeigte, der lateinischen Schule übergeben wurde. Schon hatte er als künftiger Theolog behufs der späteren Aufnahme in eine Klosterschule mehrere Male das übliche Landexamen in Stuttgart bestanden, als er auf das dringende Verlangen des fürstlichen Gönners seines Vaters, der mittlerweile auf die Solitude versetzt worden war, am 13. Jan. 1773 in die daselbst seit 1770 errichtete militärische Pflanzschule aufgenommen wurde. Da aber diese Anstalt für die Theologie nicht vorbereitete, entschloß er sich, und zwar höchst ungern, zum Studium der Jurisprudenz, in der er jedoch nur geringe Fortschritte machte. Im November 1775 verlegte Herzog Karl die Schule als „herzogliche Militär-Akademie“ nach Stuttgart und nun wurde auch die Medicin in den Studienplan derselben aufgenommen. Dies gab dem jungen Schiller Veranlassung zu dieser Wissenschaft überzugehen, in der er sich auch bald, wie schon auf der Ludwigsburger Schule, vor Anderen hervorthat. Die Ordnung der Anstalt war eine strenge und ihre Abgeschlossenheit von der übrigen Welt peinlich, doch wußten vorzügliche Lehrer ein höheres wissenschaftliches Leben anzuregen, so daß außer Schiller noch mancher ausgezeichnete Mann aus der „hohen Karlschule“ (so hieß die Anstalt seit 1781) hervorgegangen ist. Nach der Vertheidigung einer Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ wurde Schiller am 14. Dec. 1780 aus der Militär-Akademie entlassen und alsbald als Medicus bei dem Regiment Augé angestellt.

Noch auf der Akademie hatte er im Geheimen eine Tragödie, die „Räuber“, vollendet, die er nun auf eigene Kosten drucken ließ (1781). Freih. von Dalberg, der Intendant der damals blühenden Mannheimer Bühne, brachte unter der Vermittelung des Buchhändlers Schwan, der, selbst dramatischer Dichter, ein großes Interesse für Schiller gefaßt hatte und mehrere seiner Jugenddramen später in Verlag nahm, dieselbe zuerst im Januar, ein zweites Mal am 25. Mai 1782 zu Aufführung. Schiller wohnte beiden Aufführungen heimlich und ohne Urlaub, das erste Mal auch unerkannt, bei. Diese Ordnungswidrigkeit trug ihm einen vierzehntägigen Arrest ein, während dessen er den Plan zu neuen Dramen faßte. Herzog Karl fand an der Richtung der Poesie seines ehemaligen Zöglings aber so wenig Geschmack, daß er, als auch die Graubündtner über die wenig ehrenvolle Erwähnung sich beschwerten, die ihnen in den Räubern geworden, dem Verfasser derselben verbot, außer dem medicinischen Fach

irgend etwas drucken zu lassen. Das war für Schiller zu hart, der an die Zukunft seines Genius glaubte und dem der rauschende Beifall, den er in Mannheim geerntet, glänzende Aussichten zu eröffnen schien. Er beschloß daher zu fliehen und sich seinem neuen Gönner, dem Freih. von Dalberg, in die Arme zu werfen. Am Abend des 17. Sept. 1782, während eines Hoffestes, das die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, verließ er Stuttgart, mit nur geringen Mitteln ausgestattet und überdieß Schulden zurücklassend. Es begleitete ihn sein treuer und aufopfernder Freund, der Musiker Andr. Streicher, dem wir die ausführlichen Nachrichten über diese Flucht und die nun folgenden Täuschungen und Nöthe des jungen Dichters verdanken.

Dalberg, der dem Herzog Karl befreundet war, trug, wie es scheint, Bedenken, des Flüchtlings sich anzunehmen und stellte darum der Aufführung seines neuen Stücks „Fiesco" allerlei Schwierigkeiten in den Weg. Schiller unternahm darauf, fast aller Mittel entblößt, eine Reise nach Frankfurt, wandt sich aber wieder nach Mannheim zurück, hielt sich gegen sieben Wochen unter fremdem Namen im Wirthshaus des benachbarten Dorfes Oggersheim auf und ging im Nov. wieder nach Mannheim zurück. Schon war er in die äußerste Bedrängniß gerathen, da bot ihm die Mutter eines jüngeren Freundes, den er von der Akademie her kannte, die verwittwete Frau von Wolzogen, mit der er im Mai die verhängnißvolle Reise nach Mannheim gemacht, eine Zuflucht im Dorfe Bauerbach bei Meiningen an, wo ihr Bruder das Rittergut und sie ein eigenes kleines Haus besaß. Hier langte Schiller im tiefen Winter, am 8. Dec. 1782, an. Der Aufenthalt in dem abgeschiedenen Dörfchen wirkte außerordentlich wohlthätig auf sein Gemüth. Sein stark erschüttertes Vertrauen zu den Menschen hob sich wieder, an dem Meininger Bibliothekar Reinwald, der in der Folge seine Schwester Christophine als Gattin heimführte, gewann er einen Freund, der sich seiner mit Eifer annahm, die Tochter seiner Wohlthäterin, Lotte von Wolzogen, flößte ihm eine zarte Neigung ein, der Frühling weckte die alten lieben Träume aus der Kindheit und so befand er sich bald in der rechten Stimmung, um seine dritte Tragödie, Louise Millerin, der Iffland den Titel „Kabale und Liebe" gegeben hat, zu vollenden, und auf Grund einer Novelle von St. Real auch die ersten Linien zum Don Carlos zu entwerfen, auf welchen Stoff ihn Dalberg hingewiesen hatte. Reinwald hatte bereits eine Reise nach Gotha, Erfurt und Weimar angeregt, um seinen Freund in die dortigen literarischen Kreise einzuführen, als dieser am 21. Juli 1783 Bauerbach wieder verließ, um nach Mannheim zurückzukehren, wo mittlerweile die Aussichten für ihn sich gebessert hatten.

In Mannheim blieb Schiller fast zwei Jahre (1783—85). Dalberg engagirte ihn als Theaterdichter und brachte nun auch den „Fiesco" und am 9. März 1784 „Kabale und Liebe", letzteres unter ungemeinem Beifall, zur Aufführung. Doch löste der Dichter sein Engagement bald wieder. Vielerlei Umstände machten ihm überhaupt die Existenz in Mannheim unbehaglich. Das kalte Fieber quälte ihn zu wiederholten Malen auf längere Zeit. Der Verkehr mit den Schauspielern zog ihn mehr als billig von seinen ernsten Arbeiten ab. Dazu gesellte sich seit dem Juni 1784 ein leidenschaftliches Verhältniß zu einer unglücklich verheiratheten Frau, Charlotte von Kalb, geb. Marschalk zu Ostheim, das sich später in Weimar noch eine Zeit lang fortsetzen sollte. Hatte er früher seine ganze Hoffnung auf Dalberg gesetzt, so warf er sich jetzt, nachdem diese stark herabgestimmt war, „dem Publikum in die Arme", das er sein Studium, seinen Souverän und Vertrauten nannte. Auf eigene Hand unternahm er die Herausgabe einer periodischen Zeitschrift, „der Rheinischen Thalia", und betrat damit von Neuem den Weg, den er bereits in Stuttgart verfolgt, wo er mit seinem früheren Lehrer, dem Professor Abel, und mit seinem Freunde, dem

Bibliothekar Petersen, das „Württembergische Repertorium" und aus eigenen und fremden Beiträgen auch eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Namen „Anthologie auf das Jahr 1782" herausgegeben hatte. So schien es denn, als ob er nicht mehr ausschließlich für die Bühne arbeiten, sondern wieder eine vielseitigere schriftstellerische Thätigkeit entfalten wolle. Während seines Mannheimer Aufenthalts wurde ihm außer dem reichen Beifall, den ihm „die Räuber" und „Kabale und Liebe" eintrugen, noch manche andere Auszeichnung zu Theil, die sein Selbstbewußtsein und Vertrauen in die Zukunft beleben und stärken mußte. Dem Herzog Karl August von Weimar, „dem edelsten von Deutschlands Fürsten und dem gefühltetsten Freund der Musen", den er schon früher in der Akademie bei einer festlichen Gelegenheit, die auch ihm einen Preis einbringen sollte, an der Seite seines Freundes Goethe von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, konnte er in Darmstadt den ersten Act des Don Carlos vorlesen. Der Herzog ehrte ihn unterm 27. Dec. 1784 durch Verleihung des Titels „Rath", wodurch sich zum Weimarischen Hofe dem Dichter die erste Beziehung knüpfte, der auf die erhaltene Auszeichnung mit der Zueignung seiner neuen Zeitschrift „an den Herzog Carl August von Sachsen-Weimar" antwortete. Auch das war ihm eine Befriedigung gewesen, daß er im Febr. 1784 zum „Mitglied der kurfürstlich deutschen Gelehrtengesellschaft" ernannt worden war. Wohl durfte er sich nun als „kurpfälzischen Unterthanen" und im Besitz eines neuen Vaterlandes fühlen, auch war es ihm tröstlich, daß man seine Verdienste um deutsche Sprache und Dichtung zu würdigen schien. Am 26. Juni 1784 hielt er als neues Mitglied der „Gelehrtengesellschaft" seine Vorlesung über „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", mit der er dann das erste Heft der Thalia 1785 eröffnete. Noch in demselben Monat, in den diese Vorlesung fällt und nur kurze Zeit später, als ihn die unglückselige Leidenschaft zu Charlotte von Kalb ergriff, war ihm eine dritte Auszeichnung ganz eigenthümlicher Art zu Theil geworden, die für sein weiteres Leben von den wichtigsten Folgen sein sollte. Von Ch. G. Körner, dessen Braut, deren Schwester und dem Verlobten derselben, L. F. Huber, erhielt er aus Leipzig als Zeichen der Anerkennung ein Paquet mit Briefen, denen eine gestickte Brieftasche, eine Composition eines seiner Lieder aus den „Räubern" und die Portraits der vier Personen beilagen. Der mütterlichen Freundin in Bauerbach schrieb er einige Tage später: „ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt". Aber Monate vergingen, ehe sich Schiller aus der Zerstreuung, in der er lebte, zu einer Antwort aufraffte, auf die hin sich nun ein vertraulicher Briefwechsel mit den neuen Leipziger Freunden einleitete. Als dann die Mannheimer Verhältnisse ihm immer unerträglicher wurden, meldete er sich bei Körner in Leipzig an, der den Freund alsbald zu kommen einlud. In Mannheim hatten Schiller auch verschiedene Heirathspläne beschäftigt. In dem Briefe, in welchem er der Frau von Wolzogen über die Leipziger Geschenke berichtet, hielt er bei dieser zugleich um die Hand ihrer Tochter Lotte an. Wir kennen die Antwort nicht, die ihm wurde, dieselbe muß aber abschläglich gelautet haben, da Lotte kurze Zeit darauf mit einem adlichen Herrn sich verlobte. Auch an eine Verbindung mit Frau von Kalb dachte Schiller schon in dieser Zeit sehr ernstlich. Doch trat dies Project, das wegen der nothwendig voraus zu bewirkenden Scheidung mit vielfachen Schwierigkeiten verbunden war, gegen ein anderes zurück. Der Buchhändler Schwan, der den Verlag von Schillers Dramen übernommen und in dessen Hause Schiller viel verkehrte, besaß eine schöne und geistvolle Tochter Margarete, zu der der Dichter eine tiefere Neigung faßte, die erwidert zu werden schien. Als Schiller im März nach Leipzig aufbrach, erhielt er von der Freundin ein schönes Andenken, und beide kamen überein sich einander

zu schreiben. Noch im April 1785 bewarb er sich von Leipzig aus förmlich bei dem Vater um die Hand Margaretens. Jedoch auch dieser beschied ihn abschlägig, aber ohne der Tochter von Schillers Bewerbung eine Mittheilung zu machen. Da der Dichter darauf den Briefwechsel mit Margareten abbrach, mußte er der Freundin, die der Vater lange ohne alle Aufklärung ließ, als treulos erscheinen. Margarete hat sich später an einen Anderen verheirathet und mit Lotte von Wolzogen das gleiche Loos getheilt. Beide sind an den Folgen ihrer ersten Niederkunft gestorben.

Als Schiller in Leipzig eintraf, fand er Körner daselbst nicht mehr vor, da dieser mittlerweile nach Dresden versetzt worden war. Inzwischen nahm sich seiner Huber auf das freundschaftlichste an. Als dann Körner von Dresden herüber kam, war seine nächste Sorge, den Freund aus den schweren Geldbedrängnissen zu befreien, die denselben bedrückten. Schiller bewohnte während des Sommers, den er in Leipzig zubrachte, ein kleines Häuschen in dem benachbarten Gohlis, wo er auch der glücklichen Stimmung, die ihn an der Seite so edler Freunde erfüllte, in seinem „Lied an die Freude“ Ausdruck gab. Im September 1785 verließ er Leipzig, um zu Körner nach Dresden überzusiedeln.

Auch in Dresden blieb Schiller, ähnlich wie in Mannheim, gegen zwei Jahre (1785—87). Er wohnte theils in der Stadt, theils auf Körners Weinberg in dem nahen Loschwitz. Leider sind wir über die Zeit des Dresdener Aufenthalts weniger gut berichtet, als über irgend eine vor- oder nachher. Dies kommt daher, daß Schiller während des innigsten Zusammenlebens mit Körner weniger Veranlassung zu brieflichen Mittheilungen nach auswärts fühlte und Körner in den biographischen Noten, die er später den Werken seines der Welt zu früh entrissenen Freundes beigab, sich nicht der uns wünschenswerthen Ausführlichkeit befleißigte. Wir haben aber allen Grund, gerade die Dresdener Epoche für einen Wendepunkt in Schillers Entwicklung zu halten. Hier begann unter dem Einfluß des erfahreneren und wissenschaftlich höher gebildeten Freundes, der volles Verständniß des Dichters mit der aufopferndsten Liebe zu demselben verband, die innere geistige Läuterung des letzteren, die in Weimar und Rudolstadt noch weitere Fortschritte, zumal im Verkehr mit den edlern Schwestern von Lengefeld, machen sollte. Körner scheint vor Allem bemüht gewesen zu sein, Schillers leidenschaftliches und excentrisches Wesen zu dämpfen und ihn auf das Maßvolle, als die erste Bedingung wahrer Schönheit, hinzuweisen. Auch hat er den geschichtlichen Sinn in ihm gestärkt und das Verständniß der Kantischen Philosophie ihm eröffnet. Da er des Freundes Doppelnatur wohl erkannte, der fast ebensogroße Anlage zum Philosophen, als zum Dichter zeigte, mußte er von einer Vertiefung desselben in das größte Gedankensystem der Zeit ganz vorzügliche Resultate für dessen Poesie erwarten. Den klärenden und beruhigenden Einfluß Körners zeigt unverkennbar bereits die neue Gestalt, die Schiller dem Don Carlos gab, den er in Loschwitz endlich zum Abschluß brachte. Jene Resignation, von der er in den „philosophischen Briefen“ mehrfach spricht und die er auch dichterisch behandelt hat, mag er im Besondern Körner schuldig sein. Auch ist vorauszusetzen, daß dieser nicht verfehlt haben wird, Schiller ernstlich an die Gründung einer sicheren Lebensstellung zu mahnen. Da galt es denn zu entscheiden, ob der Dichter zur Medicin zurückgreifen solle, die ihm immer wieder in den Sinn kam, oder sich ausschließlich dem Studium der Geschichte widmen. Zum letzteren scheint sich Schiller auf Körners Zureden endlich entschlossen zu haben. Dem Freunde dankte er jedenfalls auch die Anregung, die ihm durch die Vorstudien zu seinem letzten Drama nahe gelegte Geschichte der Befreiung der Niederlande zum Gegenstand einer geschmackvollen Darstellung zu machen. Auf eine solche Arbeit hin konnte sich ihm leicht irgendwo nun Aussicht auf eine feste Anstellung bieten. Auch mag

Körner, wie schon Reinwald, auf die Nothwendigkeit hingewiesen haben, eine nähere Beziehung zu den Weimarischen literarischen Größen zu suchen. Als daher eine neue Leidenschaft, die nicht unbedenklich war, (zu Julie v. Arnim), den Dichter ergriff, bewog er denselben Dresden zu verlassen und sich nach Weimar zu wenden.

In Weimar kam Schiller am 21. Juli 1787 an. Auch hier blieb er, den Rudolstädter Landaufenthalt eingerechnet, gegen zwei Jahre (1787—89). Goethe traf er nicht an, da derselbe noch in Italien weilte. Herder, der noch nichts von ihm gelesen, nahm ihn zwar freundlich auf, doch wollte sich kein innigeres Verhältniß zu demselben gestalten. Dagegen suchte Wieland ihn näher an sich heranzuziehen, wohl in der Hoffnung, seinem „Merkur“ durch eine engere Verbindung mit dem jungen Dichter einen neuen Aufschwung geben zu können. Er zumal mag Schiller von der antikisirenden Richtung erzählt haben, die seit einigen Jahren Goethe's Poesie genommen hatte. Sicher ist auf Wielands Einfluß die Beschäftigung mit den Alten zurückzuführen, der er sich nun in Weimar zuwandt und in der er neben dem Studium der Geschichte und der Philosophie eine neue Grundlage für sein Denken und Dichten zu schaffen suchte. Da der Jenaische Professor Reinhold, der bedeutendste Anhänger Kants, ein Schwiegersohn Wielands war, wird sich alsbald auch zu diesem eine Beziehung gebildet haben. Um die literarischen Größen Jena's kennen zu lernen, machte Schiller noch im Sommer 1787 einen Abstecher nach der Musenstadt. Leicht aber hätte des Dichters Schicksal in Weimar eine Wendung genommen, die zu beklagen gewesen wäre. Er fand nämlich hier Charlotte v. Kalb wieder vor, die die Hoffnung ihn zu besitzen noch nicht aufgegeben hatte. Es war eine glückliche Fügung, daß er im November 1787 auf der Rückreise von Meiningen, wo er seine mütterliche Freundin von Wolzogen und seine inzwischen an Reinwald verheirathete Schwester Christophine besucht hatte, den Weg über Rudolstadt einschlug und hier von seinem Freunde Wilhelm von Wolzogen der Familie von Lengefeld vorgestellt wurde, die mit der Wolzogenschen verwandt war. Frau von Lengefeld war Wittwe und hatte zwei Töchter, von denen damals die ältere Caroline (geb. den 3. Febr. 1763 in Rudolstadt, gest. den 11. Jan. 1847 in Jena) noch an einen Herrn v. Beulwitz verheirathet war, von dem sie sich 1794 scheiden ließ, um W. v. Wolzogen die Hand zu reichen, die jüngere Charlotte (Lotte), (geb. den 22. Nov. 1766, gest. den 9. Juli 1826 in Bonn), aber den Schmerz einer unglücklichen Liebe noch nicht völlig überwunden hatte. Beide Schwestern waren geistig wie gemüthlich reich begabt und gebildet. Auch war die Schillersche Familie ihnen nicht unbekannt, da sie auf der Heimkehr aus der Schweiz mit Frau v. Wolzogen die Eltern des Dichters auf der Solitüde besucht und diesen selbst in Mannheim zu einer kurzen Begrüßung sich hatten vorstellen lassen. Schiller traf die jüngere Schwester einige Wochen nach dem Besuche in Rudolstadt in Weimar wieder und versprach derselben den bevorstehenden Sommer in der Nähe Rudolstadts auf dem Lande zubringen zu wollen.

Die Schwestern Lengefeld besorgten ihm darauf eine Wohnung im nahen Volkstedt, die er im Mai 1788 bezog und von wo er sie fast täglich sehen und sprechen konnte. Der Aufenthalt in der idyllischen Umgebung Rudolstadts war für Schiller von den segensreichsten Folgen. Er wurde ruhiger, klarer und den phantastischen Ansichten des Lebens abgeneigter. „Rudolstadt und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, so schrieb er in einem Briefe an Caroline, der Hain der Diana für mich werden, denn seit geraumer Zeit geht mir's wie dem Orest in Goethe's Iphigenie, den die Eumeniden herumtreiben.“ Er gewann das Herz Lottens, die den Muth hatte, ihr Schicksal an das seinige zu knüpfen, das doch zur Zeit noch recht unsicher war. Aber gerade die nähere Verbindung mit dem Lengefeldischen Haus hat ihm die Wege geebnet

sowohl zu der Anstellung in Jena als zu der freundschaftlichen Beziehung zu Goethe und Wilhelm von Humboldt. Beide Schwestern waren Freundinnen von Goethe's Freundin Frau von Stein, die nicht weit von Rudolstadt das Gut Kochberg besaß, wo sie öfters verkehrten. Lotten kannte Goethe von Kindheit an und hatte manchen Einfluß auf dieselbe geübt, woher diese, wie auch Caroline, von Bewunderung und Achtung gegen den großen Mann erfüllt war. Da die Hoffnung der Schwestern für Schiller auf einer Annäherung der beiden Dichter beruhte, konnten sie die Recension nicht billigen, welche Schiller über Goethe's „Egmont“ verfaßt hatte. Und sie hörten auch dann nicht auf für eine Annäherung derselben zu wirken, als der Besuch Goethe's in Rudolstadt im Sommer 1788, bei dessen Gelegenheit Schiller dem aus Italien heimgekehrten Dichter vorgestellt wurde, eher eine Entfremdung der beiden zur Folge zu haben schien. Aber auch die Bekanntschaft mit dem geistvollen W. v. Humboldt hatte Schiller den beiden Schwestern zu danken. Eine Freundin derselben war auch Caroline von Dachröden in Erfurt, mit der Humboldt ziemlich an demselben Tage sich verloben sollte, an dem die Mutter Lengefeld ihre Genehmigung zur Verbindung ihrer Lotte mit Schiller ertheilte.

Am 12. Nov. 1788 kehrte Schiller wieder nach Weimar zurück. Vergeblich hoffte er Goethen näher treten zu können. Doch gewann er eine Art Ersatz für den directen Verkehr mit ihm durch den Umgang mit K. Ph. Moritz, dessen Goethe sich schon in Italien auf das freundlichste angenommen und den er nun nach Weimar zu sich eingeladen hatte. Moritz, den Schiller schon in Leipzig kennen gelernt, war gegen diesen nicht gerade freundlich gesinnt, wie die gehässige Recension von „Kabale und Liebe“ beweisen kann, die er nach dem Erscheinen des Stücks geschrieben hatte. Gleichwohl war Schiller unermüdlich durch ihn über Goethe zu erfahren. Den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Unterhaltung bildete Moritzens neueste Schrift „über die bildende Nachahmung des Schönen“, in welcher die Summe der ästhetischen Grundanschauungen Goethe's niedergelegt war. Goethe hatte an der Schrift offenbar mehr Antheil als Moritz selbst, weshalb er auch später die Hauptpartie derselben in seine „Italienische Reise“ aufgenommen hat. Im Winter 1788 auf 89 schied der Streit über dieses Goethische Kunstprogramm das ganze literarische Weimar in zwei Heereslager. Schiller klärte in diesem Kampf der Meinungen seine eigenen theoretischen Anschauungen über das Schöne und fühlte sich bewogen, seine „Künstler“ zum großen Theil umzuarbeiten. In Rudolstadt hatte er auch seine „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ zu einem Abschluß gebracht. Dieselbe lag nun in Wielands Merkur gedruckt vor und ließ es Karl August und Goethen wünschenswerth erscheinen, Schiller als Professor der Geschichte nach Jena zu berufen (März 1789). Schiller nahm den Ruf an, da er ihm die Möglichkeit zu bieten schien, seine geliebte Lotte bald als Gattin heimzuführen. Ehe er Weimar verließ, sollte er noch den Dichter G. A. Bürger persönlich kennen lernen, der im April daselbst eintraf. Schiller verabredete mit demselben ein Uebersetzungsturnier, für das ein Gesang aus der Aeneide bestimmt wurde. Beider Beziehung nahm jedoch schon 1791 ein Ende, als Schiller in einer Recension der Bürgerschen Gedichte sein dichterisches Programm aufstellte. Nachdem er noch die philosophische Doctorwürde erworben, siedelte er zu Anfang des Mai 1789 nach Jena über. Hier lassen wir vorläufig die Darstellung des äußeren Lebensgangs des Dichters fallen, um der geistigen Entwickelung und dem sittlichen und dichterischen Charakter desselben eine kurze Betrachtung zu widmen.

Schiller hat, wie wir schon oben andeuteten, zwei Entwickelungsperioden durchgemacht. Die erste schließt in Jena, die zweite hebt bereits in Dresden an. Im Verkehr mit Körner wurde er der neuen Ziele und Aufgaben sich bewußt, die er

durch die zweite Hälfte seines Lebens verfolgte. In dieser tritt das revolutionäre politische Element gegen das bereits auch vorhandene ästhetische zurück. Als ein Dichter der Freiheit, im gewöhnlichen Sinn des Wortes, kann er darum nur in seiner Jugend gelten. Je schärfer der Gegensatz zwischen den beiden Epochen seiner Entwickelung war, um so stärker seine spätere Abneigung gegen die wilden Producte einer ungezügelten Jugendkraft. Seine Kindheit fiel noch ganz in die Zeit der Empfindsamkeit. Darum zeigen seine Werke zahlreiche Anklänge an dieselbe. Er weiß sich von der sentimentalen Richtung des Zeitalters als der allgemein herrschenden so abhängig, daß er in seiner berühmten Abhandlung über den Charakter der älteren und neueren Poesie, deren wir oben gedacht haben, die letztere als sentimentale bezeichnete. Trotz fast vollständiger Abgeschlossenheit und sorgfältiger Ueberwachung fanden die Schriften der Stimmführer im Kampf des Sturms und Drangs in die Akademie Eingang und wurden hier mit um so größerer Begeisterung verschlungen, je drückender man den Zwang der Anstalt empfand. Er selbst war, wie irgend Einer, von Faustischem Drang erfüllt, wie viele Momente seines Denkens und Dichtens beweisen. Die tiefste Melancholie als Folge desselben und zwar in ihrer Steigerung bis zum Selbstmordgedanken lernte er an einem seiner liebsten Freunde kennen, über dessen Krankheitszustand er wiederholte, noch vorhandene Berichte zu verfassen hatte. In welchem Maße eine pessimistische Weltanschauung sich bei ihm festgesetzt und wie geflissentlich er die Nachtseiten des menschlichen Daseins hervorzuheben bemüht war, dafür legen verschiedene Stellen seiner „Räuber" Zeugniß ab. Dem Gedanken, der Faust nicht minder als Werther peinigt, daß die Natur ein Alles verschlingendes Grab sei, gab er in der cynischen Weise eines Arztes schon 1782 dadurch Ausdruck, daß er die „Anthologie" seinem „Prinzipal, dem Tod" zuschrieb, dem „unergründlichen Nimmersatt in der ganzen Natur". Die Bedeutung der allgemeinen Gährung der Geister, die auch ihn in ihren Strudel zog, stand klar vor seiner Seele. Was er von der Zeit des Marquis Posa, seines dichterischen Doppelgängers, sagt, um die Gesinnungen, die Philosophie und Lieblingsgefühle desselben zu begründen, ist nur eine Schilderung seiner eigenen. „Der Zeitpunkt, wo er sich bildet, ist allgemeine Gährung der Köpfe, Kampf der Vorurtheile mit der Vernunft, Anarchie der Meinungen, Morgendämmerung der Wahrheit — von jeher die Geburtsstätte außerordentlicher Menschen". Auch in den folgenden Worten dachte er gewiß mit an sich selbst: „Die Idee von Freiheit und Menschenadel, die ein glücklicher Zufall, vielleicht eine günstige Erziehung in diese rein organisirte empfängliche Seele warf, machen sie durch ihre Neuheit erstaunen und wirken mit aller Kraft des Ungewohnten und Ueberraschenden auf sie; selbst das Geheimniß, unter welchem sie ihr wahrscheinlich mitgetheilt wurden, mußte die Stärke ihres Eindruckes erhöhen." Und was nun seine politischen Anschauungen, seinen glühenden Republicanismus und seinen unversöhnlichen Tyrannenhaß anlangt, in welchem sich die kühnsten Wünsche der vorwärts strebenden Geister der Zeit mit den Gesinnungen eines alten Römers verbanden, so gibt die Schrift, der wir die vorhin angeführten Stellen entlehnten, auch über sie den wünschenswerthen Aufschluß. Denn mit dem, was er dort von Posa sagt, meinte er doch wieder nur sich selbst: „Seine Seele fühlt sich in diesen Ideen gleichsam wie in einer neuen und schönen Region, die mit allem ihren blendenden Licht auf sie wirkt und sie in den lieblichsten Traum entzückt. Das entgegengesetzte Elend der Sklaverei und des Aberglaubens zieht sie immer fester und fester an diese Lieblingswelt; die schönsten Träume von Freiheit werden ja im Kerker geträumt. Das kühnste Ideal einer Menschenrepublik,

allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, wo konnte es besser und wo natürlicher zur Welt geboren werden, als — wir lassen hier Philipp den Zweiten und seine Inquisition weg und setzen dafür getrost, woran Schiller zweifellos gedacht, „in der Militärakademie zu Stuttgart.“ Auch alle seine Grundsätze und Lieblingsgefühle drehen sich, als er jener Anstalt angehörte, „um republicanische Tugend“ und seine „Räuber“ waren in der That, was er in der „Ankündigung der Rheinischen Thalia“ 1784 äußerte, das Beispiel einer Geburt, die die naturwidrige Verbindung „der Subordination und des Genius in die Welt gesetzt.“ Daß Schiller den Druck nicht übertrieben hat, den jene Schule auf ein ideal gestimmtes jugendliches Gemüth äußern mußte, das hört man am besten aus den von ihm aufbewahrten Worten des vorhin erwähnten jungen Hypochondristen heraus: „als Tagelöhner und Bettler würde er immer vergnügter sein als hier, weil er da frei sei.“

Aus dem, was wir soeben auseinandersetzten, folgt, daß man, um des jungen Dichters innerstes Wesen zu verstehen, sich gegenwärtig halten muß, wie der Druck und die Enge der Verhältnisse seine von Haus aus schon hoch gestimmte und nach dem Höchsten strebende Seele einen immer höheren Flug zu nehmen zwang. Wesentlich darauf beruht das, was man mit einem bereits sehr abgegriffenen Wort seinen Idealismus nennt. Selten sind in einem Menschen das Bewußtsein des angeborenen Adels, der Würde und göttlichen Bestimmung des Menschendaseins, die sittliche Hoheit und königliche Vollfreiheit und überhaupt der Glaube an ein Höheres so mächtig gewesen, als in ihm. Selten hat Einer den Anspruch Aller auf gleiches Glück und gleichen Genuß so lebhaft gefühlt und ausgesprochen, als er es gethan. Die Forderungen, welche die Gerechtigkeit stellen muß, wenn wir Ernst damit machen, in den Menschen unsere Brüder zu sehen, hat keiner unserer Dichter so laut verkündet, keiner aber auch weniger dem Egoismus des Einzelnen gehuldigt und, was er dachte, consequenter in Bezug zur Gesammtheit, zur Gattung, zum Ganzen der Menschheit und zu ihrem Glück und Wohlsein gesetzt. Er wußte zu schätzen und zu preisen, zu wahren und zu hüten den mitgegebenen himmlischen Funken, er fühlte Verwandtschaft mit der Gottheit und sein letztes Ziel war Annäherung an dieselbe, Verwirklichung der Gottähnlichkeit, Herausarbeiten des Bildes, zu dem uns Gott geschaffen. Er redet von der „Wollust Gott zu sein“ und fühlt „in jeder Ader Gottheit“. Denn „Göttern kann man nicht vergelten, schön ist's ihnen gleich zu sein.“ Aus knechtischer Menschenfurcht suchte er die Seele zu wahrhaft königlicher Gesinnung zu erheben. Darum seine Forderung an den Einzelnen, auf die Höhe des Denkens, Fühlens und Handelns sich zu schwingen, die der König einnehmen muß, wenn er ein rechter König sein will, auf daß derselbe werde, was Posa von Philipp verlangt: „Von Millionen Königen ein König“, was eintreten wird, wenn, wie er sich später im „Tanz“ ausdrückt: „Jeder, ein Herrscher, frei, nur dem eignen Herzen gehorchet und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn“.

Man sieht, die höchsten Idealbilder begleiteten ihn durch das Leben, das eines Gottes, das eines Königs, zu denen dann als drittes, das schon die Phantasie des Knaben erfüllte, das des Helden trat. Ein durchaus wesentlicher Zug seines Charakters ist das Streben nach Heldengröße. Kein Wort in seinen Jugenddichtungen entspricht so sehr seinem geheimsten Sinnen und Trachten als groß und Größe. Vielleicht, daß der ihm eingeborene Ehrgeiz zum Heroismus aufflammte an den Erzählungen seines Vaters von den Großthaten Friedrichs des Großen. Die Gedichte: „Die Schlacht“ und „der Eroberer“ sind sicher Kundgebungen des kriegerischen

Geistes des 1759, also während des siebenjährigen Krieges (1756—63) geborenen Soldatensohns. Noch in der Jenaer Zeit beschäftigte ihn der Plan eines Epos, in dem er den Helden jenes ruhmreichen Kriegs verherrlichen wollte. In mehr als einer Hinsicht mußte er in diesem eine Verwirklichung der Ideale sehen, nach denen er selbst rang. Irre ich nicht, so sind die Worte im „Don Carlos": „Wenn Jahrhunderte dahin geflohen, wird die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er, auf einem Thron, wie seiner, wiederholen und ihren neuen Liebling mit derselben Begeisterung entzünden" auf Friedrich II. von Preußen zu deuten. Auch ist nicht zu verkennen, daß dem Dichter in der Schilderung der Jugendschicksale des spanischen „Fürstensohnes" die ähnlichen seines großen Zeitgenossen vorgeschwebt haben mögen. Als Knabe versetzte er sich mit besonderer Vorliebe in die Geschichte Alexanders des Großen, dessen Schlachten er mit seinen Genossen in kindischem Spiel aufführte. Als er dann von den Thaten und dem Freiheitssinn der Römer gehört, begann er dem Heroismus republicanische Tugend beizugesellen, und im alten Rom die Vorbilder seiner Helden zu suchen. Keiner derselben stand ihm höher als Brutus. Diese Vorliebe für die Römer steigerten noch Rousseau's Schriften und die Biographien des von diesem so warm empfohlenen Plutarch, die er zeitlebens hochgehalten hat. Als die Mannheimer seinen „Fiesco", den er „ein republicanisches Trauerspiel" nannte und das voll ist von Reminiscenzen aus römischer Geschichte, mit nur geringem Enthusiasmus aufgenommen hatten, klagte er gegen Reinwald, daß in den Adern der Pfälzer kein römisches Blut fließe. Besonders in drei Dingen offenbarte sich ihm das wahre Heldenthum. Einmal in der Verfechtung der höchsten Güter der Menschheit, der Freiheit, des Vaterlands, dann in der Aufopferung für den Freund und für die zur Richtschnur des Handelns erhobenen Ideale. Solche Aufopferung pries er in den „philosophischen Briefen". Als ein Beispiel derselben aber stellte er den Marquis Posa hin. Endlich im Kampf mit dem Schicksal. Sein eigenes Leben war fast fortwährend ein solcher, aus dem er siegreich, wie ein wahrer Held, hervorgegangen ist. Auch sein Vater durfte ihm nach dieser Seite als Vorbild gelten, da er mit tapferem Muth die größten Schwierigkeiten und Hindernisse überwunden und wiederholt in die Welt hinaus gezogen war, um als gereifter, erfahrener und geachteter Mann heimzukehren. Das, was ihn so mächtig zur Tragödie zog, war gewiß nichts anderes, als die Freude an dem erhabenen Schauspiel des Kampfes mit dem „gigantischen Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt"? Der Titanismus, der ungebeugte Trotz, mit dem er gegen das Herkommen und die bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnungen sich empörte, ist nur eine Spiegelung der Heldengröße, die sein ganzes Denken und Sinnen erfaßt hatte. Eines aber hat er als die unerläßliche Bedingung für die Möglichkeit des Heldensinnes gepriesen wie kaum je ein Anderer, eine reine und keusche Seele. Die Keuschheit bewahrt zu haben war sein Stolz und seine Freude. Mit bitterer Verachtung blickte er auf den elenden Wollüstling, in dem „der Spiritus verflogen", „das Phlegma geblieben" und der nicht mehr mit ihm singen darf: „Ich bin ein Mann". Auf diese sittliche Integrität führte er seinen „Feuergeist", seine „Götterkraft", seinen „Genius", seinen „Tyrannenhaß" und den mächtigen Klang seiner „Leyer" zurück, die „wie im Sturm davon donnere." Diese sittliche Reinheit theilt er nach seinem Bild auch dem Don Carlos zu. „Ich bin noch rein, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling", so läßt er diesen sagen. „Was vor mir Tausende gewissenlos in schwelgenden Umarmungen verpraßten, des Geistes beste Hälfte, Männerkraft, hab ich dem künftigen Herrscher aufgehoben." Er selbst hob seine Männerkraft dem künftigen Dichter auf, wie die Entsagung beweist, zu der er sich in der Resignation entschließt, und auch die

Heldin eines seiner späteren Stücke konnte er sich als Heldin wirkend nur so lange denken, als sie auf die „irdische Liebe“ Verzicht leistete. Aus dem Allen begreift es sich nun leicht, wie es kommen konnte, daß er in der Darstellung wahrhafter Männer und Helden glücklicher war, als in der weiblicher Charaktere. Seine Frauengestalten sind entweder Heroinen oder Furien oder zerschmelzen in Sentimentalität. Wer da verdient ein Mann zu heißen, das erfahren wir am besten aus Schiller. In ihm war der alte germanische Geist wieder neu lebendig geworden, der uns besonders im Siegfried des Nibelungenliedes so erhebend anspricht.

Es möchte eine dankbare Aufgabe sein zu verfolgen, unter welchen Einwirkungen von Außen her Schillers angeborener Heldensinn sich entwickelt hat. Wir haben bereits auf das Beispiel und die Erzählungen seines Vaters, auf den siebenjährigen Krieg und die Thaten Friedrichs des Großen, auf Plutarch und die Heldengestalten der Römischen Geschichte hingewiesen. Vielleicht haben auch schon die Seele des Kindes die Lorcher Erinnerungen an die großen Kaiser aus dem Hause der Hohenstaufen begeistert. Nicht wenig auch mögen die Lieder der Barden und Klopstocks Oden, die Auffrischung des Andenkens des Cheruskers Hermann und Ossians Gesänge das Feuer seiner Heldenbegeisterung entfacht haben. Von nicht geringem Einfluß auf die eigenthümliche sittliche Richtung dieses Heldensinnes waren wohl auch Garve's Anmerkungen zu Fergusons „Grundsätzen der Moralphilosophie“ (Leipzig 1772), die er, wie wir wissen, als angehender Jüngling vollständig auswendig wußte. Es mochte ihn stacheln die Tugend und den Charakter aus sich heraus zu bilden, von dem Garve in jener Schrift (S. 331) behauptet, daß keiner „bei uns seltener“ sei. Der Philosoph bespricht den englischen Ausdruck „public spirit“, für den uns eine entsprechende Bezeichnung fehle. Dieser öffentliche Geist sei nicht schlechthin Patriotismus oder Menschenliebe, sondern „der Hang der Seele sich als einen Theil eines Ganzen zu betrachten“, „die Fähigkeit des Geistes sich dieses Ganze lebhaft vorzustellen“. Den Deutschen spricht er diesen public spirit ab, weil zwei Eigenschaften zu demselben gehörten, die uns weniger eigen wären: „eine große Wärme und Ausdehnung der Imagination und eine gewisse Festigkeit und Abhärtung des Geistes“. „Das erste (die Wärme und Imagination), weil nichts uns rühren kann, was wir uns nicht vorstellen. — Derjenige, welcher mit der Sorge für seine Stadt, für sein Vaterland oder für das menschliche Geschlecht erfüllt sein soll, muß auf gewisse Weise das Bild derselben mit sich herumtragen, dieses Bild muß unwandelbar und lebhaft sein, wenn daraus eine herrschende Neigung der Seele entstehen soll. Das andre (Festigkeit und Abhärtung des Geistes), weil, wenn wir von unsern eignen Freuden und Schmerzen sehr gerührt werden, diese allemal das Herz ganz einnehmen und fremden Empfindungen und einem entferntern Interesse keinen Platz lassen. Der Mann von öffentlichem Geiste muß sich selbst vergessen und er muß an die Stelle von sich die Gesellschaft setzen können. Um sich selbst zu vergessen, muß er gegen Lust und Schmerz in seiner Person gleichgiltiger, muß er von Hoffnung und Furcht in Absicht seines eignen Schicksals frei sein: diese Leidenschaften fesseln die Aufmerksamkeit des Menschen und erlauben ihm keine fremde Idee. Um die Gesellschaft an seine Stelle setzen zu können, muß er abwesende Gegenstände sich gegenwärtig machen, muß er seine Imagination bis auf einen hohen Grad befeuern können. Um deswillen ist der öffentliche Geist nur die Tugend großer Seelen.“ Wir setzten die ganze Stelle hieher, weil wir der Meinung sind, daß keine andere eines gleichzeitigen, Schiller zugänglichen Schriftstellers das Ideal besser gezeichnet habe, das diesem von Jugend auf vor der Seele schwebte. Nun, die „große Seele“ haben wir unserm Dichter bereits

zusprechen müssen, und daß er auch diesen öffentlichen Geist besessen, darüber kann kein Zweifel sein. Beruht doch selbst der Conflict in seinen Jugendtragödien, wie der Gang derselben überhaupt, zum großen Theil auf Garve's feinen psychologischen Bemerkungen. Fiesco verhüllt seine Umsturzgedanken in die sinnlichen Interessen, die er zeitweise heuchelt, und Don Carlos' kühne Reformpläne erlahmen im Bann der irdischen Liebe, die die ideale Liebe aus seiner Seele verdrängt. Da der „öffentliche Geist“ im Alterthum vorzüglich den Römern eigen war, wie er in neueren Zeiten besonders die Engländer auszeichnet, so mußte er, als er Montesquieu's Schriften kennen lernte, von diesen sich ganz besonders angezogen fühlen, weil in denselben die republicanischen Tugenden der Römer nicht weniger gepriesen werden, als die freie Verfassung Britanniens.

Die Züge, welche den edlen Jüngling ausmachen, neben der Seelenreinheit und dem Heldensinn eine ideale Begeisterung und Schwärmerei, sie finden sich alle im jugendlichen Schiller. Dieser ist so ganz und gar Jüngling, daß er auch die Helden seiner Tragödien zu Jünglingen gemacht hat. An die Königin Elisabeth richtet der Marquis Posa in Betreff seines Freundes Don Carlos die Bitte: „Sagen Sie ihm, daß er für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird, nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte gerühmter besserer Vernunft das Herz der zarten Götterblume — daß er nicht soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.“ Fiesco nennt der Dichter (im Personenverzeichniß des gleichnamigen Stückes) „einen jungen, schlanken, blühendschönen Mann von 23 Jahren.“ Don Carlos bekennt von sich selber (wir zogen die Stelle schon oben an): „noch rein, ein dreiundzwanzigjähriger Jüngling“ zu sein, eine Andeutung, daß Schiller, wie wirklich der Fall, den Plan zu beiden Dramen schon 1782 gefaßt hatte, als er selbst im dreiundzwanzigsten Lebensjahr stand. Mit Ausnahme des Fiesco, der als Italiener seine republicanischen Ideale am leichtesten der römischen Geschichte entlehnen konnte, wie auch Machiavelli den eingeschlafenen politischen Sinn seiner Nation durch eine Erklärung der ersten Decade des Livius zu wecken und zu kräftigen versuchte, leben seine dichterischen Doppelgänger, Karl Moor nicht minder, als Ferdinand in „Kabale und Liebe“ und der Infant Don Carlos noch ganz in den Anschauungen ihrer akademischen Jahre. Ja, die Akademie erscheint geradezu als der Ort, wo Ferdinand und Don Carlos, letzterer an der Seite seines Freundes Posa, die revolutionären oder, wie Schiller sich ausgedrückt haben würde, republicanischen Gesinnungen eingesogen, die sich überall kundgeben. „Wo in aller Welt bringst du das Maul her, Junge?“ fragt der Präsident seinen Sohn Ferdinand, als dieser mit Freimuth den Vorschlag zurückweist, die Geliebte des Fürsten zu ehelichen. Secretär Wurm gibt dem erstaunten Vater (Act III, 1) darüber die rechte Auskunft: „Die Grundsätze, die er aus Akademien hierher brachte, wollten mir gleich nicht recht einleuchten. Was sollten auch die phantastischen Träumereien von Seelengröße und persönlichem Adel an einem Hof, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo, auf eine geschickte Art groß und klein zu sein! Er ist zu jung und zu feurig, um Geschmack am langsamen Gang der Kabale zu finden, und nichts wird seine Ambition in Bewegung setzen, als was groß ist und abenteuerlich.“ Nicht minder deutlich ist der Einfluß der Akademie (Alkala's) im „Don Carlos“ ausgesprochen. „Du sprichst“, sagt Carlos zu Posa (Act I, 2), „von Zeiten, die vergangen sind.“ (Weiter unten sagt er: „Acht höllenbange Monde sind es schon, daß von der hohen Schule mich der König zurückberief“). „Auch mir hatte einst von einem Karl geträumt, dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach — doch der ist lang begraben. Den du hier

siehst, das ist der Karl nicht mehr, der in Alkala von dir Abschied nahm, der sich vermaß in süßer Trunkenheit der Schöpfer eines neuen goldnen Alters in Spanien zu werden". Philipp aber äußert (Act I, 6): „Der Knabe Don Karl fängt an mir fürchterlich zu werden. Er meidet meine Gegenwart, seitdem er von Alkala's hoher Schule kam".

So treten denn hier bei Schiller zum ersten Mal die Akademien und Universitäten als die wahren Pflanzstätten eines neuen, weltumgestaltenden Geistes auf. Die akademische Jugend übernahm fortan die Führung in der großen geistigen Bewegung des Jahrhunderts. So sind Schillers Jugenddramen eine Art Prophezeihung auf den Geisterfrühling geworden, der unter seiner eigenen Mitwirkung in Jena anbrechen sollte. Auf den Universitäten loderte die Begeisterung auf, welche die studirende Jugend aller Orten gegen den fremdländischen Unterdrücker deutscher Freiheit in die Waffen rief. Die Jenaische Burschenschaft entwarf die ersten Grundlinien zu der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs. Schillers Dichtungen waren das Symbol, in dem sich die edelsten deutschen Jünglinge zusammenfanden, in seinem Geist zog man ins Feld, in seinem Geist träumte man den schönen Traum einer politischen Neugestaltung des Vaterlands. Das waren hoffnungsvolle Zeiten, die materialistischen Neigungen, pessimistischen Verstimmungen, poesielosem Realismus keinen Raum gönnten, da noch die Aufführung von Schillers „Räubern" und des „Don Carlos" Festtage für die studirende Jugend der Universitäten bildeten. Schillers eigene akademische Lehrthätigkeit gerieth freilich bald ins Stocken. Aber als er sein Lehramt antrat, hegte er gewiß noch die stolzesten Hoffnungen auf eine geistige Erweckung der Jugend. Und daß er sie hegte und wie er sie zu verwirklichen suchte, Beides ist eine indirecte Anerkennung für die Anregung, welche er in der Stuttgarter Militär-Akademie empfangen hatte. Denn das dürfen wir nicht vergessen, woran neuerdings auch wieder von berufener Seite (von L. Mezger in Schönthal) erinnert worden ist, die Karlsschule war trotz vielfacher Mängel, trotz einer übertriebenen Freiheitsbeschränkung, die so mächtig den Freiheitsdrang entwickelte, eine vortreffliche Anstalt, welche, wie gerade Schillers noch vorhandene Arbeiten beweisen, ein geordnetes selbstständiges Denken, wahre Lust und Liebe zu den Wissenschaften, eine scharfe und klare Auffassung der gegebenen Welt zu fördern im Stande war. Das vor Allem verdient uneingeschränktes Lob, daß sie den philosophischen Disciplinen eine besondere Pflege widmete und daß die Schüler aller Facultäten und Lebensrichtungen mit ausgesprochenem Eifer an den reichlich dargebotenen philosophischen Vorlesungen sich betheiligten. Die Philosophie, welche in der hohen Karlsschule gelehrt wurde, war weniger jener verknöcherte Mechanismus, den Mephistopheles im „Faust" verspottet, als die auf die unmittelbare Verwerthung für das Leben berechnete Popularphilosophie, welche von England mit dem Familienroman zu uns herübergekommen war, in der Behandlung psychologischer, ästhetischer und sittlich-politischer Fragen ihre wahre Aufgabe fand und dem nach Erkenntniß dürstenden Geist dieselbe Befriedigung schaffen wollte, die in den empfindsamen Romanen dem Herzen gewährt wurde. Als der würdigste Vertreter dieser ethisch gerichteten Philosophie galt in der Akademie, wie aus Schillers Geständnissen zu ersehen ist, Garve, der nicht blos in eigenen, selbständigen Abhandlungen für den neuen philosophischen Geist zu wirken wußte, sondern auch die besten Werke der englischen Literatur über Moral, Politik, Nationalökonomie und ästhetische Kritik durch Uebersetzungen nach Deutschland verpflanzte. Je größer der Gewinn war, den Schiller aus der Philosophie gezogen hatte, um so mehr war er bemüht, zu philosophischem Denken unter seinen Schülern anzuregen. Daher benutzte er gleich die erste Gelegenheit, welche ihm sein akademisches Lehramt zu einer öffentlichen Ansprache der studirenden

Jugend bot, zu einer höchst eindringlichen Befürwortung der philosophischen Studien. Seine Antrittsrede behandelte die doppelte Art die Wissenschaften zu betreiben und stellte eine Charakteristik des Brodstudiums auf, die seitdem nicht übertroffen worden ist. Doch nicht etwa nur Kants Lehren waren es, welche die Blüte herbeiführten, die nun die Philosophie in deutschen Landen, zumal von Jena aus, erlebte. Diese Blüte wäre ohne die Popularphilosophen nicht möglich gewesen, wie ohne sie es auch keinen Kant gegeben hätte. Und übrigens haben um diesen großartigen und staunenswerthen Aufschwung des philosophischen Denkens unsere beiden großen Dichter, Goethe fast nicht minder, als Schiller, ein nicht geringes Verdienst sich erworben: Schiller, indem er offen und direct zu der Beschäftigung mit der Philosophie einlud und die Kantische Lehre später in der genialsten Weise weiter bildete, Goethe, indem er im Faust die erste Denkertragödie aller Zeiten aufstellte, welche für Weckung des philosophischen Geistes, wie Schelling bezeugt hat, vielleicht mehr gewirkt hat, als irgend eine schulmäßige Schrift eines zünftigen Philosophen.

Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, worauf auch von dem leider zu früh verstorbenen F. A. Lange hingedeutet worden ist, daß die deutschen Philosophen, welche nun in rascher Folge nach einander eine bewunderungswürdige Reihe der großartigsten Systeme aufstellten, welche uns von den Culturvölkern der ganzen Erde den Ehrentitel „des Volks der Denker" eingetragen haben, diese Systeme nicht hätten aufbauen können, wenn nicht in ihnen eine eminente dichterische Kraft gearbeitet, so daß diese stolzen Gebäude menschlicher Speculation nicht weniger als eine Schöpfung grübelnder Vernunft, als des die Welt nachconstruirenden dichterischen Genius gelten dürfen. Gewiß aber hat durch die Ausführung, welche wir hier gegeben haben, unsere Deutung jener Stelle aus Schillers „Briefen über Don Carlos", in der wir als die Geburtsstätte des Schillerschen Ideals einer Menschenrepublik, allgemeiner Duldung und Gewissensfreiheit, die Stuttgarter Militär-Akademie bezeichneten, eine neue Beleuchtung und Begründung erhalten, da dieses Ideal nicht weniger die dort gepflegten philosophischen Studien gezeitigt haben, als der oben betonte schwere Druck der äußeren Disciplin der Anstalt. Nun erst wird das Moment eine besondere Bedeutung für uns haben, daß Schiller in der ersten Ausgabe des Don Carlos sein Spiegelbild, den Marquis Posa, mehrfach einen Philosophen nennt, und wir werden in seinem ganzen Umfang die Worte verstehen, in welche die Königin Elisabeth (Act I, 4) ihr Urtheil über den Marquis in der Unterredung mit demselben zusammenfaßt: „Ein größerer Fürst in Ihren stillen Mauern, als König Philipp auf dem Thron — ein Freier! ein Philosoph!" Insofern aber die Schillersche Jugendphilosophie, wie wir gezeigt haben, in Brittischer Philosophie, Dichtung und Verfassung ihre Wurzeln hat, verlohnt es sich wohl noch die Worte anzuführen, mit denen in „Kabale und Liebe" Ferdinand, der nicht weniger als Posa ein Spiegelbild des Akademikers Schiller ist, der Lady Milford ihre Abstammung in das Gewissen ruft: „die freigeborne Tochter des freiesten Volks unter dem Himmel."

Wir haben bisher Schillers Wesen nur von Seiten seines Heroismus aus betrachtet, denn in diesem Namen läßt sich wohl am kürzesten sein Streben nach Gottähnlichkeit, seine hohe Anschauung von der königlichen Vollfreiheit des sittlichen Menschen, sein republicanischer Heldensinn und seine Aufopferungswilligkeit für Freundschaft und Wahrheit zusammenfassen. Aber er war nicht blos „eine große Seele", der das Ideal der Gottheit und des Königthums, des Helden, des Märtyrers und des Philosophen vorschwebte, auch „eine schöne Seele", in der die tiefste Empfindung lebte und die reinste Empfänglichkeit für Alles, was die Erde Herz- und Sinnerfreuendes zu bieten hat. Denn er war eine Faustische Natur, ein Mensch

im vollsten Sinne des Worts. „Himmel umflog er in schweifenden Wünschen, hoch wie die Adler in wolkiger Höh.“ „Die Welt in seinen Riesenarm zu fassen“, das war nicht minder sein Begehren, als alle Erdenfreuden durchzukosten. Hatte doch auch ihm „die Natur an seiner Wiege Freude zugeschworen“. Sein Anrecht auf irdischen Genuß galt ihm für ebenso wohl begründet, als das des Höchstgestellten und Reichsten. Erst in der gleichen Theilnahme Aller an der Freude sah er die allgemeine Brüderschaft der Menschen zur Wirklichkeit, „Bettler Fürstenbrüder“ werden. Wenn irgend Jemand, träumte er sich aus der unbefriedigenden Gegenwart hinweg in das Glück eines „goldenen Zeitalters“ und erlaubte der Phantasie seinen Sinnen mit der Ausmalung paradiesischer Seligkeit zu schmeicheln. Wie heftig die Glut der sinnlichen Leidenschaft zeitweilig in ihm tobte und welche Anstrengungen es ihn kostete sie niederzuhalten, das beweisen briefliche Geständnisse und nicht am wenigsten das „Resignation“ überschriebene Gedicht. Recht deutlich sprechen seine Wünsche auch die „Götter Griechenlands“ aus, die ihre beste Deutung aus den erst später entstandenen „Idealen“ erhalten. Denn was er in diesem Abschied von der Jugend als aufgegeben bezeichnet, worauf er dort resignirt, das hatte Alles „einst das trunkene Herz geschwellt“, vor Allem „die Liebe mit dem süßen Lohne, das Glück mit seinem goldnen Kranz, der Ruhm mit seiner Sternenkrone“.

So groß Schillers Anlage für das Heroische war, so groß auch seine idyllische Neigung, die er mit allen wahren Dichtern theilt und die, wie wir früher ausgeführt haben, einen charakteristischen Zug der Zeit der Empfindsamkeit bildet. Fast schwärmerisch war seine Liebe für ländliche Natur und schöne Landschaft, welche der Aufenthalt in Lorch begründet haben mag, wo er einen Theil der Kindheit verlebte. In den Bergen und Thälern des abgelegenen Bauerbach fühlte er sich so glücklich, daß er momentan bereit zu sein schien „Pythia der Unsterblichkeit vorzuziehen“. Eine Wiederholung der Idylle von Bauerbach brachten ihm die Sommermonate von 1788 in Volkstedt. Auch das Leben in Gohlis und Loschwitz entsprach der ihm innewohnenden Neigung, mit der auch das Interesse zusammenhängt, das er an der Gartenkunst nahm, die, wie die Philosophie und die Dichtung, englischem Einfluß ihren Aufschwung in Deutschland im achtzehnten Jahrhundert verdankte. Die „Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks“ war ihm in tiefster Seele zuwider. Den englischen Park aber lobte er, weil in demselben „die Natur in ihrer ganzen Größe und Freiheit“ erscheinen könne. Nur aus dieser Vorliebe für ländliches Leben und schöne Landschaft erklärt sich das Lob, das er den Matthissonschen Gedichten ertheilte, in denen er eine neue Art Landschaftspoesie willkommen hieß, welche die Kunst dadurch bereichern zu wollen schien, daß sie dieselbe „für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung“ erhob. Da es ihm innerstes Bedürfniß war, die stumme und starre seelenlose Natur an seiner Dichterbrust erwärmen zu lassen, Baum, Rose und Quelle zu beleben, ihnen eine Sprache zu leihen und sie zum Echo seiner „Flammentriebe“ zu machen; so hatte er an der althellenischen Mythe besonderes Wohlgefallen, in der „durch die Schöpfung Lebensfülle floß“ „und was nie empfinden wird, empfand“. Wie Gott „sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut“ erblickt, so wolle „auch der Dichter, ein höherer Narciß, in allen Geburten seiner Phantasie zuletzt nur sich selbst“ sehen, denn die Dichtung ist „nichts Andres, als eine enthusiastische Freundschaft oder Platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfs“. Die äußere Natur war so sehr Stimmung fördernde Unterlage für all sein Sinnen und Denken, daß er sogar seine großartige dichterische Darstellung des geschichtlichen Verlaufs als eines Abfalls von der Natur an einen „Spaziergang“ anknüpfte. Die Sonne Homers aber, die er dort den nahen und den

fernen Geschlechtern aufgehen läßt, sie ist ihm im Grunde nur das Symbol der unversiegbaren Quelle reinsten Genusses, den die sich ewig gleichbleibende [illegible] dafür Empfänglichen zu spenden vermag, und darum die Bürgschaft, daß d[illegible] der höchsten Forderung an den Menschen, der „Rückkehr zur Natur", [illegible] zu jeder Zeit möglich sein dürfte.

Hier müssen wir nun an den Einfluß erinnern, den Schiller von Rousseau erfahren hat, dem großen Verkündiger des Evangeliums von „der Rückkehr zur Natur". Mit ihm hatte er sowohl von Seiten seiner politisch-socialen Ansichten als auch in Rücksicht seiner idyllischen Neigungen vielfache Berührungspuncte. Denn der „Genfer Bürger" hat gleich ihm die allgemeine Gleichheit und Menschenbrüderlichkeit gepredigt, mit gleicher Schärfe die schreienden Mißverhältnisse in den geschichtlich gewordenen Ordnungen der Gesellschaft aufgedeckt, ebenso energisch die Republik als die allein der Idee der Gerechtigkeit entsprechende Staatsform gefordert und ebenso eifrig auf eine Reform der Erziehung der nachwachsenden Geschlechter hingewirkt. Aber auch darin ähnelten die Beiden, daß sie auf gleiche Weise für schöne Landschaft und ländliche Einfachheit begeistert waren, das letzte Ziel aller menschlichen Bestrebungen in einer „Rückkehr zur Natur" sahen und von der Betrachtung der sich gleich bleibenden äußeren Natur den Entschluß zu dieser Rückkehr ausgehen ließen. Dagegen unterscheiden sie sich in einem anderen sehr wesentlichen Punct. Rousseau wollte den durch die Cultur entarteten Menschen gewissermaßen wieder in den Zustand der Wildheit zurückführen, während Schiller von solchem Irrthum, wenn er ihn je hegte, sich zeitig bekehrte, die geistigen, künstlerischen und technischen Errungenschaften der Geschichte fest hielt und an eine Möglichkeit der Versöhnung der Cultur mit der Natur glaubte. Die Ungerechtigkeit und Verkehrtheit, auf welche die Rousseauischen Reformmittel hinausliefen, entgingen ihm nicht lange und er erkannte, daß die letzte Consequenz der Doctrin seines Meisters die nur von Instincten geleitete Thierheit sein könne. Das entsprach wenig seinen eigenen erhabenen Idealen von Gottähnlichkeit und Heldengröße. So kam es, daß er zwar in der Jugend Rousseau über Alle pries, im Mannesalter aber viel weniger hoch von der Tugend und Einsicht desselben dachte. Hatte er in seinen Räubern in gewisser Weise die Revolution im Sinne Rousseauischer Wilden dargestellt, so sah er in späteren Jahren fast mit Scham auf dieses Jugendwerk zurück, von dem man auch sagen darf, daß es „in der Asche der Stadt die verlorne Natur" gesucht habe. Aber an der „Rückkehr zur Natur" hielt er trotzdem sein ganzes Leben hindurch fest. Als echter Philosoph und in Uebereinstimmung mit seiner Ansicht von der sittlichen Freiheit des Menschen wollte er dieselbe jedoch nur durch „Vernunft und Freiheit" sich vollziehen lassen.

Nach dem, was wir bisher bemerkten, könnte es scheinen, als habe Schiller nur in der äußeren, also landschaftlichen Natur noch Natur gefunden, oder als wenn er der heute ziemlich weit verbreiteten Ansicht gewesen wäre, daß eine Waldpartie für Kirche nicht minder als für Philosophie und Dichtung hinlänglichen Ersatz zu bieten vermöge. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Auch reicht die äußere Natur nie und nimmer aus, das wahre Urbild unverfälschter Menschennatur wieder herzustellen, ja nicht einmal die rechte Vorstellung desselben zu vermitteln. Denn der Verkehr in schöner landschaftlicher Umgebung kann wohl die Seele für jenes Urbild empfänglicher stimmen, dieses selbst aber wird auf anderem Wege gewonnen. Denn obgleich das Paradies verscherzt und das goldene Zeitalter zur Mythe geworden, die wahre Menschennatur offenbart sich inmitten unserer von den Anfängen so weit abliegenden Cultur noch heute dem, der den Willen hat sie zu sehen. Schiller gebührt das Verdienst, in dem von Rousseau angeregten Ringen nach dem ursprünglichen Menschenideal die drei

Stätten richtig entdeckt zu haben, wo reine unverfälschte Menschheit auch heute zu finden ist.

In den „Worten des Glaubens“, die zwar seiner zweiten Entwicklungsperiode angehören, sich aber im Ideenkreis seiner Jugend bewegen, sagt er: „und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth“, im „Genius“ aber: „und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mißlingt“ und in „dem spielenden Knaben“: „Spiele, liebliche Unschuld, noch ist Arkadien um dich.“ Die Kinder also sind es, die uns immer wieder die reine unverdorbene Menschennatur vor Augen führen, und die Kindheit das Paradies, an dem ein Jeder einmal Theil nimmt. Ist Schiller hier nicht in genauer Uebereinstimmung mit dem Evangelium, das verlangt zu werden wie die Kinder, wenn wir in das Himmelreich kommen wollen? Treffend aber ist Novalis' Wort: „Was sind Kinder anders als erste Menschen?“ und „wo Kinder sind, da ist ein goldnes Zeitalter“. Wir begreifen also, was es bedeutet, wenn Karl Moor sich wünscht „wieder ein Kind zu sein“, verstehen die Motive der Königin Elisabeth für ihre Anhänglichkeit an Aranjuez: „Hier grüßt mich meine ländliche Natur, die Busenfreundin meiner jungen Jahre, hier find' ich meine Kinderspiele wieder“, und fühlen mit der Lady Milford, der die Huldigung des Herzogs „alle Bilder ihrer glücklichen Kindheit“ in der Seele wieder aufweckt. Wohl durfte er darum sich später so ausdrücken: „Unsere Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der cultivirten Menschheit noch antreffen. Daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußtapfe der Natur außer uns auf unsere Kindheit zurückführt.“

Wie die Kinder, so können auch die Frauen uns eine Offenbarung reiner und ursprünglicher Menschheit werden. Darum hat Schiller in der mannichfaltigsten Weise auch ihren Preis gesungen. In der „Würde der Frauen“ erklärt er geradezu: „In der Mutter bescheidener Hütte sind sie geblieben mit schamhafter Sitte, treue Töchter der frommen Natur!“ Beachtenswerth sind aber auch die Worte, mit denen jenes Gedicht in seiner ersten Fassung schloß: „Aber in kindlich unschuldiger Hülle birgt sich der hohe, geläuterte Wille in des Weibes verklärter Gestalt. Aus der bezaubernden Einfalt der Züge leuchtet der Menschheit Vollendung und Wiege, herrschet des Kindes, des Engels Gewalt.“ Je erhabener das Ideal war, das er, wie wir sahen, als Mann verfolgte, um so mächtigeren Eindruck machte auf ihn weibliche Anmuth und Schönheit und um so lebhafter empfand er den Unterschied der beiden Geschlechter, den er, um das Bild der Menschheit voll und ganz in sich aufzunehmen, immer wieder sich vor die Seele zu stellen suchte. Außer in der „Würde der Frauen“ hat er, zumal in der „Glocke“ und in kleineren Gedichten, wie in „den Geschlechtern“, diesen Charakterunterschied behandelt. Zur Zeit des näheren Verkehrs mit W. v. Humboldt bildete derselbe ein bevorzugtes Thema ihrer Unterhaltung, weshalb auch die größere Abhandlung, die Humboldt über denselben verfaßt hat, als ein Nachklang ihrer gemeinsamen Gespräche gelten kann.

Indem er sich aber den unterscheidenden Charakter der beiden Geschlechter klar zu machen suchte, war er zugleich bemüht, die wahre Bestimmung des Weibes zu erkennen, die Grenzen der Natur desselben festzustellen und das weibliche Idealbild zu entwerfen. Daß er der Emancipation und dem Uebergreifen in die Gebiete männlicher Thätigkeit nicht zuneigte, ergibt sich sowohl aus seiner humoristischen Zeichnung der „gelehrten Frau“ als aus dem schönen Distichon in der „Macht des Weibes“: „Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten, aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt (die Anmuth). Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit; wo sie sich zeige, sie herrscht;

herrschet, blos weil sie sich zeigt." Als das Höchste galt ihm jener Zustand vollendetster Freiheit, da der Mensch der Pflicht so dient, daß aller Zweifel zwischen Wollen und Sollen aufgehoben erscheint. „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren, was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's". Diese Harmonie zwischen Sein und Sollen sah er in dem Weibe erreicht, wie er es im „weiblichen Ideal" schildert: „Ueberall weichet das Weib dem Manne; nur in dem Höchsten weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann. Was das Höchste mir sei? Des Sieges ruhige Klarheit, wie sie von Deiner Stirn, holde Amanda, mir strahlt. Schwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Schale, schöner nur malt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft. Dünke der Mann sich frei! Du bist es; denn, ewig nothwendig, weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr." Diese innere Harmonie und Freiheit ist die in Wahrheit vollzogene Rückkehr zur Natur, das Bild der edelsten und reinsten Menschheit, die Erfüllung des Wortes: „nehmt die Gottheit auf in euren Willen".

Bei der hohen Vorstellung, die er vom Weibe hatte, mußte er der Liebe einen geistig erweckenden und sittlich erziehenden Einfluß in vorzüglichem Maß zuschreiben und in begeistertster Weise das Glück der „schönen Zeit der jungen Liebe" preisen, wie er es in der „Glocke" und „den Geschlechtern" gethan hat. Seine hohe Anschauung von der Liebe leuchtet auch aus dem Bekenntniß, das er den Marquis Posa der Königin über sein Verhältniß zu Don Carlos ablegen läßt: „In dieser hoffnungslosen Flamme erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl. Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen, zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben; die Sterblichkeit versagte mir ein Bild, die Sprache Worte — da verwies ich ihn auf dieses — meine ganze Leitung war ihm seine Liebe zu erklären." Wem könnte es aber entgehen, wie schön Schillers Auffassung des Weibes, nicht minder als sein Preis der Kindheit, zur christlichen Vorstellung stimmt? Hat nicht unsere Kirche durch das ganze Mittelalter dem christlichen Idealbild des Weibes, der Mutter Gottes, eine auszeichnende Verehrung gewidmet? Und welche höhere Aufgabe haben sich die großen Italienischen Maler gestellt, als die Madonna mit dem Christuskind darzustellen? „Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht Schöneres dar auf dem himmlischen Thron, Höheres bildet selber die Kunst nicht, die göttlich geborne, als die Mutter mit ihrem Sohn". Und hat nicht auch Dante die Liebe zur höchsten Schönheit geführt?

Die Absicht zu erweisen, daß Schillers Seele nicht weniger idyllisch als heroisch gestimmt gewesen sei, führte uns auf seine Anschauung von der Natur, und seine Forderung einer Rückkehr zu derselben auf seine Verherrlichung des Weibes und der Liebe. An dieser Stelle möchte es nun nicht unpassend sein, auch des früh sich in ihm regenden Verlangens nach einer ehelichen Verbindung zu gedenken, von der er Beruhigung für die aufgeregten Leidenschaften und Erlösung aus dem heimatlosen, umschweifenden Leben hoffen mochte. Schon im Jahre 1784 schreibt er von Mannheim aus an Frau von Wolzogen: „Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren." Aehnlich äußerte er sich an Körner nach dem Volkstedter Sommeraufenthalt, der seine Neigung zu Lotte von Lengefeld entschieden hatte: „Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt.

Ich bin bis jetzt ein isolirter, fremder Mensch, in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen." Der Geliebten aber schildert er das Glück, das er in der Vereinigung mit ihr hofft, in folgender Weise: „Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreise den bessern Theil meines eignen Wesens aufschließen und genießen könnte; alle neue Ideen, die wir erwerben, alle neuen Anschauungen der Dinge und unsers eigenen Selbst würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unserer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so wie sich ein edler Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen." Man sieht, daß Schiller den würdigsten Begriff von der Ehe hatte und daß er ganz als Germane dachte und fühlte, wenn er zur vollen Menschlichkeit erst an der Seite eines braven Weibes zu gelangen meinte. Ganz abgesehen aber von den vielen anderen äußeren und inneren Vortheilen, die ihm die Verbindung mit Lotte von Lengefeld eintrug, das war sicher der unschätzbarste Gewinn, daß er fortan in seiner nächsten Nähe und als nächste ihm Zugehörige zwei der edelsten Frauen hatte, deren wohlwollende Liebe und aufopfernde Freundschaft ihm außer allem Zweifel war und deren Urtheil ihm als die Stimme der Natur, ja als der Spruch der Nachwelt gelten konnte.

Damit können wir denn nun wieder zu unserem Thema zurückkehren, und das Dritte nennen, worin Schiller ein Orakel der Natur sah. Die Natur sprach zu ihm aus dem Kind, sie sprach zum ihm aus ihren „treuen Töchtern", den Frauen, aber auch in sich selber glaubte er ihre Offenbarungen durch den ihm innewohnenden Genius zu vernehmen. Dieser Glaube war so recht ein Zug der Sturm- und Drangperiode, welche Natur und immer wieder Natur predigte, zum Theil aber doch die willkürlichste Subjectivität auf den Thron erhob, indem sie das Genie über alle Regel und alles Herkommen hinaussetzte. Auch Schiller hat in seiner Jugend diesem ausschweifenden Cultus des Genies mehr als billig gehuldigt. Denn indem ihm der Held und der große Mann der Geschichte als die wahre Incarnation des Genius erschien, lief er zum Theil Gefahr zu übersehen, daß Größe ohne Güte keine wahre Größe sei. Darum sprach er sich später ausdrücklich dahin aus: „Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer vereinigt, immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut." Wie weit sich aber der geniale Drang der „Großmannssucht" verirren kann, das hat er, um von Karl Moor ganz zu schweigen, am Beispiel des Verrina und Fiesco gezeigt. Wenn der Erstere über seine Absicht, Fiesco meuchlerisch zu beseitigen, urtheilt: Es gibt Thaten, die sich keinem Menschen-Urtheil mehr unterwerfen und den Himmel zum Schiedsmann erkennen — das ist eine davon", so ist das die Sprache des fanatischen Republicaners, der, um das ihn beherrschende politische Ideal zu retten, kein menschliches Gesetz mehr über sich erkennt und sich selbst zum Richter über seine Nebenmenschen aufwirft. Noch tiefer in solche Vorstellungen verstrickt ist Fiesco. „Der erhabene Kopf," sagt er, „hat andere Versuchungen als der gemeine. Sollt' er Tugend mit ihm zu theilen haben?" „Es ist schimpflich eine Börse zu leeren — es ist frech eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß eine Krone zu stehlen". „Tief unten den geharnischten Riesen Gesetz am Gängelbande zu lenken". „Ha! welche Vorstellung, die den staunenden Geist über seine Linien wirbelt. Ein Augenblick Fürst hat das Mark des ganzen Daseins verschlungen". Erst später, als das politische Ideal gegen das ästhetische in ihm zurück-

trat, als er im tiefsten Nachdenken über die Kunst die Versöhnung mit der gegebenen Welt gefunden und den titanenhaften Heldendrang und die Phantastik seiner Weltreformpläne zu Gunsten des dichterischen Lorbeers und der wahren Schönheit geopfert hatte, da erst konnte ihm der Genius des aufrichtigen Forschers und Künstlers, vor Allem aber des Dichters zur unmittelbaren Stimme der Natur werden. Nun folgen sich eine Reihe der herrlichsten Aussprüche über das Verhältniß des Genius zur Natur und zur todten Regel der Schule. „Seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles, was die gesunde Natur thut, ist göttlich), seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.“ „Ueber Natur hinaus baut die Vernunft doch nur in das Leere, du nur, Genius, mehrst in der Natur die Natur.“ „Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde; was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“ Ganz besonders schön aber hat er sich im „Genius“ geäußert: „Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter und das Orakel verstummt in der entadelten Brust. Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort. Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt, und die verlorne Natur gibt ihm die Weisheit zurück.“ „Dich,“ so redet er weiter unten den Forscher an, in dessen keuschem Auge noch treu und rein sich die Wahrheit malt, „Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von Dir! Jenes Gesetz, das mit ehr'nem Stab den Sträubenden lenket, Dir nicht gilt's. Was Du thust, was Dir gefällt, ist Gesetz, und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort: was Du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen. Du nur merkst nicht den Gott, der Dir im Busen gebeut, nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beuget, einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt.“

Wir schließen hiermit die Darstellung von Schillers Charakter, die uns von seiner Kindheit und seinem Jünglingsalter aus auch Blicke in die Zeit seiner männlichen Reife gestattete, und lassen nun eine Uebersicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit folgen. Schon mehrfach haben wir hervorgehoben, daß Schiller Denker und Dichter in einer Person zugleich war. Betrachten wir ihn zuerst als Philosophen.

Die erste Schrift, welche Schiller unter seinem Namen in die Welt gehen ließ, war die schon erwähnte Abhandlung „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, in der er dem Geheimniß der Verbindung von Leib und Seele näher zu kommen suchte. Sie ist entschieden mehr philosophisch, als medicinisch, war sie doch im Grund nur eine Ueberarbeitung der von seinen Lehrern zurückgewiesenen „Philosophie der Physiologie“. Schiller hat sich in seiner Untersuchung meist an Haller gehalten, aber auch mehrfach an Garve angelehnt, doch streifen seine Ansichten nicht selten auch an die Lehren der französischen Materialisten. Was er Franz Moor über die zerstörende Kraft des Schreckens und Kummers sagen läßt, die dieser als Mordwaffen gegen den eigenen Vater gebrauchen will, ist nur die Consequenz dieses Materialismus, den Schiller dadurch hinlänglich richtete, daß er ihn zur Weltanschauung eines solchen elenden Wüthrichs machte. Die Gedanken, welche er später in seinem „Lied an die Freude“ ausführte, klingen hier zum Theil schon an, wo er Errettung aus Gefangenschaft und Wiedersehen der Angehörigen jugendliche Kraft in die Adern strömen läßt. Als Dichter verräth er sich durch seine zahlreichen Berufungen auf seine Lieblingsdichter, zumal auf Shakespeare im Cäsar, Macbeth, Lear, Othello. Aus Goethes „Götz“ führt er Bruder Martins Lob des Weins an. Auch seine eigenen Räuber citirt er an zwei Stellen als ein angeblich englisches

Stück. Was er über den Einfluß des Klimas auf die Hervorbringung großer Männer mit specieller Rücksicht auf Griechenlands Dichter, Künstler und Philosophen und über die sittigende Einwirkung des Ackerbaus beibringt, erinnert an Herders Ideen einer Philosophie der Geschichte der Menschheit und deutet bereits auf die Gedanken hin, welche er im „Spaziergang“ und „Eleusischen Fest“ behandelt hat. Die menschliche Cultur war er damals geneigt, entgegen seiner späteren Betonung eines goldenen Zeitalters, auf den Hunger und die ursprüngliche Hilflosigkeit zurückzuführen, also aus den dürftigsten Anfängen abzuleiten. Hat er doch noch in den „Weltweisen“ gespottet: „Einstweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenhält, erhält sie (die Natur) das Getriebe durch Hunger und durch Liebe“.

Die zweite bedeutendere philosophische Jugendschrift Schillers sind die 1786 in der „Thalia“ veröffentlichten „Philosophischen Briefe“. Die in dieselben eingeschobene „Theosophie des Julius“ enthält im Allgemeinen des Dichters Weltanschauung, wie er sie sich noch während der Stuttgarter Zeit gebildet, in die vielleicht auch die Abfassung derselben fällt. Die Briefe, welche, was zu beachten, das „Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren“ enthalten, sind besonders deshalb interessant, weil sie Epochen und Revolutionen statuiren, die der denkende Mensch bei fortschreitender Erkenntniß in sich durchlebt, und zeigen also, wie Schiller sein eigenes geistiges Werden historisch aufzufassen bemüht war. Auch bei ihm ging die Empfindung dem Denken, der Glaube, den er mit der Menge theilte, der Philosophie voraus. Er beklagt, daß Raphael ihm, indem er ihn denken lehrte, zugleich den andächtigen Glauben gestohlen, der ihm zeither Friede und Kraft, dem Tod in das Angesicht zu schauen, gegeben. Fortan solle er nur der eigenen Vernunft noch trauen, als der einzigen Bürgschaft für Gott, Unsterblichkeit und Tugend. Zwar scheint der Stolz ihm zu schmeigeln, den er ihm statt der Demuth eingeflößt hat. Denn er wisse sich nun als einen gleichberechtigten Bürger des Universums, trage einen Kaiserthron in seinem Gehirn, habe Vollmacht, die ganze Schöpfung zu genießen. Aber zugleich fühlt er sich doch auch wieder so klein und schwach. Die menschliche Beschränktheit kommt ihm zum vollen Bewußtsein, so daß ihm die Vernunft nur als eine Fackel in einem Kerker erscheint, und auch das demüthigt ihn, daß, wohin er sieht, Alles der vernichtenden Macht des Todes verfällt. Der Ueberhebung folgte also die Erniedrigung auf dem Fuß. Gegen den Schmerz, der aus diesem Zwiespalt stammt, hat sich nun Raphael durch Resignation zu wappnen gesucht. Diese ist es daher, die er dem Freund immer von Neuem wieder empfiehlt. Das Vertrauen zur eigenen Kraft soll er zwar behalten, auch auf das Selbstdenken nicht verzichten, aber resignirt müsse er fortan die Grenzen des menschlichen Wissens anerkennen. Dem edlen Menschen fehle es weder an Stoff noch an Kräften in seiner Sphäre als Schöpfer zu wirken. Nicht der Stoff, sondern die Art, wie er denselben bearbeite, bedinge seine Größe und nur durch Thätigkeit könnten wir Gott ähnlicher werden. Diese letzteren Ausführungen, die alle Kantianisch gedacht sind, enthält ein Brief Raphaels, den Schiller erst im Jahr 1789 in der Thalia erscheinen ließ und der von Körner verfaßt sein soll. Wir haben also hier Andeutungen über die Geschichte seiner ersten Bekanntschaft mit Kant. Was nun aber die „Theosophie des Julius“ anlangt, in der „die Welt als ein harmonisches Reich freier, liebender, nach Vollkommenheit ringender Geister gefeiert“ wird, die in den Wonnen von Liebe, Freiheit, Harmonie und Glück schwelgen, so ist dieselbe im Ganzen der begeisterte Ausdruck der poetisch-philosophischen Contemplation, auf die Schiller zu keiner Zeit verzichtet hat, und eine dichterische, fast schwärmerische Ausschmückung des Pantheismus mit einem hervorstechend mystischen Zug, der bei Schiller immer wieder zum Durchbruch kommt. Schiller hat also auch

schon hier gezeigt, wie ihn der Dichter übereilte, wo er philosophiren wollte, und durch seine Mystik den tiefsinnigsten Geistern aller Zeiten sich angereiht. Denn auch von ihm mag gelten, was Haym über Schleiermacher gesagt hat (Preuß. Jahrb. 1870, S. 569): „Von ethischen Prämissen aus wird Kants Aufbau der übersinnlichen Welt von ihm zerstört und so die Nothwendigkeit vorbereitet, den Bedürfnissen des Gemüths und des Gewissens durch einen viel intensiveren Idealismus — nicht durch Metaphysik, sondern durch Mystik zu genügen."

Wir können Schillers philosophische Entwicklung bis zu seiner Bekanntschaft mit Kant, für die ihm in Dresden Körner und in Jena später Wielands Schwiegersohn Reinhold förderlich war, dessen im „Teutschen Merkur" 1786 veröffentlichte Briefe über das Kantische System für die Ausbreitung des letzteren geradezu epochemachend wurden, hier nicht weiter verfolgen und wenden uns nun zur Darstellung seiner dichterischen Thätigkeit, die wir am schicklichsten mit einigen allgemeinen Bemerkungen eröffnen.

Schillers Jugenddichtung wurzelt zu nicht geringem Theil in eignen Erlebnissen und in den Eindrücken, welche seine Umgebung und die nicht gerade erfreulichen öffentlichen Zustände seines engeren Heimatlands auf ihn gemacht hatten. Das hat in vorzüglichem Grad H. Kurz erkannt, der in seinem Roman „Schillers Heimatsjahre" die hier in Frage kommenden Momente in ein anschauliches Bild zusammenzufassen gesucht hat. Wie stark des jungen Dichters Richtung auf die unmittelbare Gegenwart war, das beweisen auch verschiedene seiner kleineren Erzählungen, denen wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen, die ihm durch Freunde mitgetheilt worden waren. Den Stoff zu der Erzählung „eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte" (1782), die in der Familie seiner späteren Schwiegermutter, der Frau von Lengefeld, spielt, mag Wilhelm von Wolzogen ihm vermittelt haben. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" (1786) beruht auf einer Geschichte, die sich gleichfalls in seiner Heimat zugetragen und auf die er zuerst durch seinen Lehrer Abel aufmerksam geworden sein mag. Auch „das Spiel des Schicksals" (1789) behandelt einen Württembergischen Vorgang (aus dem Leben Riegers). Nicht mit Unrecht hat man in verschiedenen Stellen der „Räuber", wie in „Kabale und Liebe" Anspielungen auf Verhältnisse am Hof des Herzogs Karl von Württemberg, in einzelnen Charakteren der „Räuber" sogar Typen aus der Militär-Akademie finden wollen. Noch mehr aber als Andere hat der Dichter in seinen Jugenddramen sich selbst portraitirt und man muß Hoffmeister beistimmen, dessen Biographie Schillers im Ganzen noch heute nicht überholt ist, wenn er (Th. I, S. 19) behauptet: „Alle Werke Schillers der ersten Periode sind allgemein gehaltene Selbstbekenntnisse." Von Hoffmeister entlehnte K. Fischer den Titel eines seiner geistvollen Vorträge über den Dichter („die Selbstbekenntnisse Schillers"). Je mehr Schiller zu der Einsicht gelangte, daß ein Buch in dem Grad interessanter sei, als es den Charakter seines Verfassers abspiegele, um so eifriger war er bestrebt seine eigenen Gesinnungen, Gefühle, Wünsche, Träume, Schicksale in Allem, was er schrieb, bald deutlicher, bald versteckter zur Darstellung zu bringen. Er hatte die entschiedene Absicht, seine Persönlichkeit vortreten zu lassen, sich selbst auszuschreiben, Interesse an sich selbst zu erwecken. Hierfür zeugen neben der in die Ankündigung der „Thalia" aufgenommenen Rubrik „VII. Geständnisse von mir selbst" auch die für den ersten Blick befremdlichen Selbstrecensionen der „Räuber" und der „Anthologie" und die für das Verständniß seiner Entwickelung so überaus werthvollen, wie mir scheinen will, lange nicht genug gewürdigten „Briefe über Don Carlos". Alle diese Aufsätze

beweisen, daß Schiller mit „Confessionen" über sich selbst durchaus nicht zurückhielt, daß ihm im Gegentheil außerordentlich daran gelegen war, daß man ihn so nehme, wie er genommen sein wollte, d. h. wie er sich selbst kannte. Da er, was seine Biographin Karoline v. Wolzogen bestätigt, von außerordentlicher Geschäftskenntniß und großer praktischer Umsicht war, so wäre man fast versucht, in diesen zahlreichen Selbstkritiken auch eine Art „Reclame" zu sehen.

Was den inneren Gehalt seiner Dichtungen anlangt, so gilt es überall in denselben der Züge sich bewußt zu bleiben, die wir oben in seinem Charakter gefunden haben. Einen hochfliegenden Idealismus sprechen seine Jugendwerke nicht minder aus, als eine oft verbissene Weltbetrachtung, die vom Pessimismus nicht weit abzuliegen scheint. Im genauen Verhältniß zum idealen Flug seiner Gedanken steht die Polemik, die er gegen die Erbärmlichkeiten seines Zeitalters führt. Seine Satire zeigt, daß er scharfe und schwere Waffen zu handhaben versteht. Im Allgemeinen ist das Erhabene das Gebiet, auf dem er sich mit Vorliebe bewegt. Doch verräth er auch wieder eine glückliche Anlage zur Komik, wohl weil es „vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist". Da ihn der große Gegenstand, den er behandelt, ganz erfüllt, so sucht er denselben auch in das rechte Licht zu stellen. Ueberhaupt zeigt er sich überall als einen Prediger oder Propheten, der die Massen im innersten Gemüth zu packen weiß. Frühzeitig erscheint er im Besitz einer glänzenden Rhetorik, die das „Für und Wider" auf das Geschickteste vorzuführen versteht. Sein erhabener Gegenstand reißt ihn fast immer zu pathetischer Betonung seiner Intentionen und diese wieder zu mancher Uebertreibung fort. Oft erinnert seine Sprache an die Kraft der Lutherischen Bibelübersetzung, mit der er von Kindheit an vertraut war. Mit dem Glanz der Beredsamkeit verbindet er den Gedankenreichthum eines Philosophen. Da Alles bei ihm in das Große geht, so ist es im Drama die hohe Tragödie und in der Lyrik die „philosophische Ode", die ihm am besten gelingt.

Verschiedenes, was wir oben beibrachten, hat uns bereits einen Blick in die Entwicklung thun lassen, die er als Dramatiker genommen. Das fürstliche Theater in Ludwigsburg, das er als neunjähriger Knabe besuchte, hat die mächtigste Wirkung auf ihn gethan. „Es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich nun alle seine jugendlichen Spiele bezogen; Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals", erzählt Karoline v. Wolzogen. Bis in sein vierzehntes Jahr spielte er „mit ausgeschnittenen Papierdocken", dramatische Scenen mit denselben aufführend. Wir heben dies Moment ausdrücklich hervor, weil auch Goethe sowohl in „Wilh. Meister" als in „Wahrheit und Dichtung" auf seine Beschäftigung mit einem Puppentheater Werth gelegt hat. Der Unterricht in „Rhetorik und Poetik" und die Pflege der deutschen Sprache überhaupt scheint in der Akademie für jene Zeit vorzüglich gewesen zu sein. Zeugniß dafür sind seine noch erhaltenen Schülerarbeiten. So ist denn auch wohl anzunehmen, daß die Lehrer ihn zur Uebung in allen möglichen Formen der Behandlung eines Stoffes, also auch zur Uebung im Dialog, angeregt haben werden. Einige seiner ersten Jugendarbeiten, wie „der Spaziergang unter den Linden" und „der Jüngling und der Greis", sind Gespräche, in denen er den Contrast entgegengesetzter Charaktere, Weltanschauungen und Lebensalter zur Anschauung bringt. Selbst die „philosophischen Briefe" ruhen auf einem dramatischen Gegensatz. Auch veranstaltete die Akademie dramatische Aufführungen. Schiller hat bei einer solchen Gelegenheit den Clavigo in Goethe's gleichnamigem Stück gespielt. Unter diesen das dramatische Interesse fördernden Umständen erscheint es durchaus nicht verwunderlich, daß ihn die erste Bekanntschaft mit Shakespeare, die er seinem Lehrer Abel dankte, zur glühendsten Begeisterung

fortriß. Gegen Abtretung eines Lieblingsgerichts überließ ihm sein Freund Hoven sein Exemplar der Wielandischen Uebersetzung, das ihm aber bald confiscirt wurde. Gewaltig hatte ihn Gerstenbergs „Ugolino“ ergriffen. Goethe's „Götz“, wie Leisewitz's „Julius von Tarent“ wußte er vollständig auswendig. Fast will es scheinen, als ob er sich, wie einst Demosthenes durch achtmaliges Abschreiben des Geschichtswerkes des Thukydides für seinen rednerischen und staatsmännischen Beruf sich vorgebildet hatte, durch gedächtnißmäßige, vom lebhaftesten Interesse unterstützte Aneignung ganzer Stücke in den Geist, Stil und die Kunst der von ihm verehrten Meister habe versetzen wollen. Dies ist um so wahrscheinlicher, als er stets in der Wahl der Wege zur Erreichung seiner Ziele ein besonderes Geschick entwickelt hat. Mit dem Studium Shakespeare's und Goethe's verband er besonders das Lessings, unter dessen Dramen er vorzüglich „Emilia Galotti“ durcharbeitete. Auch der „Hamburgischen Dramaturgie“ widmete er großen Fleiß. Die Kritik, welche Lessing hier gegen sich selbst übte, scheint ihn zuerst auf den Gedanken geführt zu haben, seine eigenen Werke einer strengen öffentlichen Beurtheilung zu unterziehen. Aber auch durch seine tüchtige theoretische Kenntniß der Bühnengesetze beweist er, daß er die Lehre jenes kritischen Hauptwerks Lessings mit Verständniß sich angeeignet hatte. Die Art, wie er die Charaktere seiner Dramen durchführte, entspricht durchaus dem dort vorgetragenen Aristotelischen Satze, daß ein Verbrecher, der nicht auch menschliche Seiten zeigt, weil kein Gegenstand des Mitleidens, auch kein Gegenstand des Dramas sein könne. Auch ist Schiller die Aufgabe der wahren Charaktertragödie bald zum Bewußtsein gekommen. Auch als dramatischen Dichter verließ ihn der Gerechtigkeitssinn nicht, aus dem seine republicanische Gesinnung floß. Bezeichnend ist, wie er in dreien seiner Jugenddramen der weltlichen Gerechtigkeit seinen Tribut bringt. Karl Moor erklärt am Schluß der „Räuber“: „ich geh', mich selbst in die Hände der Justiz zu überliefern“, ebenso ist der Präsident in „Kabale und Liebe“ bereit, sich seinen Richtern zu stellen, „jetzt Euer Gefangener!“ sagt er, König Philipp aber fordert am Schluß des „Don Carlos“ den Großinquisitor zur Einleitung des Processes gegen den Infanten mit den Worten auf: „Kardinal! Ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre!“ Die Herbeiführung der Katastrophe ist Schiller nicht immer gut gelungen. In den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“ und in „Don Carlos“, die, beiläufig bemerkt, alle drei einen Conflict zwischen Vater und Sohn behandeln, ist ein Brief das Hilfsmittel der Intrigue gegen den Helden. In „Kabale und Liebe“, wie in „Don Carlos“ sinnt verschmähte Liebe auf Rache. In seinen Jugenddramen herrscht noch nicht das Schicksal in dem Sinne, in dem er es in seiner reiferen Periode verwendet. Das Böse und Teuflische ist es, an dem er das Schöne und Gute zu Grunde gehen läßt. Daß ihm die Bühne als seine „Kanzel“ galt, beweist die Tendenz seiner Trauerspiele. Ueber die allgemeine Verderbtheit der gesellschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse halten die „Räuber“ Gericht, „Fiesco“ stellt in Gianettino Doria das Bild eines vollständigen Tyrannen auf, „Kabale und Liebe“ enthüllen den Greuel des Standesunterschieds und die niederträchtige Gesinnung feiler Höflinge, „Don Carlos“ endlich entwirft neben einem Gemälde des Absolutismus und der Despotie das Zukunftsprogramm wahrer politischer Freiheit. Also die einschneidendsten socialen und politischen Fragen hat er auf seiner „Kanzel“ behandelt. Nach diesen Vorbemerkungen wenden wir uns zur Betrachtung der vier Dramen im Einzelnen.

Den „Räubern“ legte Schiller eine Erzählung von einem durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vater zu Grunde, die er in Haugs „schwäbischem Magazin“ gefunden hatte. Im Krankensaal der Akademie hat er das Stück bei der Nachtlampe verstohlen ausgearbeitet. Seinen Freunden las er die einzelnen Scenen, wie sie fertig

wurden, an heimlichen Orten vor. Er selbst bekannte mit Rücksicht auf sein Werk, daß er sich „in Shakespeare vergafft" habe. Die Lüge, welche dem alten Moor über den Heldentod seines Lieblingssohnes in der Schlacht bei Prag vorgetragen wird, beweist, daß Schiller den siebenjährigen Krieg als historischen Hintergrund für sein Drama gedacht hat (vgl. Act II, 2). Für uns ist besonders wichtig, wie er, zum Theil mit Zügen aus dem eigenen Leben, seinen Helden Karl Moor als Repräsentanten des Sturms und Drangs gezeichnet hat. Als Kind läßt er ihn auf Wiesen und Bergen umherschweifen, auf die Wipfel hundertjähriger Eichen steigen, Bettler beschenken, die Abenteuer Cäsars und Alexanders des Großen lesen. Karl Moors feuriger Geist ist für jeden Reiz von Größe und Schönheit empfindlich und sein Herz weich und gefühlvoll. Schon im kindischen Ehrgeiz und Starrsinn kündigte sich der große Mann an. Er selbst äußert, daß ihm vor diesem tintenklecksenden Säculum ekele, wenn er in seinem Plutarch lese von großen Menschen. Er ist stolz, daß er den Lichtfunken des Prometheus noch in sich habe, und spottet als echtes Kraftgenie über das schlappe und entnervte Jahrhundert, das zu nichts mehr nütze sei, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen und die Helden des Alterthums mit Commentationen zu schinden und mit Trauerspielen zu verhunzen. Er klagt über die herrschende Heuchelei und Dienerei und wie man sich die gesunde Natur mit abgeschmackten Conventionen verrammele. Das Gesetz habe zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Die Freiheit brüte Kolosse und Extremitäten aus. Er wünscht, daß der Geist Hermanns noch in der Asche glimme. Wenn ihm ein Heer Kerls, wie er selbst einer, zur Verfügung stände, so sollte aus Deutschland eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein würden. Die Menschen seien eine falsche, heuchlerische Krokodilenbrut. Sein Geist dürste nach Thaten, sein Athem nach Freiheit. Von den geraubten Gütern schenkt er an Waisenkinder und läßt er arme Jungen von Hoffnung studiren. Er übt äußerste Strenge gegen den Landjunker, der seine Bauern abschindet, und gegen Beamte, welche die Gesetze falschmünzen. Er bestraft einen, der sich durch derart Künste emporschwang, Aemter verkaufte und die Inquisition herstellen wollte. Mit gleichem Hasse verfolgt er die Pharisäer, Falschmünzer der Wahrheit und Affen Gottes. Sein Handwerk sei Wiedervergeltung, Rache sein Gewerbe. Um den Freund zu befreien, läßt er eine ganze Stadt in Flammen aufgehen. Seine Räuber fühlen eine gewisse Scheu und Ehrfurcht vor ihm. Er selbst aber schämt sich der schlechten Kerls unter ihnen, eines Schufterle und Spiegelbergs. Dabei aber fühlt er sich doch unbefriedigt und unglücklich. Er möchte wieder ein Kind sein, denn es schmerzt ihn tief, die Unschuld verscherzt zu haben. Er sehnt sich nach den Schatten seiner väterlichen Haine und träumt von einem edleren Vergnügen in den Armen seiner Amalie. Nur den Namen Amalie aussprechen zu hören (ein aus dem Anfang der „Emilia Galotti" entlehnter Zug) ist genügend, ihn für Kosinsky zu gewinnen. Es entgeht ihm nicht, wie er gleichsam aus dem Kreis der Menschheit heraus getreten ist. Entweder mußt du, sagt er zu sich, ein höherer Mensch sein, oder du bist ein Teufel. Bald widersteht es ihm, immer wieder ein Kläger gegen die Gottheit zu sein. Er beginnt an sich zu zweifeln und sein ganzes Treiben zu verurtheilen. Er will dem frechen Plan, den er bisher verfolgt, entsagen. Er sei der Mann nicht, das Racheschwert des obern Tribunals zu regieren. Eine Anmaßung sei es, mit Jupiters Keule zu spielen. Pygmäen habe er niedergeworfen, da er Titanen zerschmettern sollte. „O über mich Narren," ruft er schließlich aus, „der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönen und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwerts auszuwetzen und deine Parteilichkeiten gut zu machen — aber, o eitle Kinderei, da steh'

ich am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte. Dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand."

Wir sehen, wie der Dichter die göttliche Weltordnung über die eigenmächtigen Eingriffe triumphiren läßt, die sich Karl Moor in seiner „Groß-Mann-Sucht", verleitet von den Einbildungen eines übermächtigen Genies und gereizt durch die Niederträchtigkeit der Menschen, erlaubt hatte. Aber auch noch auf andere Weise läßt Schiller Religion und Protestantismus siegreich aus seinem Stück hervorgehen, das nur dem oberflächlichen Leser als eine Verhöhnung des Göttlichen erscheinen kann, weil es die letzten Consequenzen der Freidenker und Materialisten ganz offen zur Aussprache bringe. Beachten wir wohl, daß er diese haarsträubenden Anschauungen den verworfensten Räubern und dem Scheusal Franz Moor in den Mund gelegt hat. Nur unter den Räubern ist von einem völligen „Hinausvotiren der Bibel" die Rede, sie planen ein Buch, das „die vier Evangelisten auf das Maul schlagen soll". Franz Moor aber hat die materialistische Weltanschauung nicht nur zur Leugnung der Unsterblichkeit, sondern auch zur Leugnung Gottes und aller sittlichen Weltordnung geführt. Seinem frommen Diener Daniel, der ihm in Allem gern gehorsam sein will, „wenn es nicht wider Gott und sein Gewissen geht", erwidert er: „Possen, Possen! Schämst Du Dich nicht? Ein alter Mann und an das Weihnachts-Märchen zu glauben! Geh, Daniel! Das war ein dummer Gedanke. Ich bin ja Herr. Mich werden Gott und Gewissen strafen, wenn es je einen Gott und Gewissen gibt." Katholische Bigotterie und pfäffisches Scheinheiligthum werden dem Pater gegenüber verhöhnt, der einen Pardonbrief überbringt. Fast sieht es aus, als ob das Stück mit dem Sturm und Drang auch den Geist der Reformationszeit habe verbinden wollen, wie er sich im Aufstand der Bauern aussprach. Im protestantischen Pfarrer Moser, der ein erhebendes Gegenstück zum katholischen Pater bildet, hat Schiller einen würdigen Vertreter seiner Kirche dargestellt, der dem entmenschten Franz gewaltig in das Gewissen zu reden vermag. So treten denn der treue Diener Daniel und der Pfarrer als Warner und Mahner an göttliches Gebot auf. Die Ehre der Religion wird aber nicht blos durch sie und die Reue gerettet, welche Karl Moor treibt sich selbst den Gerichten zu überliefern, sondern auch durch die Verzweifelung, welcher des letzteren Bruder Franz verfällt. Erschütternd ist es, wie diesen die Schrecken der Hölle und des jüngsten Gerichtes ängstigen, die Schiller unter Benutzung der großartigen Visionen des Propheten Ezechiel mit der Gewalt der Bibelsprache ausmalt.

Kaum ein anderes Drama hat auf die deutsche Jugend den Zauber geübt, wie die „Räuber". Schon Goethe hat dies bemerkt und gemeint, es sei vor fünfzig Jahren so gewesen und auch nach fünfzig werde es nicht anders sein. Niemand aber hat sich vielleicht so anerkennend über dieses erste Werk Schillers geäußert als Tieck (bei Köpke, Th. 2, S. 194): „Es ist ein einziges Gedicht, für mich ist seine Betrachtung unentbehrlich geworden, es ist zu meinem Wesen nothwendig; ich würde es nicht missen können. Die Schlegel theilten meine Bewunderung der „Räuber" nicht; sie fanden sie roh und barbarisch, was ich nie habe begreifen können. Aber sie verstanden Schiller nicht und hatten von seiner Großartigkeit keine Ahnung."

Den Plan zum Fiesco scheint Schiller, angeregt durch eine Stelle Rousseau's, schon in der Akademie gefaßt und die unfreiwillige Muße, die ihm der Arrest nach der zweiten Mannheimer Reise brachte, zur weiteren Ausführung desselben verwendet zu haben. Die Probevorlesung in Mannheim hatte durchaus nicht den gewünschten Erfolg, ja man zweifelte, ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sei. Nur

Iffland sprach sich zu Gunsten des „Fiesco“ aus und beantragte auch eine Gratification für den Dichter. Erst nach Schillers Rückkehr von Bauerbach gelangte das Trauerspiel auf der Mannheimer Bühne zur Aufführung, ohne jedoch eine begeisterte Aufnahme zu finden. Fiesco ist Schillers erste historische Tragödie. Er selbst nannte das Stück, wie wir schon oben bemerkten, ein „republicanisches Trauerspiel“, was insofern zutrifft, als es eine Verherrlichung republicanischer Tugend ist. Daß schon Karl Moor der Gedanke einer Republik bewegte, haben wir hervorgehoben. Da Schiller aus eigner Anschauung nur den aufgeklärten Despotismus kannte, entlehnte er für sein republicanisches Gemälde Bilder und Vorstellungen aus der altrömischen Geschichte. Durch diesen fortlaufenden Bezug auf das alte Rom ist der „Fiesco“ ein Vorläufer der französischen Revolution geworden, die bekanntlich Frankreich nach dem Muster der alten römischen Verfassung constituirt hat. Das Bild eines vollständigen Tyrannen, wie es der jüngere Tarquinius, Appius Claudius und Nero bieten, entwarf er in Gianettino Doria. Als ein Spiegelbild der Gewaltthaten des Letzteren muß der Maler Romano die „Geschichte der Virginia und des Appius Claudius“ malen. Gianettino vergleicht sich selber dem Nero: „so steh' ich wie Nero auf dem Berg und sehe dem possirlichen Brande zu“. Daß ihm Schiller auch Züge von Franz Moor zutheilte, beweist des Tyrannen eigenes Geständniß: „Der Teufel, der in mir steckt, kann nur in Heiligenmaske incognito blühen.“ Fiesco dagegen erscheint zum Theil als ein Karl Moor in anderer Gestalt. Von seinen excentrischen Anschauungen über Größe („aber es ist namenlos groß eine Krone zu stehlen“), haben wir schon oben gesprochen. Der Dichter schildert ihn weniger als einen Römer, sondern mehr, wie wir uns den jungen Alkibiades denken müssen. Da sein Ehrgeiz seine republicanische Begeisterung weit überragt, so vergleicht er sich selbst mit Octavian: „Genua ist da, wo das unüberwindliche Rom wie ein Federball in die Rakete eines zärtlichen Knaben Octavius sprang.“ Wie Menenius Agrippa das secedirende Volk durch die Erzählung einer Fabel versöhnt, so weiß Fiesco seinen Anhang durch eine Fabel aus dem Thierreich von der Nothwendigkeit monarchischen Regiments zu überzeugen: „Laßt uns einen Monarchen wählen, riefen sie einstimmig, der Klauen und Hirn und nur einen Magen hat! — und einem Oberhaupt huldigten alle — einem Genueser! — Aber (indem er mit Hoheit unter sie tritt) es war der Löwe!“ Das gewagte Spiel, was ihn der Dichter treiben läßt, bot die Veranlassung zu den zahlreichen Vergleichen mit dem Karten-, Schach- und Würfelspiel, die wir in diesem Stück finden. Seine Gattin Leonore scheint seine republicanische Gesinnung für aufrichtigen Ernst zu nehmen: „Mein Brutus soll eine Römerin umarmen. Ich bin Porcia.“ Als einen wahren Republicaner und als einen alten Römer von echtem Schrot und Korn hat der Dichter Verrina dargestellt. Unversöhnlichen Haß hegt er gegen Fiesco, weil dieser egoistische und ehrgeizige Pläne verfolgt. „Hat der Unterdrücker der Freiheit auch einen Kniff auf die Züge der Römischen Tugend zurückbehalten? Ich schwör' es beim lebendigen Gott, eh' die Nachwelt meine Gebeine aus dem Kirchhof eines Herzogthums gräbt, soll sie sie auf dem Rade zusammenlesen!“ Auch er spricht die Sprache der Fabel: „davon weiß das Lamm Republik zu erzählen, das du dem Wolf Doria aus dem Rachen nahmst — es selbst aufzufressen.“ Der teuflische Mohr, die schändliche Creatur Fiesco's, steht ihm noch über diesem Abtrünnigen von der Sache der Freiheit: „aber doch die Gesetze ließ die Canaille noch ganz.“ Das ist echt republicanisch, denn darauf ruht das Wesen und der Bestand eines Freistaates, daß die Gesetze Alles, die Personen nichts gelten. Verrina ist der Mann, in dem Romano das Modell zu einem Brutus finden konnte.

Noch viel deutlicher als die „Räuber" trägt „Fiesco" Spuren der Nachahmung Shakespeares. Schiller scheint, was ja auch nahe genug lag, besonders den „Julius Cäsar" sich hier zum Vorbild genommen zu haben. Die Verhandlungen der Verschworenen, daß Fiesco, wie Act II, 14 erzählt wird, den blutenden Arm vor dem Volke aufstreift, worauf dieses sich um die fallenden Tropfen schlägt, wie um Reliquien, daß Gianettino nach der Herrschaft strebt, wie Cäsar nach der Königskrone, das Alles sind dem Shakespearischen Stück nachgebildete Züge. Auch die derben und volksmäßigen Ausdrücke, welche sich in diesem Trauerspiel finden, von denen viele mit Teufel und Hölle um sich werfen und andere Nachklänge aus Schillers medicinischen Studien sind, ferner einzelne Wendungen, wie „Gehorchen und Herrschen, Sein und Nichtsein" (in Fiesco's Monolog Act III, 2) erinnern an den großen brittischen Dichter. Aber auch das voraufgegangene Studium von Lessings „Emilia Galotti" ist unverkennbar. Zu beachten ist, daß diese ursprünglich „weiter nichts sein sollte, als die alte römische Geschichte der Virginia in einer modernen Einkleidung", auf die auch in der jetzt vorliegenden Gestalt der Tragödie noch Bezug genommen ist. Die Unterredung zwischen Fiesco und dem Maler Romano scheint beeinflußt durch das Gespräch des Prinzen mit dem Maler Conti in Lessings Stück, hebt aber, was für den Sturm und Drang bezeichnend, den Gegensatz von Natur und Kunst besonders hervor. Nicht versäumen wollen wir zu erwähnen, daß Schiller im Fiesco auch dem deutschen Nationalstolz, jedoch nicht ohne einen satirischen Seitenhieb, geschmeichelt hat. Die Deutschen in der Doria's Dienst ertheilen „Deutsche Hiebe" und der Verschworene Kalkagno äußert: „Bären, die Deutschen! pflanzten sich vor den Alten wie Felsen". „Wenn sie das fremden Tyrannen thun, alle Teufel! wie müssen sie ihre Fürsten bewachen!" Bemerkenswerth ist auch, daß Schiller den Teufel der deutschen Faustsage, den Mephistopheles, erwähnt („Man nennt sie nur die Extrapost der Hölle. Wenn Mephistopheles einen Gelust bekommt, braucht's nur einen Wink und er hat den Braten noch warm." Act I, 9), ein Beweis, daß er den Faust des Malers Müller (aus 1778) gelesen hatte. Wenn er aber Verrina dem Fiesco drohen läßt: „den Proceß wird das Weltgericht führen", so ist das ein Anzeichen dafür, daß sich in ihm bereits bei der Abfassung dieser ersten historischen Tragödie der wahrhafte geschichtliche Sinn regte, der mit dem „Don Carlos" zum vollen Durchbruch gelangen sollte und darin gipfelt, daß als das letzte Ziel der Menschheit in der Geschichte nicht die Befriedigung einer egoistischen Leidenschaft des Einzelnen, sondern die Wohlfahrt, das Glück, die Bildung und die Freiheit des Ganzen erscheint, für die mitthätig zu sein die Pflicht eines Jeden ist.

Den Plan zu „Kabale und Liebe" hat Schiller im Militärarrest gefaßt, das Stück selbst aber, das er „ein bürgerliches Trauerspiel" nannte, Mitte Jan. 1783, also in Bauerbach, vollendet. Am 13. Aug. desselben Jahres las er es den Mannheimer Schauspielern vor, die es am 9. März 1784 unter großem Beifall zur Aufführung brachten. Der Inhalt desselben läßt sich am kürzesten mit Moritz's etwas spitzigen Worten wiedergeben: „Ein Präsident will seinen Sohn an die Geliebte seines Fürsten verkuppeln, um dadurch seinen Einfluß bei Hofe zu erhalten, das ist die Kabale. Der Sohn des Präsidenten hat sich in eine Geigerstochter vergafft, das ist die Liebe. Zuletzt vergiftet er sich zugleich mit der Geigerstocher, das ist dann die vollständige Tragödie." Um zu begreifen, wie Schiller zur Abfassung eines solchen Trauerspiels kommen konnte, das noch mehr als Fiesco an Lessings Emilia Galotti erinnert, hat man sich der Zustände zu erinnern, die er am Hof des Herzogs Karl von Württemberg zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Mit größerem Glück und entschieden wahrer, als in den beiden vorausgegangenen Stücken behandelt

er hier die Liebe. Man fühlt die tiefe und reine Neigung durch, die ihn damals zu Lotte von Wolzogen ergriffen hatte. Auch „Kabale und Liebe" wurzelt ganz in den Anschauungen des Sturms und Drangs. In scharfem Gegensatz treten sich gegenüber die Ansprüche des Herzens und die Schranken des Standesunterschieds und der höfischen Convenienz, reine und unverfälschte Natur und widrige, angefaulte Aftercultur.

Auch vernehmen wir Anklänge an Goethe's „Faust" und „Egmont", um die doch Schiller, da sie damals noch gar nicht publicirt waren, nicht wissen konnte, ein Beweis, wie manche Ideen in jener Zeit so zu sagen in der Luft lagen.

Der zumal auf der Schweizerreise mächtig erwachte Sinn für Natur, wie der Ueberdruß am Gesellschaftstreiben in Lilli's Haus hatten Goethe jenes Wohlgefallen an naiven Bürgermädchen eingeflößt, dem wir die unübertreffliche Zeichnung Gretchens nnd Clärchens verdanken. Aehnlich wie Faust und Egmont hat Ferdinand, der Sohn des Präsidenten von Walter, der als Student der neuen geistigen Bewegung rückhaltslos sich hingegeben, nicht in den adlichen Kreisen des Hofes Befriedigung für sein nach wahrer Natur sehnsüchtiges Herz gefunden, sondern bei der sechszehnjährigen Tochter des einfachen Stadtpfeifers Miller, die bald auch die ihn beherrschenden Ideen und Gesinnungen annimmt.

Schon diese Momente, noch mehr aber die Züge aus dem Leben eines schlechten Fürsten jener Zeiten zeigen, daß, in noch höherem Grade als „Emilia Galotti", Schillers „Kabale und Liebe" culturhistorischen Werth beanspruchen darf. „Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt — Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, woran diese gepriesenen Glücklichen schwelgen." So zeichnet Ferdinand das Loos eines fürstlichen Tyrannen. „Der Fürst setzt den Saft von zwei Indien auf die Tafel, ruft Paradiese aus Wildnissen, läßt die Quellen seines Landes in stolzen Bogen gen Himmel springen oder das Mark seiner Unterthanen in einem Feuerwerk verpuffen", eine Schilderung, welche auf die zum Theil sinnlose Nachahmung des Luxus am Versailler Hofe durch die kleineren deutschen Höfe hinzielt. Die kostbaren Brillanten, mit denen der Fürst seine Geliebte beschenkt, bezahlt er mit dem Geld, das ihm der Verkauf „von siebentausend Landeskindern" nach Amerika einbrachte. Die Widerspenstigen, die sich diesem scheußlichen Handel widersetzen, werden auf seinen Befehl niedergeschossen. „Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen." Durch eine Feuersbrunst an den Bettelstab gebrachte Bewohner einer Grenzstadt läßt er „verderben in den Schachten der fürstlichen Silberbergwerke". „Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht. Fürchterlich hatte sie schon in diesem Lande gewüthet, hatte Braut und Bräutigam getrennt, hatte selbst der Ehen göttliches Band zerrissen", so malt er das lüderliche Treiben in den Hofkreisen. Unter solchen Verhältnissen nimmt ihn die Niederträchtigkeit der Hofbeamten nicht Wunder, denen der Himmel „im Schlamme der Majestäten den Tisch deckt". Den „Mithgaul" geben sie für den „fürstlichen Witz" ab und Seiner Durchlaucht verkündigen sie das Wetter. „Zwanzig und eine halbe Minute" sprach der Hofmarschall, wie er ausdrücklich hervorhebt, mit dem Herzog, der „heute einen Merde d'Oye Biber anhat", was ihm als eine wichtige Neuigkeit gilt. Noch ist er aufgebracht darüber, daß ihm ein Anderer, „es geht jetzt ins einundzwanzigste Jahr", ein fürstliches Compliment weggeschnappt hat. Selbst die Geliebte des Fürsten redet vom „giftigen Wind des Hofes" und nennt die Höflinge schlechte, erbärmliche Menschen, die sich entsetzen, wenn ihr ein warmes, herzliches Wort entwische, Mund und Nasen aufreißen, als sähen sie einen Geist — Sklaven eines einzigen Marionettendrahts. Der Präsident ist seines Secretärs sicher, da er von dessen „falschen

Handschriften" weiß, der Secretär hinwiederum Mitwisser um das blutige Verbrechen, durch welches jener sich den Weg zum Präsidentenstuhl gebahnt. Darum Wurm am Schluß des Stücks in die Worte ausbricht: „Auf! Auf! Ruft Mord durch die Gassen! Weckt die Justiz auf! Gerichtsdiener bindet mich! Führt mich von hinnen! Ich will Geheimnisse aufdecken, daß denen, die sie hören, die Haut schauern soll."

Von diesem Sumpf des höfischen Lebens hebt sich rein und hehr die Riesengestalt des idealgesinnten Jünglings Ferdinand ab, der sich selbst mit Stolz „einen deutschen Jüngling" nennt (Schluß von Act I). Auf seine geistige Entwickelung ist der Besuch der Universität von entscheidendem Einfluß gewesen. Wurm hat Recht, wenn er sagt: „nichts wird seine Ambition in Bewegung setzen, als was groß ist und abenteuerlich." Er hat den würdigsten und höchsten Begriff von persönlichem Adel und Ehre. Dies zeigt besonders die Art, wie er das Project seines Vaters zurückweist, die Geliebte des Fürsten zu heirathen, dies zeigt auch die Sprache, welche er als Mensch, Edelmann und Soldat gegen jene führt: „die Sprache meines Herzens — meines Wappens — und dieses Degens." Er ist erhaben über alles Standesvorurtheil: „Ich liebe, Milady, liebe ein bürgerliches Mädchen." „Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Convenienzen zerfallen ist. — Mein Entschluß und das Vorurtheil! — Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird." „Durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils. — Frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insectenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln." „Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Accords auseinanderreißen? — Ich bin ein Edelmann. — Laß doch sehen, ob mein Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall? oder mein Wappen giltiger, als die Handschrift des Himmels in Louisens Augen." Um der Geliebten treu bleiben zu können, ist er gern bereit, dem Erbe eines Vaters zu entsagen, den er von Herzen verachten muß. Sein Sinn aber für Gerechtigkeit und sein Patriotismus sind so groß, daß er gegen Milady Milford sogar „im Namen des Herzogthums" zu sprechen wagt.

So glänzend sich der Charakter Ferdinands über die Niederträchtigkeit der Höflinge erhebt, so wohlthuend sticht seine Liebe zu „Louise Millerin" gegen das unsittliche Treiben am Hof und gegen die niedrigen und unwürdigen Vorstellungen des Adels von der Ehe ab. Auf Ferdinands und Louisens Liebe, die wohl auch sagen durften: „der einzig reine Ort ist unsre Liebe, der unentweihte in der Menschlichkeit", hat Schiller den ganzen Reiz und Duft einer ersten Jugendliebe übertragen. „Sechszehn Jahre! Der erste Puls dieser Leidenschaft! Auf dem unberührten Clavier der erste, einweihende Silberton." „Und auch er liebt zum ersten Mal. Was Wunder, wenn sich die Strahlen eines Morgenroths finden?" so spricht die neidische Eifersucht der Milady Milford. Louise selbst aber gesteht über ihr Verhältniß zu Ferdinand: „O damals ging in meiner Seele der erste Morgen auf. Tausend junge Gefühle schossen aus meinem Herzen, wie die Blumen aus dem Erdreich, wenn's Frühling wird. Ich sah keine Welt mehr, und doch besinn ich mich, daß sie niemals so schön war. Ich wußte von keinem Gott mehr, und doch hatte ich ihn nie so geliebt." Nicht minder beglückt spricht sich Ferdinand aus, der „einen Gott sich fühlt", seit er Louisen liebt: „An diesem Arm soll meine Louise durch's Leben hüpfen; schöner, als er dich von sich ließ, soll der Himmel dich wieder haben und mit Verwunderung eingestehn, daß nur die Liebe die letzte Hand an die Seelen legte." Das ist eine wirklich hohe Auffassung der Liebe, wie sie einem so edlen Jüngling ziemt.

Auch darauf müssen wir aufmerksam machen, daß Schiller in „Kabale und

Liebe" durchweg den Begriff bürgerlich für identisch mit ehrbar genommen und durch den echt deutschen, biederen und menschlichen Charakter des ehrenhaften, derben und humorvollen Musikus Miller die Verachtung Lügen gestraft hat, mit welcher der Adel (der Präsident nicht minder, als die englische Milady) auf die Bürgerlichen herabsieht. Auch in diesem Stück regt sich der Gedanke „des Weltgerichts". Ferdinand redet vom „Odem des Weltgerichts, der den Firniß von jeder Lüge streift." Wie in den „Räubern" zeigt sich auch hier die Gewalt des Volkslieds, dessen Werden wir gleichsam mit Augen schauen können, wenn der Musikus Miller zu seiner Tochter spricht: „Ich setze die Geschichte deines Grams auf die Laute, singe dann ein Lied von der Tochter, die, ihren Vater zu ehren, ihr Herz zerriß — wir betteln mit der Ballade von Thüre zu Thüre, und das Almosen wird köstlich schmecken von den Händen der Weinenden."

Auf den Stoff zu „Don Carlos" war Schiller durch Dalberg geführt worden. Während er die vorangegangenen Dramen noch in der durch Lessings „Emilia Galotti" sanctionirten Prosa verfaßt hatte, der sich die sämmtlichen Dramatiker des Sturms und Drangs bedient haben, wandt er hier den fünffüßigen Jambus an, den ebenfalls Lessing im Nathan zu Ehren gebracht und in den fast zur selben Zeit, als Schiller am Don Carlos arbeitete, Goethe seine „Iphigenie" umzuschmelzen begonnen hatte. Diese plötzliche Hinwendung zum Jambus Seitens der drei größten Dichter beweist, daß in jenen Jahren das künstlerische Moment oder, sagen wir so, die schöne, der idealen Gedankenwelt entsprechende, gehaltene Form aus der Regellosigkeit des Sturms und Drangs immer mehr sich loszuringen begann. Die drei ersten Acte hatte Schiller in seiner „Thalia", das Ganze nach Zusammenziehung und Umformung jener ersten Acte, 1787 veröffentlicht. Er selbst leugnete nicht, daß sich ihm während seiner Arbeit, deren Vollendung nach seiner Meinung zu lange sich hinausgezogen, der Plan des Stückes nicht unwesentlich verschoben habe. Die Idee der ersten Composition knüpfte offenbar an das in „Kabale und Liebe" behandelte Thema an. Der Dichter wollte wieder eine ideale Liebe darstellen, zwar nicht, wie dort, zwischen dem Stand nach Ungleichen, aber insofern eine noch unglücklichere, als die Braut dem Bräutigam aus Staatsinteressen entrissen und, was den Conflict ganz außerordentlich verschärfen mußte, die Gattin des Vaters des Bräutigams geworden war. Die Unmöglichkeit, an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, die verhängnißvolle Wendung der Verhältnisse, daß die nicht ruhende und in Sehnsucht sich verzehrende Liebe zur ehemaligen Braut auch nach den Gesetzen der Religion nun ein strafbares Verbrechen war, machten Don Carlos zu einer Art fürstlichen Werther. Einen besonderen Reiz erhielt die neue Dichtung dadurch, daß die in ihr behandelte Liebestragödie zwischen Personen vom höchsten Rang spielte, und daß in Folge der peinlichsten Ueberwachung diese in einem Zustand völliger äußeren Unfreiheit sich befanden. Der geringste Leser konnte die Befriedigung fühlen, daß auch diese Auserwählten „auf der Höhe der Menschheit" ebenso menschlich lieben und leiden, als der Aermste im Volk. Dieser demokratische Triumph des Menschlichen mußte nicht weniger ansprechen, als es der tapfere Muth gethan hatte, mit dem der adliche Präsidentensohn dem einfachen Bürgermädchen die Treue hielt.

Wie Goethe's erster Theil des Faust aus einer Liebes- und einer Denkertragödie sich zusammensetzt, ebenso gesellt sich in Schillers Don Carlos zur Liebestragödie auch noch die Tragödie eines von den höchsten Idealen von Menschenadel und Menschenglück erfüllten Philosophen. Zwar nimmt auch Don Carlos an dieser letzteren Theil, indem er zu Anfang und zu Ende des Stücks von hochfliegenden politischen

Reformplänen erfüllt ist und „abgerissene Gedanken aus dem Tacitus“ sein historisch-politisches Interesse bekunden. Im Verlauf des Dramas aber raubt die Liebe ihm allen Sinn für die großen Geschicke der Menschheit. Als der eigentliche Held in jener Denkertragödie erscheint dagegen der Marquis Posa. Ihn läßt Schiller vom vierten Act ab in den Vordergrund treten, ein Beweis, daß sein Antheil an der Liebestragödie im Königshause sich gemindert hatte und der kühne Vertreter der neuen Humanität und eines hochsinnigen Republicanismus ihm jetzt Alles galt. Im Grunde beseelen Posa dieselben Vorstellungen, von denen Ferdinand in „Kabale und Liebe“ ausgeht, nur kann der Marquis seiner höheren Mission um so freier sich hingeben als ihn keine irdische Liebe, nur die Liebe zur Gattung, zum ganzen Menschengeschlecht beherrscht, der gegenüber ihm selbst die Freundschaft nicht genügen kann. Seine Neigung bildet die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Ihn zumal hat Schiller gezeichnet, als wenn er ein Schüler des großen französischen Politikers Montesquieu gewesen wäre.

Das innere Band zwischen der Liebes- und der Denkertragödie bildet die ideale Freundschaft, welche die Helden beider verbindet. Denn dieses Stück ist nicht weniger eine Verherrlichung der Liebe und der Freiheitsbegeisterung, als der Freundschaft, die sich in Posa so aufopferungsfähig zeigt, als sie nur irgend einmal in der Geschichte erschienen ist, so daß Don Carlos, für den jener in den Tod geht, klagen darf: „So lange Mütter geboren haben, ist nur Einer — Einer so unverdient gestorben.“

Verschiedene Momente zeigen, daß Schiller, als er den Don Carlos abschloß, bereits wie er selbst bekennt, ein Anderer war, als da er den Plan zu dieser Tragödie faßte. Fast nach jeder Seite erscheint er reifer und ausgebildeter. Die Form des Gedichts entspricht strengeren Anforderungen und die Haltung des Ganzen beweist, daß in demselben Maße, als des Dichters historisches und philosophisches Verständniß wuchs, auch seine Auffassung des Lebens an Wahrheit gewonnen hatte. Die ideale Stimmung seines Geistes ist aber noch dieselbe wie früher, sein Enthusiasmus für alles Große und Schöne noch ebenso glühend als sein Schmerz, daß die rauhe Welt die süßen Träume der Phantasie grausam zerstört. Wie durch alle Schillerschen Jugenddramen, so klingt auch durch dieses sein späteres Wort hindurch: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“ Das aber unterscheidet die Carlostragödie zu ihrem Vortheil, daß sie die negative und destructive Tendenz überwunden zu haben scheint, denn sie thut positive Vorschläge zur Realisation der Ideen von weltbeglückender Humanität und läßt an die Stelle der idealisirten Römertugend das Ideal der Humanität der Zukunft treten. Wie einst der Philosoph Platon die Durchführung seines Idealstaats von dem sicilischen Tyrannen Dionysius II. erhofft hatte, so hofft Posa, ein zweiter Platon, die Verwirklichung seines Idealstaates, „des kühnen Traumbilds eines neuen Staats“, von seinem jungen fürstlichen Freund, von Don Carlos, dem Erben der spanischen Monarchie, und für einen Augenblick sogar von König Philipp II. selber. „Ich liebte einen Fürstensohn. Mein Herz, nur einem Einzigen geweiht, umschloß die ganze Welt! In meines Carlos Seele schuf ich ein Paradies für Millionen.“ „Sagen Sie dem Prinzen,“ so bittet er die Königin, „daß er denken soll des Eides, den wir in jenen schwärmerischen Tagen auf die getheilte Hostie geschworen.“ Als ihm aber die Gelegenheit wird sich gegen den König auszusprechen und es von ihm abzuhängen scheint, diesen zu dem Entschluß zu bestimmen „einen neuen Morgen heraufzuführen über diese Reiche“, da hält er mit seinen geheimsten Gedanken nicht zurück. „Sie, Sie können es,“ so redet er den König an. „Wer anders? Weihen Sie dem Glück der Völker die Regentenkraft, die, ach so lang', des Thrones Größe nur gewuchert hatte, stellen Sie der Menschheit verlorenen Adel wieder her! Der Bürger sei wiederum, was er zuvor gewesen, der Krone

Zweck, ihn binde keine Pflicht als seiner Brüder gleich ehrwürd'ge Rechte! Wenn nun der Mensch, sich selbst zurückgegeben, zu seines Werths Gefühl erwacht, der Freiheit erhabene, stolze Tugenden gedeihen, dann Sire, wenn Sie zum glücklichsten der Welt Ihr eignes Königreich gemacht, dann ist es Ihre Pflicht die Welt zu unterwerfen."

Wir können leider das Stück nicht weiter in das Einzelne verfolgen, zumal wir schon früher öfter auf dasselbe Bezug genommen haben, und doch wäre es eine dankbare Aufgabe den Charakter der edlen Dulderin Elisabeth dem der leichtfertigen Eboli, dem ideal gehaltenen, in sich so verschiedenen Freundespaar den absolutistischen und für die neuen Ideen doch nicht ganz unempfänglichen König und seine fanatischen Diener Alba und Domingo gegenüberzustellen. Ebenso müssen wir auf eine Schilderung des Hofs und der Regierung Philipps verzichten, auch können wir auf die Gährung in den niederländischen Provinzen, die sich drohend im Hintergrund der Tragödie erhebt, wie auf das Zukunftsideal Posa's nicht weiter eingehen, für das die herrlichsten Andeutungen im Stücke vorliegen.

Schillers Tragödie, dürfen wir behaupten, hat das Interesse an politischen Fragen, am philosophischen Nachdenken über die beste Staatsform, an der Kritik der bestehenden Zustände und der Behandlung der Geschichte von einem bestimmten Zukunftsideal aus in der deutschen Jugend zu einer Zeit geweckt, wo an den Ausbruch der Revolution in Frankreich bei uns noch Niemand dachte. Der politische Sinn entzündete sich ebenso gewaltig am „Don Carlos", als etwas später der philosophische am Goethischen Faustfragment (aus 1790). Beide Dichtungen haben die nachhaltigste Wirkung ausgeübt. Die eine die Saat ausgestreut, aus welcher die Blüte unserer speculativen Philosophie hervorging, die andere die Gesinnung vorbereitet, in welcher unser Volk das Befreiungswerk vom Joch der französischen Fremdherrschaft vollbrachte. Aber auch das ist der Schillerschen Dichtung zu danken, daß die philosophische Speculation vom praktischen Leben sich nicht allzuweit verirrte, sondern immer mehr die ethischen Fragen in den Vordergrund stellte.

Man wird den „Don Carlos" nicht vollständig würdigen können, ohne die Werke mit in Berücksichtigung zu ziehen, die mehr oder minder durch denselben veranlaßt worden sind: die „Briefe über den Don Carlos" (1788), die „Recension von Goethe's Egmont" (1788), das Fragment der „Niederländischen Geschichte" (1788) und den „Geisterseher" (1789).

Die „Briefe über Don Carlos", auf die wir schon oben mehrfach Bezug genommen haben, geben uns über des Dichters Person und den Gang seiner geistigen Entwicklung den willkommensten indirecten Aufschluß. Was sie von Posa berichten, gilt fast immer auch von Schiller selbst. Auch enthalten sie eine ästhetische Rechtfertigung der Tragödie und sind deshalb für die Beurtheilung derselben von entschiedener Wichtigkeit. Weiter beleuchten sie das Gedankensystem und die Weltanschauung Posa's, so daß sie als Schlüssel für die Intentionen dienen können, die Schiller bei der Abfassung des Dramas leiteten.

Da der Zufall es wollte, daß fast zur selben Zeit mit dem „Don Carlos" Goethe's „Egmont" erschien, der einen dem Schicksal des spanischen Infanten sehr nah verwandten Stoff behandelt, so warf sich Schiller mit ganz besonderem Eifer auf das Studium dieses Stücks und entsprach, im Gefühl einer theilweisen Ueberlegenheit, gewiß nicht ungern der an ihn ergangenen Aufforderung sein Urtheil über dasselbe in der „Jenaischen Literaturzeitung" abzugeben. Ohne irgendwie die liebenswürdigen Seiten in Egmonts Charakter und die Vorzüge und Schönheiten der Dichtung überhaupt zu verkennen, für die er vielmehr das eindringendste Verständniß bekundet, hielt

Schiller doch strenges Gericht mit derselben. Er zeigte, daß der Dichter nicht nöthig gehabt hätte der Geschichte Gewalt anzuthun und daß die Wirkung seines Trauerspiels bei einem engeren Anschluß an die Ueberlieferung vielleicht noch größer gewesen sein würde. Seine Kritik gipfelte in dem Erweis, daß der Goethische Egmont, der eine Menschlichkeit nach der andern begeht, kein großer Charakter ist. Dieser Erweis ist um so bedeutungsvoller, als er den Unterschied der beiden Dichter klar legt, dessen Schiller vollkommen sich bewußt war. Hier zeigt sich der erste Keim zu seiner späteren Abhandlung über „Anmuth und Würde". Die Anmuth theilte er Goethen zu, die Würde aber nahm er wohl für sich in Anspruch. Und nicht ganz mit Unrecht, wie man selbst aus dem Schluß ihrer beiden Tragödien erkennen kann. Denn während Goethe seinem Egmont noch im Kerker die Freiheit in der Gestalt Clärchens im Traum erscheinen läßt, was gewiß gar anmuthig gedacht ist, läßt Schiller seinen Don Carlos die volle Würde wiedergewinnen und mit dem Bekenntniß von der geliebten Mutter scheiden: „Mutter, endlich seh' ich ein, es giebt ein höher, wünschenswerther Gut, als dich besitzen."

Als eine historische Ergänzung zu „Don Carlos" kann man die „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung" ansehen. Dieselbe behandelt, was wiederum ein merkwürdiges Zusammentreffen ist, fast genau denselben Zeitraum und dieselben Ereignisse, die dem Goethischen Egmont zu Grunde liegen. Der Aufstand der niederländischen Provinzen, an deren Spitze der Don Carlos der Tragödie sich zu stellen die Absicht hatte, um in denselben seine politischen Ideale zu verwirklichen und durch ein humanes Regiment diese Länder der spanischen Krone zu erhalten, wird uns von Schiller, den die Vorstudien zu seiner Tragödie auf diesen Stoff geführt hatten, in seinem Ursprung vollständig klar vor Augen geführt. Dieselbe Freiheitsbegeisterung, dieselben Ideen von Menschenwürde und Menschenglück, die in Don Carlos, sprechen sich auch in dieser Schillerschen Schrift aus, die um so größeres Interesse erweckt, je mehr man den ihr zu Grunde liegenden Gedankenkreis an den jener Tragödie anzuknüpfen versteht.

Auch das Fragment des „Geistersehers", des einzigen Romans, den Schiller verfaßt hat, steht im Zusammenhang mit dem Don Carlos. Durch sein Trauerspiel, wie durch den Abfall der Niederlande war er mehrfach auf die verderbliche Wirksamkeit der Inquisition hingewiesen worden. Folgerichtig mußte er sich getrieben fühlen, auch ein Gemälde des kirchlichen Despotismus zu entwerfen, nachdem er in verschiedener Weise den politischen gebrandmarkt hatte. Es war ein feiner Zug, in diesen Roman zugleich die Betrügereien Cagliostro's mit zu verweben, die damals so großes Aufsehen erregten. In dem philosophischen Gespräch, das Zweck und Mittel zu Begriffen menschlicher Thätigkeit herabsetzt, klingen speculative Unterhaltungen nach, die er in Volkstedt mit dem Grafen Gleichen gepflogen.

Bei keinem Dichter läßt sich die Genealogie oder, wie Goethe einmal sagt, die „Filiation" der Werke so genau verfolgen, als bei Schiller. Leider hat nur noch Niemand derselben in der wünschenswerthen Weise nachgespürt. Kaum eine Arbeit hat Schiller vollendet, in der nicht bereits die Keime und Ansätze zu später durchgeführten zu erkennen wären. Und da seine Begriffe, wie er selbst einst gegen Goethe äußerte, im Gegensatz zum „Königreich", das jener regiere, nur „eine etwas zahlreiche Familie" bildeten, so hat er dieselben Ideen in den mannichfaltigsten Formen behandelt, denn er suchte „Varietät für seine kleinen Besitzungen". Seine Gedichte sind darum in gewissem Sinne Synonyma für diese seine engere Begriffswelt. Da seine Freiheitsbegeisterung ihm Interesse an allen großen Freiheitskämpfen der Vergangenheit eingeflößt hatte, so mußte die Geschichte der bedeutenderen Revolutionen seine Aufmerksamkeit in

besonderem Grade auf sich ziehen. Schon im „Fiesco“ hatte er eine Revolution dargestellt, Carlos“ hatte ihn auf den Niederländischen Aufstand geleitet, der, wie wir bereits früher hervorgehoben haben, für die Zeit vor dem Nordamerikanischen Freiheitskrieg der letzte große Kampf eines unterdrückten Volkes war, an dem der Freiheitssinn der nachgeborenen Geschlechter sich erwärmen konnte. Die Darstellung dieses Aufstandes legte ihm den Gedanken einer „Geschichte der Revolutionen“ nahe, die er aber nicht selbst zur Ausführung gebracht hat. Doch verlor sich deshalb seine Theilnahme an den großen Acten der Völkerbefreiung nicht und die alten Ideale, denn er selbst trug „für die Träume seiner Jugend Achtung“, führten ihn später auf die Geschichte der „Jungfrau von Orleans“ und die Befreiung der Schweiz durch „Wilhelm Tell“, so daß die Verherrlichung der Freiheitskämpfe wie ein rother Faden durch seine gesammte dichterische und schriftstellerische Thätigkeit überhaupt sich hindurchzieht und er in Wahrheit der Prophet sowohl der großen französischen Revolution geworden ist, als unseres eigenen Befreiungskampfes gegen den Tyrannen, der über jene obgesiegt hatte.

Der Niederländische Aufstand war zugleich ein Kampf für die reinere Lehre des Evangeliums gegen Inquisition und römische Intoleranz gewesen. Die Sache des Protestantismus mußte ihm für die Sache der Freiheit gelten. So lag es nahe, daß er sich auch in die Geschichte des unseligen Religionskriegs hineinzuarbeiten suchte, der unser eigenes Vaterland zur Wüste gemacht hatte. Indem er sich aber in diese Kämpfe vertiefte, erweckte eine Gestalt sein besonderes Interesse, die hoch über alle Zeitgenossen emporzuragen schien, die Gestalt Wallensteins. Wiederum war es männliche Größe und Heldenthum, das ihn, wie in den Tagen der Kindheit, zunächst anzog. Bereits als er zur Darstellung des Charakters Philipps II. sich anschickte, hatte ihn die alte Begeisterung für die großen Männer der Geschichte wieder angewandelt, wie sich aus den Worten der Einleitung zu seiner „Niederländischen Geschichte“ ergibt: „Philipp der Zweite, der mächtigste Souverän seiner Zeit, dessen gefürchtete Uebermacht ganz Europa zu verschlingen droht, dessen Schätze die vereinigten Reichthümer aller christlichen Könige übersteigen, dessen Flotten in allen Meeren gebieten; ein Monarch, dessen gefährlichen Zwecken zahlreiche Heere dienen, Heere, die durch lange und blutige Kriege und eine römische Mannszucht gehärtet, durch einen trotzigen Nationalstolz begeistert und erhitzt durch das Andenken erfochtener Siege, nach Ehre und Beute dürsten und sich unter dem verwegenen Genie ihrer Führer als folgsame Glieder bewegen — dieser gefürchtete Mensch, Einem hartnäckigen Entwurf hingegeben, Ein Unternehmen die rastlose Arbeit seines langen Regentenlaufs, alle diese furchtbaren Hilfsmittel auf einen einzigen Zweck gerichtet, den er am Abend seiner Tage unerfüllt aufgeben muß — Philipp der Zweite, mit wenigen schwachen Nationen im Kampfe, den er nicht endigen kann!“ Spricht sich nicht in dieser Schilderung Bewunderung gegen einen Mann aus, der einem Zwecke sein ganzes Leben unterzuordnen vermochte? Sehen wir in dieser Charakterschilderung nicht alle die Züge vereinigt, die uns an Wallenstein imponiren? Und scheint die Zeichnung Philipps II. nicht Wort für Wort auch dem Bild des großen französischen Usurpators, Napoleons I., zu entsprechen? Und ist das nicht wunderbar, wie die Schillersche Dichtung die großen geschichtlichen Ereignisse divinirt, lange bevor sie in die Erscheinung treten? War Schiller nicht auch aus diesem Grunde der „modernste aller Dichter“?

Nachdem wir Schillers Dramen der ersten Periode besprochen, bleibt uns noch ein Wort über seine lyrischen Jugenddichtungen zu sagen übrig, die Körner in zwei Perioden vertheilt hat, was man gelten lassen kann, weil die Gedichte von 1785 bis 1789 sich sehr wesentlich von denen der „Anthologie auf das Jahr 1782“ unter-

scheiden. Schon die Vorbilder, denen sich Schiller als Lyriker anschloß, lassen die Richtung erkennen, die er in seinen lyrischen Productionen nahm. Mit Haller strebte er nach tieferem Gedankeninhalt, mit Schubart verherrlichte er die Freiheit, mit Klopstock stimmte er die Leyer zum erhabensten Gedankenflug. Zwei Eigenschaften sind es, welche die gesammte Schillersche Lyrik, und so auch die seiner Jugend, auszeichnen: der dithyrambische Schwung, die hymnenartige Begeisterung, das rednerische Pathos auf Seiten der Form und der große, fast philosophische Gedankenreichthum auf Seiten des Inhalts, so daß wir auch darin Körner beistimmen können, daß Schiller auf lyrischem Gebiete vorzugsweise „die philosophische Ode" gelungen sei. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß er sich nicht auch in anderen Gattungen mit Glück versucht habe. Zumal die Gedichte der Anthologie zeigen eine bunte Mannichfaltigkeit. Wir lesen unter denselben eine Ballade („Graf Eberhard der Greiner"), die als eine Vorläuferin seiner späteren Balladendichtung gelten darf, „die Schlacht" und „der Eroberer" bekunden seinen kriegerischen Soldatensinn, in der „Kindsmörderin" streift er an das Thema, welches der Gretchentragödie im „Faust" zu Grunde liegt, anderwärts verherrlicht er die Freundschaft, die „Lauraoden", wie eine Zahl anderer Lieder, sprühen ein heftiges sinnliches Feuer, auch satirisch gehaltene Epigramme und andere Kleinigkeiten der verschiedensten Art finden sich in jener Sammlung. Von 1782 bis 1785 scheint in seine lyrische Dichtung ein Stillstand eingetreten zu sein. Erst mit dem Lied „an die Freude" lebt diese wieder auf (1785) und von 1785 bis 1789 folgen nun die größeren Gedichte, um derentwillen gerade Körner ihm den Beruf zur „philosophischen Ode" zusprechen wollte. Da Schiller als Unterarten der sentimentalischen Poesie (und das war ja diejenige, zu der er sich selbst später bekannte) Satire, Idylle und Elegie unterschieden hat, so dürfen wir wohl auch hier von dieser Eintheilung Gebrauch machen, zumal sich nach derselben die Gedichte seiner zweiten Periode sehr leicht rangiren lassen. Sehen wir dabei von der unüberwindlichen Flotte ab (aus 1786), die ihm auch aus der Beschäftigung mit „Don Carlos" erwachsen war, so bleiben das Lied „an die Freude" (1785), die „Resignation" (1786), „die Götter Griechenlands" (1788), „die Künstler" (1789) und „die berühmte Frau" (1789) übrig. Das letztere Gedicht ist eine Satire, die auch heute noch Beherzigung verdient, das Lied „an die Freude" aber ein dithyrambischer Preis des höchsten idyllischen Glückes, das die Freude unter den Sterblichen schafft, indem sie den Himmel auf die Erde versetzt und die Menschen aller sie trennenden Unterschiede und Schranken vergessen und als Brüder sich erkennen läßt, offenbar ein Gegenstück zu der später von Schiller beabsichtigten, aber leider nicht ausgeführten Idylle, die die Seligkeit des in den Himmel aufgenommenen Herakles im Kreis der Unsterblichen darstellen sollte. Den entschiedensten elegischen Charakter tragen die „Resignation" und die „Götter Griechenlands". Die „Resignation" ist der wehmüthige Nachruf an die Freuden des irdischen Daseins Seitens des Dichters, der zu Gunsten der Kunst und Wissenschaft auf den sinnlichen Genuß Verzicht leistet und im Glauben an die große weltgeschichtliche Aufgabe für seinen Theil an derselben in strengster Pflichtentsagung mit zu arbeiten bereit ist. Auf diese Resignation, die zugleich eine Resignation auf den Wahn einschließt, in alle Geheimnisse der Erde und des Himmels eindringen zu wollen, laufen die „philosophischen Briefe" hinaus, zu ihr bekennt sich auch, wie wir sahen, Don Carlos kurz vor seiner Auslieferung an die Inquisition. Eine nicht weniger schmerzliche Klage sind „die Götter Griechenlands". Alles, was die dichtende Phantasie Schönes und Wünschenswerthes sich erträumt, ist einst auf Erden Wirklichkeit gewesen. Die alten Griechen haben ein Leben voller Wonne und Seligkeit gelebt. Doch wie immer ist das Schöne dem traurigen Loos verfallen, dem alles Irdische erliegt. In den

„Künstlern“ weicht diese elegische Stimmung einem begeisterten Optimismus. Schon dämmert in des Dichters Seele die Ahnung auf, — und das Wiederaufleben der Kunst zur Zeit der Renaissance, wie Goethe's entschiedener Uebergang zur Nachahmung der Griechen, mit denen er in der „Iphigenia“ bereits den glücklichsten Wettkampf bestanden, bestärkt ihn in derselben —, daß das goldene Zeitalter der Kunst nicht auf ewig verloren, die Wiederherstellung desselben vielmehr auch uns noch möglich ist. Diesen totalen Umschwung der Anschauung verdankte Schiller zunächst dem Studium der Goethischen Iphigenia, das uns durch die jetzt auch in die Hempelsche Ausgabe aufgenommene Analyse jener Dichtung vollgiltig bezeugt ist. Die neue Aufgabe, die er sich nun stellt, ist groß und hoch, aber nicht minder groß die Kraft, die er in sich fühlt und der er gläubig vertraut. Was ihm zum Gelingen noch fehlt, darüber ist er sich ebenfalls klar. Er weiß, daß er noch langer Vorbereitung bedarf, um den Kampf mit dem glücklicheren Nebenbuhler erfolgreich bestehen zu können. Aber zu dieser Vorbereitung ist er entschlossen, welches Opfer es auch koste, und so sagt er der Poesie Valet, um sie später gerüsteter und ausgebildeter wieder aufnehmen zu können. Indem er sich aber in die Dichtungen der alten Griechen versenkt, trotz seiner geringen griechischen Sprachkenntnisse an metrische Uebersetzungen Euripideischer Tragödien (der „Iphigenia in Aulis“ und der „Phönizierinnen“) sich wagt, aus Barthelemy's „Reise des jungen Anacharsis“ eine Einsicht in den Entwickelungsgang der griechischen Cultur zu gewinnen sucht, geht ihm die Erkenntniß auf, daß alle höhere, religiöse, sittliche und wissenschaftliche Bildung ein Werk der schönen Kunst und die Schönheit selbst das Geheimniß aller Menschheitserziehung ist. Nun erst fühlt er sich als einen Künstler, auch sich selbst ruft er die Mahnung zu: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben. Bewahret sie! Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!“ Von jetzt ab erscheint ihm aber auch seine eigene Zeit in einem ganz anderen Licht. Der trübe Pessimismus ist verschwunden. Der mächtige Aufschwung, den durch seine eigene Mitwirkung deutsche Dichtung und Philosophie genommen, begeistert ihn zu dem stolzfreudigen Ausruf: „Wie schön, o Mensch, mit Deinem Palmenzweige, stehst Du an des Jahrhunderts Neige in edler, stolzer Männlichkeit, mit aufgeschlossenem Sinn, mit Geistesfülle, voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille, der reifste Sohn der Zeit!“ Das sind Worte, die nicht unzweideutig erkennen lassen, daß Griechenland nicht auf ewig verloren, daß die höchste Blüte unserer Dichtung, das zweite classische Zeitalter derselben, wirklich angebrochen war.

3. Classicismus und Idealismus. Die Herrschaft des antiken Kunstideals und der idealistischen Philosophie. Von 1788 bis 1806.

Während die Bezeichnung der soeben abgeschlossenen Epoche als Sturm- und Drangperiode bereits allgemein angenommen ist, bricht sich für die Zeit zwischen dieser und dem Emporkommen der sogenannten Romantischen Schule erst allmählich der Name Classicismus Bahn.

Die hervorragendsten Träger des Classicismus sind Goethe und Schiller. Ehe wir aber die Darstellung ihrer literarischen Thätigkeit da, wo wir sie fallen gelassen haben, wieder aufnehmen, haben wir uns über den neuen Namen und die von uns gewählte chronologische Abgrenzung der Epoche, in die wir einzutreten im Begriff sind, näher zu erklären.

Goethe wie Schiller sind nur dadurch die großen Schriftsteller geworden, die wir in ihnen bewundern, daß sie unablässig nach immer höherer sittlicher, wissenschaftlicher,

künstlerischer Läuterung, Erhebung und Vollendung gerungen haben. Indem sie die Form=, Regel= und Zügellosigkeit des jugendlichen Sturms und Drangs mit Energie und Bewußtsein zu überwinden suchten, ging ihnen das Ideal der wahren künstlerischen Schönheit, das Ideal der Classicität auf.

Dieses Streben nach der höchsten Palme der künstlerischen Vollendung nennen wir Classicismus.

Auch die Epoche des deutschen Classicismus, sie sogar in ganz besonderem Maße, zeigt die bedingenden Erscheinungen deutlich, unter denen solche Blütenzeitalter der Poesie überhaupt nur möglich sind. Auch bei uns am Ende des vorigen Jahrhunderts war der erwachte ästhetische Sinn von dem begeistertsten Idealismus d. h. von dem glühendsten Verlangen nach Auffindung, Gestaltung und Darstellung der höchsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen begleitet.

Nicht ohne Grund glauben wir darum in Classicismus und Idealismus die Signatur des zweiten Blütenzeitalters unserer deutschen Dichtung finden zu dürfen.

Mit dem Namen Classicismus erinnern wir aber zugleich an ein weiteres Moment. Die Classiker schlechthin sind uns die alten Classiker d. h. die vorzüglichsten, formvollendetsten Schriftsteller des Alterthums, der Griechen und Römer. Als Goethe und Schiller Classicität sich zur Aufgabe stellten, war keiner von ihnen darüber in Zweifel, daß er diesem Ziel nur durch die gründlichste Vertiefung in die unsterblichen Werke der großen Alten, jener Classiker schlechthin, sich nähern könne. Mit diesen begannen sie denn den Wettstreit. Ihr Kunstideal suchten sie wieder zu entdecken, ihrer Kunsttechnik sich wieder zu bemeistern. So wurde der deutsche Classicismus des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts zugleich eine Wiederherstellung der antiken Kunst, eine Wiedergeburt des althellenischen Formenideals, eine ähnliche Renaissance als das Aufblühen der Künste und Wissenschaften unter den Medicäern in Italien.

Hand in Hand mit der Blüte der Dichtkunst war bei Griechen und Römern ein epochemachender Aufschwung der Philosophie gegangen. Sophokles und Euripides waren noch Zeitgenossen des Sokrates und Plato gewesen, und als Horaz und Virgil in Rom dichteten, erfreute sich dort die Philosophie fast keiner geringeren Theilnahme und Pflege als die Poesie.

Auch bei uns fällt die Blütezeit der Dichtkunst mit einer Blüte der Philosophie zusammen. Daß ein neues Leben in diese durch Kant gekommen war, haben wir in dem vorausgegangenen Abschnitt bereits erzählt. Und als Schiller in historischen und ästhetischen Studien sich zur Wiederaufnahme der dichterischen Production rüstete, erhob Reinhold, der begeisterte Anhänger Kants, die Universität Jena zum Sitz der Kantischen Philosophie. Schiller selbst, schon längst von seinem Freund Körner auf den Königsberger Philosophen hingewiesen, fühlte sich nun getrieben, in das Kantische System sich einzuarbeiten und eine Auseinandersetzung seiner künstlerischen Anschauungen mit demselben anzustreben. Auf Reinhold folgte 1794 Fichte und bald war Jena der Mittelpunkt der philosophirenden deutschen Jugend. Angeregt von Kant und an diesen anknüpfend, wesentlich aber auch beeinflußt von Schiller, stellten nun in rascher Folge Fichte und Schillers Landsleute Schelling und Hegel neue philosophische Systeme auf, die eine nicht geringere geistige Schöpferkraft bekunden, als die gleichzeitigen großen Dichtungen Goethe's und Schillers. Diese nachkantischen Philosophien sind aber durch und durch idealistisch, denn sie wurzeln nicht sowohl in der sinnlichen Erfahrung, als in der übersinnlichen Welt des Absoluten und Ewigen, die sich dem Menschen nur in seinem Innern verkündigt.

Schon nach diesen vorläufigen Andeutungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bezeichnung Classicismus und Idealismus die herrschenden Richtungen in

unserer Literatur am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts vollständig deckt. Es fragt sich nun, mit welchem Recht wir jene idealistisch-classische Epoche gerade von 1788 bis 1806 datiren. Das Jahr 1788 ist ein entscheidender Wendepunkt in Goethe's und Schillers Leben, die wir die Hauptrepräsentanten des Classicismus nannten. Goethe kam am 22. Juni 1788 aus Italien heim, wo seine ausschließliche Hinneigung zum classischen Alterthum sich vollzogen hatte. Fortan trat auch eine Aenderung in seinen amtlichen und häuslichen Verhältnissen ein. Schiller knüpfte in demselben Sommer 1788 seine engere Verbindung mit der Familie von Lengefeld. Es war um ihretwillen, daß er den Ruf an die Universität Jena annahm, der zu Anfang des Jahres 1789 an ihn erging. Gerade aber im Jahre 1788 setzte sich auch bei ihm, und zwar zumeist im Studium der Goethischen Iphigenie, die Meinung fest, daß die erstrebte Classicität, die so oft Gegenstand seiner Verhandlungen mit Körner gewesen sein mochte, nur im Studium der alten classischen Vorbilder zu erreichen sei. Wir schließen die Epoche mit dem Jahre 1806, weil nach dem am 9. Mai 1805 erfolgten Tod Schillers, der während dieses Zeitraums mehr als Goethe an der Spitze der literarischen Bewegung gestanden und durch seine die ganze Nation packenden Dramen auch der Gunst des großen Publicums in größerem Maße sich erfreut hatte, Goethe den Tendenzen der Romantiker sich zu nähern, in seiner Poesie neue Töne anzuschlagen, ja zu der verlassenen Bahn seiner Jugend zurückzukehren begann. Hat derselbe für sein Theil auch niemals in der Verehrung des classischen Alterthums nachgelassen, die Hingabe an die ideale Paradieseszeit der Kunst im alten Hellas mußte wesentliche Einbuße erleiden, als mit dem Zusammenbruch des deutschen Reichs und des preußischen Staates die Noth des Vaterlandes zur Wahrung der dringendsten Interessen der nächsten Gegenwart gebieterisch aufforderte. Mit der Schlacht bei Jena gehen darum nicht nur die alten politischen Verhältnisse Deutschlands, auch der ausschließliche Classicismus, wie ihn fast zwei Jahrzehnte hindurch Goethe und Schiller vertreten hatten, zu Grabe.

In der soeben geführten Erörterung liegt es schon mit ausgesprochen, daß der Classicismus zum Theil eine Abwendung von der lebendigen Gegenwart war und auch als solche den Charakter des Idealismus nicht verleugnet. Wohl aber könnte hier Jemand fragen, ob es denn nicht zu tadeln gewesen sei, daß unsere beiden größten Dichter und Schriftsteller sich von der Besprechung der öffentlichen Tagesfragen so grundsätzlich fern hielten, daß sie sogar in ihren „Horen", mit denen sie ein großartiges deutsches Nationaljournal beabsichtigten, die Discussion aller politischen und kirchlichen Angelegenheiten ausschlossen. Nun, wir glauben, daß Goethe und Schiller, ohne die hohe persönliche Ausbildung, die sie im Classicismus errangen, und ohne die vollendeten Werke, die das Erzeugniß dieser Ausbildung sind, nie die geistige Einigung der Nation und ihre Erhebung in dem Maß gefördert hätten, als sie wirklich gethan haben. Der politischen Befreiung sollte einmal bei uns die geistige, der politischen Einigung die ideale, der Pflege der äußeren nationalen Güter die der Dichtkunst und Philosophie, der nationalen Begeisterung die ästhetische vorausgehen. In Poesie und Philosophie mußten wir uns erst als Stammesbrüder wieder fühlen lernen, ehe wir als eine Nation handeln konnten, wir mußten gemeinsame geistige Besitzthümer anerkennen und werth halten und diesen unseren höheren geistigen Besitz gefährdet sehen, auf daß wir Hand anlegten, uns persönlich gegen fremde Vergewaltigung zu vertheidigen und auch politisch als ein Ganzes uns zusammenzuschließen.

Gerade die Zeit des Classicismus, die wir von einer Abwendung von der lebendigen Gegenwart nicht freisprechen können, war eine weltgeschichtlich bedeutende. In demselben Sommer 1789, da Schiller seine akademische Thätigkeit in Jena begann, brach der Sturm der Revolution in Frankreich los. In demselben Jahr, da unser

großer Dichter starb, erlag Oestreich bei Austerlitz dem gewaltigen französischen Kaiser, der die Revolution daheim niedergeworfen hatte. Im Jahr nach Schillers Tod entschied sich gegen denselben französischen Usurpator auf den Höhen zwischen Weimar und Jena, also unmittelbar vor den Thoren unserer damaligen geistigen Doppelhauptstadt, das Schicksal von ganz Deutschland.

Es wäre aber völlig unzutreffend, wenn wir den Deutschen von 1789 und der folgenden Jahre um des Classicismus willen, der streng genommen nur im Goethe-Schillerschen Kreis zur vollen Herrschaft gelangte, den politischen Sinn überhaupt absprechen wollten. Das politische Interesse war im Volke vorhanden und die Ereignisse jenseits des Rheins wurden von Vielen anfänglich mit hoher Begeisterung begrüßt, dann doch immer noch mit Aufmerksamkeit verfolgt. Aber noch fehlte es an einer gesetzlichen Form, den Einsichtigeren Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu sichern. Den deutschen Regierungen ging der klare, vorurtheilslose Blick ab, um die allgemeine Gefahr, die bald von Frankreich drohte, zu erkennen und ihr rechtzeitig zu begegnen. Gerade in den neunziger Jahren war leider die kirchliche und politische Reaction nicht unbedeutend erstarkt. Das Reich aber war zu ohnmächtig und zerrissen, als daß es der Selbstsucht und Feigheit der Einzelstaaten erfolgreich hätte begegnen können. So blieb nur Eines übrig. Das Alte mußte zu Grunde gehen. So allein konnte Platz für ein Neues und Besseres gewonnen werden.

Zum näheren Verständniß des Classicismus und unseres Verhältnisses zu den alten Griechen und Römern.

Wir haben es vorhin bereits angedeutet, daß der Classicismus keine Richtung ist, welche sich über größere Kreise verbreitete. Er blieb mehr oder minder auf eine kleine geistige Aristokratie, zumal auf Goethe und Schiller und deren nächste Freunde und Nachahmer, beschränkt. Auch fand das publicistische Organ desselben, die Horen, durchaus nicht den allgemeinen Beifall, den namentlich Schiller für dasselbe erhofft hatte. Herder, Wieland, Gleim und Andere, die dem Adlerflug Goethe's und Schillers nicht zu folgen vermochten, begannen eine nachtheilige Vergötterung der Kunst zu fürchten und das abgelaufene Zeitalter als das wahre goldene unserer Poesie zu preisen. Daneben machte sich die flache Berliner Aufklärung, wie sie von Nicolai und Genossen betrieben wurde, die selbstverständlich für die Größe eines Goethe und Schiller kein Verständniß fassen konnten, noch immer gewaltig breit. Auf der Bühne dominirten Ifflands und Kotzebue's bürgerliche und weinerliche Schauspiele. Den christlich Gesinnten aber mußte schon die Wiederauferweckung des alten Heidenthums ein Greuel sein. Alle diese Verhältnisse boten für die Kunstintentionen Goethe's und Schillers keine erfreulichen Aussichten. Doch haben alle ihre Feinde und Gegner es nicht verhindern können, daß wir die großen Dichtungen aus jener Zeit, vor Allem Goethe's „Iphigenie“, „Tasso“ und „Hermann und Dorothea“ und Schillers „Wallenstein“, „Jungfrau“ und „Tell“ als die vollendetsten Schöpfungen unserer neueren deutschen Poesie bewundern.

Fragen wir, wer denn nun neben Goethe und Schiller die hauptsächlichsten Vertreter des Classicismus waren, so haben wir besonders Schillers Freunde Körner und W. v. Humboldt, die bald auch zu Goethe in freundschaftliche Beziehungen traten, und dann Goethe's Freunde: den kunstsinnigen Archäologen Heinrich Meyer und den genialen Philologen Fr. A. Wolf zu nennen, mit denen auch Schiller sich vielfach berührt hat. Sie sind die gelehrten Beirather unserer großen Dichter gewesen, auf deren Urtheil Beide das entschiedenste Gewicht legten.

Wir haben bisher Goethe und Schiller immer als gegenseitige Freunde genannt und doch hat der Freundschaftsbund, der Beide später umschloß und der fast einzig in der Weltgeschichte dasteht, erst im Jahre 1794 sich zu gestalten begonnen. Ehe wir jedoch die Geschichte desselben mittheilen, müssen wir das bessere Verständniß der bereits im Vorigen angedeuteten Fragen durch einige weitere Bemerkungen zu vermitteln suchen. Es scheint sich nämlich zu empfehlen, daß wir, soweit dies hier überhaupt möglich ist, die verschiedenen Seiten kurz berühren, nach welchen der Classicismus als ein Streben nach höherer künstlerischer Vollendung sich äußerte.

Goethe wie Schiller erkannten frühzeitig, daß der Gehalt und die Formvollendung ihrer Dichtungen im directen Verhältniß zur Höhe ihrer eigenen geistigen Ausbildung stehen werde. Während im Sturm und Drang das Genie über Alles erhoben wurde, bringen sie die durch Fleiß und Studium gewonnene Ausbildung wieder zur Geltung. Sie erkennen es als unerläßliche Aufgabe, geistig auf der Höhe ihrer Zeit zu stehen. Es soll nichts Großes und Wissenswerthes geben, das sie sich nicht angeeignet hätten. Dem Großen aller Zeiten wollen sie begreifend nahe treten, verständnißvolle Zeitgenossen aller Zeiten, Hypsistarier in dem Sinn sein, den Goethe einmal gegen Sulpiz Boisserée erläutert hat, d. h. Freunde und Kenner alles Höchsten und Größten auf Erden. Sie wollen aber auch den Beifall der Besten ihrer Zeit erwerben und deren Anforderungen und Wünschen genügen. Darum sind sie in ewigem Welter- und -begreifen und steter eigener Umwandlung begriffen, bemüht, alle Vorurtheile zu überwinden, ihr Ziel immer höher und höher zu stecken, mit keiner Leistung zufrieden, so lange sie dieselbe noch besser zu machen hoffen können, bestrebt, das Wahre und Gute unter sich und mit dem Schönen immer mehr in Einklang zu bringen. Wie sie dem Vorhandenen und ehedem Dagewesenen gerecht werden, so wollen sie aber auch keine Form unversucht lassen, die einstmals Gefäß dichterischer Gedanken gewesen. Wie Goethe zeitweilig mit den Augen einzelner Maler die Welt sah, seine Welterfahrung zu Bildern im Sinne dieser Maler zu gestalten suchte, so streben Beide jetzt die Welt mit den Augen der alten Griechen zu sehen und das Gesehene in die Formen zu kleiden, welche jenes kunstbegabte Volk geschaffen. Wenn zur Bildung auch das gehört, in fremde Zustände, in andere Personen, in die Seele, Sprach- und Anschauungsformen ganzer Völker und Zeitalter verständnis- und theilnahmsvoll sich versetzen zu können, so haben sie auch dies erreicht und in aufopferndster Selbstentäußerung ihr Selbst zur ganzen Menschheit fast erweitert. Der Menschheit ihren Ausdruck zu geben, mußte ihnen folgerichtig die Aufgabe aller Dichtkunst werden. Sie nehmen unbedenklich Besitz von allem Schönen, was je auf Erden ein Menschengeist ersonnen, und bringen es zur freiesten selbständigen Verwendung in ihren eigenen Werken. „Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes,“ erklärte Goethe unumwunden gegen den Kanzler Müller. Einmal nannte er sich geradezu „Tradition“. Mit den neuen großartigen wissenschaftlichen Richtungen setzen sie sich, Goethe mehr auf dem Gebiet der Naturforschung, Schiller mehr auf dem der Philosophie und Geschichte, doch keiner in irgend welcher Einseitigkeit, aus einander. Besonders Goethe hat solches Ringen in schönen Worten gezeichnet. Beide beseelte die Stimmung, in der sein Faust dem Erdgeist seine Geheimnisse abringen wollte: „Du mußt, du mußt, und kostet' es mein Leben“ und in der er selbst einst an Herder schrieb: „Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los, ich lasse Sie nicht! Jacob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden,“ ein Bekenntniß, das in einem seiner Briefe aus Italien widerklingt: „Nun hat mich zuletzt das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen.“ In ähnlichem Sinn, wenn auch nicht in demselben

Bild, sprach sich Schiller gegen Körner über seine Absicht aus, in die Kantische Philosophie einzudringen.

Es ist nicht schwer zu erkennen, daß Goethe und Schiller durch solches Streben, dem sich der höchste sittliche Ernst, die tiefste theoretische Einsicht in die Kunst und die schärfste Selbstkritik zugesellten, der Beschäftigung mit der Poesie eine höhere Auffassung und eine neue Würde gaben. Vor dem Begriff, den sie von der Dichtkunst aufstellten, konnte eine blos tändelnde und spielende gelegentliche Versmacherei nicht mehr bestehen. Die Dichtkunst erhob sich in ihren Händen zu einer Angelegenheit, die den vollen und ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Zu Schanden wird die Geringschätzung, mit der Staatsmänner und Geschäftsleute auf die Dichter als Träumer und Phantasten oder unnütze und halb verkommene Glieder der menschlichen Gesellschaft herabzusehen pflegten. Der Dichter nimmt die Stelle wieder ein, die ihm die Alten zugewiesen hatten. Nun darf Schiller singen: „Ihm gaben die Götter das reine Gemüth, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt; er hat Alles gesehen, was auf Erden geschicht und was die Zukunft versiegelt; er saß in der Götter urältestem Rath und behorchte der Dinge geheimste Saat.“ Mit den Schicksalsmächten, „den furchtbaren Wesen, die still des Lebens Faden drehen“, steht nach ihrer Vorstellung der Dichter im Bunde und löst des Schicksals Fragen auf, wie einst die Ilias es schon gethan. Die von den Zeitgenossen verkannte und verfolgte Wahrheit hüllt sich in das Gewand der Dichtung und diese überliefert sie den kommenden Geschlechtern. Wer fühlt jetzt nicht, daß der Sänger „in des größeren Herren Pflicht“ und „mit dem König auf der Menschheit Höhen“ steht und der Vertraute der Götter ist, dem Zeus anbietet: „Willst du in meinem Himmel mit mir leben, so oft du kommst, er soll dir offen sein“? Das sind große und hohe Anschauungen vom Dichterberuf, die nicht ohne Rückwirkung auf Form und Gestalt der Dichtkunst selbst bleiben konnten. Man fühlt es diesen begeisterten Lobpreisungen des Dichterlooses an, in denen sich ebenfalls ein gut Stück Idealismus ausspricht, daß, wenn irgend wo, die Ebenbildlichkeit Gottes im Dichter wieder in das Bewußtsein der Menschheit getreten war. Wenn die Dichter ihren Beruf so hoch faßten, so konnten die Werke, die sie schufen, auch nur große und unvergängliche, nur classische sein.

Nach diesen Bemerkungen über die Auffassung des Dichterberufs halten wir es für geboten, auch kurz unser Verhältniß zu den alten Griechen und Römern zu besprechen. Wir haben es im Verlauf unserer geschichtlichen Darstellung schon mehrfach angedeutet, daß der Baum unserer heimischen Bildung eine dreifache Wurzel hat und daß sich zum germanischen Wesen und der christlichen Weltanschauung die Vertiefung in das classische Alterthum bei uns als drittes Bildungselement gesellt hat. Durch die Reformation wurde die Erlernung der griechischen und lateinischen Sprache und die Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller der Hauptgegenstand des gelehrten Jugendunterrichts. Um aber über Literatur und also auch über die des Alterthums richtig urtheilen zu können, mußten wir, nach Goethe's Meinung, erst eine eigene Literatur besitzen. Eine solche haben uns Lessing, Klopstock und Wieland begründet. Als dann in der Sturm- und Drangperiode unter Goethe's und Schillers Führung ein allgemeiner geistiger Frühling anbrach und vor allen Anderen diese Beiden eine Reihe dichterischer Werke schufen, die zu einem Vergleich mit den mustergiltigen Erzeugnissen der fremden Literaturen aufforderten, da war endlich die Zeit gekommen, auch der Literatur der alten Griechen gerechter zu werden, zumal uns Winckelmann bereits das Verständniß der antiken bildenden Kunst und damit das der Kunstthätigkeit der alten Griechen überhaupt erschlossen hatte.

Die Wiederentdeckung des antiken hellenischen Geistes und Kunstgeheimnisses durch unser deutsches Volk ist eine That, fast nicht minder groß als die Reformation,

und dieser in ihrem Grund und Wesen auch vergleichbar. Denn man darf es wohl unbedenklich aussprechen, daß, wie die Tradition der römischen Kirche das reine Wort des Evangeliums, so hatte die vorzugsweise römische Bildung, welche das ganze Mittelalter hindurch und herauf bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts geherrscht, das reine Wort der großen griechischen Dichter verdrängt und verhüllt. Unsere Gelehrten lasen und commentirten zwar seit lange hellenische Classiker, aber sie verstanden dieselben nicht aus sich heraus, sondern, befangen im Römischen Wesen, gelangten sie nicht zu der Würdigung der griechischen Kunst und Literatur, die doch selbst die alten Römer zu den Zeiten des Cicero und Horaz geübt hatten.

Im Mittelalter überwog das stoffliche Interesse, die Freude an den aus dem Alterthum überlieferten Erzählungen und Sagen in dem Maß, daß Niemand nach der Quelle fragte, aus der jene Wundermären flossen. Wie Kinder vor einem Zauberkasten, so stand die Menschheit staunend vor der bunten Zauberwelt der römisch-griechischen Ueberlieferung, aber auch ebenso kritik- und verständnißlos. Diese Freude am überlieferten Geschehniß zeigt sich in ihrer ganzen Macht noch in Hans Sachsens Dichtungen. Durch den Humanismus bahnte sich zwar eine Art Verständniß für die Technik und Form der antiken Dichtwerke an, doch war dasselbe wie die auf dasselbe begründete Nachahmung durchaus nur äußerlich. Dazu kam der an sich nicht gerade verwerfliche, aber dem Aufblühen einer nationalen Literatur sehr hinderliche Drang, den poetischen und rhetorischen Wettkampf mit den Alten in ihrer eigenen Sprache, also in einem fremden und todten Idiom, zu führen. Wohl versuchten Einzelne auch griechisch zu dichten, da aber die allgemeine Kenntniß des Griechischen zu gering war und die ganze gelehrte Welt der gebildeten Völker nur lateinisch sprach und schrieb, so beschränkte sich jener Wettstreit schließlich ganz auf die lateinische Sprache. Unter diesen Verhältnissen mußte die Kenntniß der griechischen Sprache und Literatur gegen die der römischen immer weiter zurücktreten, und es war kein Wunder, daß wir den Virgil mehr als den Homer, und den Seneca vor dem Sophokles bewunderten, von der griechischen Dramatik und Philosophie aber nur eine sehr oberflächliche Kunde besaßen, die ganze althellenische Welt fast nur durch die Brille der römischen Schriftsteller sahen, ohne uns doch der griechischen Literatur gegenüber dieselbe Aufgabe zu stellen, die sich einst die alten Römer mit dem rechten Sinn und Tact gestellt hatten.

Das classische Alterthum ist ja allerdings die geistige Welt der alten Griechen und Römer. Aber das konnte nicht das wahre Ziel unserer Dichtkunst und also auch nicht das unseres Classicismus sein, die von den Griechen so abhängigen Römer ausschließlich nachzuahmen und die Griechen gegen diese zurückzustellen. Darum war dies das Große in Lessings reformatorischer Thätigkeit, daß er stufenweise und in dem Grade mehr als seine bessere Einsicht wuchs, von der Nachahmung der Franzosen zu der der Römer und von diesen schließlich zu den alten Griechen überging. Er zog die Consequenz des Schrittes, den zuerst Winckelmann gethan. Wie dieser als Archäolog und Kunsthistoriker auf die Hellenen, so ging er als Dichter und Aesthetiker auf sie zurück. Aber Lessing wie Winckelmann haben das gelobte Land der Kunst nur von Weitem gesehen; Winckelmann das Hellenische mehr in großartiger Divination geahnt als mit eigenen Augen geschaut, da die Kunstwerke, auf deren Betrachtung er seine Urtheile basirte, nicht wirklich griechische, sondern meist nur spätere römische Nachbildungen waren.

Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß unser Verhältniß zur griechischen Literatur im Allgemeinen ein ähnliches gewesen ist, wie das der Römer zu derselben gewesen war, und wenn wir zugleich den Glauben hegen, daß Goethe und Schiller die rechte Stellung zu den alten Griechen im Allgemeinen nicht verfehlt haben. Die alten

Römer, und ich denke da immer an zwei ihrer größten Schriftsteller, an Cicero und Horaz, fühlten die Ueberlegenheit der griechischen Kunst und Wissenschaft im vollsten Maß. Um ihre eigene Literatur zu heben und zu bereichern, hielten sie es für nothwendig, die griechische auf das Fleißigste zu studiren. Sie blieben aber nicht bei bloßen Uebersetzungen und directen Uebertragungen, Nachbildungen und Verpflanzungen und eigenen Versuchen in griechischer Sprache stehen, alle diese Uebungen waren ihnen vielmehr nur ein Mittel zum tieferen Eindringen in das Verständniß der fremden Welt und Werke. Sie suchten sich die Formen und den Geist der griechischen Poesie anzueignen und diese Formen zur Darstellung heimischer Stoffe und ihres eigenen Denkens und Fühlens zu verwenden. Sie wollten mit griechischer Eleganz und in griechischen Formen echt Römisches lateinisch schreiben und dichten. Ihr Leitstern war die Vorstellung, wie ihre bewunderten hellenischen Vorbilder lateinisch geschrieben und gedichtet haben würden, wenn sie als Römer in römischer Sprache die gleiche Formvollendung errungen hätten. Die Einsichtsvollsten derselben waren also durchaus nicht gewillt und geneigt, ihr nationales Wesen völlig preiszugeben und zu opfern und den Griechen blind und kritiklos in allen Dingen zu folgen*).

Auch darin können die alten Römer uns zum Vorbild dienen, daß sie sich ihrer Vorzüge vor den Griechen, namentlich der höheren staatlichen Bildung, wohl bewußt blieben. Mit Vorliebe stellte Cicero vergleichende Betrachtungen zwischen dem römischen und griechischen Charakter und Staatsleben an und auch die römische Sittenstrenge und Tüchtigkeit fand häufigen Anlaß zur Rüge des Hellenischen Leichtsinns, der fast sprichwörtlichen griechischen Unzuverlässigkeit und Unehrlichkeit.

Unsere Aufgabe möchte es hiernach sein, im Studium der großen griechischen Muster uns der Art für die eigene Production zu kräftigen, daß wir in heimischem Geist vor allen auch echt heimisches Leben, aber verklärt zur reinsten Menschlichkeit und in schöner Form darzustellen, also als Deutsche ebenso zu dichten suchen, wie die besten Griechen es gethan und die Römer es den großen griechischen Schriftstellern nachzuthun bemüht gewesen sind.

An dieser Stelle möchte es nun geboten sein, noch Folgendes hinzuzufügen. Das Studium und die Nachahmung der alten Griechen liegt uns um so näher, je mehr wir uns nach Sinnesart, politischer Anlage, Stammeseintheilung, Geschichte, Sprache, Literatur- und Kunstentwicklung den Griechen verwandt fühlen. Nicht ganz unzutreffend hat man Deutschland das Hellas der Neuzeit genannt. Es wäre gewiß recht dankenswerth, wenn einmal Jemand aus unseren Classikern die Stellen zusammen suchte, in welchen diese die Charaktereigenthümlichkeit der alten Hellenen und unser Verhältniß zu denselben behandelt haben. Eine solche Sammlung würde nicht wenig zur rechten Werthschätzung des hellenischen Alterthums beitragen, sicher aber auch die Ziele deutlicher zeigen, die wir bei dem Studium desselben, auch in unseren gelehrten Schulen, im Auge behalten müssen. Vor allen Dingen mag unsere Aufgabe sein, den Griechen es gleich zu thun im idealen, das ganze Leben verklärenden Schönheitssinn, in der

---

*) Wir können uns nicht enthalten, hier aus Horaz einige Zeugnisse für die oben ausgesprochenen Behauptungen mitzutheilen. Die Ueberlegenheit der griechischen Bildung über die römische erkennt derselbe an (Epp. II, 1, 156): Graecia capta ferum victorem cepit et artes intulit agresti Latio und (Ep. ad Pison. 323) Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo Musa loqui. Das Studium der griechischen Literatur fordert er von seinen Landsleuten (Ep. ad Pison. 268) mit den Worten: vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna. Auch er lobt die Behandlung heimischer Stoffe (ebenda 285 ff.): nil intentatum nostri liquere poetae: nec minimum meruere decus vestigia Graeca ausi deserere et celebrare domestica facta.

vollendeten plastischen Form der Darstellung, im Interesse für alles Große und Wahre, in der Versöhnung des sinnlichen und geistigen Lebens, mit einem Wort: in der reinen, edlen Menschlichkeit. Nie kann es sich um leere, todte Nachbildung ihrer, unserer Sprache oft widerstrebenden Kunst- und Sprachformen handeln, noch weniger um die so ganz geschmacklose Verwendung ihrer Götternamen, auch nicht um die dichterische Behandlung von Stoffen ihrer Mythologie und Geschichte, so sehr diese Geist, Herz und Phantasie ansprechen, am wenigsten um eine Nachahmung ihrer Sitten und Laster. Wie viel nach diesen Seiten auch von unseren großen Schriftstellern gefehlt sein mag, bleibe hier ununtersucht. Auch wollen wir nicht vergessen, daß bei aller Humanität die Griechen doch das schmachvolle Institut der Sklaverei nicht beseitigt haben, dem erst das Christenthum erfolgreich entgegen gearbeitet hat. Wie Schiller einmal verlangt, daß der Dichter aus seinem Jahrhundert ein Ideal des Jahrhunderts seinen Zeitgenossen aufstelle, so haben wir nur den edlen und großen Zügen der alten Griechen nachzugehen und aus dem wirklichen Alterthum uns ein Idealbild des Alterthums zu entwerfen. Nicht alles Antike und auch nicht alle Schriftsteller der Griechen können uns Vorbild sein. Aber bei Homer, dem Vater aller wahren Erzählungskunst, bei den großen Tragikern Aeschylus, Euripides, zumal bei Sophokles, beim genialen Lustspieldichter Aristophanes, bei dem erhabenen Pindar, bei ihren ausgezeichneten Historikern, vor allen bei Thukydides, bei ihren unübertroffenen Philosophen, voran bei Plato und Aristoteles, und bei ihrem mächtigen Volksredner Demosthenes wollen wir zu lernen nie aufhören. Die hinterlassenen Werke ihrer großen bildenden Künstler sollen uns der Kanon der wahren Schönheit sein und bleiben, in ihren Götterbildern, wie in den Helden Homers wollen wir eine die Hauptseiten menschlichen Wesens umfassende Gallerie vollendeter Typen anerkennen und bewundern, vor allen Dingen aber mit ihnen im Leben wie im Denken und Fühlen nach jener Mitte und dem gesunden Maß, nach der schönen Harmonie zwischen Leib und Seele streben, die ihre Besten so glücklich dargestellt haben. An dem Beispiel Schillers, der tief in ihre Geheimnisse eingedrungen, wollen wir es abnehmen, daß die rechte Klarheit in der Beurtheilung alles menschlichen Sinnens und Treibens erst dann gewonnen wird, wenn wir, wie es namentlich Aristoteles gethan, die Wahrheit selbst stets als die Mitte zwischen zwei einander entgegengesetzten Extremen zu erkennen vermögen. Winckelmanns Unterscheidung der griechischen Kunststyle und die wenigen kurzen Notizen, die uns über das Aufstreben des Sophokles zur reinsten Kunstform hinterlassen sind, mögen uns ein vorbildliches Gleichniß sein für Goethe's und Schillers Emporstreben aus dem Sturm und Drang ihrer Jugend. Und wie die einzelnen Götter des Olymps uns erst die ganze Vorstellung des griechischen Gottesbegriffs geben können, wie die Verschmelzung des Attischen und Dorischen Stammcharakters uns erst das volle Bild des griechischen Nationalcharakters ermöglicht, wie die beiden so grundverschiedenen Denker, der himmelanstrebende göttliche Plato und der auf dem festen Fundament der Erfahrung und Natur fußende Aristoteles erst den vollen und ganzen Menschen im Philosophen repräsentiren, so wollen auch wir, an der Hand solcher Erkenntniß und Betrachtung, unser particulares Stammesbewußtsein immer stärken und erheben an dem Bild des gleichen und gemeinsamen deutschen Gesammtcharakters und in Goethe und Schiller, zu welcher Auffassung diese selbst schon hingeleitet haben, nur zwei Ausstrahlungen der einen Menschennatur zu sehen trachten, deren Vereinigung erst dem Ideal des wahren Menschen nahe kommen möchte.

Und hier ist es wohl nun am Platz, auch noch ein Wort über das Verhältniß unserer beiden großen Dichter zum Alterthum hinzuzufügen. Es ist nämlich schon oft und selbst von competentester Seite darauf hingewiesen worden, wie groß Goethe's Verwandtschaft zum altgriechischen Wesen war. Es will fast scheinen, als ob in ihm,

zumal seit seiner Italienischen Reise, ein alter Grieche wieder erstanden sei. Er selbst hatte ein Gefühl davon und sprach darum gern in seinen Briefen aus Italien von seiner Wiedergeburt, unter Anspielung auf die völlige Verwandlung des inneren Wesens, die der kirchliche Gebrauch des Wortes einschließt. In Winckelmann aber sah er das Gegenstück zu sich, seinen Vorläufer, die Verheißung auf sich, und so ist seine Schrift über diesen in gewisser Weise ein indirectes Bekenntniß seiner selbst, ein Schlüssel zum Verständniß der Weise geworden, wie er seine Verheißung erfüllt hat. Er hatte Winckelmann verstehen lernen, indem er sich selbst verständlich geworden war. Sein Epos „Hermann und Dorothea“ ist so voll homerischen Geistes, daß Niemand ihm den Kranz, den er mit demselben als Homeride erstrebte, verweigern kann. Sein Glaube war: „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.“ Nirgends ist er in dieser herrlichen Dichtung hinter seinem großen Vorbild zurückgeblieben. Anders steht die Sache aber mit Schiller. Kein Anderer wie er hat sich die Eigenthümlichkeit und Technik der besten griechischen Dichter so zum Bewußtsein gebracht, keiner ist so tief in die poetische Theorie des Aristoteles eingedrungen, keiner hat in gleichem Maß das heftige Verlangen gefühlt als ein Grieche zu denken und zu dichten und doch hat ihm W. v. Humboldt das ihn so schmerzlich bewegende Urtheil gesprochen, daß er der modernste aller Dichter sei, ein Urtheil, das nicht ohne Wahrheit ist. Denn Schillers innerstes Streben war so durchaus auf die Erfassung der mächtigsten, seine Zeit bewegenden Ideen und auf das Ideal gerichtet, welches als letzte Vollendung der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit in der Zukunft vorschweben muß, daß bei aller Anempfindung hellenischen Geistes, die er trotz seiner geringen Kenntniß der griechischen Sprache ermöglichte, und trotz der meisterhaften Handhabung der antiken Formen, die er bis zur Wiedereinführung des tragischen Chors und der tragischen Schicksalsidee steigerte, das griechische Wesen ihn doch nicht befriedigen konnte. Die Schranken des hellenischen Alterthums waren ihm deutlicher als irgend einem Anderen. Auch hat Keiner wie er an den Alten, so gern er die rein künstlerische und poetische Natur derselben anerkannte, den Mangel an geistigem Gehalt gerügt. Er wollte mehr sein als die Alten und darum stand ihm auch schärfer als Anderen das Ziel vor der Seele: die antike Form mit dem höheren, größeren Inhalt zu erfüllen, der das Resultat unserer christlich-germanischen Entwicklung, im Besonderen der geistigen und humanitären Bestrebungen des achtzehnten Jahrhunderts war. Kein Anderer hat darum auch wie er die Freude empfunden, ein Sohn seiner Zeit zu sein. Oft bewegte ihn der Gedanke einer großartigen Feier des Eintritts in das neue Jahrhundert. Auch war er bemüht, Goethe von der zu sklavischen Nachahmung Homers abzumahnen, in die er durch die „Achilleis“ zu verfallen drohte, und der Erste, der von Gräko- und Hellenomanie öffentlich zu sprechen sich erlaubte.

Dies führt auf ein Anderes. War Schiller auch kein alter Grieche, so zeigt er doch eine ungemeine Verwandtschaft zu den besten Seiten des altrömischen Wesens. Es ist erstaunlich, und aus seiner ausschließlich lateinischen Jugendbildung doch auch leicht erklärlich, in wie vielfacher Weise er sich mit den alten Römern berührte. Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, wie seine Jugenddramen in fortwährendem Hinblick auf die großen Charaktere des römischen Alterthums gedichtet sind. Die römische Geschichte bot ihm die Bilder, in deren Anschauen der ihm eingeborene Freiheitssinn Befriedigung fühlte. Wie alte Römer, zumal wie ein Brutus, so sollten seine größten Helden fühlen und handeln. Daß er sich für spätere Jahre eine Darstellung der Römischen Geschichte aufgehoben, haben wir auch schon erwähnt. Zu dieser Verwandtschaft mit dem politischen Freiheitssinn der alten Römer kam der Zug für das Erhabene und Große, das auch jene auszeichnet. Mit demselben mag die Neigung für das Rhetorische und die Majestät, Kraft und den Glanz des Ausdrucks in Ver-

bindung stehen, die gewiß an der Lectüre der lateinischen Dichter, zumal des Virgil, die reichste Nahrung fand. Und wie den alten Römern der Glaube an den Beruf zur Weltherrschaft eingeboren war, so lebte in ihm der Glaube an die weltüberwindende Macht seiner idealen Lebensanschauung. Wie die Römer die strengsten Erzieher im Hause und nach Außen die Zuchtmeister der Welt gewesen waren, so fühlte er sich berufen, Hand anzulegen an eine Erziehung des gesammten Menschengeschlechts zu einem reineren und höheren Lebensideal. Und was sein eigenes Dichten anlangt, so zeigt dies nicht nur denselben sentimentalen Zug, der auch die Römischen Dichter kennzeichnet, es haben sicher noch mehr als alles Andere die hohen und strengen Forderungen, die Horaz im Brief an die Pisonen an den Dichter stellt, ihn zu den gründlichen Studien bestimmt, durch die er die eigene Ausbildung fördern wollte, ehe er das Geschäft der Dichtung wieder aufnähme. Noch Niemand hat diesen Zusammenhang richtig erkannt und doch kann über denselben kein Zweifel bestehen. Horaz verwies ihn auf die Griechischen Muster, aus deren Nachahmung die von ihm so bewunderte Goethische Iphigenie hervorgegangen war. Horaz zeigte ihm die Strenge, die der wahre Dichter gegen sich selbst üben soll*).

Nun erst werden wir das Xenion recht verstehen, in dem uns Schiller unsere Stellung zu den alten Griechen und Römern vorgezeichnet hat: „Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft, nach griechischer Schönheit! Beides gelang dir; doch nie glückte der gallische Sprung." Und nachdem wir den Weg und die Mittel besprochen haben, die zum Classicismus führten, drängt es uns, so wenig dies auch in so gedrängter Darstellung gelingen mag und obgleich hier nur die Anschauung vom concreten Kunstwerk den rechten Begriff zu geben vermag, doch noch einen kleinen Beitrag zur Feststellung des Wesens des Classischen, der Classicität selbst, zu geben, indem wir nach den Eigenschaften und Kennzeichen fragen, durch die ein classisches Dichtwerk als solches sich legitimirt.

Das erste und oberste Erforderniß einer classischen Dichtung mag allerdings die Fehlerlosigkeit, die Abwesenheit von allem Anstößigen und Verletzenden in Form und Inhalt sein, die Correctheit. Doch gilt es fest zu halten, was das Schillersche Distichon besagt: „Frei von Tadel zu sein ist der niedrigste Grad und der höchste; denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu." Gewiß ist es auch nicht unrichtig, das Wesen des Classischen in eine Harmonie des Inhalts und der Form zu setzen. Mehr

*) Nachdem wir bereits oben verschiedene Stellen aus Horaz in Form einer Anmerkung beigebracht haben, mag es gerechtfertigt sein, noch einige andere aus dem Brief an die Pisonen hier folgen zu lassen, die nächst den oben angeführten sicher die größte Wirkung auf Schiller thaten, als derselbe sich in Horazens Briefe im Jahre 1787 auf Veranlassung der persönlichen Bekanntschaft mit Wieland vertiefte, mit dessen Uebersetzung er sie damals las. V. 372 heißt es dort: mediocribus esse poetis non homines, non Di, non concessere columnae; V. 343 omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, lectorem delectando pariterque monendo; V. 309 scribendi recte sapere est et principium et fons. rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae; verbaque provisam rem non invita sequentur. V. 408 natura fieret laudabile carmen an arte quaesitum est. ego nec studium sine divite vena nec rude quid posset video ingenium, alterius sic altera poscit opem res et conjurat amice. Neben diesen Stellen beachte man den Brief an Körner vom 18. März 1788, in welchem er bereits seinen „Göttern Griechenlands" „Horazische Correctheit" nachrühmt. Auch das hatte Horaz empfohlen, eine Dichtung vor der Veröffentlichung dem Urtheil der Freunde zu unterstellen V. 385: tu nihil invita dices faciesve Minerva; id tibi judicium est, ea mens: si quid tamen olim scripseris, in Metii descendat judicis aures et patris et nostras nonumque prematur in annum membranis intus positis. Und wie Horaz hier ein dichterisches Werk neun Jahre im Pulte zurückzubehalten anräth, so hat Schiller fast neun Jahre der dramatischen Dichtung sich enthalten, um desto gereifter zu ihr zurückkehren zu können.

jedoch drückt schon das einer Dichtung den Stempel des Classischen auf, wenn die Besten der Zeitgenossen sich nach Form und Inhalt gleichmäßig von derselben befriedigt fühlen und dieses Urtheil der Zeitgenossen der Beifall der Besten und Einsichtigsten aller späteren Zeiten bestätigt, welche Probe freilich der lebende Schriftsteller nicht für sich anzustellen vermag, da ihm blos die Zustimmung der Besten seiner Zeit und des eigenen künstlerischen Gewissens, seines Geschmacks, zu gewinnen möglich ist. Dem tiefer Eindringenden offenbart sich aber bald, daß das Classische weniger eine Qualität des Inhalts, als der Form ist. Er erkennt, daß dasselbe auf der Zuthat, auf der Bethätigung der Kunst des Dichters, auf seiner vollkommenen geistigen Herrschaft über den Stoff, auf der wunderbaren Bewältigung des letzteren, auf der glücklichen sprachlichen Vollendung ruht, um derentwillen Jedermann den Dichter über sein Kunstwerk vergißt, so daß dieses frei und leicht wie aus dem Nichts entsprungen da zu stehen, jeden Zeugen menschlicher Bedürftigkeit ausgestoßen zu haben scheint, sich in sich so fest zusammen fügt, so lebendig gliedert, so übersichtlich gestaltet und so unmittelbar zu Geist und Sinnen spricht, daß es nicht mehr ein Werk von Menschenhand uns zu sein dünkt, sondern ein organisches Gebilde der Natur selbst. Der Unkundige, die große Masse ist freilich nie im Stande, den Zauber zu lösen, mit dem eine solche Dichtung den Leser umstrickt, oder auch nur im Kunstwerk den Dichter zu sehen oder gar ihn bei seiner Arbeit, in seiner geistigen Werkstatt zu belauschen. Sie staunt das Wunder an, das sich vor ihren Augen begiebt, und kann es nicht begreifen. Selbst der Kritik entzieht sich gar oft der rechte Blick und Maßstab, der Theoretiker spürt nach bloßen Regeln oder will philosophische Ideen construiren, aber nur der geniale Dichter ist im Stande, den Dichter zu verstehen und das Wunderwerk ahnend zurückzuführen auf die selbsteigene Arbeit, in die Brust seines Schöpfers. Ihm ist das Geheimniß nicht verborgen, daß in der Kunst Alles Bethätigung des künstlerischen Geistes, Auswahl, Anordnung, Darstellung, Motive, also fast Alles, was wir an einer Dichtung unterscheiden, das eigene Werk des Dichters und als solches, wie alle Geistesarbeit, seinem wahren Wesen nach nur Form ist. Wenn es also ein Dichter so weit gebracht hat, daß sein Werk da steht, als müsse es so sein, als könne es gar nicht anders sein, wenn es ein völlig selbständiges Leben in sich führt und von seinem Urheber und jeder fremden, etwa gar erklärenden Zuthat sich frei und unabhängig behauptet, wenn es weniger an den Dichter, als an die ewige Natur selbst erinnert, mehr die Züge dieser trägt, als die Manier jenes verräth, dann mögen wir es für classisch befinden. Jede einseitige Bevorzugung des Stoffes, jede Einmischung einer Tendenz, wäre sie moralisch oder politisch oder didaktisch überhaupt, jedes Hereinspielenlassen des grob Individuellen auf Kosten des allgemein Menschlichen, des Gattungsmäßigen und Typischen, das wilde Umspringen der Phantasie mit den Gesetzen der Natur, der göttlichen Weltordnung, des Sittengesetzes wird sofort eine Abirrung von dem Classischen bedingen. Es wird keine Dichtung wahrhaft classisch sein können, die nicht gewissermaßen eine Theodicee, wenn auch kein Hymnus auf die göttliche Weltordnung in besonderen ausgesprochenen Worten, doch durch ihre allseitige und schließliche Bestätigung und Bewahrheitung und Erfüllung dieser Ordnung ein solcher ist. Und auch das gehört zur Form und ist das Resultat der selbsteigenen Geistesarbeit des wahren classischen Dichters, daß er jeden Stoff unter diese ewigen göttlichen Gesetze zu zwingen weiß. Gelingt es ihm, diese ewige Welt- und Naturordnung in seinen Stoff lebendig wirksam hineinzuarbeiten, so werden ihn alle Zeiten verstehen und bewundern, er wird für die Ewigkeit gedichtet haben. Denn alles, was diesen ewigen Gesetzen zuwiderläuft, ist dem Untergang geweiht. Das ist des Dichters, des Verbündeten der Schicksalsmächte, der der Dinge geheimste Saat belauscht, würdigster Beruf, im Namen der Gottheit selbst zu Gericht zu sitzen, jede

That und Handlung so ausgehen zu lassen, daß sich darin ein Gottesurtheil ausspricht. Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurtheil und nicht bloß die Weltgeschichte, viel mehr fast noch die große classische Dichtung ist das Weltgericht.

Fortsetzung der Uebersicht des Lebens und der literarischen Thätigkeit Goethe's und Schillers bis zum Bund derselben im Jahr 1794.

Wir kehren zur Lebensgeschichte und literarischen Thätigkeit unserer beiden großen Dichter zurück.

Nicht bloß ein künstlerischer Drang, fast noch mehr das Bedürfniß, lästig gewordene Verhältnisse abzuschütteln, wie das zu Frau von Stein und seine bisherige amtliche Stellung, hatten Goethe nach Italien geführt und dort zwei Jahre festgehalten. Nach seiner Rückkehr war er durchaus entschlossen, das neue Leben, das er in Italien begonnen, in entsprechender Weise auch in Weimar fortzusetzen. Er ging die Gewissensehe mit Christiane Vulpius ein, die seiner Beziehung zur Stein den Todesstoß gab. An Stelle der früheren Amtsgeschäfte ließ er sich die Fürsorge für die Universität und künstlerischen Anstalten des Staates, wie für die Zeichenschule und das Theater, angelegen sein. Wie wohlthätig ihm für Leib und Seele die Italienische Reise geworden war, das beweist die Lust, mit der er jede Gelegenheit ergriff, die ihn, zumal auf Kosten seines fürstlichen Freundes, hinaus in die Welt führen konnte. Im Frühling 1790 reiste er der von Neapel heimkehrenden Herzogin Amalie nach Venedig entgegen, gegen Ende des Juli desselben Jahres folgte er dem Herzog nach Schlesien nach, wo sich damals eine große kriegerische Demonstration vollzog. Fast könnte der Antheil auffallen, den er an militärischen Actionen zeigt, doch es sprach sich in demselben nur das natürliche Verlangen aus, in die Welt hinauszukommen, seine Begriffe zu erweitern, unter freiem Himmel ein den ganzen Menschen auffrischendes Leben zu führen, um dann desto lieber in die Enge und den Frieden seiner neuen Häuslichkeit zurückzukehren. Aus solchem Grunde schloß er sich auch im Jahre 1792 dem Feldzuge gegen Frankreich an, scheute die ernstesten Gefahren nicht, ertrug geduldig das Lagerleben und den ganzen Jammer eines schmachvollen Rückzugs. Nach der Rückkehr auf den heimischen Boden suchte er die alten Freunde am Rhein auf und knüpfte neue Bekanntschaften dort an. Im Sommer des folgenden Jahres (1793) wohnte er der Belagerung von Mainz bei, die er später ebenso wie die französische Campagne, auf Grund sorgfältig geführter Tagebücher, in der anschaulichsten Weise erzählt hat.

Was er in dieser Zeit an naturwissenschaftlichen Entdeckungen machte, haben wir bereits früher angedeutet. Nächst der Metamorphose der Pflanzen und Thiere beschäftigten ihn besonders optische Phänomene, deren weitere Verfolgung ihn schließlich zur Abfassung seiner „Farbenlehre“ führte. Zur Befriedigung seines unersättlichen Wissensdrangs nutzte er die neugewonnene Beziehung zu Jena und dessen hervorragendsten akademischen Lehrern gebührend aus. Der Aufschwung, den die Universität durch die Pflege der Kantischen Philosophie nahm, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Auch entging ihm der Einfluß nicht, den Schiller in steigendem Maß auf die studirende Jugend und auf immer größere Kreise unseres Volks gewann. Die Errichtung gelehrter Gesellschaften hatte ihm stets am Herzen gelegen, nicht mindere Theilnahme hatte er den großen gelehrten Zeitungen geschenkt. Wie er darum für die von Jena aus redigirte Literaturzeitung interessirt war, so konnte ihm auch Schillers Plan, eine große ästhetisch-philosophische Monatsschrift zu gründen, nicht gleichgiltig lassen.

Seine dichterische Production in den Jahren von 1788 bis 1794 war im

Allgemeinen nicht reich. Nach der Rückkehr aus Italien vollendete er zuerst die Umdichtung des „Tasso“, wie wir schon früher berichtet haben. Die Aehnlichkeit, die er selbst in seinem Verhältniß zur Geliebten mit den Situationen empfand, welche die römischen Erotiker Ovid, Tibull und Properz besungen haben, führte ihn zur Abfassung der „römischen Elegien.“ Sein Studium des Martial bekunden die zum Theil gelegentlich der Italienischen Reise von 1790 entstandenen Venetianischen „Epigramme“. Beide Dichtungen hatte er noch ungedruckt liegen, als ihn Schiller um Beiträge für die „Horen“ anging. Der Gefühle, welche die Französische Revolution in ihm wach rief, suchte er sich in einzelnen Dramen und novellistischen Schriften zu erwehren. Das Revolutionspielen in deutschen bäuerlichen Verhältnissen verspottete er 1790 im „Bürgergeneral“. Im folgenden Jahr (1791) veröffentlichte er den Groß-Cophta, dem er die berühmte Halsbandgeschichte und die Schwindeleien Cagliostro's zu Grunde legte, dessen Familie er in Palermo aufgesucht hatte. Das dramatische Fragment „Die Aufgeregten“, welches ebenfalls den Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf die Beziehung von Gutsherrn und Bauern behandelt, ließ er erst 1817 erscheinen. In der unvollendet gebliebenen Reise „der Söhne Megaprazons“, die an Rabelais erinnert, wie in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter“, die bei der Eröffnung der „Horen“ gleichfalls noch nicht ans Licht getreten waren, gab er seiner conservativen Gesinnung und seinem Haß gegen alles revolutionäre Umsturzgebahren Ausdruck. Schon während der französischen Campagne hatte er sich mit der hexametrischen Bearbeitung des altdeutschen „Reineke Fuchs“, dieser unheiligen Weltbibel, beschäftigt, die ihm als ein Spiegel der Zeitläufe diente. Sie erschien im Jahr 1794 im Druck und muß uns als eine Art Vorbereitung auf eine größere epische Arbeit des Dichters gelten, für die derselbe den Hexameter in Aussicht genommen hatte. Als er Schiller näher trat, hatte er soeben den Abschluß des „Wilhelm Meister“ in Angriff genommen. Da er den Druck des Romans bereits hatte beginnen lassen, so war es ihm unmöglich, dieses Werk für die „Horen“ abzutreten.

Ueberblicken wir Goethe's dichterische Thätigkeit in den Jahren 1788 bis 1794 noch einmal, so müssen wir allerdings bekennen, daß sie, abgesehen von den durch die französische Revolution hervorgerufenen Dramen und Novellen, im Allgemeinen weniger neu, als ein Abschluß des früher Begonnenen war. Der Classicismus spricht sich besonders in den „Römischen Elegien“ und „Venetianischen Epigrammen“ aus. Erst durch den Bund mit Schiller hob ein neuer Geistesfrühling für Goethe an, der auch für ihn neue dichterische Blüten zeitigte.

Schon in Italien hatte Goethe vielfache persönliche Beziehungen zu jüngeren Künstlern angeknüpft, die er in seine neuen Kunstansichten einzuweihen und auf den ihrer Individualität angemessenen Weg zu leiten versuchte. Diese pädagogische Einwirkung auf Jüngere wurde ihm immer mehr Bedürfniß und durch sie ist er nicht weniger, als durch seine Schriften Deutschlands größter Lehrer in der Kunst geworden, dies Wort im weitesten und eigentlichsten Sinn genommen. Nach der Rückkehr aus Italien bis zum Jahr 1794 waren es besonders Moritz, von dem wir schon früher gesprochen haben, und Heinrich Meyer, denen er sich vertraute und die auch in Weimar bei ihm längere Zeit wohnten. Moritz starb schon 1793 in Berlin, Meyer aber war erst 1792 nach Weimar gekommen, wo er später eine dauernde Lebensstellung fand. Goethe's völlig ebenbürtiger Freund und doch sein größter und genialster Schüler sollte Schiller werden. Als Beide einander nahe traten, war die gegenseitige Abneigung endlich überwunden, die sie bisher von einander fern gehalten, und Beide in der rechten Stimmung zum wechselseitigen Geben und Empfangen.

In der gleichen Kürze lassen wir nun eine Uebersicht der Lebensschicksale Schillers bis zur Mitte des Jahres 1794 folgen. Die Uebersiedlung nach Jena

hatte Schiller endlich eine öffentliche Berufsthätigkeit gebracht, nach der er sich früher so oft gesehnt, die ihm aber bald wieder verleidet werden sollte. Dauernde Befriedigung und das höchste Glück gewann er dagegen durch die Erfüllung seines zweiten Lebenswunsches, einen eigenen häuslichen Herd gründen zu können. Nachdem er von Meiningen aus den Titel eines Hofraths und vom Herzog von Weimar die Zusicherung einer jährlichen Pension von 200 Thalern erhalten, ließ er am 22. Febr. 1790 in der kleinen Dorfkirche von Wenigen-Jena seinem Ehebund mit Charlotte von Lengefeld den kirchlichen Segen in größter Stille ertheilen. Sein Hauswesen war anfänglich das einfachste von der Welt. Die schwersten Sorgen aber brachen über ihn herein, als ihn während eines Besuchs in Erfurt im Januar 1791 die Krankheit befiel, welche den Grund zu seinem langen Siechthum und frühen Tod gelegt und auch seine akademische Thätigkeit fast gänzlich unterbrochen hat. Gegenüber solchem Leid ist es eine Freude, berichten zu können, daß dem allverehrten Dichter, dessen Erwerbsthätigkeit jetzt völlig stockte, der außerdem noch immer mit älteren Schuldverbindlichkeiten belastet war und nun auch noch den Aufwand für eine Kur in Karlsbad hatte bestreiten müssen, eine außerordentliche Hilfe zu Theil wurde. Der Prinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Ernst v. Schimmelmann, angeregt durch den Dichter Baggesen und bestärkt durch die Berichte, die der Erstere, der kurz nach Schiller ebenfalls Karlsbad besuchte, hier von dessen Leiden erhalten hatte, setzten dem Kranken auf drei Jahre ein Gehalt von tausend Thalern aus, das diesem ermöglichte, ohne allzu ängstliches Sorgen eine längere Zeit der Wiederherstellung seiner Gesundheit leben zu können. Es war gewiß recht und wohlgethan, daß Schiller, sobald er so weit gekräftigt war, nun zwei Reisen unternahm, die ihm seit lange ein Herzensbedürfniß waren. Im Jahr 1792 besuchte er seinen Freund Körner in Dresden, leider nicht ohne dort von neuen Krankheitsanfällen heimgesucht zu werden. Im Jahr 1793 aber trat der einst Geflüchtete, der Vater und Mutter verlassen, um dem Ruf des Genius zu folgen, und der sich zeither immer nur als Verbannter aus seiner schwäbischen Heimat erschienen war, den Weg nach dieser an. Glückliche Tage hat Schiller während seines damaligen schwäbischen Aufenthaltes (vom Sommer 1793 bis in das Frühjahr 1794) erlebt. Der versöhnende Abschluß seiner Jugendzeit, auch daß Herzog Karl, der während seiner Anwesenheit in Schwaben sterben sollte, weder ihm noch seinen Angehörigen irgendwelche Schwierigkeiten um seiner Rückkehr willen bereitete, machte ihn außerordentlich glücklich. Ueberhaupt aber war jene Reise für ihn, auch abgesehen von dem Wiedersehen der Eltern, Lehrer und Freunde, und abgesehen von den ersten Vaterfreuden, die er in der alten Heimat erlebte, in mehr als einer Hinsicht folgenreich. Er selbst sah sie später für einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben an. Er kam sich nach derselben beruhigter, milder, nach jeder Seite gereifter und geklärter vor. Nicht das Unbedeutendste von Allem, was er auf derselben erreichte, war die Verbindung, die er mit dem Stuttgarter Buchhändler Cotta anknüpfte. Den Plan zu den „Horen“ trug er diesem auf einer Spazierfahrt in die Umgebung von Cannstatt vor, und Cotta hieß ihn gut und versprach die Uebernahme der projectirten Monatsschrift. Auch damit ging dem Dichter ein langgehegter Wunsch in Erfüllung. Als er aber am 16. Mai 1794 wieder in Jena anlangte, fand er dort Wilhelm von Humboldt vor, der seinetwegen hier längeren Aufenthalt nehmen wollte. Nun entwickelte sich rasch zwischen Beiden ein Gedankenaustausch und Freundesleben der seltensten Art. Auch das kam nicht unerwünscht, daß mittlerweile Fichte als Reinholds Nachfolger in Jena eingetroffen war, mit dem sich ebenfalls bald eine nähere Beziehung einleitete. Und um die Fülle der geistigen Anregung vollkommen zu machen, bot nun auch Goethe endlich die Hand zur Freundschaft. Wir können uns heute kaum mehr einen Begriff von der Regsamkeit

des geistigen Lebens machen, das sich nun in und um Schiller entwickelte. Und wie gehoben sich dieser nach den vielen Beweisen von Liebe und Verehrung fühlen mußte, die ihm während der Krankheit, als todt Geglaubtem, dann in Schwaben und wieder in Jena zu Theil wurden, das läßt sich kaum in wenige Worte zusammenfassen. Schon für damals möchte man W. v. Humboldts Urtheil beitreten, der Schiller zu wiederholten Malen später den glücklichsten Menschen genannt hat. Auch begreifen wir es, daß der geborene Dichter die poetische Enthaltsamkeit nun nicht weiter treiben konnte und daß der so lange und absichtlich zurückgehaltene „Gesang" endlich wie „ein Regenstrom aus Felsenrissen" sich frei machen und begeistert dahin brausen mußte. Damals ist Schiller trotz seiner andauernden Kränklichkeit dem Ideal nahe gekommen, das ihm immer vor der Seele gestanden hat: getragen vom Beifall der Besten das intensivste Geistesleben zu entfalten, das einem Sterblichen auf Erden möglich sein mag.

Ueber seine akademische Thätigkeit haben wir nur weniges zu sagen. Seine ersten Vorlesungen wurden mit dem höchsten Beifall aufgenommen. Doch ging die Zahl seiner Zuhörer bald zurück. Zu einzelnen derselben bildete sich ein innigeres, ihn beglückendes Verhältniß, das sich auch in der liebevollen Pflege bekundete, die sie ihm während seiner Krankheit widmeten. Ganz besonders erfreulich war ihm die Anziehungskraft, die er auf einige begabtere Jünglinge aus seiner schwäbischen Heimat übte. Die Vorbereitung zu seinen geschichtlichen Vorlesungen kostete ihn so viel Zeit, daß er oft bereute, nach Jena gegangen zu sein. Außer über Universalgeschichte las er auch über Geschichte der Römer, was uns bezeichnend erscheint. Größeren geistigen Gewinn als von den historischen Collegien hatte er von denen über Aesthetik. Sie nöthigten ihn über seine eigene Kunst, zumal die tragische Poesie, zur vollen theoretischen Klarheit zu kommen. Er hat die höchste Blüte Jena's erlebt. Der Ruhm der Universität, zu dem er selbst nicht am wenigsten beigetragen, lag ihm am Herzen, auch da er nicht mehr in Jena wohnte. Als in Folge der Verlegung der Literaturzeitung nach Halle und durch den Abgang der berühmtesten Lehrer die Universität zu verfallen drohte, war er sogar momentan entschlossen nach Jena zurückzukehren. An Humboldt schrieb er damals (18. Aug. 1803) die vielsagenden Worte: „Vielleicht war Jena, wie es vor sechs, acht Jahren noch war, die letzte lebendige Erscheinung ihrer Art auf Jahrhunderte."

Was seine literarische Thätigkeit während seiner ersten Jenaer Jahre betrifft, so diente dieselbe in ihrem letzten Grund zwar immer nur seiner eigenen höheren Ausbildung, zu nicht geringem Theil aber war sie doch von der Sorge um die Existenz beeinflußt. Um des bloßen Broderwerbs willen geschah es, daß er die Herausgabe von älteren Memoiren begann, eine Uebersetzung von Vertots Geschichte des Malteserordens veranlaßte und eine Bearbeitung merkwürdiger Rechtsfälle nach Pitaval ins Leben rief. Seine Arbeit bei diesen Unternehmungen beschränkte sich meist nur auf die Auswahl des Stoffs, die redactionelle Durchsicht und auf ein begleitendes Vorwort, das für uns das Wichtigste ist, da er hier einen tieferen Blick in seine Studien und seine sittlichen und wissenschaftlichen Anschauungen gestattet und den Zusammenhang ahnen läßt, in dem doch auch diese Arbeiten mit dem großen Ganzen seines Geisteslebens standen. Als ein Unternehmen, zu dem auch Andere beisteuerten und dessen Ertrag ihm ebenfalls zur Bestreitung seiner Existenz mithelfen sollte, haben wir auch die Fortsetzung der Thalia als „Neue Thalia" (von 1792 ab) anzusehen, in der er meist seine kleineren historischen und philosophischen Abhandlungen erscheinen ließ. Wie die „Thalia" später von den „Horen" abgelöst wurde, so ist Goeschens historischer Kalender für Damen, in dessen Jahrgängen 1791 — 1793 Schiller seine Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs veröffentlichte, als eine Jahresschrift ein Vorläufer seiner Musenalmanache gewesen.

Was Schiller sonst in dieser Zeit schrieb, ist entweder das Resultat seiner historischen Studien oder ein Moment in seiner großartigen philosophischen Entwicklung oder directe Vorübung zur Wiederaufnahme der Dichtung. Daß übrigens auch diese Schriften zu seines Leibes Nahrung und Nothdurft beizusteuern helfen mußten, brauchen wir kaum zu erwähnen.

Schillers Beziehung zur Geschichte ruht auf verschiedenen Gründen. Sein ganzes Denken war historisch. Er wollte die Stelle erkennen, die wir in der Entwicklung der Menschheit einnehmen. Darum mußte er sich den Weg klar machen, den sie bis dahin zurückgelegt. Er wollte das Ziel sich verdeutlichen, welchem die Geschichte als letzter Aufgabe zustrebt. Aber auch dieses konnte ihm nur in der Vertiefung in die Vergangenheit sich enthüllen. Seine Seele war ganz Feuer und Begeisterung für Menschenglück und Menschenveredlung. Aber nirgends fand diese Begeisterung mehr Nahrung und Anregung als in der Betrachtung der großen historischen Charaktere, die ihr Leben der Freiheit und den höchsten Gütern der Menschheit geopfert. Er strebte nach Verkörperung der Ideale, die seinen Busen erfüllten und suchte nach Beispielen, in denen er seine Ideen zur Erscheinung bringen konnte. So wurde die Geschichte ihm ein Magazin von Stoffen für seine nach Gestaltung ringende dichterische Phantasie. Und da er in der dramatischen Poesie seinen dichterischen Beruf erkannte, so mußte es ihm bald klar werden, wie nahe verwandt Geschichte und Drama sind. Wie er so auf der einen Seite durch sein Studium der Geschichte seine Ansicht von der Poesie vertiefte und diese der Geschichte annäherte, war er auf der anderen bemüht, der Geschichtschreibung ein neues Leben einzuhauchen, indem er ihr die Vorzüge der dichterischen Darstellung zu gute kommen ließ. Wenn auch einzelne seiner kleineren historischen Arbeiten keinen bleibenden Werth in Anspruch nehmen können, dem Aufsatz über Lykurgs Gesetzgebung sogar eine fremde Arbeit zu Grunde liegt, für die Antrittsvorlesung in Jena eine Kantische Abhandlung verwendet ist, so tragen doch alle das Gepräge des hohen Geistes ihres Urhebers. Besondere Erwähnung verdienen die drei aus seinen Vorlesungen erwachsenen Aufsätze über das Mittelalter. Sie haben einer gerechteren Würdigung jener oft geschmähten Zeiten wesentlich vorgearbeitet und wollen darum im Hinblick auf die späteren historischen Bestrebungen der Romantiker angesehen sein. Das Bruchstück aus der Geschichte der französischen Bürgerkriege bildet eine analoge Ergänzung zu dem Niederländischen Aufstand und der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Auch diese letztere vereinigt alle Mängel und Vorzüge der Schillerschen Geschichtschreibung, steht aber im Allgemeinen der Niederländischen Geschichte nach. Schiller wagte mit derselben, um eine größere Leichtigkeit der Darstellung zu erzielen, einen etwas kühnen Versuch. Er wollte sehen, was er in einer gegebenen kurzen Zeit einmal zu leisten vermöge.

Viel bedeutender als seine historischen Abhandlungen sind seine philosophischen. Dies erklärt sich einfach schon aus dem Umstand, daß jene mehr ein nebensächliches Product der Noth waren und zumeist nur äußerer Veranlassung ihr Dasein dankten, während die philosophischen Arbeiten stets einen tieferen und innigeren Bezug zu dem jeweiligen Stand seines Geisteslebens hatten. Da historische Darstellungen die entlegensten und mühsamsten Quellenstudien erheischen, war Schiller fast niemals im Stande, zu der Herrschaft über seinen Stoff sich durchzuarbeiten, die doch unerläßliche Vorbedingung solcher Arbeit ist. Er hat diesen Mangel seiner Schriftstellerthätigkeit nicht verkannt. In Bezug auf denselben steht das offene Bekenntniß, daß er eine schlechte Quelle für einen späteren Historiker abgeben werde.

In Schillers Wesen war dies das Eigenthümliche, daß seine philosophische Anlage nicht geringer war als seine dichterische. Wie er als Dichter lange schwankte, ob mehr die epische oder die dramatische Poesie seinen eigentlichen Beruf bilde, so war er lange

auch unschlüssig, ob mehr die Philosophie oder die Dichtkunst das wahre Feld erfolgreicher schriftstellerischer Thätigkeit für ihn sein werde. Seit der Mitte des Jahres 1795, als der engere Verkehr mit Goethe bereits ein Jahr bestand, wandte er sich mit Entschiedenheit von der Philosophie ab und der Poesie wieder zu. Schon am 7. Jan. 1795 hatte er an Goethe die merkwürdigen Worte geschrieben: „So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Carricatur gegen ihn.“ Doch hoffte er, wenn auch keine von allen Philosophien bestehen bleiben werde, daß die Philosophie selbst bestehen bleiben werde. Seine letzte größere philosophische Arbeit war die epochemachende Abhandlung über die naive und sentimentalische Poesie. Nach derselben hat er, abgesehen von den Briefen an die Freunde, nur Weniges überhaupt noch in Prosa geschrieben. Sein letztes kunsttheoretisches Bekenntniß enthält die Vorbemerkung zur „Braut von Messina“. Trotz dieser völligen Abwendung von der Philosophie, die sich so weit steigerte, daß er am 27. Juni 1798 an Humboldt schrieb: „Ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben“, hat er doch auch wieder in einzelnen Momenten recht wohl erkannt, was er seinen philosophischen Studien zu danken hatte, und gern bekannt, daß die tiefsinnigen Gedanken seines gedankenschwersten Gedichtes: „Das Ideal und das Leben“, nie die Klarheit gewonnen hätten, in der sie nun auftreten, wenn er nicht den sauren Weg durch seine Aesthetik zurückgelegt. Dabei haben wir auch nicht zu vergessen, daß so viele Motive zu seinen herrlichen Epigrammen und unübertroffenen philosophischen Gedichten in seinen philosophischen Abhandlungen wurzeln. Auf diesen Zusammenhang ist besonders von Wend. von Maltzahn in seiner Ausgabe der kleineren prosaischen Schriften Schillers hingewiesen worden. Auch in seinen Dramen sollten wir billiger Weise immer auf das philosophische Problem achten, das einzelnen Stellen und Charakteren, ja oft dem ganzen Stück zu Grunde liegt. Schiller hat die Klarheit über die von ihm verwandten Motive bis zu einem Grad und einer Höhe getrieben, daß, wer mit sehenden Augen seine dichterischen Werke zu lesen vermag, über die Stoffbeherrschung und Sachkenntniß, die Besonnenheit und den weiten Blick erstaunen muß, mit welchem der Dichter handelt. Und trotzdem glaubte er auch später nichts von der Wärme seiner Jugend eingebüßt zu haben. Die Studien seiner philosophischen Epoche können darum nicht für verlorene Arbeit gelten. Sie sind vielmehr die Vorbedingung zu seiner Gedankentiefe und Klarheit und also ein wesentlicher Factor in seinem Ringen nach höchster Vollendung gewesen.

Da die dichterische Kraft früher dahin zu sterben pflegt, als die philosophische, die mit den Jahren zuzunehmen vermag, so scheint die Annahme nicht ganz ausgeschlossen, daß Schiller bei längerem Leben, d. h. in einem späteren Stadium seiner Entwicklung, ebenso zur Philosophie zurückgekehrt sein würde, wie er im Jahre 1795 zur Poesie zurückgekehrt ist. Die Geistesarbeit und Erfahrung, auf die er dann zurückgesehen, hätte ihn vielleicht bis an die Pforten der Wahrheit selbst geführt, wie W. von Humboldt nach der ersten Kunde von Schillers Tod in einem Brief an Goethe glauben will: „hätte er gelebt, er hätte endlich klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellectueller Kraft?“ Wer jedoch bedenkt, daß Schiller mit den zunehmenden Jahren immer größeres Interesse an der wirklichen Welt erfüllte, daß seine „Braut von Messina“ der Abschluß seiner classicistischen Richtung und „Wilhelm Tell“ eine Wiederaufnahme des patriotischen Freiheitsgedankens der Jugend war, wer weiter erwägt, daß der Gang der großen Weltereignisse sicher ihn vor allen Anderen

beeinflußt haben würde, der mag eher der Vermuthung sich hingeben, daß, wenn die Flügel der dichterischen Phantasie erlahmt wären, er sich zur Geschichte zurückgewandt und nun, frei von den früheren Nöthen des Lebens, zu der hinreißenden Gewalt seines Worts auch noch die Forschung hinzugebracht haben würde, die ihn nothwendiger Weise zum genialsten, größten und bezauberndsten Volksgeschichtschreiber machen mußte. Solches Ziel mag ihm ahnend vor der Seele gestanden haben, wenn er an eine Bearbeitung der Römischen Geschichte für sein späteres Lebensalter dachte.

Daß Schiller sich mit dem größten Philosophen seiner Zeit, der zugleich der größte deutsche Philosoph überhaupt gewesen ist, näher bekannt gemacht und namentlich in Rücksicht der Theorie des Pflicht- und Schönheitsbegriffs auseinanderzusetzen gesucht hat, das haben wir schon früher angedeutet. Es war gewiß ein Zusammentreffen der glücklichsten Art, daß in denselben Jahren, da er entschlossen war, wie er einmal an Körner schreibt, seinem Geiste diejenige Stärke und Reife zu geben, die ihm allein bei einem zweiten öffentlichen Auftreten die nöthige Sicherheit verschaffen könne, — denn die schriftstellerische Ausbildung sei doch das Höchste, wornach er zu streben habe, — und gerade in dem Ort, da er lebte, das Studium **Kants** mit einem Eifer betrieben wurde, daß er dieser großartigen geistigen Bewegung, die er Goethe gegenüber einmal mit der kirchlichen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts vergleicht, auf die Dauer sich nicht verschließen konnte. Schon in Dresden hatte Körner ihn wiederholt, aber wie es scheint, noch ohne den rechten Erfolg, auf Kant hingewiesen. Ebenso hatte ihn Reinhold 1787 bei seinem ersten Besuch in Jena für ein Studium des großen Philosophen zu gewinnen gesucht und ihm sehr verständiger Weise zunächst die Lectüre der leichteren kleineren Schriften desselben zur Einführung in die „Kritik der reinen Vernunft“ empfohlen. Daß diese Reinholdsche Mahnung nicht umsonst gewesen, beweist die Jenaer Antrittsrede. Fast zu seinem Ueberdruß hörte er die Straßen Jenas, wie er einmal schreibt, von Stoff und Form erschallen. Aber erst in der unfreiwilligen Muße der großen Krankheit (Frühjahr 1791) und nachdem Goethe (1790) zuerst mit Körner in Dresden und dann mit ihm in Jena über Kants Kritik der Urtheilskraft gesprochen, trat er den Kantischen Schriften näher. Zunächst ließ er sich aus denselben vorlesen. Viel förderte ihn auch der tägliche Tischverkehr mit fünf jungen Magistern, die sämmtlich begeisterte Kantianer waren. Da gab es philosophische Tischgespräche, wie sie einst in den Symposien des alten Hellas mögen geführt worden sein. Nun drang er mit vollster Energie in den Kriticismus ein. Er wollte auch Kant gegenüber zur Beruhigung kommen. Was dies bei ihm hieß, das können uns seine Worte zeigen: „ich habe auf dieser Welt keine wichtigere Angelegenheit, als die Beruhigung meines Geistes.“ Von der „Kritik der Urtheilskraft“ aus, deren Verständniß ihm weit näher lag, suchte er, nicht ohne Schwierigkeit, auch in die übrigen großen Werke Kants einzudringen. Körner freute sich über seinen Eifer und sprach bereits von seiner „philosophischen Bekehrung“. Am 1. Jan. 1792 erklärte darauf Schiller: „mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, sie (die Kantische Philosophie) nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dieses auch drei Jahre kosten könnte.“ Nach der Schwäbischen Reise nahm er dann im Verkehr mit Humboldt, der ebenfalls ein enthusiastischer Kantianer war, von Neuem Kants Schriften und Lehre durch. Auch Fichte's eigenartige Stellung zu Kant veranlaßte ihn zu tieferem Nachdenken über die neue Philosophie. Trotz alledem aber dürfen wir nicht glauben, daß er in seinen philosophischen Arbeiten nun gänzlich abhängig von Kant geworden wäre. Er war vielmehr mit verschiedenen Behauptungen und Ausführungen desselben nicht zufrieden und durchaus nicht gewillt, den selbstvorgezeichneten Weg und seine alten Lieblingsvorstellungen aufzugeben, die er am Studium Kants nur abzuklären, zu rectificiren und zu erweitern suchte. Die freie

Neigung brachte er entgegen dem starren Kantischen Pflichtbegriff wieder zur Geltung. Gegenüber der einseitigen Betonung des „Erhabenen“ und der „Würde“ nahm er zugleich die „Anmuth“ in Schutz. Mit welcher Meisterschaft er die Kantischen Begriffe handhabte, das zeigt einer seiner Briefe an Goethe (N. 414), in dem er eine Materie an der Hand der Kantischen Kategorientafel zergliedert. Auch noch später, als er der Philosophie bereits wieder entsagt, erkannte er dankbar die Anregung an, die er Kant schuldete. Im letzten Brief an Humboldt, einen Monat vor seinem Tod, äußerte er: „Die speculative Philosophie, wenn sie mich je gehabt, hat mich durch ihre hohlen Formeln verscheucht, ich habe auf diesem kahlen Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grund-Ideen der Idealphilosophie bleiben ein ewiger Schatz und schon allein um ihrentwillen muß man sich glücklich preisen, in dieser Zeit gelebt zu haben.“ Was er zu diesen Grund-Ideen gezählt, hat er in einem Brief an Körner näher erklärt. Einmal den Satz: „Bestimme Dich aus Dir selbst“ und dann den anderen, daß die Natur unter den Gesetzen des Verstandes stehe. Wie der letztere gemeint, das zeigt am deutlichsten sein kleines Gedicht „Columbus“. Er nahm an, daß die Gesetze des großen Weltganzen in Uebereinstimmung stünden mit den Gesetzen unserer Vernunft. Was diese daher als wahr erkennt, das muß sich auch als wirklich und existent erweisen. Wie die Astronomen den Planeten gefunden haben, dessen Dasein Kant herausgerechnet, Columbus die neue Welt, von deren Dasein er wissenschaftlich überzeugt gewesen war, so müsse überhaupt die Wirklichkeit den Gesetzen und Resultaten unseres Denkens, also der echten menschlichen Wissenschaft, entsprechen: „Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen, liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor Deinem Verstand. Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer! Wär' sie noch nicht, sie stieg' jetzt aus den Fluten empor. Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde; was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“ Niemals vielleicht hat sich die Kühnheit menschlicher Speculation mit der stolzen Sicherheit, zum endlichen Ziel durchdringen zu können, so verheißungsvoll gepaart, als in den schönen Worten dieses Epigramms. Auch in seiner Ansicht von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts ging Schiller weit über Kant hinaus. Doch verschloß er sich auch hier der Einwirkung desselben nicht. Das herrliche Wort aus einem Brief an Körner, das wir für eines seiner größten erachten müssen: „Das Schöne ist kein Erfahrungsbegriff, sondern vielmehr ein Imperativ“, es zeigt auch in seinem Wortlaut, wie nachhaltig in ihm die Idee des „kategorischen Imperativs“ fortwirkte. Und auch die herrliche Briefstelle (an Goethe N. 435), in der er für jede wissenschaftliche Untersuchung „eine Philosophie des Geschäfts“ verlangt d. h. Einsicht in den Gegenstand und in die Operation des Geistes, ist ganz im Sinn der kritischen Philosophie gehalten. Dort bekennt er, daß „eine Kenntniß der Geisteswerkzeuge und eine deutliche Erkenntniß der Methode den Menschen schon gewissermaßen zum Herren über alle Gegenstände macht.“

Es ist selbstverständlich, daß Schillers philosophische Abhandlungen nicht die ganzen Studien wiedererkennen lassen, die er der Kantischen Philosophie gewidmet. In Wahrheit war auch er viel mehr und somit größer als seine Schriften. Auch ist es nicht minder selbstverständlich, daß es hier nur unsere Aufgabe sein kann, die leitenden Gesichtspunkte und die großen Wendepunkte in Schillers Entwicklung aufzuzeigen, nicht aber eine Analyse oder specielle Darstellung des Gedankengangs seiner einzelnen philosophischen Abhandlungen zu geben. Wer eine solche wünscht, wende sich an Tomascheks vortreffliches Buch. Schillers sämmtliche philosophischen Schriften bekunden das vorwiegend künstlerische und ästhetische Interesse des Dichters. Keine Erörterungen des Erkenntnißproblems und ethische Probleme nur im Rahmen seiner ästhetischen Welt-

anschauung. Zuerst Versuche, in den Begriff und das Wesen der Dichtgattung tiefer einzudringen, die er bis dahin vorzugsweise gepflegt, der Tragödie. Dahin gehören seine beiden Aufsätze aus 1792: „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „über die tragische Kunst“. Sie knüpfen gewissermaßen an seine Mannheimer Rede vom moralischen Nutzen der Schaubühne an, sind aber wesentlich reifer, da sie aus einem tieferen Studium Lessings und der antiken Tragödie und dem steten vergleichenden Hinblick auf die ihm jetzt nahe gelegte Geschichte erwachsen sind. Auf der einen Seite leiten sie psychologisch das tragische Interesse aus einem eingeborenen Zug unserer menschlichen Natur ab, auf der anderen sind sie weitere Ausführungen der Lessingischen Theorie vom tragischen Mitleid, erheben das Leiden zur rechten Situation für die Entfaltung des ganzen inneren Menschen und lassen bereits die Darstellung des rein Menschlichen als wahren Gegenstand der Dichtkunst durchleuchten und den Begriff des allgemein Mittheilbaren, der sich auf dieses allgemein Menschliche gründet, schon klarer hervortreten. Wem des Aristoteles Ansicht von der Kunst deutlich ist, wird sich hier mehrfach an den griechischen Philosophen erinnert fühlen. Aristoteles hatte den Gegenstand der Kunst in das Allgemeine, das sich gleich Bleibende im Gegensatz zum Zufälligen und Einzelnen gesetzt. Auf ähnliche Gedanken war Schiller, unabhängig von Aristoteles, in jenen Aufsätzen gekommen. Diese sind also in ihrem tiefsten Grund ein Ringen nach der wahren Poesie. Schon kündigt sich ihm der Begriff des Typischen und die Poesie als die Aufgabe an, der Menschheit ihren Ausdruck zu geben.

Eine zweite Gruppe von Aufsätzen lassen bereits hellere Streiflichter auf den ihm allmählich mehr in das Bewußtsein tretenden Unterschied seines Wesens von der Goethischen Dichternatur fallen. Auch halten sie schärfere Abrechnung mit Kantischen Vorstellungen. Im Mittelpunkt dieser Arbeiten steht die vortreffliche Abhandlung „über Anmuth und Würde“ (aus 1793), aus der Goethe nach seinem späteren Bericht über seine erste Begegnung mit Schiller mehrfache Angriffe auf sich herausgelesen hatte. Gerade sie bezeichnete er als einen Hauptgrund seiner Verstimmung gegen Schiller. Zu dieser Gruppe zählen auch die beiden, jetzt nebeneinander (auch in die Hempelsche Ausgabe) aufgenommenen Aufsätze über das Erhabene, und ein anderer über das Pathetische. Sie entstammen alle derselben Zeit und Richtung des Denkens und dem gleichen Vorstellungskreis. Mit ihnen erhebt der Dichter ein Moment in das Bewußtsein, das längst in ihm still gewirkt, jetzt aber erst die volle Klarheit in ihm gewonnen hatte. Ja, wir dürfen noch weiter gehen und sagen: in diesen Abhandlungen errang er die volle „Beruhigung“ über sich selbst. Er wurde sich plötzlich über seine individuelle dichterische Natur klar und war stolz auf dieselbe. Seine Losung wird künftig sein: die Wahrung der höchsten sittlichen Interessen im annuthigen und reizenden Kleid der Schönheit. „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit Euch! Mit Euch wird sie sich heben!“ so hatte er begeistert von der hohen Aufgabe seines Dichterberufs schon in den Künstlern (1789) gesungen. Jetzt wird ihm deutlich, daß diese Aufgabe die andere, nicht minder hohe in sich schließt: Seid Priester der Schönheit, denn nur durch die Schönheit seid ihr Künstler. Nach zwei Seiten ein Fortschritt gegen die beiden Abhandlungen über die Tragödie. In diesen hatte er mehr das Allgemeine, sich gleich Bleibende der Menschennatur betont, jetzt stellt er dem, was da ist und immer erscheint, das, was da sein und werden soll, das hohe Zukunfts-Ideal der Menschheitsentwicklung entgegen. Und mehr denn zuvor geht ihm die hinreißende, Alles mit ihrem Zauber bestrickende Macht der Poesie, das Wesen wahrer Schönheit auf, das ästhetische Interesse beginnt alle anderen zu überwinden. Es bereitet sich die Zeit vor, da er den wahren Dichter über den großen Geschichtschreiber und Philosophen setzt. Er ahnt, daß auch ein Kant noch nicht die letzte

Stufe auf der Leiter menschlicher Anschauung erklommen. In der seltenen Verbindung dichterischer und philosophischer Anlage, die ihm geworden, wird er sich, auch ohne daß er dies direct ausspricht, einer gewissen Superiorität über den Königsberger Philosophen bewußt. In der Eroberung dieses Ueberlegenheitsgefühls erkämpft er ein neues Stück auf dem Weg zu seiner „Beruhigung".

Immer entwickelt der ihm zuletzt in das Bewußtsein getretene Gedanke, sowohl in seinen dichterischen als in seinen philosophischen Arbeiten, eine neue Vorstellungsreihe. Wir haben darauf, was wenigstens seine Dramen anlangt, schon früher aufmerksam gemacht. Was er im Wallenstein von der bösen That sagt, das gilt, aber im entgegengesetzten guten Sinn, von seinen eigenen Gedanken, sie müssen fortzeugend immer Neues und Schöneres ihm gebären. So ist sein ganzes Dichten und Denken eine ununterbrochene und zusammenhängende Kette, zugleich ein Gewebe, in dem der erste Einschlag, die ursprünglichen Jugendempfindungen, immer sichtbar bleiben. Diese Treue gegen sich selbst, das stete Vorwärtsschreiten im Bund mit einer steten Rückkehr zu seinen jugendlichen Gefühlen und Ahnungen, das in diesem Vor- und Rückwärtslauf sich vollziehende Emporklimmen zur höchsten Höhe menschlichen Geisteslebens ist etwas ungemein Rührendes, auf das leider zu wenig geachtet zu werden scheint.

Diese Vorbemerkung leitet uns nun unmittelbar zur dritten Gruppe seiner philosophischen Aufsätze hinüber. Im Mittelpunkt derselben stehen die Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen". Wenn dieselben auch erst 1795 in den Horen veröffentlicht wurden, so reicht ihre Entstehung doch bis in den Sommer des Jahres 1793 zurück. Erwachsen sind sie aus den Briefen an seinen Wohlthäter, den Prinzen von Augustenburg, die er im Herbst 1794 zu überarbeiten begann und deren Originalien neuerdings, nachdem man sie durch den Kopenhagener Schloßbrand lange für vernichtet gehalten, wieder gefunden worden sind. Diese Briefe über die ästhetische Erziehung spinnen die Gedanken weiter fort, die Schiller bereits in den „Künstlern" ausgesprochen*) und auf die ihn die Verfolgung der ästhetischen Probleme, die der ersten und zweiten Gruppe seiner philosophischen Abhandlungen zu Grunde liegen, mit Nothwendigkeit zurückführen mußte. Um ein besseres Verständniß dieser äußerst wichtigen Briefe anzubahnen, machen wir auf Folgendes aufmerksam. In den „Künstlern" hatte Schiller andeutend ausgeführt, daß aus der Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur resultire. Er hatte diesen Gedanken aber auch umgedreht und, den Blick vorwärts gerichtet, die überraschende Einsicht gewonnen, daß die wissenschaftliche und sittliche Cultur nur dann erst ihre höchste Vollendung erreichen könne, wenn sie zur Kunst würde. Nun ist die Kunst im letzten Grund nur die Befriedigung des Schönheitssinnes. Wir können also die Schillerschen Gedanken auch so wenden: aus dem der Menschheit eingeborenen Schönheitssinn sind Wissenschaft und sittliche Cultur geflossen; die wissenschaftliche und sittliche Cultur wird sich aber erst dann vollenden, wenn sie zur Schönheit wird. Aus diesen Sätzen erhellt, daß er die Schönheit als das bewegende erste Princip und auch als das letzte Ziel der menschlichen Entwicklung dachte. Wird aber die menschliche Entwicklung, sobald sie mit Bewußtsein sich vollzieht, zur Erziehung, und war Erziehung das Losungswort der zweiten Hälfte des

*) Hier ist nachträglich darauf aufmerksam zu machen, daß der Gedanke einer Erziehung des Menschengeschlechts durch die Kunst Schiller im Studium der Horazischen Epistel an die Pisonen aufgegangen zu sein scheint, wo in Uebereinstimmung mit der griechischen Mythe alle Cultur auf Orpheus und andere alte Sänger zurückgeführt wird, vgl. V. 391 ff. Die Horazische Ausführung mußte Schiller um so mehr ansprechen, als ihn in besonderem Maß das Problem des Ursprungs menschlicher Bildung interessirte. In Absicht hatte er auch die Gründung der Attischen Gesittung dichterisch zu verherrlichen. Ein Rest dieses Plans ist das „Eleusische Fest".

achtzehnten Jahrhunderts (man denke auch an Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“ und an Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“), so lag die Aufgabe nahe, zu untersuchen, wie sich dieses menschliche Erziehungswerk gestalten müsse, wenn man die Schönheit zum obersten Princip desselben erhöbe. Die Durchführung dieser Aufgabe bildet das Thema der ästhetischen Briefe. Da nun die Französische Revolution ihrerseits auch eine neue Erziehung des Menschengeschlechts beabsichtigt zu haben schien, so lag es nahe, sich mit den politischen Weltverbesserungsplänen, die durch jene Revolution in Schwang gekommen waren, auseinanderzusetzen und zu untersuchen, ob auf dem Wege der politischen Gesetzgebung dem hohen großen Ziel wahrer Menschenbildung genügt werden könne oder ob nicht vielmehr in Hinblick auf die Erziehung zur Schönheit Alles das als ohnmächtig erscheinen müsse, worauf die Politik so großes Gewicht legte. Ebenso mußte er andeuten, daß auch im starren Pflichtbegriff das letzte Ziel wahrer Menschheitsentwicklung nicht gefunden werden könne, daß also auch nicht Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ die Lösung dieser großen Aufgabe des Menschengeschlechts gebracht habe. Also weder die modernen Staatsverbesserungsprojecte, noch die modernen Moralsysteme seien ein Weg zur Schönheit als letztem Ziel des Menschendaseins. Dagegen habe es schon im Alterthum ein Volk gegeben, das sich ganz unter das Gesetz der Schönheit gestellt, das Ziel und auch den Weg zu demselben richtig erkannt habe, das Griechische. Von diesem Volk (nicht von dem französischen) hätten wir zu lernen, was unsere Aufgabe und wie sie zu erfüllen sei. Uns aber sei — dies lesen wir jedoch nur zwischen den Zeilen, obgleich er Goethen (am 20. Oct. 1794) offen ankündigt, daß er in den Briefen sein „Porträt finden“ werde — uns sei in Goethe ein alter Grieche wiedererschienen, der trotz des ausgesprochensten Realismus der wahren Schönheit huldige. Mit einer großartigen Schilderung der beiden Weltanschauungen des Realismus und Idealismus schließen die Briefe. Man spürt bereits den Einfluß der während der Ueberarbeitung der Briefe in das Leben getretenen Freundschaft zu Goethe. Fortan beschäftigt ihn weniger die Auseinandersetzung, wie wir wissenschaftliche und sittliche Cultur der Idee der Schönheit zu unterstellen haben, als die Erkenntniß der Dichternatur Goethe's und die Feststellung seines eigenen Verhältnisses zu derselben. Die Verfolgung des zwischen ihnen bestehenden Unterschiedes mußte seine nächste Aufgabe werden. Während er an der Lösung derselben arbeitete, brachte er aber gleichzeitig noch eine Reihe kleinerer Abhandlungen zum Abschluß, die mit dem ursprünglichen Thema der ästhetischen Briefe in näherem Bezug standen und den Beweis liefern, wie er im Geist eines Aristoteles, der die Tugend als die Mitte zwischen zwei Extremen definirte, die Abwege zu erkennen im Stande war, auf die der irre geleitete Schönheitssinn gerathen kann. In den „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“ erörterte er die Frage, wie weit das Nichtschöne Gegenstand der Kunst sein könne, wenn doch die Schönheit das alleinige Ziel derselben sei. In dem Aufsatz „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ zeigte er, daß ihm die Gefahr nicht verborgen geblieben, die aus der Verirrung des ästhetischen Sinnes der wissenschaftlichen Darstellung erwachsen könne. In der Abhandlung „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten“ aber zog er für die Umgangsformen die Grenzlinie in der Anwendung des Schönen. Es ist bewunderungswürdig, wie scharf und klar er sich seiner Aufgabe bewußt und mit welcher Sicherheit er nach allen Seiten die Grenzen des von ihm behandelten Gebietes abzustecken im Stande war. Er war ein Lessing und mehr als dieser.

Die Krone seiner philosophischen Arbeiten und zugleich seine letzte ist die vortreffliche Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“ aus dem Jahr 1795. Sie ist in ihrem wahren Grund seine Auseinandersetzung mit Goethe und darin die

vorangegangenen Arbeiten weit überragend, daß sie nicht bloß in philosophischer Speculation und abstracter Discussion verläuft, sondern in eminentem Grad auch literarhistorisch-kritisch sich verhält. Die Abhandlung hat in Folge dessen mehr Leser gefunden und auch mehr Wirkung gethan, als irgend eine andere Schillers. Das Programm der Romantischen Schule ist wesentlich durch sie beeinflußt. Für unsere Unterscheidung von classischer und romantischer Poesie bildet sie die Grundlage. Höchst wohlthuend berührt, daß wir im Hintergrund immer das Charakterbild der alten Griechen und das Goethe's und Schillers gewahren. Was hier gesagt wird, sind keine leeren Schemen, es sind der unmittelbaren Wirklichkeit entnommene Züge. Von höchstem Belang aber ist der Fortschritt, den hier Schillers philosophisch-ästhetisches Glaubensbekenntniß ausweist. Dieser Fortschritt ist zugleich eine Wiederaufnahme einer alten Lieblings-Vorstellung, die sich nun auch endlich soweit abgeklärt hat, daß ihm auch nach dieser Seite die erstrebte „Beruhigung“ nicht mehr fehlt. Ich meine die Rousseausche Idee von der Rückkehr zur Natur. Die „Künstler“ und die „ästhetischen Briefe“ hatten aus dem Schönheitssinn und der Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur abgeleitet und in der Kunst und Schönheit zugleich das letzte Ziel der wissenschaftlichen und sittlichen Cultur gefunden. Jetzt setzt Schiller die Rousseauschen Gedanken in jene eigenthümliche Ideenreihe ein und zwar an die Stelle der Schönheit und Kunst die Natur und an die der wissenschaftlichen und sittlichen Cultur Vernunft und Freiheit. Seine Formel lautet nun so: von der Natur sind wir übergegangen zu Unvernunft und Unfreiheit, durch Vernunft und Freiheit aber sollen wir die verlorene Natur zurückgewinnen. Er thut dann noch einen Schritt weiter, indem er die entsprechenden Glieder der beiden Ideenreihen für sich herausnimmt und findet nun als letzte Aufgabe der Kunst die Rückkehr zur Natur, so daß also auch die Schönheit dem Gesetz der letzteren gehorchen muß. Nun macht er eine weitere bedeutungsvolle Unterscheidung. Er findet nämlich, daß die einen Menschen ein Verharrungsbestreben zeigen, andere von dem unruhigen Drang, über den eigenen Zustand hinauszugehen, erfüllt sind. Jene sind und bleiben, was sie sind, und erfreuen sich deshalb einer Ruhe, Zufriedenheit, Genügsamkeit, die den Anderen fehlt. Sie lieben die Beschränkung, wehren das Fremde, ihrem Wesen Widerstrebende ab, wohnen fest und sicher in sich, fühlen keine ewige Sehnsucht in fremde Lagen und neue Zustände, sie treiben kein Spiel mit wechselnden Standpunkten und Weltanschauungen, sie probiren nicht Alles. Sie sind naive Menschen, als welche uns die alten Griechen aus ihren Werken entgegen treten. Die Anderen wollen Alles sein und werden, was man werden kann, spielen und probiren alle Rollen, durchlaufen alle Weltanschauungen, wollen ihren geistigen Nahrungsboden über alle Räume und Zeiten ausdehnen, rückwärts alle Stufen durchlaufen, die die Menschheit durchlebt hat, Zeitgenossen aller Zeiten sein, in alle fremden Zustände sich versetzen, alle Consequenzen der Bildung, zumal der historischen und künstlerischen ziehen, sie erfüllt eine ewige Unruhe und Sehnsucht, ein unendliches Streben, ihnen fehlt alle Ruhe und Sicherheit, Gefühl ist ihnen Alles, sie sind sentimental. In dem Unterschied von naiv und sentimentalisch faßt nun Schiller den Charakterunterschied der alten und modernen Poesie zusammen. Stellt die Poesie vorzugsweise Menschen der ersten Art dar, so ist sie naiv, wie die der alten Griechen, stellt sie dagegen solche der anderen Art vor, so ist sie sentimentalisch. Die naive Poesie hat also die Darstellung der Natur zum Gegenstand, d. h. der Menschen, wie sie sind, wenn sie den natürlichen Trieben Folge leisten, die sentimentalische aber stellt die sehnsüchtigen, im Gefühl lebenden, vom Geist immer weiter getriebenen Stürmer und Dränger dar, vor deren Seele fortwährend ein Ideal steht, das sie doch immer zu fliehen scheint und das sie niemals erreichen. Da nun das letzte Ziel alles Strebens der Kunst, wie wir oben

sahen, die Rückkehr zur Natur ist, so kann man auch sagen: die naive Poesie stellt Natur dar, die sentimentalische die Sehnsucht nach der verlornen Natur; jene ist, weil auf das Wirkliche gerichtet, vorzugsweise realistisch, diese, weil ihr ein Ideal der Zukunft vorschwebt, idealistisch. Die Griechen waren Natur, wir aber suchen die verlorne Natur. Unser ganzes Streben geht auf das Ideal hinaus, wir wollen den verlornen Unschuldszustand, die Paradiesesseligkeit, das verscherzte Eden wieder gewinnen. Dabei bleibt es aber Schiller nicht verborgen, daß diese Wiedergewinnung des Paradieses, weil sie nun ganz aus menschlicher Kraft und Anstrengung resultirt, im Grund werthvoller sein muß als die Naivetät der alten Zeiten. Er hat auch ein aufmerksames Auge für den Mangel an Geist und Gehalt, der selbst in den besten dichterischen Erzeugnissen der Griechen zu Tage tritt. Daher will er uns auch nicht in der Nachahmung der Griechen aufgehen lassen. In ihrem Geist sollen wir dichten, wie sie gestalten lernen, aber der wahre Gegenstand unserer Dichtung soll unser reicheres Geistesleben, das Ideal, sein. Nun zeigt er die große Verwandtschaft Goethe's mit den alten Griechen, der auch Natur darstelle und die plastische Kraft der dichterischen Gestaltung, die jene auszeichnete, in einem so hohen Grad besitze, als naiver Dichter und an wirklicher Poesie überhaupt Allen überlegen sei. Aber auch er sei ein Kind seiner Zeit, in Werther, Egmont, Tasso, Faust sogar ein sentimentalischer Dichter. Und indem er nun die hervorragenden Dichter des achtzehnten Jahrhunderts von Haller bis herauf zu seiner Zeit durchmustert, rollt er ein Bild der Entwicklung der deutschen Poesie auf, wie ein gleiches bis dahin von Niemand noch versucht war. Er selbst aber bekennt sich zu den sentimentalischen Dichtern. Um seiner Abhandlung aber eine gewisse Abrundung zu geben, spricht er auch noch die drei Formen durch, in welchen die sentimentalische Poesie vorzugsweise sich bewegt: die Elegie, Satire und Idylle. Klagt der Dichter über die verlorne Natur, über die unbefriedigte Sehnsucht, so wird er elegisch; geißelt er im Hinblick auf das Ideal die Verirrungen seiner Zeit, so wird er satirisch; stellt er das wieder gewonnene Paradies dar, d. h. die Verwirklichung oder Erfüllung des Ideals, so wird er idyllisch. Er selbst hat einen elegischen, satirischen und idyllischen Zug in seinem Wesen. Auch entgeht es ihm nicht, daß auch die ihm so verwandten Römischen Dichter schon sentimentalisch gestimmt waren.

Keine andere Arbeit hat Schiller die „Beruhigung" gebracht, wie diese. Er hat den Unterschied zwischen seiner und Goethe's Dichternatur nun gefunden. So bereitwillig er Goethen eine höhere dichterische Anlage zuspricht, so verzweifelt er doch auch nicht an der Berechtigung des eignen Standpunkts. Er hat erkennen lernen, daß die Menschen nach ihrem dichterischen Charakter überhaupt in zwei große Gruppen aus einander treten, daß die Einen mehr einen naiven, die Anderen einen sentimentalischen Zug haben. Auch wird es ihm nun deutlich, daß erst die Vereinigung beider Richtungen den vollen Menschen und Dichter geben kann. Darum will er aber auch nur das, was ihm fehlt, von Goethe lernen, vor Allem seinem Wesen einen gewissen Realismus aneignen. Und da er auch auf seiner Seite Vorzüge erkennt, die Goethen unerreichbar scheinen, so kann kein Grund mehr existiren, die Wiederaufnahme der dichterischen Thätigkeit länger hinauszuschieben: er fühlt die Zeit gekommen, den poetischen Wettstreit mit seinem großen Nebenbuhler und Vorbild aufzunehmen, der mittlerweile nun auch sein Freund geworden ist, ihm jetzt das kritische Urtheil sprechen kann.

Schon seit lange hatte er die Wiederaufnahme der Dichtung vorbereitet und besonders durch Uebersetzungen aus den griechischen Tragikern und aus seinem römischen Lieblingsdichter, dem Virgil, auf der einen Seite sich eine größere „Simplicität" und „Correctheit" zu erringen, auf der anderen dem Ideal der Darstellung sich zu nähern gesucht, das er im Virgilischen Vers verwirklicht fand, dessen „magische Gewalt" er

vorangegangenen Arbeiten weit überragend, daß sie nicht bloß in philosophischer Speculation und abstracter Discussion verläuft, sondern in eminentem Grad auch literarhistorisch-kritisch sich verhält. Die Abhandlung hat in Folge dessen mehr Leser gefunden und auch mehr Wirkung gethan, als irgend eine andere Schillers. Das Programm der Romantischen Schule ist wesentlich durch sie beeinflußt. Für unsere Unterscheidung von classischer und romantischer Poesie bildet sie die Grundlage. Höchst wohlthuend berührt, daß wir im Hintergrund immer das Charakterbild der alten Griechen und das Goethe's und Schillers gewahren. Was hier gesagt wird, sind keine leeren Schemen, es sind der unmittelbaren Wirklichkeit entnommene Züge. Von höchstem Belang aber ist der Fortschritt, den hier Schillers philosophisch-ästhetisches Glaubensbekenntniß ausweist. Dieser Fortschritt ist zugleich eine Wiederaufnahme einer alten Lieblings-Vorstellung, die sich nun auch endlich soweit abgeklärt hat, daß ihm auch nach dieser Seite die erstrebte „Beruhigung“ nicht mehr fehlt. Ich meine die Rousseausche Idee von der Rückkehr zur Natur. Die „Künstler“ und die „ästhetischen Briefe“ hatten aus dem Schönheitssinn und der Kunst die wissenschaftliche und sittliche Cultur abgeleitet und in der Kunst und Schönheit zugleich das letzte Ziel der wissenschaftlichen und sittlichen Cultur gefunden. Jetzt setzt Schiller die Rousseauschen Gedanken in jene eigenthümliche Ideenreihe ein und zwar an die Stelle der Schönheit und Kunst die Natur und an die der wissenschaftlichen und sittlichen Cultur Vernunft und Freiheit. Seine Formel lautet nun so: von der Natur sind wir übergegangen zu Unvernunft und Unfreiheit, durch Vernunft und Freiheit aber sollen wir die verlorene Natur zurückgewinnen. Er thut dann noch einen Schritt weiter, indem er die entsprechenden Glieder der beiden Ideenreihen für sich herausnimmt und findet nun als letzte Aufgabe der Kunst die Rückkehr zur Natur, so daß also auch die Schönheit dem Gesetz der letzteren gehorchen muß. Nun macht er eine weitere bedeutungsvolle Unterscheidung. Er findet nämlich, daß die einen Menschen ein Verharrungsbestreben zeigen, andere von dem unruhigen Drang, über den eigenen Zustand hinauszugehen, erfüllt sind. Jene sind und bleiben, was sie sind, und erfreuen sich deshalb einer Ruhe, Zufriedenheit, Genügsamkeit, die den Anderen fehlt. Sie lieben die Beschränkung, wehren das Fremde, ihrem Wesen Widerstrebende ab, wohnen fest und sicher in sich, fühlen keine ewige Sehnsucht in fremde Lagen und neue Zustände, sie treiben kein Spiel mit wechselnden Standpunkten und Weltanschauungen, sie probiren nicht Alles. Sie sind n a i v e Menschen, als welche uns die alten Griechen aus ihren Werken entgegen treten. Die Anderen wollen Alles sein und werden, was man werden kann, spielen und probiren alle Rollen, durchlaufen alle Weltanschauungen, wollen ihren geistigen Nahrungsboden über alle Räume und Zeiten ausdehnen, rückwärts alle Stufen durchlaufen, die die Menschheit durchlebt hat, Zeitgenossen aller Zeiten sein, in alle fremden Zustände sich versetzen, alle Consequenzen der Bildung, zumal der historischen und künstlerischen ziehen, sie erfüllt eine ewige Unruhe und Sehnsucht, ein unendliches Streben, ihnen fehlt alle Ruhe und Sicherheit, Gefühl ist ihnen Alles, sie sind s e n t i m e n t a l. In dem Unterschied von naiv und sentimentalisch faßt nun Schiller den Charakterunterschied der alten und modernen Poesie zusammen. Stellt die Poesie vorzugsweise Menschen der ersten Art dar, so ist sie naiv, wie die der alten Griechen, stellt sie dagegen solche der anderen Art vor, so ist sie sentimentalisch. Die naive Poesie hat also die Darstellung der Natur zum Gegenstand, d. h. der Menschen, wie sie sind, wenn sie den natürlichen Trieben Folge leisten, die sentimentalische aber stellt die sehnsüchtigen, im Gefühl lebenden, vom Geist immer weiter getriebenen Stürmer und Dränger dar, vor deren Seele fortwährend ein Ideal steht, das sie doch immer zu fliehen scheint und das sie niemals erreichen. Da nun das letzte Ziel alles Strebens der Kunst, wie wir oben

sahen, die Rückkehr zur Natur ist, so kann man auch sagen: die naive Poesie stellt Natur dar, die sentimentalische die Sehnsucht nach der verlornen Natur; jene ist, weil auf das Wirkliche gerichtet, vorzugsweise realistisch, diese, weil ihr ein Ideal der Zukunft vorschwebt, idealistisch. Die Griechen waren Natur, wir aber suchen die verlorne Natur. Unser ganzes Streben geht auf das Ideal hinaus, wir wollen den verlornen Unschuldszustand, die Paradieseseligkeit, das verscherzte Eden wieder gewinnen. Dabei bleibt es aber Schiller nicht verborgen, daß diese Wiedergewinnung des Paradieses, weil sie nun ganz aus menschlicher Kraft und Anstrengung resultirt, im Grund werthvoller sein muß als die Naivetät der alten Zeiten. Er hat auch ein aufmerksames Auge für den Mangel an Geist und Gehalt, der selbst in den besten dichterischen Erzeugnissen der Griechen zu Tage tritt. Daher will er uns auch nicht in der Nachahmung der Griechen aufgehen lassen. In ihrem Geist sollen wir dichten, wie sie gestalten lernen, aber der wahre Gegenstand unserer Dichtung soll unser reicheres Geistesleben, das Ideal, sein. Nun zeigt er die große Verwandtschaft Goethe's mit den alten Griechen, der auch Natur darstelle und die plastische Kraft der dichterischen Gestaltung, die jene auszeichnete, in einem so hohen Grad besitze, als naiver Dichter und an wirklicher Poesie überhaupt Allen überlegen sei. Aber auch er sei ein Kind seiner Zeit, in Werther, Egmont, Tasso, Faust sogar ein sentimentalischer Dichter. Und indem er nun die hervorragenden Dichter des achtzehnten Jahrhunderts von Haller bis herauf zu seiner Zeit durchmustert, rollt er ein Bild der Entwicklung der deutschen Poesie auf, wie ein gleiches bis dahin von Niemand noch versucht war. Er selbst aber bekennt sich zu den sentimentalischen Dichtern. Um seiner Abhandlung aber eine gewisse Abrundung zu geben, spricht er auch noch die drei Formen durch, in welchen die sentimentalische Poesie vorzugsweise sich bewegt: die Elegie, Satire und Idylle. Klagt der Dichter über die verlorne Natur, über die unbefriedigte Sehnsucht, so wird er elegisch; geißelt er im Hinblick auf das Ideal die Verirrungen seiner Zeit, so wird er satirisch; stellt er das wieder gewonnene Paradies dar, d. h. die Verwirklichung oder Erfüllung des Ideals, so wird er idyllisch. Er selbst hat einen elegischen, satirischen und idyllischen Zug in seinem Wesen. Auch entgeht es ihm nicht, daß auch die ihm so verwandten Römischen Dichter schon sentimentalisch gestimmt waren.

Keine andere Arbeit hat Schiller die „Beruhigung" gebracht, wie diese. Er hat den Unterschied zwischen seiner und Goethe's Dichternatur nun gefunden. So bereitwillig er Goethen eine höhere dichterische Anlage zuspricht, so verzweifelt er doch auch nicht an der Berechtigung des eignen Standpunkts. Er hat erkennen lernen, daß die Menschen nach ihrem dichterischen Charakter überhaupt in zwei große Gruppen aus einander treten, daß die Einen mehr einen naiven, die Anderen einen sentimentalischen Zug haben. Auch wird es ihm nun deutlich, daß erst die Vereinigung beider Richtungen den vollen Menschen und Dichter geben kann. Darum will er aber auch nur das, was ihm fehlt, von Goethe lernen, vor Allem seinem Wesen einen gewissen Realismus aneignen. Und da er auch auf seiner Seite Vorzüge erkennt, die Goethen unerreichbar scheinen, so kann kein Grund mehr existiren, die Wiederaufnahme der dichterischen Thätigkeit länger hinauszuschieben: er fühlt die Zeit gekommen, den poetischen Wettstreit mit seinem großen Nebenbuhler und Vorbild aufzunehmen, der mittlerweile nun auch sein Freund geworden ist, ihm jetzt das kritische Urtheil sprechen kann.

Schon seit lange hatte er die Wiederaufnahme der Dichtung vorbereitet und besonders durch Uebersetzungen aus den griechischen Tragikern und aus seinem römischen Lieblingsdichter, dem Virgil, auf der einen Seite sich eine größere „Simplicität" und „Correctheit" zu erringen, auf der anderen dem Ideal der Darstellung sich zu nähern gesucht, das er im Virgilischen Vers verwirklicht fand, dessen „magische Gewalt" er

aus einer „seltenen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Majestät und Anmuth“ ableitete. Doch nicht blos für die Form, auch für Stoffe hatte er gesorgt und manchen, den ihm Lectüre und Studien in die Hand gespielt, für die längst erhoffte Stunde der Rückkehr zur Poesie aufgehoben. Doch war die Frage noch zu entscheiden: ob Epiker oder Dramatiker? So haben wir denn, hier und da freilich Späteres vorausgreifend, des Dichters Entwicklung bis zu dem Punkt geführt, wo die Annäherung an Goethe sich vollziehen sollte, die auch zur Wiederaufnahme der lange unterbrochenen dichterischen Thätigkeit führte.

Der Bund zwischen Goethe und Schiller. Die Horen und der Musenalmanach (Xenien und Balladen). Bemühungen um Hebung des Theaters und der bildenden Künste.

Der Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller bezeichnet den höchsten Blütenstand unserer Dichtung am Ausgang des vorigen Jahrhunderts. In ihm culminirt unsere zweite classische Periode. Er ist der wahre Glanzpunkt derselben, seine Geschichte fast die Geschichte des Classicismus selbst.

Erwägt man die Höhe der geistigen Bildung und Kraft, die unsere beiden großen Dichter während desselben repräsentiren, die Energie, mit welcher sie ihre Ziele gemeinsam verfolgen, die Universalität ihres Strebens, die durchdringende Klarheit, mit der sie alle Erscheinungen der Zeit an ihren Idealen messen, an den in unermüdlicher Selbstläuterung gewonnenen Maßstäben, die rückhaltslose gegenseitige Förderung, die sie einander zu Theil werden lassen, die wunderbare Ergänzung, die jeder zum Wesen des anderen bildet, so muß man bekennen: diese Freundschaft war einzig in ihrer Art.

Sie war es aber auch in Rücksicht ihrer Entstehung, so daß wir behaupten möchten, sie von ihren ersten geheimen Anfängen an durch alle Stadien zu verfolgen, das gegenseitige Fliehen und Suchen darzustellen, das ihrem endlichen Abschluß vorausgeht, sei eine nicht undankbare Aufgabe für einen Dichter, der die wenigen überlieferten festen Anhaltspunkte durch seine Phantasie zu beleben und die wechselseitige Stimmung der beiden aus weiten Bahnen bei aller scheinbaren Abweichung sich mehr und mehr Nähernden psychologisch richtig nachzuempfinden verstände. Wir freilich können hier diese Aufgabe nicht einmal nach allen Seiten scharf umgränzen. Wir müssen uns begnügen, unter Hinweisung auf die schon früher gegebenen zerstreuten Andeutungen die Hauptmomente hervorzuheben.

Als Goethe seinen „Werther“ schrieb (1774), war der zehn Jahre jüngere, damals im fünfzehnten Lebensjahre stehende Schiller noch Schüler der militärischen Pflanzschule auf der Solitude. Wir wissen, daß er wie den Götz, auch den Werther frühzeitig gelesen, besonders aber von der letzteren Dichtung sich mächtig ergriffen fühlte. Wie es den Philosophen Garve drängte, die Heldin des Romans, Lotte, kennen zu lernen („ich gäbe viel, viel darum, wenn ich wüßte, wer und wo sie wäre, und wenn ich auf irgend einem Wege mich ihr nähern und auch etwas von der Vollkommenheit erblicken könnte, die auf ein solches Herz einen so erstaunlichen Eindruck hat machen können“, Br. an Zollikofer vom 17. Nov. 1774), so mag es den jungen Schiller gedrängt haben, dessen ganze Seele der Ruhm des großen Schriftstellers füllte, den Dichter des Werther kennen zu lernen. Dem es gleich zu thun, dem nahe zu kommen, dem aber auch etwas sein zu können, dem selbst einmal Beifall abzunöthigen, dem vielleicht gar ein Freund zu werden: das mochte seit der Lecture jener bewunderten Dichtung sein heißester Wunsch sein. Dieses glühende Verlangen müssen wir seit den

Tagen der ersten Bekanntschaft mit „Götz“ und „Werther“ in Schiller voraussetzen und, mag er es ausgesprochen haben oder nicht, als das ihn immer höher treibende Princip anerkennen. Zu Goethe's Ruhm wollte er hinauf, an Goethes Vorbild hat er sich emporgearbeitet.

Nun eine Reihe Momente, die dem aufstrebenden Jüngling als erste Stufen auf der Leiter zu diesem hohen Ziel erscheinen mußten. Der mittlerweile zum weimarischen Minister beförderte Dichter des Werther wohnt an der Seite seines fürstlichen Freundes einer Preisvertheilung in der Karlsschule bei, bei deren Gelegenheit ihm selbst eine Auszeichnung zu Theil wird. Man kann sich vorstellen, welche Gedanken damals durch des jungen Schillers Kopf gegangen sein werden. Eine Reihe von Jahren ist indeß vergangen, er selbst hat mit den „Räubern“ einen unglaublichen Eindruck auf die Welt gemacht, „Fiesco“ und „Kabale und Liebe“ folgen lassen. Da soll ihm die Ehre zu Theil werden, den ersten Act eines neuen Dramas, des „Don Carlos“, am Darmstädter Hofe dem Herzog Karl August von Weimar vorzulesen, der in dankbarer Anerkennung den jungen Dichter zum weimarischen „Rath“ ernennt. Das war, so wenig es für den Augenblick bedeuten mochte, im Grunde doch, wie eine Hoffnung auf eine künftige Anstellung in der Musenstadt an der Ilm, auch eine weitere Annäherung an Goethe. Wieder verfließen Jahre. Er hat den „Don Carlos“ in Dresden völlig umgearbeitet und hofft, daß diese neue Schöpfung ihm die Wege in Weimar bereiten, den Dichter des Werther ihm gewinnen werde. Kaum ist darum der Druck des Dramas vollendet, so bricht er von Dresden nach Weimar auf (Sommer 1787). Aber Goethe ist nicht anwesend, der weilt noch in Italien, wo er auch noch bis in das folgende Jahr verbleibt. Mit welcher Spannung sieht Schiller und mit ihm dann die Lengefeldischen Schwestern der Rückkehr desselben entgegen. Mit welchem Interesse nimmt er jede Mittheilung auf, die ihm durch diese, durch Herder, Wieland, Knebel und Andere über den großen Dichter wird. Mit welchem Eifer studirt er „Iphigenie“ und „Egmont“, recensirt den letzteren und erbaut sich an dem „Maximum der Kunst“ in der ersteren, an dem „Elysiumsstück“, der Einschiebung der schöneren Humanität unserer neueren „Sitten in eine griechische Welt“. Aber die erste Begegnung mit dem endlich Heimgekehrten im Lengefeldischen Haus führt zu keinem Resultat, wenn sie auch die hohe Meinung nicht herabstimmt, die Schiller von Goethe hatte. Jedoch die Hoffnung, die er auf „Don Carlos“ und die „Recension des Egmont“ gesetzt, will sich nicht bewähren. Nach wie vor aber bleibt ihm eine nähere Beziehung zu Goethe das Wünschenswertheste. Das zeigt die Aeußerung an Körner, daß ihm an keines Menschen Urtheil auf der Welt so viel liege, als an dem Goethe's. Und doch scheint es sich nicht machen zu wollen, daß er aus dessen eigenem Munde einen Richterspruch über seine Leistungen erhalten könne. Da denkt er sogar daran, den Dichter mit Lauschern zu umgeben. Er ist unermüdlich, Moritz, den Goethe eines näheren Umgangs würdigte, über diesen auszuforschen. Mit dem lebendigsten Interesse studirt er dessen Abhandlung über die bildende Nachahmung des Schönen, weil sie Goethe's Beifall gefunden hat. Aber als er Goethen den letzten Winter in Weimar sogar gegenüber wohnt, kommt er ihm doch in keiner Weise näher. Nichtsdestoweniger betreibt Goethe seine Anstellung in Jena.

Wie haben wir dieses Verhalten Goethe's zu erklären? Wie Schiller in Goethe immer noch den Dichter des „Werther“ sah, so war diesem Schiller immer noch der Dichter der ihm so verhaßten „Räuber“. Dieses Stück war ihm deshalb so zuwider, weil es jene phantastische und überschwengliche Richtung wieder herauf zu beschwören schien, die er selbst mittlerweile gründlichst überwunden hatte, und weil es überdies einer von politischen Tendenzen getragenen Rhetorik huldigte, die er im Grunde

seines Herzens verabscheute. Antike Einfachheit und Maßhaltung, lebendiges Studium der drei großen Naturreiche, wie er es seit etwa 1781 betrieb, die Beschäftigung mit den bildenden Künsten, deren Verständniß sich ihm in Italien voll erschlossen hatte, das waren Goethe's Anliegen, als er aus Italien zurückgekehrt war. Daß Schiller selbst sich mittlerweile geläutert, daß er unermüdlich sich bestrebte, gerade aus Goethe's „Iphigenie" und aus den Alten die „Simplicität" und die „Correctheit" sich anzueignen, die ihm, wie er selbst wohl wußte, noch fehlten, daß er also bereits Goethe's eifrigster und befähigster Schüler war, das wußte dieser freilich nicht und konnte es nicht wissen. Goethe mochte glauben, daß der junge Phantast an der Hand der Geschichte, der er sich neuerdings erfolgreich zugewendet, leichter sich zurecht finden und durch diese auch für die Welt Ersprießlicheres leisten werde. Aber auch Schiller war betroffen über die Art, wie ihm Goethe nach der Schilderung seiner Freunde und nach ihrer ersten Begegnung erschien. Wenn er auch sofort in die classicistische Richtung eingelenkt hatte, die aus Goethe's „Iphigenie", zumal nach Wielands Aufschlüssen, leicht zu erkennen war, so blieb ihm doch die Liebe unverständlich, mit der der Dichter Goethe der Betrachtung des Pflanzen- und Naturlebens überhaupt sich hingab. Goethen in seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen gerecht zu werden, das scheint Schiller am schwersten geworden zu sein. Und doch mußte er ihn erst auch von dieser Seite richtig fassen lernen, wenn die Scheidewand fallen sollte, die sie trennte. Bevor dies jedoch geschah, sollte seine Stellung zu Goethe eine zeitweilige völlige Umgestaltung erfahren.

Das Gefühl ihrer durchgreifenden Charakterverschiedenheit und Goethe's scheinbarer Egoismus hatten gegen diesen in Schiller eine Stimmung befestigt, die den letzteren seit dem offenkundig gewordenen Verhältniß zu Christiane Vulpius (1789) zeitweilig selbst zu einer Mißachtung der Person Goethe's verleitete. Man wird diese Mißachtung um so leichter begreifen, wenn man sich der rigoristischen Intoleranz erinnert, deren Schiller fähig war, und wenn man bedenkt, daß die Frau von Stein, die sich durch jenes Verhältniß so tief gekränkt fühlte, die intimste Freundin von Schillers Gattin und Schwägerin war und Schiller seit Goethe's „Treulosigkeit" immer näher trat, so daß sie sogar dessen Bild zu malen wünschte. Welcher Umschwung in den gegenseitigen Beziehungen liegt in diesen Momenten! In den Bemühungen der Lengefeldischen Schwestern, die beiden Dichter einander näher zu bringen, trat jetzt eine Pause ein. Körner mußte Schiller warnen, sich nicht gegen Goethe „verhetzen" zu lassen.

Während aber Goethe's Stern in Weimar zu sinken schien, stieg der Schillers in Jena immer höher. Goethen aber, der ja das Jenaische Universitätscuratorium führte, blieb der wachsende Einfluß des jungen Professors auf die studirende Jugend nicht verborgen. Er mochte um so mehr Theilnahme für dessen aufblühenden Ruhm empfinden, als er selbst es ja gewesen war, der Schiller nach Jena berufen hatte. Was war natürlicher, als daß er jetzt einen Schritt zur gegenseitigen Annäherung that, zumal ein solcher weniger eine Anerkennung des Dichters, der ja zur Zeit pausirte, als des gefeierten Historikers und Aesthetikers war, der durch ihn seinen Wirkungskreis gefunden.

Als er im Herbst 1790 (zwischen dem 21. Sept. und 6. Oct.) in Dresden weilte, verkehrte er daselbst viel mit Schillers intimstem Freund Körner. Nach der Heimkehr besuchte er alsbald Schillern in Jena (am 31. Oct. 1790), um diesem Nachrichten von seinem Freund Körner zu bringen. Im nächsten Brief an Körner spricht sich nun zwar Schiller nach dieser neuen Begegnung über Goethe's geistige Größe in der alten Weise anerkennend aus, aber er fügt doch auch vielerlei Tadel hinzu, aus dem die bestehende Mißstimmung sich leicht erkennen läßt, wie ein Mangel an gutem Willen, Goethen entgegen zu kommen, wozu doch dessen Besuch offenbar aufzufordern schien.

Schiller vermißte an Goethe die herzliche Art, sich zu irgend etwas zu bekennen, auch wollte ihm nicht gefallen, daß derselbe zu viel aus der Sinnenwelt hole, wo er aus der Seele schöpfe, Goethe's ganze Vorstellungsart war ihm zu sinnlich und betastete ihm zu viel. Man sieht auch aus diesen Ausstellungen, daß ihr Gespräch tief und interessant gewesen sein muß. Auch läßt sich nach Schillers Bericht mit Bestimmtheit annehmen, daß Goethe versuchte, Schillern seine eigenthümliche Naturanschauung klar zu machen. Fiel doch jener Besuch in die Zeit, wo die Metamorphose des Pflanzen- und Thierlebens eine festere Gestalt bei ihm gewonnen hatte. Noch aber war Schiller für Goethe's naturwissenschaftliche Vorstellungen nicht empfänglich. Auf diese mußte er eingehen, wenn sie beide einander näher treten sollten. Doch Schiller ließ es, wie gesagt, damals noch am rechten Entgegenkommen fehlen.

Daß nach diesem Besuch (31. Oct. 1790) fast noch vier Jahre vergehen sollten, ehe die jetzt von Goethe angestrebte Annäherung zu Stande kommt, erklärt sich zunächst aus mehrfachen äußerlichen Gründen. Zuerst aus Schillers schwerer Erkrankung. Es war wohl im Frühjahr 1791, daß Goethe dem Kranken im „Paradies" bei Jena begegnete. Meyer begleitete ihn damals und diesem äußerte Goethe vertraulich, daß er Schiller kaum noch vierzehn Tage zu leben zutrauen möchte. Doch der arme Dichter erholte sich allmählich wieder. Nun folgten aber die Jahre, da Goethe auf längere Zeit von Weimar abwesend war. Im Jahr 1792 nahm er am Feldzug gegen Frankreich und 1793 an der Belagerung von Mainz theil. Die Mainzer Affaire war eben zu Ende gegangen, da brach Schiller nach Schwaben auf, von wo er erst im Mai 1794 zurückkehrte. Aus diesen Verhältnissen begreift sich, daß die Jahre 1791—93 zu keinem neuen Annäherungsversuch führen konnten. Daß aber bei Schiller noch 1793 vor der Schwäbischen Reise die oben constatirte Abneigung gegen Goethe bestand, beweist die Abhandlung über „Anmuth und Würde", in der er, was Goethe's eigener späterer Bericht betont, gegen diesen sehr beleidigende Anzüglichkeiten sich erlaubte.

Aber die Schwäbische Reise stimmte den nach vielen Seiten jetzt „beruhigten" Dichter, der sich auch körperlich einigermaßen wohler fühlte, „toleranter" und milder. Zudem ließ das mit Cotta geplante großartige periodische Unternehmen die Theilnahme Goethe's als eines der gefeiertesten deutschen Schriftsteller ganz besonders wünschenswerth erscheinen. Nicht im eigenen Namen, sondern als bestellter Redacteur in dem „einer Goethe unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft" lud nun Schiller (am 13. Juni 1794) Goethen zur Betheiligung an der neuen Monatsschrift ein. Trotz der ihm durch „Anmuth und Würde" zugefügten Beleidigung erklärte dieser, was sein Entgegenkommen von Neuem außer Zweifel stellt, schon am 24. Juni des gleichen Jahres „mi. Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein" zu wollen. Schillers Ein' ung, wie Goethe's Annahme derselben waren zunächst allerdings, weil im Namen ein' Gesellschaft und zu Gunsten einer solchen, keine persönliche Annäherung. Aber diese folgte ihnen unmittelbar auf dem Fuß nach und machte sich scheinbar ganz zufällig, indem beide Dichter, ich denke nicht ohne Absicht, beim Auseinandergehen nach einer Sitzung der von Batsch in Jena geleiteten naturforschenden Gesellschaft sich trafen und anredeten. Wer zuerst das Wort ergriffen, das ist uns leider nicht mitgetheilt. Naturwissenschaftliche Fragen aber waren es, über die sich ein Gespräch zwischen ihnen anknüpfte. Goethe, „vom Gespräch gelockt", begleitete Schiller bis in dessen Wohnung. Die Unterhaltung setzte sich auch hier fort, Goethe trug seine „Metamorphose der Pflanzen" vor und ließ vor Schillers Augen „eine symbolische Pflanze entstehen". Der schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee". Dieses Gespräch, welches zwischen dem 24. Juni und 25. Juli 1794 stattgefunden

haben muß und auf das sich offenbar die Worte aus Goethe's zweitem Brief an Schiller beziehen: „sein Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechselung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue“, dürfen wir als die Geburtsstunde der Goethe-Schillerschen Freundschaft bezeichnen. Indem Schiller Goethe als Naturforscher begreifen lernte, gewann er den Schlüssel zu seinem Verständniß überhaupt, wie denn dies auch heute noch ein guter Weg sein mag, dem großen Dichter näher zu kommen.

Wenn Goethe am 27. August 1794, im dritten Brief an Schiller, gesteht, wie er „von jenen Tagen an“, d. h. von jenem Gespräch über die „Metamorphose der Pflanzen“, „auch eine Epoche rechne“, so läßt selbst dieses Bekenntniß vermuthen, daß Schiller in ähnlicher Weise sich zuerst ausgesprochen hatte. Und für ihn waren jene ersten tieferen Auseinandersetzungen mit Goethe noch viel mehr Epoche machend, als für diesen, jene Begegnung geradezu ein „Tag von Damaskus“. Ein „Gesicht“ wurde ihm, er that den ersten vollen Blick in Goethe's Seele und ganzes Wesen. Wer da weiß, welchen aufmerksamen Scharfblick Schiller besaß, und wer den Eifer versteht, mit dem er, der für dieses Zusammentreffen so wohl Vorbereitete, die Gelegenheit ergriffen haben wird, in das ihm so lange vorenthaltene wichtigste Geheimniß [illegible] dringen, der wird begreifen, daß ein neues Leben von der Stunde bei ihm [illegible] mußte. Wenn Goethe in demselben Brief vom 27. Aug. 1794 den Wunsch [illegible], „manches bei Schiller deponiren“ zu können, so hat er einen Wunsch [illegible], der Schiller gegenüber völlig unnöthig war. Denn dem war seine geistige [illegible] das erste Anliegen und er begriff den Werth der neu gewonnenen Beziehung [illegible] vollen Maß. Vergeblich suche ich nach einem Bild, um die Aufmerksamkeit auszud[illegible], mit der er jedem Worte Goethe's folgte. Es fallen mir die „Lauscher“ wi[illegible] ein, mit denen er früher Goethe umgeben wollte. Es ist die volle Wahrheit, w[illegible] dem ersten vierzehntägigen Zusammenleben mit Goethe in Weimar nun diesem [illegible]: „es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber keine einzige, hoffe ich, soll verloren sein.“

Bei diesem unwiderstehlichen Drang in Goethe's Natur und Wesen einzudringen, war es für Schiller gewiß nun das Nächste, die neu gewonnenen Eindrücke innerlich zu verarbeiten und mit seinem bisherigen Gedankensystem zu vereinigen. Er mußte sich selbst über die Art, wie ihm Goethe erschien, Rechenschaft ablegen. Und das that er zuerst in jenem berühmten Brief an Goethe (vom 23. Aug. 1794), in dem er, wie Goethe ihm antwortet, „mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz zog.“ Wer vermöchte es ganz auszusprechen, welchen Werth er der Erkenntniß ihrer beiderseitigen Individualität beilegte. Gewiß stand es ihm fest, daß er einen ungeheuren Schritt vorwärts in die Erkenntniß des Wesens der Dichtung überhaupt gethan habe. In ihrem Unterschied brachte er sich die Weisen zum Bewußtsein, in denen die Dichternatur im Menschen überhaupt sich zu äußern vermag. Mit einem Mal war ihm für das Verständniß aller Literaturgeschichte ein völlig neues Licht aufgegangen.

Die Ideen, die wie durch einen Zauberschlag durch jene erste Unterredung mit Goethe in seiner Seele geweckt worden waren und deren ersten Niederschlag wir in dem soeben besprochenen Brief an Goethe fanden, verfolgte er dann weiter in den „ästhetischen Briefen“, die vom fünfzehnten ab deutlicher die Einwirkung der neu gewonnenen Erkenntniß zeigen. Zum vollen Austrag aber brachte er die durch Goethe's Annäherung ihm aufgedrungenen Fragen in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung“. Sie bildet den Versuch, auf Grund ihrer gegenseitigen Verschiedenheit die Aesthetik neu aufzubauen, und beschafft den Maßstab, an dem fortan alle wahre Kritik in der Literaturgeschichte sich zurechtfinden sollte. Ja, man darf sagen, daß sie zuerst die Gedanken, welche im achtzehnten Jahrhundert in Aus-

übung und Betrachtung der dichterischen Thätigkeit sich emporrangen, zu voller Klarheit und zum reinsten Bewußtsein gebracht habe.

Das aber war wohl das Größte, daß Goethe wie Schiller, bei aller ausgesprochenen Verschiedenheit, in den Hauptsachen, in den Grundfragen, in den Principien sich doch völlig eins wußten. Goethe schreibt an Schiller am 1. Oct. 1794, kurze Zeit nach der erwähnten „vierzehntägigen Conferenz“ in Weimar, „wir wissen nun,, daß wir in Principien einig sind und die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens theils coincidiren, theils sich berühren“. Das gleiche Resultat hatte aber schon eine dem Weimarischen Zusammenleben vorausgegangene Unterhaltung in Jena gehabt, über die Schiller am 1. Sept. 1794 an Körner berichtete: „Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein langes und breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem Anderen etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.“

Das aber, worin sich Beide übereinstimmend fanden, war ein gewisser Idealismus. Erinnern wir uns des oben angeführten Schillerschen Einwurfs: „das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“. Was wollte denn im letzten Grund Goethe und was Schiller? Goethen hatte die eigenthümliche Art seiner Welt- und Naturbetrachtung dahin geführt, nach dem Urbild alles Erschaffenen zu fragen. Er war auf diesem Wege dazu gekommen, in allem Gewordenen ein buntes Spiel der Formgestaltung einer und derselben treibenden und lebendigen Urkraft zu sehen. Schon am 9. Juni 1786 hatte er an Frau von Stein geschrieben: „es ist kein Traum, es ist keine Phantasie, es ist ein Gewahrwerden der Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt.“ Und ebenso sah Schiller in allem Erschaffenen nur ein Hinstreben nach einem höchsten Ideal. Aber sein Denken lenkt sich weniger zu den Uranfängen zurück, noch weniger beruhigt es sich mit der Wirklichkeit, es ist vielmehr auf ein höchstes Zukunftsideal gerichtet. Während Goethe was da ist, nur immer nehmen will wie es ist, weil es ihm aus zwingender Nothwendigkeit nicht anders sein zu können scheint, als wie es ist, und sich gern dabei beruhigt, daß es nicht anders ist und sein kann, während also seine Freude ist, in Allem bei aller Abweichung vom Urbild doch immer noch dieselbe eine Natur wirkend zu sehen, wendet Schiller sich vom Vorhandenen, das ihn nie befriedigt, hinweg, getrieben von einem mächtigen kategorischen Imperativsgefühl. Er fragt nach dem, was er soll, er hat das Endziel, das Ziel der höchsten Ausbildung vor Augen. Daß es aber zuletzt doch auf dasselbe hinausläuft, ob ich das Ideal vor dem Indasdaseintreten oder nach dem Leben ansetze, das hat er in offenbarer Hindeutung auf seine und Goethe's Anschauungsweise in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben“ ausgeführt, wo er für die Idee sich auch des Wortes bedient, auf das ihn die Goethische Morphologie (Gestaltenlehre) zuerst geleitet: die Gestalt. Goethe schaute sie, um mich der Worte jenes tiefsinnigsten Gedichtes zu bedienen, „wie sie stand im himmlischen Gefild, ehe noch zum traurigen Sarkophage die Unsterbliche herunterstieg“, ohne jedoch diesen traurigen Sarkophag anzuerkennen, der seiner Erdfreudigkeit nicht entspricht, Schiller dagegen sah in ihr der „Menschheit Götterbild“, „jugendlich, von allen Erdenmalen frei, in der Vollendung Strahlen“, „wie des Lebens schweigende Phantome glänzend wandeln an dem styg'schen Strome“.

Was sie Beide auf so verschiedenem Wege suchen, das hat Schiller in dem Doppeldistichon „Die Uebereinstimmung“ mit Rücksicht auf den verschiedenen Ausgangs-

punct ihrer Weltbetrachtung schön und treffend ausgesprochen. „Wahrheit suchen wir Beide: Du außen im Leben, ich innen in dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß. Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer; ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.“ Auch an diese Worte erinnert eine Stelle in einer nun unterdrückten Strophe des vorhin angezogenen Gedichts: „Nein, auch aus der Sinne Schranken führen Pfade aufwärts zur Unendlichkeit“. Und so ist denn „Ideal und Leben“ in gewissem Sinne die Darstellung des ästhetischen Idealismus, zu dem Goethe und Schiller gemeinschaftlich sich bekannten, in dem sie sich einig und eins wußten. Gewiß nicht ohne Absicht aber hat Goethe, um von dem allgemein bekannten „Epilog zu Schillers Glocke“ abzusehen, sein Gedicht „Pandora“ an den Schluß seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand gesetzt und mit dessen letzten Worten auch seine Werke geschlossen und in ihnen gewissermaßen sein Vermächtniß niedergelegt: „Merke: was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es; was zu geben sei, die wissen's droben. Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten zu dem ewig Guten, ewig Schönen, ist der Götter Werk; die laßt gewähren.“

Nun hatte Schiller endlich dem Menschen in Augen und Seele geschaut [illegible] ihm unter allen seinen Zeitgenossen als die lebendigste Vorstellung der [illegible] wirkenden Geisteskraft gelten mußte. In Goethe war ihm der [illegible] getreten, dessen Denken mit dem Walten und den Gesetzen der Natur [illegible] zu fallen, mit dem, um an das Gedicht „Columbus“ wieder zu erinn[illegible], „die Natur in ewigem Bunde zu stehen“ schien. Er war das Genie gewahr worden, dessen „philosophischer Instinct“ sich in schönster Uebereinstimmung befindet „mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft“, den Geist, dem „das Höchste“ gelungen, „was der Mensch aus sich machen kann“, „seine Anschauung zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen“, der „keine Ursache hat“ „von der Philosophie zu borgen, die von ihm nur lernen kann“, der „unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objectiven Gesetzen verbindet“ und der „sich nur selbst das größte Geheimniß bleibt“. Dem Eindruck, den diese „Anschauung von Goethe's Geist“ auf ihn gemacht, mußte er aber nun auch dichterischen Ausdruck geben. Dies geschah in „Natur und Schule“, das er später „Der Genius“ umtaufte. Es ist überraschend, wie dieses Gedicht mit den oben angezogenen Briefstellen oft wörtlich übereinstimmt. Goethe vor Allen ist ein solcher, den „die Wissenschaft nichts lehren kann“. „Sie lerne von Dir! Jenes Gesetz, das mit eh'rnem Stab den Sträubenden lenket, Dir nicht gilt's. Was Du thust, was Dir gefällt, ist Gesetz. Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort: Was Du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen. Du nur merkst nicht den Gott, der Dir im Busen gebeut, nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister Dir beuget, einfach gehst Du und still durch die eroberte Welt.“

Fast möchte man fürchten, daß Schiller in dem Freudenrausch der Begeisterung, zu dem ihn nun sein Anschauen und Preis des Goethischen Genius fortriß, sich selbst vergessen oder verkannt habe. Das aber ist das Eigenthümliche in seinem Wesen, daß er, wie über alle Erscheinungen des Lebens, so auch über sich selbst das klare Bewußtsein nie verlor. Vielleicht hat niemals ein Anderer die klare Erkenntniß seiner eigenen Natur so weit besessen, als er. So bescheiden er Goethen gegenüber tritt („Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen“; großen materiellen Reichthum an Ideen hofft er bei diesem zu finden, sein Streben sei „aus wenigem viel zu machen“, er kommt sich selbst als „eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung“ vor, er weiß, daß der Poet ihn übereilt, wo er philosophiren soll, und der philosophische Geist, wo er dichten will,

ja er fühlt, daß er durch sein körperliches Leiden gar nicht mehr im Stande sein werde „eine große und allgemeine Geistesrevolution" in sich zu vollenden), trotz dieser Bescheidenheit ist er sich doch voll bewußt für sein Theil auch nicht auf falschem Wege zu sein. Er verkennt die Berechtigung seines eigenthümlichen Wesens und Strebens nicht, ihm ist die generelle Uebereinstimmung mit Goethe nicht verborgen und, wenn er auch diesem die höhere poetische Anlage zuerkennen muß, so fühlt er doch recht deutlich, wie einmal die Nachwelt über sie beide werde urtheilen müssen.

Die ersten Früchte, welche das Bündniß Goethes und Schillers zeitigte, waren die Xenien. Sie erschienen im Musenalmanach von 1797, einer Zeitschrift, die Schiller seit 1796 herausgab, in welcher auch eine Anzahl seiner Balladen ihre erste Veröffentlichung fand. Schiller tritt, wie wir wissen, hier nicht zum ersten Male als Redacteur vor das Publikum; seit 1794 kamen auch unter seiner Herausgabe die Horen heraus, ein Journal, das aber bald an inneren Widersprüchen zu Grunde ging. Man hat Schiller immer als eine einseitig idealistisch ausgebildete Natur hingestellt; seine praktische Bethätigung als Journalist, die erst neuerdings genügend beleuchtet ist, beweist, wie sehr diese Ansicht der Correctur bedarf. Gingen doch auch Schiller's Journale nicht zum geringsten Theile aus pecuniären Beweggründen hervor; bei ihnen drängt sich immer, nach Palleske's Ausspruch, der Gedanke an seine äußere Lage auf.

Die Xenien stehen in ihrer Art und Bedeutung einzig in der deutschen Literatur da. Sie gleichen einem reinigenden Gewitter, welches die faulenden Miasmen zerstört und die lebensvollen Kräfte erquickt und stärkt. In der Literatur der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war in der That vieles faul geworden: Bürger war todt, Claudius gerieth in die letzte, mystische Epoche seines Lebens, die Stolberge und andere strebten empor; es fehlte an jungen besseren Kräften. Selbst die Koryphäen Klopstock, Wieland und Herder fingen an Greise zu werden. Nicht zum wenigsten von ihnen ging eine kleinmeisterliche Bewegung gegen die beiden Dioskuren aus, welche sich auf den Standpunkt stellte, den der alte Gleim in die philiströsen Verse zusammenfaßte:

„Wie war es doch so schön auf unserm Helikon,
Da Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon."

Gegen Goethes und Schillers echten Hellenismus erhob sich eine unangenehme, prüde Opposition. Ein Heer von Mittelmäßigkeiten machte Anspruch darauf, für etwas zu gelten. Da that ein scharfes und schonungsloses Gericht noth!

„Xenia, Gastgeschenke, gab bei den Alten der Wirth seinen Gästen zum Abschiede mit. Im 13. Buche der Epigramme des römischen Dichters M. Valerius Martialis fanden Schiller und Goethe ihre Vorbilder" (Palleske). Wer den ersten Gedanken zu den Xenien gefaßt, ist noch fraglich; die Stimmen, welche denselben einerseits Goethe (Lewes), andererseits Schiller (Palleske) zuweisen, gehen auseinander.

Die Epigramme, denn das waren die Xenien, eine scharfe Satire in Stachelversen auf die damalige Literatur und ihre Vertreter (ungerechte Angriffe sind nur wenige vorhanden), erschienen im Musenalmanach als Goethes und Schillers gemeinsames Eigenthum; sie sind neuerdings nach dem Vorgange von Ed. Boas (Schiller und Goethe im Xenienkampf 1851 und Schillers und Goethes Xenien-Manuscript 1856) nicht ohne Erfolg auf ihre specielle Autorschaft hin geprüft worden, wenngleich es für das Werk als Ganzes von wenig Belang bleibt, ob Goethe, ob Schiller diesen oder jenen Vers geschrieben. Wir verweisen den Leser zu diesem Zwecke auf die Xenien-Ausgabe von Adolf Stern (1871). Ihr Werth liegt in ihrer Ganzheit und in der Wirkung, den diese Ganzheit polemisch ausübte.

Diese Wirkung der Xenien „war fürchterlich, das Aufsehen ungeheuer. Alle schlechten

Scribenten im Reiche, und ihre Zahl war Legion, fühlten sich persönlich verletzt; alle Pietisten und Gefühlsschwärmer waren lächerlich gemacht, alle Pedanten und Philister gegeißelt." (Lewes.) Diese Wirkung bezeugte zur Genüge, wie nothwendig es gewesen war, den Augiasstall der damaligen Literatur einmal gründlich zu säubern, aber auch, wie schneidig und elegant die neuen Martials ihre Waffen geschwungen hatten. Aber auch bewies sie, und zwar leider! „wie wenig man den hohen Ernst und die unpersönliche Hingabe an die Kunst, welche hinter den Xenien standen, zu begreifen vermochte. Als ein persönlicher Angriff, als Ausfluß der persönlichen Verhältnisse beider Dichter und namentlich Goethe's wurden die Xenien aufgefaßt; in dem allgemeinen Sturm der Kritiken, Erwiderungen und Antixenien gab es kaum eine Stimme, welche den sachlichen Gehalt der Distichen und das Verhältniß der geistig-künstlerischen Gesammtanschauung, die sie repräsentirten, zur Tagesliteratur, nur berührte." (Adolf Stern.) Die Antixenien bilden kein ruhmvolles Capitel der deutschen Literatur!

Positiv-künstlerisch, nicht polemisch-satirisch wie in den Xenien, verhielt sich Schiller in seinen Balladen, Schiller, der seit dem Freundschaftsbunde mit Goethe der anscheinend productivere der beiden Dichter. Er selbst sprach von einem „Balladenjahr". Und in der That kann man das Jahr 1797 in Schillers poetischer Thätigkeit als ein solches bezeichnen; denn in diesem Sommer entstanden in rascher Folge: die Kraniche des Ibykus, der Taucher, der Handschuh, der Ring des Polykrates, Ritter Toggenburg, der Gang nach dem Eisenhammer. Die Ballade und Romanze — denn nach der strengeren Definition dieser kleineren epischen Dichtgattungen müssen mehrere erzählende Gedichte Schillers mit der Bezeichnung Romanze belegt werden — sind erstere italisch-britischen, letztere spanischen Ursprungs; von England ward die Ballade nach Deutschland eingeführt; wir brauchen in dieser Hinsicht nur den Namen: Bürger zu nennen. Bürgers Balladen, die sich an die Sammlung Percy's Reliques of ancient english poetry (1765) und wohl auch an die Stimmen der Völker Herders anlehnten, entbehren nicht der Popularität; einen höheren Grad von Popularität aber errangen zweifelsohne diejenigen Schillers. Kann in unserer Zeit, in welcher die Spaltung zwischen Volk und Gebildeten noch immer nicht überbrückt ist, überhaupt von einer eigentlichen Volksthümlichkeit eines großen Dichters geredet werden, so gilt dies von Schillers Balladen, fast mehr noch als von seinen Schauspielen, von denen das bedeutendste, der Wallenstein, nicht eigentlich populär genannt werden kann, am meisten wohl noch das Freiheitsdrama Wilhelm Tell. „Schillers Balladen sind so tief in das Herz des Volkes gedrungen, daß keine Kritik sie daraus auf die Dauer verdrängen kann. Sie bedürfen zu einem ästhetischen Genusse keines Commentars. Es ist etwas so jungfräulich Edles in diesen Bildungen, etwas, wie das offene, lebensmuthige Antlitz eines Knaben. Sie sind spannend und ergreifend, ohne zu überreizen, sie sind allgemein gültig ohne Leerheit, voll natürlicher Wunder und doch voll Wunder, ein frei im Licht sprudelnder Quell, an dem das junge Volk sich erlaben mag." (Palleske.)

Im Balladenjahre 1797 fand auch „Die Glocke" ihren Abschluß, welches Gedicht Schiller seit 1788 plante, als er in Rudolstadt eine Glockengießerei besuchte. Aber fast zehn Jahre währte es, bis der Guß des Gedichts fertig war. „Der Glocke läßt sich," schließen wir uns Palleske an, „in der gesammten Poesie nichts an die Seite stellen. Vielleicht keine Dichtung ist so tief in unser edleres Bürgerthum eingedrungen, ist so sehr eine poetische Verklärung unsres Städtelebens. Alles was das Bürgerthum ziert, Frömmigkeit, Zucht, Fleiß, Ordnung, der Freiheit Schutz, des Hauses Ehre, klingt voller und leiser an, die kommenden und gehenden Geschlechter, die Gefahr des Elementes, der Revolution, Alles was sich ungezwungen in den Gesichtskreis des fleißigen, ruhigen Bürgers, des Meisters drängt und an sein Werk anschließt, ist in eben so einfach

kernigen Weisen, als gesteigerten Schilderungen eingewebt. Von Schillers gesammter Lyrik aber gilt, was er von der Glocke sagt:

Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und grenzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme sein von oben,
Wie der Gestirne helle Schar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr."

Neben der Fürsorge für die bildenden Künste, welche mehr auf das Conto Goethe's fällt, wandten die beiden Freunde ihre Aufmerksamkeit dem Weimarer Theater zu. An dieses knüpft die letzte Epoche des Zusammenlebens Schillers mit Goethe an. Das Weimarische Hoftheater war im Jahre 1791 gegründet worden; seit diesem Jahre führte auch Goethe die Zügel der Direction desselben. Aber erst mit dem Jahre 1796, zum Theil in Folge eines künstlerisch bedeutenden Gastspiels von Iffland, beginnt ein höherer Geist das Theater zu beherrschen. Also in einer Zeit, in der Schiller schon von bestimmendem Einfluß auf Goethe war. Im genannten Jahre kam Goethe's Egmont (eben anläßlich Ifflands Gastspiel) in Schillers Bearbeitung zur Darstellung, eine Bearbeitung, die viel verleumdet ist, der aber doch ein Verdienst nachgerühmt werden muß, daß sie die Bearbeitung eines an und für sich undramatischen Stücks durch einen Dramatiker ist. Diese neue künstlerische Epoche des Weimarer Theaters sollte bald durch eine noch glänzendere abgelöst werden, welche man, ihrem Anfange nach, mit der Aufführung von „Wallenstein's Lager" begrenzen kann. Schiller hatte seit der Vollendung des Don Carlos als Dramatiker geschwiegen und sich mit historischen und philosophischen Studien beschäftigt; jetzt brach der eingeborne Drang des Bühnendichters wieder durch und schenkte dem deutschen Theater eine Reihe von Meisterwerken.

Schillers Ausgang.

„Nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre Proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten verwandeln." So hatte Schiller an Goethe nach den Xenien geschrieben. Selten ist ein großer Vorsatz schöner ausgeführt worden.

Vom Wallenstein (1799) gilt noch immer Goethes Ausspruch: er ist so groß, daß kein zweites ähnliches Stück existirt. In ihm haben wir Schiller's größte That zu verehren. Schiller's gesammte Poesie neigt zur Subjectivität, eine Eigenschaft, welche für die lyrische Dichtung von höchstem Vortheil ist, für die dramatische nicht. Das Drama verlangt Objectivität, Leben und Ausleben der Charaktere, nicht des Dichters. Aus diesem Grunde ist Shakespeare der größte Dramatiker: er ist objectiv. Schiller gibt sich in seinen meisten Dramen als subjectiver Poet: Carl Moor, Fiesco, Don Carlos — sie alle haben eine Ader von ihrem Schöpfer selbst. In den späteren Schauspielen, von der Maria Stuart an, ersieht man des Dichters Subjectivität weniger aus Verkörperungen seiner selbst im Drama, als aus der Vorliebe für die Helden und Heldinnen — namentlich die letzteren: Maria, Johanna d'Arc. Auch das darf nicht sein; vor Shakespeares Geist schreiten alle seine Gestalten mit gleicher Antheilnahme des Dichters vorüber; ihm gilt der Grundsatz: gleiches Recht für Alle! Anders in Wallenstein! Sei es das plötzliche Zusammengehen mit dem durch seine größere Objectivität dem Britten verwandten Goethe; sei es das Studium

Shakespeares, dem er sich gerade jetzt mit besonderem Eifer anheimgab: nie hat Schiller so sehr sein Selbst abgestreift, wie in seinem umfangreichsten Drama. Darf man es wagen, Schiller an Shakespeare zu messen, so steht von Allem, was der Deutsche leistete, der Wallenstein den Schöpfungen des Engländers am nächsten. Namentlich in den rein historischen Scenen, die, mit ihrem „edlen Rest der Historie", wie Palleske das zeitgemäße Colorit in Sprache und Handlung treffend bezeichnet, weit über den, freilich im großen Publikum beliebteren Liebesscenen stehen: die wundervolle Verhandlungsscene zwischen Wallenstein und seinen Generalen einerseits und Questenberg andrerseits (Piccolomini II. Akt), die prächtige Bankettscene (IV. Akt), die grandiosen Auftritte mit den Kürassieren! (Wallensteins Tod, III. Akt.) Bei Max und Thekla kann man nicht umhin Platens Tadel beizupflichten: allzuviel Liebesgeschichten! Auch stehen diese beiden wesenloseren Figuren hinter den übrigen realistisch-scharfen des Stückes erheblich zurück. Schiller, der Idealist, war nie so Realist wie im Wallenstein. Gleich das „Lager" führt uns energisch in das flotte Kriegsleben der Zeit ein, ohne Hervorthun des Dichters, nur durch die Personen: eine große Kunst! Nur daß man diesem Vorspiel eine kräftiger geknotete Handlung wünschen möchte. Das Reiterlied ist stets als eine Perle Schiller'scher Lyrik anerkannt worden. Wie der große Dichter später im Tell die Freiheitskämpfe von 1813 und nach 1813 prophetisch ahnte und behandelte, so scheint ihm in Wallenstein's Glück und Ende das des corsischen Eroberers vorgeschwebt zu haben. Ein neuer Beweis dafür, daß auch heute noch der alte Zusammenhang zwischen Dichter und Seher (vates) vorhanden ist, wie ihn die alte Zeit kannte. Der „Wallenstein" ist das größte deutsche Drama.

Mehr gehen ließ sich Schiller in seinen nächsten Stücken. Es ist nicht unbemerkt geblieben, daß die Dichter, die sich einst so männlich dem „falschen Regelzwange" der französischen Melpomene widersetzten, später der Tragödie Racine's Concessionen machten. Goethe führte Voltaire's Mahomet und Tancred auf der Weimarer Bühne ein, Schiller Racine's Phädra. Sahen wir, wie der „Wallenstein" gleichsam unter den Auspicien des altenglischen Theaters entstand, so walteten über den folgenden drei Dramen die Götter des Theaters Ludwigs XIV. Ein männlicher, kriegerischer Geist weht im Wallenstein; in „Maria Stuart", der „Jungfrau von Orleans" und der „Braut von Messina" wiegen die weicheren Gefühle vor. Schiller hat nie so sehr gerechtfertigt, daß er ein Liebling der deutschen Frauenwelt geworden, als in diesen Werken; es herrscht in ihnen ein frauenhafter Zug. Der wohlfeileren Rührung wird Raum gegeben (Maria Stuart), ein schwärmerisch-verzückter Ton angeschlagen (Jungfrau von Orleans). Schiller war, nach seinem eigenen Ausspruche, der Helden des Wallenstein mit ihrer unerbittlichen Realistik müde: er sehnte sich nach Heldinnen mit pathetischem Idealismus. Aus den ebengenannten Gründen können Stücke, wie die drei genannten Frauentragödien, nicht auf ein und dieselbe Höhe wie der Wallenstein gestellt werden. Erst im Tell, und vor allen Dingen in dem großartigen Demetrius-Fragment erhebt sich der Dichter wieder zu seiner alten Höhe.

Die vier nach-wallenstein'schen Dramen fallen in die Jahre 1800, 1801, 1803 und 1804. Maria Stuart zeichnet sich durch einen vollendeten Aufbau der Handlung aus; da ist nichts Ueberflüssiges, jeder Auftritt motivirt. In dieser Hinsicht steht dies Stück manchem anderen Schiller'schen Drama voran, ebenbürtig zur Seite der Braut von Messina. Das Trauerspiel ist wohl mehr darauf angelegt, durch die Gestalt seiner Heldin zu rühren als tragisch zu erschüttern. Die Jungfrau von Orleans wird in der Schilderung der folgenden Literaturepoche noch herangezogen werden müssen als Beweis dafür, wie die Anfänge der romantischen Schule schon mit den Bestrebungen Schiller's und Goethe's zusammenfielen. Sonst hat man dem Stück, und wohl nicht

mit Unrecht, nachgesagt, daß es „zu wenig Natur“ enthalte; in der That macht sich nirgends bei Schiller so sehr das rhetorische Element zu seinem Nachtheil geltend, als in dieser Verherrlichung der schwärmerischen Befreierin Frankreichs. Die Braut von Messina wird von Vielen für das bedeutendste der Schiller'schen Dramen gehalten, eine Ansicht, die wir, wie die Besprechung des Wallenstein gezeigt, nicht theilen; nicht nur die Behandlung, auch der nationale Stoff weist dem Wallenstein den Vorrang an. Dagegen ist das spätere Stück vielleicht dasjenige Schiller's, das bei der Aufführung am meisten erschüttert, ein Ergebniß, das es der unerbittlichen Logik der Handlung verdankt, die sich zudem auf einen engen Zeitraum concentrirt, eine Eigenschaft, die auf der Bühne stets etwas ungemein Packendes hat. Dagegen ist die Fabel von einiger Künstlichkeit, einer gewissen Zusammencomponirtheit nicht freizusprechen. Nie hat übrigens der Dichter wieder eine solche Schönheit der Sprache entfaltet wie hier. Wie Bergluft umfängt es uns, wenn wir aus der etwas schwülen Atmosphäre dieser Schicksalstragödie hinaustreten in die des Wilhelm Tell: Hier ist alles Freiheit, Sonne, Kraft und Gesundheit. Der Tell ist Schiller's populärstes Stück. Der Dichter, der die Schweiz nie gesehen, schildert die Natur ihrer Alpenwelt mit wunderbar erfrischenden Farben. Daß er den Chor, den er in der Braut von Messina eingeführt hatte, im Tell wieder fallen ließ, zeigt, daß Schiller selbst das Verfehlte dieser Neuerung einsah. Er kehrte zur volksthümlichen, deutschen Form des Schauspiels zurück. Seine Beliebtheit verdankt das Werk zumeist seinem Stoff: die Befreiung eines Volkes von auferlegten Banden durch sich selbst. Der Stoff war populär und mußte noch populärer werden. Schiller sollte als der endigen, als welcher er in den „Räubern“ begonnen: als Dichter der Freiheit.

Als Schiller am 9. Mai 1805 in Weimar starb — nach der Vollendung des Wallenstein war er dahin übergesiedelt — lag als das Letzte, was er gedichtet, auf seinem Schreibtische fertig der Monolog der Marfa aus dem Demetrius. Nur anderthalb Akte sind von diesem Trauerspiel beendigt worden, aber sie, nebst den vorhandenen Skizzen des Stücks, bezeugen, daß des großen Dichters Kraft nicht erschöpft war, sich vielmehr noch nach aufwärts bewegte. Wäre dies Werk vollendet worden, wir besäßen in ihm ein dem Wallenstein ebenbürtiges. Der polnische Reichstag des I. Aktes ist neben dem Bankettakt aus den Piccolomini und der Rütliscene im Tell, neben dem Reichstag von Worms in Zacharias Werner's Martin Luther und noch einigen wenigen Nummern der späteren Zeit die größte Ensemblescene der deutschen Dramatik. Die letzten Verse des Monologs der Marfa muthen fast schon wie ein Hinausstreben des unsterblichen Genius Schiller's aus den ihn beengenden Fesseln des siechen Körpers an:

„O, warum bin ich hier geengt, gebunden,
Beschränkt mit dem unendlichen Gefühl!
Du ew'ge Sonne, die den Erdenball
Umkreist, sei Du die Botin meiner Wünsche!
Du, allverbreitet, ungehemmte Luft,
O, trag' ihm meine glüh'nde Sehnsucht zu!“

Von größeren dramatischen Plänen, mit denen Schiller sich trug, nennen wir noch den Warbeck und die Malteser, von seinen Bemühungen für ein edleres Repertoire am Weimarer Theater die Bearbeitungen von Shakespeares Macbeth, Gozzi's Turandot, von Picard's Lustspielen: Der Neffe als Onkel und der Parasit, sowie von Racine's Phädra. Als der Erbprinz von Sachsen-Weimar sich mit der Großfürstin Marie Paulowna von Rußland vermählte, dichtete Schiller die Huldigung der Künste, welches Festspiel am 12. November 1804 gegeben ward.

Die beiden Humboldt. Fichte. Schelling. Hegel.

Ehe wir zu den Philosophen der Goethe-Schiller'schen Zeit übergehen, müssen wir noch einen Blick auf ein Brüderpaar werfen, von dem der eine Goethe und Schiller persönlich besonders nahe stand und als eine Zierde jenes geistvollen Kreises angesehen werden muß, der sich damals an die Weimarer Heroen anlehnte. Wilhelm von Humboldt (1767—1835), den August Böckh „einen Staatsmann von Perikleischer Hoheit" nannte (Humboldt war zuerst preußischer Gesandter in Rom, nach 1806 Chef des öffentlichen Unterrichts in Preußen, dann 1814 und 1815 Gesandter in Wien und London, endlich Minister des Innern in Preußen — beim Kongreß galt er neben Talleyrand und Metternich für die hervorragendste Erscheinung), als Philosoph ein Schüler Immanuel Kant's, als Philologe ein Jünger Heyne's in Göttingen, war kein eigentlich dichterisch productiver Geist (seine Sonette sind formal schön, inhaltlich edel, aber nicht bedeutend), sondern ein mehr nachempfindender, wissenschaftlicher Theoretiker. Seine geradezu großartige Sprachkenntniß erleichterte ihm diese reproductive Thätigkeit, indem er sich auch in die Dicht- und Denkweise fremder Poeten und Völker vertiefen konnte. So übersetzte er theilweise zwei der schwierigsten Autoren des Alterthums, Pindar und Aeschylus, von jenem 15 Hymnen, von diesem den Agamemnon, den er mit einer geistvollen Einleitung versah. Geistvoll ist auch sein großes sprachphilosophisches Werk, das Hauptwerk seines Lebens, über die Kawisprache auf der Insel Java. Rein ästhetisch sind seine Versuche über Hermann und Dorothea, worin er Goethe's Gedicht mit feinem Verständniß zu zergliedern und erläuternd zu durchdringen wußte. Ueberhaupt ist die Feinfühligkeit des poetischen Verständnisses und Urtheils ein besonderes Merkmal des W. v. Humboldt'schen Geistes, was ihn selbst in jener rein ästhetischen Periode deutscher Geschichte aus der Reihe der Uebrigen hervorhebt und ihn Herder verwandt macht. Am bekanntesten im großen Publikum sind wohl Humboldt's Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede). Hervorragend ist Wilhelm von Humboldt's Betheiligung an der stillen reorganisatorischen Thätigkeit nach 1806 in Preußen; in dieser Hinsicht verdient sein Name unmittelbar neben dem Stein's genannt zu werden. Die Gründung der Berliner Universität ist mit sein Werk. Sein Bruder Alexander von Humboldt wird als der Begründer der neueren Naturforschung gefeiert (1769—1859). Wenn er als solcher an dieser Stelle seinen Platz finden muß, so liegt das gleichfalls an der stark ästhetischen Seite seines Geistes, welcher fein ästhetische Sinn ihn, den Lehrer der exacten Naturwissenschaft, zum Geistesbruder der Weimarer Dichter machte. Dieses ästhetische Fluidum war damals so stark, daß es alle Gebiete des Wissens und der Forschung mit seinem Hauch durchdrang. Der trennende Abgrund zwischen Kunst und Wissenschaft, der heutzutage Beide trennt, war von dem hohen Standpunkt der einheitlichen Weltanschauung aus, auf welchem beispielsweise ein Goethe stand, nicht erkennbar. So sind Alexander von Humboldt's zwei Hauptwerke, trotzdem sie wissenschaftlicher Natur sind: Der Kosmos und die Ansichten der Natur, vermöge der künstlerischen Durcharbeitung des Materials, der Eleganz des Stils und der Pracht der Schilderungen auch rein schriftstellerische Meisterwerke.

Johann Gottlieb Fichte (1762—1814) setzte den Kantischen Kriticismus fort, indem er zum reinen Idealismus übertrat. Indem er die im System des Königsberger Philosophen liegenden Keime des Idealismus weiter entwickelte, legte Fichte zugleich den Grund zu den Philosophemen Schelling's und Hegel's. Das Hauptwerk, in welchem er seinen Idealismus construirte, ist die Grundlage der

gesammten Wissenschaftslehre (1794). Die ganze Wirklichkeit wird aus der Entwicklung der nothwendigen Vernunfthandlungen hergeleitet; diese allgemeine Vernunft ist das Ich. Dieses Ich steht über den Individuen, wirkt in ihnen aber unbewußt, aus welcher Thätigkeit sich dann die Erscheinungen der äußeren Welt herleiten: diese äußere Welt, das Nicht-Ich, existirt nur durch das Ich. Dieses Ich hat den ewigen Trieb der Selbstbethätigung, was sittlich ist; in dieser Selbstbethätigung besitzt es die absolute Freiheit. In dieser absoluten Freiheit der Selbstbethätigung besteht nun für Fichte die höchste sittliche Aufgabe, das Sittengesetz und alle Verhältnisse der Wirklichkeit sollen von diesem Ideal durchdrungen werden. Dieser ethische Idealismus sucht das angeborene und unveräußerliche Recht der Freiheit im Leben überall zur Realität zu bringen. Dieser Ideengang deckt sich im Ganzen und Großen mit dem sittlichen, im Gegensatz zur Antike modernen Axiom, was z. B. bei Shakespeare (gegenüber den Tragikern des Alterthums) so großartig wirkt, daß das Schicksal des Menschen nicht außer ihm, sondern in seinen eigenen Händen liege.

Es war nur eine Folge seiner eignen Lehre, wenn Fichte diesen absoluten Freiheitstrieb von seiner Philosophie aus auch auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart ausdehnte und beinahe unter den Augen der Franzosen (1808 zu Berlin) seine berühmten Reden an die deutsche Nation hielt. Sie waren es, welche die deutsche Jugend, das deutsche Volk zu dem Freiheitskampfe von 1813 begeisterten, wie es ja auch in letzter Instanz nur der großartige Idealismus Kant's, Schiller's und Fichte's war, welcher die Freiheitskriege möglich machte.

Mit mystischen Elementen versetzte die Philosophie Fichte's sein Schüler Friedrich Wilhelm Josef v. Schelling (1775—1854) ohne sein System doch zu einigem Abschluß bringen zu können. Wenn wir Schelling hier anfügen, so greifen wir eigentlich schon in das nächste Capitel unserer Literaturgeschichte hinein: denn dieser Philosoph war der Philosoph der romantischen Schule. Man hat seine Philosophie die Naturphilosophie genannt, eine Bezeichnung, welche nur zum Theil zutrifft; diese Naturphilosophie ist die eine Seite der Identitätsphilosophie oder der Philosophie des Absoluten: dieses Absolute (Gott, der Geist, das Fichte'sche Ich) ist das wahre Sein des Scheinenden, die Welt dagegen der Schein des Seienden. Idealismus und Realismus sollen auf diese Weise mit einander verbunden werden. Nahm sein Lehrer Fichte nur den Geist als etwas Wirkliches an, der die Materie erst erschaffte, so räumte Schelling dieser Materie wiederum die Existenz ein; er lehrte, daß die Materie oder die Natur, was dasselbe sei, nicht nur in unserm Geiste, sondern auch in Wirklichkeit vorhanden sei und unsre Anschauung von den Dingen identisch mit diesen Dingen selbst. Gegen den Spiritualismus der Fichte'schen Ansicht vertrat Schelling den Sensualismus (Ideen zur Philosophie der Natur 1797.)

Während Schelling in seinen späteren Jahren der katholischen Propaganda in die Arme sank, trat an seine Stelle Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770 bis 1831), der sich vielfach an Schelling anlehnt, wenngleich seine Philosophie sonst eine völlig selbständige ist. Hegel reicht noch weiter über die Epoche der deutschen Literatur hinaus, mit der wir uns gerade beschäftigen, denn er ließ die Romantik schon gänzlich hinter sich zurück und sein Einfluß geht, wenn auch indirect, noch bis in die Gegenwart, da bedeutende Schüler sich an seinem streng logischen System gebildet haben. Hegel hat in seiner Philosophie einen Gedankenbau aufgeführt, wie kein zweiter Denker vor ihm (System der Wissenschaft, 1807; Wissenschaft der Logik, 1812—1816; Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften, 1817; Grundlinien der Philosophie des Rechts, 1821; Philosophie der Geschichte, 1822.) Nicht in der Anschauung oder im Gefühl, im Begriff

sucht Hegel das Absolute und Wahre. Fehlte der Schelling'schen Philosophie das System, so wollte Hegel diese Philosophie systematisiren und gelangte auf diese Weise zur absoluten Philosophie, zu jener Philosophie, die von vorn, a priori, zu beginnen hat, wo nichts mehr gegeben ist, gegen welche absolute Philosophie sich später Herbart wandte, als er zum Fichte'schen Idealismus zurückgriff. Durch das Denken will Hegel dahin gelangen, vom Anfang an, da nichts gegeben ist, bis zum Letzten fortzuschreiten. Seine Methode hierzu ist die Dialektik des Gedankens und diese Methode, vom Voraussetzungslosen ausgehend, Gedanken an Gedanken reihend, bis zum Letzten fortzuschreiten ist das Große bei Hegel. Seine Logik behandelt das Denken, seine Naturphilosophie die Materie; vom Denken gelangt man durch die Materie zum Geist in der Geistesphilosophie. Es ist oben gesagt worden, daß Hegel's Einfluß indirect noch bis in unsre Tage reiche: direct hat er nur noch wenig Anhänger. Der anspruchsvolle Inhalt seiner absoluten Philosophie, ihre Selbstherrlichkeit, ist veraltet, wohl aber ist die Form, die scharfe Logik seines Systems, dasjenige, was namentlich den sog. jüngeren Hegelianern (David Strauß, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Max Stirner) zu ihrer schneidigen Kritik als furchtbare Waffe gedient hat. Von den Hegelianern der älteren Richtung nennen wir Karl Rosenkranz und Arnold Ruge.

4. Der Romanticismus oder die Einführung der ästhetisch-genialen Weltanschauung in Leben und Wissenschaft. (Von 1798—1806).

Die romantische Schule.

Einseitig gepriesen ihrer Zeit, einseitig verurtheilt in späterer Zeit ist die romantische Schule und die Romantik worden. Man hat einerseits zu wenig die vielen Auswüchse dieser Richtung bedacht, andrerseits zu wenig die Berechtigung, aus welcher sie ihren Ursprung herleitete. Der Classicismus Goethes und Schillers hatte eine Lücke gelassen, welche noch auszufüllen war; diese Lücke auszufüllen war die Romantik berufen, im engeren Sinne nicht nur die romantische Schule, auch als Ausläufer derselben die ganze direct neuere deutsche Literatur, u. a. auch die junge, welche sich seit der Errichtung des Reichs i. J. 1870 zu regen beginnt. Nur antik war unser Classicismus gewesen; und wenn diese angeeignete Antike auch der deutschen Literatur, vermöge ihrer Weltbürgerlichkeit, nicht gerade schadete, da unsre ganze moderne Bildung recht eigentlich auf dem hellenischen Alterthum auferbaut ist, so mangelte diesem Classicismus doch das, was wir im engeren Sinne vaterländisch nennen. Mit den alten Tragikern, mit Homer, den Historikern hatten sich die Weimarer Heroen beschäftigt; von der altdeutschen Literatur hatten sie nur geringe Kenntniß und wenig Interesse für sie. Schiller noch minder wie Goethe. Da mußte helfend eingegriffen werden.

Daß den beiden großen Dichtern dieser Mangel zum Bewußtsein gekommen wäre, ist nicht anzunehmen; wohl aber finden sich Spuren, welche darauf hindeuten, nicht sowohl, daß in ihrem Schaffen direct die Wurzeln der Romantik verborgen lagen, als vielmehr daß sie Fühlung mit derselben zu nehmen nicht umhin konnten. Goethe's Götz versenkt sich mit besonderer Liebe in die alte deutsche Zeit; Schiller's Jungfrau von Orleans, welche die Bezeichnung „eine romantische Tragödie“ auf dem Titelblatt trägt, steht schon sichtbar unter dem Einfluß der Romantiker. Von Goethe's Hinneigung zu den spanischen Dramatikern (Calderon), der orientalischen Periode seines reiferen Mannesalters nicht zu reden.

Aber die Wurzeln der Romantik lagen noch tiefer. Kritisch und polemisch begann sie und zwar vornehmlich gegen den seichten, nüchternen Rationalismus von

Nicolai und Genossen. Im Grunde genommen war also die Romantik nichts anders als eine Reaction gegen die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, oder, wollen wir der neuen Richtung Gerechtigkeit widerfahren lassen: gegen die Auswüchse der Aufklärung. Soweit befand sie sich auf dem Boden der Berechtigung. „Die sentimentale Jämmerlichkeit der Kotzebue und Lafontaine, der philisterhaft nüchterne Rationalismus der Nicolaiten ward verhöhnt und bekämpft. Nach allen Seiten hin wurde übermüthig auf die alten Perücken geklopft und dadurch viel scandalöser Puderstaub aufgewirbelt.“ (Scherr). Dies die negative Seite der Romantik. Sie hatte aber auch eine positive.

„Sie wollte die Einheit von Poesie und Leben begreifen, verkünden und herstellen, sie wollte das Ideale in das Reale einbilden, sie wollte die Welt der Wirklichkeit mit dem Geiste der Poesie durchdringen, dadurch die Gesellschaft von aller philisterhaften Beschränkung und Beschränktheit emancipiren und in eine Sphäre der Erziehung und Bildung erheben, wo Leben und Kunst in der höheren Einheit der Religion sich begegnen und umfassen sollten.“ (Scherr).

Diese Absicht war groß und schön; aber sie barg einen verhängnißvollen Irrthum in sich, den, daß es möglich sei, Poesie und Leben zu vereinigen. Daran scheiterte die Romantik. Sie scheiterte auch daran, daß zur Erreichung dieses Ziels die geeigneten Kräfte fehlten: Tieck, die beiden Schlegel, Novalis waren nicht die Männer hierzu; dazu ging ihnen die schöpferische Macht ab.

Aber nicht nur an Kraft und Macht fehlte es den Romantikern, auch an Charakter. Durch dieses Defizit geriethen sie bei der Bekämpfung der rationalistischen Weltanschauung auf ein Gebiet, welches ihnen verhängnißvoll werden sollte: das dem seichten Rationalismus gerade gegenüberstehende der katholischen Mystik. Auf diesem bedenklichen Gebiete setzten sie sich, auch kirchlich und politisch, derart fest, daß ein Mann wie Hettner (Die romantische Schule im Zusammenhange mit Goethe und Schiller 1850) nicht unrichtig den Begriff eines Romantikers mit dem eines Reactionärs zusammenwerfen konnte. Die politische Reaction nach 1815 begünstigt diese Wandlung. War man früher auf das Mittelalter zurückgegangen, insofern es in sich die Fundamente urdeutschen Denkens und Dichtens barg, so suchte man jetzt auf all jene mittelalterlichen Dichtungen zurückzugreifen, welche die neue Zeit als veraltet verworfen hatte. Die Religion sollte Leben und Kunst in einer höhern Einheit in sich begreifen, so wollte die romantische Lehre; wohlan! wo war dies mehr der Fall gewesen, als im Mittelalter, im feudalen Mittelalter, „wo sich alle Interessen und Richtungen im Höhepunkte der Religion sammelten, wo die aus der Religion fließende Poesie das ganze bunte, farbenreiche Leben nach allen Seiten hin begleitete und durchtönte; wodurch im Mittelalter, der schroffen Trennung der Stände des Feudalstaates ungeachtet, alle Lebenserscheinungen einen innigen Zusammenhang mit dem Volksleben gewannen; und weil dieses die einzige und unerschöpfliche Quelle der Poesie sei, so müßte durch Wiederherstellung der mittelalterlich romantischen Welt in Kirche, Staat und Volksthum unfehlbar auch Poesie und Wissenschaft verjüngt werden.“ Die in diesen den Lehrsätzen der romantischen Schule entnommenen Worten ausgesprochenen Grundsätze, soweit sie noch etwa dunkel sind, vervollständigte ein Ausläufer der Romantiker, der selbst eine Literaturgeschichte schrieb, Eichendorff, deutlich genug dahin, daß die romantische Schule nichts anders sei, als der Ausdruck des „Heimwehs nach der verlorenen Heimath“, d. h. nach der katholischen Kirche.

Dieser mehr als dunklen Seite des Romanticismus steht nun aber auch eine Lichtseite gegenüber, welche wir zu Anfang dieses Kapitels schon angedeutet haben und deren Bedeutung sich erst in den Jahrzehnten, die auf die romantische Schule folgten, ermessen ließ und die in unseren Tagen noch fortwirkt. Zuerst muß auf die germanistische Wissenschaft hingewiesen werden, welche recht eigentlich ein

Kind der Romantik war. Bei Gelegenheit der Brüder Grimm werden wir noch auf die Seite der Germanistik hinweisen, welche sie in Fühlung brachte mit der Gegenwart und für dieselbe fruchtbar machte: die Einwirkung auf die Erstarkung des Patriotismus nach 1806. Es ist charakteristisch, daß dieser Zug der Germanistik der romantischen Schule selbst fremd blieb. Hettner faßt die Bestrebungen derselben für das deutsche Alterthum so zusammen: „Schon seit 1798 hatte sich A. W. Schlegel mit altdeutscher Literatur beschäftigt; im Athenäum und in der Europa finden sich, freilich nur kurz und sprunghaft, seine Bemerkungen von ihm über den Unterschied der Volksdichtungen und der höfischen Dichter; er begann eine Bearbeitung des Tristan von Gottfried von Straßburg und er beabsichtigte eine ähnliche Bearbeitung der Nibelungen. Durch A. W. Schlegel wurde Tieck diesen Studien zugeführt. Seine Ausgabe der Minnelieder (1803) wurde von der bedeutendsten Tragweite; er zuerst sonderte die verschiedenen Sagenkreise, die Nibelungen mit dem Heldenbuch, die Sagen von Artus und der Tafelrunde, die Sagen von Karl dem Großen. Dilettantisch, aber für die ersten Bedürfnisse hinreichend, gab von der Hagen das Nibelungenlied und die deutschen Gedichte des Mittelalters heraus, und führte diese Studien in den Kreis des Universitätsunterrichts. Achim von Arnim und Clemens Brentano brachten des Knaben Wunderhorn, Görres brachte die deutschen Volksbücher.“ Von den Alterthümern der deutschen Literatur ging man auf die fremden Schriftthümer, namentlich die romanischen, über: ein gewisser Universalismus griff um sich. Man sollte diese Erweiterung des deutschen Ideenkreises, welche der von Goethe geplanten Weltliteratur sehr zu Hülfe kam, den Romantikern nicht vergessen. Shakespeare, den Lessing bei uns eingeführt hatte, bürgerten sie bei uns ein (Schlegel's treffliche Uebersetzung); dasselbe thaten sie mit den großen Dichtern der Romanen, mit Cervantes (Don Quixote von Tieck), Calderon und Dante, Camoens, Petrarca, Boccaccio, Ariost und Tasso. Auch der Orientalismus wurde uns durch sie eröffnet. Wenn wir jetzt eine Reihe meisterhafter Uebersetzer besitzen, wie sie kein Volk sonst besitzt, so danken wir das den Romantikern; wir nennen von Verdeutschern nur Gries, Streckfuß, Kannegießer, Regis, Rückert, Donner, Droysen, Freiligrath, Mohnike, Schack, Dohrn, Gildemeister, Hertzberg, Leinburg, Herm. Kurz u. a. m. Auf den Orientalismus der Romantiker ist eben hingewiesen: diese Seite ihrer universalistischen Thätigkeit ist besonders zu beachten. Friedrich Schlegel ging 1803 nach Paris, um Sanskrit zu lernen; durch sein Buch „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ ward er der Begründer der indischen Philologie, und zugleich der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft (Bopp, Lassen). Durch diesen Universalismus war eine wirkliche Literaturgeschichte, welche bis dahin in Deutschland fast ganz gefehlt hatte, erst möglich geworden, welche in unserm Jahrhundert zu so herrlichen Blüten der Wissenschaft führen sollte. Und wie sollte diesen Männern, die sich mit einer gewissen Vorliebe mit der Arionsage beschäftigten (Tieck, A. W. Schlegel, Novalis), einer Sage, welche die Wunder der Kunst verherrlichte, die Kunst gleichgültig geblieben sein, welche im Mittelalter ihre Wunder gethan, die bildende, vor allem die der Malerei? Freilich fallen bei diesen Bestrebungen die Schatten- mit den Lichtseiten fast zusammen: Die Maler, welche sich der neuangefachten Begeisterung der Romantiker für ihre Kunst anschlossen, glaubten dieser ihrer Kunst keinen größeren Dienst zu leisten, als daß sie selbst katholisch wurden und nach Rom gingen: denn nur ein Katholik könnne ein großer Maler sein, meinten sie. Dieser neuen Kunstbegeisterung verdanken wir, außer Malern oder besser gesagt Zeichnern wie Overbeck, den größten Genius der bildenden Kunst, den wir, mit Ausnahme des hellenistischen Asmus Carstens im vorigen Jahrhundert, seit Michelangelo besitzen: Peter Cornelius. Auch weisen

wir auf das neue Interesse für die gothische Baukunst (Gebrüder Boisseree, der Kölner Dom) hin.

Wie wir sehen, hatte die Romantik neben ihren bedenklichen Seiten auch ihre guten, welche namentlich für die Folgezeit von Wichtigkeit waren. Vermöge ihrer ungesunden Elemente zerstob diese Geistesrichtung bald, allerdings nicht ohne nachtheilige Folgen für unsre Kunst und unser Leben, auch das politische, zurück zu lassen. Heutzutage liegen dieselben zum Glück wohl hinter uns. Wir haben absichtlich das Bild des Zerstiebens von dem Ende der Romantik gebraucht; denn diese ganze Literaturrichtung hatte etwas Seifenblasenartiges. Wie Eichendorff in seiner schon angeführten Literaturgeschichte sich ausdrückt: „Noch ist kein Menschenalter vergangen, seit die moderne Romantik wie eine prächtige Rakete funkelnd zum Himmel emporstieg und nach kurzer wunderbarer Beleuchtung der nächtlichen Gegend oben in tausend bunte Sterne spurlos zerplatzte.“ Wir verweisen zu diesem Kapitel noch auf das vortreffliche Buch von R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870.

Jean Paul. Hölderlin.

Zwei Männer sollen die kurzen Charakteristiken der einzelnen Vertreter der älteren romantischen Schule einleiten, welche man für gewöhnlich nicht eigentlich zu dieser rechnet, von denen der erste aber eins mit der romantischen Richtung gemein hat: die Zerflossenheit, Zerrissenheit und Formlosigkeit. Es ist dies Jean Paul Friedrich Richter (1763—1825). Es kann hier nicht die Aufgabe sein, auf seine sämmtlichen Werke analysirend einzugehen, welche in 34 Bänden (1860) vorliegen: schon aus dem Grunde, weil dieser wunderbare Schriftsteller in seinen Schriften keine eigentliche Entwicklung hat. Die Lectüre eines Werks von Jean Paul gibt uns den ganzen Mann. Unter dem Einfluß der englischen Humoristen und Romandichter Swift, Sterne, Smollet und Fielding stehend, zu denen sich noch der deutsche Hippel und der Franzose Rousseau gesellte, bildete sich sein Geist, in welchem in ungewöhnlichem Maße „deutsche Herzlichkeit und Innigkeit, deutsche Herzensunschuld und deutsche Treue und Liebe“ ausgebildet waren, zu einer Dichterindividualität aus, wie sie einzig in der Literatur, und nicht nur in der deutschen, dasteht. Selten ist in einem Schriftsteller das in so reichem Maße vorhanden gewesen, was wir Gemüth nennen; selten aber auch sind die Schattenseiten des Gemüthslebens so sehr zum Vorschein gekommen, wenn einseitig das Gemüth, und nur dieses gepflegt wird, als bei Jean Paul. Will man die Schwächen des Gemüthslebens studiren, wenn dieses nicht durch das Verstandesleben, durch die Beschäftigung mit höheren Aufgaben, als sie der Alltag bietet, ergänzt wird, so braucht man nur zu Jean Paul zu greifen. Eine übermäßige Weichheit und Thränenseligkeit, alles in ihrer Ausartung auch so recht deutsche Eigenheiten, weshalb bei dem oben angeführten Citat das Beiwort „deutsch“ wohl am Platze steht, beherrschten Jean Paul und sind recht eigentlich das Wahrzeichen seiner Dichtungen. Alles männlichere Gefühl, jede Straffheit der Form fehlt diesem Dichter, auf den auch die formvolle und plastische Antike nicht den geringsten Einfluß gehabt hat, weshalb es keinen schärferen Gegensatz gibt, zwischen ihm und den ihm zeitgenössischen schönen Hellenisten Goethe und Schiller. Daß Jean Paul ein reichbegabter Dichter war, reichbegabt, wie wenige, voll Phantasie, Geist und hohem Idealismus, steht außer Zweifel, so daß die panegyrische Denkrede, die ihm Ludwig Börne hielt, zu Recht bestehen kann; aber niemals ist dieser gleichfalls deutsche Idealismus in hohlerer Weise aufgetreten, als bei ihm, wo ihm jeder höhere Inhalt fehlt. Aber wir würden die Charakteristik dieses Schriftstellers für unvollkommen

halten, wenn wir bei ihm nur die Thränen- und Schönseligkeit hervorheben wollten; was diesen Eigenschaften eine so sonderbare Beimischung gibt, ist der Humor, allerdings der Jean Paul'sche Humor, nicht jener echte, derbe, phantastische Humor Shakespeares und der Britten, welchen man ein ausgelassenes Leben ohne die Einschränkungen des Lebens nennen möchte, ein willkürliches, launenhaftes Auffliegen des Luftballons ohne die regelnde und beschwerende Thätigkeit des Gesetzes, ein toller Fasching inmitten des Ernstes des Lebens, sondern jener Humor, der, wie man gesagt hat, „durch Thränen lächelt," ein weinerlicher, sentimentaler Humor. Dieser Humor, von dem die nachgeborenen Griechen in Weimar wenig besaßen, auch von dem echten nicht, trat in Jean Paul somit ergänzend in die classische Periode unsrer Dichtung ein: diese Ergänzung, wie die des deutschen Gemüths, die zur Entwicklung des deutschen Geistes nöthig waren, schuf Jean Paul, und das wollen wir ihm nicht vergessen. Aber die Einseitigkeit dieser Richtung litt keine lange Dauer derselben: der gefeiertste Dichter jener Tage verfiel bald dem Fluche der Vergessenheit. Denn das ist auch charakteristisch für jene Zeit, daß der Poet, dessen Schwächen wir heute rückhaltslos verurtheilen müssen, ein Liebling seiner Zeit war, wie Goethe und Schiller bei Weitem nicht: alle schönen Seelen, und deren gab es damals viele, liebten und vergötterten Jean Paul bis zur Schwärmerei. Ueberhaupt thäte man diesem Unrecht, wenn man seine Verschwommenheit ihm allein zur Last legen wollte, sie lag mit in der Zeit. Nie ist jener Mangel öffentlichen Lebens und öffentlichen Interesses, politischen Rückhalts, der einer jeden Poesie erst Halt verleiht, einem Dichter so sehr zum Verhängniß geworden, als Jean Paul. Selbst nicht den ausschweifendsten Romantikern, selbst nicht Heine, in dessen Schöpfungen, seinem Weltschmerz, seiner thatlosen Satire man den Mangel großen Lebens doch beeinträchtigend herausfühlt. Der Deutsche sollte durch jahrzehntelange Kämpfe erst dahin kommen, ein solches großes Dasein zu erringen. Dieses große Dasein, einmal fehlend, ein ander Mal vorhanden, ist nach unsrer Ansicht die Hauptscheidewand, welche unsere Zeit mit ihrem Interesse so sehr von dem vergangener Jahrzehnte trennt. Auch von Jean Paul. Der Deutsche hat einmal höhere Aufgaben jetzt, als bloße Pflege des Gemüthslebens zu üben; wie Otto Roquette sich sehr schön gelegentlich Heines ausdrückt: er ist nicht mehr von Interesse und von Gefahr „seit der Deutsche wieder ernstere Lebensaufgaben kennen gelernt hat, seitdem seine Jugend nicht mehr im Genuß verweichlicht, sondern in Heldenkämpfen erzogen ist, die aus dem einst zersplitterten Vaterlande einen europäischen Staat gemacht haben." Dasselbe gilt auch von Jean Paul; mit der Abnahme des Interesses für ihn ist auch die Gefahr seiner Einseitigkeit geschwunden. Nicht Formlosigkeit lieben wir mehr, sondern straffe Zucht, und vor allen Dingen: Inhalt im Leben und Dichten. Daher wird das viele Schöne, das dieser Humorist uns bietet, für den Leser, der ihn zur Hand nimmt, nicht verloren sein; aber die beherrschende und bestimmende Macht seines Geistes ist dahin.

Wir führen noch die Hauptwerke Jean Pauls an: Die unsichtbare Loge, Hesperus, Quintus Fixlein, Siebenkäs, Das Kampanerthal, Flegeljahre, Titan (das bedeutendste), Reise des Feldpredigers Schmelzle nach Fläz, Leben des Schulmeisters Wuz, Leben Fibels. Es sind dies humoristische Romane, also Werke in einer geschlossenen Kunstform. Man wird nach dem Ebengesagten ermessen können, wie sehr hier die Weise des Autors der von ihm erwählten Form widerstrebt. Am sympathischsten ist Jean Paul da, wo sich seine Phantasie frei und fessellos bewegen kann, wo ihn keine Form bindet. Wenn man, wie Otto Roquette sagt, bei einer Darstellung und Beurtheilung Jean Pauls mit der einen Hand geben muß, um mit der anderen zu

nehmen, so möchten wir in unserer Charakteristik dieses bedeutenden Schriftstellers, welche die Pflicht hatte, auf die vielen bedenklichen Elemente in seinen Schriften hinzuweisen, doch zum Schluß, dem schönen Gefühl der Gerechtigkeit folgend, geben, d. h. wir schließen mit einem Passus aus Börnes Denkrede auf Jean Paul, die dessen redlichem Gemüth auf eine den Redner ehrende Weise gerecht wird. Börne sagt: „Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen... Er führt die Müden und Hungrigen in die Stadt seiner Liebe. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr."

In einem starken Gegensatze zu Jean Paul steht ein Dichter, der sich wie dieser gleichfalls schwer einer literarischen Richtung seiner Zeit zuweisen läßt, und den wir nur bedingt an die Spitze der Romantiker stellen: Friedrich Hölderlin (1770 bis 1843). Hölderlin nimmt eine einsame Stelle in unsrer Literatur ein: für einen Classiker war er zu romantisch, für einen Romantiker zu classisch. Ein Hellene war er mit ganzer Seele, freilich kein fröhlich-genußfroher wie Goethe, mehr ein elegisch-wehmüthiger. Dieser elegisch-wehmüthige Zug macht ihn den Romantikern verwandt. Auf ihn übte die bunte heitere Griechenwelt nicht ihren belebenden Einfluß aus; die heiße Sehnsucht nach ihrem Glanz wirkte vielmehr zerstörend auf Hölderlin, so daß er, fast 40 Jahre in trüber Geistesumnachtung lebend, im Irrenhause endete. Hölderlin ist einer von denjenigen Dichtern, die noch viel zu wenig bekannt sind: er gehört zweifelsohne zu den größten Lyrikern der Weltliteratur. Seine Lyrik ist meist elegisch und zwar nicht nur da, wo er direct Elegieen schreibt: Eine Fülle von Wohllaut trägt seine sehnsüchtigen Gefühle vor, die in einer grenzenlosen, fast krankhaften Vorliebe für die schöne Natur des Hellenenthums bestehen, der gegenüber das Christenthum nur als unnatürlich hingestellt wird. Will man den Inhalt seiner Poesien kurz bezeichnen, so braucht man nur auf Schillers „Götter Griechenlands" zu verweisen; aber während es Schiller, mit dem übrigens Hölderlin geistesverwandt ist, gelang, sich mit dem Christenthum abzufinden, ging Hölderlin an diesem Widerspruch zu Grunde: ein tragisches Opfer des Hellenismus in unsrer neueren Geschichte, wie Julianus Apostata in der alten. Ergreifend berührt es, wie der Dichter, der bezeichnender Weise gelegentlich von einem „göttlichen Wahnsinn der Dichtkunst" spricht, im wirklichen Wahnsinn doch noch erschütternde Töne der Poesie zu finden weiß. Ein selten erhabener Zug wohnt in seinen Hymnen: Hölderlin war eine einseitig pathetisch angelegte Natur. Von Humor, auch vom weinerlichen Jean Pauls, der mit dem Leben versöhnt, war bei ihm keine Spur vorhanden. Leider ist vieles Größere bei ihm unvollendet (Empedokles, Tragödie). Sonst verdienten mehr gekannt zu werden seine poetische Erzählung Emilie, sein schilderndes Gedicht Der Archipelagus, sein Roman Hyperion, „das schönste Klagelied auf den Untergang der hellenischen Welt". Ungleich der zerflossenen Art Jean Pauls ist bei Hölderlin alles plastisch, klar, deutlich, seine Kunst, die antiken Rhythmen zu behandeln, natürlich. Daß der Dichter sich übrigens seinem

Vaterlande, dessen Schönheit und Bedeutung gegenüber, sich durchaus nicht so ablehnend verhielt, wie wohl behauptet wird, beweist seine Ode „Der Neckar" und sein „Gesang der Deutschen", der da anhebt: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland."

Die eigentlichen Vertreter der romantischen Schule. (Tieck. Wackenroder. Die beiden Schlegel. Novalis.)

Der eigentliche Dichter, den die Romantiker, namentlich Goethe und Schiller gegenüber, aufzustellen beliebten, war Ludwig Tieck (1773—1853). Er besaß auch zweifelsohne ein großes positiv-dichterisches Talent, aber es fehlte seiner Kunst der Charakter. Begann er mit seinen Romanen Abdallah und William Lovell im Stile Maximilian Klingers, so ging er, nachdem er die eigentlich romantische Epoche seines Lebens hinter sich hatte, in seiner Dresdner und Berliner Zeit (Tieck war Theaterintendant in Dresden und wurde zuletzt von Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen), allerdings zum Vortheile seiner Poesie, zum lichten Goethethum über, dem aber doch, seltsam genug, ein gewisser nüchterner, fast an Nicolai und seine Aufklärung anklingender Ton nicht fehlte. Ueberhaupt verdient es berücksichtigt zu werden, daß den Mitgliedern der romantischen Schule im Engeren, so phantastisch sie sich sonst geberdeten, eine wirkliche Phantasie fast ganz abging. Durch seine Volksmärchen Peter Lebrechts trat Tieck 1797 mit den Schlegels in Verbindung und die Märchen, oder besser gesagt das Märchenhafte ist auch das Beste, was er in dieser seiner eigentlichen romantischen Zeit geleistet. Er lehnte sich in diesen Märchen an die deutschen Volksbücher an, freilich so, daß er den kräftig-naiven Ton derselben ins Weichlich-Ueberschwängliche übertrug. Aeußerlich gab er diesen Dichtungen die Form von Dramen (Leben und Tod der heiligen Genoveva, Kaiser Oktavianus, Fortunat), aber zum Aufführen sind sie damit doch nicht geschaffen, was auch nicht beabsichtigt war: wie den Romantikern die straff dramatische Concentration abhold war, so verschmähten sie diese auch als fesselhaft. Der Phantasus, der ein ganzes Nest volksbücherhafter Schauspiele in sich birgt, ist sogar von einem novellistisch-kritischen Rahmen umgeben. Zu den Romanen tragen wir noch den Künstlerroman Franz Sternbalds Wanderungen nach, nicht sowohl seines Werthes halber, der, trotzdem das Werk sich an Goethes Wilhelm Meister anlehnt, doch in Folge des mystisch-süßlichen Tones gering ist, als vielmehr weil ein frühverstorbener Freund Tiecks, Wilh. Heinr. Wackenroder (1772—1797), Antheil an ihm hatte. Wackenroder schrieb sonst noch Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders und Phantasieen über Kunst, welche beide Tieck herausgab. In diesen Schriften ward zum ersten Mal jener einseitig sich überhebende Ton katholischer Kunstbegeisterung angeschlagen, der für die Romantik so gefährlich werden sollte, weshalb Wackenroder, wenn er auch sonst nichts leistete, in der Geschichte derselben keine unbedeutende Rolle spielt. An die Anfänge der romantischen Schule klingen auch Tiecks Lustspiele an (Blaubart, Der gestiefelte Kater, Prinz Zerbino), insofern sie polemisch-satirisch verfahren, eine ironisirende Kritik der Nüchternheitsrichtung der verflossenen Jahrzehnte üben, weniger an Nicolai, als vielmehr an Iffland und Kotzebue. Poetisch das Bedeutendste schuf Tieck in seiner dritten oben charakterisirten Periode: wir meinen in seinen wirklich werthvollen Novellen. Es muß bemerkt werden, daß das Positivste, was die Romantik geleistet hat, auf dem Gebiete dieser Erzählungsgattung zu suchen ist, wozu wohl das Studium der romanischen Literatur Anlaß gab (Arnim, Brentano, Eichendorff, Kleist). Leider

unvollendet blieb die großangelegte Novelle Der Aufruhr in den Cevennen; zwei weitere Perlen sind Dichterleben und Der Tod des Dichters. In diesen Novellen lehnte sich Tieck, wie schon angedeutet, an Goethe an. Die Stoffe der beiden letztgenannten Dichtungen, das Leben des jungen Shakespeare, der tragische Tod des portugiesischen Dichters Camoens, des großen Sängers der Lusiaden, klingen bereits an die literarhistorische Thätigkeit Tiecks an, welche er in Dresden und Berlin neben seiner dichterischen entfaltete: sein Wirken für das Theater, als Kritiker (Dramaturgische Blätter), Historiker (Altdeutsches Theater) und Vorleser; als letzterer genoß er in Dresden einen besonderen Ruf. (Ludwig Tieck in Dresden. In: Zur Literatur der Gegenwart. Von Adolf Stern. 1880.) Seiner Uebersetzung der Cervantes ist schon gedacht; auch seiner Bemühungen für die ältere deutsche Literatur (Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, Ulrich von Lichtensteins Frauendienst); als besonderes Verdienst muß ihm die Herausgabe und man kann sagen die Rettung der beiden Kleistschen Dramen: Die Hermannsschlacht und Prinz Friedrich von Homburg angerechnet werden; ohne Tieck wären diese beiden Werke sicher zu Grunde gegangen. Ein besonderes Kapitel in dieser universalistischen Thätigkeit Tiecks bildet das Studium Shakespeares; die Schlegelsche Uebersetzung vervollständigte er zu einem Ganzen; unter dem Titel: Shakespeares Vorschule gab er eine Reihe älterer englischer Dramen in Uebersetzungen heraus. Zum Schluß mögen noch seine Lieder hier angefügt werden: sie stehen seinen Novellen künstlerisch ebenbürtig zur Seite. Tiecks ganze Stellung in der deutschen Literatur aber hat Niemand gerechter und schöner charakterisirt, als Goethe Eckermann gegenüber 1824, indem er ihn mit sich vergleicht, ein Ausspruch, der von solcher selbstlosen Selbstschätzung, solcher sittlichen Hoheit des Urtheils zeugt, daß nur minder Selbstlose, minder sittlich Hohe ihn haben verkennen und als anmaßend auslegen können: „Als nämlich die Schlegel anfingen bedeutend zu werden, war ich ihnen zu mächtig, und um mich zu balanciren, mussten sie sich nach einem Talent umsehen, das sie mir entgegenstellten. Ein solches fanden sie in Tieck, und damit er mir gegenüber in den Augen des Publicums genugsam bedeutend erscheine, so mussten sie mehr aus ihm machen, als er war. Dieses schadete unserem Verhältniß, denn Tieck kam dadurch zu mir, ohne es sich eigentlich bewußt zu werden, in eine schiefe Stellung. Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung und es kann seine außerordentlichen Verdienste Niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrthum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht.“

Die beiden Schlegel, August Wilhelm (1767—1845) und Friedrich (1772—1829), vertraten mehr die kritische Seite der Romantik. In Folge ihrer kritischen Thätigkeit, die sich zu Gunsten der Romantik auch gegen Goethe und Schiller richtete, eine Opposition, die vom Verwerflichen nicht ganz frei blieb (Schiller beispielsweise verdankte es dieser Kritik, daß er jahrzehntelang vornehm ignorirt wurde), in Folge ihrer wie es scheint nicht gerade einnehmenden Persönlichkeiten, welche Heine zu seiner beißenden Satire in der „romantischen Schule in Deutschland“ nur allzu reichlich Stoff boten, in Folge ihrer allerdings nicht gut zu heißenden Selbstüberschätzung (A. W. v. Schlegel besang sich selbst in einem Sonett, eine Manier, die später vielfach, selbst von einem Platen, nachgeahmt wurde), sind die bedeutenden Eigenschaften der Brüder Schlegel andrerseits wohl zu sehr unterschätzt worden. Diese bedeutenden Eigenschaften entfalteten sie als Literarhistoriker und Uebersetzer. Auf die wichtigen Folgen dieser Richtung der Romantik ist in der allgemeinen Uebersicht schon hingewiesen worden; der Universalismus der neuen Schule ist vornehmlich auf die

Rechnung der Schlegels zu setzen. August Wilhelm übersetzte Stücke von Calderon, schrieb Blumensträuße der italienischen, spanischen und portugiesischen Poesie und gab eine Indische Bibliothek heraus. Seine von Tieck vollendete Uebertragung Shakespeares ist wohl im Einzelnen später berichtigt, als Ganzes, als Uebersetzungskunstwerk jedoch nicht übertroffen worden. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß seine frühe Bekanntschaft mit Bürger Schlegel auf den Britten hinwies. Seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sind ungemein geistreich, wenngleich diese Geistreichigkeit Veranlassung ward, daß er den Gegenstand der Behandlung zu oft opferte, spitzfindig und manirirt wurde. Dadurch, daß Schlegel sein Urtheil über die Dramatiker aller Völker auf den Gegensatz stellte, den Einen (z. B. Racine) erhob, um den Andern (Molière) herabzusetzen, hat er der Unbefangenheit seiner Kritik sehr geschadet. Die Fülle von Geist, welche in den beiden Brüdern wohnte, sollte ihnen überhaupt oft verhängnißvoll werden, namentlich Friedrich Schlegel, dessen Charakter von beiden wohl der weniger tactfeste war. Friedrich, der auch Mitherausgeber des Athenäum, der eigentlich romantischen Vertreterin in der Presse, war, hat, wie schon erwähnt, namentlich durch die Sprache und Weisheit der Indier gewirkt; seine Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur enthalten schon so viel bedenklich Mystisches und duften, wie nicht unrichtig bemerkt ist, schon so nach kirchlichem Weihrauch, daß sie nur zu gut den späteren Uebertritt Friedrichs zum Katholicismus, sowie in die Dienste Metternichs und seines Systems vorbereiteten. Wir stoßen also hier wiederum auf die traurige Thatsache, daß dem Talent der Romantiker der Charakter oft allzuwenig entsprach. Dichterisch sind beide Schlegel wenig bedeutend, bedeutender noch August Wilhelm, der eine gewisse Formvollendung, auch in außerdeutschen Versmaßen, besaß (das Sonett, der Hexameter), auch ein schwächliches Trauerspiel Jon in antiken Metren schrieb. Gleich schwächlich ist Friedrich Schlegels Tragödie Alarkos. Den Beschluß möge hier sein, heutzutage mit Recht vergessener, einst mehr berüchtigter als berühmter Roman Lucinde bilden, den ein Stachelvers so charakterisirte:

„Der Pedantismus bat die Phantasie
Um einen Kuß, sie schickte ihn zur Sünde.
Frech, ohne Kraft umarmt er die
Und sie genas von einem todten Kinde,
Genannt Lucinde."

Weitaus das bedeutendste poetische Können unter den älteren Romantikern, Hölderlin natürlich ausgenommen, besaß Friedrich von Hardenberg, als Dichter nach einem Gute seiner Familie Novalis genannt (1772—1801). Mit Hölderlin verbindet ihn ein gewisser krankhafter Zug, eine unüberwindliche Sehnsucht nach Vergangenem, welche so übermächtig ward, daß sie jenen ins Irrenhaus, diesen in ein frühes Grab geleitete. Bei Hölderlin richtet sich diese Sehnsucht nach den verlornen Göttern Griechenlands, bei Novalis nach dem verlornen Paradies, nach dem Jenseits des Christenthums, des katholischen. Beiden gemeinsam ist das große lyrische Talent; wie es sich bei Hölderlin auf die Verherrlichung der Antike wirft, so strömt es bei Novalis in geistlichen Liedern aus, die oft von ungemeiner Zartheit und Innigkeit sind: Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist, Wenn Alle untreu werden, so bleib' ich dir doch treu u. a. m. Auch weltliche Gedichte verfaßte Novalis und zwar mit ebenso viel Beruf, wie denn auch hervorgehoben werden muß, daß Novalis nicht eigentlich als kirchlicher Dichter aufgefaßt werden kann, da sich sogar sein katholisches Christenthum oft im Pantheismus auflöst oder besser gesagt: verdunstet. (Der ist der Herr der Erde, der ihre Tiefen mißt, Auf grünen Bergen wird geboren

der Gott, der uns den Himmel bringt.) Hölderlins hellenistischen Hymnen entsprechen etwa Novalis Hymnen an die Nacht, von hoher Schönheit, aber ein gerades Gegentheil zu jenen. Dem Hyperion Hölderlins könnte man etwa den Roman Heinrich von Ofterdingen gegenüber stellen, der unvollendet blieb. Glich der Hyperion einem hohen Liede auf das entschwundene Hellas, so steht der Ofterdingen ganz im christlich-romantischen Mittelalter und in keinem Product der Romantik ist wohl der Versuch so energisch unternommen worden, Religion und Poesie in Eins zu verschmelzen, als hier. Schwebte über dem Hyperion die verklärende Schönheit des Griechenthums, so umhüllt uns im Ofterdingen der unerquickliche Nebel der Romantik, deren Symbol die in dem Roman eine bedeutende Rolle spielende „blaue Blume" ist. Trotz seiner Anlage, die zu Beginn für den Roman Gutes erwarten läßt, — die Dichtungen der Romantiker beginnen charakteristischerweise oft vortrefflich, z. B. bei Tieck, Arnim, Brentano, lassen dann aber gewöhnlich nach — trotz vieler Stellen, die den Dichter Novalis kennzeichnen, muß das Werk heutzutage als ein verfehltes bezeichnet werden.

Schleiermacher.

In engem Zusammenhange mit der Romantik steht Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768—1834). Suchten die Dichter und Kritiker auf dem Gebiete der Poesie und Aesthetik den nüchternen Auswüchsen der Aufklärungsperiode entgegenzuarbeiten, so Schleiermacher auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie. Und zwar mit besserem Erfolge wie jene. Aus einer reformirten Familie hervorgegangen, war ihm von vornherein schon ein toleranter, versöhnender Zug mit auf den Weg gegeben; wie den Nicolaiten mit der Leuchte der Religiosität, so stand er der orthodox-kirchlichen Partei mit der Waffe der Freisinnigkeit mannhaft gegenüber. Selten ist der Gedanke der reinen Religiosität, losgelöst von den Fesseln der einzelnen Religionen, bei einem Theologen schöner zum Ausdruck gelangt, wie bei Schleiermacher. Er erscheint wie eine milde Ergänzung zu Mendelssohn und Lessing. Milde und Versöhnung waren so recht das Leitmotiv seiner Wirksamkeit, sowohl seiner Wirksamkeit als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, als welcher er einen mächtigen und nachhaltigen Einfluß auf seine Zuhörer ausübte, sowie als theosophischer Schriftsteller: Ueber die Religion. Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern, Monologen, Die Weihnachtsfeier, Predigten. Seiner Wirksamkeit als Theologe diente eine gründliche philologische Bildung als Stütze, wie seine Uebersetzung des Plato beweist. Will man seine Stellung in der Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts kurz charakterisiren, so kann man sagen: Schleiermacher suchte Glauben und Wissen zu versöhnen und in dieser Eigenheit gebührt ihm eine ebenbürtige Stelle neben Luther und Spener. In dieser seiner Eigenheit wirkt Schleiermachers Geist noch heute fort.

5. Der erstarkende Patriotismus. (Von 1806—1813.)

Goethe und Schiller. Pestalozzi. Stein. Arndt. Niebuhr. Heinrich v. Kleist. Seume. Hebel.

Es berührt wohlthuend, wie an die Spitze der Ausführungen über die romantische Schule, so auch an die des Kapitels über den erstarkenden Patriotismus die Namen unserer beiden großen Dichter setzen zu können. Und diesmal mit mehr Fug und Recht. Goethe und Schiller sind häufig in den Verdacht gekommen,

daß sie eigentlich schlechte deutsche Patrioten gewesen seien; als Hellenen und Weltbürger hätten ihnen die specifisch-deutschen Interessen zu wenig am Herzen gelegen. Ein Vorwurf, der um so seltsamer klingt, als ihre Dichtungen, als deutsche, ja erst recht das Fundament zu einem deutschen Einheitsstaate haben legen helfen. Als Jahrzehnte lang unter dem Metternich'schen Regime eine systematische Zersplitterung der deutschen Kräfte geübt wurde, waren es in erster Linie die Dichtungen Schillers, die ein geistiges Band um alle deutsch Sprechenden und deutsch Denkenden schlangen, wie noch jetzt, da der österreichische Ländercomplex aus Deutschland ausgeschieden ist, diese deutsche Sprache und Dichtung Oesterreich an Deutschland wie mit unsichtbaren Ketten fesselt. Vor allen war es der Dichter des Don Carlos, welcher seinem Marquis Posa so begeisterte Worte für Gedankenfreiheit in den Mund legt, war es der Dichter des herrlichen Wilhelm Tell, der die Nation patriotisch kräftigte, nicht nur für die Freiheitskriege von 1813, sondern auch für die Befreiungskämpfe, welche nach 1815 begannen. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie prophetisch Schiller im Wallenstein und Tell sah: das edelste deutsche Freiheitsdrama, der Tell wurde das Wahrzeichen für die edelsten deutschen Bestrebungen, welche dem Jahre 1870 vorhergingen. Durften doch auch demgemäß Verse wie die folgenden lange Zeit auf den Bühnen nicht gesprochen werden, Verse, die einen wunderbaren Appell an die Thatkraft des Einzelnen richteten:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst.“

Das ganze Stück übrigens war manchen deutschen Machthabern ein Dorn im Auge, weshalb es zeitweise ganz verboten wurde. Wie Platen singt:

„Ja, in einer Stadt des Nordens, die so manches Uebels Quell,
Preist man Clauren's Albernheiten und verbietet Schiller's Tell —“

was auf Berlin gemünzt ist. Die Unterdrückung resp. Freigebung des Tell ward zum Wetteranzeiger für die jeweilige Gesinnung der Regierungen. Schiller selbst hat die Freiheitskriege nicht erlebt; aber aus seiner Schule und aus seinem Geiste ging ein Theodor Körner hervor. Härter des Unpatriotismus bezichtigt ist derjenige der beiden großen Dichter, der die Freiheitskriege er- und überlebte, Goethe. Auf den ersten Blick scheint diese Bezichtigung des Grundes nicht ganz zu entbehren. Goethe, der eine Audienz bei Napoleon nicht ablehnte und von ihm aussagte: der Mann ist euch zu groß, ihr werdet eure Ketten nicht zerreißen — war ein Bewunderer des Corsen. Als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen ward, beschäftigte sich Goethe gerade mit wissenschaftlichen Studien. Dieser Unpatriotismus Goethes ist aber nur ein vermeintlicher; wer schärfer zusieht, wird finden, daß die Antheilnahmlosigkeit nur eine scheinbare war. Es hieße das stille, lautlose, häusliche Wirken für eine Sache unter das lärmende, sich auf den Markt des Lebens drängende stellen, wollte man hier dem Altmeister einen Platz unter Arndt und Schenkendorf anweisen. „Sollte ich Kriegslieder schreiben wie Theodor Körner und mit ihm ins Feld ziehen?“ hat Goethe gelegentlich sich rechtfertigend gefragt, und er hatte mit dieser Frage Recht. Der Patriotismus des Mannes, der am Hofe zu Weimar lebte, das Herzog Karl August noch für lange hin zu einer Zufluchtsstätte der Freisinnigkeit machte, war kein lauter: er wirkte in ihm stiller, aber dafür um so kräftiger und nachhaltiger. Kann es deutschere Werke geben, wie den Götz, den Faust, vor allen Dingen Hermann und Doro-

thea? Ist dieser Jüngling Hermann nicht ein echter deutscher Jüngling mit seinen schönen Schlußworten des Gedichts? Freilich ist Goethes Deutschthum ebenso weit entfernt von Deutschthümelei wie von patriotischer Lauheit.

„Er war nicht kalt, wie ihr wohl meint,
Nur hielt er die Wärme zu wenig vereint —"

sagt Grillparzer. Goethes Deutschthum, dem universellen indo-germanischen Wesen entsprechend, besaß einen Zug zum Weltbürgerlichen. Eben in Hinblick hierauf und kurzsichtigen Verurtheilungen zur Mahnung kann man mit Bauernfeld nur ausrufen:

„Wie deutsch der alte Goethe war,
Das werden die Deutschen erfahren,
Wenn sie erst Deutsche geworden sind
Nach einigen hundert Jahren."

Zunächst müssen wir dem Thema dieses Kapitels gemäß einen Blick werfen auf Erstarkung des Patriotismus durch die Erziehung des Menschen (Pestalozzi), um dann auf die nationale Kräftigung durch die Erziehung des Volkes (Stein) überzugehen. Johann Heinrich Pestalozzi (1746—1827) wirkte im Gegensatz zu dem späteren Fröbel mehr durch das Gefühl; seine Pädagogik ist eine Pädagogik des Gemüths, nicht des Verstandes. Als Begründer der neueren Erziehungslehre in Deutschland kann er nicht hoch genug gestellt werden. Nicht hoch genug gestellt werden gerade wegen der richtigen Erkenntniß, die später leider öfter abhanden kam, daß im Kinde zuerst das Gemüth, das Gefühl, die Phantasie ausgebildet werden müsse, ehe das Verstandesleben zu seinem Rechte kommen dürfe, was Sache der reiferen Kinderjahre sei. Diese Erkenntniß leuchtete Pestalozzi mehr instinctiv ein, indem er sich von vornherein praktisch pädagogisch bethätigte und Kinder aus dem Volke erzog. Etwas Instinctives besitzt überhaupt das ganze Wirken dieses Volks- und Kinderfreundes, der, seinem erzieherischen System gemäß, selbst ein warmer Gemüthsmensch war: er und sein System haben und hatten Herz! Methode liegt weniger in Pestalozzis Pädagogik; diese brachten erst die Freunde, Anhänger und Nachfolger hinein. Diese stützten sich auf Pestalozzis Hauptschriften: Lienhard und Gertrud (1781), Wie Gertrud ihre Kinder lehrt (1801), Buch der Mütter (1803). Es sind dies im besten Sinne des Wortes Volksschriften, wie denn Pestalozzi neben Claudius einer der ersten deutschen Volksschriftsteller war. Es ist ein hehrer Zufall, daß sein Hauptwerk im Jahre 1781 erschien; in diesem, dem Todesjahre Lessings, traten noch Schillers Räuber und Kants Kritik der reinen Vernunft an die Oeffentlichkeit hervor. Wie diese beiden Werke eine Revolution auf dem Gebiete der Poesie und Philosophie hervorbrachten, so vervollständigte Pestalozzi's Werk diese Revolution des Geistes, indem er sie auch auf das Gebiet der Pädagogik ausdehnte.

„Des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein" — so ist mit Recht der Mann genannt worden, der Preußen und mit ihm Deutschland nach 1806 regenerirte, Heinrich Friedrich Karl Freiherr von Stein (1757 bis 1831). Stein ist eine von jenen ehernen Gestalten unserer Geschichte, von den ältesten Tagen bis auf den eisernen Kanzler herab, bei deren Betrachtung uns vorwiegend ein Gefühl überkommt: Stolz. Stolz, daß er unser war und noch ist. Als die gewaltige Hand des corsischen Eroberers 1806 den Staat Friedrichs des Großen zerschlagen hatte, das heilige römische Reich auch dem Namen nach endlich sein Scheindasein aufgegeben hatte, war es Stein, der einen Neuaufbau des deutschen Staates vorbereitete und durch Reformen nach Innen die Nation auch nach Außen hin neu kräftigte. Wir nennen nur die Schöpfungen: Aufhebung der Leibeigenschaft, die

Städteordnung, die den Städten die Verwaltung in eigene Hände gab, die allgemeine Wehrpflicht, die Gründung der Universität Berlin. Nicht daß er, der von Napoleon in die Acht Erklärte, von seinem König zeitweise Verleugnete, diese Gründungen alle mit eigener Hand vollführte; aber um seine Persönlichkeit und seinen Namen gruppirte sich Alles, was damals an der Erhebung des Volkes mitarbeitete. Arndt erinnerte sich bei Steins Anblick unwillkürlich Fichtes: gleichwie in diesem wirkte auch in jenem der großartige Idealismus, der Fichte erkühnte, unter den Augen der Franzosen seine geharnischten Reden gegen sie zu halten. Steins gewaltiger Thätigkeit ist es zuzuschreiben, daß man bei der Gründung der Universität Berlin Wilhelm von Humboldt's Antheil an dieser That aus den Augen verloren hat, es vergessen hat, daß nicht eigentlich Stein, sondern vielmehr der Staatsrath von Hippel*) es war, der den berühmten Aufruf an mein Volk vom 17. März 1813 entworfen hat. Auf seine Initiative gehen alle diese Bestrebungen zurück. Seinen treuesten Begleiter fand Stein in seiner Verbannungszeit an Ernst Moritz Arndt (1769—1859), dem großen Patrioten und Dichter kerniger Gesänge. (S. seine neueste Charakteristik in der Allgem. deutschen Biographie von Gustav Freytag.) Die gleiche Mannhaftigkeit und Deutschheit verbanden diesen mit Stein; ein Zug von starkem Gottvertrauen war ihm eigen. Mit seinem selbsterwählten Herrn, dessen „Wanderungen und Wandelungen" er (1858) geschrieben hat, waren ihm auch die gleichen Schicksale gemein, abwechselnd ob seines Patriotismus verketzert und dann wieder in Ehren eingesetzt zu werden, ein Schicksal, das auch dem Turnvater Jahn unverdientermaßen zu Theil ward. Steht Körner in seinen Freiheits- und Kriegsliedern als ein begeisterter idealistischer Jüngling, Schenkendorf als ein romantischer Schwärmer für das alte Reich, Kleist als ein düsterer Skeptiker, Rückert als ein dichtender Gelehrter, den die Strömung der Zeit mit sich fortriß, da, so ist Arndt von den Freiheitsdichtern der Mann. Es ist überflüssig, auf seine patriotischen Lieder hinzuweisen; worauf wir an dieser Stelle aufmerksam machen wollen, sind die Prosawerke, mittelst deren er theilweise in seiner Zeit stand und für sie wirkte: Geist der Zeit, Geschichte von der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, theils reformirend über sie hinausgriff, in die Zukunft wies: Was bedeutet Landwehr und Landsturm? Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze. Arndt ward noch das Glück zu Theil, den Anbruch der neuesten deutschen Aera heraufdämmern zu sehen, und als er 1849 an dem ersten deutschen Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. theilnahm, konnte an ihn die bedeutungsvolle Aufforderung gerichtet werden, seinem Liede: Was ist des Deutschen Vaterland? einen letzten Vers hinzudichten zu wollen, der mit keinem Fragezeichen endigen und eine greifbare Antwort geben sollte.

Auch die Geschichtschreibung trug das Ihrige zur Reformation des deutschen Geistes bei. Berthold Georg Niebuhr (1777—1831), auch als Staatsmann bedeutend, begründete durch seine Römische Geschichte (1811) die moderne Geschichtsschreibung. Ist dies Werk auch inhaltlich heute längst überholt (durch Mommsen), so muß es formell doch als Ausgangspunkt der ganzen neueren Historiographie gelten. Mit Niebuhr tritt bei dieser die Kritik in ihr Recht. Hatte man bisher die Erzählungen des Livius über Roms erste Zeit für baare Münze genommen, z. B. die Königsperiode, so verwies Niebuhr den größten Theil des also Berichteten in das Reich der Sage und sonderte aus dieser mit einem ungemeinen Scharfsinn, einer großen Ge-

*) Nicht zu verwechseln mit Theodor Gottfried von Hippel (1741—96), dem Verfasser der Lebensläufe nach aufsteigender Linie.

lehrsamkeit das Historische vom Mythenhaften ab. Diese kritische Methode ist Niebuhrs Verdienst; sie ward von jetzt ab in der Geschichtsschreibung herrschend. Diese riesenhafte That erleidet selbst dadurch wenig Abbruch, daß diese „souveräne Kritik", wie man sie wohl genannt hat, sich oft allzu souverän, namentlich unter Niebuhr's Schülern geberdete, so daß ihre zersetzenden Resultate oft ebenso zweifelhaft werden konnten, wie die der bisherigen naiven Tradition. Der Stil dieses Meisters der kritisch-historischen Schule muß als gedrungen bezeichnet werden. Seine politische Stellung ist eine maßvolle; ja die Julirevolution setzte ihn dermaßen in Schrecken, daß er bald darauf starb. Der eigentliche Begründer der liberalen Geschichtsschreibung ward Friedrich Christoph Schlosser (1776—1861), der wie keiner vor ihm das sittliche Element in der Geschichte betonte, der der diplomatischen Schule Leopold von Ranke (geb. 1795), an dessen Methode allerdings die Einseitigkeit mit Recht hervorgehoben worden ist, daß er weniger Völkergeschichte als vielmehr Cabinetsgeschichte schreibe, und die Wendungen im großen politischen Leben nicht als aus sittlichen Beweggründen im Volke hervorgehend betrachte, sondern aus den kleinlicheren Motiven der Cabinetspolitik.

Eine einsame Stelle nimmt Heinrich von Kleist in unserer Literatur ein (1777—1811), einsam steht er auch in der Umgebung der Männer da, die wir hier vorgeführt haben. Man hat ihn zu der romantischen Schule gezählt; allein auch unter ihren Vertretern ragt er einsam und allein empor. Es gibt keinen schrofferen Gegensatz zwischen ihm und den Schlegels, Tieck und Jean Paul: hier alles Zerflossenheit, Formlosigkeit, hie und da auch eine Lücke im Charakter: bei Kleist alles Mannhaftigkeit, straffe, brandenburgische Form und Zucht, jeder Zoll ein Charakter. Und doch muß man ihn wohl oder übel den Romantikern beizählen; weniger der sog. Romantik seiner Dramen halber (Käthchen von Heilbronn, Prinz Friedrich von Homburg, Penthesilea), auf welche man bei der Begründung zu viel Gewicht gelegt hatte, als seiner ganzen Persönlichkeit wegen, welche die Principien und Schwächen der romantischen Schule in sich bis zum Zerrbild vereinigte, an deren einseitiger Ausbildung Kleist zerschellte, ein tragisches Opfer des Romanticismus: der grenzenlose Cultus des Ich, des Individuums, die krankhafte Verschmelzung von Kunst und Leben, die ironische Zerstörung der Poesie, das Gewaltsame reflexiver Kritik, die verurtheilenswerthe Opposition gegen die classische Dichtung, bei Kleist nicht gegen Schiller gerichtet, sondern gegen Goethe. „Ich will ihm den Kranz von der Stirne reißen" — in diesen Worten gipfelt jener frevelhafte Ehrgeiz Kleist's, der ihn dem Wahnsinn nahe führte. Bei keinem zum Theil untergegangenen Genie, an denen unsere Literatur so reich ist — Gryphius, Grabbe, Hebbel — ist das Mitleid stärker, das wir für einen nicht zur vollen Entfaltung seiner Kräfte gekommenen großen Geist empfinden, als bei Kleist, nicht sowohl der erschütternden Schicksale dieses Jüngling-Mannes wegen, nicht sowohl seines Charakters wegen, der ein besseres Geschick verdient hätte, als seiner enormen Begabung wegen, die einzig in unserer Literaturgeschichte dasteht. Es soll uns hier nicht in den Sinn kommen, in den Ton jener Lobreden zu verfallen, die Kleist über Schiller, ja wohl über Shakespeare haben stellen wollen, ein unzulängliches Urtheil insofern, als Shakespeare und Schiller geleistet haben, Kleist etwas leisten wollte; aber wir halten es nicht nur für unser Recht, sondern auch für unsere Pflicht, diesem durch Selbstmord geendeten Dichter, dem schönen Zuge der Anerkennung folgend, gerecht zu werden, und sein Talent zu bewundern. Eins steht fest: dieser Vierunddreißigjährige, dessen Gebeine am einsamen Wannsee bei Potsdam ruhen, stand seinen Anlagen nach, die ihn zum Dramatiker von Gottes Gnaden machten, nicht unter Schiller. Nehmen wir, wie schon einmal, Shakespeare als höchstes Maß für die

Bedeutung eines Dramatikers an, so kam Kleist ihm unter den Deutschen am nächsten: am nächsten durch seinen großartigen Realismus, am nächsten durch seine Objectivität. Beides sind Eigenschaften, die Schiller abgehen. Und diese Fähigkeiten sind bei Kleist nicht die Folgen eingehenden Studiums des Britten, mit dem er sich übrigens fleißig beschäftigt hat, sondern die Ergebnisse einer ihm innewohnenden, urwüchsigen Begabung: wie er überhaupt vollständig original und selbständig, auch neben Shakespeare, dasteht. Kleist's Vorzug vor Schiller, seine Annäherung an Shakespeare zeigt sich allein schon in Einem, welche Einzelheit für viele als Beweis hier stehen möge: er erstrebt nie den theatralischen Effect, sondern stets den dramatischen. Ganz wie Shakespeare, der oft auch erstaunlich sorglos in der theatralischen Wirkung zu sein scheint. Das ist bei Schiller anders: selbst bei der größten Wallensteinscene, der mit den Kürassieren in Wallensteins Tod Schluß des 3. Actes kann man sich des Eindruckes nicht ganz erwehren, sie sei auf den Effect hin geschrieben. Von Scenen wie der packende Schluß des 2. Actes in Kabale und Liebe nicht zu reden. Schiller fühlte sich beim Dichten seiner Trauerspiele stets wie im erleuchteten Theater; er hörte im Geist den rauschenden Beifall der dichtgedrängten Menge. Bei Kleist war es auch in dieser Hinsicht still und einsam: er ignorirte den Applaus. Darum sind seine Scenen aber auch nur so dramatisch wirksamer, gleich den Shakespeareschen. Nehmen wir selbst das in Vielem unreife Jugendstück Die Familie Schroffenstein: eine Scene von solcher Gewalt, wie der Schluß des 3. Actes, der Mord des Jeronimus, des Gesandten, möchte man unter den Schiller'schen vergebens suchen. Kleist war in diesen Dingen ernster, ja ehrlicher. Was ihm fehlte, war Schiller's Alles überwältigender Idealismus, seine überzeugende Rhetorik, seine unendliche Liebenswürdigkeit: durch letztere nimmt der unselige Kleist nicht ein. Auch an Humor gebrach es ihm ganz. Man hat den Humor in dem Lustspiele Der zerbrochene Krug nicht mit Unrecht einen steifleinenen genannt. Aber alle diese Mängel wiegen das Vorhandensein des Realismus, der Objectivität, des Dramatischen nicht auf. Stark beeinträchtigt werden diese Eigenschaften allerdings durch die unglückliche Entwickelung seines Talents, wenn man bei Kleist überhaupt von einer Entwickelung reden will. Diese mangelnde Entwickelung bewirkte, daß das größere Genie weniger leistete, als das Schiller's, der sich harmonisch ausbilden konnte. Eine beherzigenswerthe Thatsache! So ist Heinrich von Kleist zwar unser genialster, aber nicht zugleich unser größter Dramatiker geworden. Jedoch die Stelle nach Schiller haben wir ein Recht ihm nicht zu verweigern.

Prinz Friedrich von Homburg ist Kleist's bedeutendstes Stück; es steht an Werth unmittelbar neben Nathan, Faust und Wallenstein, die schönste Verherrlichung des brandenburgisch-preußischen Kriegerstaates und seines kategorischen Imperativs vom Gehorsam, die sich denken läßt. Seiner Zeit schien man aber von dem patriotischen Werth solcher Art weniger erbaut zu sein, denn das Schauspiel, so voll echter Vaterlandsliebe es ist, mißfiel. Eben (1809. 10), wo man wohl eine wohlfeilere Glorification des Staates Friedrichs des Großen erwartet hatte; eine Thatsache, die des Dichters letzte Hoffnungen, die er auf dieses sein letztes Stück gesetzt hatte, in Trümmer schlug und ihn in den Abgrund trieb. Es ist dies ein der Beachtung werther Umstand, zum Beweis dafür, daß nicht nur Kleist's unseliger Charakter, sondern auch die Vorfälle außer ihm an seinem Untergange grausam mitarbeiteten. Im Prinzen von Homburg liegt die Tendenz, wenn man bei diesem edelsten Werke des Genius von einer Tendenz reden will, versteckt; offen tritt sie dagegen in der Hermannsschlacht hervor, einem Drama, daß, im Gewande der alten Varusschlacht, den Vernichtungskampf gegen die Franzosen (1808) predigte. Zu ihm als Ergänzung sind die neuerdings herausgegebenen Politischen Aufsätze Kleist's, die er in verschiedene Zeitschriften schrieb,

heranzuziehen, sowie seine Gedichte, von denen eins, die Ode Germania, den rasendsten Fanatismus der Rache an dem Corsen predigt, so daß die Nachricht wohl begründet erscheint, Kleist habe sich mit dem Gedanken getragen, Napoleon zu ermorden. Sonst gehören seine Gedichte, die zu ihrer Zeit wenig bekannt wurden, so daß sie kaum wirken konnten, zu den tief empfundensten der deutschen Dichtung überhaupt. Ein wunderbar liebliches Stück ist das Jugendschauspiel Das Käthchen von Heilbronn, mit Recht ein Lieblingsstück des deutschen Publicums: eine so zarte Poesie, wie sie sonst nur dem Schöpfer des Sommernachtstraums zu Gebote gestanden hat. Ein Werk von dämonischer Gewalt ist auch die Penthesilea, aber in ihm offenbart sich schon zu sehr der Selbstvernichtungstrieb des Dichters; man kann seiner Logik nicht mehr folgen. Groß angelegt ist der leider nur im Fragment erhaltene Robert Guiscard, eine Tragödie, in welcher Kleist sich mit dem riesigen, aber nur zu sehr nach romantischer Absichtlichkeit schmeckenden Plane trug, die Idealität der Antike mit dem Naturalismus der Neuzeit zu verschmelzen. Von seltener Kraft zeugen auch seine Novellen.

Ein Kleist verwandter Geist war Johann Gottfried Seume (1763 bis 1810), der Dichter so mancher bekannter Lieder, vom Canadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte, Wo man singt, da laß dich ruhig nieder u. s. f., sowie des Spaziergangs nach Syracus. Einsam stand auch er da, aber seine Vereinsamung hing nicht zusammen mit der Romantik, mehr mit den traurigen Verhältnissen der Zeit, am meisten mit den jämmerlichen Zuständen des öffentlichen Lebens, wie sie im vorigen Jahrhundert, namentlich in den Kleinstaaten Deutschlands, geherrscht und wie sie Seumes überaus traurige Jugendzeit verbittert hatten. Verdüstert blickte er in die Vergangenheit, stoisch und resignirt in die Zukunft. Eins war ihm klar geworden: nur langsam, sehr langsam konnte die Menschheit auf ihrem Wege nach Vervollkommnung fortschreiten. Und um die Menschheit war es ihm in erster Linie zu thun, weniger ums Vaterland; denn als er, zu den Unglücklichen gehörend, die der hessische „Landesvater" an die Engländer nach Nordamerika verkaufte, dort gegen die Freiheit kämpfen mußte, er, der für Freiheit und Menschenrechte glühte (später zwang man ihn, dies im Dienste Preußens noch einmal zu thun, und zwar gegen die sich und ihr Land vertheidigenden Polen), da war ihm das Vaterland, das solche Despoten besaß, klein und kleinlich geworden, und weltbürgerliche Träume erfüllten seine hohe Seele. Auch Republikaner war Seume in Nordamerika geworden und sein Republikanismus hat etwas Altrömisches, Einfaches, Strenges, Herbes. Wie sein Leben einem Grau in Grau gemalten Bilde gleicht, so fehlt auch seiner Poesie der farbige Glanz, die Musik der Sprache, die Versöhnung. Die Musen waren diesem Charakter wenig hold; der Charakter ist das überwältigend Hervortretende im Lebensbilde Seumes. Als solcher wirkte auch diese freudlose Gestalt befruchtend in die Zukunft und sein schneidiger Freiheitsdrang trotz seines Pessimismus befreiend und erhebend auch noch heute.

Ein freundliches Antlitz, im Gegensatz zu Kleist und Seume, weist Johann Peter Hebel auf (1760- 1826), der Dichter der Alemannischen Gedichte, der Verfasser des Rheinländischen Hausfreunds mit seinem Schatzkästlein. Bei ihm ist von Pessimismus nicht die Rede, nichts von selbstquälerischen Zweifeln an sich und der Welt, nichts von Romantik, nichts von Republikanismus. Hebel ist der Dichter der Zufriedenheit, des Optimismus. Und doch verbindet ihn mit Seume ein geheimer Zug, der sein Hauptaugenmerk darauf richtet, das Volk glücklich zu machen. Seume dachte dabei an höhere, erhabenere Mittel; Hebel nimmt die zur Hand, die sich ihm bieten. Nicht von oben herab, von unten empor, von innen heraus soll die Nation gekräftigt werden. Die Religion, die Familie, die Heimath soll dem Volke erhalten

bleiben: durch diese Güter erhebt ein Volk sich selbst. In dieser Hinsicht erinnert Hebel an Claudius, auch an Pestalozzi, mit welchen zwei Männern er noch eins gemein hat: den Beruf zum Volksschriftsteller. Hebel ist ein solcher in hervorragendem Maße. Man lese nur seinen Rheinländischen Hausfreund und man wird da erkennen können, was populär schreiben heißt! Freilich wird der, der sich mit Liebe in diese beherzigenswerthen Erzählungen und Fabeln vertieft, oft eine gewisse Einseitigkeit nicht vermissen: ein starkes Eintreten für die höheren Ideale des Lebens, den Staat, das Vaterland, die Freiheit ist von Hebel nicht zu erwarten, der schließlich auch ein napoleonisches Regiment als Regiment anerkannte, weil „jede Obrigkeit von Gott eingesetzt sei"; aber Hebel bildet eben doch nur die Ergänzung zu jener Gruppe von Männern, welche den Patriotismus erstarken halfen, und seine Gleichgültigkeit beruht zum Theil auf einem gewissen weltbürgerlichen Zug, der alle Menschen Brüder heißt, und ihn wieder mit Seume verbindet. Dieser Kosmopolitismus wird dadurch reichlich wieder aufgewogen, daß Hebel ja grade echt deutsche Eigenschaften vertritt und nicht verloren gehen lassen will: die Religiösität, das Gemüth, die Humanität. Wie Claudius und Pestalozzi redet er aus dem Volk heraus. Auch in seinen Alemannischen Gedichten, durch welche Hebel zu den ersten Dialektdichtern unserer Literatur gehört.

6. Goethes Ausgang. 1806—1832.

Nach Schiller's Tode fühlte sich Goethe sehr vereinsamt, aber mit der ihm eigenen erhabenen Resignation, seinem sittlichen Egoismus, wußte er auch diesen schweren Schlag zu überwinden. Er trat in die letzte Periode seines Lebens ein, welche von den bisherigen, seiner Jugendzeit, seiner ersten Weimarer Zeit, seiner künstlerischen Reife in Italien, seinem Zusammenwirken mit Schiller eine ganz abweichende Physiognomie trägt. Stürmisch-jugendlich, genialisch, mannhaft reifend, kräftig schaffend, so kann man die vier ersten Epochen seines Lebens nennen; seine letzte hat etwas Beschauliches an sich. Nicht umsonst und zufällig zog Goethe in seinem Alter sich in den Orient mit seiner Selbstbetrachtung zurück. Der Westöstliche Divan erschien erst 1819, aber mit den Naturwissenschaftlichen Studien und dem Faust (1790 als Fragment erschienen*), 1808 als erster Theil; 1831 als zweiter vollendet) gibt er der letzten Aera Goethes die Farbe. Auch seine Lyrik wurde didaktisch.

1811 erschien der erste Theil von Dichtung und Wahrheit. Der Dichter gibt hier selbst einen Rückblick auf seine jugendliche Entwicklungszeit, allerdings in ganz eigener Weise, fern von jenem mehr biographisch-wissenschaftlichen Ton, in welchem die Ergänzungen zur Dichtung und Wahrheit: die Italienische Reise, wunderbar durch ihre Frische, die Schweizerreise und die annalistischen Tag- und Jahreshefte gehalten sind. Dichtung und Wahrheit ist keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes, davon hält dieses Werk weniger der mannigfache Irrthum in den einzelnen Thatsachen als vielmehr die philosophisch-poetische Betrachtungsweise ab, die in diesem Werke herrscht und die es zu einem Kunstwerke stempelt. Und doch haben wir ein Recht, nicht nur auf das Kunstwerk Werth zu legen, sondern auch auf das Werk als Quelle zu Goethe's Leben. Wie er sich gegen Eckermann äußerte, das Wort „Dichtung" im Titel wolle besagen, „daß das Werk durch höhere Tendenzen sich aus der Region einer niederen Realität erhebe und die einzelnen Thatsachen nur erzählt werden, um höhere Wahrheiten dadurch zu bestätigen. In der Geschichte von

*) Neuer Abdruck dieses Fragments besorgt von Wilh. Ludwig Holland 1882. Freiburg i. Br. und Tübingen, J. C. B. Mohr.

Sesenheim sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt sei, aber auch kein Strich, so wie er erlebt sei". Dichtung und Wahrheit verhält sich also zu einer Biographie, wie ein historischer Roman zur Historie selbst: beide gehen willkürlich mit den einzelnen Thatsachen um, weil diese etwas Zufälliges sind, geben aber den Geist des Lebens und der Geschichte wieder, weil dieser das Bleibende und den Inhalt repräsentirt, zu welchem die Thatsachen nur die Form abgeben.

Viel Selbsterlebtes, wie alle Goethe'schen Dichtungen, bieten auch die späteren Romane Goethe's: Wilhelm Meister's Lehrjahre (1796), die Wanderjahre (1821) und die Wahlverwandtschaften (1809), letztere ursprünglich ein integrirender Bestandtheil der Wanderjahre, gegen deren Composition und Ausführung sich Vieles einwenden läßt. Die Wahlverwandtschaften sind zweifelsohne geschlossener und packender an Wirkung als die Lehrjahre Wilhelm Meister's, aber dieser Roman, mit Recht seiner Zeit und jetzt noch bewundert, muß doch als der bedeutendere hingestellt werden. Er bildet einen der Marksteine auf dem Wege, den der deutsche Roman genommen; ja von ihm und Werther datirt eigentlich erst der moderne deutsche Roman her. Seinen Inhalt gibt die Entwicklungsgeschichte eines Menschen ab, die Entwicklung durch Irrungen zur Klarheit, ein Thema, das die deutsche Literatur oft angeschlagen hat (Parzival, Simplicissimus), und welches Goethe allerdings noch großartiger in seinem Faust veranschaulicht hat:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Mit Recht ist mit dem Namen Goethe der Faust stets in erster Reihe verknüpft gewesen: er ist des größten deutschen Dichters größtes Werk. Ueber sein ganzes Leben erstreckt es sich; als Jüngling begann er den ersten Theil; ein Jahr vor seinem Tode beendete er den zweiten. Kein Werk der deutschen Literatur hat eine solche Fülle von Commentaren hervorgerufen, die dem allgemeinen Interesse entgegenkamen: insofern es die Mit- und Nachwelt beschäftigt, steht es, abgesehen davon, daß sein Werth und seine Stellung in unserer Literatur auch sonst den Vergleich herausfordert, neben Dantes göttlichem Gedichte. Mit diesem gemein hat es auch die Eigenschaft, daß es die Anschauung eines ganzen Zeitalters wiedergibt und producirt. Gemein auch, daß es in letzter Instanz mehr ist, als ein bloßes Kunstwerk, es enthält die Gedanken eines bedeutenden Lebens nach einem Punkte hin, gibt mehr Leben als Dichtung; weshalb auch das Ganze zum Schluß hin (wie die Göttliche Komödie) etwas ermattet, die Theile ungleich an Werth sind, das Gefüge nicht immer ganz klar. Goethe hat hier seinen Grundsatz, zu dichten, was er erlebte, in umfassendster Weise ausgeführt.

Poetisch bedeutender als der zweite ist der erste Theil. Schon weil er Menschen auftreten läßt statt der Schemen des zweiten Theils, eine Handlung gibt statt einer Allegorie. Gretchen ist eine der wenigen Gestalten unserer Literatur geworden, von denen man sagen kann, daß sie auch außerhalb der Bühne und des Kunstwerks, dem sie ihr Dasein verdanken, lebendig geworden sind. Den Höhepunkt erreicht das Gedicht in der letzten, der Kerkerscene, gewiß das Erschütterndste, was Goethe gedichtet. Wir schließen uns hier den Worten eines Commentators, Weiße, an, welcher (Kritik und Erläuterungen des Goetheschen Faust) über diese Scene bemerkt: „In einem noch höheren Sinne ist die Kerkerscene ein über alles Lob erhabenes Meisterwerk, wohl das Gewaltigste, was unser Dichter im pathetischen, tragischen Ausdruck überhaupt erreicht hat. Es war eine der höchsten Dichterkraft würdige Aufgabe, eine Aufgabe, an die sich selbst Shakespeare nicht gewagt hat: in dem Wahnsinn des durch die entsetzliche Seelenqual zerrütteten Gemüths der unfreiwilligen Mutter- und Kindesmörderin den sittlichen Adel, die Reinheit des Gemüthes zu offen-

baren; und sie ist Goethe auf das Vollständigste gelungen. Es ist ihm gelungen, in der furchtbaren Tiefe dieser Widersprüche, in welche eine sittliche Schuld die Seele des Menschen hinabstürzt, die Rettung und das Seelenheil des unschuldig Schuldigen zur klarsten, überwältigendsten Anschauung zu bringen, so daß die Stimme, die am Schlusse Gretchens Rettung ausspricht, aus der eigenen Brust des Lesers oder Hörers hervorzutönen scheint. Eine Dichtung, die dies vermag, gibt dadurch lauter als durch irgend eine andere poetische That ihre Abkunft von dem Höchsten, ihre Verwandtschaft, ja ihre innerliche Einheit mit dem Heiligen kund, von welchem alles Menschliche allein seinen Werth und seine Würde hat."

Der zweite Theil des Faust ist von Commentatoren, die den Werth einer Dichtung nach ihrer Auslegungsfähigkeit messen, überschätzt, sonst aber vielfach auch unterschätzt worden. Gewiß ist, daß Goethe die gewaltige Idee, die ihm bei der Conception des Faust vorschwebte, im zweiten Theil mit sinkenden Kräften durchgeführt hat; aber diese Idee selbst verdient doch mehr anerkannt zu werden. Sie ist echt Goethesch. Aus all dem Wirrsal, in welches den Menschen das Leben und seine Irrungen stürzen, kann ihn allein eins retten: die praktische Arbeit, natürlich in ihrer weitesten Bedeutung. Darum wird Faust, der sich zu Anfang des Gedichts mit den höchsten Idealen getragen, zum Schluß — wir acceptiren den Ausdruck der Verächter des zweiten Theils gern — „Deichgräber". Nichts mehr, aber auch nichts weniger. Goethe selbst beschäftigte sich auf das Eingehendste mit den praktischen Interessen des kleinen Ländchens seines Herzogs: er war nicht nur dem Namen nach Minister. Wenn die Weber von Apolda Hunger leiden, erklärte er, kann ich nicht am Tasso arbeiten.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von Oben theilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Es gibt wohl kaum einen großartigeren Moment in Goethe's sämmtlichen Dichtungen, als da Faust am Ende seines Lebens das verhängnißvolle Wort ausspricht, das ihn Mephisto überliefern soll, ausspricht im Sinne höchster Befriedigung, höchsten Glückes, das Endresultat seines Lebens:

„Ja! Diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n."

Wir haben in diesen Worten wohl auch Goethe's Vermächtniß zu erblicken.

Diese Apotheose der praktischen Arbeit — nochmals wohlgemerkt: im weitesten Sinne des Worts — führt uns darauf, noch einmal Goethe's nicht dichterisches Schaffen zu berühren, seine Schriften, die man gemeinhin naturwissenschaftliche zu nennen pflegt. Seiner Zeit weniger beachtet sind sie später von fachmännischer Seite und mit fachmännischer Einseitigkeit mißachtet worden. Neuerdings ist das Verhältniß zwischen Goethe dem Dichter und Goethe dem Naturforscher richtiger hergestellt worden.

Seine naturwissenschaftlichen Studien sind jedenfalls mehr, als bloße nebensächliche Liebhabereien eines Genies; sie bilden ebenso eine Ergänzung zu seiner dichterischen Arbeit, wie zu der Schiller's dessen historische und philosophische Schriften. Für letztere Disciplinen besaß Goethe weniger Neigung; ihn, den Pantheisten, drängte es zur Erforschung der Natur, wie den ethischen Idealisten Schiller zum Studium Kant's und der Geschichte. Es bleibt dabei wenig von Belang, ob dieser ein großer Philosoph und Historiker, wie ob jener ein großer Naturforscher gewesen ist. Ein Dilettant ist er, selbst dem Urtheil der Fachleute nach, nicht gewesen: es rühren von ihm directe Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiete her. Mehr als diese gilt uns aber die durch Goethe's naturwissenschaftliche Arbeiten hergestellte Vollständigkeit seiner Persönlichkeit, der Einheitlichkeit seiner Natur, welche von der allgemeinen Natur da ausgesagt hat:

„Wer an seine Mutter, die Natur, sich hält,
Sieht im Stengelglas wohl eine Welt."

Der hat von Goethe wenig verstanden, der ihn nicht als ein Ganzes zu fassen weiß, der nur die einzelnen Theile des Mannes in seiner Hand hält, zu denen aber das geistige Band fehlt. Goethe's größtes Kunstwerk, wie früher schon gesagt ist, ist sein Leben.

Wir schließen gern mit demjenigen Gebiet Goethe's ab, mit dem er begonnen, und auf dem er am meisten Herrscher war, dem der Lyrik. 1819 erschien der West-östliche Divan, die Lyrik von Goethe's Alter, das Gegenstück zu seiner Jugendliederzeit. Der Divan verdankt seine Entstehung zum Theil einer Leidenschaft oder besser gesagt einer Freundschaft des mehr als sechzigjährigen Dichters zu Marianne Willemer, der Gattin eines Frankfurter Bankiers (geb. den 20. Nov. 1784, gest. den 6. Dec. 1860), welche als „Suleika" unsterblich geworden ist (Th. Creizenach, Briefwechsel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. Zweite Aufl. Stuttgart 1878). Marianne war eine geistvolle Frau und so trug ihr Verhältniß zu Goethe, entgegengesetzt denen seiner früheren Jahre, nur das Gepräge einer edlen geistigen Freundschaft. Nichtsdestoweniger athmen die Suleika-Gedichte des Divans eine wunderbare Glut, wie sie überhaupt den Liebesliedern der Jugend ebenbürtig zur Seite stehen. Goethe der Lyriker alterte nie. Und doch fühlt man heraus, daß diese Liebeslieder die Ergüsse einer Mannesseele sind. Hält man gegen sie das fünfzig Jahre früher erschienene älteste Liederbuch Goethes (1770. Neu herausg. von Tieck. Berlin 1844), hält man dagegen die Sesenheimer Lieder des Jünglings, so erscheinen die Suleika-Lieder schwerwiegender, gehaltvoller, ohne an Leidenschaft einzubüßen. Vielleicht auch ein wenig verhaltener in der Leidenschaft, wozu das orientalische Gewand viel beitragen mag. Goethe stieg hier in die Gefilde des Ostens, gesellte sich zu Hafis und den Dichtern Persiens, aber im Grunde genommen blieb er doch deutsch wie er war. Das ist eben das Große an diesem Divan und das unterscheidet ihn vor den orientalisirenden Dichtungen der späteren Zeit (Bodenstedt u. A.), daß dies Werk nichts Fremdes, Angeborgtes enthält, dessen bunter Glanz den Kern mehr verdecken, für sich allein reizen soll, sondern daß dieses fremde Gewand eben nur ein neues Gewand ist. Das der Dichter umgeschlagen hat, und unter dem er bald mehr, bald weniger sichtbar wird, als eigentlicher Inhalt und Kern — Goethe. Im Divan ist nichts Gemachtes, Anempfundenes, was man den späteren orientalischen Dichtungen oft nur zu sehr anmerkt. Er enthält übrigens nur zum Theil Liebesgedichte; das Didaktische, Betrachtende wiegt vor; wohl aus diesem Grunde wählte der alternde, mehr reflectirende Dichter den beschaulichen Orient zum Hintergrunde seiner neuen Dichtung. Charakteristisch für Goethe aber ist es, daß dennoch die Verherrlichung eines weiblichen Wesens auch diesen

Altersgedichten das bezeichnende Gepräge verlieh, analog den letzten beiden Zeilen seiner Werke:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

Wir stehen jetzt an der Wende des 22. März 1832 und nehmen von Goethe Abschied. Daß wir in ihm unsern größten deutschen Dichter zu verehren haben — diese Ansicht bricht sich von Tage zu Tage mehr Bahn. Man hat früher Schiller über ihn gestellt; aber es geschah dies nur, weil Goethe sich der Mitwelt und theilweise auch der Nachwelt noch wenig erschlossen hatte: sobald man ihm näher tritt, und das geschieht jetzt, sieht man doch ein, daß er größer als Schiller ist. Ebenso wie Gottfried von Straßburg, der Vorläufer Goethe's im dreizehnten Jahrhundert, ein größerer Poet war, wie sein Rivale Wolfram von Eschenbach. Mehr läßt sich hier nicht sagen, nur andeuten. Wenn man Goethe von Tag zu Tage mehr erkennt, muß naturgemäß auch seine Wirkung von Tag zu Tage wachsen: die Wirkung, die seine Werke ausüben und ausüben werden als Werke eines großartigen, harmonischen, in höchstem Grade sittlichen Lebens, eines Lebens, das sich wie wenige im Laufe der Geschichte ausgelebt hat. In Beziehung auf diese Wirkung eröffnet die Anerkennung Goethe's eine riesige Perspective für unsere Zukunft: ihm gehört sie, in unabsehbare Ferne hinaus. Seiner Zeit nur für einen kleinen Kreis von Freunden schaffend, schafft er jetzt für die ganze Menschheit. Und somit möchten folgende Verse Recht behalten, die auf ihn als Nachruf geschrieben worden sind, mit welchen wir schließen wollen:

„Wie wenn der Wandrer, den der Berge Recken
Zum Himmel starrend einsam rings umgeben,
Weß Fäuste drohend höher sich erheben
Ins Blau, vergebens sinnet zu entdecken:

So klein wie groß, sie alle prahlend strecken
Ihr Haupt empor; erst wenn ihr Bild entschweben
Am Horizont er sieht, wenn ihm sich eben
Die Landschaft dehnt zu Füßen, von den kecken,

Den Prahlern kann er wahre Riesen scheiden.
So auch mit Dir! Es hat zu Deinen Zeiten
Manch Zwerg vermeint, er sei wie Du ein Seher,

Vermocht an größerm Ruhme sich zu weiden,
Bis er versank. Doch Du, je weiter schreiten
Die Jahre, steigst Du, steigst Du höher, höher!"

Achte Periode.

Die Zeit des national-politischen und wissenschaftlichen Aufschwungs (1813 bis zur Gegenwart).

Einleitung: Die neue Literatur.

Indem wir auf die Erscheinungen der deutschen Literatur übergehen, die man im Ganzen und Großen die Literatur seit Goethes Tode nennen könnte, ist es nöthig, einige orientirende Bemerkungen vorauszuschicken. Die neueste deutsche Literatur und ihre Bestrebungen sind lange Zeit hindurch wissenschaftlich wenig beachtet worden; wir reden weniger von jenen einerseits hochmüthigen und andrerseits wieder sehr kleinlichen und kurzsichtigen Aburtheilungen, die der neuesten Aera überhaupt eine Berechtigung zu existiren absprechen (Vilmar, Gervinus), als vielmehr von jener, leider auch von fachmännischer Seite vertretenen Ansicht, daß diese neueste Aera doch nur ein Anhängsel zur sogenannten klassischen Periode bilde, Epigonenthum sei. Mit dieser Illustration zu dem Goetheschen: Weh dir, daß du ein Enkel bist! ist nun die Sache keineswegs abgethan. Sie mochte erklärlich sein, als die wildgährenden literarischen Zustände der vierziger und fünfziger Jahre einen Ausblick in die Zukunft nicht recht zuließen, ja die Poesie selbst in Frage stellten (das junge Deutschland); heutzutage, wo positive neue Leistungen vorliegen, fängt diese Ansicht vom Epigonenthum an, ihre Vertreter zu verlieren. Auch das neunzehnte Jahrhundert beginnt ein Schwerpunkt zu werden; man wird jetzt gezwungen, sich um die Literatur desselben zu kümmern. Literaturgeschichten, die sich im Besonderen unseren Tagen zuwenden, schießen aus dem Boden: wir nennen nur die von R. v. Gottschall, ein beachtenswerthes Werk trotz seines oft unleidlich blühenden Stils, seiner nach Pointen haschenden Sprache, seiner effectvoll-schillernden Darstellung, der die Sache selbst nicht immer Hauptsache ist, die von Ludwig Salomon, inhaltlich nicht so reich wie die Gottschall'sche, aber wegen ihres politischen Standpunktes wichtig, während Gottschall mehr einen einseitig ästhetischen Standpunkt vertritt. Auch ist hier auf die letzten Bände der soeben erschienenen „Geschichte der neuern Literatur" von Adolf Stern zu verweisen, Adolf Stern, der auch sonst stets für die Selbständigkeit der neuesten Literatur eingetreten ist. Die nachfolgenden Ausführungen, bei denen der Verfasser den modern-selbständigen Charakter der deutschen Literatur seit Goethes Tode möglichst energisch zu betonen bestrebt war, berühren, was hier besonders hervorgehoben werden möge, nicht alle Erscheinungen unserer Tage, sondern nur die durch das vorliegende Literaturwerk bestimmten; sie sind aber dazu angethan, gelegentlich weiter und vollständiger ausgeführt zu werden, wozu sie, diese Ausführungen eben, nur den Entwurf bilden sollen.

Wir Deutsche gehen politisch jetzt bekanntlich einem Höhepunkte entgegen; an die Stelle der faulen Versumpfung öffentlicher Zustände in früheren Jahrzehnten ist nunmehr ein kräftiges, streitbares Leben und Wirken getreten. Ob mit diesem, das sich an die Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 anlehnt, zugleich eine neue Literaturepoche angebrochen ist? Bekanntlich sind die Ansichten über die Frage verschieden, ob eine Zeit politischen Glanzes auch eine geistige Blüte bedinge: dafür sprechen Griechenland (die Tragiker), England (Shakespeare) u. a. m., dagegen, oder besser gesagt: scheinbar dagegen etwa Portugal, in dessen trübster Zeit, der des Königs Sebastian, Camoens, der Sänger der Lusiaden, lebte. Wir sagen scheinbar; denn wir sind der Ansicht, daß die Literatur, die kein willkürlicher Ausfluß der menschlichen Entwickelungs-

geschichte ist, in einer wirklich großen Zeit auch groß dastehen muß: ist sie doch das Spiegelbild des öffentlichen Lebens. Wir werden uns somit auch wohl literarisch, nicht nur politisch, in aufsteigender Linie bewegen. Nur muß man dieses Aufwärtsbewegen richtig verstehen und von dem neuen gradus in Parnassum kein zu rasches Tempo verlangen, auch nicht beanspruchen, daß der junge Baum gleich Früchte trage. Man hat gelegentlich die Thatsache, daß, um ein Beispiel herauszugreifen, das neue Reich auf dem Gebiete der Komödie noch immer keinen Aristophanes hervorgebracht habe, als Beweis gegen die Ansicht ins Feld geführt, die wir hier vertreten — aber mit welchem Recht? Die Generation, von welcher die neue Literatur vertreten werden soll, muß doch erst heranwachsen; es ist doch nothwendig diejenige, welche von den großen Ereignissen des deutschen Einigungskrieges, dem 2. September 1870, dem 18. Januar 1871, gleichsam großgesäugt worden ist, die sich also in jenen Tagen noch in den Kinderschuhen befand. Nur mit dieser Generation und den darauf folgenden kann die Geschichte rechnen, und diese Generation beginnt sich auch bereits energisch zu regen, in Werken, die, so Mancherlei man an ihnen sonst aussetzen mag, doch eine erstaunliche Energie in der Form, einen neuen Gedankeninhalt, einen Ernst des Schaffens bekunden, welches alles ihr, im Gegensatz zu der vergangenen Literaturepoche, ein deutliches Gepräge verleiht. Auf 1870 folgte zunächst ein Uebergang der Erschlaffung, ja des Leichtsinns: wer aber jetzt die neuen geistigen Erscheinungen mit Liebe und Verständniß mustert, wird zugeben müssen, daß sich, was die Vertretung der höheren Interessen anbelangt, ein erstaunlicher Ernst kundgibt, ein Ernst, der die verschiedenartigsten Strömungen zu einem Ganzen verbindet, ein Ernst, der von Tag zu Tag mehr Gebiet erobert. Dieser Ernst, dem das Talent nicht fehlt, eröffnet für unsre Literatur eine erhebende Perspective, eine Perspective, die uns ermuthigte, über dieses Kapitel den Titel: Die neue Literatur zu setzen, trotzdem die folgenden Abschnitte im Ganzen und Großen die deutsche Literatur doch nur bis 1870 behandeln. Aber wir wünschten diese Jahrzehnte auch schon unter der Beleuchtung einer neuen aufgehenden Aera betrachtet zu sehen, zumal dieses Licht auch Vergangenes oft in ganz anderer Gestalt, in ganz anderer Beleuchtung zeigt, als man bisher annehmen konnte.

I. Fortwirken des Classicismus und Idealismus.

1. Classicistischer Idealismus.

Grillparzer. Müllner. Houwald. Halm. Grabbe. Hebbel. Griepenkerl. Büchner. Waiblinger. Otto Ludwig. Julius Klein. Brachvogel. Heinrich Kruse. Schwab. Platen. Geibel. Lingg. Albert Moeser. Martin Greif. Collin. Auffenberg. Michael Beer. Murad Efendi. Friedrich Röber. Albert Lindner. Oswald Marbach. Hans Marbach. Julius Grosse. Friedrich Helbig. Roquette. Hamerling.

An die Spitze dieses Kapitels setzen wir mit Recht den Namen Franz Grillparzer's (1791—1872), von dem kein Geringerer wie Lord Byron ausgesagt hat, daß er zwar schwer auszusprechen sei, daß das Publikum aber sich an ihn werde gewöhnen müssen. Grillparzer ist ein reiner und echter Vertreter des classicistischen Idealismus, jener Anschauung, welche die Kunst als ein Etwas betrachtet, das losgelöst von den gemeinen Erdendingen über denselben schwebe, aber nicht spielend wie

ein Luftballon, sondern wie eine Sonne, belebend, erwärmend, erleuchtend. In solcher Eigenschaft wirkte der große Dramatiker nicht nur an und für sich, auf Mit- und Nachwelt, sondern auch sagen wir polemisch und reinigend in einer Zeit, wie die 30er und 40er Jahre, da die Tendenzdramatik (Gutzkow u. a. m.) ihre Orgien auf der Bühne feierte und die Muse zu einer barmherzigen Schwester herabgewürdigt ward. Grillparzer ist auch einer von den Dichtern, die sich direct an Goethe und Schiller anlehnen; ja man ist wohl geneigt gewesen, ihn als Dritten unmittelbar neben die beiden Dioskuren zu stellen, ein Unterfangen, das jedoch, wie schon richtig an einer anderen Stelle dieses Werkes bemerkt worden ist, auf Verkennung dieser wie jenes beruht, da Goethe und Schiller „ja nicht bloß die Repräsentanten und der höchste Ausdruck einer bestimmten Zeitepoche eines einzelnen Landes und Volksstammes, sondern die Begründer, die leuchtenden Vorbilder und das Maß einer ganz neuen Epoche der Entwicklung des deutschen Geistes, einer ganz neuen Cultur- und Bildungsepoche überhaupt sind". Österreichs größter dichterischer Genius, einer unserer bedeutendsten und wichtigsten Dramatiker überhaupt aber ist Grillparzer jedenfalls. Was ihn von Goethe und Schiller unterscheidet, ja zu seinem Nachtheile selbst von späteren und geringeren Geistern, ist der Umstand, daß er der deutschen Literatur eben kein neues Element zuführte, sondern sich auf den Ausbau des Schillerschen Idealismus beschränkte. In dieser Eigenheit tritt Grillparzer namentlich vor Heinrich von Kleist zurück, der, obwohl bedeutend früher als Grillparzer wirkend, doch insofern an einer Fortentwicklung des deutschen Dramas arbeitete, als er der Charakter-Tragödie und -Komödie Shakespeares zustrebte. Dem stillstehenden Wesen der Grillparzerschen Kunst ist es auch wohl beizumessen, wenn man sie, und nicht mit Unrecht, eine akademische genannt hat; all seine Dramen, mit Ausnahme des grellen Jugendstückes Die Ahnfrau, welches, seiner Zeit sehr beliebt, dem Dichter das unverdiente Schicksal eingeheimst hat, von Literarhistorikern mit den jetzt mit Recht vergessenen Adolf Müllner (1774—1829) und Ernst von Houwald (1778—1845) in eine Kategorie eingesargt zu werden, haben etwas Akademisches an sich, allerdings Akademisches der edelsten Art: man sucht vergebens nach einem Faden, der diese Werke mit ihrer Zeit oder des Schöpfers Person verbindet. Eine gewisse Weichheit ist allen Grillparzerschen Poesien eigen, wie auch der Persönlichkeit ihres Dichters, die unter dem Metternichschen System viel zu leiden hatte, ein weiblicher, passiver, fast indolenter Zug nicht abgestritten werden kann: diese Weichheit, dieser südliche Schmelz des Oestreichers Grillparzer steht in schneidigem Gegensatze zu der schroffen, männlichen Härte des Brandenburgers Kleist. Tritt uns bei diesem alles mit Kraft, mächtiger Wahrheit, herber Natur entgegen, so schaut aus Grillparzers Dichtung etwas wie Unnatur, Affectirtheit, Natur aus zweiter Hand, wie sie z. B. die spanische Dramatik (Calderon, Lope de Vega), welche Grillparzer eifrig studirte, an sich hat, nicht Natur aus erster Hand, die Shakespeare bietet, den, charakteristisch genug, Grillparzer gegen die Spanier gern zurückgestellt haben wollte. Diese leise Unnatur statt der Natur, Affectirtheit statt des Affectes, diese Manirirtheit, ja dieses Kokettiren mit dem Tragischen ist nicht nur ein Kennzeichen Grillparzers, auch seines Landsmanns Friedrich Halm (Eligius Franz Josef Freiherr von Münch-Bellinghausen 1806—1871), bei dem dies alles allerdings schon mehr in Karrikatur ausartet, ja dieser Zug zitterte noch lange durch die östreichische Literatur hindurch. Daher, sowohl bei Grillparzer, wie namentlich bei Halm, die Spitzfindigkeit der Probleme, welche beide Poeten zur Durchführung reizte, weniger die Ergründung des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften. Bei Grillparzer steht neben dieser Manirirtheit, die den Vergleich nahe legt, daß wir es bei seinen sowie bei Halms Dramen mehr mit Treibhauspflanzen der Poesie zu thun haben, allerdings

noch soviel feiner Geschmack, soviel tiefe Empfindung, ja wenn auch gedämpfte Leidenschaft, daß wir, bei seinen Hauptwerken wenigstens, von einem echten und großen Genuß reden können. Zu diesen Hauptwerken rechnen wir: Sappho, die Trilogie Das goldene Vließ, deren dritter Theil die von tragischer Erregtheit erzitternde Medea ist, den großartigen König Ottokar, wohl das bedeutendste Werk des Dichters, das von einer wunderbar sinnlichen Glut zeugende Trauerspiel Des Meeres und der Liebe Wellen, das die Hero- und Leandersage behandelt, sowie das zarte Fragment Esther. In fast allen diesen Stücken fühlt man heraus, wie, nach dem Ausspruche Adolf Stern's (Geschichte der neuern Literatur V. 468), Grillparzer da am höchsten steht, „wo die Stärke seines Talents, die Darstellung der Liebe von ihren geheimnißvollen Anfängen bis zu ihrem gewaltsamen Aufflammen" ganz und voll sich in den Vordergrund drängen kann. Allerdings liegt in diesem anerkennenden Urtheil zugleich auch ein Ausspruch der Beschränkung: des Dichters Feld ist begrenzt, begrenzter als man vielleicht nach dem Genuß, den die unmittelbare Wirkung seiner Dramen auf das empfängliche Gemüth, dem Eindruck, den seine selten schöne Sprache hinterläßt, annehmen möchte. Aus diesem engen Kreise treten die noch zu nennenden Dramen Grillparzers mit wenigen Ausnahmen heraus, und vielleicht liegt hierin die Ursache, daß das Publikum ihnen gegenüber sich kühler verhielt als bei den früheren Stücken, wenngleich der Dichter selbst immer geneigt war, die Schuld der minderen Wirkung von sich auf den Zuschauer zu wälzen. Trotz der oft geistvollen Handlung, der wunderbar fein ausgearbeiteten Charakteristik (wir erinnern nur an die Gestalt Rudolfs II. im „Bruderzwist in Habsburg") lassen diese Werke an Gesammtwirkung nach: Ein treuer Diener seines Herrn, Der Traum ein Leben, Weh dem, der lügt (ein Lustspiel), Libussa, Ein Bruderzwist in Habsburg und Die Jüdin von Toledo, letzteres Stück eine freie Arbeit nach Lope de Vega. Als Lyriker gehört unser Dichter zu den Gedanken- und Reflexionslyrikern im Schiller'schen Stile, und wenn er, dem übrigens das eigentliche Lied versagt war, in seinen Gedichten auch nicht gerade original dasteht, so sind sie doch edel im Inhalt, vollendet in der Form. Eine originale Färbung weisen dagegen seine Epigramme auf, Stachelverse, die gleichsam seine treuen Begleiter durch das Leben waren, das ihm wenig eigentliches Glück geboten hat: in ihnen erblicken wir den poetischen Niederschlag dessen, was Grillparzer über die Erscheinungen der Kunst und des öffentlichen Lebens dachte, über Personen und Sachen, geistreich auf jeden Fall, oft auch wahr, aber oft mehr bissig und nörgelnd, als scharf und frei, wie denn etwas Kleinliches auch aus seinen sonstigen Prosaschriften (Memoiren, gelegentlichen Aufzeichnungen u. a. m.) spricht. Ist Grillparzer vielfach überschätzt worden, so hat man es doch auch nicht an argerUnterschätzung und Ignorirung fehlen lassen, und es wäre nur zu wünschen, daß mit der Erkenntniß der Grenze, die dem großen östreichischen Dramatiker von seinem Talente gesteckt war, doch auch die Einsicht in das wachsen möge, was er Bedeutendes geleistet hat.

Im Gegensatz zu Grillparzer sind bei seinem Landsmann Friedrich Halm gerade die Gedichte das Bedeutendere des poetischen Schaffens, wenigstens dessen, was für uns heutzutage noch Geltung hat. Halms Dramen, die wir oben schon kurz zu charakterisiren versuchten, gehören, wenngleich ab und zu noch vom reisenden Virtuosen auf die Bühne gebracht, der Vergangenheit an, und sind, trotzdem sie einst sehr gefeiert wurden, veraltet; wir nennen als die bedeutendsten: Griseldis, Der Sohn der Wildniß, Der Fechter von Ravenna. Bei einer ungemeinen Kenntniß des scenischen Aufbaues und Effects, einer virtuosen Behandlung des Verses und bei dem Vorzuge einer weichen, melodiösen Sprache fehlte Halm doch die tiefere Poesie Grill-

parzers, der seiner Achtung vor dem Bühnentalent Halms bei dem anonymen Erscheinen von dessen „Fechter von Ravenna“ in den Worten Ausdruck lieh: „Das Stück muß von Halm sein; so etwas kann außer mir in Oestreich nur der!“ Dieser Anerkennung all dessen, was Halm seinen Ruhm als Theaterschriftsteller einbrachte, können wir heutzutage nicht mehr beistimmen; seiner Süßlichkeit, seinem Schwulst, dem Peinlichen, das die meist raffinirten Conflicte der Dramen Halms an Wirkung hervorbringen, kurz der Unnatur gegenüber wollen selbst die edleren Tugenden Halms, sein Patriotismus, nicht recht verfangen: wir müssen diese Stücke heutzutage ablehnen. Er schritt nicht die Bahn, die sein bedeutenderer Landsmann einschlug, auf Leistungen von der Art des Ottokar und der Medea, der Hero und Esther zu, sondern blieb auf dem Niveau, mit dem Grillparzer begann, dem der Ahnfrau und Sappho, und wenn wir Halm mancher Eigenheiten halber mit dem Dichter der Argonauten verglichen haben, so ist doch in malam partem noch ein anderer Vergleich berechtigt, der mit Müllner. Bei diesem wie bei Halm die ungesunde Neigung zum Unheimlichen, Abgeschmackten, bei beiden eine einseitige Verstandesthätigkeit beim Abfassen ihrer Stücke.

Da wir einmal bei den Bühnendichtern stehen, so schließen wir an Grillparzer und Halm gleich die Kraftdramatiker dieses Kapitels an. An deren Spitze gehören die Namen Friedrich Hebbel (1813—1863) und Christian Dietrich Grabbe (1801—1836), welche beide dem Publikum, Hebbel auch der Bühne, eine Reihe ungewöhnlicher und in gewissem Sinne auch großartiger Dramen schenkten. Hebbel verfaßte auch Gedichte, die sich durch Originalität auszeichnen. Was das Urtheil über diese beiden genialen Naturen angeht, so sieht der Literarhistoriker und Freund der Dichtkunst sich in der mißlichen Lage, ein begeistertes Lob ihrer kräftigen Fähigkeiten anzustimmen, um gleich hinterher dieses Lob wieder abzuschwächen, ja aufzuheben durch die Bemerkung, daß all ihr Talent, namentlich das Grabbes, eigentlich um seine Früchte betrogen worden sei durch die ausschweifenden Eigenheiten derselben, durch den Mangel an künstlerischer Selbbeschränkung, Harmonie, ja durch einen unzulänglichen Charakter der beiden seltenen Menschen. Nur dadurch, daß man bei der Beurtheilung Grabbes und Hebbels ihre Begabung auseinander hält von ihren Leistungen, wird man ihnen gerecht. Nur gerecht auch ist es, wenn man bei den Schwächen derselben, bei den Schwächen der Persönlichkeit die Zeit, in der beide lebten, gebührend mit in Rechnung zieht. Diese Zeit war in mancherlei Beziehung keine aufsteigende; es fehlte ihr die Frische, mit der man in früheren Jahrzehnten in den geistigen Kampf getreten war. Namentlich gilt dies von dem älteren Grabbe, während der um mehr als zehn Jahre jüngere Hebbel so zu sagen mit dem blauen Auge davon kam. „Politische Unfreiheit gestattete ein zwangloses Entfalten des Geistes fast ausschließlich im Reiche der schönen Wissenschaft; und in diesem konnte das Große sich nur noch als Reaction gegen das Süßliche, Sinnliche, Entnervte, Gemeine (Kotzebue, Clauren) bewähren, Grund genug dafür, daß ein reines, fröhliches, von Verbitterung unberührtes Kunstwerk zu schaffen da schier unmöglich war.“ Ueberhaupt kann, wenn man Dichter wie Kleist, Grabbe und Hebbel einseitig tadelt, nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß all diese Dichter, zu denen man noch manche der älteren Zeit rechnen könnte (Gryphius), einen schweren Stand hatten sowohl ihrer Generation, wie persönlichen Lebensumständen gegenüber, eine Thatsache, welche durch die Bemerkung noch verschärft wird, daß gerade unsre deutsche Literatur besonders reich an derlei tragischen Vertretern gewesen ist. „Fast immer sind es widerwärtige persönliche Verhältnisse, ungünstige Zeitmomente, die statt des Großen ein Zerrbild desselben zeitigen.“ Was hat beispielsweise nicht Shakespeare seiner Zeit, seinen Vorgängern, dem Umstande zu danken, daß er im freien Altengland und als Protestant geboren ward; und was ward aus dem

unglückseligen Christian Günther, dem Vorgänger Goethes, den elende Lebensschicksale in einer elenden Zeit als Jüngling schon gebrochen in die Grube sinken ließen! Nicht ohne tiefes Bedauern kann man von der Jugend Grabbes und Hebbels reden. Letzterer, der Sohn eines armen, gedrückten ditmarsischen Häuslers und Maurers, konnte mit Recht jenes Herdersche Wort auf sich anwenden, „daß er manche Eindrücke der Sklaverei, wenn er sich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen möchte". Sklaverei, geistige und körperliche Sklaverei, das ist die rechte Bezeichnung für den Zustand des jungen Hebbel bis in die Knaben- und Jünglingsjahre hinein, Sklaverei, die ihn, den begabten, phantastischen Menschen, „mit Kutscher und Stallmagd an ein und denselben Tisch zwang". Was auf ihm wie ein Fluch lastete, war die Armuth, aber nicht jene Armuth, der trotz des Mangels irdischer Güter Heiterkeit und Genügsamkeit innewohnen, sondern jene düstere Armuth, die wie ein Verbrechen betrachtet wird. Spät erst entrang Hebbel sich diesen qualvollen Banden. Auch Grabbes Jugend war keine freie: innerhalb der Mauern eines Zuchthauses geboren, an welchem sein Vater Aufseher war, konnte er später mit bitterem Humor ausrufen: „Ach, was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtniß das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben." Wenn es auch wohl Fabel ist, daß seine Mutter, um den Säugling in Schlaf zu bringen, demselben Branntwein eingeflößt habe, Branntwein, der leider eine so verhängnißvolle Rolle in Grabbes Leben spielen sollte, so ist doch das wahr, daß in seiner Kindheit, wie auch in der Hebbels, der bildende Einfluß des Weibes fehlte, der bei der Erziehung des Menschen so schwerwiegend ist. Was hatten Goethe und Schiller für Mütter! Dieser Umstand sowie die öde Jugend müssen demjenigen ins Gedächtniß zurückgerufen werden, der die beiden Männer, die uns hier beschäftigen, nur verurtheilen will. Eine verloren gegangene Jugend — wer will die ersetzen? Sie gleicht der Mythe und Sage im Völkerleben, jenem geheimnißvollen in die Tiefen des Rheinstroms versenkten Golde: es ist nicht mehr vorhanden, und doch wirkt es ewig nach.

Wirkten bei Grabbe diese Mächte mehr zerstörend auf seinen geistigen Organismus, so hatten sie bei Hebbel allerdings einen bildenden, oder besser gesagt verbildenden Einfluß. Ein starkes Talent mit der Richtung auf das Große hin, auf das Gewaltige, Erschütternde, auf das Charakteristische im Ausdruck; aber dieser mächtige Ansatz aus seiner Bahn geschleudert durch unselige äußere und innere Einflüsse, so daß wir bei dieser Erscheinung weniger an ein leuchtendes Gestirn denken müssen, welches ruhig seine Bahn zieht, sondern mehr an das Zerstieben eines Meteors — in diese Worte läßt sich am kürzesten der Eindruck fassen, den Hebbels Werke hinterlassen. Auch die von Grabbe. Es fehlt innere Harmonie, Maß, Beschränkung. Wohl ist es richtig, daß beide Dichter nicht immer auf dem Niveau stehen, wo das ästhetisch Zulässige aufhört; neben Grabbes monströsem Jugenddrama Herzog Theodor von Gothland, den ebenso monströsen Stücken seines Alters (wenn bei einem Fünfunddreißigjährigen von Alterswerken die Rede sein kann), dem Hannibal und der Hermannsschlacht, stehen reifere Werke, wie seine beiden Hohenstaufendramen Friedrich Barbarossa und Heinrich der Sechste, steht das mächtige Schlachtgemälde Napoleon oder Die hundert Tage, stehen seine beiden besten Dramen Don Juan und Faust und das riesige Fragment Marius und Sulla, ein Torso, der Kleists Robert Guiscard nicht nachsteht; neben Hebbels Judith, Maria Magdalena, Herodes und Mariamne, Werken, die trotz ihrer unleugbaren Schönheiten kein reines Gefühl der Freude aufkommen lassen, die abgeklärteren Nibelungen, die Hebbel den Schillerpreis eintrugen, endlich des Dichters ungetrübteste Schöpfung, die Agnes Bernauerin: aber im Ganzen und

Großen muß man leider das Urtheil fällen, daß bei Hebbel sowohl wie bei Grabbe statt des Großen das Ungeheuerliche, statt des Erhabenen das Bombastische, statt des Grauenhaften das Gräßliche zum Ausdruck kommt. Man hat beide öfter mit Shakespeare zusammengestellt, von dem sie ja ohne Zweifel eine Ader besitzen, wie beide auch, was nicht oft genug betont werden kann, unleugbar auf der Bahn fortgeschritten sind, die Heinrich von Kleist über Schiller hinaus eröffnete: aber wir meinen, näher läge ein Vergleich Hebbels und Grabbes mit Shakespeares Vorgängern und Zeitgenossen, einem Marlow, Webster. Was diese von ihrem größeren Zeitgenossen trennt, ist auch das, was Dichter wie Grabbe und Hebbel ewig von dem Britten scheidet, von seinem Genie: Shakespeares Standpunkt über seinem Gegenstand. Wie dieser über, so stehen die Andern stets in der Materie; sie vermögen sie nicht zu regieren, zu bewältigen, zu ordnen. Daher das leidenschaftliche Umherirren in dem Sujet, das keinen Ausweg findet, bei Marlow, Webster, Grabbe, Hebbel; daher die Unbefriedigung in der Lösung ihrer Probleme. Man hat wohl behauptet, es sei gar nicht so schwer, einen so gewaltigen Anlauf zu nehmen, wie die Kraftdramatiker in ihren Stücken, man müsse diesen auch zu Ende führen können; erst die Befreiung aus all den Irrungen der Leidenschaft mache einen Shakespeare groß. Und man hat darin recht. So furchtbar des Britten Welt uns umfängt (Lear), meist weiß er uns aus derselben mit einer Versöhnung, Erhebung, ja heiligen Rührung zu entlassen, die allein erst die wahre Wirkung der Tragödie ausmacht.

„Tief verwundet das Herz der Scenenerschütterer Shakespeare,
Aber, ein liebender Arzt, heilt er auch Wunden und Schmerz.
Andre schlugen uns wohl der Wunden tiefre; es fehlet
Leider die kundige Hand, die die geschlagene schließt."

Das ist bei Grabbe und Hebbel der Fall: sie befreien uns nicht.

Unwillkürlich findet man sich auch veranlaßt, Grabbe und Hebbel mit Kleist zusammenzuhalten; ja auf den ersten Blick möchte es wohl erscheinen, daß hier analoge Erscheinungen vorlägen. Aber nur auf den ersten Blick! Wer näher zusieht, wird doch den großen Unterschied zwischen den beiden erstgenannten und dem letztgenannten Dichter herausfinden, zu Gunsten des letzteren. „Bei Kleist ist der Reiz der ersten Bekanntschaft nicht so groß, wie bei Grabbe (und wir können auch sagen bei Hebbel), dessen Dramen mehr berauschen; aber während sich bei diesen in der Folge der Eindruck kaum verstärkt, fesseln die jenes Dichters mehr und mehr, bis sie den Zuschauer vollständig erobert haben; ich möchte sagen, bei Kleist lernt man die Vorzüge, bei Grabbe (und Hebbel) die Fehler allmählich kennen." Diese allmähliche Erkenntniß ist wohl meist ein Beleg dafür, daß man es mit einem bedeutenderen Geist zu thun hat: minder bedeutende Geister erleichtern ein Eindringen in sie sehr. Was aber Kleist noch in anderer Weise von seinen beiden Genossen (und in gewissem Sinne gehören sie ja zu einander) unterscheidet, ist dies: trotz seines großartigen Naturalismus (im besten Sinne des Wortes genommen) in der Ausführung, ist Kleist sonst doch ein Idealist vom reinsten Wasser: hier hängt er eng mit Schiller zusammen. Was wir aber so schmerzlich bei Grabbe und Hebbel vermissen, ist eben eine starke Abwesenheit dieses Idealismus, ohne den kein Dichter bestehen kann. Namentlich bei Grabbe ist dieser Mangel jenes Etwas, das uns in den Werken seiner Jugend und seiner späteren Periode ein nicht zu überwindendes Unbehagen einflößt.

Trotzdem können wir und möchten wir von den beiden Dichtern, deren Eigenthümlichkeiten wir in vorstehenden Zeilen gerecht werden mußten, nicht mit einem Tadel scheiden. Grabbe und Hebbel waren und sind, wie schon bemerkt, ein Fortschritt auf dem Wege, den das deutsche Drama von Schiller über Kleist zu gehen hat, welchen

Weg Grillparzer, ein den drei Nachfolgern Schillers ebenbürtiger Geist, eigentlich verlassen hatte, um zu seinem Ausgangspunkte zurückzukehren. Grillparzer bedeutet keinen Fortschritt der deutschen Bühne; wohl aber bedeuten Kleist, Grabbe und Hebbel einen solchen. Aber nicht nur diese tröstliche Perspective eröffnen uns diese beiden letzten Stürmer und Dränger, auch eine Mahnung und Warnung rufen sie uns zu, eine Warnung, daß auch das größte Genie in Nichts verfließt ohne den Charakter und eine Mahnung, daß auch die beste Kraft zerschellen oder zersplittern kann an fehlerhafter Entwicklung. Und was Heinrich von Treitschke bei Gelegenheit Kleists aussagte, können wir auch an Grabbe und Hebbel von neuem lernen, die fruchtbare aber auch furchtbare Wahrheit, daß es nichts als wohlweiser Kleinmuth sei, zu behaupten, „daß Blüte der Kunst und politische Größe unvereinbare Dinge seien.“

Je eingehender wir uns mit den Eigenthümlichkeiten Grabbes und Hebbels beschäftigt haben, um so kürzer können wir ihre Nachfolger auf dem Gebiete der Kraftdramatik behandeln. Vielversprechend begannen Robert Griepenkerl (1810—1868) in seinem Robespierre und Georg Büchner (1813—1837) in Dantons Tod: nicht uncharakteristisch ist bei beiden der revolutionär-französische Stoff. Auch der frühverstorbene Wilhelm Waiblinger (1804—1831), der zu jenen Erscheinungen in unserer Literatur gehört, von denen Goethe aussagte: sie wußten sich nicht zu zähmen und so zerrann ihnen ihr Leben wie ihr Dichten, sei hier genannt. Unstreitig das bedeutendste Talent nach Grabbe und Hebbel besaß Otto Ludwig (1813—1865); im Gegensatz zu den ebengenannten drei Dichtern lag hier eine Individualität vor, die sich zu entwickeln vermochte. Aber diese Entwicklung selbst war keine erfreuliche; trübe Lebensumstände (über 25 Jahre war der Dichter an das Siechbett gefesselt) trugen wohl das Ihrige dazu bei, die Bahn des Dichters vom Rechten fern zu halten. Das, worin Otto Ludwig fehlte, liegt aber auf einem ganz anderen Gebiete als bei Grabbe und Hebbel. Waren diese beiden Naturen eigentlich solche, welche mehr mit urwüchsigem Drange schufen, ging ihnen, namentlich Grabbe, die Selbstkritik allzusehr ab, so verdarb Ludwig es mit der Vollendung seiner Werke wieder durch ein Uebermaß von Grübelei, die, allmählich krankhaft werdend, an seinen Schöpfungen fraß, wie der Wurm an der Frucht, so daß nichts recht reifen konnte. So gelangte Ludwig, wenn auch auf anderem Wege wie Hebbel, doch zu demselben Resultate wie dieser: statt zum Natürlich-Großen zum Unnatürlich-Verzerrten. Otto Ludwigs Dichtungen sind, wenn wirklich äußerlich vollendet, innerlich doch alle fragmentarisch. Konnte er sich wirklich einmal von seiner übermäßigen Selbstkritik losreißen, schrieb er, wie er sich selbst ausdrückte, „gleichsam hinter seinem eigenen Rücken,“ wie in dem frischen Roman Die Heiterethei und ihr Widerspiel, wie in dem rührenden Märchen vom todten Kinde, theilweise auch in dem an packenden Scenen reichen Roman Zwischen Himmel und Erde, so schuf er Bedeutendes; sah aber die skeptische Reflexion ihm über die Schulter aufs Papier, wie bei Abfassung seiner Dramen Der Erbförster, Die Makkabäer, Die Rechte des Herzens, so entstanden Werke, reich an einzelnen Schönheiten, unorganisch und verfehlt im Ganzen. Dramatisch sein Bestes (wenn sein theilweise noch unveröffentlichter Nachlaß uns nicht Lügen straft, was zu wünschen wäre) bietet Ludwig in dem wundervollen Fragment Tiberius Gracchus, aber es ist ein Fragment. Ludwigs Gedichte erinnern an die Hebbels. — Vielleicht noch nicht genug beachtet als Dramatiker ist Julius Klein (1810—1876), der Verfasser des riesenhaften Torsos der Geschichte des Dramas, der, mehr noch wie Otto Ludwig, eine gewisse Sturm- und Drangperiode nie überwand. Von seinen vielen Dramen seien als die bedeutendsten genannt: Zenobia, Maria, König Albrecht, Moreto,

Heliodora, Trauerspiele, Der Schützling, Lustspiel. Sie alle offenbaren einen selten großen Zug, eine starke Hinneigung zu dem Erhabenen, Gewaltigen, eine harte, knorrige Individualität; leider entspricht die Ausführung nicht immer dem Plan, indem die Stücke im Verlaufe der Action ermatten, einen reinen Eindruck aber vornehmlich aus dem Grunde nicht hinterlassen, weil es Klein an Klarheit gebrach. Wie die Sprache, so verwickelt sich auch die dramatische Handlung meist in ihren eignen Bestandtheilen und gelangt darüber zu Falle. Das gewaltige Aufflammen der Leidenschaften bei Klein gemahnt oft mehr an einen Krampf, als an tiefergehende, gesunde Kraft. Wenig wirkliche Kraft besaß der vielversprechende Albert Emil Brachvogel (1824—1878), dessen effectvolles Bühnenstück Narziß lehrte, daß ein kühnes und von reichen Naturgaben ausgeübtes Spielen mit außergewöhnlichen Mitteln noch keine wirkliche Genialität, kein Beherrschen dieser Mittel sei. Nicht recht gelang es dem mit einer wuchtigen Begabung ausgestatteten Heinrich Kruse (geb. 1815) in seinen zahlreichen Dramen (Die Gräfin, Wullenwewer, Erich XIV., Moritz von Sachsen, Der Verbannte, Raven Barnekow) eine Verbindung zwischen den Forderungen der Poesie und den berechtigten der Bühne herzustellen.

Einen Uebergang zu den zwei lyrischen Dioskuren dieses Kapitels möge Gustav Schwab (1792—1850) bilden, der Dichter so manches bekannten Liedes, der fleißige Forscher auf dem Gebiete der antiken und deutschen Vergangenheit, der Biograph Schillers, der warme Freund seiner schwäbischen Heimat. Schwab gehört, wie der alte Gleim, zu denjenigen Naturen, die, neben ihrer dichterischen Thätigkeit, der Literatur auch insofern von Nutzen geworden sind, als sie andren, meist jungen Talenten, den Weg in die Oeffentlichkeit finden halfen, vielleicht in der selbstlosen Erkenntniß, daß diese fremden Talente größer seien als das eigne. So ward Schwab der Freund und Herausgeber, der „literarische Agent" seiner Genossen, die man unter dem Namen „Die schwäbische Dichterschule" zusammengefaßt hat, so verhalf er als Redacteur des Cottaschen „Morgenblattes" verschiedenen Kräften zur ersten Entfaltung, die später einen bedeutenden Namen erwarben. Zu diesen Begünstigten gehörte auch

August Graf von Platen (1796—1835). Platen gegenüber kommt man mit der gebräuchlichen Phrase, „er sei marmorkalt und marmorglatt" nicht aus. Etwas Wahres ist an derselben; aber dies Urtheil erschöpft die Sache, um die es sich handelt, doch nicht. Platen geht auf die Antike zurück, und insofern ist ihm eine gewisse Kühle und Gemessenheit eigen. Diese Kühle kann unangenehm, erfröstelnd berühren, namentlich da, wo der Dichter zu actuellen Stoffen greift, wie in den Polenliedern: der Ausdruck „fulminante Energie der Begeisterung", den Gottschall gelegentlich gebraucht, ist für diese schönen Gedichte zu stark; der Dichter selbst ist entschieden hingerissen von seinem Gegenstand, aber er versteht es nicht, den Hörer ebenso hinzureißen. Es ist charakteristisch für Platen, daß er einmal in diesen Polenliedern die Eumeniden um Rache anruft gegen die Bedränger — in einem modernen Kriegsgesange! Will man erfahren, was fanatische Begeisterung ist, so halte man gegen die Polenlieder einmal Kleists Germania-Ode, in welcher der Poet das ganze Volk zusammenruft zur Vernichtung der Franzosen — das ist fulminant! Seinem antiken Charakter gemäß, geht Platen die eigentliche Lyrik, das Lied, fast ganz ab, er ist Gedankenlyriker; und so hoch man einen solchen stellen mag, den höchsten Preis der Lyrik wird ewig der erringen, der uns das eigentliche Lied schaffen kann, das Lied, das gesungen werden kann — Goethe, Heine, Eichendorff. Wenn Gottschall sich entrüstet davor verwahrt, daß man letzteren, Eichendorff als Lyriker, über Schiller als Lyriker stellen könne, so sehen wir nicht ein, was hieran Unrechtes wäre, was dies Schillers Größe Eintrag

thun könnte: stellen wir doch auch und haben ein Recht dazu, das moderne Lied über die Lyrik der Antike, der das im Speciellen fehlt, was wir lyrisches Empfinden nennen. Selbst diese Abzüge einbegriffen, steht Platen noch so hoch da, daß er Bewunderung erregt. Er bezeichnet sogar einen Markstein in der Entwicklung der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, insofern er „unsre Lyrik wieder aus der Liederlichkeit der Romantik befreite und die echte Kunst wieder zu uns zurückführte" (L. Salomon) und insofern er es war, „der die neue Generation wieder dichten lehrte" (Dingelstedt). In dieser Hinsicht gewinnt Platens Stellung etwas Polemisches: er stürzte die Romantik zwar nicht, denn diese untergrub sich selbst, aber er gab der sterbenden den Rest, indem er zugleich eine neue Perspective eröffnete, zu der die Antike vorerst den Führer abgeben mußte. Vorerst! Denn, wenn auch „die strenge Pflicht, die römische Zucht uns Allen gute Frucht trug, so möchten wir doch dabei nicht bleiben, sondern das Dichten wieder deutsch betreiben, und gehn, wohin der Sprache Geist mit ahnungsvollem Laute weist" (Geibel).

Sonst Platens Lob zu singen, ist überflüssig; wir verweisen den Leser auf das in der Anthologie abgedruckte Urtheil Scherrs über unsern großen Dichter. Suchten wir eben seine unvergängliche Stellung in unsrer Literatur kurz zu zeichnen, so brauchen wir hier auch nur zu erinnern an seine Balladen, an einige seine Lieder, an die Ghaselen, Sonette, Oden, Hymnen, an seine scharfen Epigramme, an die beiden aristophanischen Komödien, die Verhängnißvolle Gabel und den Romantischen Oedipus, an sein Märchenepos Die Abbassiden, mit welchem Platen noch einmal in die romantischen Gefilde seiner Jugendzeit zurückkehrte, die romantischen Gefilde, welche er sonst mit dem eisernen Besen seiner strengclassischen Kunst und Polemik unsanft gefegt hatte. Platen war wieder ein Classiker in unsrer Literatur und hatte dieselbe für Classicität wieder empfänglich gemacht. Er wandelt in dieser Hinsicht wieder die Bahn des alten Goethe, ein Hellene und Heide wie dieser, so daß er beim Betreten des alten Eilands der Aphrodite, Sicilien, woselbst er starb, in die schönen Worte ausbrechen konnte:

„Inbrünstige fromme Gebete
Dir, Kypria, send' ich empor,
Indem ich die Küsten betrete,
Die Haine, dir eigen zuvor!

Du lächelst noch immer dem Gruße
Der Gläubigen innig und mild.
Nie konnten die Götzen der Buße
Verdrängen das göttliche Bild."

In gewissem Sinne ein Nachfolger Platens ist Emanuel Geibel (geb. 1815), der von sich aussagte, daß er in jenes Schule gesessen habe, ein Nachfolger und Fortsetzer in dem Sinne, wie es die weiter oben über Platen citirten Verse unsres Dichters besagen. Und in der That geht Geibel über den Vorgänger hinaus; die straffe Form hat er ihm abgelernt, aber er durchdringt sie mehr mit seinem deutschen Gemüth, wird wärmer, hinreißender. Geibel ist einer der hervorragendsten Lyriker der Neuzeit; er ist voll und ganz Lyriker, auch da, wo er die lyrische Form verläßt, in seinen Dramen (Brunhild, Sophonisbe, Echtes Gold wird klar im Feuer), Lyriker in des Worts höchster Bedeutung, als Meister des Lieds, des Gedichts, der Ballade und Romanze und jener vollendeten Sprüche in deutscher und antiker Form, die, köstliche Frucht in goldener Schale, in ihrem reifen, klaren Gedankengehalte an Goethe gemahnen. Als solchen Lyriker von Gottes Gnaden hat ihn auch das deutsche Volk begeistert aufgenommen, wie die zahlreichen Auflagen von Geibels Gedichten

beweisen, die in verschiedenen Sammlungen und jetzt in einer Gesammtausgabe (1883) vorliegen: Zeitstimmen, Heroldsrufe, Juniuslieder, Gedichte, Neue Gedichte, Gedichte und Gedenkblätter. Geibels Bedeutung wird aber im Urtheil der Literaturgeschichte noch steigen, gleich der Platens, wenn man erst eingesehen haben wird, daß ein Lyriker besser daran thut, statt sich an dem Tagesgezänk der öffentlichen Meinung zu betheiligen, mit den höchsten Idealen des großen Lebens Fühlung zu behalten und sich für dieselben zu begeistern. Das aber hat Geibel gethan. Sonst können wir seine Bedeutung nicht besser zeichnen als mit den Worten Heyses:

„Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst Du mit einem Frühling süßer Lieder,
Vom Tageslärm die Seele zu befreien."

In Anlehnung an Geibel reihen wir hier einige Dichter ein, bei welchen der classicistische Idealismus theils lyrisch, theils dramatisch zum Ausdruck kam: Hermann Lingg (geb. 1820), Albert Moeser (geb. 1835) und Martin Greif (Fr. Hermann Frey geb. 1839); alle drei Lyriker von echtem Schrot und Korn, Lingg in den an Geibel gemahnenden Gedichten und Schlußsteinen, Moeser namentlich in den kräftigen Gedichten, in Nacht und Sterne und Schauen und Schaffen, Greif in seinen an Goethe erinnernden, aber durchaus originalen Gedichten. Greif und Lingg traten auch als Dramatiker auf, letzterer zudem als Epiker (Die Völkerwanderung). Von älteren Dramatikern nennen wir hier Josef von Collin (1772—1811) mit seinen zwar streng-stilvollen, aber sehr monotonen Römerdramen (Regulus, Coriolan), den jetzt ziemlich vergessenen Josef von Auffenberg (1798—1857) mit seinen zahlreichen Dramen, Michael Beer (1800—1833), der sich in seinen Stücken (Der Paria, Struensee) vielleicht allzu sklavisch an Schiller bildete, Murad Efendi (Franz von Werner 1836—1881), dessen pomphaft einherschreitenden Trauerspiele (Selim III.) sehr viel Glanz und Wirkung verbreiten, aber von Schwulst und Mangel an Innerlichkeit nicht immer frei sind — ferner die noch lebenden Dichter und Dramatiker Friedrich Röber (geb. 1819. Dramatische Dichtungen. Das Märchen vom König Drosselbart, Friedrich II.), Albert Lindner (geb. 1830. Brutus und Collatinus, Stauf und Welf, Die Bluthochzeit, Der Reformator), Oswald Marbach (Silesius Minor. Geb. 1810. Außer Gedichten und Bearbeitungen antiker und shakespearischer Dramen: Manfred), Hans Marbach (geb. 1841. Timoleon, Lorenzo von Medici, Marius in Minturnä), Julius Grosse (geb. 1828. Tiberius und zahlreiche Dramen, leider etwas akademisch) und Friedrich Helbig (geb. 1832. Gregor VII., Die Komödie auf der Hochschule).

Wir schließen mit zwei Dichtern ab, welche mit gleichem Glück sowohl das lyrische wie das epische Gebiet betreten haben und beide zu Lieblingen des Publikums gezählt werden müssen. In Otto Roquette (geb. 1824) ist es das fröhliche, sorglose Phantasieleben, das der realen harten Welt ein Schnippchen schlägt, die unbekümmerte Freude am Dasein und seiner Lust, welche das Publikum, und mit Recht, entzückt hat, wie sich diese Freude kundgibt in Liedern, wie „Noch ist die blühende, goldene Zeit", „O wär' ich am Neckar, o wär' ich am Rhein," in dem reizenden Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt"; bei Robert Hamerling (geb. 1830) war es der selige Schönheitscultus, der den Leser hinriß,

zu deren, „der Schönheit Sklaven sich der Dichter erkoren hatte, da sie ihm die Seele berauschte und das Herz umstrickte mit golddichtem Netz,“ wenngleich dieser Schönheitscultus, so herrliche Blüten er hervortrieb, bei unserm Dichter wohl etwas zu einseitig und als Alleinseligmachendes bevorzugt und gepriesen wird. Auch läßt sich in seinen Gedichten (Sinnen und Minnen), in seinen zahlreichen Epen und episch-lyrischen Gedichten (Venus im Exil, Das Schwanenlied der Romantik, Germanenzug, Ahasver in Rom, Der König von Sion) das, was man Colorit nennt, und was neuerdings vom Publikum sehr bevorzugt wird, oft zu üppig und blendend an, und man wird den Eindruck nicht los, daß diese Malerei, die doch nur Nebensache in der Poesie sein soll, auf Kosten der Innerlichkeit geschehe. Die Sprache, z. B. im Schwanenlied der Romantik ist nicht frei von ermüdendem Schwulst. Dennoch ist Hamerling doppelt zu schätzen, weil er in einer Zeit, in der man systematisch das verkennt, was Kunst ist und sein soll, erkannt hat, daß deren Wesen im Schönen liegt, nicht aber in allen möglichen anderen Sachen.

2. Ethisch-Philosophischer Idealismus.

Leopold Schefer. Sallet. Julius Hammer. Johann Nepomuk Vogl. Johann Gabriel Seidl. Adalbert Stifter. Theodor Storm. Rittershaus. Egon Ebert. Gottschall. Friedrich Theodor Vischer.

Im Gegensatz zu dem classicistischen Idealismus weist diejenige Richtung, die wir ethisch-philosophischen Idealismus genannt haben, nur Talente zweiten Ranges auf. Es sind vorwiegend Lyriker, die dieser besonderen nachclassischen Richtung angehören, oder doch Dichter, bei denen die lyrische Ader besonders stark ausgeprägt ist; auch ist ein Hinneigen zum Didaktischen bemerkbar. Sollen wir einen Unterschied zwischen den Vertretern dieses Capitels und des vorigen machen, so wäre es der, daß dort das classicistische Streben mehr ein unbewußt künstlerisches war, dem als Ziel die hohe Schönheit der Classicität galt; hier aber ward das unbewußt-künstlerische Streben zum bewußten und als Ziel stand den Poeten die sittlichende Wirkung des Schönen vor Augen. Daher auch das Vorwiegen des Lehrhaften bei diesen Dichtern.

In erster Linie lehrhaft arbeitet der ethisch-classicistische Idealismus in Leopold Schefer (1784—1862), Friedrich von Sallet (1812—1843) und Julius Hammer (1810 — 1863); er berührt sich hier sogar mit dem Orientalismus Rückert's. Der bedeutendste von den drei Dichtern ist Schefer, nicht nur, weil er in seiner Richtung von den dreien der Bahnbrecher war, nicht nur des hohen Werthes seiner Poesien halber (Laienbrevier, Vigilien, Weltpriester, Hausreden u. s. w.), sondern vornehmlich seines weitsehenden Standpunktes halber, der das Gebiet der ganzen Menschheit, des Menschlichen überblickt, während Sallet (Laienevangelium) seine Didaktik mehr in das Gebiet des Politischen, Religiösen einengt, allerdings des freisinnigen, liberalen, und Hammer (Schau um dich und schau in dich; Lerne, liebe, lebe) auf eigentliche Originalität überhaupt keinen rechten Anspruch machen kann, indem er nur auf sinnige Weise Rückert wiederholt. Von Rückert hat auch zweifelsohne Schefer seine Anregung empfangen, von dessen Weisheit des Brahmanen; aber man würde unrecht thun, ihn als einen Nachfolger oder Nebenbuhler Rückerts zu bezeichnen. Gewiß hat Schefer etwas Orientalisch-Beschauliches an sich, wie Rückert's Brahmane; aber mehr noch berührt Schefer sich mit dem großartigen Pantheismus unserer Classiker, vornehmlich Goethe's und Jean Paul's. Ein Etwas von diesen beiden steckt in Schefer: das ist das ungemein Wirkende

in seinen Poesien. Deswegen sind ihm auch die Zeloten des Christenthums von jeher gram gewesen, sie, die das äußerliche Dogma für den Kern des Christenthums, die Humanität, halten, Moral und Sittlichkeit identificiren: Schefer war ihnen zu frei. Schefer ist wie Goethe Pantheist, er sieht in der Natur Gott; aber wenn er die Natur, die sichtbare, und die Natur im Menschen als das Vollendete preist, wen preist er da mehr, als den unsichtbaren Gott, jenen Geist, der da über der Schöpfung schwebte und sahe, „daß Alles gut war“?

Eine Gruppe specifisch östreichischer Dichter bilden Johann Nepomuk Vogl (1802—1866), Johann Gabriel Seidl (1804—1875) und Adalbert Stifter (1806—1868). Sollen wir einen Uebergang zu den ebengenannten Poeten suchen, so wenden wir uns zuerst an Stifter. Auch Stifter war ein Dichter, der sich mit der Natur beschäftigte (Studien), aber in ganz anderer Weise wie Schefer, nicht mit der lebendigen Natur im, sondern mit der todten Natur außerhalb des Menschen. So ist der Uebergang nur ein scheinbarer, wie ja andererseits auch diese Oestreicher von jenen weltbürgerlichen Seelen nichts mit herübergenommen hatten. Stifter erinnert an Geßner im vorigen Jahrhundert; wie dieser flüchtet er aus der wirklichen Welt, die ihm zu rauh ist, in die erträumte, Geßner in die der schuldlosen Hirten und Thiere, Stifter in die der leblosen Bäume und Blumen. Hier, in der Welt der Hirten und Pflanzen, wird Alles mit einer unendlichen Liebe studirt und wiedergegeben, bis ins Kleinste hinein, genau und minutiös — fehlt leider nur die Plastik des Ganzen und Großen, das belebende geistige Band mit der Menschheit. Sinnig und in gewissem Sinne entzückend ist Alles; nur schade, daß man in einer Zeit, die wieder Ideale des Menschen gefunden hat, für diese bloße Naturschwärmerei den Geschmack verloren hat, und ebenso schade für den Dichter, daß diese neue Zeit Recht hat! Stifter steht als Künstler hoch über Geßner und wir sind weit davon entfernt, seinen Studien den ihnen innewohnenden Werth abzusprechen, die Feinheit der Schilderung zu bewundern; aber in einem berührt Stifter sich doch mit Geßner, in der Krankhaftigkeit, die in jeder Weltflucht steckt, von der lebendigen Umgebung, mit der man nichts anzufangen weiß, in die Einsamkeit, in den Traum der Natur. Von dieser Eigenheit haben nun allerdings Vogl und Seidl, zwei Vollblutöstreicher und wackere Patrioten des Hauses Habsburg, gar nichts an sich: biedere, tüchtige Männer, die ihren vaterländischen Gefühlen Ausdruck verleihen in Balladen und Gedichten, welche allerdings selten über den Interessenkreis der schwarz-gelben Grenzpfähle hinausgehen. Der höhere deutsche Gesichtspunkt geht beiden ab, sie sind mit ganzer Seele Oestreicher, wie ja auch einer von ihnen, Seidl, den Text zu der östreichischen Volkshymne Gott erhalte Franz den Kaiser verfaßt hat. Aber was innerhalb dieses engen Kreises dichterisch verwerthbar war, haben sie mit Liebe erfaßt und als volksthümliche Dichter in ihren Gesängen verarbeitet.

Ein ungemein feinfühliger Poet, Lyriker und Novellist ist Theodor Storm (geb. 1817). Von seinen Gedichten sagt Heyse, an den Storm übrigens sehr erinnert, nicht umsonst, daß sie „zartgefärbt wie junge Pfirsichblüten seien, so duftig wie der Staub auf Falterschwingen“ — es muthet Alles so ungemein fein, wahr, tiefempfunden, zierlich im Inhalt, melodiös und wohlgefeilt in der Form an, der Dichter versteht seinen Strophen so wunderbar das einzuhauchen, was wir Seele nennen, daß diese Dichtungen, wenn auch nicht gerade großartig und direct orginal, so doch im höchsten Grade beachtenswerth in der neuesten Literatur dastehen. Eine gewisse Wehmuth liegt sympathisch über vielen, aber nicht allen Liedern Storm's — man sehe in unserer Sammlung das Octoberlied, das Fiedellied — aber diese Wehmuth ist nicht die etwas ungesunde, gehaltlose eines Matthisson u. a., sondern sie ist das Er-

gebniß der Erfahrung, die auf die verlebten Jahre und ihre Freuden und Leiden mit einer gewissen Resignation zurückblickt, gleichwohl aber bereit ist, auch die schmerzhaften Stunden gern noch einmal zu erleben.

„Und war es auch ein großer Schmerz,
Und war's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thät'st es noch einmal, mein Herz."

Miniaturmalerei hat man, nicht mit Unrecht, die Gedichte Storm's genannt, aber man ist mit dieser Bezeichnung dem Kunstcharakter unseres Dichters nicht ganz gerecht geworden; denn seit dem Jahre 1870, das ja dem deutschen Geiste freiere Sphären zur Entfaltung seiner Schwingen eröffnete, hat auch Storm's liebenswürdiges Talent sich zu großartigerem Fluge in die Lüfte erhoben, in seinen Novellen: Aquis submersus, Viola tricolor, Beim Vetter Christian. Die bedeutendste der Novellen vor dem genannten Jahre ist Immensee.

Kräftigere Töne wie Storm schlägt Emil Rittershaus (geb. 1834) an. Sein Thema ist wohl auch das süße Geheimniß der Liebe, in das Storm sich vertieft, aber es nimmt bei ihm die greifbareren Formen der Ehe an, die besungen wird, es ist bürgerlicher, solider geworden. Rittershaus ist in dieser Beziehung ein Dichter der Familie. Aber diese Liebeslyrik bildet nicht das eigentliche Gebiet von Rittershaus. Das ist vielmehr jene Lyrik, die sich für die Ideale der Freiheit, des Staates, der Menschheit begeistert, gegen alles Dunkelwesen mannhaft zu Felde zieht und gelegentlich auch zur politischen Lyrik wird. Das Licht in's Volk! so lautet die Devise von Rittershaus und in der Verfechtung dieser Devise gleicht er einem öffentlichen Redner, der vor allem Volke und von allen Zinnen herab wider jeden Trug predigt. Etwas Rhetorisches, Improvisatorisches trägt überhaupt die Kunst unseres Dichters an sich, der selbst ein ausgezeichneter Improvisator und Declamator ist und durch die begeisternde Art seines Vortrags das ersetzt, was man bei späterer nüchterner Recapitulation der Gedichte etwa an tieferem Gehalte vermissen sollte.

Wir schließen mit zwei Dichtern, welche das epische, episch-lyrische und dramatische Fach vertraten, sonst aber keinerlei Berührungspunkte mit einander gemein haben: Karl Egon Ebert (1801 — 1882) und Rudolf von Gottschall (geb. 1823). Ebert ist im besten Sinne des Wortes ein Schüler Uhland's; was Schwab von sich aussagte, konnte auch er von sich aussagen, daß „wenn einen solchen Schüler Uhland's in ihm die Nachwelt sehen wollte, sein Schatten aufrecht dahin ziehen würde." Aber ein selbständiger Schüler Uhland's, ein Dichter, der nebenbei so viel Originalität besaß, um allein für sich etwas gelten zu können. Und in der That ist das Selbständige an Ebert doch das, daß er kein eigentlicher Romantiker ist, sondern ein Classicist, weswegen er auch in diesem Capitel unserer literarischen Uebersicht genannt werden mußte. Classicist ist Ebert in seinen Dramen (Bretislaw und Jutta, Das Gelübde, Brünoy), aber auch in seinen Balladen und Romanzen (Schwerting der Sachsenherzog) und seinen Epen (Wlasta, Das Kloster), dem Höhepunkte seines Dichtens; denn wie Meister Uhland war Ebert eine vorwiegend episch angelegte Natur. Er wandelte nicht die Heerstraße der Popularität, aber er gehört zu denjenigen Dichtern, welche denen, die sich ihre kleine Gemeinde nennen, ein lieber Schatz sind.

Rudolf von Gottschall hat sich auf den verschiedensten literarischen Gebieten bewegt. Am meisten mit Erfolg auf denjenigen, die sich theoretisch mit der Dichtkunst beschäftigen, denen der Poetik, der Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, über welch letzteres Werk wir bereits ein Urtheil gefällt haben. In

diesen Schriften und auch sonst hat sich Gottschall als ein beredter Kämpe der modernen Literatur erwiesen, wie wir sie eingangs dieser Periode charakterisirt haben. Wenn Gottschall in diesen theoretischen Schriften mit Recht gegen den Academismus polemisirt, so berührt es allerdings seltsam, daß er, wo er sich praktisch mit der Poesie beschäftigt, inhaltlich über einen gewissen Academismus nicht recht hinauskommt, namentlich in seinen Dramen (Katharina Howard, Amy Robsart, Auf rother Erde, Pitt und Fox u. a. m.), auch in seinen Epen (Die Göttin, Karlo Zeno, Sebastopol, Maja), in seinen Gedichten, welche meist der Gedankenlyrik angehören und zwar formell ungemein pomphaft einherschreiten, eine tiefere Wirkung jedoch oft vermissen lassen. Ueberhaupt ist der Vorwurf, den man Gottschall gemacht hat, nicht ganz von der Hand zu weisen, daß seine Dichtungen mit einer gewissen großartigen Prätension auftreten, daß dieser Prätension der geistige Gehalt aber nicht immer entspricht. Die neuerdings erschienenen Romane (Das Fräulein von St. Amaranth, Im Banne des schwarzen Adlers, Die Papierprinzessin) sind unbedeutend. — Wir fügen an den Schluß dieses Capitels noch den Namen des bekannten Aesthetikers Friedrich Theodor Vischer (geb. 1807) an, und zwar seiner neuerdings erschienenen Gedichtsammlung Lyrische Gänge halber, welche in die Richtung des ethisch-philosophischen Idealismus gehören.

II. Fortwirken des Romanticismus.

1. Jüngere Romantiker und Nachzügler derselben.

Arnim. Brentano. Eichendorff. Fouqué. Zacharias Werner. Ernst Schulze. Immermann. — Uhland. Kerner. Hauff. Simrock. Wilhelm Wackernagel. — Chamisso. Gaudy. Wilhelm Müller. Anastasius Grün. Zedlitz. Hoffmann von Fallersleben. Moritz von Strachwitz. Mosen. Holtei. — Lenau. Alfred Meißner. — Paul Heyse. Hermann Kurz. Hans Herrig.

a) Die directen Nachzügler der Romantik.

„Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. In diesem Augenblick liegt dieses Buch vor mir, und es ist mir, als röche ich den Duft der deutschen Linden. Die Linde spielt nämlich eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzens zeigt. . . . Auf dem Titelblatte jenes Buches ist ein Knabe, der das Horn bläst, und wenn ein Deutscher in der Fremde dieses Bild lange betrachtet, glaubt er die wohlbekanntesten Töne zu vernehmen, und es könnte ihn wohl dabei das Heimweh beschleichen. . . .“

Mit diesen schönen Worten gedenkt Heine der Volksliedersammlung des Knaben Wunderhorn, mit der Achim von Arnim (1781—1831) und Clemens Brentano (1778—1842) der von Herder ins Leben gerufenen Volksliederbewegung einen neuen Aufschwung gaben. Mit der Erwähnung derselben als der bedeutendsten literarischen That Arnim's und Brentano's eröffnen wir deshalb das Capitel über die

Nachromantiker, weil diese Sammlung so recht hinweist auf das, was diese unter Vorantritt Goethe's vielleicht als Unvergänglichstes geleistet haben, den Cultus des modernen Liedes, der Lyrik, welche Lyrik vom Volkslied neues Blut in die Adern bekam. In ungeahnter Weise hat sich seitdem, bis ins Unendliche vervielfältigt, das Lied entwickelt, bis in die Gegenwart hinein, und zwar so reichhaltig, daß wir auf eine Herzählung aller hier einschlägigen Namen verzichten müssen. Arnim und Brentano leisteten allerdings nur als Sammler dieser modernen Lyrik Vorschub; was sie selbst in dieser Beziehung schufen, war unbedeutend, ja geradezu anwidernd, wie bei Brentano, dessen Gedichte in jeder Weise, politisch wie kirchlich, dem Scherr'schen Ausdruck „rückwärtserisch“ entsprechen, im schlimmsten Sinne des Wortes mittelalterlich-katholisch sind und ihre Vergessenheit (die „Gottesmauer“ ist wohl noch die beste Nummer) heutzutage verdienen. Der schaffende Lyriker von Gottes Gnaden war Josef von Eichendorff (1788—1857), der letzte Ritter der Romantik, aber ein Liederdichter von unvergänglichem Werthe. Es ist unnöthig, seine vielen schönen Lieder hier anzuführen: das Volk auf der Gasse, das sie kennt und singt, das Publicum, das sie liebt, überhebt uns der Mühe. Es sind Volkslieder geworden, aber Volkslieder, geläutert durch den Kunstgeschmack, wie die Lieder Goethe's und Heine's. Sie sind auch das Beste in Eichendorffs Schaffen; sonst war er keineswegs eine so ungefährliche, liebenswürdige Erscheinung, wie ihn seine Lyrik kennzeichnet; er besaß alle die bedenklichen Eigenschaften der Romantiker, von denen wir weiter oben schon ein Signalement gegeben haben. Z. B. in seiner Literaturgeschichte, die ganz vom mittlalterlich-katholischen Standpunkte aus geschrieben ist. In der Novelle leistete er mehr (Aus dem Leben eines Taugenichts), wie die Romantik in dieser Gattung der Erzählungspoesie überhaupt glänzt. Auch unsere beiden Herausgeber des Wunderhorns schufen darin ihr Bleibendstes: Brentano in der prächtigen Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl, Arnim in seinen werthvollen Novellen, wie Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott, Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau, Philander unter den streifenden Soldaten und Zigeunern im dreißigjährigen Kriege, Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings. Arnim, der bedeutendere Dichter von beiden, wagte sich auch an den Roman; so bedeutend aber seine Kronenwächter beginnen, ein großer historischer Roman, in dessen Handlung aus der Zeit Kaiser Maximilian's sich die majestätische Aera der Hohenstaufen, von denen noch Sprößlinge leben, noch einmal in wunderbarem Glanze spiegelt, — er vermochte diesen großartigen Entwurf nicht zu vollenden, was nicht ganz unmotivirt ist: die Romantiker nehmen öfter in Folge ihres großen Talentes bedeutende Anläufe, aber um diese zu Ende zu bringen, fehlte es ihrer Kunst doch zu sehr an Charakter. Auch ein solcher ist zur Schöpfung umfassender Kunstwerke nothwendig.

Die Undine, das „liebe Bildchen“, hat den Namen Friedrich de la Motte Fouqué's (1777—1843) auf die Nachwelt gebracht; sonst ist, außer einigen Liedern, nichts mehr von ihm bekannt (Der Held des Nordens, Trilogie, Hermann, ein Heldenspiel, Der Zauberring, Roman). Fouqué nahm mehr thätigen Antheil an den Kämpfen seiner Zeit, als manche andere Romantiker, z. B. an den Befreiungskriegen, in Lied und That; den Bestrebungen der späteren Jahrzehnte jedoch vermochte er keine Sympathie mehr entgegen zu bringen, dazu war sein Ideal zu sehr das des feudalen Mittelalters mit seinen Einrichtungen. Die moderne Zeit verstand Fouqué, der sonst ein männlicher Geist war, nicht. Diesen Ruhm, den eines männlichen Geistes nämlich, kann man Zacharias Werner (1768—1823)

nicht nachsagen, dessen großes, sehr großes dichterisches, im Besonderen dramatisches Talent, an Charakterlosigkeit, geistiger Liederlichkeit und Verlogenheit zu Grunde ging, eine von den vielen sehr beanlagten Erscheinungen namentlich jener Tage, von denen man leider sagen muß: Schade um das viele, schlecht angewandte Talent! Werner's Begabung als Dramatiker ist in jeder Beziehung mit der eines Heinrich von Kleist zu vergleichen, in der Fähigkeit, kräftige Menschen zu schaffen, in dem urwüchsigen Naturalismus des Ausdruckes; der vierte Act seines Martin Luther, der bedeutendsten dramatischen Darstellung der Reformation und ihres Helden, welcher Act den Reichstag zu Worms vorführt, gehört zu den ersten Ensemblescenen unserer dramatischen Literatur, steht ebenbürtig neben dem polnischen Reichstag in Schillers Demetrius da — aber wie wenig hat im Großen und Ganzen dieser Werner geleistet und was ist aus ihm geworden! Er, der als Protestant eine Weihe der Kraft schrieb (eben seinen Luther), fühlte sich, als er dem Katholicismus in die Arme gesunken war, gedrungen, dieser Weihe der Kraft eine Weihe der Unkraft folgen zu lassen, welche das vorhergegangene Stück widerlegen sollte! In dieser späteren Periode seines Lebens, da er als katholischer Pater in der Wiener Stefanskirche gegen alles Menschliche predigte, bezeichnete dieser asketische Wollüstling, wie Heine ihn sarkastisch nennt, „der in der Abstinenz eine erhöhte Wollust entdeckt hatte, der durch die Marter des Fleisches seine Genußsucht spiritualisirte, der in den Tiefen der religiösen Mystik die schauerlichsten Seligkeiten suchte, dieser heilige Roué“ — bezeichnete Werner seine früheren Dichtungen alle als Verirrungen, die (z. B. Der vierundzwanzigste Februar) selbst in ihren wirklichen Verirrungen noch Züge, der Bewunderung werth, aufweisen, vermöge ihrer mystischen Krankhaftigkeit die spätere Wandlung ihres Verfassers aber ahnen ließen. — Ein weiches, sehr musikalisches Talent, vollendet in der Form, aber zu marklos und zerflossen im Inhalt, bekundete Ernst Schulze (1789—1817) in seinen Gedichten und seinen beiden Epen Cäcilie und Die bezauberte Rose, Ernst Schulze, der gleich Fouqué sich als Mitkämpfer an den Freiheitskriegen betheiligte.

Romantiker und wieder nicht Romantiker, Anhänger und Gegner derselben war Karl Leberecht Immermann (1796—1840), sowohl weil ein kräftiges, fast nüchtern zu nennendes Talent in ihm mit romantischen Neigungen im Kampfe lag, als auch, weil in seinem Schaffen romantische Perioden sich mit nichtromantischen ablösen — auf jeden Fall eine beachtenswerthe Erscheinung in unserer Literatur. Immermann begann in der Tonart der überschwänglichsten Romantik, so daß Platen im Rechte war, ihn in seinem Romantischen Oedipus anzugreifen, aber in der Folge begründete er doch das ihm später zu Theil gewordene Lob, daß er „immer ein Mann war“ (Hermann Kurz). In seiner zweiten nichtromantischen Periode schuf Immermann bedeutende Werke, wie den Münchhausen mit der Episode vom Oberhof, die ja ein Liebling des lesenden Publicums geworden ist, den Roman Die Epigonen, verschiedene sehr gute Novellen und eine Reihe bühnenmäßiger Dramen, die Trilogie Alexis, das Trauerspiel Andreas Hofer, — Werke, welche es rechtfertigen ließen, wenn Heine Immermann gelegentlich die ausdrückliche Widmung zukommen lassen konnte: Karl Immermann, dem Dichter. Am Schluß seines Lebens kehrte er dann wieder zur Romantik zurück, allerdings zur geläuterten, und dichtete sein schönstes Werk: Tristan und Isolde, ein Gedicht von unvergänglichem Glanz, eine freie Bearbeitung des unsterblichen Epos Gottfrieds von Straßburg, ein Poem, das dem dieses alten Meisters ebenbürtig ist, leider Fragment, wie die meisten epischen Tristanbearbeitungen, denen man es fast anmerkt, daß die herzbrechende Geschichte der beiden unglücklichen Liebenden den Dichtern selbst zu nahe ans Herz ging, so daß es

auch ihnen brach. In diesem Gedicht hat sich die Kraft von Immermann's realistischer Periode mit dem Zauber seiner romantischen vermählt.

„Gestorben war das Herz und lag im Grabe —
Dein Zauber weckt es wieder auf, der holde;
Es klopft und fühlt des neuen Lebens Gabe,
Sein erster Laut ist: Tristan und Isolde."

b. Der Romantik Ausläufer mehr in die deutsche Vergangenheit. Die Dichter. Die Gelehrten.

Hier müssen einige derjenigen Dichter genannt werden, die man sonst unter dem Namen der schwäbischen Dichterschule zusammengefaßt hat, vor allen Dingen ihr bedeutendster Vertreter Ludwig Uhland (1787—1862), dann Justinus Kerner (1786—1862), endlich Wilhelm Hauff (1802—1827). Diese schwäbische Dichterschule hat direct nie existirt, nämlich etwa so wie der Göttinger Hainbund und ähnliche Dichterverbindungen in unserer Literatur, denen eine gewisse Abmachung, ein Programm zu Grunde lag. Man faßte unter der Bezeichnung der schwäbischen Schule Dichter zusammen, die gemeinsam der würtembergischen Heimat angehörten, und denen ein übereinstimmender Ton in ihren Poesien eigen war. Die Programmlosigkeit der schwäbischen Poeten veranlaßte denn auch Justinus Kerner zur poetischen Beantwortung der Frage, was denn diese Dichterschule der Schwaben eigentlich sei. In den Wald solle der gehen, der dieser Dichterschule Geheimniß ergründen wolle, in den dunklen Wald mit seinen lichten Matten, seinen Tannen, seinen gefiederten Sängern, seinen Hirschen und Rehen —

Trete dann aus Waldesdunkel, wo im goldnen Sonnenstrahl
Grüßen Berge dich voll Reben, Neckars Blau im tiefen Thal;
Wo ein goldnes Meer von Aehren durch die Eb'nen wogt und wallt,
Drüber in den blauen Lüften Jubellaut der Lerche schallt;
Wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
Da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — Natur!

Justinus Kerner, der Dichter so manches frohen Liedes, wie: Preisend mit viel schönen Reden, Wohlauf! noch getrunken den funkelnden Wein!, weist sonst eine eigenthümliche Physiognomie auf, insofern zu dieser hellen Lebensfreudigkeit ein mystischer Zug in seinem Wesen in Gegensatz tritt, der ihn schon vor unseren spiritistischen Tagen der Geisterseherei in die Arme trieb. Ueber Ludwig Uhland etwas Neues und Gutes zu sagen, ist eigentlich schwer; seine Lieder, Balladen und Romanzen kennt und liebt ein Jeder; über seinen Werth hat man sich längst entschieden. Uhland gehört zu den stabilen Größen der deutschen Literatur, wir möchten sagen: zum Hausschatz des deutschen Volkes; keine Zeit und keine Kritik wird ihn stürzen können. Er ist für einen Romantiker eigentlich sehr solide, aber darin liegt eben das Eigenartige und Nachahmenswerthe seiner Erscheinung, das Neue, daß er, so sehr seine Wurzeln im Boden der Romantik stecken, an den Willkürlichkeiten dieser Richtung gar nicht theilnahm, Kunst und Leben stets streng zu scheiden wußte. Seiner Poesie steht eine Reihe der ernstesten wissenschaftlichen Studien gegenüber (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage). Eine wunderbar frische, jugendlich-poetische Erscheinung ist Wilhelm Hauff, ein Jüngling ohne Makel und Enttäuschungen; die Götter erwiesen ihm das beneidenswerthe Schicksal, das sie nur ihren Lieblingen gönnen: sie nahmen ihn nach kurzem, fröhlichem Jugendtraume von dieser Erde weg. Seinen Roman Lichtenstein, die Phantasien im Bremer Rathskeller, die vielen Novellen und Märchen sind ein Schatz für die aufwachsende

Jugend und auch das reifere Alter sonnt sich noch einmal gern in diesem reinen Lichte eines liebenswürdigen Idealismus.

Schon mehr zur Gruppe der Gebrüder Grimm, vermöge ihrer wissenschaftlichen Bethätigung, gehören Karl Simrock (1802—1876) und Wilhelm Wackernagel (1806—1869), aber auch sie sind echte und rechte Poeten des Liedes, zum Theil sogar in recht ausgelassener Weise, Simrock, der den Hort der altdeutschen Poesien durch seine Reproductionen derselben, durch Wiedergabe der Volksbücher, Sagen und Legenden hob, auch auf dem Gebiete der politischen Lyrik (Drei Tage und drei Farben, Gedichte). Auch Humor, und zwar derber Volkshumor, macht sich bei Simrock breit, ebenso auch in den Gedichten Wackernagel's, in dessen Weinbüchlein sich folgende ergötzliche Strophe befindet:

Hier nun sitz' ich ganz in Angst
Bei dem großen Fasse,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm' ich auf die Gasse,
Lieber wart' ich, bis es Nacht
Ist geworden droben.
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

c) Der Romantik Ausläufer in die deutsche Gegenwart, theilweise unter französischem Einfluß. Die Freiheitssänger.

Unter diesem französischen Einfluß ist der politische zu verstehen, den die beiden Revolutionen von 1789 und 1830 ausübten: er wehte wie ein erfrischender Lufthauch in die deutsche Romantik hinein, die als Cultur des Vergangenen zu erstarren drohte. Allerdings drangen damit in dieselbe immer mehr Elemente hinein, die sie sich selbst entfremden mußten. Aber auch ein literarischer Einfluß machte sich von Frankreich aus geltend, der der Lyriker Béranger und des jugendlichen Victor Hugo, nicht richtunganweisend, aber doch zu stark, um übergangen werden zu können. Diejenigen beiden deutschen Dichter, die uns mit den beiden Franzosen durch Uebersetzung derselben bekannt machten, und sie in ihren eigenen Poesien gewissermaßen vertreten, sind Adelbert von Chamisso (1781—1838) und Franz von Gaudy (1800—1840), letzterer durch seine einerseits schelmischen, andererseits tief gemüthvollen Gedichte, durch seine humoristischen Novellen, seinen Römerzug, sein Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen ein Mitglied unserer Literatur, das nicht vergessen werden sollte. In Chamisso schenkte Frankreich uns einen großen Dichter, eine Erscheinung, gefestet und kernig wie Uhland, einen Dichter, der den Keim der Romantik in sich aufgenommen hatte und ihn in sich entwickeln ließ, dabei durch seinen sittlichen Ernst, die Kraft, das Leben anzufassen, die Fähigkeit, eigene schwere Erlebnisse zum eigenen Besten zu verwerthen, energisch über viele vom Grundstock der Romantik hinausgewachsen ist, ganz wie Uhland. Nur daß er in seinen Gedichten vor diesem einen gewissen, doch im Grunde genommen französischen Esprit, einen stärkeren Humor voraus hat, der im Peter Schlemihl sogar wehmüthig sich selbst verspottet, als den, der seinen Schatten, sein erstes Vaterland, Frankreich, verloren hat. In Chamisso sehen wir das seltene Beispiel, wie ein Franzose sich vollständig germanisirt hat; denn, wenn man auch bei näherem Zusehen in seinen Werken noch genug der jenseitsrheinischen Züge entdeckt, wie vollständig deutsch muthen seine Dichtungen an! Es wäre interessant zu wissen, wie Chamisso als Franzose sich entwickelt haben würde, wenn die Wogen der französischen Revolution ihn nicht nach Deutschland herüber geworfen hätten.

Einerseits an Eichendorff und das veredelte Volkslied lehnt sich *Wilhelm Müller* (1794—1827) an in seinen *Müller-* und *Wanderliedern*, andererseits bereitete er auf die Freiheitssänger vor, indem er (wie Platen in den Polenliedern) in seinen *Griechenliedern* den Heldenkampf eines alten Culturvolkes für seine politische Freiheit mit mannhaften und seelenvollen Klängen begleitete. Von diesen Freiheitssängern rechnen wir zu den Romantikern folgende: *Anastasius Grün* (Anton Alexander Maria Graf von Auersperg 1806—1876), den furchtlosen Kämpen für Geistesfreiheit in Oestreich, eine der hervorragendsten Erscheinungen seines engeren Vaterlandes auch im öffentlichen Leben, eine markige Größe in der deutschen Literatur, der seine poetische Kraft und mannhafte Gesinnung in *Gedichten* und epischen Dichtungen bewährte: *Der letzte Ritter*, *Spaziergänge eines Wiener Poeten*, *Schutt*, *der Pfaff von Kahlenberg*, *In der Veranda*. Gewissermaßen eine Vorstufe zu Grün bildet *Josef Freiherr von Zedlitz* (1790—1862), auch ein Oestreicher (*Todtenkränze*, *Das Waldfräulein*): er eröffnete in der östreichischen Lyrik die Bahnen, die auf den geistigen Fortschritt, auf Vernichtung alles Dunkelwesens führen sollten. Mit ungemein beißender Satire und einem stachligen Humor geißelte die vormärzlichen Zustände *Hoffmann von Fallersleben* (1798—1874) in seinen *Unpolitischen Liedern*, eine originelle, burschikose Persönlichkeit, Patriot vom reinsten Wasser, naiver Kinderfreund (*Kinderlieder*).

In gewissem Sinne zu den Freiheitssängern kann man auch rechnen den Grafen *Moritz von Strachwitz* (1822—1847) und *Julius Mosen* (1803—1867) insofern wenigstens, als ein freiheitlich-romantischer Kern in ihnen steckt, wenn derselbe auch zu keiner rechten Ausbildung kam. Mosen schuf neben seinen Gedichten auch Episches und Dramatisches. Eine jugendlich-glänzende Gestalt gibt Moritz von Strachwitz ab, ein Edelmann und Cavalier in jedem Sinne, ein Feind alles Gemeinen und Gewöhnlichen, glühend für Freiheit und Frauenliebe, mit einer gewissen ritterlich-romantischen Schwärmerei für die edleren Seiten des Mittelalters ausgestattet, die aber nicht unangenehm berührt, auch wohl gelegentlich mit etwas zu starkem aristokratischen Standesbewußtsein begabt. (*Lieder eines Erwachenden*, *Neue Gedichte*). Er steht etwa in der Mitte zwischen Platen und Grün, ohne jedoch in das volle Fahrwasser des Liberalismus einzulenken, wie letzterer. Von seinen oft herrlichen Gesängen seien genannt: Hymnus an den Zorn, der da beginnt:

> Kann mir Nichts die Harfe stimmen,
> Nicht die Liebe, nicht der Wein,
> Sei's das zornige Ergrimmen
> Ueber die Philisterlein;
> Schon erhebt sich's tausendtönig
> Riesenhaft in Wort und Ton:
> Zorn, du freier Liederkönig,
> Sei gegrüßt mir, Göttersohn.

An die Romantik (So bin ich endlich Dir entronnen, Stadt der Kritik und Politik) Wie gerne Dir zu Füßen, Sing' ich mein tiefstes Lied; Bringt Wein mir her, rothleuchtenden Wein, Stimmt an die weichste Musik; Mein altes Roß; Rolf Düring; Der gefangene Admiral sowie die schönen Terzinen auf Venedig.

Wenig Freiheitssängerisches an sich hat ein, wir möchten sagen, altes gemüthliches Factotum unserer Literatur, *Karl von Holtei* (1797—1880), dessen Romantik sich auf dem Bühnenleben der 20er und 30er Jahre aufbaute, Holtei, so recht der Typus jener Generation unseres Jahrhunderts, da die nationalen Hoffnungen durch die politische Reaction zertrümmert waren, und Viele sich mit schmerzlicher Resignation

vom öffentlichen Leben ab und einer Kunst zuwandten, die, fern von allem Hohen und Idealen, durch ihre harmlose Gemüthlichkeit Ersatz schaffen sollte für den herben Verlust. Am unbedeutendsten sind Holteis Dramen, bedeutender schon seine stark biographisch gehaltenen Romane (Die Vagabunden, Christian Lammfell, Ein Schneider, Noblesse oblige, Der Eselsfresser) sowie die Erinnerungen: Vierzig Jahre, am werthvollsten jedoch seine Gedichte, sowohl die hochdeutschen (Schier dreißig Jahre bist du alt) als seine Schlesischen Gedichte, in welchen er seiner östlichen Heimatprovinz zur Vertretung im Literaturrath unserer deutschen Stämme verhalf.

d. Oestreichs Spätromantiker.

Einen glänzenden Vertreter stellte die Romantik in Oestreich in Nicolaus Lenau (Nicolaus Niembsch Edler von Strehlenau 1802—1850), eine ausgeprägte lyrische Individualität wie Platen, Geibel, Chamisso, Uhland, Eichendorff, Anastasius Grün, Rückert und Heine, allen diesen an Bedeutung ebenbürtig. Zu den ausgeprägten Eigenheiten dieser großen Lyriker gesellte Lenau die seine, und zwar jene Wehmuth, jenen Schmerz, der in den echt Lenauischen Worten gipfelt: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig.“ Dieser Vers zieht sich wie ein dunkler Faden durch alle Dichtungen Lenaus hindurch, seien es nun die Gedichte, welche in allen Anthologien vertreten sind, seien es seine größeren epischen und episch-dramatischen Gedichte, wie die Albigenser, Savanarola, Faust, Don Juan. Lenau ist ein verstärkter Anschlag des Tons, den in unserer Literatur schon Hölty, Matthisson und Salis einmal, allerdings schwächlicher, angeschlagen hatten, aber die Poesie des neueren Dichters ist mächtiger, gehaltvoller und dürfte selbst diejenigen jetzt und in Zukunft noch anziehen, welche über die Motive des Lenauischen Weltschmerzes hinausgewachsen sind. Zumeist von Lenau seine Anregungen empfing ein anderer östreichischer Dichter, Alfred Meißner (geb. 1822) in seinen Gedichten, seinen Epen Ziska, König Sabal u. s. f.

e. Die Neu-Romantiker.

In neuester Zeit hat sich in unserer Literatur eine Richtung herausgebildet, welche wieder mehr an die Principien der Romantiker anknüpft, vielleicht in Reaction gegen die antiromantische Strömung der vergangenen Jahrzehnte, die man nicht gut mehr eine eigentliche Nachzüglerin der Romantik nennen kann. Ihre Vertreter sind es, die wir im Besonderen unter den Neu-Romantikern verstanden wissen wollen. An deren Spitze möchten wir Paul Heyse (geb. 1830) setzen, eine Künstlernatur, wie wenige in unserer Literatur, einen Poeten, dessen Hauptstärke mehr im Feinfühligen als im Starken, mehr im Psychologischen als im Leidenschaftlichen, mehr im Liebenswürdigen als im Erhabenen liegt. Vielleicht schließt der Leser schon hieraus, daß der Schwerpunkt eines solchen Poeten mehr in der sinnigen Lyrik als im packenden Drama, mehr in der zarten Novelle als in dem wuchtigen Roman liegen müsse. Und der Leser hat Recht. Am bedeutendsten ist Heyse außer in seinen Gedichten namentlich in seinen Novellen in Vers und Prosa, von denen bis jetzt nicht weniger als 13 Bände vorliegen. Auch zwei größere Romane verdanken wir Heyse: Die Kinder der Welt und Im Paradiese, umfassende bedeutende Gemälde unserer Zeit. Von seinen Bühnenstücken nennen wir: Elisabeth Charlotte, Hans Lange, Colberg, Alkibiades: sie sind mehr glänzende Charakterstudien als eigentliche Dramen. Ein Paul Heyse verwandter Geist ist Hermann Kurz (1813—1873), der Uebersetzer von Tristan und Isolde, schönheitsdurstig, wie Heyse, glühend wie dieser für die glänzenden und beglückenden Seiten des Erdendaseins, begeistert für die Ideale, die

dieses Glück erzeugen (Schillers Heimatjahre, Der Sonnenwirth, Romane). Im Gegensatz zu diesen lebensfreudigen optimistischen Dichtern steht ein solcher, den wir statt Vieler zum Beweise für die Existenz einer neuromantischen Schule anführen: Hans Herrig (geb. 1845). In ihm erwacht noch einmal die transscendentale Sehnsucht, welche die Romantik nach dem Christenthum zog, aber bei Herrig weniger nach dem Christenthum des Mittelalters, als vielmehr nach dem der Urkirche, nach ihrer Mystik, ihrer Schmucklosigkeit, ihrem Fanatismus. Herrig ist Mystiker, in Bezug auf das Leben wohl auch Pessimist. Daher seine Beschäftigung mit Stoffen wie Nero, Jerusalem, Geminianus (Polycarp) Alexius, denen er sich neben mittelalterlichen und nordischen wie Friedrich der Rothbart, Konradin und Harald der Wiking hingibt, seltener neben antiken und modernen (Alexander, Der Kurprinz) — alles Dramen, die einen echten und bedeutenden, wenn auch einseitigen Dichter beweisen und vielleicht noch mehr einen großen geschichtlichen Denker.

2. Der Orientalismus.

Rückert. Friedrich von Schack. Bodenstedt. Albert Dulk.

Einen Weisen in unsrer Literatur — so kann man Friedrich Rückert (1788—1866) kurz bezeichnen. Besingen Poeten wie Heine, Eichendorff, Storm das Beseligende der Liebe, preisen Dichter wie Grün, Geibel und Uhland die Freiheit, die Erhabenheit des Vaterlands und seiner Geschichte, huldigen Roquette, Hamerling und Heyse einem hellenischen Cultus der Schönheit, vertiefen andre Lyriker, wie Chamisso, Lenau, Mörike sich in andre Geheimnisse des Lebens und der Poesie — das Charakteristische bei Rückert ist, daß er im eigentlichsten Sinne des Worts ein Lehrer ist, ein Mann, der vieles im Leben erfahren hat und diese Erfahrung andern mittheilt, ein Didaktiker. Rückert ist sogar einseitig Didaktiker. Wir können seinen specifisch lyrischen Gedichten keinen übermäßig hohen Rang anweisen; sie sind nicht selten kühl, oft gekünstelt, der Dichter steht betrachtend über der Sache, nicht mitempfindend in derselben. Charakteristisch sagt er von sich selbst:

> Niemals trunken hab' ich nur
> Auch ein Wort geschrieben.

Und das sagt der Dichter in seinem Liebesfrühling, als er verliebt war und seine Geliebte, seine spätere Frau, besang. Kühl muthet auch, um noch ein Beispiel anzuführen, Rückerts berühmt gewordenes Liebeslied an: Du meine Seele, du mein Herz; eine Reihe geistreicher Vergleiche und Bilder, aber von lyrischer Glut keine Spur! Wie in der Liebeslyrik so bringt es Rückert auch in der Vaterlandspoesie über das Geistreiche nicht hinaus: seine Geharnischten Sonette sind die Ergüsse eines vom Patriotismus ergriffenen dichtenden, mannhaften Gelehrten, der aber auch als Patriot nicht aus der fremden angeborgten Form (des Sonetts) herauskommt, und in scharfem Gegensatze steht zu einem Körner, Schenkendorf, Kleist, die sich so recht in der vaterländischen, volksthümlichen Form wohlfühlen. Einen prägnanten Beweis dafür, daß er wenig Lyriker sei, liefert Rückert auch in den Kindertodtenliedern, Lieder, welche der Dichter schrieb, als ihm Ende 1833 und Anfang 1834 innerhalb weniger Wochen zwei Kinder starben: viele schöne Nummern (s. unsre Anthologie), aber im Ganzen und Großen nur Reflexives über die Sache, ein Spielen mit dem Gegenstand, das gerade bei dem Ernst desselben etwas fast Verletzendes hat, — Alles in Allem mäßige, auf jeden Fall ungleichartige Poesien, vierhundert und acht und vierzig

an Zahl, so daß man sich wundert, wie es dem Vater möglich war, seinen tiefen Schmerz ob des Todes zweier Lieblinge zu so ungeheurer Breite auseinanderzuspinnen. Nicht mit Unrecht ist es überhaupt erwähnt worden, daß Rückert zu viel schreibe; er dichtete eben Alles, was er erlebte, wie im Gegensatz dazu Goethe alles erlebte, was er dichtete. Daher in seinen Gesammelten Gedichten, in seinen Werken so vieles Unbedeutende neben dem Bedeutenden. Von den bedeutenderen Gedichten sind viele Eigenthum der Nation geworden; sie gehören aber meist der Empfindungslyrik nicht an: Der alte Barbarossa, Bedeckt mit Moos und Schorfe, Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen, Ich stand auf Berges Halde, Aus der Jugendzeit. Haben wir die eigentlich lyrische Begabung Rückerts somit etwas einschränken müssen, so können wir uns um so rühmender über seine Bedeutung als Didaktiker verbreiten, als welcher der Dichter als einer der ersten in unsrer Literatur dasteht. Und zwar ist besonders hervorzuheben, daß Rückerts Didaktik nie (wie z. B. die von Schefer, mit dem unser Poet den mystischen Pantheismus gemein hat) in Geschwätzigkeit ausartet: sie gibt die Sprüche ihrer Weisheit stets in knapper, präciser Form. Am großartigsten steht Rückerts Spruchpoesie da in der Weisheit des Brahmanen, einer Sammlung von Spruchgedichten, von der L. Salomon mit Recht aussagen konnte, daß „dieses Lehrgedicht den reichsten Schatz von Lebensweisheit berge, den bis jetzt ein deutscher Dichter in einem Werke niedergelegt habe, allerdings in so concentrirter Form, daß der Leser davon immer nur sehr kleine Dosen auf einmal zu sich nehmen könne." In diesen Spruchgedichten wandte sich Rückert, veranlaßt durch die Bekanntschaft mit dem Orientalisten Josef von Hammer, dem Orient zu, dessen Beschaulichkeit seiner reflexiven Beanlagung besonders zusagte, und dem der große Dichter von nun an in einer Reihe von Werken treu blieb. Schon vor der Weisheit des Brahmanen waren (1822) die Oestlichen Rosen erschienen, lyrische Gedichte in orientalischem Geiste gedichtet, die auch des Divan-Dichters Aufmerksamkeit (s. Anthologie) erregten. Im Stile der Weisheit des Brahmanen ist Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande. Freie Bearbeitungen sind: Die Makamen des Hariri, eines arabischen Dichters, Nal und Damajanti, eine indische Geschichte, die Hebräischen Propheten, Schi-King, ein chinesisches Liederbuch, Rostem und Suhrab, ein Abschnitt aus dem großen persischen Nationalgedichte Firdusis, dem Schach-Nameh, die Brahmanischen Erzählungen, Amrilkais, aus dem Arabischen und Hamasa, arabische Volkslieder. In dieser übersetzerischen Thätigkeit auf dem Gebiete der orientalischen Literatur hat Rückert, der die Bahn brach, eine große Nachfolge gehabt.

Mit den orientalischen Studien Rückerts eine gewisse, wenngleich nicht besonders innige Fühlung hat Adolf Friedrich Graf von Schack (geb. 1815), nicht nur einer gewissen Vorliebe für den Orient halber, sondern auch weil er das Riesengedicht Firdusis, dessen wir soeben Erwähnung gethan, den Schach-Nameh (Königsbuch) den Deutschen durch eine Uebertragung zugänglich machte, eine respectable und bedeutende Leistung. Andrerseits aber wächst dieser Mann weit über Rückert hinaus, nicht vermöge der Didaktik, denn von der besitzt Schack wenig, wohl aber vermöge seines besondren lyrischen und epischen Talents. Auf dem Gebiete des Gedichts und der Vers-Erzählung hat Schack Großartiges geleistet, und er würde auch vom Publicum schon jetzt zu unsren besten Poeten gerechnet werden, deren einer er ist, wenn — ja wenn Schack früher bekannt geworden wäre. Schack gehört zu jenen ernsten und keuschen Dichternaturen unsrer Literatur, von denen wir noch mehre, z. B. Gottfried Keller, den Novellisten, besitzen, welche die Kunst der Reclame verachtet haben, um sich einen

Namen zu machen, und deren sich die Winkelkritik, wenn sie sie nicht ignorirte, mit der gebräuchlichen Phrase entledigte, daß hier ein poetischer Aristokrat vorliege, der keinen Anspruch darauf erheben könne, bekannter zu werden, ein Urtheil, das, der verderblichen Angewohnheit in unsrer Literargeschichtsschreibung gemäß, statt aus den Quellen aus Kritiken zu schöpfen, dann in manche Literaturgeschichte überging. Derlei gewissenlose Urtheile nun haben ihre Grenzen: ein Genie bricht sich schließlich doch Bahn, wenn es ihm auch erst, wie dem Grafen Schack, gelingt, bekannt zu werden, wenn es schier 70 Jahre alt ist. Die Gesammelten Werke Schacks liegen jetzt in 6 Bänden vor und das Publicum kann seiner Verpflichtung diesem Poeten gegenüber am besten nachkommen, wenn es ihn liest und studirt. Diese Gesammelten Werke zeigen nun zur Genüge, daß wir es bei Schack keineswegs nur mit einem poetischen Aristokraten zu thun haben, wenn Schack auch einer von den Dichtern ist, die den Leser zu sich emporziehen. Er ist auch kein blos akademischer Dichter, denn er geht mit Liebe und Gründlichkeit auf die Probleme der Neuzeit ein, wie in den Nächten des Orients, einem philosophischen Poem von Goethe'schem Glanze und Goethe'scher Tiefe. Glutvoll und leidenschaftlich sind Schacks Gedichte und Weihgesänge gehalten, aber die Krone gebührt wohl seinen Epen und Romanen in Versen: Durch alle Wetter, Episoden, Ebenbürtig, Lothar, Die Plejaden, welche zu Perlen der modernen Epik gerechnet werden müssen. Auch in Trauerspielen und politischen Lustspielen hat sich Schack versucht, wenngleich dem Dichter das dramatische Fach ferner zu liegen scheint, als das epische und lyrische, dem Dichter, der sonst seinen rastlosen wissenschaftlichen Forscher- und Sammler-Fleiß auch in seiner berühmten Gemäldegalerie, in den drei Bänden Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien bethätigte.

Sehr beliebt im Publicum, aber ohne die Bedeutung weder Rückerts noch Schacks ist Friedrich von Bodenstedt (geb. 1819), beliebt namentlich durch die in vielen Auflagen erschienenen Lieder des Mirza-Schaffy. Eine eigentliche Originalität steckt in diesem Buche nicht drin; Bodenstedt bewegt sich in Goethes und Rückerts Bahnen, in letzteren, in den Weisheitssprüchen, die köstlich sind, mit entschiedenem Glück, im Liedertheile weniger erfolgreich, denn die Liebeslieder z. B. machen nicht selten einen erkünstelten Eindruck, es fehlt ihnen der Goethe'sche Gegenstand. Außer im Mirza-Schaffy warf sich Bodenstedt auch sonst poetisch und literarhistorisch (seine literarhistorische und übersetzerische Thätigkeit ist eine sehr umfassende) auf außerdeutsches Gebiet; sobald er aber Deutschland zum Boden seiner Werke macht, erhebt er sich nicht über das Niveau des Durchschnittsmaßes. Wir nennen von den exotischen Schriften noch Tausend und ein Tag im Orient und Ada, die Lesghierin, letztere ein episches Gedicht. — Zum Orientalismus kann man auch den genialen Dramatiker Albert Dulk (geb. 1819) rechnen, der sonst Fühlung mit den Kraftdramatikern hat und in phantasiereichen und glänzenden Stücken, wie Simson, Jesus der Christ die biblische Geschichte im Sinne von Renan und David Strauß dramatisirte.

3. Satire und Humor.

E. Th. A. Hofmann. Karl Weisflog. F. A. Apel. Heine. Börne. Mörike. Reinick. Kletke. Rudolf Löwenstein. Kopisch. Victor Blüthgen.

Die Romantik besaß in dem Kleeblatt Ernst Theodor Amadeus Hoffmann (1776—1822), dem Classiker der grotesken Spukgeschichte, Karl Weis-

flog (1780—1828) und Johann August Apel (1771—1816), welche beiden letzteren das Großartig-Barocke mehr ins Bürgerlich-Sentimentale übertrugen, ihre eigentlich humoristische Gruppe; sie erzeugte aber noch zwei weitere Humoristen und namentlich Satiriker, welche über diese drei um ein Bedeutendes hinausgingen, und zu eigentlichen Vernichtern der Romantik wurden, indem sie ihre Waffen der Negation gegen diese Romantik kehrten. Diese beiden waren Ludwig Börne (1786—1837) und Heinrich Heine (1799—1856).

Börne und Heine, die sich im Leben feindlich gegenüberstanden, gehören zusammen. Sowohl ihrer Begabung halber, die sie beide zu den bedeutendsten Satirikern aller Zeiten macht, als ihrer Stellung in unsrer Literatur halber, als des Objectes ihrer Kritik wegen, das schließlich sowohl in der Romantik bestand (Heines Romantische Schule in Deutschland), als in der ganzen Zeit, die auf 1815 folgte, welche Zeit die durch die französische Revolution geschaffne neuste freisinnige Strömung noch einmal in das mittelalterlich-feudale Bett des Absolutismus zurückzwängen wollte. Aber beide Schriftsteller ergänzen sich auch gegenseitig; bei Heine war in letzter Instanz doch mehr der Dichter vertreten, bei Börne der Publicist, bei jenem das Talent, bei diesem der Charakter. Börne war ein Charakter im schärfsten Sinne des Worts, ein edler, großgesinnter, mannhafter Kämpe für politische und Geistesfreiheit, für Männerwürde und Menschenadel; und wenn wir heutzutage eine freiere Luft athmen, wie zu Anfang des Jahrhunderts, so verdanken wir das mit Börne. Das sollte diesem echten Patrioten nicht vergessen werden! Das Hauptwerk Börnes sind die Briefe aus Paris, ein Meisterwerk erhabener Gesinnung, einer glänzenden Satire, allerdings mehr ernst als lachend, mehr furchtbar als scharf, nicht nur schneidig, sehr oft auch bissig, nörgelnd, ätzend. Diesem weinenden Philosophen gegenüber kann Heine als der lachende gelten. Sein Lachen vernichtete die Romantik, es kündigte den Beginn einer neuen Zeit an. Freilich deckte sich dieser Act der Vernichtung theilweise mit dem der Selbstvernichtung; denn Heine begann (in seinen Tragödien Almansor und Ratcliff) nicht nur als Romantiker, er blieb ein solcher vermöge seiner ganzen Individualität auch bis an sein Lebensende. „In Heine vernichtete die Romantik sich selbst“ — sagt Joh. Scherr mit Recht, auf dessen erschöpfendes Urtheil über Heine in der Anthologie wir den Leser übrigens auch an dieser Stelle verweisen. Heines Persönlichkeit ist oft und nicht mit Unrecht angegriffen; ein Charakter wie Börne war er nicht; aber es will uns scheinen, als ob das positive Resultat über Heine den Menschen am Ende doch noch günstiger ausfallen wird, als man nach den oft übertriebenen Anathemas der Gegner annehmen möchte. Kleiner wenigstens wird die Gestalt sich nicht machen lassen, wie es bisher geschehen, hoffentlich aber größer. Gewiß ist Heine ein Genie des Witzes, das diesem alles opfert; aber man hat über diesem Cultus, welchem der große Dichter allzu eifrig fröhnte, doch wohl auch vergessen, daß dieser Feuerstrom des Witzes oft aus dem Krater eines ungeheuren Schmerzes emporsteigt, eines Schmerzes über die unsäglich elenden Zustände Deutschlands und seiner Zeit (z. B. in Deutschland. Ein Wintermärchen.), welchem Schmerz man den Ernst nicht ganz wird absprechen können. Es fehlt diesem Gedicht, wie Heines Werken überhaupt, auch nicht an prophetischen Stellen von wunderbarer Tragweite, Stellen, die heut nach der Erfüllung weihevoll berühren. Heines Stellung in seiner Zeit ist fixirt, aber auch an seiner Stellung in allen Zeiten wird nichts mehr rütteln können; er ist einer der größten Satiriker (Reisebilder [Harzreise], Französische Zustände, Atta Troll, ein Sommernachtstraum) und einer unsrer größten Lyriker, Goethe darin ebenbürtig, so daß seine Lieder (Buch der Lieder, Neue Gedichte, Romanzero) zu nennen uns deren Bekanntschaft überhebt.

Ein Poet, der sonst immer in Verbindung mit der schwäbischen Schule genannt wird, ist Eduard Mörike (1804—1875), eine eigenartige Erscheinung unsrer Literatur, ein feiner, künstlerischer Kopf, geistvoller, originaler, tief empfindender Lyriker, eine keusche Dichternatur wie Poeten vom Schlage Storms, Kellers, Schacks, ein Mann, der es verschmähte, sich auf den Markt des Lebens zu drängen, demgemäß im eigentlichen Sinne des Worts nicht populär ward, es wohl auch nie werden wird, dem aber die Zukunft, sei es auch nur in einer ihm treuen Gemeinde, gehört. Mörike hat nicht viel geschrieben, aber was er gedichtet, wenn auch nicht durchweg vollendet, hinterläßt einen gediegenen Eindruck, gewährt bleibenden Genuß, die Gedichte, die Idyllen in Versen Der alte Thurmhahn, Idylle am Bodensee, das Märchen Das Stuttgarter Hutzelmännlein, die humoristische Novelle Mozart auf der Reise nach Prag, schließlich sein zweibändiger Roman Maler Nolten.

Der alleinstehenden Gestalt Mörikes stellen wir eine Gruppe von romanticistischen Humoristen gegenüber, welche sich mit Glück in die Sphäre des Kinderlebens zu versenken wußten und dieses Leid und Freud in Lied und Märchen Ausdruck zu geben verstanden: Robert Reinick (1805—1852) und August Kopisch (1799 bis 1853), ersterer nicht immer ganz frei von Manier, in welche die Kinderschriftstellerei überhaupt leicht verfällt; neuerdings mit sehr viel Beruf Hermann Kletke (geb. 1813. Ich geh durch einen grasgrünen Wald), Rudolf Löwenstein (geb. 1819), der sich auch in ernsten Gedichten höheren Genres (im Kladderadatsch) bewährte, und der talentvolle Victor Blüthgen (geb. 1844).

4. Religiöse Dichtung.

Albert Knapp. Spitta. Hagenbach. Gerok. Julius Sturm.

Auch die protestantische Liederdichtung blühte seit den Tagen der Romantik kräftig weiter. In Albert Knapp (1798—1864), einem Genossen der Schwabendichter, noch ein wenig zu pietistisch-engherzig; aber freier schon in Karl Johann Philipp Spitta (1801—1859. Psalter und Harfe), und Karl Rudolf Hagenbach (1801—1874): welch letzterer sich durch seine versifizirten Lutheranekdoten (Luther und Melanchthon, Luther und Frundsberg, Luther und der Fleischer) bekannt machte, gelungenen poetischen Erzählungen, wie alle diese geistlichen Dichter ihr Thema nicht nur im Lied, sondern auch in der epischen Gattung geringeren Umfangs zu erschöpfen suchten. Am bedeutendsten ohne Zweifel vertraten die religiöse Dichtung Karl Gerok (geb. 1815) und Julius Sturm (geb. 1816), zwei Dichter von hohem poetischen Schwung und tiefem sittlichen Ernst, Männer von humaner und echt christlicher Gesinnung. Geroks Palmblätter sind in vielen Auflagen berühmt geworden; Sturms Gedichtsammlungen Fromme Lieder, Neue fromme Lieder, Spiegel der Zeit in Fabeln verdienen es nicht minder. Ohne im Geringsten ein strengeres Christenthum nach seinen äußerlichen Satzungen hin zu verleugnen, legen Gerok und Sturm doch den Schwerpunkt auf den Kern der christlichen Lehre, auf das, was Lessing so schön als das Evangelium Johannis bezeichnete: Kindlein, liebet Euch untereinander! Sie sind keine Zeloten, vielmehr, bewußt oder unbewußt, Vertreter des Schleiermacherschen Geistes, der die echte Religiösität und Humanität als wahre Christusreligion betrachtete. In dieser Hinsicht treten unsre beiden Dichter Allem entgegen, was an Orthodoxie und Intoleranz etwa sein Haupt erheben will; sie haben aber Fühlung mit allen den Männern, die nicht nur die

Religion, sondern auch die Freisinnigkeit gewahrt wissen wollen. Gerok und Sturm sind nicht nur Christen, auch Menschen. Wie ersterer so schön sagt:

Doch, daß ich auch als Christ ein Mensch geblieben,
Es reut mich nicht.

5. Germanistische Richtung.

Richard Wagner. Jordan. Scheffel. Julius Wolff. August Becker. Edwin Bormann. Rudolf Baumbach. Franz Hirsch.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Romantik die Erforschung des deutschen Alterthums beförderte; die Germanistik verdankt der neuen nachclassischen Richtung ihr Entstehen. An diese germanistische Wissenschaft hing sich auch eine specifisch germanistische Poesie, die in einigen Vertretern sich mit der Poesie des neuen Reichs von 1870 vereinigte (Freytag, Felix Dahn). In dieser germanistischen Dichtung lassen sich mehre Richtungen unterscheiden, die Wilhelm Jordans (geb. 1819), die Josef Victor von Scheffels (geb. 1826) und die Julius Wolffs (geb. 1834). Erstere möchten wir die poetisch-philosophisch-pantheistische, die zweite die burschikos-humoristische, die letzte die Spielmanns-Richtung nennen. Alle drei, namentlich die erste, die sich dem ältesten, heidnischen Alterthum der Deutschen zuwendet, haben auch von den Bestrebungen Richard Wagners Nahrung empfangen (Der Ring des Nibelungen, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde, Meistersinger), dem sie sehr zu Danke verpflichtet sind. Zwischen diesen drei Strömungen laviren viele ältere und neuere Talente einher: August Becker (geb. 1828) im Jungfriedel der Spielmann, Edwin Bormann (geb. 1851) in den Schelmenliedern, Rudolf Baumbach (geb. 1841) in seinen Epen: Zlatorog, Horand und Hilde, Frau Holde, in seinen Liederbüchern: Lieder eines fahrenden Gesellen, Spielmannslieder, Von der Landstraße, Franz Hirsch (geb. 1844) im Aennchen von Tharau. Jordan ist in erster Linie Epiker; was er dramatisch geleistet hat (Durchs Ohr, Lustspiel, Die Wittwe des Agis, Trauerspiel), ist tadellos und auch bühnengemäß, kann aber keinen Anspruch auf Bedeutung und vor allen Dingen Originalität erheben. Zu lyrischen Thaten hat, wie der Dichter selbst bekennt, die Natur ihn nicht ausgerüstet; seine Andachten sind tiefsinnige und gedankenvolle Ergüsse eines bedeutenden, pantheistisch fühlenden Geistes, aber ausgestattet mit aller Schwerfälligkeit philosophischer Lyrik, ein Ballast, der auch Jordans epischem Demiurgos anhängt. Am bedeutendsten tritt Jordan ohne Zweifel als Epiker auf; er ist einer der größten Epiker unserer Zeit. Seine Nibelunge (Siegfriedssage, Hildebrants Heimkehr), die der als talentvoller Rhapsode bekannte Dichter selbst vortrug, entbehren der schlichten Einfachheit des mittelhochdeutschen Heldenbuches, und wir sind weit davon entfernt, Jordans Gedicht über das alte Epos zu stellen. Aber reizvoller, mannigfaltiger ist das neuere Epos jedenfalls, wenn auch diese Vorzüge oft auf Rechnung einer romantischen Schönfärberei, die den Nibelungen des 13. Jahrhunderts fremd ist, auf Rechnung der Effecthascherei gesetzt werden müssen. Jordan hat, wie auch Richard Wagner, das Verdienst, die ursprüngliche deutsche Mythe von Siegfried und Brünnhilde, wie sie uns in der nordischen Edda, die nach den Berichten „deutscher Männer“ abgefaßt wurde, erhalten ist, welche altheidnische Mythe im mittelhochdeutschen, christlichen Heldengedicht arg übermalt ist, — Jordan hat das Verdienst diesen mythischen Untergrund des riesigen Gemäldes wieder zu seinem Rechte gebracht zu haben.

Jordan beschäftigte sich übrigens nicht nur ausübend, auch als Kunstrichter eingehend mit der epischen Poesie; wenn er in seinen lesens- und beherzigenswerthen Epischen Briefen der epischen Gattung den höheren Rang vor den lyrischen und dramatischen Schwestern einräumt, so spricht der Dichter da allerdings pro domo. Hinweisen wollen wir auch auf Jordans wohl noch nicht genügend gewürdigte Uebersetzungen von Homers Ilias und Odyssee. Für Scheffel hat, wie ganz richtig bemerkt worden ist, das deutsche Publicum immer eine Art Schwäche gehabt; die Poesie des Gaudeamus, insbesondere der Lieder vom Rodenstein, die der Deutsche in seiner Jugend gesungen, haben in ihm auch für die weiteren Dichtungen des jovialen Sängers Thür und Thor geöffnet, wenn diese weiteren Liedersammlungen wie Frau Aventiure, Juniperus auch nicht auf der Höhe des früheren Werkes stehen. Scheffel als Liederdichter gebietet eben über ein begrenztes Feld, dafür aber auch um so unumschränkter. Eine bedeutende Gabe ist sein Roman Ekkehard, ein echt culturhistorischer Roman im Gegensatz zu vielen neueren, die, wenig verquicktes Gemisch von Dichtung und Culturgeschichte, mit Unrecht diesen Namen führen. Im Ekkehard ist das culturhistorische Material ganz im dichterischen aufgegangen, welches die Hauptsache ist und bleibt, aber doch so, daß, gleich der Legirung eines Metalls, das eingeschmolzene culturhistorische Material dem Guß eine neue Farbe verliehen hat. Wieder mehr an Gaudeamus klingt der fröhliche Trompeter von Säckingen an, ein kräftiges Gedicht, daß eine ganze Reihe Dichter zur Nachfolge reizte; zu diesen gehört auch Julius Wolff. Wolffs Epen (Der wilde Jäger, Till Eulenspiegel Redivivus, Der Rattenfänger von Hameln, Tannhäuser) sind vom Publicum bei ihrem Erscheinen alle mit ungemeinem Beifall begrüßt worden, den sie auch vermöge des vielen Reizvollen, das sie enthalten, verdient haben; da eine eigne Originalität und Individualität aus diesen Gedichten aber nicht spricht, so wird dieser Beifall vom Endurtheil der Literaturgeschichte wohl etwas gekürzt und auf das richtige Maß zurückgeführt werden.

6. Der wissenschaftliche Aufschwung.

Die Gebrüder Grimm.

Als eigentliche Schöpfer der germanistischen Wissenschaft kann man Jakob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) betrachten, zwei wackere deutsche Männer von seltener Art. Nicht daß sich nicht vor ihnen schon die deutsche Alterthumskunde geregt hätte; aber es waren noch schüchterne Anfänge ohne Methode und wissenschaftlichen Geist. Diese Anfänge reichen bis tief ins vorige Jahrhundert hinein, ja eigentlich noch weiter hinauf. Rudolf von Raumer zählt bereits zwei Perioden der Germanistik vor den Grimms, die erste vom Ende des 15. Jahrhunderts bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, von den ersten primitiven Bemühungen der Humanisten (Jakob Wimpheling, Konrad Celtes, Konrad Peutinger) bis zur Herausgabe des Codex argenteus (der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas) 1665, die zweite Periode von diesem Jahre bis zum Auftreten der Romantiker 1797. Aus dieser zweiten Periode ragen die Namen Bodmer und Myller hervor; ersterer gab Minnelieder und das Nibelungenlied heraus und letzterer heimste für eine gleiche That von Friedrich dem Zweiten die bekannte Antwort ein, die da besagte, daß der große König das alte Gedicht „für keinen Schuß Pulver werth halte und es aus seiner Bibliothek herausschmeißen lassen würde, sollte man das Buch in dieselbe hineinstellen!“ Ueber die noch mangelhaften Arbeiten dieser beiden Männer gingen um ein Bedeutendes

hinaus die dreier Männer, welche grade auf dem Höhepunkte ihrer Wissenschaft standen, als die Grimms in ihre Lehrjahre eintraten; es waren dies die Leistungen von Docen, Büsching und von der Hagen. Männer von Bedeutung alle drei, die sich aus den bloßen Anfängen ihrer Disciplin emporgearbeitet hatten und nach Methode und Begrenzung derselben rangen; aber noch haftete ihnen manches Schwerfällige ihrer Vorgänger an, die steife Manier, die Sucht nach veralteter Form: sie waren gleichsam Vertreter einer Generation, welche zwar in eine neue Zeit hineinragte, aber dennoch in einer früheren Periode wurzelte.

Da kamen die Grimms und mit ihnen ging die neue Zeit der Germanistik an, und zwar derart bahnbrechend, daß von dem Erscheinen von Jacob Grimms deutscher Grammatik, 1819, an die vierte Periode der deutschen Alterthumskunde, die der Blütezeit dieser Wissenschaft datirt werden konnte. Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß eine Darlegung der Fortschritte germanistischer Philologie bis zu genanntem Jahre, 1819, soweit dieser Fortschritt seit den ersten Jahren des Jahrhunderts sich vollzog, gleichbedeutend sei mit einer Darlegung des Lebens und Wirkens der beiden vortrefflichen Jünglinge. Es ist da ein Buch erschienen, welches dieses Leben und Wirken der Jugendzeit der deutschen Alterthumskunde beschreibt, der Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus den Jahren 1805 bis 1815. Herausg. von Herman Grimm (dem Sohne Wilhelms) und Gustav Hinrichs. Weimar, 1881 — einer der schönsten Briefwechsel unsrer Literatur, ein Buch, so ohne alle Prätension und Sentimentalität, und dabei in seinem schlichten Ton, seiner ehrlichen Gesinnung oft gradezu ergreifend. Nicht so einseitig ästhetisch, wie der Goethe-Schillersche Briefwechsel, sondern zugleich eine interessante Quelle für die Zeit des Aufschwungs der deutschen Nation, die ja auch den Aufschwung der germanistischen Wissenschaft in sich begriff, denn die Grimms waren nicht nur wackere deutsche Gelehrte, auch warmfühlende Patrioten, die an den Freuden und Leiden der Zeit thätigen Antheil nahmen, wie ja Jacob auch im ersten deutschen Parlament von 1849 mit tagte. Es ist schwer, aus der Fülle dieses Briefwechsels kurz die Bedeutung der beiden Grimms herauszuziehen; wir ergreifen gern Gelegenheit, dies an der Hand eines neueren Literarhistorikers, des Germanisten Reinhold Bechstein zu thun, der in einer soeben erschienenen Monographie Die germanische Philologie vorzugsweise in Deutschland seit 1870 (Leipzig, 1883) welche die fünfte neueste Periode der Germanistik beleuchtet, sich über die beiden Grimms, wie folgt, äußert (S. 5 und 6): „Beide Brüder studirten Jurisprudenz, beide waren durch Savigny angeregt und auf die streng historische Auffassung des Ueberlieferten hingeleitet worden. Jakob, der Sprach- und Kulturforscher, war der genialere, aus dem Vollen schöpfende. Wilhelm, der Philolog, der Herausgeber und Textkritiker, arbeitete mit dem Blick auf die Thatsächlichkeit, aber auch auf die ästhetische Bedeutung der Einzelerscheinung. Jacobs grammatische Leistungen gaben nicht nur speciell der deutschen Sprachforschung Halt und Sicherheit, sondern auch der allgemeinen Sprachforschung (Schlegel, Bopp, Wilh. v. Humboldt) vielseitige Nahrung, wie sie umgekehrt dieser benachbarten Disciplin ihren allgemeinen und umfassenden Charakter verdankten, ohne ihre historisch-philologische Tendenz einzubüßen. Grimms Grammatik, in einem entschiedenen Gegensatz stehend zu den üblichen Sprachlehren und namentlich zu den Anschauungen des noch immer hochangesehenen Adelung, bezweckte nicht die pädagogische Lehre und Regelung, sondern wissenschaftliche Unterweisung über das historisch Gewordene und literarisch Belegte . . . Jacob Grimm theilte mit seinem Bruder Wilhelm die Neigung zum Volksthümlichen; aus dieser Zusammenstimmung sind eine Reihe wichtiger Werke hervorgegangen (z. B. Märchen, Sagen). Hat sich

Jacob Grimm in seinem poetischen Sinne und in seiner genial sprudelnden Weise öfters auch hinreißen lassen, ursprünglich Deutsches und Heidnisches zu erblicken, wie in der Thiersage, in der Entstehung des Dramas, in vielen mythologisch scheinenden Volksüberlieferungen, wo später andere Resultate sich ergaben, so regte er doch mächtig und nachhaltig an zur Werthschätzung des Volksthums und zur Erfassung des Unscheinbaren und Naheliegenden im Leben, Brauch und Glauben der Menschen. Durch sein Hauptwerk, die Grammatik, war der deutschen Philologie eine feste, wissenschaftliche Grundlage gegeben. Erst von jetzt an kann sie den Namen einer vollgültigen Wissenschaft beanspruchen. Freilich bedurfte es hierzu auch streng philologischer Mitarbeit, und diese übernahmen außer Wilhelm Grimm, wie wir schon andeuteten, vor allen Lachmann und Benecke. Dankten die Grimm dem Studium der Jurisprudenz vieles, so hat Jacob hinwiederum auf diese Disciplin, namentlich durch seine Rechtsalterthümer, bedeutend eingewirkt. Das große Hauptwerk ihres späteren Lebens, das deutsche Wörterbuch, hinterließen die Brüder unvollendet, doch ist seine Weiterführung berufenen Händen anvertraut." (Rudolf Hildebrand, Weigand, Heyne, Lexer.)

Schopenhauer. Hieronymus Lorm. Herbart.

Während an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts unter den Philosophen der Name Kants glänzte, ein Name, den, nach Friedrich Hebbels trefflichem Ausspruch wohl unser ganzes Jahrtausend als Aufschrift tragen wird, hat als Philosoph des 19. Jahrhunderts Arthur Schopenhauer (1788—1860) Bedeutung gewonnen. Schopenhauer ist der Philosoph des Pessimismus, eine Weltanschauung, die nicht neu ist, ihre Wurzeln vielmehr schon im buddhistischen Indierthum hat, der aber in unserem Jahrhundert die Zeitströmung so zu gute kam, daß Schopenhauers Philosophie vielfach populär ward. Nicht zu unterschätzen ist wohl auch der Umstand, daß die fünf Jahrzehnte nach den Freiheitskriegen mit ihren trüben öffentlichen Zuständen einen sehr fruchtbaren Boden für eine Philosophie lieferten, die das Höchste in der Abkehr vom Leben, in der Verneinung des Daseins, erblickte. In den neuesten Tagen schließlich ist der indischen Weltanschauung eine gewisse kirchliche Rückwärtsbewegung auf das Katholisch-Mystische sehr zu Statten gekommen: denn Schopenhauers Lehre erfreut sich, im Gegensatz zur Kant-Fichte'schen, die man eine modern-freisinnige nennen kann, des Rufes einer specifisch christlichen Philosophie, als einer Philosophie, die den Schwerpunkt vom diesseitigen Leben in ein Jenseits verlegt. Seit dem politischen Aufschwung der deutschen Nation ist der Schopenhauerschen Philosophie wohl der Boden mehr entzogen: für ein aufstrebendes Geschlecht ist diese Philosophie, welche die Thatkraft lähmt und die Reflexion über die Dinge und ihren directen Unwerth zu sehr fördert, nicht geeignet. Dagegen möchten wir uns gegen die Ansicht erklären, welche dieser Lehre, der ja eine Berechtigung nicht wird abgesprochen werden können, den sittlichen Charakter hat entziehen wollen: ein sittliches Moment ist entschieden in ihr enthalten.. Denn Schopenhauers Pessimismus entspringt keinem frivolen Verneinen des Ernsten im Leben, sucht keinen Ersatz im Taumel des Vergnügens dafür, ist durchaus nicht blasirt, sondern lehnt dieses Dasein eben ab, weil es in ihm nichts Werthvolles hat entdecken können. Gerade in einer Zeit, die vielfach in einer leichtsinnigen Bejahung des Daseins, im Vergnügen aufgeht, kann, wenn auch nur negativ, eine Philosophie mit Nutzen wirken, welche so recht eigentlich zum Entsagen von der Eitelkeit der Welt auffordert. Zudem ist Schopenhauer, namentlich im Gegensatz zu Kant, ein Philosoph, der sich

einem weiten Leserkreise erschließt vermöge der Klarheit und Allgemeinverständlichkeit seiner Darstellung.

Schopenhauer hat auch in der Poesie seine Spuren hinterlassen. Wir besitzen eine ganze Dichtergruppe, die bemüht gewesen ist, seine Nichtigkeitslehre in Verse umzusetzen, am seelenvollsten und ergreifendsten wohl Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann, geb. 1821). Auch darf hier Richard Wagner nicht vergessen werden, der den philosophischen Pessimismus in die Form der alten Mythen- und Sagenwelt goß (Ring des Nibelungen, Tristan und Isolde, Parsifal).

Eine so zu sagen mehr formale Bedeutung hat die Philosophie von Johann Friedrich Herbart (1776—1841), ein Denker, der aus der Schule Immanuel Kants hervorging und die Weltweisheit als eine Bearbeitung der Begriffe auffaßte, in gewissem Sinne eine gesunde Reaction gegen Schopenhauers Pessimismus, wie man denn jetzt wieder zu der idealen Philosophie des Königsberger Weisen zurückzukehren beginnt.

Die Literatur der Gemeinheit.

Anführen müssen wir hier, wo wir am Ende der Nachwirkungen des Classicismus und Romanticismus stehen, eine Reihe von Erscheinungen, welche sich dem Weiterarbeiten dieser Strömungen entgegenzustemmen und ihm, begünstigt durch die politische Reaction, durch Verflachung, Charakterlosigkeit, Speculiren auf ein fades Unterhaltungsbedürfniß, Zerstörung alles Edlen und Hohen die Spitze abzubrechen suchten, so daß man diese Literatur ein Recht hat als die der Gemeinheit zu bezeichnen. Führt doch einer ihrer Koryphäen, der unter dem Namen Clauren bekannte Romanschriftsteller, als Brandmal die Bezeichnung, das ihm Gutzkow aufdrückte, mit Recht: ein Genie der Gemeinheit. Diese Prangerstellung in unsrer Literatur theilten noch Viele, wir verweisen nur auf den liederlichen Kotzebue, ein großes Talent, wie es denn an Talent den wenigsten von diesen Leuten fehlte, Kotzebue, der dieser Literatur auch das Theater eroberte. Sonst nennen wir noch Raupach, Julius von Voß, Karl Töpfer, van der Velde u. a. m. Auch die besseren unter ihnen leisteten der Literatur der Gemeinheit dadurch Vorschub, daß sie nur Unterhaltung, und zwar eine sehr niedere, zu bieten versuchten.

III. Der national-politische Aufschwung.

1. Dichter der Freiheitskriege.

Schenkendorf. Körner.

Wie befreiend muthet es an, aus der Sphäre, die uns in dem letzten (Zwischen-) Kapitel umgab, unter die Dichter der Freiheitskriege zu treten, namentlich zu zwei so jugendlich-reinen, hoch-idealistischen Gestalten, wie die Max von Schenkendorfs (1783—1817) und Theodor Körners (1791—1813), Jünglingsgestalten vom edelsten Feuer, von einer begeisternden Liebe für alles Schöne, Hohe und Herrliche durchdrungen, wie sie in unsrer Literatur (Wilhelm Hauff, Strachwitz) gottlob! nicht selten gewesen sind. An den Flammen der preußischen Erhebung von 1813 entzündete sich die Flamme ihrer Kunst; der Kampf gegen die Franzosen, an dem sie beide theilnahmen (der Sänger von Leier und Schwert, Körner, starb bekanntlich den Heldentod fürs Vaterland), bildet den Mittelpunkt, um den sich all ihr Sinnen und

Dichten dreht. Er lieh auch ihrer Kunst Inhalt. Es ist ganz mit Recht hervorgehoben worden, wie sehr Körners Gedichte, die unter dem Eindruck der Erhebung von 1813 entstanden, von den Werken abstechen, die er vorher schrieb: dilettantische Versuche diese, ohne tiefen Werth, auch seine Dramen (Hedwig, Rosamunde, Zriny), die weiter nichts wie gute Copien Schillerscher Stücke sind; herrliche Kriegsgesänge, volksthümliche Lieder jene, hie und da noch etwas stark schäumend, aber den besten Vaterlandsgedichten ebenbürtig zur Seite stehend, die wir besitzen, unsterblich auf jeden Fall, der kurze Rausch einer kühnen Jünglingsbegeisterung, die schnell abbricht, auf dem Schlachtfelde dahingerafft. . . . Theodor Körner fehlte im Siegeseinzuge; dafür setzte Schenkendorf sein Werk fort, der Dichter des Sieges, wie Körner des Kampfes, ein Jüngling-Mann, dem, da der Streit vorbei war, da ihm des Vaterlandes Freuden winkten, nach der Knechtschaft, nach dem Streit, da er ausrief in dem von Jubel überströmenden herrlichen Liede

„Vaterland, ich muß versinken
Hier in deiner Herrlichkeit.
Wo die hohen Eichen sausen,
Himmelan das Haupt gewandt,
Wo die starken Ströme brausen,
Alles das ist deutsches Land" —

dem da das neue Reich, das geeinigte Deutschland vorschwebte, in dämmerhaften Umrissen, noch romantisch verschwommen, mittelalterlich, das deutsche Reich in alter Macht und Herrlichkeit, mit „des Kaisers heiliger Pracht" . . .

2. Die liberale Agitation in der Dichtung.

Freiligrath. Herwegh. Karl Beck. Kinkel. Prutz. Dingelstedt. — Wolfgang Menzel. Gutzkow. Laube. Gustav Kühne. Theodor Mundt. Ludolf Wienbarg.

Richtete sich die politische Dichtung zur Zeit der Freiheitskriege gegen den äußern Feind, so kämpfte sie in den Jahrzehnten nachher, vornehmlich unter dem Eindrucke der beiden französischen Revolutionen von 1830 und 1848, gegen die hemmenden Mächte im Innern. Die Männer, welche diesen Kampf durchführten, lassen sich unter dem Namen der politischen Lyriker und der Dichter des jungen Deutschlands zusammenfassen.

Zu den politischen Lyrikern rechnen wir Ferdinand Freiligrath (1810 bis 1876), Georg Herwegh (1817—1875), Karl Beck (1817—1879), Franz von Dingelstedt (1814—1881), Gottfried Kinkel (1815—1882) und Robert Prutz (1816—1872). Ohne Zweifel am bedeutendsten unter diesen, sowohl als politischer Lyriker wie als Dichter überhaupt steht Freiligrath da (Gedichte, Zwischen den Garben, Glaubensbekenntniß, Ça ira. Sechs Gedichte, Neuere politische und soziale Gedichte, Neue Gedichte), welcher durch seine allbekannten Gedichte wie „Der Löwenritt", „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", „Gesicht des Reisenden", „Der Mohrenfürst" der deutschen Literatur ein exotisches Element zuführte, ein Element glühender, afrikanischer Farbenpracht, wozu den Dichter möglicherweise die tropischen Schilderungen anregten, die sein Landsmann Grabbe in seinen „Gothland" einflocht, Grabbe, dessen Tod Freiligrath in einem pompösen, tiefgefühlten Gedichte feierte. Freiligrath steifte sich nicht, wie manche politischen Lyriker, auf diese Lyrik allein, er war kein Unversöhnlicher, und als eine

neue große Zeit anbrach, besang er die nationale Erhebung des Jahres 1870 in aufrichtigen Tönen (Die Trompete von Gravelotte, An Wolfgang im Felde, Hurrah, Germania u. s. w.). Doch nicht nur das grelle Colorit fremdartiger Stoffe steht Freiligrath zu Gebote, auch die schlichte Färbung heimischer Gesänge, ein tiefes, deutsches Gemüth, das sich in Liedern ausspricht wie „Die Auswanderer", „Die Bilderbibel", „Der Tod des Führers", „An meine Tochter", „So laß mich sitzen ohne Ende", „O lieb so lang du lieben kannst", „Die Tanne", „Der Blumen Rache", sowie in dem ergreifenden Liedercyclus „Der ausgewanderte Dichter". Freiligrath hat sich auch als ein hervorragender Uebersetzer aus dem Englischen und Französischen bewährt, wie die Uebertragung von Liedern Victor Hugos und Robert Burns, von Longfellows Hiawatha beweisen. Ungleich fanatischer als politischer Lyriker ist Herwegh, aber auch um so phrasenhafter; seine Gedichte eines Lebendigen machen oft den Eindruck, als ob sie nicht die Schöpfung einer kräftigen Begeisterung als vielmehr die einer künstlich überhitzten Aufregung seien (Reißt die Kreuze aus der Erden, Kreuze sollen Schwerter werden, Gott im Himmel wird verzeih'n). Theilweise auf sociales Gebiet wagte sich Karl Beck (Lieder vom armen Mann); Beck schrieb außer diesen Liedern auch nichtpolitische und zwar sehr seelenvolle, auch Episches, in welchem der Poet uns zum Theil in die ungarische Pustha führt; wie es überhaupt betont werden muß, daß viele der Dichter (wie ja auch Freiligrath), die sich der liberalen Propaganda in die Arme warfen, dies keineswegs ausschließlich thaten, sondern auch außerhalb der revolutionären Dichtung eine beachtenswerthe Thätigkeit entfalteten. So auch Kinkel und Prutz; ersterer ist als Dichter der ungemein sinnigen Epen Otto der Schütz und Der Grobschmied von Antwerpen, auch als Verfasser einer Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern bekannt, und von Prutz rühren feinfühlige Liebeslieder (Buch der Liebe) sowie eine ganze Reihe literarhistorischer Werke her: Der Göttinger Dichterbund, Geschichte des deutschen Journalismus, Ludwig Holberg. Sein Leben und seine Schriften, Die deutsche Literatur der Gegenwart, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Dingelstedt gehörte nur während einer Periode seines Lebens den politischen Lyrikern an, und zwar durch seine Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters.

Eine energische und beachtenswerthe Stellung nahm neben diesen Poeten Karl Gutzkow (1811—1878) ein, eine Erscheinung, die zu denjenigen unsrer Literatur gehört, welche so sehr in ihrer Zeit aufgehen, daß die spätere Zeit nur noch ein historisches Interesse an ihnen haben kann. Er begann seine Laufbahn unter der Aegide des Literarhistorikers Wolfgang Menzel (1798—1873), des Goethe-Verächters, emancipirte sich jedoch von diesem und ward, wenn auch nicht direct das Haupt, so doch jedenfalls der Bedeutendste jener Gruppe von Schriftstellern, die man unter dem Namen des jungen Deutschland zusammengefaßt hat, und von denen wir hier den Dramatiker Heinrich Laube (geb. 1806) nennen, den noch lebenden Gustav Kühne (geb. 1806), Theodor Mundt (1808—1861) und Ludolf Wienbarg (1802—1872) der durch seine Aesthetischen Feldzüge der Theoretiker dieser Literaturgruppe ward. Gutzkow war eine Natur, die ihre Zeit verstand und durchschaute, und an sie mit der ganzen Gesinnungstüchtigkeit eines echt liberalen Geistes herantrat; aber er war zu sehr Publicist, zu wenig Künstler, um diese Zeit, ihr Wollen und Streben bleibend auf die Nachwelt bringen zu können. Wir sind weit entfernt davon, ihm die Poesie abzusprechen, aber es fehlte ihm jene Ruhe und Souveränetät des Künstlerschaffens, jene Harmonie des Künstlergeistes, jenes Behagen des Künstlerlebens, ohne die ein wirkliches Kunstwerk nicht entstehen kann.

Im rastlosen Kampf für die Tendenz ging fast all sein poetisches Schaffen unter, das an sich noch so bedeutend ist, daß er uns in seinen beiden großen Zeitromanen Die Ritter vom Geiste und Der Zauberer von Rom Scenen von bleibendem Werthe geschaffen hat. Seine vielgespielten Dramen sind von geringem Werthe; am meisten Werth kann noch das Trauerspiel Uriel Acosta beanspruchen.

3. Local-patriotische Dichtung.

Auerbach. — Jeremias Gotthelf. Gottfried Keller. Konrad Ferdinand Meyer. — Gebrüder Stöber. — Raimund. - Anzengruber. Rosegger. — Franz von Kobell. Karl Stieler. Hermann von Schmid. Ludwig Ganghofer. — Adolf Böttger. — Theodor Fontane. Willibald Alexis. — Annette von Droste. Levin Schücking.

Einen besonders reichen Schatz an Dichtern besitzt unsre neueste Literatur auf dem Gebiete der local-patriotischen Dichtung, welche Dichtung sich übrigens oft in die Dialekt-Dichtung, die wir im nächsten Kapitel behandeln, verläuft, so daß beide verwandte Richtungen nicht immer genau zu scheiden sind. Wir ordnen die Dichter naturgemäß nach den Landschaften und beginnen mit dem Süden.

Der Schwarzwald sandte uns Berthold Auerbach (1812—1882), den Dorfgeschichtenschreiber par excellence, den Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten, der Erzählungen Barfüßele, Josef im Schnee, Edelweiß, auch verschiedener größerer Romane, die aber schon aus dem Kreise der Dorfhistorie heraustreten. Was besonders an Auerbach hervorgehoben werden muß, ist die freisinnige humane Denkweise, die philosophische Höhe seiner Weltanschauung, die er vertritt und die man bei Dorfgeschichtenschreibern (z. B. bei Gotthelf) leider oft vermißt. Dagegen ist seinen Gestalten aus dem Bauernleben nachgesagt worden, und mit Recht, daß sie alle ein wenig sehr salonfähig gemacht seien. Diesem sonntäglichen, geputzten Wesen steht nun gegenüber

Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius 1797—1854), den uns die deutsche Schweiz geschenkt hat. Gotthelf verfällt in den entgegengesetzten Fehler, wie Auerbach; seinen schweizer Bauern (Uli der Knecht, Uli der Pächter, Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet, Käthi die Großmutter, Leiden und Freuden eines Schulmeisters) merkt man ihre tägliche Beschäftigung zu sehr an, oder besser gesagt, man riecht sie ihnen an; denn nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß diese Personen alle nach dem Mist dufteten, dem Misthaufen, von dem es in der Anne Bäbi so charakteristisch heißt, „daß er das Herz eines Bauernhofs sei.“ Weit unter Auerbach steht Bitzius der Gesinnung nach; er „taucht seine Feder stets in theologische Galle“ und all seine Erzählungen sind nur Illustrationen zu einer keineswegs freisinnigen Tendenz. Dagegen steht Gotthelf, was realistische Gestaltenschöpfung, was Poesie anbelangt, nicht unter, vielleicht über Auerbach. — Die richtige Mitte zwischen den beiden genannten Richtungen der Dorfgeschichtschreibung hält der jetzt in Zürich lebende Gottfried Keller (geb. 1819) ein, ein Poet allerersten Ranges, sowohl durch seine Leute aus Seldwyla, eine Sammlung Novellen, deren schönste die Dorfgeschichte Romeo und Julie auf dem Dorfe ist, eine Perle unsrer Literatur, hoheitsvoll und doch so unendlich ländlich und örtlich treu gehalten, als durch seinen großen Roman Der grüne Heinrich und seine neuerdings erschienenen Gedichte. — Von Schweizern nennen wir noch Konrad

Ferdinand Meyer (geb. 1825) mit seinen kühnen, freiheitlichen Dichtungen Huttens letzte Tage, Jürg Jenatsch, Das Amulet, Der Schuß von der Kanzel.

Noch unter der französischen Fremdherrschaft sorgten die wackeren Gebrüder Stöber (August 1809—1884 und Adolf geb. 1810) dafür, daß im Elsaß deutscher Sinn nicht ausstarb (Alsabilder, Elsässisches Sagenbuch, Sagen des Elsaß, Drei-Aehren im Oberelsaß; Elsässer Schatzkästel).

Drei glänzende Poetennamen zieren im Besonderen Oestreichs literarischen Himmel, ohne doch für den allgemein deutschen an Leuchtkraft zu verlieren: Ferdinand Raimund (1790—1836), der Dichter der vielen noch jetzt gespielten romantisch-humoristischen Zaubermärchen, Ludwig Anzengruber (geb. 1839), der markige Dramatiker Oberöstreichs und Petri Kettenfeier Rosegger (geb. 1843), der sinnige Dichter der Steiermark. Raimund ist ein echter und rechter Dichter und Dramatiker, eine Natur voll Phantasie und Poesie, die es verstanden hat, eine von realistischer Kraft und Deutlichkeit strotzende Wirklichkeit an das Gebiet des Ueberirdischen, Märchenhaften derart anzuknüpfen, daß ein Ganzes, Organisches daraus geworden ist. Wie über dem letzteren Element ein Hauch zarter Idealität, so liegt über den menschlichen Scenen wieder der eines derben Humors, über dem Ganzen jedoch ein eigenthümlich elegischer Schatten, eine gewisse Trauer und Resignation des Daseins und der Philosophie über das Dasein, welch elegischer Schatten den Stücken etwas ungemein Anheimelndes und Sympathisches verleiht. Der Dichter versteht ausgelassen zu scherzen und weiß uns stets mit einer gesund-kräftigen Moral zu entlassen, aber er taucht uns auch in jenen Strom der Melancholie, welcher gerade einer humoristischen Lebensbetrachtung am ersten entspringt. Am meisten spricht diese Anschauung sich in den Liedern der Zaubermärchen aus, gleichsam den Parabasen derselben, in welchen Couplets der Poet gewissermaßen direct zum Publicum redet, welche Lieder ja Gemeingut geworden sind: wir nennen das Hobellied aus dem Verschwender (Da streiten sich die Leut herum, Wohl um den Werth des Glücks), „So leb' denn wohl du stilles Haus“ aus dem Alpenkönig und Menschenfeind und das Lied des Aschenmann (So mancher steigt herum, Der Hochmuth bringt ihn um) und das „Brüderlein fein“ im Bauer als Millionär mit seinem wehmüthigen Refrain: „Scheint die Sonne noch so schön, Einmal muß sie untergeh'n.“ Bekanntlich war Raimund selbst ein Erzmelancholikus und erlag einem solchen Anfall von Melancholie durch Selbstmord. Im humoristisch-menschlichen Theile seiner Handlungen überrascht der Dichter oft durch Genrescenen, die geradezu niederländisch genannt zu werden verdienen, wie die Scene in der Kohlenbrennerhütte im „Menschenfeind“, wo uns der Wirrwarr und Humor einer herabgekommenen, armen Familie in wunderbaren Farben vorgeführt wird. In dieser schöpferischen Seite berührt sich Raimund direct mit Shakespeare, von dem er eine Ader hat, aber nur eine Ader; denn der Versuch, den Oestreicher neben den Britten (in seinen phantastischen Lustspielen) zu stellen, muß als mißglückt betrachtet werden, weil dem humoristisch-menschlichen Theile der märchenhafte mit gleicher Deutlichkeit nicht gegenübersteht, überhaupt bei dem Facit der Raimundschen Zaubermärchen immer ein Ueberschuß an leerer Allegorie übrig bleibt. Ein Dramatiker, der wohl auch mit Shakespeare zusammengehalten worden ist, ist Anzengruber; aber, wen man ihn auch einen Shakespeare des Bauernschauspiels nennen kann, so wie Raimund einen Shakespeare des humoristischen Volksmärchens, so ist diese engere Begrenzung doch zugleich auch die Scheidewand, die beide, Anzengruber wie Raimund, von dem Britten trennt, in letzter Instanz auch der ungleich höhere Gesichtspunkt, die feinere Ausführung, über die Shakespeare gebietet. Dagegen muß dem Oestreicher

nachgerühmt werden, daß er in seinen Stücken (Der Pfarrer von Kirchfeld, Der Meineidbauer, Die Kreuzelschreiber, Der Gewissenswurm, Der ledige Hof) einen ernsten und energischen Ton angeschlagen hat, wie man ihn in Volksstücken bisher nicht gewohnt war. In neuster Zeit hat sich Anzengruber auch auf das erzählende Gebiet begeben und auch da Energisches geleistet (Launiger Zuspruch und ernste Red', Kleiner Markt, Allerlei Humore); freilich ist bei ihm alles massiger, knorriger, derber, auch düsterer als bei Rosegger, dessen Nebenbuhler er damit ward. Rosegger ist zarter, sinniger, weicher, feinfühliger, freilich nach unserm Gefühl nicht so gesund wie Anzengruber; in ihm steckt ein Zug von Mystik, Schwärmerei, Weltflucht, seine Personen präsentiren sich gern im Sonntagsstaat des Fühlens und Denkens. Er gleicht hierin Auerbach, während Anzengruber mehr Gotthelf gleicht. Ein Vergleich, der zeigt, daß die Gegensätze, die wir bei Auerbach und Bitzius oben hervorgehoben, sich auch hier wiederholen. Aus einer Reihe ungemein lieblicher Skizzen, Novellen und kleineren Erzählungen ragen die Schriften des Waldschulmeisters, eine größere Tagebuch-Erzählung hervor, sowie der Roman Der Gottsucher, letzterer die bedeutendste Leistung Roseggers bisher.

Auch Bayern hat ein paar hervorragende Poetennamen aufzuweisen. Nachdem Franz von Kobell (1803—1882) in seinen Liedern der bayrischen Pfalz zur Vertretung in unsrer Literatur verholfen hatte, erwuchs dem eigentlichen Bayern in Karl Stieler (geb. 1842) ein Dichter von Gottes Gnaden, der seine Poetenkraft sowohl in mundartlichen Liedern (Bergbleamln, Weils mi freut, Habts a Schneid, Um Sunnawend, Von Dohoam, A Hochzeit i den Berg) als namentlich in seinen hochdeutschen Hochlandsliedern und Neuen Hochlandsliedern bewährte, lyrischen Leistungen allerersten Ranges. Ein beliebter bayrischer Erzähler ist Hermann von Schmid (1815—1880) geworden, der seine ungemein liebenswürdigen Novellen theilweise für die Bühne bearbeitete: Die Z'widerwurz'n, Der Loder, Der Stein der Weisen. Derber, mehr ins Tragische hinein, geht Ludwig Ganghofer (geb. 1855) vor, ein kräftiges Talent: Der Herrgottschnitzer von Ammergau, Der Prozeßhansl.

Aus Mitteldeutschland sei Adolf Böttger (1815—1870) hier genannt, ein mehr formales Talent mit seinem Buch der Sachsen, welches die Geschichte der sächsischen ehemaligen Kurlande in Balladen- und Romanzenform erzählt.

Zwei treue Söhne der Mark Brandenburg, welche deren Vergangenheit mit einer besonderen Liebe schildern, und zwar so, daß auf sie bereits das Morgenroth der neuen Zeit, des neuen deutschen Reiches fällt, das aus dieser Landschaft hervorgehen sollte, sind Theodor Fontane (geb. 1819) und Willibald Alexis (Georg Wilhelm Heinrich Häring. 1798—1871), letzterer ein Dichter, der noch lange nicht genug anerkannt ist, ein historischer Romancier ersten Ranges, der Walter Scott der Mark Brandenburg (Cabanis, Der Roland von Berlin, Der falsche Waldemar, Die Hosen des Herrn von Bredow, Isegrim). Fontane wandte sich diesen historisch-preußischen Romanen wohl auch zu (Grete Minde, Schach von Wuthenow), dichtete auch Loblieder auf preußische Kriegshelden im schlichten Gleimschen Stile, seine Bedeutung liegt aber wohl mehr in der Wander-Erzählung, in seinen prächtigen Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

Das Land der rothen Erde, Westfalen, hat eine bedeutende Dichterin hervorgebracht, vielleicht die bedeutendste deutsche Dichterin überhaupt, Annette von Droste-Hülshoff (1789—1848), einen schöpferischen weiblichen Geist, der die Eigenheiten seiner westfälischen Heimat (s. S. 1047 der Anthologie) zu originellem,

oft ergreifendem Ausdruck gebracht hat, eine Fähigkeit, die auch durch die etwas einseitig kirchliche Gesinnung der Poetin nicht beeinträchtigt wird. Literarhistorisch mit ihr beschäftigt hat sich Levin Schücking (1814—1883), auch ein Sohn Westfalens, der bekannte und beliebte Romandichter.

4. Dialekt-Dichtung.

Fritz Reuter. Friedrich Eggers. Klaus Groth. Anton Sommer. Robert Rößler. Gebrüder Schumann.

Wie schon erwähnt, fließt die localpatriotische und die Dialektdichtung häufig in einander. Wir können bezüglich der letzteren vielfach auf die soeben genannten Schriftsteller verweisen und fügen noch einige hinzu, die uns mit mehr Recht in diesem wie im vorigen Kapitel zu stehen scheinen. Den niederdeutschen Volksstamm mit seiner plattdeutschen Mundart vertritt, soweit dieses Platt sich an Mecklenburg hält, namentlich Fritz Reuter (1810—1874), ja er hat dieser Landschaft des äußersten Nordens in Deutschland zuerst literarisch zur Beachtung verholfen. Reuter ist einer der beliebtesten Dichter unsrer Zeit und es ist wohl anzunehmen, daß sein Ruhm auch für die Zukunft bestehen wird. Freilich muß bei dem Jubel, mit dem man den niederdeutschen Sänger begrüßte, mit in Anrechnung gebracht werden, daß es wohl zunächst das Fremdartige und doch Urgemüthliche des Dialekts, die Idyllik der Handlung der Reuterschen Romane war, was das Publikum anzog, weniger das, was Reuter unvergleichlich bedeutender macht, die schlichte Macht seiner Poesie, die Tiefe seines Gefühls, die warme Humanität seiner Gesinnung. Eine in cultureller Hinsicht übersättigte Zeit wie die unsre wird stets dazu neigen, sich nicht nur allem bereitwilligst in die Arme zu werfen, was zur Schlichtheit und Einfachheit der Natur zurückführt, sondern auch allem, was von dem lebendigen Getriebe der Welt ab und in den Urzustand der menschlichen Gesellschaft, den des idyllischen Landlebens weist. So bildeten auch für den überreizten Gaumen der Spätrömer die Eklogen Vergils eine angenehme Abwechslung gegen die verfeinerte Genußsucht des Lebens und der Dichtkunst. Das muß bei der Beliebtheit Reuters mit veranschlagt werden. Außerdem ist auch darauf hingewiesen worden, daß ein Dichter in des Wortes erhabener Bedeutung (und ein solcher ist Reuter) die Verpflichtung habe, zu seiner Nation in der Sprache zu sprechen, die nun einmal zur allgemein gültigen, zur Schriftsprache erhoben ist, und nicht das Recht habe, sich auf die für Popularität feste Stütze der Mundart zu verlassen. Der Mundart dürfe immer nur eine Nebenstellung in der Literatur eingeräumt werden. Jedoch mag auf diesen letzten Punkt hier nicht ein so großes Gewicht gelegt werden, wo es sich um einen Poeten handelt, der der Anerkennung so sicher ist wie Reuter. Wer den Dichter will verstehen, mag in Dichters Lande gehen. Unvergängliches auch in den Augen der kritischer Denkenden hat Fritz Reuter jedenfalls geschaffen in seinen Olle Kamellen, namentlich in deren bester Erzählung Ut mine Stromtid mit ihren saftigen, vollblütigen Gestalten, namentlich der des Inspectors Bräsig, auch zum Theil in seinen schnurrenhaften Gedichten Läuschen un Riemels — Unvergängliches sicher, wenn auch vielleicht gerade das, was diesen Sachen so schnellen Beifall verschafft hat, die gemüthliche niederdeutsche Mundart, für spätere Zeit ein Hemmniß des Genusses sein könnte, wenn eben diese Mundart ihr Interesse im Publicum eingebüßt hat. Außer Reuter möge hier als Vertreter des Mecklenburger Platt genannt werden Friedrich Eggers (1819—1872), ein annoch wenig bekannter Dichter (Gedichte).

Einen warm gefühlten Nachruf auf Fritz Reuter (siehe die Anthologie S. 1055) schrieb Klaus Groth (geb. 1819), ein Vertreter des Holsteinischen Platt, der Dichter von Quickborn, Vertelln, Vaer de Gaern, Ut min Jungsparadies, Gedichten und Erzählungen in Prosa.

Aus der sonstigen Fülle mundartlicher Dichter, welche den Reichthum unserer deutschen Stammeseigenthümlichkeiten sowohl wie unsrer deutschen Sprache glänzend beweisen, nennen wir nur noch Robert Rößler (1838—1883), einen Vertreter Schlesiens, aus Thüringen Anton Sommer (geb. 1816), den gemüthlichen Dichter der Bilder und Klänge aus Rudolstadt, und aus Sachsen den schon früher erwähnten Edwin Bormann, welcher den Leipziger Dialekt bebaute (Mei Leibzig low' ich mir, Herr Engemann, Leibziger Allerlei) sowie die Schöpfer des Particularisten Bliemchen aus Dresden, die Gebrüder Paul (1856 — 1881) und Gustav Schumann (geb. 1851), die ein allgemein sächsisches Idiom herstellten (Bliemchen in der Schweiz u. s. f.).

5. Reichspatriotismus.

Bismarck. Oscar von Redwitz. Christian Friedrich Scherenberg. Ernst von Wildenbruch. Max Schneckenburger. Müller von der Werra. Fritz Hofmann. Hermann Grieben. Wolfgang Kirchbach.

Wir schließen mit zwei Richtungen unsrer neusten Literatur, welche unmittelbar Fühlung haben mit dem wichtigsten politischen Ereigniß der letzten Jahrzehnte, der Gründung des neuen deutschen Reiches: der des Reichspatriotismus und der der sittlich-historischen Dichtung. Beide lassen sich nicht streng von einander scheiden, sondern gehen vielfach in einander über. Wie man in gewisser Beziehung über die Bestrebungen von 1806 bis 1813 den Namen Stein setzen konnte, so auch über die von 1870 den Namen des Fürsten Otto von Bismarck (geb. 1815). Was Jahrhunderte lang, von den patriotischen, kultur-kämpferischen Sprüchen Walters von der Vogelweide an durch die deutsche Brust als Sehnsucht gezogen, was der Jammer der trübsten Zeiten, wie des dreißigjährigen Krieges, nicht hatte ersticken können, wofür seit 1815 die Deutschen gekämpft und gerungen, gesungen und geschwärmt, was 1849 in der Paulskirche durch die ernste Arbeit der besten deutschen Männer fertig war, und nur an der Schwäche eines Fürsten scheiterte, das gelang mit einem Schlage der Energie eines Mannes, Bismarcks: Die deutsche Einheit war fertig. So wenig die Bestrebungen vor und neben ihm an der Erkräftigung Deutschlands vergessen werden dürfen, so wenig dieses einen großen Mannes That, welche eine der größten in der Weltgeschichte ist, wie ihr Schöpfer einer ihrer größten Männer.

Der Erste, sehen wir von der Liederliteratur des Jahres 1870 ab, der das neue Reich begrüßte, gleichsam seine erste Frühlingslerche, war Oscar von Redwitz (geb. 1823), ein Dichter, der bis 1870 keinen guten Namen hatte, weniger seiner ziemlich todten Dramen (Philippine Welser, Der Zunftmeister von Nürnberg) oder seines unbedeutenden Romans Hermann Stark halber, als vielmehr deshalb, weil er in dem Epos Amaranth sich als ein Verherrlicher der Reaction bewiesen hatte, die in den fünfziger Jahren auf Deutschland lastete. Mit dem in Sonettenform geschriebenen schwungvollen Lied vom neuen deutschen Reich jedoch machte Redwitz diese Vergangenheit wieder gut, er betrat eine neue Bahn und man konnte diesem Dichter freudig zujauchzen, der in seinem neuen Epos nicht nur für eine große Zeit den rechten Ausdruck gefunden, sondern auch die Leiden der

Jahrzehnte vorher dichterisch und in freiheitlichem Sinne hatte zu Worte kommen lassen. Der neuen Bahn ist Redwitz bislang treu geblieben, sowohl in seinem Gedichte Odilo, deren Tendenz lautet: Der Menschheit Höchstes ist die Liebe, als auch in seinem durch und durch gemüthlichen Deutschen Hausbuch.

Eine ganze Reihe Dichter, ältere und neuere, reihen sich, den Reichspatriotismus pflegend, an Redwitz an; wir greifen nur einige heraus. Ein neues Genre begründete Christian Friedrich Scherenberg (1798—1881) in den Schlachtenepen Waterloo, Ligny, Abukir, Leuthen, Hohenfriedberg, markigen Kampfgemälden; allerdings ist dies Genre ein sehr begrenztes und leicht zu erschöpfendes. Auf diesem Pfade folgt ihm Ernst von Wildenbruch (geb. 1845) in den Schlachtepen Vionville, Sedan, Wildenbruch, der sich neuerdings auch mit einigen effectvollen Dramen (Die Karolinger, Harold, Der Mennonit, Väter und Söhne) die Bühne erobert hat, Stücke, die ein großes theatralisches Talent verrathen. Ob aus diesem, das mit einer gewissen Einseitigkeit auftritt, sich ein wirklich schöpferisch-dramatisches Talent entwickeln wird, bleibt jedoch abzuwarten. Von reichspatriotischen Lyrikern nennen wir den Verfasser der Nationalhymne gegen die Franzosen, der Wacht am Rhein, Max Schneckenburger (1819—1849), Friedrich Konrad Müller von der Werra (1823—1881), den Redacteur der Gartenlaube Fritz Hofmann (geb. 1813), (Drei Kämpfer, Festspiel) und Hermann Grieben (geb. 1822). Ein originales sich an das neue Reich anlehnendes dichterisches Unternehmen ist der Romancyclus Kinder des Reiches von Wolfgang Kirchbach (geb. 1857), einem sehr begabten jungen Talente, das sich schon in einem großen historischen Romane Salvator Rosa, in Märchen und Gedichten versuchte. Kirchbach führt uns kräftige, poetische Bilder aus dem neuen Reiche vor und zeigt, wie in den einzelnen Theilen desselben, in Preußen, Sachsen, Bayern, Thüringen u. s. f. die Reichsidee sich Bahn bricht, zeigt deren Kampf und Sieg. Der vielversprechende Cyclus ist noch nicht abgeschlossen.

Uebergang zur sittlich-historischen Dichtung.

Ewald Böcker. Wilhelm Jensen. Gebrüder Hart. Adolf Stern. Karl Kösting.

Wir verweisen noch auf folgende Dichter, als der Aufmerksamkeit werth, welche Dichter zugleich als Uebergang auf die des folgenden Kapitels gelten mögen. Ewald Böcker (geb. 1844) feierte in seinem Schauspiel Burggraf Friedrich die Anfänge der Hohenzollern; seine Trilogie Periander erregte gerechtes Aufsehen. Auch der begabte Wilhelm Jensen (geb. 1837) muß zu den Dichtern des neuen Reichs gezählt werden, er ist vorwiegend Romanschriftsteller, auch Lyriker und Tragiker (Der Kampf fürs Reich). Zwei junge starke Talente sind die Brüder Heinrich (geb. 1855) und Julius Hart, (geb. 1859) welche in ihren kritischen Waffengängen mit viel Kühnheit den Versuch unternommen haben, unsrer Zeit das wieder in Erinnerung zu bringen, was Dichtkunst ist und sein soll. Nicht nur einer unsrer geist- und gehaltvollsten Literarhistoriker (Fünfzig Jahre deutscher Dichtung, Zur Literatur der Gegenwart, Geschichte der neuern Literatur) auch ein hervorragender Novellist und Romancier (Die letzten Humanisten, Ohne Ideal) ist Adolf Stern (geb. 1835). Wir schließen mit einem Dichter, der soeben eine geschichts-philosophische Dichtung von der größten Tragweite hat erscheinen lassen, Karl Kösting (geb. 1842); diese Dichtung be-

titelt sich Der Weg nach Eden und stellt im Rahmen einer durch drei Generationen fortlaufenden Erzählung die Entwicklungsgeschichte des Germanenthums dar, wie sie zwischen den beiden Jahren 1776 — Gründung der nordamerikanischen Republik — und 1870 — Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserreichs — verlaufen ist. Kösting ist auch ein Dramatiker von ungewöhnlicher Begabung, wie sein Trauerspiel Zwei Könige beweist, das den Conflict zwischen Karl dem Großen und Desiderius behandelt.

6. Sittlich-historische Dichtung.

Gustav Freytag. Felix Dahn.

Während die Poesie Gustav Freytags (geb. 1816), welche von einem entschieden sittlich historischen Moment bewegt wird, doch zugleich einem universelleren Charakter sich bewahrt hat, indem sie nicht nur Fühlung mit der Germanistik und der Liebe für deutsche Vergangenheit behält, sondern auch mit der deutschen Gegenwart, mit den Literaturen fremder Völker (Dickens, den Franzosen u. s. w.), trägt die Dichtung Felix Dahns (geb. 1834) einen vorwiegend germanistischen Zug an sich. Einen Zug, der nicht immer frei von jener Ausartung der Liebe für deutsches Volksthum geblieben ist, die man Deutschthümelei genannt hat. Dieser stark germanistische Charakter prägt sich nicht nur in seinen gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten aus, (Dahn ist einer der hervorragendsten Kenner der germanischen Vorzeit) auch in seinen Dichtungen, vornehmlich seinen Romanen, an deren Spitze der großartige Kampf um Rom steht, ein Werk, das seinen Stoff aus der Zeit des Untergangs Spätroms genommen hat, welcher Untergang unter den Streichen der hereindringenden germanischen Völkerschaften erfolgte. Dieses Thema hat Dahn neuerdings, allerdings bedeutend abgeschwächter, wiederholt in den Kleinen Romanen aus der Völkerwanderung, von denen bisher zwei Bände (Felicitas, Bissula) erschienen sind. Formschön sind auch Dahns Gedichte, die in verschiedenen Sammlungen vorliegen; dagegen haben seine dramatischen Werke, in denen der Dichter sich theilweise als ein schneidiger Kulturkämpfer entpuppt, keinen Erfolg behaupten können.

Nicht ungern schließen wir mit Freytag unsre Literaturgeschichte ab. Weniger, weil er einer derjenigen deutschen Poeten ist, über welche die Neigung des Publicums am einstimmigsten entschieden hat, sodaß seine Werke zu den beliebtesten der zeitgenössischen Dichter gehören, seine Bilder aus der deutschen Vergangenheit, seine Biographie Karl Mathys, seine Technik des Dramas; seine theatralischen Arbeiten, die Lustspiele Die Brautfahrt und Die Journalisten, seine Schauspiele Die Valentine und Graf Waldemar, auch wohl seine Trauerspiele Der Gelehrte und Die Fabier; die Romane Soll und Haben, und Die verlorene Handschrift; schließlich sein umfassender Romancyclus Die Ahnen — sondern vornehmlich deshalb, weil wir in Freytag das Vorbild einer echten Künstlernatur, eines sehr ernsten Dichtergeistes erblicken, wie solche als Muster aufgestellt zu werden verdienen. Freytag hat nicht gerade (für die Weite seines Schaffens und Lebens) übermäßig viel geboten; er gab dafür aber auch wenig Nieten. Unser Dichter gilt als ein künstlerischer Aristokrat, ein Fingerzeig für unsre vielschreibende Generation, die sich zersplittert, statt sich zu vertiefen, wenn sie es nicht gar vorzieht, ihre kinderreiche Muse in den Dienst unkünstlerischer Zwecke zu stellen. Freytag ist ein Realist im besten Sinne des Wortes, aber sein Realismus kann als ein Damm hingestellt werden gegen jene zerstörende Flut in der Literatur unserer Tage, die man als Naturalismus gekennzeichnet hat. Freytag ist eben der Hauptsache

nach doch ein Idealist vom reinsten Wasser, wie es jeder Dichter sein muß, aber sein Idealismus ist ein solcher, der aus einer gesunden, haltbaren Grundlage hervorwächst, kein in der Luft schwebender, hohler. Freytag ist schließlich ein deutscher Dichter, kein Chauvinist, aber ein Dichter, der in der Erstarkung des nationalen Geistes die einzige Rettung für unsre Literatur erblickt; wenn er einmal geklagt hat: „Jetzt haben wir das deutsche Reich, welches wir Aelteren so lange ersehnt, und haben dazu eine ziemliche Dosis nationalen Hochmuths erhalten, aber die Abhängigkeit vom französischen Geschmack ist größer geworden, als sie vor 1848 war“ — gegen wen richtete sich diese Klage anders, als jene noch immer starke französirende Strömung unserer Tage, die nicht das Gute von jenseits des Rheins verlangt (das wäre ja nur zu billigen) sondern eben Alles, weil es französisch ist, auch seiner unedlen Bestandtheile halber, unter Hintansetzung und Unterdrückung alles guten Deutschen.

Aber wir wollen nicht mit einer Klage schließen, sondern getreu unsrer gegebenen Einleitung zur neuen Literatur mit einer freudigen Perspective. Auch diese soll ein Wort Gustav Freytags eröffnen, ein schönes Wort, das er anläßlich des 150jährigen Bestehens einer deutschen Zeitung 1881 in einem Artikel der Festnummer dieser Zeitung gesprochen hat. Es schließt passend nicht nur unsern literargeschichtlichen Ueberblick, sondern auch die Periode des nationalpolitischen Aufschwungs ab. Freytag sagt da: „Daß auf die große Erhebung im Kriege und auf übergroße und schnelle Arbeit in der Gesetzgebung hier und da Ermüdung gefolgt ist, das soll Niemand irren. Wer die große Zeit von 1866 bis 1871 mit unbefangenem Urtheil und offenem Gemüth durchlebt hat, der ist gefeit gegen allen Kleinmuth, ja selbst gegen dauernde Verstimmung über Unholdes, welches in dem neuen Staatsleben heraufwächst. Denn uns war vergönnt, das Größte zu schauen und an dem Menschenwürdigsten Theil zu haben. Gegen eine Welt von Feinden haben wir uns einen deutschen Staat geschaffen, eine sichere Grundlage für alle männliche Thätigkeit und jede männliche Tugend. Und die begeisterte Freude darüber wird erst dann völlig, wenn wir das Erworbene und Gelungene mit früheren Zuständen, mit den Verhältnissen unserer Jugend und dem Leben unserer Vorfahren vergleichen. Das ist es, was in der Geschichte fröhlich macht, und dankbar gegen Gott.“

Sach- und Personen-Register.

Die fett gedruckten Ziffern bezeichnen die Seiten, auf welchen die betreffenden Personen oder Sachen näher behandelt worden sind.

